



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

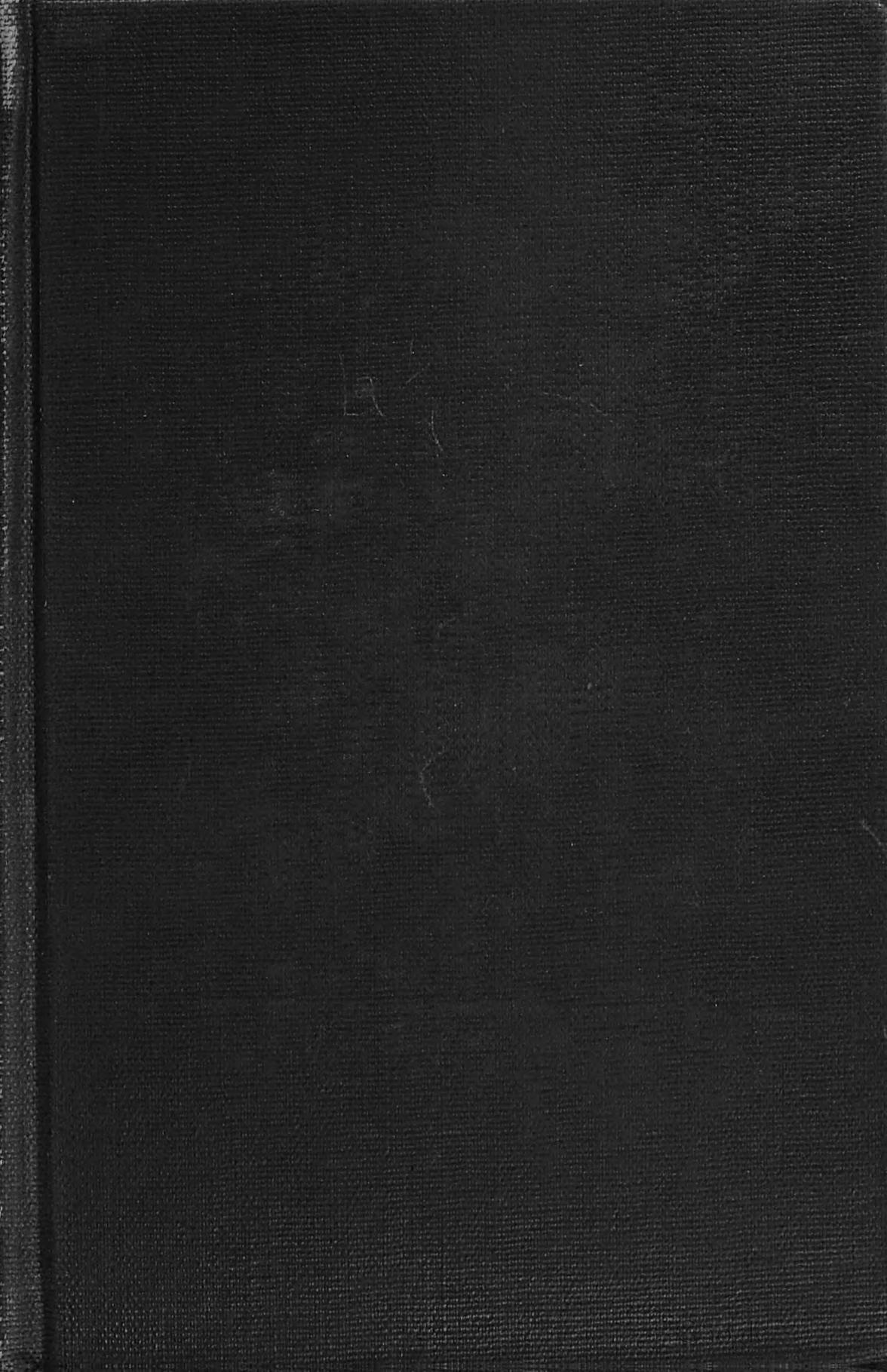
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



IONA.
BIB.

05

UNIVERSITY OF IOWA



3 1858 045 176 751

1. Jahrgang

1928

Gudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1928

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Gustav Jungbauer , Einführung	1—5
Dr. Karl Ehl , Adalbert Stifters Bauerntum	6—9, 51—54, 139—144, 185—192
Dr. Ernst Jungwirth , Zur Psychologie der nordmährisch-schlesischen Hirtendichtung	9—12, 55—58
Albert Wesselski , Der säugende Finger	12—17
Dr. Ernst Schwarz , Ein Beispiel volkskundlicher Flurnamensforschung	17—19
Josef Blau , Die westböhmisches Bettfedernhändler und ihre Geheimsprache	20—23
Dr. Eduard Winter , Volkstum und Volksart der Sprachinseldutschen im Karpathenland	23—25
Dr. Gustav Jungbauer , Die Volkskunde bei den Tschechen und Slowaken 26—29, 71—74, 111—115, 155—159, 208—215	26—29, 71—74, 111—115, 155—159, 208—215
Dr. Friedrich Hepp , Der Affenzins	29—32
Dr. Gustav Jungbauer , Heinrich Rietsch †	49—51
Riesl Otto , Rätsel und Brauchtum	58—61
Dr. Karl Schneider , Das Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe	61—71
Edith Lange , Das deutsche Bergmannslied in der Slowakei	89—93
Albert Wesselski , Das Totbeken	93—102
Alois John , Krimineller Aberglaube in Westböhmen	102—105
Karl Friedrich , Das Fangsteinspiel in der Gegend von Pödersam und Komotau	106—108
Adolf Südlhorn , Das Bauernhaus der Iglauer Sprachinsel	109—111
Dr. Anton Altrichter , Die Iglauer Bauernhochzeit 133—139, 192—208, 248—259	133—139, 192—208, 248—259
Dr. Bruno Schier , Steilgiebel, Volkswalm und „Käulende“ am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer	144—155
Franz Meißner , Sprichwörter aus dem Riesengebirge in mundartlichem Gewande	181—185, 259—265
Dr. Gustav Jungbauer , Dr. Adolf Hauffen (Zum 65. Geburtstag)	229—230
Dr. Rudolf Hadwich , Die heilige Kümmeris	230—248

398.05

594

v.1

Kleine Mitteilungen

	Seite
† Leonhard Thür, Dienstbotenlöhne im südlichen Böhmerwald	32—33
Karl Lichtenfeld, Übertragen der Krankheiten in die Erde	34
Dr. Josef Hanika, Besprechungsformeln aus dem Mieser Bezirke	34—35
Dr. Rudolf Rubitschel, Altes und Neues zur Volksethnologie	35—36
Dr. Anton Altrichter, Von der Bildung der Hausnamen	36—37
Dr. Rudolf Rubitschel, Roß und Pferd	75
Die Sage von der Entstehung der westböhmisches Heilquellen	75
Zu A. Stiflers Erzählung „Der beschriebene Tännling“	75
Emil Mauder, Der Leichenschmaus in Nieder-Gruppai	76
Die Staatsanstalt für das Volkslied	76—78
J. Maschel, Die Flurnamen der Gemeinde Holeischen bei Staab	115—116
Anton Klement, Der Blutfauger (Vampyr)	116—117
Karl Scheszejil, Blutsegen aus Salnau	117
Winke für Lichtbildaufnahmen von Bauernhöfen	118
Dr. Bruno Müller, Die Bedeutung der Backöfen für die Siedlungsgeschichte	119
Dr. Ludwig Herold, Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad (Tätigkeitsbericht)	119—120
Franz Weisfinger, Besprechungsformeln aus Frauental bei Prachatitz	159—160
Wenzel Peter, Strumpfbandla (Wierzeiler) aus der Gegend von Falkenau an der Eger	161
Dr. Viktor Mohr, Eine Grabinschrift aus der Slowakei	161
Die Flurnamensammlung in Schlesien	161—162
Zur Sommwendfeier	162
Karl Lichtenfeld, 's Frußln (Märchen)	215—216
Dr. Rudolf Rubitschel, Der Schnupferhammer	216—217
Dr. Karl Götz, Der Maitanz, ein wiedererstandener Volksbrauch im westlichen Erzgebirge	218
Julius Zug, Volkslied aus Dobřichau (Slowakei)	218
Volkskundliche Vorlesungen an der deutschen Universität Prag	219
Veos Janáček †	219
Dr. Ernst Hoher, Das Spiel vom Tode	265—266
Schlesische Scherzgespräche mit Endschlager	266—267
Theodor Schmela, Selbstgemachtes Spielzeug	267
Nikolaus HOLLINGER, Unbewußte Anwendung von Blausäure zwecks Ausrottung von Maulwürfen	267
Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden	268
Volkskunstkongreß in Prag	268
Andreas Korn, Ein Böhmerwaldweihnachtsspiel in Karpathenland	269
Zur Stoffsammlung	37—40
Umfragen	40, 78, 124—125, 167—168, 223, 269
Antworten	79—80, 120—124, 164—167, 219—223
Besprechungen	41—48, 81—88, 125—132, 168—180, 224—228, 270—276
Einlauf für das Archiv (bis 1. Juni 1928)	162—164
Abbildungen 49, 63, 65, 67, 70, 78, 79, 109, 110 (zwei Skizzen), 111, 118, 124, 125, 135, 148 (zwei Skizzen), 149 (zwei Skizzen), 150, 151, 167, 193, 207, 217, 229, 231, 233, 235, 237, 239, 241, 244, 245, 258	

14 Aug 31 ST

1.60

HERTZ

H. H. H.

H. H. H.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Anton Ultrichter (Jglau-Nikolsburg).

Richard Baumann (Neusattl bei Elbogen). Leo Benzing (Würbenthal). Dr. Alois Bergmann (Staab). Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). Oskar Bernerth (Sternberg i. M.). Josef Blau (Neuern). Anna Bönisch (Sedlnitz bei Freiberg i. M.). Josef Bürger (Kieindles bei Oberplan—Viebenau bei Reichenberg).

Th. Chmela (Ottau bei Krummou—Prag). Franz Eam Gallas (Friedland).

Heinrich Dreßler (Vinai bei Dauba).

Dr. Karl Ehl (Auffig a. E.).

R. K. Fischer (Gablouz). Karl Friedrich (Ledau bei Pödersam—Salzburg).
Dr. Ernst Führlich (Reichenberg).

Franz Göß (Poschau bei Bodenstadt). Dr. Karl Göß (Schönkind bei Heinrichsgrün). Adolf Güdthorn (Militau bei Schweizing—Pattersdorf bei Deutschbrod).

Josef Haas (Arnsdorf bei Letschen a. E.). Dr. Rudolf Hadwisch (Petersdorf a. d. Teß—Karlsbad). Johann Hahn (Schlaggenwald). Oskar Hanel (Altrothwasser bei Freiwaldau). Dr. Josef Hanika (Reichenberg). Dr. Ludwig Herold (Karlsbad). Dr. Ernst Hoyer (Prag). F. Ed. Grabe (Winterberg).

Alois John (Franzensbad). Dr. Gustav Jungbauer (Oberplan—Prag). Doktor Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Dr. Armin Klein (Prag). Anton Klement (Mißlholz bei Kalsching—Wien). A. König (Reichenberg). Andreas Korn (Gottschau bei Plan—Sinjak bei Munkacz). Dr. Rudolf Kubitschek (Prachatitz—Jglau). Dr. Hermann Kügler (Berlin). Leopold Kwičela (Olmütz—Bowel).

Edith Lange (Pimavská Sobota, Slowakei). Karl Bedel (Grünau bei Mährisch-Trübau). Karl Sichtenfeld (Reimeritz). Julius Lux (Dobichau—Budapest).

J. Maschek (Holeischen bei Staab). Emil Mauder (Nieder-Gruppai—Bodenbach). Franz Meisinger (Frauental bei Prachatitz). Franz Meißner (Niederlangenu bei Hohenelbe). Dr. Viktor Mohr (Söllnitz—Budapest). Dr. Bruno Müller (Reichenberg).

H. Nerad (Prag).

Biesel Otto-Hanika (Eger—Reichenberg).

Wenzel Peter (Königswerth bei Falkenu a. d. Eger). Franz Plöchl (Wilsen).

Dr. Friedrich Repp (Reichenberg—Reßmarf). Nikolaus Röllinger (Prag).

Emil Sacher (Hruschowan bei Komotau). Anton Schacherl (Plattetschlag—Budweis). Karl Schefezil (Salnau—Krummou). Dr. Bruno Schier (Hohenelbe—Prag). H. Schmidt (Prag). Dr. Karl Schneider (Hohenelbe). Josef Schott (Kladrau). Dr. Ernst Schwarz (Gablouz). Erwin Seidel (Prag). W. Stiansky (Kuttenschlag bei Neuhauß).

Dr. Gustav Treizler (Graslitß). Leonhard Thür † (Krummou). R. Turba (Aßch).

Dr. F. J. Umlauf (Auffig a. E.).

Albert Wesselski (Prag). Dr. Eduard Winter (Prag). Dr. Karl Winter (Troppau).

Karl Zimmermann (B.-Leipa).

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Borelova 10

1. Jahrgang 1928

1. Heft

Einführung

In den deutschen Ländern, Landschaften und Sprachinseln, die seit 1918 zu einem Bestandteil der Tschechoslowakischen Republik geworden sind und, was Böhmen, Mähren und Schlesien betrifft, mit dem wohl nicht ganz zutreffenden, aber bereits eingebürgerten Namen „Sudetendeutsch“ bezeichnet werden, waren schon vom Beginn des 19. Jahrhunderts an Kräfte an der Arbeit, um die volkstümlichen Überlieferungen zu sammeln und zu erforschen. Doch waren es meist nur einseitige Teilarbeiten oder schwache Ansätze. Bloß dem Volkslied schenkte man größere Beachtung, während andere Stoffgebiete ganz im Hintergrund blieben. Erst im Zusammenhange mit dem Ausblühen der wissenschaftlichen Volkskunde in Deutschland zu Ende der achtziger Jahre setzte zunächst in Böhmen eine geregelte, nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte volkskundliche Sammel- und Forschungstätigkeit ein, begründet durch den Altmeister der deutschböhmisches Volkskunde Univ.-Prof. Dr. Adolf Hauffen, der von 1894 an im Auftrag der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ und unter eifrigster und hingebungsvollster Mitwirkung der deutschen Lehrerschaft Böhmens eine Unmenge von Stoff aufbrachte, der bisher erst zum Teil seine Verarbeitung in den von Hauffen geleiteten „Beiträgen zur deutschböhmisches Volkskunde“ gefunden hat. Schon früher waren Zeitschriften auf volkskundlichem Gebiete tätig gewesen, namentlich die seit 1861 bestehenden „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“. Nun entstanden neue, die sich zum Teil fast ausschließlich der volkskundlichen Erforschung ihres landschaftlichen Umkreises widmeten. Eine besondere Zeitschrift für das ganze Gebiet war nicht nötig, zumal auch zwischen Böhmen einerseits und Mähren-Schlesien andererseits keine engere Verbindung bestand. Außerdem bildete neben der seit 1891 erscheinenden Berliner „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ die seit 1895 bestehende „Zeitschrift für österrische Volkskunde“ in Wien den Mittelpunkt für alle jene, welche ihre volkskundlichen Sammelergebnisse und wissenschaftlichen Untersuchungen aus der landschaftlichen Begrenztheit herausheben und allgemein zugänglich machen wollten.

Diese Verhältnisse haben sich mit dem Weltkriege und der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik wesent-

lich geändert. Von den Provinzzeitungen hatten die einen, hie und da schon vor dem Kriege, ihr Erscheinen eingestellt, andere konnten sich bei ihren beschränkten Mitteln nicht mehr in dem gewünschten Maße der Volkskunde widmen und bevorzugten mehr oder minder andere Stoffgebiete oder wurden zu Heimatkunden, in welchen die Volkskunde zuweilen weit hinter das schöne Schrifttum, die Geschichte, die Naturwissenschaften, das Bildungswesen u. a. zurücktrat. Aus der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ war im Jahre 1920 die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ geworden, die für die Sudetendeutschen an Bedeutung verlor. Mit dem Einleben in die neuen Verhältnisse war sich die weit über 3½ Millionen zählende deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakischen Republik nach und nach ihrer Schicksalsgemeinschaft und Volksgemeinschaft bewußt geworden, das deutsche Mähren und Schlesien rückte enger an das deutsche Böhmen heran und von hier aus wurde der Versuch unternommen, das Neuland, die Sprachinseln in der Slowakei und in Karpathenrußland, zu erschließen. Und so beginnt man heute auch schon einzusehen, daß nicht allein aus wissenschaftlichen Gründen, sondern auch zur Weckung des Gefühles der Zusammengehörigkeit und zur Stärkung des Volkstums eine erhöhte Tätigkeit gerade auf dem Gebiete der Volkskunde notwendig ist, die es mit dem Volksganzen und nicht mit einem landschaftlich beschränkten Gebiet zu tun hat. Eine ausgezeichnete Vorarbeit hat Dr. E. Lehmann mit seiner übersichtlich und anregend geschriebenen „Sudetendeutschen Volkskunde“ geleistet. Aber es fehlt noch immer an dem lebendigen Mittelpunkt zur Zusammenfassung aller Kräfte, die abseits vom politischen Tagesleben und über das engere Heimatgebiet hinaus an der Erforschung des eigenen Volkstums und damit an seinem kulturellen Aufbau mit-helfen wollen. Hier soll nun unsere Zeitschrift eintreten.

Die „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ hat zunächst zwei große Aufgaben der Wissenschaft zu lösen. Sie muß die volkskundliche wissenschaftliche Forschung pflegen und heben und zu den vorhandenen Mitarbeitern neue heranziehen, vornehmlich dadurch, daß sie alle, die ernstlich tätig sein wollen, planmäßig mit der einschlägigen Literatur bekannt macht und auf die wichtigsten Hilfsmittel zu weiterem Studium und tieferem Eindringen in bestimmte Stoffgebiete hinweist. Diese wissenschaftliche Arbeit darf nicht auf die Gegenwart allein beschränkt werden. Sie muß auch auf die Vergangenheit zurückgreifen und volkskundliche Quellen früherer Zeiten aufschließen. Sie muß auf unser ganzes Schrifttum eingehen und die darin enthaltenen volkskundlichen Werte feststellen. Mit der Pflege der historischen und literarischen Volkskunde ergibt sich von selbst die vergleichende Betrachtungsweise. Unsere Arbeit kann natürlich nicht in den Grenzen der sudetendeutschen Volkstämme eingeschlossen bleiben. Wenn auch das sudetendeutsche Stoffgebiet in erster Reihe gepflegt werden wird, so muß doch auch die Brücke geschlagen werden zum Gesamtvolke und darüber hinaus zu anderen Völkern. Im besonderen müssen wir Sprachgrenzdeutsche uns auch mit der Volkskunde der slawischen Nachbarvölker

vertraut machen, daraus lernen und Vorteil ziehen. Unsere geographische Lage macht uns von Natur aus zu Mittlern zwischen der germanischen und slawischen Wissenschaft und Kultur. Durch die Aufnahme volkswundlicher Beiträge allgemeiner Art gelangen wir von der sudetendeutschen Volksgemeinschaft über die gesamtdeutsche Volksgemeinschaft zur Völkergemeinschaft und erkennen so mit den besonderen nationalen auch die allgemein menschlichen Grundlagen alles dessen, was Gegenstand der Volkskunde ist. Damit wird eine lebendige Wechselbeziehung mit der gesamten wissenschaftlichen Welt erzielt und eine einseitige Absonderung der sudetendeutschen Volkskunde, die leicht zu einem unfruchtbaren, schädlichen Erstarren führen könnte, vermieden.

Die zweite Aufgabe ist, eine rege **S t o f f s a m m l u n g** einzuleiten und durchzuführen, besonders auf den bisher vernachlässigten Gebieten, z. B. dem des Volksglaubens, Brauchtums, der Volksmedizin, des Volksrechts und der sachlichen Volkskunde (Siedlungsweisen, Haus, Volkstracht, Volkskunst u. a.). Dabei muß vornehmlich auf jene Gegenden das Augenmerk gerichtet werden, wo die volkswundliche Sammeltätigkeit bisher entweder nur oberflächlich und einseitig betrieben wurde oder ganz gefehlt hat. An dieser Stoffsammlung kann sich jeder beteiligen. Voraussetzung ist die gewissenhafte Aufzeichnung aller Überlieferungen mit näheren Angaben über Ort, Zeit und besondere Umstände, wobei für jeden Beitrag ein besonderes, einseitig beschriebenes Blatt verwendet werden soll. Von Hest zu Hest wird über den Einlauf berichtet werden, wertvollere Beiträge werden in den „Kleinen Mitteilungen“ veröffentlicht. Gelingt es auf diesem Wege, nach und nach ein für die wissenschaftliche Forschung so unendlich wichtiges „Archiv für sudetendeutsche Volkskunde“ zu schaffen, so wäre dies eine Leistung von größter wissenschaftlicher und kultureller Bedeutung, auf die das sudetendeutsche Volk stolz sein könnte. Dieses Archiv müßte in seinem weiteren Ausbau nicht allein handschriftliche Sammlungen umfassen, sondern auch die im Druck, in Zeitungen, Zeitschriften und in Buchform erschienenen Veröffentlichungen zur sudetendeutschen Volkskunde, auf die unsere Zeitschrift in zeitweisen Übersichten und Besprechungen zurückkommen wird, ferner Bilder, Karten, Modelle, Glasbilder für Vorträge, phonographische Aufnahmen der Mundarten, Volkslieder und der Volksmusik u. a. Damit können die für das deutschböhmische Gebiet bereits vorhandenen Sammlungen der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik“ ergänzt und erweitert werden.

Eine besondere stoffammelnde Tätigkeit wird unsere Zeitschrift durch die Mitarbeit an dem geplanten deutschen **V o l k s k u n d e a t l a s** zu leisten haben. Der „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“ hat auf der Tagung des Jahres 1927 beschlossen, die Ausarbeitung eines sich über das Gesamtgebiet deutscher Kultur erstreckenden Volkskundeatlas als Gegenstück und Ergänzung zum deutschen Sprachatlas in die Hand zu nehmen. Ein Kreis von Fachmännern ist mit der Ausarbeitung eines umfassenden und genauen Planes beauftragt. Sobald die Vorarbeiten so weit gediehen sind, daß regelmäßige Umfragen erfolgen, werden diese

stets von unserer Zeitschrift veröffentlicht und die Einläufe gesammelt und weitergeleitet werden.

Die Geschichte der tschechischen Volkskunde beweist die von deutscher Seite vielfach geringgeschätzte oder ganz übersehene Bedeutung, welche volkswundliche Ausstellungen für die Wissenschaft, aber auch für die Hebung des Volksbewußtseins und Volkstums haben. Unsere Zeitschrift wird daher die Tätigkeit der für das sudetendeutsche Museumswesen im allgemeinen wirkenden Stellen dahin ergänzen, daß sie der Entwicklung und dem Ausbau volkswundlicher Abteilungen innerhalb der Dorf- und Ortsmuseen, wie auch der Gau- und Stammesmuseen ihr Augenmerk schenkt und immer wieder auf die Notwendigkeit hinweist, ein „Sudetendeutsches Volksmuseum“ zu errichten, das einen Gesamtüberblick über das sudetendeutsche Volkstum ermöglicht und stets Gelegenheit geben soll, aus seinen Beständen für in- und ausländische Ausstellungen und Veranstaltungen eine Auswahl zu treffen und so bei jedem Anlaß das Sudetendeutschtum wirksam zu vertreten.

Unsere für die ganze sudetendeutsche Bevölkerung berechnete Zeitschrift, bei der jede politische oder gar parteipolitische Einstellung von vornherein ausgeschlossen ist, erwartet die Mitarbeit aller ohne Unterschied des Alters, Standes, Geschlechtes und der Partei. Wenn auch das wichtigste Objekt jeder volkswundlichen Forschung der bodenständige Bauernstand und mit diesem die Landbevölkerung überhaupt, der Arbeiter, Handwerker und Gewerbetreibende auf dem Lande, ist und bleiben wird, und daher besonders die Mitarbeit der auf volkswundlichem Gebiete bereits eifrig tätigen Landjugend von großem Werte sein wird, so fassen wir den Begriff Volk doch nicht in diesem engen Sinne, sondern suchen Stoff und Helfer im ganzen Volke. Auch der Städter und Fabrikarbeiter haben ihre Überlieferungen und können gar manches beisteuern, besonders für den Aberglauben, für das Brauchtum, für das Weiterleben von Kunstliedern im Volksmund, für die Volkssprache, die Mundart, Namensforschung u. a. Grundsatz des Herausgebers ist, daß jeder Beitrag entlohnt werden muß. Die Zeitschrift rechnet vor allem mit der Mitarbeit der Lehrerschaft, die in engster Berührung mit den breiten Massen des Volkes lebt und Gelegenheit hat, aus eigenster Anschauung zu beobachten, zu sammeln und das Gesammelte zu verarbeiten. Durch die Tätigkeit in der Schule und in der Öffentlichkeit, durch die Mitarbeit in den Bildungsausschüssen, Gemeindebüchereien und an den Gemeindegedenkbüchern stellt sich von selbst der Zusammenhang mit der Volkskunde ein. Deren Bedeutung für die Schule wurde schon längst erkannt, aber erst in neuester Zeit richtig nutzbar gemacht. In Deutschland findet die Volkskunde sowohl in den Lehrerbildungsanstalten wie auch im Schulunterricht von Jahr zu Jahr immer mehr Beachtung. In den sudetendeutschen Schulen wird übrigens schon seit Jahren mit der Heimatkunde auch die Volkskunde gepflegt. An der deutschen Universität in Prag besteht seit 1918 die von Prof. Dr. A. Hauffen geleitete Lehrkanzel für deutsche Volkskunde; diese ist auch Prüfungsgegenstand bei Rigorosen, außerdem werden volkswundliche Stoffe in Hausarbeiten und Disserta-

tionen behandelt. Allerdings fehlt noch das so notwendige „Seminar für Volkskunde“ und damit die zur ordentlichen Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten unerläßliche Handbücherei. Diese Mängel müssen behoben sein, bevor die geplante Verlegung der Lehrerausbildung an die pädagogischen Akademien erfolgt, mit der für die Volkskunde neue Aufgaben erwachsen werden.

Wenn auch die Volkskunde, wie Adolf Spamer in seinem gehaltvollen Aufsatz „Um die Prinzipien der Volkskunde“ (Heftische Blätter für Volkskunde, 23. Band 1924, S. 67 ff.) betont, ihren psychologischen Grundcharakter und ihre ethno-soziologische Einstellung nicht zu Gunsten einer landschaftlich oder stammheitlich beschränkten Heimatkunde aufgeben darf, stets das Volksganze vor Augen haben muß, da sie ja zur Erkenntnis der seelischen und geistigen Grundanlagen des ganzen Volkes führen soll, so müssen doch auch die landschaftlichen und stammheitlichen Eigenarten und Unterschiede beachtet werden. Und da erhöht die bunte Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme in der Tschechoslowakei und ihre verschiedenartige soziale Schichtung die Bedeutung der hier geleisteten Arbeit, die den oberdeutschen wie den mitteldeutschen Forschungsgebieten in gleichem Maße zugute kommt. Sie ist um so wichtiger, weil auf sudetendeutschem Boden die Volksüberlieferungen vielfach besser und getreuer bewahrt geblieben sind als bei den stammverwandten Nachbarn in Deutschland und Österreich und weil insbesondere unsere Sprachinseln nicht selten uraltes Volksgut in der ursprünglichsten Form erhalten haben. Gerade hier darf die sudetendeutsche Volkskunde nicht vergessen, daß diese Sprachinseldeutschen anders geartet sind als die Grenzlanddeutschen, mit welchen sie es hauptsächlich zu tun hat, und daß beide zusammen wieder abweichende Züge gegenüber den Binnendeutschen im Reiche aufweisen.

Durch unsere Zeitschrift werden sich nicht allein die räumlich getrennten Teile der sudetendeutschen Bevölkerung näher kennen lernen, da sie eine lebendige Verbindung vom Egerland im Westen bis zum letzten deutschen Dorf in Karpathenrußland herstellt, sondern auch die durch die soziale Schichtung, durch wirtschaftliche und politische Gesichtspunkte getrennten Volksteile haben hier eine Plattform, auf der sie sich, fern von düstrelhafter Einbildung und schädlichem Kastengeist, zu gemeinsamer Arbeit zusammensuchen können. Ihrer Aufgabe kann die „Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ aber nur dann mit Erfolg gerecht werden, wenn sie die volle Unterstützung der Öffentlichkeit findet, wenn insbesondere die deutschen Gemeinden und Schulen durch Einstellen der Zeitschrift in die Gemeindebüchereien und Schulbüchereien für die weite Verbreitung und den dauernden Bestand dieses für Wissenschaft und Volkstum gleich wichtigen Unternehmens sorgen.

Prag

Dr. Gustav Jungbauer

Udalbert Stiflers Bauerntum

Von Dr. Karl Epl

Udalbert Stifter ist kein Dorfgeschichtenschreiber, der darauf ausgegangen wäre, Bauern guter oder schlechter Art abzubilden, naturgeschichtliche Spezialstudien von Bauern zu geben, das Leben auf den Bauerngehöften zu schildern, alte Bauernart mit verklärendem Sichte zu betrachten. Er hat erst im „Witiko“, wie Josef Nadler (Preuß. Jahrb. 1922, Bd. 188, S. 163f.) hervorgehoben hat, das Leben und den Gauverband bayrischer Waldbauern in die Breite und die Tiefe gestellt; aber „Witiko“ fällt als historischer Roman zum Teil aus der Reihe der übrigen Werke, es gehört die Bildung der Kultur auf dem Siedelboden des Waldes zu seinem Vorwurf.

In den „Studien“ hat Stifter keine eigentlichen Dorfgeschichten gegeben; auch „Das Heidedorf“ ist keine solche im üblichen Sinne. Es ist aber bei dieser Studie einzusehen, um die Frage nach dem Bauerntum Stiflers zu beantworten.

Der Held des „Heidedorfes“ ist Felix, dessen erste Erzieher die Wiese, die Blumen, das Gras, das Feld und seine Ahnen, der Wald und seine unschuldigen Tierchen waren, dessen fruchtbares Herz es dann hungert nach Wissen und Gefühlen, der hinauszieht, die Größe der Welt, des Menschen und Gottes kennen zu lernen; da er als Dichter heimkehrt, hat er das Kleinod bewahrt, das er mit fortgetragen hatte: er war auch in der Welt gut geblieben. Die Menschen des Heidedorfes werden dargestellt, der Vater, die Mutter, die Großmutter, Menschen mit „naturrohen“ Herzen.

Als Bauernmädchen ist Anna in der „Narrenburg“ anzusehen; sie wird genannt die seltene Blume der Erde, die hoch über den Menschen der Stadt steht, ein unschuldsvoller Engel, eine holde, liebe Dichtung, ein naturgetreues, naturrohes Herz, das nie gelernt hat, mit seinen Gefühlen zu spielen und sie zu lenken. Das natürliche Leben der Bauern der Fichtau wird den menschlichen Leidenschaften und Verirrungen des Adelsgeschlechtes von Scharnast gegenübergestellt, dessen Gefundung in dem Ehebunde Heinrichs und Annas ihr Sinnbild hat. Heinrich sehnt sich nach der Natur in Anna; er ist sentimentalisch im Sinne Schillers, während Anna naiv ist („Du ahnest nicht...“, „du Alpenblume, — o wenn du nur wüßtest, wie hoch du über ihnen stehst, — aber wenn du es wüßtest, so ständest du ja schon nicht mehr so hoch — —“¹⁾). „O du süßes, unerforschtes Märchen der Natur, wie habe ich dich immer und so lange in Steinen und Blumen gesucht und zuletzt in einem Menschenherzen gefunden! O du schönes, dunkles, unbewußtes Herz, wie will ich dich lieben! Und ihr Blüten dieses Herzens, ihr unschuldigen, beschämten, hilflosen Blicke, mit welcher Freude drück' ich euch in meine Seele!“²⁾ Das Verhältnis zwischen Heinrich und Anna wird als gesund und natürlich dem gegenübergestellt zwischen Jodokus und Chelion. Dafür sind die Stellen beweisend: (Heinrich

¹⁾ Bong I. 289.

²⁾ Bong I. 291.

zu Anna) „Gegen die Natur, geliebtes Herz, kann man nicht falsch sein, man ist es nur gegen Wiederfalsches — man verläßt nur den, der uns verlieh, noch ehe er uns fand, weil er in uns nur seine Freude suchte. Du liebst, wie die Sonne scheint; du siehst mich an, wie sich das grenzenlose Himmelblau der Luft ergiebt; du kommst, wie der Bach zum Flusse hüpfst, und wandelst, wie der Falter flattert: und gegen den schönen Falter, gegen den Bach, die Luft und gegen das goldene Sonnenlicht bin ich nie falsch gewesen, und gegen dich vermöcht' ich's nicht zu sein um alle Reiche dieser Erde. — “¹⁾)

Dem sind die Worte des Jobodus gegenüberzustellen: „Und hier war es, wo ich zum ersten Male gegen sie schlecht war. Ihr Wort hatte mich entzückt, ich beredete sie, mein zu werden und mir zu folgen. Sie kannte kein anderes Glück, als im Walde zu leben, Früchte zu genießen, Blumen zu pflücken und die Pflanzenspeisen zu bereiten, die ihr sanfter, reinlicher Glaube vorschrieb; ich aber kannte ein anderes Glück, unser europäisches und hielt es damals für eins. — Das weiche Blumenblatt nahm ich mit mir fort unter einen fremden Himmel, unter eine fremde Sonne“²⁾). „— aber mein hartes Herz war in seinem Europa befangen und ahnte nicht, daß es anders sein sollte, daß ich, der Stärkere, hätte opfern sollen und können, was sie, die Schwächere, wirklich opferte, aber nicht konnte“³⁾).

In Heinrich zeigt sich die Rückkehr des reflektierenden Verstandes zur Natur, zu der Jobodus nicht fähig war; darin liegt eine Kritik an Bückler-Mustau, der von H. Frieb⁴⁾ als Quelle für Chelion nachgewiesen worden ist. Kritisch ist seine Einstellung zu seiner Zeit, sie zeigt, um an Schiller anzuknüpfen, das Bestreben, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Darin besteht bei Stifter auch das, was Dorothea Sieber die Überwindung der Romantik am romantischen Motiv⁵⁾ nennt. Nicht ein Ineinandewirken der Gegensätze klassisch: Romantisch darf man bei ihm annehmen: am Romantischen ergreift ihn das Sentimentalische als Sehnsucht nach der Natur, ihn ergreift auch das Sentimentalische an Jean Paul, der gerade wegen seines sonstigen Zusammenhanges mit Stifter nicht als Romantiker anzusehen ist⁶⁾, er überwindet sie, sobald sein Ideal erfüllt ist, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet, das Ideal, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt⁷⁾. Er geht nicht den Weg über das Romantische zum Klassischen, sondern über das Sentimentalische zur Natur; insofern sind Goethe und Schiller in ihm vereinigt; darauf geht sein ethischer und ästhetischer Wille zurück, das Ideal der

1) Bong I. 298.

2) Bong I. 349.

3) Bong I. 344.

4) Prager kritische Ausgabe II. Einleitung.

5) Stifiers Nachsommer. Jena 1927. S. 27.

6) Dazu auch: F. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften III. 2/2ff.; ferner H. Unger, Anz. f. d. A., LVI. 54ff.

7) Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung. Wellermann, VIII. 376.

schönen Seele zu verwirklichen¹⁾. Das Bauernmädchen Anna in der „Narrenburg“ erscheint als Verwirklichung dieses Ideals; in dieser Studie ist ein Motiv aufs höchste gesteigert, das schon im „Kondor“ und in den „Feldblumen“ erklingt: der Gegensatz von Landleben und Großstadt. Und die Dissonanzen, die in den beiden ersten Studien erklingen, sind aufgelöst zur Harmonie. Der Weg zu dieser Auflösung geht über die beiden Studien, die zwischen den ersten und der „Narrenburg“ liegen, „Das Heidedorf“ und „Der Hochwald“, die Studien, in denen er in die Heimat zurückkehrt. Sie geben Aufschluß über sein Erlebnis der Heimat, über sein Erlebnis des Bauerntums, das in Anna der „Narrenburg“ Gestalt gewonnen hat.

Es muß vom autobiographischen Gehalt der beiden ersten Studien ausgegangen werden. In einem Briefe (1. Oktober 1829) heißt es, ihm sei die Stadt und all ihre Menschen und all ihr Treiben und Wogen und Lärmen verhaßt wie der Tod. Und in den „Feldblumen“ heißt es: „In Wien umgeben von den hunderttausend Lastern und Torheiten der Leute war ich oft selbst nicht gut; in diesen Landschaften, unter diesen Menschen wird mein Wesen immer klarer und fester.“

Überblickt man die Reihe der „Studien“ der beiden ersten Bände, so ergeben sie sich als Ausdruck folgenden Erlebens: Es ist einer, der mit einer festen Einsicht, die er auf der Gebirgshalbe bekommen hatte, in die Stadt kommt, der ein Kleinod mitbringt, das Herz mit der unendlichen Fülle von Liebe und Güte, etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, Rindliches, Unbewußtes, Einsames, ja oft Einfältiges; der dann eine Zeit durchmacht, in der er die Liebe auch als ein krankes, empfindendes und sehnsüchtiges Ding kennen lernt, in der er noch nicht den Adel der rechten Liebe kennt, in der ihm die Wissenschaft noch nicht zum Schmucke des Herzens geworden ist, ihn noch nicht geheiligt, noch nicht als einen des hohen Adels der Menschheit aus ihrer Schule entlassen hat; der dann die Täden zurückspinnt, in die Zeit, die einzig schön und einfach war, der zurückkehrt zur Natur der Heimat, so daß das Kleinod, das er von dort mitbekommen hat, in vollem Glanze in ihm erstrahlt. Er hat die Kultur erreicht, die der Natur, aus der er stammt, entspricht, die im Reinen, Hochgefinnten, Einfachen mit ihr übereinstimmt, so daß die Natur der Geburtsheimat und die Kultur der Bildungsheimat sich decken. Sie decken sich in der Humanität, in dem, was im „Nachsommer“ in die Worte gefaßt ist: „Was im Menschen rein und herrlich ist, bleibt unverwüßlich und ist ein Kleinod in allen Zeiten.“ Das hat er im Erlebnis der Heimat gefunden, das ein sentimentalisches war, das hat er gefunden in den Menschen der Heimat, den einfachen, einfältigen, naturrohen Herzen, das hat er erlebt im Bauerntum; das beweist noch ein Brief aus dem Jahre 1864²⁾: „Von diesem Herbst an bis zum Herbst 1819 besorgte ich mit dem Großvater Augustin, dem Vater des Vaters, die Feldwirtschaft. Wir pflügten, eggten, fuhren, hüteten unsere Kinder und dergleichen. Ich erinnere mich, daß ich in jenen zwei Jahren eine unendliche Liebe zur landschaftlichen Natur und Einsamkeit faßte, da ich schier immer im

1) Vgl. Dorothea Sieber, a. a. O. S. 39.

2) Prager Ausgabe XVII. 185.

Freien und von einer zwar nicht reizenden, aber liebevollen, schweigenden und fast epischen Gegend umfassen war.“ Das beweisen unter den „Studien“ besonders „Das Heidedorf“ und „Der Hochwald“, in denen das heimatische und damit das Bauerntümliche die feste Gestalt gewonnen haben, die in seinen Werken immer geblieben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Psychologie der nordmährisch-schlesischen Hirtendichtung

Von Dr. Ernst Jungwirth

In Zeiten der Überkultur mit ihrer verfeinerten sittlichen und gesellschaftlichen Verderbnis berauschte man sich seit je in den Bildern erträumter Herrlichkeit des ursprünglichen Naturzustandes, den man im Hirtenleben erblickte. In der alexandrinischen Zeit schrieb Theokrit seine Idyllen vom Hirtenleben, im augusteischen Zeitalter Vergil seine Eklogen. Und als Italien zur höchsten Entfaltung seiner Kunst und Literatur gelangt war, schrieb Boccaccio seine Schäferidylle Ameto und seinem Beispiele folgte eine Reihe bedeutender Dichter bis Tasso (Aminto) und Guarini (Pastor fido). Das gleiche Bild sehen wir in Frankreich. Als Hof und Gesellschaft sich verfeinert hatten und im Rokoko in seine letzten Spitzen ausliefen, da ward auch hier die Schäferpoesie im durchsichtigen Gewande galanter Schäfer und Schäferinnen heimisch. Einzig aus dem verderbten Zeitgeschmack ist der Beifall zu erklären, den diese süßlichen Idyllen fanden. Echtes, gesundes Naturgefühl hätte solche Freude an dem Gefälschten und Geschminkten niemals gefunden, an dieser sentimentalen Dichtung. Es bedurfte des energischen Rufes der mächtigen Stimme J. J. Rousseaus, um zur Natur, des verständnisvollen Einfühlungsvermögens Herders, um zur Naturpoesie, zur naiven Dichtung des Volksliedes zurückzuführen. An Stelle der Idee und Sehnsucht einer ins Allgemeine gesteigerten Empfindsamkeit für die Natur trat Wirklichkeit und Erfüllung, an Stelle der Schwärmerei von einer erträumten Glückseligkeit kam der klare Blick in die Beschränktheit eines tatsächlichen Zustandes, der in seiner Wahrheit nicht weniger poetisch ist. In diesem Geiste achten wir nunmehr auf Volksleben und Volksdichtung und aus der reinen Kenntnis beider geht die richtige Erkenntnis der Volkspoesie hervor. Wenn wir also im folgenden ein Stück Hirtendichtung geben — wir beschränken uns auf die Rühhüterreime, also auf ein wirklich ganz kleines Gebiet der Volkspoesie, — so wollen wir das Verständnis dazu aus dem armseligen, eingeschränkten Leben der Rühhüterjungen gewinnen.

Wir versetzen uns in ein Teilgebiet der Sudeten, auf das Hochland am Fuße des Altvaters im Bezirke Römerstadt an der mährisch-schlesischen Grenze. Gegen Norden von den zusammenhängenden Wäldern des Hoheheiderückens und Altvaters abgeschlossen, so auch gegen Westen von hohen Felsen begrenzt und gegen Süden steil in den bewaldeten Grundtälern abfallend, stellt es ein schmales Ackerland dar, das nur nach Osten seine Felder und Gebreiten nach Schlesien hin aufschließt. Gerodetes Waldland,

das zumeist Bergleuten zugewiesen wurde, stellte es in früheren Jahrhunderten hauptsächlich Weideland vor und erst im vergangenen Jahrhundert wurde der Boden durch bessere Pflege und künstliche Düngung gehoben und auch dem Ackerbau erträglich. Heute sind sogar die Weidengründe auf eingezäunte Hutweiden zurückgegangen, die sich mancher geschulte Landwirt zur besseren Pflege der Rinderzucht hält. Dennoch lebt die alte Gepflogenheit, das Vieh auf die Weide zu treiben, fort. Aber erst mit Ende des Sommers, um Mariä Geburt im September, und nur in sehr heißen Sommern, wenn das Gras der zweiten Mahd nicht mehr heranwachsen will, schon nach der ersten Heuernte im Hochsommer, werden hier die Herden „ausgetrieben“, bleiben aber auf den Brachen und Tristen, Wiesen und Feldern bis zum ersten Schneefall tagsüber im Freien. Da allerorts das Heu kostbar geworden ist, wird genaue Einteilung gehalten und erst mit den Brachen, die bald umgestürzt werden sollen, als Weideplätzen begonnen. Erst darauf werden die Wiesen, nachdem sie sich von dem Schnitt erholt haben, freigegeben. Diesen folgen die Feldraine und Stoppelfelder und nach Michel (29. September) ist das ganze Besitztum des Bauern, ja aller Bauern frei zur Weide gegeben. — Nur einmal wird das Vieh nahe gehalten, das ist zur Kaiserfirchweih, da wird den Tieren der „Garten“, die besser gedüngte Wiese um Haus und Hof herum, belassen, — sie sollen es auch einmal besonders gut haben. Da werden sie auch im Freien gewaschen und gegenseitiger Wettstreit der Hütgebuben sorgt schon dafür, daß dies aufs sorgfältigste geschehe.

Es ist klar, daß solchen Anforderungen strenger Überwachung des Viehes, der Einhaltung der Grundgrenzen und anderen Bedingungen nur ein Mitglied der Familie oder ein eigens gedungener Junge vollauf gerecht wird. Ist es ein Mitglied der Familie, so findet Geschlecht und Alter weniger Berücksichtigung, als wenn ein Fremder aufgenommen werden soll, meist ein halbwüchsiger Knabe, der nur mehr die Fortbildungsschule besucht und Lust zur landwirtschaftlichen Arbeit zeigt. Der Lohn ist ja gering, er betrug vor dem Kriege 2 fl. für beide Monate. In der Nähe der Stadt findet man daher manch verkümmerten Mitknecht, hin und wieder ein erwachsenes Mädchen, zumeist jedoch, wie auf dem Dorfe, Knaben zwischen 14 und 16 Jahren mit Peitsche und „Rutsche“, einer Decke aus grobem Zeug, oder einem umgestülpten Sack zum Schutze gegen die feuchte Erde oder Regen, „austreiben“. Mancher hat auch ein Luthorn, aus einem Kuhhorn gefertigt, umgehängt, jeder aber sein Essen, ein Stück Brot und Butter und Quark in einem Sack, wohl auch eine Kanne Milch bei sich. Denn der Tag ist lang. In der Früh gilt als Aufbruchsstunde 7 Uhr, eingetrieben wird aber erst mit dem Sinken der Sonne, oft noch später. Und immer gilt es Wachsamkeit. Beim ersten Austreiben sind die Kinder des Lebens und Weidens im Freien so ungewohnt, daß sie schwer zusammenzuhalten, öfters noch schwerer auseinanderzuhalten sind, besonders wenn Ziegen unter die Kinder gemengt sind. Auch wollen sie in ihrem Lustgeföhle, im Übermut der Freiheit nicht fressen und jedes Stück muß dann bei seinem Namen: Tambur, König, Bija, Schack, Weißkopf usw. angerufen und immer wieder zur Weide

angehalten werden. „Horrou' oder ‚Horrä' weiden!“ ist dieser Ruf. Wenn die Tiere aber auf ein Rübenfeld, einen Krautacker, in ein Hafersfeld oder auf fremde Gebiete geraten sind, dann ist es höchste Zeit, sie „abzukehren“, damit sich der Hüter nicht Vorwürfe seines Dienstgebers, Verdrießlichkeiten mit den Nachbarn oder den Spott seiner eifersüchtig achtamen Kameraden hole.

Gleich schallt es dann herüber: „Gh, la(d)n,

Dein(e) Kuh geht zu Scha(d)n!“.

So sind die ersten Tage und Wochen ein durchaus nicht zu beneidender, strenger Dienst, und wenn der Hüter liegt oder hungert, so ist es oft wirkliche Müdigkeit und nicht Faulheit, die seine Glieder streckt. Später aber hilft die Gewohnheit mit, den Zustand bescheidener Arbeit und anspruchslosen Genießens erträglich, ja sogar angenehm empfinden zu lassen. Die Muße wird reicher, das Weideland größer, Gesellschaft rückt heran, die Buben schließen sich zu Gruppen zusammen und mancher Zeitvertreib wird erfunden. Es werden kurzstielige Knallpeitschen angefertigt, deren Schnalzen weithin schallt und von den Wäldern widerhallt. Sie werden, wenn nachbarliche Hüterjungen genügend vorhanden sind, nach Höhe und Tiefe abgestimmt, so daß es ein wildharmonisches Konzert gibt. Zu anderer Zeit läßt man wieder einen Drachen steigen, läßt an der Drachenschnur ein Blatt Papier emporschießen; spielt Jugendspiele, wie sie immer lebendig sind und gepflogen werden. Wenn die Nebel zehen und die Sonne nicht mehr wärmend durchdringt, wenn der Herbstregen fein rieselt, dann ist es immer noch ein Vergnügen, aus herbeigeholtem Reisig oder ausgerissenen Kartoffelstauden ein Feuer anzumachen und in seiner Blut das Brot knusprig braun zu rösten oder Erdäpfel zu braten. An steilen Feldrainen wird auch wohl das Feuer so angelegt, daß es in einen Schacht unter der Böschung hineinzieht und der Rauch durch einen aufgehobenen Kamin abziehen muß.

So gibt es des Leids, der Langeweile und des Zeitvertreibes genug. Die glücklichste Zeit naht aber doch erst, wenn sie zu Ende geht, wenn ein Ruf genügt, um alle Buben, die auf den Feldern zerstreut ihre Herden treiben, zu Scherz und Tand und Kurzweil zu vereinigen. Die Herden vermengen sich, denn nun ist alles herrenloses Gut geworden. Bald ist alles vorüber.

Das sind also die tatsächlichen Verhältnisse, die Prosa des Lebens. Und auch darüber konnte eine Muse sinnend weilen, auch diesen einfachen Verhältnissen konnte sie verklärenden Schimmer verleihen? Doch nicht jenen Glanz elegischer Weihe, der zumeist der Hirten- und Schäferpoesie in der Kunstdichtung eignet, sondern jenen echten poetischen Gehalt, der in der Erfassung und Vergegenständlichung eines Zustandes beruht und durch Rhythmus und Melodie über die Wirklichkeit hinaus erhöht wird.

Freilich dürfen wir nie vergessen, daß es sich nicht um ausgebildete Formen des Volksesanges, um Volkslied im landläufigen Sinne handelt,

¹⁾ Vgl. Grusčka-Loischer, Volkslieder aus Böhmen (Prag 1891), S. 453, Nr. 434 f.; ferner zu diesen und den folgenden Hirtenreimen G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Prag 1913) S. 184 ff.

sondern um eine Art wirklicher Urpoesie, die noch dazu aus den Rehlen halbwichziger Jungen erklingt, oft nur ein erster Einfall, oft Erinnerung an ein Kinderlied, Kinderreime, oft nur ein Naturlaut ist. Mag diese Poesie auch künstlerisch ebenso weit wie etwa landschaftlich weit abstehen von jener Poesie des äplerischen Schnadahüpfels und schwierigen Jodlers, psychologisch nicht minder interessant bleibt sie und nicht weniger bezeichnend für Landschaft und seine Bewohner. Ja gerade die Grundmelodie des Jodlers oder Sudlers oder wie man das Ballen und Beiern bezeichnen mag, das an trüben oder herbstgoldschweren Nachmittagen über die Felder zieht, kann wie nichts die Schwermut, die müde Lebensstimmung in Natur und Menschentum zum Ausdruck bringen. Und ob es übermütig laut, ob traumhaft leise erklingt, ob es allein und nur für sich erschallt oder an irgend einen der Reime und Rufe angehängt wird — immer stimmt es gleich, schläfernd, lähmend.

(Fortsetzung folgt.)

Der säugende Finger

Von Albert Weffelski

Unter den vielen Varianten, die es zu dem Märchen von dem Dornröschen gibt, weichen zwei durch ihr Alter ehrwürdige in dem Gange der Handlung wesentlich von dem Typus ab. Die Einleitung ist die gleiche wie sonst: die Prinzessin sticht sich, kraft einer Verwünschung, eine Flachsgräte in den Finger und fällt in den Zauberschlaf; Entwicklung und Lösung aber des Märchens gehen eigene Wege. In beiden Fassungen wohnt der Schlafenden ein Jüngling bei, ohne daß sie erwachte, und sie wird von ihm schwanger. In der einen Erzählung, die in dem im vierzehnten Jahrhundert verfaßten Roman *Perceforest* steht, beginnt der Knabe, den sie nach neun Monaten, noch immer schlafend, gebiert, an ihrem Finger zu saugen und holt so die Gräte heraus, und sie erwacht; in dem Märchen *Giambattista Basiles* hingegen, das erstmalig 1636 gedruckt worden ist, sind es Zwillinge, die, als sie einmal die Mutterbrust, an die sie von Feen gelegt worden sind, nicht finden können, die Finger fassen und daran saugen, bis durch die Entfernung der Gräten der Zauberschlaf endet. Natürlich gibt es auch, bei der ungeheuern Verbreitung von *Basiles* Werk, volkstümliche Formen des Märchens (s. J. Bolte-G. Polivka, *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*, I, Leipzig, 1913, 436f., 438), und eine Nebenform ist bis in die türkischen Länder gelangt, wo sie in die Sammlung *Billur - Köşki* Aufnahme gefunden hat (Menzel, *Türkische Märchen*, I, Hannover, 1923, 78f.): Als der Truhendekel aufgehoben worden ist, sieht man darin ein Mädchen liegen, schön wie der Vollmond, und neben ihr ein wunderschönes, goldlockiges Kind, das ihr anstatt an der Brust an dem Finger saugt.

Diese Substituierung der säugenden Brust durch den säugenden Finger ist nun ein uraltes Motiv, wenn nicht des Märchens, so doch der Legende oder der Sage, das natürlich nur dann statthaben kann, wenn der Mutter die Erfüllung ihrer selbstverständlichen Funktion unmöglich

ist; während es aber in den besprochenen Märchen der Bruder des Todes ist, der sie daran hindert, handeln Legende und Sage stets von ausgefetzten Kindern, und alle diese Geschichten gehören in den großen Komplex, der durch das Motiv des oder der auf außergewöhnliche Art am Leben erhaltenen Helden gekennzeichnet ist. So findet sich in dem King lu ji siang, einem im Jahre 516 unserer Zeitrechnung gemachten chinesischen Auszug indischer buddhistischer Bücher, folgende Erzählung (Ed. Chavannes, *Cinq cents contes*, Paris, 1910f., III, 215f.): Eine Königin von Benares gebiert einen Fleischklumpen; sie tut ihn in eine Vase, verstopft sie und läßt sie von dem Flusse wegtragen. Ein Mönch findet die Vase und bewahrt sie in einem Winkel seiner Behausung auf. Nach einiger Zeit werden aus dem Fleischklumpen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Den Mönch faßt sofort eine schier mütterliche Liebe zu ihnen, und aus seinen beiden Daumen beginnt Milch zu fließen; mit dem einen nährt er den Knaben, mit dem andern das Mädchen. Mit der Fortsetzung der Legende haben wir uns hier nicht zu befassen; erwähnt aber sei, daß Ähnliches in einem modernen indischen Märchen erzählt wird (*Indian Antiquary*, XXII, 315): Die Königin gebiert einen Knaben und ein Mädchen; diese werden ihr jedoch von den neidischen Nebenfrauen weggenommen und in einem Kästchen ins Meer geworfen. Ein Sternkundiger findet sie; um ihr Schreien zu stillen, steckt er ihnen die Finger in die Mäuler, und nun sieht er zu seiner Freude, daß sie so von ihm Nahrung ziehen. In dem Bhagavata-Purana, IV, 30 (traduit et publié par M. E. Bournouf, Paris, 1840f., II, 162) verläßt eine Apsaras, eine Huldin, ihr lotusäugiges Töchterchen; von Mitleid gerührt, steckt der Gott Soma dem halbverhungerten Kinde einen Finger in den Mund, und aus diesem fließt Ambrosia. Indra ist es, der im Vishnu-Purana (Winterriß, Geschichte der indischen Literatur, Leipzig, 1909f., I, 461f.) und im Mahabharata (III, 126, 29f., VII, 62, 5f., XII, 29, 83f.) den von König Juvanaschva ohne weibliche Mitwirkung gezeugten Sohn mit seinem Finger säugt, und der Sohn gewinnt so nicht nur den Namen Mandhatri (Indra hatte gesagt: Man dhasjati — Er wird von mir gesäugt werden), sondern erreicht auch in zwölf Tagen das Wachstum eines Zwölfjährigen und braucht zu der Eroberung der Erde nur einen einzigen Tag. Nach dem Maase Abraham, von Jellinek in seine Sammlung *Bel ha-Midrash* aufgenommen, kommt zu dem wegen der Nachstellungen Nimrods ausgefetzten kleinen Abraham auf Befehl des Herrn der Engel Gabriel, um ihn Milch aus seinem Finger saugen zu lassen, so daß er nach zehn Tagen gehen und die Höhle verlassen kann (A. Wünsche, *Aus Israels Lehrhallen*, I, Leipzig, 1907, 16), und die arabische Legende schmückt dies aus, indem sie aus dem einen Finger des Engels Wasser, aus dem anderen Milch, aus dem dritten Honig, aus dem vierten Dattelsaft und aus dem fünften Butter fließen läßt (Wünsche, I, 32 n.).

Bis hierher erzählen Märchen, Sage und Legende nur etwas sozusagen Natürliches: der zu Großem ausersehene Held — daß es sich auch in der zuerst erwähnten indisch-chinesischen Erzählung um ein Heldenpaar handelt, etwa wie Romulus und Remus, werden wir noch sehen, und die Sage von der durch Soma genährten Tochter der Apsaras, von der das Purana nur weiß, daß sie nunmehr ein schönes Mädchen sei, kann nur als nicht

fertig gewordene Parallele gewertet werden — wird durch ein höheres Wesen am Leben erhalten, und dieses Wesen teilt ihm gewissermaßen von seinem Wesen mit; so wie Hera Herakles, indem sie ihm die Brust reicht, unsterblich macht, so wäre auch der Sohn des Königs Maktandros, den Isis an ihrem Finger saugen ließ, unsterblich geworden, wenn man sie nur hätte gewähren lassen (Plutarch, De Iside et Osiride, 16), und das entspricht dem volkstümlichen Spruche: „Man ist, was man isst“. In den ältesten Fassungen ist es sicher immer ein Gott gewesen, der eingegriffen hat; später tritt an seine Stelle ein Mittler, ein gottähnlicher Weiser oder ein Engel, und schließlich schaltet der von der Größe seines Helden begeisterte Erzähler das Werkzeug der Vorsehung überhaupt aus: der Held säugt sich selber.

So weiß Bel'ami, der persische Bearbeiter der arabisch geschriebenen Chronik von Labari (traduite par M. Hermann Zotenberg, Paris, 1867, 137f.), zu erzählen, Abraham habe, als seine Mutter zwei oder drei Tage, nachdem sie ihn in der Höhle ausgesetzt hatte, nachsehen gekommen sei, ob er noch lebe, seinen Finger im Munde gehabt und daran gesogen; „denn Gott hatte aus diesem Finger die Nahrung fließen lassen, deren das Kind bedurfte“. Der persische Geschichtschreiber Mirkhond (The Rauzat-us-safa, translated by E. Rehatsek, I, London, 1891, 129) ergänzt dies durch die Angabe, der Daumen habe Milch und Honig von sich gegeben; ähnlich, aber von zwei Fingern berichtet al Baghadi in seinem Koran-Kommentar (D'Herbelot, Bibliothèque orientale, Paris, 1697, 13), und eine arabische Tradition der Gegenwart, anscheinend aus Berze bei Damaskus, dem angeblichen Geburtsort Abrahams, hält dafür, daß ihm die Mutter selber, bevor sie ihn verließ, einen Finger in den Mund gesteckt habe (E. J. Curtiss, Arsemitische Religion, Leipzig, 1903, 88). So wie mit Abraham begibt es sich, mutatis mutandis, mit Moses: als ihn Pharaos Gattin — nicht seine Tochter — in dem Kasten findet, sieht sie, daß er aus seinem Daumen Milch saugt (Wünsche, a. a. O., 165; vgl. Mirkhond, I, 310). Hier haben wir auch, der biblischen Erzählung entsprechend, das Motiv des im Wasser ausgesetzten Kindes, wie es uns oben in der alten chinesischen Bearbeitung der uralten buddhistischen Legende begegnet ist; freilich handelt es sich in diesen zwei Geschichten um ein Kinderpaar, und dieses wird durch Saugen an den Fingern eines andern am Leben erhalten. Es gibt jedoch in Indien eine Parallele, die auch den Zug des Sich-selber-Säugens enthält; sie steht in dem singalesischen Pudschawallia, verfaßt von einem gewissen Majurapada um 1300, das aber auf buddhistische Quellen der grauen Vorzeit zurückgeht: Eine Königin von Benares gebiert einen Fleischklumpen; sie tut ihn in eine Vase, und diese wird versiegelt und in den Fluß geworfen. Ein Aetel findet sie und trägt sie in seine Zelle. Nach einiger Zeit werden aus dem Fleischklumpen ein schöner Prinz und eine schöne Prinzessin, und diese saugen aus ihren Fingern Milch (R. Spence Hardy, A Manuel of Buddhism, London, 1860, 235 n.). Die sonstige Identität der zwei Sagenformen, der chinesischen und der singalesischen, zeigt sich auch in dem Schlusse: die Geschwister heiraten einander und werden die Gründer der Stadt Wesali. Zu der chinesischen Variante haben wir auf eine moderne

indische Parallele hinweisen können; zu der singalesischen bringen wir ein ägyptisches Märchen der Gegenwart bei (Yaacoub Artin Pacha, Contes populaires inédites de la Vallée du Nil, Paris, 1895, 265f.): Die Königin gebiert zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen; sie werden ihr weggenommen und in einem Kästchen ins Meer geworfen. Ein Mann, der eben betet, birgt das Kästchen, und beim Öffnen findet er die zwei Kinder, die an ihren Fingern saugen¹⁾.

Auch in der persischen Sage scheint sich das Motiv erhalten zu haben, und geknüpft wird es an den großen Helden Sal, den Vater Rustems: nach Firdausi wird Sal von seinem Vater, der über sein greisenhaftes Aussehen erschrocken ist, eine Woche nach seiner Geburt auf einem Berg aufgefeselt:

das kleine Kind an jenem Ort
lag Tag und Nacht ohne Hülfe und Hort.
Bald sog's an seinen Fingerlein,
bald wiederum hups an zu schrein

(Mückert, I, 138; Mohl, I, 170: ... quelquefois il poussait des cris; Pizzi, 312: ... egli del pollice A quando a quando la falange estrema Suggea, vagia pietoso a quando a quando; Schack hingegen, I, 152, übersetzt, wohl des Reimes halber: ... Und bald an seinen Fingerspitzen nagte, bald auch mit jammervoller Stimme klagte). Nach dem bisherigen Gange unserer Untersuchung hat die alte Überlieferung wohl befangt, Sal habe aus seinem Finger Milch gesogen, und dafür spricht auch die Tatsache, daß Firdausi sehr gerne das Märchenhafte, das er in der Tradition vorfand, mit der Ratio des Gebildeten seiner Zeit in Einklang

¹⁾ Verdorben ist dieser Zug in der 14. der Völkerverzählungen aus Palästina, herausgegeben von Hans Schmidt und Paul Kahle, Göttingen, 1918, 173: Hier ist es eine Shule, die die Ausgefeselten findet. „Als sie die Kiste öffnete, da kamen die beiden Kinder zum Vorschein und waren wie KönigsKinder. Der Knabe schnappte nach dem Zahne seiner Schwester und saugte an ihm.“ Hier wird wohl ein Hör- oder Übersetzungsfehler vorliegen. Allerdings kommt ein Zahn, natürlich ein eigener, der ausdrücklich als Kraftszahn bezeichnet wird, auch in der keltischen Sage von Fionn vor. In einer jungen schottischen Variante (J. F. Campbell, Popular Tales of the West Highlands, New ed., London, 1890f., II, 430 III 30) braucht Fionn nur den Finger unter den Weisheitszahn zu legen, um in die Ferne sehen zu können; dieser Heros aber ist ein Verwandter des Wunderarztes Farquhar, der seine Macht erwirbt, als er den Finger, den er sich an einer aus einer Schlange bereiteten Bräthe verbrannt hat, in den Mund steckt (Campbell, II, 378), ganz ähnlich also wie Snorris Sigur, der sich den Finger an dem gebratenen Herzen Fasnis verbrennt. Bei Fionn gibt die schottische Fassung keine Erklärung, wie er zu seiner außerordentlichen Fähigkeit kommt; wohl aber findet sich eine solche in einer ebenfalls jungen irischen Darstellung (R. Müller-Risowski, Irische Volksmärchen, Jena, 1923, 37f.), wo Fionn eine heiß gesottene Forelle berührt und nun den verbrannten Daumen in den Mund steckt; dann aber heißt es weiter: „Von dem Tage an bis zu seinem Tode holte er seine Weisheit aus dem Daumen, sobald er ihn in den Mund steckte, und von den Sehnen bis aus Markt laute“ (ebendort, 39 u. 40). So biegt also die Fionn-Sage mit diesem Zuge, obwohl er aus einer anderen Tradition herkommt, in die ein, von der wir jetzt handeln. Die ältesten, zum Teile noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Niederschriften der Sage von Fionn, Grainne und Diarmuid, die ansonsten schon in dem Book of Leinster um das Jahr 1130 oder noch dreihundert Jahre früher erwähnt wird, berichten nicht von diesen Dingen.

zu bringen versucht hat¹⁾. Möglich freilich ist aber auch, daß in der Sage von Sal, wie sie ihm vorlag, das Motiv von der Erhaltung des Helden durch Selbstsäugung gar nicht vorkam, sondern daß er poetisch eine Beobachtung verwertet hat, wie sie auch von andern gemacht worden ist; um einen großen Sprung zu tun, so schreibt Hebbel, vier Tage nach der Geburt seines Sohnes, am 9. November 1840 in sein Tagebuch (II, 77): „Der Kleine, durstig, sog an seinen eigenen Fingern sich wieder in den Schlaf.“

In all den angeführten Legenden, Sagen und Märchen saugen die Kinder an einem fremden oder dem eigenen Finger, wenn schon nicht mit der Absicht, so doch mit dem Erfolge der Nahrungsgewinnung; es gibt aber auch ein Märlein, wo der Säugende kein Kind ist und Zweck und Effekt des Säugens anders sind, obwohl hier wieder der Saß zur Geltung kommt: Man ist, was man ist. In einer mittelalterlichen Sammlung von Marienwundern bittet ein Geistlicher die Gottesmutter um Beistand bei seiner ersten Messe; sie erscheint ihm und sagt: „Öffne den Mund und sauge an dem himmlischen Finger.“ Daraus schöpft denn der Priester wunderbare Kunst und singt zu aller Entzücken. Otto Weinreich, der dieses Märlein zitiert (*Antike Heilungswunder*, Gießen, 1909, 34, n. 3), knüpft daran die Frage: Wurzelt etwa im letzten Grunde unsere Redewendung „sich etwas aus dem Finger saugen“ in der Vorstellung von der Zauberkraft der Finger?

Die Frage muß unserer Meinung nach verneint werden; denn der Ersatz der Brust durch den Finger ist, weil sonst nirgends eine so große Ähnlichkeit besteht, das Natürlichste. So, wie Isis dem ihr anvertrauten Kindlein anstatt der Brust den Finger reicht, so tut dies auch die hl. Jungfrau: in der Legende von dem vor seiner Primiz bangenden Priester war es ursprünglich sicherlich die Brust, die ihm Maria gereicht hat, und erst später ist für sie der Finger eingesetzt worden; wahrscheinlich wenigstens wird dies durch andere Legenden, wo Maria ihren Verehrern wirklich die Brust gibt²⁾. Ist der Wundertäter gar ein männliches Wesen, ein Gott,

¹⁾ In einer späteren Episode eben dieser Sage läßt die von Sal geliebte Kudabe von der Höhe des Turmes, wo sie haust, ihr Haar herab, auf daß Sal daran emporklettere; Sal aber weigert sich dessen und nimmt, anders als die vielen Märchenhelden, die sich diese für die Geliebte gewiß unbequeme Hilfeleistung gefallen lassen, einen Strick, schleudert ihn so geschickt hinauf, daß sich die Schlinge festhakt, und klettert so in ihre Arme (Nüder, I, 162; Wohl, I, 208; Schaf, I, 176; Pizzi, I, 357). Ebenso hat sich Firdausi bei der Behandlung der Suchtast-Sage (Nüder, III, 286f., Wohl, IV, 237f., Pizzi, V, 21f.) nach Kräften bemüht, ihren Zusammenhang mit dem Märchen von dem Grindkopf und seinen Schwägern zu verwischen.

²⁾ So berichtet im 13. Jahrhundert Vinzenz von Beauvais (*Speculum historiale*, VII, 84), von einem verrückt gewordenen ehemaligen Geistlichen, der sich buchstäblich selber zu verzehren begonnen hat — die Lippen und die Zunge hat er sich schon abgenagt; auf die Bitte seines Schutzengels erschien Maria, und *ad lectum propius accedit, extractaque ubera visa est protinus immittere in os aegri, et sancti lactis sui rore infuso, subito suae linguae integritatem, labiisque antiquum decorem, et toti eius corpori restituit sanitatem*. Vgl. weiter Herol, *Promptuarium discipuli de miraculis beatae Mariae virginis*, ex. 32 (*Sermones discipuli, Venetiis, 1613, 873*) *Magnum speculum* und *Joannes Maior, exemplorum, Duaci, 1614, 526*.

Engel oder Asket, so ist es erst recht überflüssig, in diesen durch Analogie verständlichen Vorgang etwas hineingeheimnissen zu wollen; saugt doch das Kind, wenn ihm die nährenden Brust fehlt, an dem eigenen Finger. Dabei kann freilich, wenn es sich nicht um Wunderkinder, wie Abraham und Moses, handelt, nichts so Gescheites herauskommen, wie bei einer Eingebung Gottes oder der hl. Maria. Solche Erwägungen mögen denn auch der Redensart zugrunde liegen, die bis jetzt zuerst (1512) in Thomas Murners Narrenbeschwörung, 36, 24f., belegt ist:

Das hat gethon das schendlich claffen
des schelmens, der das hat erlogen,
allein uff ihnen fingern glogen

(hg. v. M. Spanier, Halle, 1894, 123; vgl. ebendort 319f. und Josef Beffz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren, Straßburg, 1915, 137), und für diese Erklärung spricht auch eine andere, um zehn Jahre jüngere Erwähnung Murners, in dem Großen Lutherischen Narren, r. 2330f. (herausgegeben von Paul Merker, Straßburg, 1918, 188):

Und hat euch warlich nit betrogen,
uff dise stund auch nichß erlogen,
uß got und nit den fingern geflogen.

Dazu stimmt aber auch, abgesehen von den Zitaten im Grimmschen Wörterbuch, bei Wander und bei Borchardt-Wustmann, wenn man nur recht zusieht, die in diesem Zusammenhange allerdings sonderbar klingende Behauptung des Anzengruberischen Girgl: „Es ist wohl gewiß, daß sich die geistlichen Herrn 'n Gottseibeitens nit aus'n Fingern fuzeln konnten.“

Wie dann an die Stelle der säugenden Finger der kleine oder Ohrfinger als sagender tritt, — über diesen Gegenstand wäre eine eigene Abhandlung zu schreiben.

Ein Beispiel volkstümlicher Flurnamenforschung

Von Dr. Ernst Schwarz

Schon manchem werden die im schlesischen und ober-sächsischen Mundartgebiete mehrfach vorkommenden *Quarksteine* und *Quarklöcher* aufgefallen sein. Sie verdienen unsere Aufmerksamkeit, da sie Zeugen für alte, jetzt meist schon vergessene Sagenvorstellungen sind.

Mit dem schriftdeutschen Worte *Quark* haben unsere Flurnamen nichts zu tun. Dieses beruht auf dem alttschechischen und polnischen *tvarog* und ergibt mit der mundartlichen Verdampfung des *a* im Schlesischen *kwórk*. In unseren Namen aber wird nur *kwark* gesprochen. Da nun mundartliches *a* auf allem *ß* beruhen kann, *kw* weiter in echten nicht durch die Schriftsprache beeinflussten Mundartwörtern seit dem Ende des Mittelalters für *tw* auf einem großen mitteldeutschen Gebiete eingetreten ist, erschließen wir als Grundlage das mhd. *twerc* „Zwerg“, das schon im 15. Jahrhundert auch als querch bezeugt ist. Auch das auslautende *k*

erklärt sich leicht, da im Schlesiſchen die ſtimmhaften Venes im Auslaut den Stimmtön verlieren, z. B. das ſchriftdeutſche Lob, Weg löb, wäk heißt. Die Schreibung folgt demnach hier mit großer Genauigkeit der mundartlichen Ausſprache.

Unſerer Deutung ſcheint zunächſt das Bedenken entgegenzuſtehen, daß in den meiſten Landſchaften, in denen unſere Flurnamen vorkommen, die Zwerge nur unter ihrem ſchriftdeutſchen Namen bekannt ſind. Nun fehlt es wohl noch immer an einem Wörterbuch der ſchleſiſchen Mundart, ſobiel zeigt aber eine Durchſicht der vorhandenen Arbeiten, daß unſer aus den Flurnamen erſchloſſener Ausdruck tatsächlich hier geweſen iſt. Knothe, Wb. der ſchleſiſchen Mundart in Nordböhmen, S. 436, kennt aus Deutſch-Bielau im Bezirke Politzſka quirg „Zwerg“, aus Markersdorf berichtet derſelbe (Markersdorfer Mundart, S. 96) ein querks (mit einem in volkſtümlichen Ableitungen beliebten Suffixe —s), Wilmar verzeichnet in ſeinem Kurheſſ. Idiotikon ein quereh „Zwerg, Krüppel“, Grimms Deutſches Wb. VII, 2360 u. 2365, bietet querg, puerch und querx, ſ. Weinhold, Beiträge zu einem ſchleſ. Wb., S. 74, quergel und querke.

Wenn demnach das Daſein eines echt mundartlichen Wortes kwerk, ſchleſ. khwark aus den heute noch in getrennten Landſchaften liegenden Keſtformen erſchloſſen werden kann, ſo muß es im größten Teil ſpäter aufgegeben worden ſein. Es hängt das ſicher mit dem Ausſterben der einſt im Volke ſo beliebten Zwergensſagen zuſammen. Die jeßige Generation erfährt davon in der Regel nichts mehr von der älteren, hört nur in der Schule von Zwergen und damit iſt das mundartliche Wort zum Ausſterben verurteilt, dem ſchriftdeutſchen aber der Eingang geöffnet.

Eine vollſtändige Aufzählung der „Zwerg“ enthaltenden Flurnamen kann natürlich bei dem Mangel an Flurnamensammlungen derzeit nicht gegeben werden. Es kommt hier auch nicht darauf an. Nach Petters, Beitrag zur Dialektforſchung in Nordböhmen (Jahresbericht des Leitmeritzer Gymnaſiums 1864, S. 10) und Knothe, Wb. S. 433, die beide unſere Flurnamen ſchon verſtanden haben, kommt bei Neuland (Auſcha) ein Feiſenloch Quargel-, auch Zwergel- und Zwerxelſtube vor, Knothe kennt ferner Quarglöcher, drei kleine Höhlen im Kalkſtein am linken Ufer der Marchquelle am Südfuße des großen Grulicher Schneeberges, die Quirglicher, eine feiſige zerklüftete Partie zwiſchen Brännliß und Brüſau im Schönhengſtgau, die das Volk noch jezt von einem Zwergengeſchlechte, den Quirgeln, herleitet, die Quargſteine, eine Feiſsgruppe auf dem ſchleſiſchen Ramme des Rieſengebirges zwiſchen dem Reiſträger und den Beigelſteinen. Das Verhältniß der in dieſen Namen auftretenden verſchiedenen Formen iſt das, daß die alte Verkleinerung zum mhd. twäre twirgeln, die jüngere twörgeln iſt (erhalten in Quirg-, ſüddeutſch Zwiirgel). Wie twörgeln und Zwergel Neubildungen zu Zwerg ſind, ſo Quargel zu Quart.

Den beſten Beweis für die Richtigkeit unſerer Deutung geben die Zwergensſagen, die vielfach an unſeren Flurnamen haften. In den Schluchten und Höhlen des Gebirges, der Steine, wohnen die Zwerge, aus den Löchern kommen ſie hervor und verſchwinden wieder in ihnen. Nr. 30 der Deutſchen Sagen der Brüder Grimm I (Ortſſagen) berichtet, daß auf dem

heftischen Bergschloß Plesse im Fels mancherlei Quellen, Brunnen, Schluchten und Höhlen sind, wo Zwerge wohnen sollen, Nr. 33 erwähnt *Zwergenberge* bei Aachen, Jena und in der Grafschaft Hohenstein, Nr. 34 verzeichnet eine Sage, die ein Pfarver in der Oberpfalz 1684 niedergeschrieben hat. Zwischen zwei Orten liege im Walde eine Höhlung, die allgemein das *Zwergenloch* genannt werde, weil vor mehr als hundert Jahren daselbst Zwerge gewohnt hätten. Nr. 36 weiß von einem *Zwergenloch* bei Queßlinburg. In seiner Niederdeutschen Volkstunde erwähnt O. Lauffer, S. 75, daß beim Baden mikratenes Brot den Zwergen zugeschrieben werde und *Quargesbach*, das mikratene Bier ebenso *Quargesbru* heiße. In der Jglauer Sprachinsel ist bei *Poppitz* ein Erdspalt, den die Leute *Zwirgalloch* nennen, weil dort häufig Zwerge ihr Unwesen getrieben haben (Jungbauer, *Böhmerwaldsagen*, S. 45). Eine Reihe von Zwergensagen führt B. Grohmann, *Sagen aus Böhmen*, 1863, an (S. 171, 174, 173, 178, 190). Im Egerlande soll der *Lännstein* viele Schätze in sich bergen, die in den Weihnachtstagen, da der Berg sich öffnet, dem Menschen zugänglich sind. Ein Zwerg bewacht den Eingang der Oeffnung, ein kleines altes Männchen, das ganz grau gekleidet ist (die Zwerge heißen deshalb auch *Graumännchen*). Am *Kammerbühl* heißt eine Oeffnung das *Zwergenloch*. Seit undenklicher Zeit sollen hier kleine schwarze Männchen haufen, deren Erscheinen meist Unglück bringt. In der *Warnsdorfer* Gegend spielen die Zwerge in den Sagen eine große Rolle, hier heißen sie *Querkfe*. Auf einem Berge zwischen *Großschönau* und *Zittau* hatten sie sich eingenistet, wo man jetzt noch das *Querkfenloch* sieht. Einst kamen sie scharenweise daraus hervor und trieben *Kurzweil* in den Sträuchern neben dem Berge. Nordöstlich vom *Marktsiedlen* *Starkstadt* im *Riesengebirge* erhebt sich der *hohe Stein*. Hier sollen zu den Zeiten des Heidentums unzählige Scharen von Zwergen gewohnt haben.

Diese Aufzählung von Zwergensagen und den Orten, besonders Löchern und Steinen, an die sie geknüpft sind, wird genügen. Sie läßt sich leicht vermehren. A. Meiche führt in seinem reichhaltigen *Sagenbuche* des Königreiches Sachsen (1903, S. 316f.) z. B. die Sagen vom grauen Zwerg am *weißen Steine* bei *Alberode*, die vom *Scheibenberge* mit einem *Zwergenloche* an, von einem anderen bei *Sohmen*, von den *Quarksen* am *Banghenndorfer* Wasserfalle und auf dem *Gottaer* Berge, von den *Bergmännlein* auf dem *Keulenberg* und aus der uns schon bekannten *Zittauer* Gegend. Nr. 422 erzählt: „Der gemeine Mann trägt sich mit der Sage, daß vor alten Zeiten, ehe das obere Erzgebirge angebaut worden, auf dem *Waldgebirge* und in dessen *Felslöchern* Zwerge gewohnt hätten.“ (S. 319).

Wir werden nach dem Gesagten im Recht sein, wenn wir die *Quarksteine* und *Quarklöcher* auch dort, wo man von ihnen keine Zwergensagen mehr weiß, für deren einstiges Vorhandensein in Anschlag bringen. Unsere kurze Betrachtung hat gezeigt, daß die *Flurnamenforschung* auf schon ausgestorbene Ausdrücke aufmerksam machen kann, aber auch dem *Volkstundler* Hilfe zu leisten vermag, wenn er der einstigen Verbreitung mancher Sagen nachgehen will.

Die westböhmischn Bettfedernhändler und ihre Geheimsprache

Von Josef Blau

Es ist eine merkwürdige kulturgeographische Erscheinung, daß das in der Landschaft des großen westböhmischn Landestores Furth im Walde—Neumark gelegene Städtchen Neuern für fast zwei Jahrhunderte zum Mittelpunkt des europäischen Bettfedernhandels geworden ist. Die Ursachen liegen tief. Der ganze Federnhandel ging vom Osten nach dem Westen. Vorerst war es das gänserreiche Böhmen, das „das Reich“ mit Bettfedern versorgte, dann zog es, als seine eigene Erzeugung nicht mehr genügte, das ungarische und polnische Hinterland heran. Und in Böhmen sammelte sich die Ware in einem der Hauptverkehrsstraßen Prag—Regensburg nahen Orte. Der Großhandel in Landesprodukten war aber von alter Zeit her in den Händen der Juden — und weil diese in den königlichen Städten, die hier in Betracht gekommen wären, wie Pilsen, Taus und Klattau auf Grund der Stadtrechte nicht wohnen durften, mußten sie sich an die Städtlein und Dörfer des Adels halten, in denen sie als „obrigkeitliche Schutzjuden“ für hohe Kopfgelder und Handelszinsen wohnen und Handel treiben durften. Der Grundherr erbaute ihnen eigene Häuser und wies ihnen eigene Stadtteile oder Gassen zu. Die Herren Rof von Dobrsch, die Besitzer der Herrschaft Bistritz an der Angel, erzeigten sich der Judenschaft als ganz besonders wohlwollende Förderer und so kam es, daß deren schutzuntertäniges Städtchen Neuern ein großer Handelsplatz werden konnte. Die Herrschaft fuhr nicht schlecht dabei. Vor allem war es der Handel in Federn und Schaafwolle, der hier bald so ausblühte, daß Neuern im achtzehnten Jahrhundert und noch bis zur Mitte des neunzehnten zum Mittelpunkte eines großartig organisierten und ganz Mitteleuropa umspannenden Handelszweiges wurde. Die Großhändler saßen in Neuern über mächtigen Handelsbüchern und vor ausgedehnten Magazinen und zogen durch ihre Aufkäufer und Agenten die Rohware aus dem Osten an sich, während der männliche Teil der städtischen und ländlichen Bevölkerung im weiten Umtreife in die Welt hinauszog; ein Netz von Niederlagen erstreckte sich über ganz Deutschland, die Schweiz und auch die österröichischen Alpenländer. Die Händler kamen aber auch nach Frankreich und in die Niederlande. Straßburg war ein wichtiger Stützpunkt für sie.

Es gab im westlichen Böhmen noch einen zweiten Ort, der sich bemühte, Neuern den Rang streitig zu machen, das war Altzedlitz bei Plan. Der Begründer des Hauses Rothschild in Paris soll sich bemüht haben, mit einem der Altzedlitzer Großhändler in Kompagnie zu treten, aber ohne Erfolg. Große Brände verhinderten aber den Aufschwung dieses Ortes und Neuern verlor diesen Konkurrenten bald.

Heute noch blüht der Federnhandel in Neuern und dessen Umgebung, er bewegt sich aber in modernen Bahnen. Die Gilde der weltkundigen Hausierer ist ausgestorben, aber immer werden noch viele Erinnerungen und Geschichten erzählt aus der Zeit, die die ganze männliche Bevölkerung der Heimat mobilisiert und zu Weltkäufern und zum Teil — als Leiter

der zahlreichen Niederlagen — zu angesehenen Handelsherren gemacht hatte.

Das größte Risiko trugen bei diesem Geschäfte die Kleinhändler, da sie für die Federnschulden mit ihrem Haus- und Grundbesitz bürgen mußten. Die Armen, die gar nichts einzusehen hatten, mußten den Hausierern als „Träger“ dienen. Lange Zeit war die Firma Meier Abraham Janowik in Neuern das größte Federnhandelsgeschäft auf dem Plage — und das borgte und borgte — und im Neuerner Grundbuche erinnern eine Menge eingetragener Handelsbriefe, Rechnungen und Wechsel an die Verschuldung der Kleinhändler; es war damals das Sprichwort entstanden: „Alle Federnhändler kommen in Abrahams Schoß.“ Die zugrundegegangenen Händler dienten dann ihren aufrecht gebliebenen Kameraden als Träger oder sie verlegten sich auf das Sammeln von Lumpen für einheimische und fremde Papiermühlen; fuhrweise gingen da unsere Hädern bis nach Sing. Im Alter mußten diese Verlorenen betteln gehen oder sie fielen der Gemeinde zur Last. Darum hieß es auch: „Drei Säcke gibt es auf dieser Welt: den Federnsack, den Hädernsack und den Bettelsack; wehe dem, der den Weg dieser drei Säcke gegangen ist!“

Wertwürdig war auch die Geheimsprache unserer Federnhändler. Da diese Leute gewöhnlich in Gesellschaft reisten, — mit ihren Teilhabern und Trägern, — mußten sie sich im Notfalle auch in Anwesenheit ihrer Käufer auf eine diesen unverständliche Weise verabreden können. Da waren sie nun von ihren Großhändlern, den jüdischen Handelsherren, die von Neuern aus den ausgebreiteten Riesenbetrieb übernahmen und leiteten, mit einer eigenen Geheimsprache ausgerüstet worden, deren Wörter dem Hebräischen entstammten.

Hier lasse ich das kurze Verzeichnis der Wörter folgen, die ich noch vor dreißig Jahren feststellen konnte. Ein Teil von ihnen ist in die Mundart des oberen Angeltales übergegangen, ein anderer ist nur mehr noch den älteren Leuten verständlich und hier und da fließt noch ein Brocken aus dieser Geheimsprache in die alltägliche Rede und Unterhaltung ein. Ein großer Teil dieses verdächtigen Wortschatzes ist aber schon lange der Vergessenheit anheimgefallen, so daß ich nur mehr kleine Bruchstücke davon retten konnte.

Bittal = Wirtshaus (vielleicht verwandt mit Hospital, Spital, Eintehr-, Erholungshaus, Restauration).

Bofa (der Bofer) = Fleisch; hebr.¹⁾: der Bofer = Fleisch.

brouches = zertrübt, verfeindet; j.: broiges = zornig;

Bschoures = Vorteil, Gewinn;

Bula = schöne Federn;

Doarches, wie j., der Hintere, das Gefäß;

ganäffa = stehlen; j.: beganfen = stehlen;

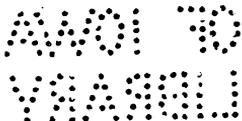
Ganäff, wie j.: der Dieb;

Goja = Mann; j.: Goj = Nichtjude, Christ;

Sojarän = Weib, Sojerin; j.: Sojte = Nichtjüdin, Christin;

¹⁾ Hebr. = hebräisch, j. = jiddisch.

- gojern = den Juden Arbeiten tun, die sie am Samstag nicht verrichten dürfen (z. B. einheizen);
- Gfeeras = langes, unangenehmes Gerede; j.: gfeeres; ein Geferes machen = wehklagen, ein Geschrei, Lärm, von einer Sache viel Aufhebens machen;
- harcha (harchen) = laufen; j.: halchen, halchnen = gehen. Anwendung: „Harchma!“ (Laufen wir!) oder: „Ramara, harch!“ (Freund, schau daß du weiter kommst!) oder „Es ist höchste Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen!“;
- jachln = essen; hebr.: achal, essen;
- Jachler = der Lederbissen, der Schmaus; eine Jachlerei = Schmauserei;
- jost = gut, vortrefflich; Gaunersprache: duft = fein, tüchtig, vorteilhaft; hebr.: teff = gut;
- laboures sein = tot, umgekommen, bankrott sein; j.: kapores = tot;
- kaiff = schuldig, mit der Zahlung im Rückstand; j.: chajev = schuldig, „Er ist mir etwas kaiff“;
- Ramara = Freund, Genosse, auch verächtlich: „Das ist ein Ramara!“ Hebr.: chamor = Esel; in der Gaunersprache: Untersuchungsrichter;
- kouscha = sauber; j.: rituell rein, fehlerfrei, echt, gut. „Die Sach' ist nicht koscher“ = „Sie ist nicht in Ordnung, ich wittere Unrat“;
- Perch (der) = Brot; j.: der Lechen = Brot;
- meschugge = verrückt; j.: meschügge;
- mischl = Pack zusammen!;
- Mischpoch (j.: mischpoche) = Gesellschaft, Familie, verächtliche Sippschaft;
- Noudsn (j.: noizes) = Federn, Bettfedern;
- Noudsnroga = Federträger, scherzhaft auch für die Gans gebraucht;
- Raui = Jude; von j.: Rabbi;
- Rewach (hebr.: rebbach) = Gewinn;
- schachern (j.: schachern) = handeln;
- Schejger (der) = j.: der Schefer, die Lüge. Nachbarn fragen einander: „Was gibt es Neues? Rein Schejger eingegangen?“ (Neuern);
- Schicks = Judenmädchen, auch verächtl.: liebesliches Weibsbild; j.: schicks = Christenmädchen;
- Schlamaistik (j.: Schlamaffel) = Pech, Unheil, Verlegenheit;
- Schluftra = Getränk (von schlürsen?);
- schlurren = laufen;
- Schmou = Entlohnung des Schmusers für seine Vermittlung.
- schmoufn, schmufn = zum Kauf oder Handel überreden, vermitteln; j.: schmufen = reden, schwätzen;
- Schmuser = Unterhändler, Vermittler, der durch Zureden den Abschluß des Geschäftes fördert und hernach von beiden Teilen den „Schmuk“ verlangt; j.: Schmuser, Vielredner;
- Sejchl (j.: sechel) = Verstand, Klugheit, Mutterwitz. „Du hast kein Sejchl!“;
- Sooft = Gulden; j.: sohoff, hebr.: sahab = Gold;
- Spieß = Sechser (in der Gaunersprache ein Fünzigpfennigstück);
- Tinaff (j.: tinnef) = Schund, Mist, Dreck;
- teffe (j.: tesse) = unrein, das Gegenteil von koscher;



zaha = kaufen;

Kaal = Kreuzer. Von hebr.: zalem = Kreuz. Die ersten beiden Mitlaute dieses Wortes zalem werden in der Gauner Sprache durch den Selbstlaut a verbunden.

Unsere Händler benützten in ihrer Geheimsprache ferner die jüdischen Zahlbezeichnungen¹⁾.

Volkstum und Volksart der Sprachinseldeutschen im Karpathenland

Von Dr. Eduard Winter²⁾

Die zahlenmäßige Entwicklung des Deutschtums in der Slowakei und Karpathenrußland ist sehr ungünstig. Die ständige Abbröckelung des deutschen Sprachgebietes läßt sich seit dem 17. Jahrhundert feststellen. Die Deutschen gingen nicht nur verhältnismäßig zu den anderen Völkern, sondern sogar absolut zurück. Im 14. Jahrhundert lebten ungefähr 250.000 Deutsche in Oberungarn, heute sind es nur mehr etwas über 150.000, obwohl sich die Bevölkerungszahl vervielfacht hat und der zweite große Schwabenzug unter Maria Theresia und Josef kräftige Verstärkung des deutschen Elementes ins Land brachte. Wie sehr der Rückgang im 19. Jahrhundert angehalten hat, zeigen die Zahlen, die G. Schwab (Land und Leute in Ungarn, Leipzig 1865) für die Zips angibt. Er zählt damals noch 57.000 Deutsche in der Zips ohne die Gründer Bergstädte. Heute sind in der Zips mit den Gründer Bergstädten nur noch 45.000 Deutsche. Der Rückgang des Deutschtums in der Slowakei hält auch in der Folgezeit ständig an, das beweisen die Volkszählungsergebnisse der letzten Jahrzehnte. 1880 wurden noch 225.504 Deutsche (11% der Gesamt-

¹⁾ Zu den Geheim- und Gauner Sprachen vgl. J. Kluge, Notwelsch. Quellen und Wortschatz der Gauner Sprache und der verwandten Geheimsprachen, I. Band: Notwelsches Quellenbuch (Straßburg 1901), ferner H. Stumme, Über die deutsche Gauner Sprache und andere Geheimsprachen (Leipzig 1903), L. Günther, Das Notwelsch des deutschen Gauners (Leipzig 1905) und Die Gauner Sprache (Leipzig 1919), E. Rabben, Die Gauner Sprache (Hamm i. W. 1906), E. Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen (Leipzig v. J. [1916]). Ders., Jüdisch-deutscher und deutsch-jüdischer Dolmetscher (Leipzig 1916). Einzelne der obigen Ausdrücke finden sich in dem offenbar für Volkseizwecke zusammengestellten, handschriftlichen Wörterbuch der böhmischen Gauner Sprache aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, das V. Hájek im Ceský Lid XV. mitgeteilt hat. Zu den Geheimsprachen russischer Sträflinge vgl. ZfW. 19 (1909) S. 452, zu denen bulgarischer Handwerker (Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Dachdecker u. a.) vgl. ebd. 20 (1910) S. 428. Endlich wäre noch zu verweisen auf H. Riceforo, Le Génie de l'Argot (Paris 1912).

²⁾ Unser Mitarbeiter Dr. E. Winter, Priv.-Doz. für Soziologie an der theologischen Fakultät der deutschen Universität in Prag, hat 1926 das in der Öffentlichkeit leider viel zu wenig beachtete, mit schönen Bildbeilagen versehene Buch herausgegeben „Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathenrußland“ (1. Heft von „Deutschtum und Ausland“, Münster i. W.). Von den einzelnen Beiträgen sind neben den für die Volksart und Volkspsychologie der Sprachinseldeutschen bedeutendsten Ausführungen Winters, an die sich unsere Abhandlung anschließt, besonders die zur Volkskunde hervorzuheben, namentlich der gediegene Aufsatz von Dr. J. Hanika über „Die Kremnißer Sprachinsel“.

bevölkerung gezählt. 1910 sind es nur mehr 198.876, das ist 6.74% der Gesamtbevölkerung. Auch nach der Besitzergreifung durch die Tschechoslowakei ist ein Rückgang zu verzeichnen. 1919 gab es nur 143.589 (4.87% der Gesamtbevölkerung) und 1921 sogar nur mehr 121.604 Deutsche, die freilich 5.07% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Zu diesen Volkszählungsergebnissen ist aber zu bemerken, daß sich Deutsche als Magyaren bekannten und die ungefähr 15.000 Deutschen in Karpathenrußland hinzukommen. Spätere Volkszählungsergebnisse dürften, da das Volksbewußtsein der Deutschen wächst, wahrscheinlich etwas günstigere Zahlen aufweisen. 150.000 bis 160.000 ist wohl die richtige Zahl der in der Slowakei (Preßburg und Umgebung rund 60.000, Deutsch-Proben-Kremnitzer Sprachinsel rund 48.000, Zips mit den Gründner Bergstädten rund 40.000) und in Karpathenrußland (Gebiet um Munkacs rund 10.000, im Tereßdatal, in Gufst und den verstreuten neueren Siedlungen im Bihorlatgebirge, bei Uzhorod (Ungbar) und Rahovo rund 5.000) lebenden Deutschen.

Ursachen dieser betrübenden Tatsache, des ständigen Rückgangs, gibt es viele. Die Schuld trägt vor allem das zu starke Anpassungsvermögen der Deutschen an die Umgebung und das scheinbar gering entwickelte Volksbewußtsein und damit verbunden die geringe nationale Widerstandskraft, was sich im alten Ungarn in dem Verhältnis zu den Magyaren und jetzt in einer immer stärker bemerkbaren slowakischen Neueinstellung zeigt. Diese wechselnde Einstellung auf die jeweils herrschende Macht wurde schon früher als charakterlos empfunden und gebrandmarkt. Sie findet aber auch ihre natürliche Erklärung.

Der Deutsche im Reich, ja selbst der Grenzlanddeutsche, der das Bewußtsein hat, mehrere Millionen Stammesgenossen im Rücken zu haben, kann sich gar nicht einleben in das Gefühl des deutschen Siedlers, der fernab von der ehemaligen deutschen Heimat und ganz abgeschlossen von der Hauptmasse der Deutschen sein Leben fristen muß. Der deutsche Kolonist fühlt sich verlassen und auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Die Not des täglichen Lebens ist vielfach so groß und erfordert seine ganze Aufmerksamkeit, so daß die Frage nach der Volkszugehörigkeit zurücktritt. Er fragt nicht viel nach der ruhmreichen Geschichte seiner Vorfahren und was sie für das Land waren, er kennt nur den Kampf um Selbstbehauptung auf dem engen Stück Erde, das er mit Volksgenossen bebaut. Die Berge, die in vielen Fällen seine Heimat umschließen und die andersnationalen Landbewohner, die ihn von der nächsten deutschen Siedlung abschließen, beschränken sein Blickfeld. Und wenn er die deutschen Nachbarn kennen lernt, hört er von ihnen dieselben Klagen, sieht er denselben schweren Kampf um die Existenz. Deswegen die geringe Verbindung der deutschen Siedlungen in der Slowakei und Karpathenrußland untereinander. Sie wissen kaum Näheres von einander.

Ein fast noch größerer Feind als die Not ist für die Selbstbehauptung der Deutschen der Materialismus. Bauern und Handwerker, die es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, sind ängstlich besorgt um die Erhaltung des so schwer erworbenen Gutes, daß sie ganz im Materialismus versunken sind. Das Ein- oder Zweikindersystem soll

ihnen den Besitz zusammenhalten helfen. Die Beschränkung der Kinderzahl aber ist der Todfeind des Deutschtums.

Die talentierten Burschen, die studieren, sind dem Volkstum bald verloren, denn wenn sie vorwärts kommen wollen, müssen sie sich der herrschenden Nation möglichst angleichen. Die ungarischen Mittelschulen waren deswegen ausschließlich magharisch. Eine Verbindung mit der deutschen Kultur fehlte den Gebildeten vollständig, da sie vom Mutterlande abgesperrt waren. Eine bodenständige deutsche Kultur können sie meist auch nicht entwickeln, da sie einerseits hart um die Existenz ringen müssen, andererseits an Zahl zu gering sind. Dort aber, wo sie zahlreicher sind und wohlhabender, wie bei den Siebenbürger Sachsen und bei den Banater Schwaben, haben sie sich eine bodenständige Kultur geschaffen, die die beste Sicherung für die Erhaltung des Deutschtums war und heute noch ist. Bodenständige Kultur ist aber die Voraussetzung für eine Vermittlung allgemein deutscher Kultur, oder besser gesagt deutsche Kultur drückt sich eben nur in bodenständiger Kultur aus. Bei den Deutschen in Oberungarn entwickelten sich bisher nur Ansätze zu einer bodenständigen deutschen Kultur. So kam es, daß sich die Gebildeten der magharischen oder slowakischen Kultur angeschlossen, obgleich diese, was Tiefe und auch Umfang anbelangt, sich mit der deutschen nicht messen können.

Der Selbsterhaltungstrieb, verbunden mit dem Gefühl allein auf sich angewiesen zu sein, hat eine dicke Kruste um das Volksbewußtsein der Deutschen in der Slowakei und Karpathenrußland gelegt. Die Kruste scheint manchmal so dick, daß unter ihr überhaupt kein Kern mehr zu stecken scheint, und doch haben wir auf der Reise durch die deutschen Siedlungen in der Slowakei und Karpathenrußland so oft die Begeisterung für das angestammte Volkstum elementar hervorbrechen sehen. Da merkten wir, wie tief noch das Deutschsein in diesen scheinbar für das Volkstum ganz abgestorbenen Menschen vergraben ist. Daraus erklärt es sich, daß trotz der Ungunst der Verhältnisse, trotz der vollständigen Abschließung vom Mutterlande noch viele ihr Volkstum bewahrt haben, obwohl ihr baldiger völliger Untergang seit 1786 immer wieder verflüchtigt wurde.

Günstig für die Entwicklung des Deutschtums in der Slowakei in der Zukunft ist die Verbindung mit den volksbewußten Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien durch die neue staatliche Einheit. Gelingt es, die kulturelle und wirtschaftliche Verbindung recht innig zu gestalten, dann wird auch das Selbstgefühl der Deutschen in der Slowakei wachsen.¹⁾

¹⁾ Dies wird eine der wichtigsten Aufgaben der neu gegründeten Zeitschrift „Karpathenland“ sein, die als „Vierteljahrschrift für Geschichte, Volkskunde und Kultur der Deutschen in den nördlichen Karpathenländern“ von der „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung“ in Reichenberg (Dr. E. Sierach) herausgegeben und von Dr. J. Hanika und Dr. F. Nepp geleitet wird. Da sie sich auch mit der Volkskunde jener wenig erforschten Gebiete befaßt, bildet sie eine ausgezeichnete Ergänzung unserer Zeitschrift, die stets auf alle volkskundlichen Beiträge im „Karpathenland“ aufmerksam machen wird.

Die Volkskunde bei den Tschechen und Slowaken

Von Dr. Gustav Jungbauer

Es ist eine selbstverständliche Pflicht der judenteutschen Volkskunde, den Fortschritt der gleichen Bestrebungen bei den im selben Staate lebenden Nachbarvölkern zu verfolgen, besonders bei den Tschechen und Slowaken, aber auch bei den Magyaren, über die ein späterer Aufsatz handeln wird. Vorher aber müssen wir uns über die der deutschen Öffentlichkeit so gut wie unbekanntes Geschichte der volkswissenschaftlichen Bewegung bei diesen Völkern unterrichten, wobei sich deutlich die Zusammenhänge mit dem deutschen Geistesleben und der deutschen Volkskunde ergeben. Schon aus der Betrachtung der Vergangenheit lassen sich für die judenteutsche Volkskunde nützliche Erkenntnisse gewinnen. Noch mehr aber wird ein kurzer Überblick über den jetzigen Stand der volkswissenschaftlichen Forschung bei den Tschechen und Slowaken beweisen, daß sie uns in vielem bereits überflügelt haben und wir daher von ihnen manches lernen können. Trotzdem die Tschechen ihrerseits der Entwicklung der deutschen Volkskunde stete Aufmerksamkeit schenken und die wichtigsten Neuerscheinungen in ihren wissenschaftlichen Zeitschriften eingehend zu besprechen pflegen, wurde ihre volkswissenschaftliche Literatur von deutscher Seite bisher leider zu wenig oder gar nicht beachtet. Es fehlte hier eben an Forschern, welche der tschechischen Sprache mächtig waren. Dieser Mangel ist nun durch den glänzenden Aufschwung der slavistischen Studien an der deutschen Universität in Prag behoben¹⁾.

Für die folgenden Ausführungen wurden als wichtigste Quelle die zusammenfassenden, übersichtlichen Aufsätze benützt, welche Univ.-Professor Dr. Jiří Šorák in den letzten Jahren veröffentlicht hat, insbesondere „Les études ethnographiques en Tchéco-Slovaquie“ (I. Littérature populaire, coutumes et croyances, II. La civilisation matérielle) in der „Revue des études slaves“ (1. Band, Paris 1921), ferner „Histoire de l'ethnographie et du folk-lore tchécoslovaque“ in der Zeitschrift „Anthropologie“ (2. Band, Prag 1924) und endlich die im „Národopisný věstník československý“ (20. Band, Prag 1927) erschienenen „Příspěvky k dějinám českého národopisu“ (Beiträge zur Geschichte der tschechischen Volkskunde). Die sich aber hauptsächlich auf die Volkskunde der kleinrussischen Bevölkerung in Karpathenrußland beziehen. Bemerkte sei, daß die Tschechen keinen entsprechenden Ausdruck für das Wort Volkskunde besitzen, es meist mit „Národopis“ (= Ethnographie) wiedergeben, während vom deutschen Standpunkt die Völkerbeschreibung, wie auch die Völkerwissenschaft (Ethnologie), welche sich mit allen Völkern, und insbesondere mit den außereuropäischen, primitiven Völkern befassen, von der Volkskunde zu trennen ist, welche sich auf ein bestimmtes Volk und besonders auf die

¹⁾ Vgl. Dr. Franz Šonjín, Einführung in die tschechische Volkskunde, (Slavistische Schulblätter I. 2./3. Heft, Prag, Oktober-November 1927, S. 4).

Kulturvölker Europas beschränkt¹⁾. Zuweilen bezeichnen die Tschechen mit dem Worte Ethnographie die sachliche Volkskunde, die sich mit der materiellen Kultur beschäftigt, und mit dem englischen Wort Folklore, mit dem sonst das Gesamtgebiet bezeichnet wird, die geistige Volkskunde, welche Volksdichtung, Glaube und Brauch zum Gegenstande hat. In dieser Weise hat Horák in der an zweiter Stelle angeführten Arbeit (Anthropologie 1924) den Stoff gegliedert.

Hier teilt er die Geschichte der Volkskunde bei den Tschechen und Slowaken in fünf zeitliche Abschnitte ein: 1. Die Anfänge vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1840—50. 2. Die Periode Erben (1840—1870), welche den Höhepunkt der romantischen Richtung bedeutet. 3. Verfall dieser Richtung und Beginn der kritischen Tendenz (1870—1895). 4. Von der ethnographischen Ausstellung in Prag (1895) bis zum Weltkrieg. 5. Die Kriegsjahre und die ersten Jahre der Tschechoslowakischen Republik. Es genügt aber, wenn bloß zwei große Abschnitte unterschieden werden, erstens die Zeit vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1895, welche das Volkslied bevorzugt und sich mehr ästhetisch als wissenschaftlich einstellt, zumal sich vornehmlich Dichter mit der Volkskunde beschäftigten, und zweitens die schon 1891 mit dem Erscheinen der ersten volkskundlichen Zeitschrift „Oeský Lid“ vorbereitete Zeit von 1895 bis zur Gegenwart, mit welcher die auf alle Stoffgebiete ausgedehnte wissenschaftliche Arbeit in den Vordergrund tritt.

I. Von den Anfängen bis 1895.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war man allgemein der Ansicht, daß die tschechische Sprache, die fast nur mehr von der Landbevölkerung gesprochen wurde, während die städtische Bevölkerung und die Gelehrten deutsch sprachen und schrieben, in Aussterben sei und daß Böhmen mit der Zeit ganz deutsch werden dürfte. In diesem Sinne äußerte sich im Jahre 1789 auch der böhmische Geschichtsschreiber Franz Martin Pelze²⁾, der aber, seit er 1793 mit der Leitung des neu errichteten Lehrstuhles für tschechische Sprache und Literatur an der Prager Universität betraut worden war, tatkräftig für die tschechische Sprache eintrat³⁾.

Das tschechische Volk nun war keineswegs im Erlöschen, sondern begann eben um diese Zeit neu aufzuleben. An seiner Wiedergeburt haben die Deutschen einen bedeutenden Anteil, da hauptsächlich von deutscher Seite das neu erwachende Geistesleben der Tschechen und Slowaken befruchtet und gefördert wurde⁴⁾. Schon J. Dobrovský (1753 bis 1829), der selbst noch deutsch und lateinisch schrieb, aber bereits auf die Bedeutung der Volkssprache und der Volksüberlieferungen aufmerksam

¹⁾ Vgl. R. Fr. R a i n d l, Die Volkskunde (Die Erdkunde XVII. Teil, Leipzig und Wien 1903, S. 22 f.).

²⁾ Vgl. A. H a u f f e n, Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde I. Prag 1896) Seite 32.

³⁾ Vgl. J. J a k u b e c und A. N o v á k, Geschichte der tschechischen Literatur (2. Aufl., Leipzig 1913) S. 143.

⁴⁾ Vgl. J. B l a u, Landes- und Volkskunde. 2. Aufl. S. 135.

machte, hat in dem deutschen Sprachforscher Adelung sein Vorbild. Deutsche Gelehrte, wie der mit Dobrovský im Briefwechsel stehende Vorkämpfer der slawischen Geschichtswissenschaft A. S. Schläger in Göttingen (gest. 1809), erhoben die Forderung nach einer Grammatik und einem ethnologischen Wörterbuch der slawischen Sprachen¹⁾. In Böhmen selbst waren deutsche Gelehrte bemüht, eine Annäherung zwischen den zwei Volksstämmen herbeizuführen. Im Jahre 1816 hielt der Philosoph Bolzano drei Vorträge an der Prager Hochschule ab, welche 1. die Ursachen der Abneigung zwischen Deutschen und Tschechen, 2. die Frage, ob diese Abneigung auch billig und vernünftig sei, 3. die Mittel, dieser Abneigung zu steuern, behandelten²⁾. Von deutscher Seite war 1818 der böhmische Musealverein ins Leben gerufen worden, der ursprünglich die Heimatkunde des ganzen Landes berücksichtigen sollte, sich aber bald der slawischen Altertums- und Volkskunde zuwandte³⁾. Aufmerksam verfolgten deutsche Dichter und Gelehrte die ersten Anfänge literarischer Betätigung auf böhmischem Boden. Goethe feierte in seinem Nachruf (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Berlin 1830) Dobrovský mit den Worten „(Er) führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück und vereinigte so mit dem größten Ruhm der Wissenschaft den selteneren eines populären Namens.“ Brentano, später Ebert, der Freund Palackýs, Grillparzer, J. F. E. Abrecht u. a. entnahmen der tschechischen Sage und Geschichte Stoffe zu Dichtungen, vor allem aber trieb der von Herder ausgestreute und durch die deutsche Romantik und die Brüder Grimm zu den Tschechen und Slowaken übertragene Same bei diesen reiche Blüten und Früchte.

Herders Volkslieder waren 1778/79 erschienen, von 1805 bis 1808 kam „Des Anabens Wunderhorn“ heraus, die Volksliedbewegung wurde so stark, daß im Jahre 1819 sogar die österreichische Regierung zum Sammeln von Volksliedern aufforderte. Da folgt nun der erste namhafte Volksliedersammler der Tschechen, der begeisterte Goetheverehrer J. S. Celakovský (1799—1852), den Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ zu den „Stimmen der slawischen Völker in Liedern“ anregten und der nun, unterstützt von J. B. Kamaryt und anderen, von 1822 bis 1827 seine dreibändigen „Slawischen Volkslieder“ herausgab. Celakovský, der ein ausgezeichnete Kenner des slawischen Volksliedes war und auch litauische Volkslieder überseht hatte, ist der erste bedeutende Folklorist der Tschechen. Im Vorwort zum „Nachhall der tschechischen Lieder“ (1839) verglich er das russische und tschechische Volkslied und erkannte, daß jenes mehr epischer und dieses mehr lyrischer Art sei. Neben dem Volkslied befaßte er sich auch mit den Märchen, den Rätseln und anderen Volksdichtungen, ferner mit den Sitten und Bräuchen, der Tracht u. a. Außerdem sammelte er jahrelang slawische Sprüche und Sprichwörter, die seinerzeit schon Comenius (1592—1670) sehr geschätzt hatte, konnte sie aber erst 1852 veröffentlichen. Als Dichter begründete er jene Richtung der

1) Jakubec u. Novák a. a. O. S. 135.

2) Hauffen a. a. O. S. 32, 104.

3) Ebd. S. 57.

tschechischen Dichtern der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, welche in der Nachahmung des Volksliedes ihr höchstes Ziel sahen. Im übrigen ist in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auch sonst bei tschechischen und slowakischen Dichtern und Schriftstellern bereits ein liebevolles Eingehen auf das Volksleben bemerkbar, allerdings zunächst zu dem Zwecke, die breiten Volksschichten geistig heranzubilden. In dieser Weise betätigten sich besonders der Tscheche *Ramérus* (1759—1808) und der Slowake *Palkovič* (1769—1850).

Schon vor *Celakovský* hatte im Jahre 1817 der Fälscher der Königinhofer und Grünberger Handschrift *B. Šanka* (1791—1861) dem Werke *Puf Karadžić* entnommene serbische Volkslieder herausgegeben und das Sammeln tschechischer Volkslieder angeregt. Eine kleine Sammlung „*Oeské národní písně*“, der etwa 50 meist kürzere und unbedeutende deutsche Volkslieder und Vierzeiler angegeschlossen sind, ließ 1825 J. Ritter von *Rittersberg* ohne Namensnennung in Prag erscheinen. Zur selben Zeit war man auch in der Slowakei eifrig für das Volkslied tätig. In Deutschland, wo besonders die slowakischen Protestanten seit je ihren Universitätsstudien oblagen, da es in Österreich keine Lehrkanzel für protestantische Theologie gab, wurden die Slowaken *Šafařík* (1795—1861), der von 1815 bis 1817 an der Universität Jena studierte, und *Jan Kollár* (1793—1852), der von 1817 bis 1819 an der gleichen Universität weilte, mit den Ideen der Romantik, aber auch mit dem erwachenden Freiheitsdrang und dem „Volksstum“ *F. L. Jahns* bekannt. Im Vereine mit *Palacký* (1798—1876), dem mährischen Slowaken, begründeten sie die erste slawische „Sturm- und Drang-Bewegung“¹⁾, die sich auch auf volkstümlichen Gebiete offenbarte. *Kollár*, auf den namentlich Herders Werke stark eingewirkt hatten, gab mit *Šafařík*, der „Die slawischen Altertümer“ (1837) und die „Slawische Volkskunde“ (*Slovanský národopis*, 1842) schrieb, und anderen in den Jahren 1823 und 1827 slowakische Volkslieder heraus, denen 1834/35 noch zwei Bände folgten. Zugleich machte er auch auf andere Volksüberlieferungen aufmerksam, verlor sich aber später in dem gefährlichen Irrgarten einer phantastischen Mythologie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Affenzins

Von Dr. Friedrich Repp

R. Rubitschek berichtet in seinem „*Böhmerwälder Spottbüchlein*“ S. 53, von einem interessanten Zins, den die Bewohner des Dörfleins *Hejna* im Böhmerwald zu entrichten haben und der ‚*opičný úrok*‘, „*Affenzins*“, genannt wird. Über seine Einführung erzählt er die folgende Geschichte (vgl. auch *Valentin Schmidt*, „Das tschechische Girschau des Böhmerwaldes“ im *Wäldertalender* 1925): Vor Zeiten hielt der Herr der Bauern von *Hejna*, *Putz* von *Riefenberg*, auf seiner Burg einen Affen. Als der *Riefenberger* einmal verreist war, entkam der Affe aus dem

¹⁾ *Jakubec u. Kovák a. a. O.* S. 161.

Schlosse und trieb sich in den Wäldern von Hejna herum. Die Bauern hielten den Affen für den Teufel und zogen aus, ihn zu fangen. Der Affe aber kletterte schleunig auf einen Baum und die Bauern schlugen den Baum um. Der Affe sprang nun auf einen anderen Baum und auch den fällten die Bauern; und so hatten sie schon etliche Bäume umgeschlagen, als der Affe endlich erschöpft zusammenbrach; die Bauern schlugen ihn auf der Stelle tot und brachten ihn ihrem Herrn, als er zurückkam, und erwarteten einen großen Lohn dafür, daß sie den Teufel umgebracht hätten. Der Riesenberger soll geantwortet haben: „Erstens will ich von nun an euer Dorf nur als Narren-Hejna genannt wissen und zum andern stellt ihr mir für den Affen, den ich mit großen Kosten aus den überseeischen Gebieten erworben habe, jährlich eine Summe als Affenzins zahlen.“

So die Sage, die ich ungefürt mitgeteilt habe in der Form, wie sie Rubitschek a. a. O. bietet. Sie ist ein sprechendes Beispiel für eine ätiologische Sage, deren der deutsche Sagenschatz eine große Anzahl enthält: einen nicht mehr verstandenen Namen oder Ausdruck assoziiert das Volk mit einem ihm bekannten Worte und sucht ihn „volksetymologisch“ zu erklären. Ist dieser erste Vorgang vollzogen, so spinnt die Phantasie von dem neugewonnenen Begriffe weiter und das Ergebnis ist die „erklärende“ Sage. Der Ortsnamensforschung sind solche Sagen oft zum Verhängnis geworden und es erfordert allen Scharfsinn der Fachgelehrsamkeit, um die sagenhaften unursprünglichen Bestandteile von dem historisch Sicheren zu scheiden.

Auch in dem „Affenzins“ liegt eine dervartige sekundäre Sage vor; eine alte Zinsbezeichnung wird nicht mehr verstanden; der Zins wird nicht mehr in der alten ursprünglichen Form gezahlt, nach der er seinen Namen führt — er wird in anderer Form geleistet. Damit ist der Anstoß für eine volksetymologische Umwandlung gegeben. Die Frage, welcher Zins nun hinter dem „Affenzins“ zu suchen ist, wurde bisher verschieden beantwortet. Daß der Begriff, der dem „Affenzins“ zu Grunde liegt, alt ist und bereits zu Balbins Zeiten nicht mehr bekannt war, beweist die Tatsache, daß dieser bereits in seinen *Miscellanea historica regni Bohemiae* jene Geschichte erzählt, diese also wohl bereits im Volke geläufig war.

Jungmann hat in seinem Wörterbuch (1836) den *opiěni úrok* als „Affenzins“ aufgenommen und als ‚*plat za opice*‘, „Abgabe für Affen“, erklärt. Rubitschek sieht, ohne seine Annahme näher zu begründen, darin einen „Feldzins“. Aber der „Feldzins“ hat tschechisch nie *opiěné* oder ähnlich gelautet. Jungmann führt nun folgenden Beleg an: *platiti vše co za opiěné ono zákum, ono knězim, zvonikům*. An dieser Stelle muß *opiěné* eine andere Bedeutung haben. Dem Sinne nach entspricht es unserem „Trintgeld“, „Gabe“, also bereits in ganz abgeblaster Bedeutung. Aber immerhin führt die Stelle weiter, wenn wir bedenken, daß im Mittelalter der Begriff des deutschen „botenbrötes“ im Tschechischen als *koláč* erscheint. Ich führe von den zahlreichen, hierher gehörigen Stellen nur den alttschechischen *Věvoda Arnošt* an: C. 535 spricht der Bote zum Kaiser Otto nach vollbrachter Botschaft: „*prawimt toto masz mi dá ti kolač zato!*“ Oder Herzog Ernst D 5290 sagt Adelheit zum Boten: „*Ein riches b o t e n-*

brót Sol ich dir unverdrozzen geben“, was der tschechische Übersetzer mit folgenden Worten wiedergibt: Č. 5672: „Musyš dobry k o l a ě mieti!“ Wenn vielleicht ursprünglich tschechisch koláč nur eine Übersetzung des Wortes botenbrót war, so scheint sie doch so fest geworden zu sein, daß koláč schließlich in abgebläster Bedeutung nur mehr „Gabe“ bedeutete. So konnten schließlich auch Synonyma von koláč dieselbe Bedeutung erlangen und ich glaube, in der angeführten Stelle liegt eben ein synonymes Wort vor, das schließlich mit dem opiěné, das in der Bedeutung „Affenzins“ bekannt ist, weil es etymologisch das gleiche ist, zusammenfiel.

Scheint mir also die von Gebauer angeführte Stelle für die Erklärung des „Affenzinses“ nicht stichhaltig zu sein, da das Wort opiěné durch Bedeutungsübertragung, wie ich gezeigt zu haben glaube, von koláč her, in dieser Stelle zu seiner Bedeutung „Gabe“ gelangt sein kann, so führt eine Anmerkung bei Brandl in seinem Glossarium ein Stück vorwärts. Brandl verweist auf eine juridische Glosse (bei Wáclaw Hanka Zbjrka neydawnějšich slownjků — Vetustissima vocabularia latino-boemica Prag 1833, S. 330) aus dem Jahre 1346, die folgendermaßen lautet: simeales denarios qui vulgariter opyczne dicuntur. Brandl sieht in dem opyczne nun eine mißverständene „Übersetzung“ des simeales denarios. Er kommt in seinen Ergebnissen der Wahrheit recht nahe, nur hat er den Kern der Frage vollkommen verkannt, wenn er von der lateinischen Form als der Grundlage für die tschechische ausgeht. Simealis, das doch nur eine Adjektivbildung zu simia, „Affe“, sein kann, erklärt er als Adjektivum zu simila = deutsch Semmel, und glaubt, daß simialis > simialis entstellt worden sei und simealis mißverstanden als opiěné ins Tschechische übertragen wurde. Aber ganz abgesehen davon, daß das Adjektiv zu lat. simila nie als simialis zu belegen ist, sondern stets similaneus, similaceus lautet, scheidet diese Erklärung an dem Umstande, daß zu einer Zeit, wo der Zins gezahlt wurde, die Bezeichnung des Zinses sicher durchsichtig und allgemein verständlich war. Der Bauer bezeichnete ja doch den Zins, den er liefern mußte, mit einem tschechischen, ihm verständlichen Namen und die lateinische Benennung ist die sekundäre Bildung. Es geht also nicht an, mit Brandl und Kott zu sagen, die tschechische Bezeichnung opiěné sei eine falsche Übersetzung vom lateinischen simialis, dessen angenommene Entwicklung aus simialis wir ablehnen müssen, sondern die Sache liegt gerade umgekehrt. Der Übersetzer fand eine tschechische Zinsbezeichnung opiěné vor, mit der er nichts anzufangen wußte und die er als simeales denarii, „Affenzins“, übersetzte. Die Glosse, auf die Brandl seine Beweisführung aufbaut, erweist sich demnach — wenn die Glosse überhaupt echt ist — für die Erklärung als hinfällig.

Das eine ist nun wohl sicher: in der Erklärung ist nur von der tschechischen Form auszugehen, die volksetymologisch — vielleicht auf dialektischer Grundlage — umgebildet erscheint. Wie sich aus der Bedeutung ergibt, handelt es sich um die Bezeichnung einer Abgabe. Darauf weist schon die Bildung auf -né, die auch in školné, Schulgeld, zpropitné, Trintgeld, und den alten Zinsbezeichnungen senné, snopné, srpné, kosné, u. a. vorliegt.

Den selben Bildungstyp sehe ich nun in opičnė; es fragt sich nur, wie der Wortstamm opič- zu deuten ist. Eine Parallele in der Bildung einer anderen Abgabebezeichnung führt nun, wie ich glaube, zur eindeutigen Erklärung des so umstrittenen Namens. Von seku wird ein sočnė gebildet, analog setzen wir an opeku — opečnė. „Brot backen“ belegt Jungmann als opėci chleb, opečeny chleb, so daß gegen eine Bildung opečnė in der Bedeutung „Gebäckszins, Abgabe, die in Form von Gebäck, Brot“, zu leisten ist, nichts einzuwenden sein dürfte. Dieser Begriff opečnė ist nun meines Erachtens die Grundlage für den „Affenzins“. Er entspricht vollkommen einem mittelhochdeutschen semellēhen und wird bereits von Brandl durch eine urkundliche Bestimmung erläutert: „absolvinus homines a solutione frumenti, ab urna mellis a simila u. a.“. Nun wird auch die Verschmelzung mit dem Begriff koláb, Gabe, Abgabe, die wir bereits erwähnt haben, klar — beides bedeutete „Gebäck“.

Als man den „Brotzins“, opečnė, nicht mehr in Brotform zahlte, blieb der Name an der entsprechenden neuen Form der Abgabe haften. Nun war es nur ein kleiner Schritt — vielleicht wirkte ma. Aussprache mit, — volksetymologisch den Begriff mit dem Affen (opice) zusammenzubringen, der bekanntlich durch seine Tugenden und Untugenden im Vorstellungskreis des Volkes eine nicht geringe Rolle spielt. Erst jetzt hat sich die Sage, von der wir ausgingen, entwickeln können. Sie ragt als letzte Erinnerung an die ursprüngliche Form einer Abgabe der Hejnaer Bauern als curiosum in unsere Zeit herüber.

Kleine Mitteilungen

Dienstbotenlöhne im südlichen Böhmerwald

Vielfach besteht der Lohn der Dienstboten außer der Geldlöhnung in genau festgesetzten sachlichen Gebühren und Geschenken, wozu nicht selten noch bis in die Einzelheiten gehende Bestimmungen betreffs der Kost an gewöhnlichen Tagen und an besonderen Festtagen (Dreikönig, Faschingdienstag, Oster- und Pfingstsonntag, Kirchweih, Allerheiligen, Fastentag = Tag vor dem Christfest, Weihnachtstag und Stefanstag) kommen. In den deutschen Ortschaften um Krumau in Südböhmen waren bis vor dem Kriege die folgenden Lohnverhältnisse üblich:

Der große Knecht hatte nebst der Unterkunft, Verpflegung und Wäsche 160 bis 200 K Jahreslohn. Außerdem bekam er eine Hose aus Wollstoff, eine blaugedruckte Leinenschürze, ein Hemd aus feiner und drei Hemden aus grober Leinwand, ferner als Stallgeld beim Verkauf eines Paar Ochsen 2 K, eines Pferdes oder Füllens 4 K, endlich nach dem Kornschnitt Bier und Krapsen oder dafür eine Krone und nach dem Ausdreschen statt Bier und gebratenem Schinken ebenfalls eine Krone. Beim Dienstantritt erhielt er einen Laib Weißbrot, den sogenannten Ginsthlaib, beim Verlassen des Dienstes einen Laib Schwarzbrot und einen Laib Weißbrot, die sogenannten Ausstehlaibe oder Ausstehbrote.

Die große Dirn (Magd) hatte nebst der Unterkunft, Verpflegung und Wäsche jährlich 120 bis 140 K Lohn und erhielt außerdem ein glattes, schwarzgefärbtes Kopftuch, ein Halstuch, einige Meter Rattun auf ein Kleid, eine Schürze, 15 Ellen feine und 15 Ellen grobe Leinwand, ein Pfund Schmalz, das sogenannte Grasschmalz für das Grasstragen, dann als Stallgeld beim Verkauf einer Kuh eine Krone und eines Kalbes 60 Heller, nach dem Kornschnitt 60 Heller und nach dem

Ausdreschen einen Wachsstock, ein Kleidungsstück oder ein Geldstück. Endlich konnte sie ein Viertel Leinsamen, den sie sich selbst kaufen mußte, auf einem Acker des Dienstgebers ansäen und den daraus gewonnenen Flachß und Leinsamen für sich behalten.

Der **Hütbub** hatte nebst der Unterkunft, Verpflegung und Wäsche jährlich 20 bis 40 K Lohn und bekam überdies einen Werktaßanzug (Hose, Weste, Rock und Filzhut) und je ein Hemd und je eine blaugefärbte Schürze aus grober und feiner Leinwand, endlich als Stallgeld beim Verkauf eines Paar Ochsen eine Krone.

Das **Hütmenſch** (Hütmädchen) hatte neben der Unterkunft, Verpflegung und Wäsche jährlich 30 bis 40 K Lohn und erhielt dazu ein braungefärbtes Kopftuch, eine Joppe, einen Kittel, eine Schürze, ein Paar blaugefärbte Wollstrümpfe, ein Paar Schuhe, ein Halstuch, ein Hemd aus feiner und ein zweites aus grober Leinwand, ferner als Stallgeld beim Verkauf einer Kuh 50 Heller und eines Kalbes 30 Heller. Endlich konnte es ein oder zwei Maßl selbst gekauften Leinsamen auf einem Acker des Dienstgebers ansäen.

Größere Bauernwirtschaften haben noch einen **kleinen Knecht**, sonst auch **kleiner** genannt, und eine **kleine Dirn**, die etwas weniger Lohn bekamen als der große Knecht und die große Dirn. Sie erhielten, ebenso wie die große Dirn, der Hütbub und das Hütmenſch, die gleichen Einſteh- und Ausſtehlaihe wie der große Knecht, ferner auch die gleichen Kleidungsstücke wie der große Knecht und die große Dirn.

Zu dem Angeführten bekamen die Dienstboten noch bestimmte Geschenke an den folgenden Festtagen:

Weihnachten: Die Knechte und Dirnen einen Striezel, einen Laib Weißbrot und 5 Apfel und 25 Nüsse. Statt Apfel und Nüsse wurde dort, wo kein Obst vorhanden war, ein Laib Schwarzbrot gegeben. Der Hütbub und das Hütmenſch einen Striezel, einen Laib Weißbrot, 5 Apfel und 10 Nüsse. Die letzten entfielen, wenn kein Obst vorhanden war.

Ostern: Die Knechte und Dirnen einen Laib Weißbrot, 25 Krapfen, einen Gugelhupf, Waden genannt, zwei Kuchen (Solatschen) und 25 rotgefärbte Eier. Wo kein Weizen gebaut wurde, entfielen der Gugelhupf und die Kuchen. Die Eier wurden auch mit Geld nach dem Marktpreis abgelöst werden. Der Hütbub und das Hütmenſch einen Laib Weißbrot, 20 Krapfen, einen Gugelhupf und einen Kuchen, wenn Weizen vorhanden war, und 15 rotgefärbte Eier.

Pfingsten: Die Knechte und Dirnen einen Laib Weißbrot, 20 Krapfen und einen Kuchen, der Hütbub und das Hütmenſch dasselbe, aber bloß 15 Krapfen. In manchen Orten war aber bloß ein Laib Weißbrot als Geschenk für alle Dienstboten üblich.

Kirchweih: Die Knechte und Dirnen einen Laib Weißbrot, 20 Krapfen, einen Gugelhupf und zwei Kuchen, der Hütbub und das Hütmenſch einen Laib Weißbrot, 15 bis 17 Krapfen, einen Gugelhupf und einen oder zwei Kuchen. In Ortſchaften ohne Weizenbau entfielen der Gugelhupf und die Kuchen.

Allerheiligen: Alle Dienstboten je ein Weißbrot, Seelwecken genannt.

Johannistag: Bloß in einzelnen Orten Knechte und Dirnen 25 und Hütbub und Hütmenſch 15 Krapfen, die sogenannten Heugelkrapfen, weil die Heuernte beginnt oder beendet wird.

Peter und Paul: Ebenfalls bloß in einzelnen Dörfern und Pfarreien 20 Krapfen für Knechte und Dirnen und 15 Krapfen für Hütbub und Hütmenſch.¹⁾ Die beim Aufbinden der Dienstboten übliche Angabe, das sogenannte Drangeld, betrug vor dem Kriege 10 K beim großen Knecht, 6 K beim kleinen Knecht, 4 K bei einer großen oder kleinen Dirn und 2 K bei einem Hütbuben, Hütmenſch oder einer Kindsdirn.

Sagau bei Krumau.

† Oberlehrer Leonard Thür.

¹⁾ Alle diese Gebühren und Geschenke ändern sich je nach den besonderen Verhältnissen, sind vor allem von der wirtschaftlichen Lage des Bauernstandes abhängig. Sie sind viel ausgiebiger und reicher z. B. im Bezirke Oberplan, wo neben anderm auch bestimmte Getreideabgaben, bestimmte Geschenke anlässlich der Jahrmärkte u. a. üblich sind.

übertragen der Krankheiten in die Erde

Ein eigenartiger Heilzauber zur Beförderung des Wachstums bei Kindern, welche das „Alter“ hatten,¹⁾ war noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Mladei bei Leitmeritz üblich. Man trug das kranke Kind zu einem Kreuzweg, wälgerete (rollte) es auf dem Rasen herum, legte es dann ruhig hin, spreizte ihm die Arme aus und schnitt in dem Rasen die Figur des Kindes aus. Dann wurde der Rasen durch einige Schnitte in Streifen geteilt, diese Stücke (Kopf- und Rumpfhälften, Arme und Beine) wurden abgehoben und umgedreht, so daß die Grasfläche unten zu liegen kam. Man glaubte, daß das Kind in dem gleichen Maße, wie der Rasen wieder empornwuchs, nun ebenfalls wachsen werde²⁾.

So b e n i ß bei Leitmeritz.

Lehrer Karl Dichtenfeld.³⁾

Besprechungsformeln aus dem Mieser Bezirke.

Gegen Würmer.

1. Unsa Iöiwa Herrgott und da halicha Päitras
fahn zan adern as.
Sie adern zwou, dra Fürch,
Sie adern zwei, dra Würma as.
Da erst is weiß, da zweit is schwarz, da dritt is raut:
Doi Würma, döi san all drei taut!

2. Es san da Würma naina.
Es san niat nain, es san ner acht,
es san niat acht, es san ner siebm,
(usw. zurückzählen bis)
es is niat oina, es is gaua koina!

Gegen Rotlauf.

3. Kaudlaf und Nagwachs'n scheiden von der Sippen
wöi Jesus va da Rippen.

4. 3' Weßbouch, 3' hauchwürdi Gout
und 3' Altartouch is für Kaudlaf gout.

5. Jesu, da Herz,
still du an N. N. sein Schmerz.
Und unna Iöiwa Frau ihra hale Blout
Und döß hale Altartouch,
döß is an N. N. fürs Kaudlaf gout.

Gegen Blasen im Auge.

6. Ich ho nain Blautan in main Auch.
Ich ho niat nain, ich ho ner acht,
ich ho niat acht, ich ho ner siebm
(usw. zurückzählen bis)
ich ho niat oina, ich ho gaua koina.

¹⁾ Zum Wort Alter, Alterlein (Atrophie, Schwund, Auszehrung) vgl. R. Höfler, Krankheitsnamenbuch (München 1899) S. 9f., ferner Doborka und Kronfeld, Volksmedizin II. S. 654ff.

²⁾ Die gleiche Heilhandlung, die stillschweigend am Karfreitag vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang mit einem an der „englischen Krankheit“ leidenden Kinde zu vollziehen ist, berichtet E. Pfeiffer, Aberglaube aus dem Altenburgischen (Bedenstedts Veltchr. f. Volkst. II. 1890, S. 208). Vgl. E. Seyditz, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (Leipzig 1913) S. 236.

³⁾ Im Jahre 1899 mit vielen anderen wertvollen Aufzeichnungen an Prof. Sauffen gesandt.

Gegen Warzen.

7. Af döš, woš e schau (dabei schaut man auf Pflanzen),
soll wachsen,
Af döš, woš e greif (dabei drückt man auf die Warze),
soll waghöhn.

Gegen Schwinden.

8. Schwinden, ich tou de flechten,
du toust de ins Fleisch und Blout ektressen.
Im Namen der Heilichkeit,
Zum Namen der heiligen Dreifaltigkeit
Hilf mit Gott Vater usw.

Verbeten eines „Verschrienen“ in Mies.

9. N. N., du bist vashria va ran Mann,
hilft da Gott Vater.
N. N., du bist vashria va ran Wai,
hilft da d' Mutter Anna.
N. N., du bist vashria va ran Junggesseln,
hilft da da halicha Lorenz.
N. N., du bist vashria vara Jungfrau,
hilft da d' halicha Maria.
N. N., du bist vashria va ra Gfallenen,
hilft da d' halicha Maria Magdalena¹⁾.

Reichenberg.

Dr. Josef Hanika.

Altes und Neues zur Volksethymologie

Der Volkswitz legt gern abgefärbten Bezeichnungen, wie sie da und dort in Handel und Wandel angebracht werden, einen anderen Sinn unter, als die Buchstaben bedeuten sollen. Man kann diese Auslegungen als Volksethymologien oder volkstümliche Umdeutungen bezeichnen. Oft wird etwas, was man sich nicht offen zu sagen getraut, in solche Kürzungen hineingeheimnist, weit öfter aber Heiteres und Spotthaftes den Buchstaben untergeschoben. Daß die meisten Umdeutungen, als unkonfiszierbares Wort von Mund zu Mund getragen, derb oder beleidigend sind, liegt auf der Hand. Wenn auch vieles wertlos ist, so darf der Volkskundler doch die eine oder andere dieser Äußerungen der spottenden Kritik des Volkes weiteren Kreisen mitteilen.

So beschriebene die italienischen Verschwörer, die von einem einigen Italien träumten, alle Ecken und Enden mit den Buchstaben I. N. R. I., die der Ahnungslose als „Jesus Nazarenus Rex Judaeorum“ deutete; die Carbonari aber lasen sie als ihre Losung: „Justum necare reges Italiae“, zu deutsch: „Recht ist's, Italiens Könige zu töten.“ Wie altösterreichischen Infanteristen haben aus der Kreuzesinschrift herausgelesen, daß Christus einer von ihnen gewesen sei. Als der napoleonische König von Westfalen Hieronymus die Buchstaben H. N. auf die Münzen

¹⁾ Von diesen Segen sind der 1. und 7. am verbreitetsten. Zum 1. vgl. JfBl. I. 1891 S. 206 (Böhmerwald) mit weiterer Lit.; Seyfarth Sagen S. 20f., 114. Vgl. auch Pöllinger Landshut S. 292. Zum Zurückgehlen im 2. und 6. Stück vgl. JfBl. I. 1891 S. 214 und 310 (Böhmerwald); Casop. Musea kral. česk. 1860 S. 58 = Grohmann Aberglaube und Gebräuche S. 153; ferner S. 159, 181; Dobrota und Kronfeld Volksmedizin II. S. 876f.; Wiener JfBl. XXXI. 1928 S. 53 (Kärnten); ferner im besondern Drechsler, Das Rückwärtsgehren im Volksglauben (Witt. v. Schief. Verf. f. Bl. IV. Breslau 1901, Heft 7, S. 45ff.). — Zum 3. Segen vgl. JfBl. I. 1891 S. 208 (Böhmerwald), zum 5. vgl. E. John, Aberglaube, Sitte und Brauch im schlesischen Erzgebirge (Annaberg 1909) S. 108, zum 7. vgl. JfBl. I. 1891 S. 196 (Brandenburg), S. 202 (Böhmerwald); Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien II. S. 284f.; Seyfarth Sagen S. 90ff., 227; Pöllinger Landshut S. 292; Wittke Volksglaube (4. Aufl. 1925) S. 344, 348. — Der 9. Segen ist ausführlicher aus dem Tschechischen überliefert in Casop. Musea kral. česk. 1860 S. 58 = Grohmann a. a. O. S. 156f. Vgl. dazu noch JfBl. I. 1891 S. 196 (Brandenburg), S. 309ff. (Böhmerwald). — Aus der Lit. über Frankheitssegen ist besonders zu nennen: D. Ebermann, Blut- und Bundsegen (Palästra Nr. 24, Berlin 1903).

prägen ließ, deutete man sie entweder „Ganns Narr“ oder „Ge (er) nimmt“. Zur Zeit der großen Revolution haben die Wiener die Rundgebungen des Kaisers Ferdinand mit den großen Buchstaben WIR am Anfange als Abkürzungen Windischgrätz, Jellacic, Radetzki gedeutet. Ein preussischer Dorfschulze soll dem König Friedrich Wilhelm I. auf die Frage, was die Buchstaben L. S. (loco sigilli, an Stelle des Siegels) auf der Abschrift einer behördlichen Verordnung bedeuten, geantwortet haben: „Lügen sindt' (Lügen sind's).“ Bekanntlich rührt die Bezeichnung Uncle Sam für die Vereinigten Staaten von Amerika daher, daß im Unabhängigkeitskrieg die Arbeiter die auf allen Proviantfässern gezeichneten Buchstaben U. S. (United States) auf einen bekannten Inspektor des Namens Samuel Wilson bezogen, der scherzhaft Uncle Sam genannt wurde. Die Flaggenzeichen der Hamburg-Amerika-Paketsfahrt-Aktien-Gesellschaft mit ihrem H. A. P. A. G. werden gern ausgelegt: „Haben alle Passagiere auch Geld?“ Die Abkürzung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen S. H. S. wird spöttisch gedeutet: „Sie haßen sich.“ Während des Krieges haben die Soldaten die abgekürzte Bezeichnung für das Armeekorps-Ober-Kommando A. O. K. gelesen: „Alles ohne Kopf.“ Die Buchstaben K. u. K. wurden von den Soldaten ausgelegt: „Kann unmöglich klappen.“ Die Inschrift der Rapenrossette: Franz Josef I., gekürzt F. J. I., lasen die Krieger „Für jüdische Interessen.“ Die Abkürzung M. A. V. der ungarischen Bahnen hat man im Kriege gedeutet: „Mein armes Vaterland.“ Die gekürzte Bezeichnung der königlichen Württembergischen Staats-Eisenbahn K. W. S. E. legten die Bauern gewöhnlich aus: „Komm, Weible, steig ein!“ Die Abkürzung der Kaiserin-Elisabeth-Bahn K. E. B. hat man gelesen: „Kranke Glend-Bahn“ oder „Keinem Eisenbahner vorgeht!“ Die Buchstaben A. T. E. der Ausfig-Teplitzer-Eisenbahn bedeuteten: „Alle Tage elender.“ Vielfältig ausgedeutet wurden die Buchstaben G. m. b. H.: „Gehst mit, bist hin“ oder „Gauner mit beiden Händen“. Die Buchstaben K. M. B., die zu den drei Königen an den Türen angebracht werden, deuten die Bauern weit und breit um: „Kathl, mach's Bett!“ Sie und da schrieben die Bauern in früheren Zeiten am Sonntag die Wochentage an die Stubentür an und strichen Tag für Tag einen Buchstaben weg: S. M. D. M. D. F. S. Die Männer unterjochten nun den Buchstaben gern scherzhaft die Worte: „Siehst, Mann, du mußt deine Frau schlagen!“ Die Weiber aber lasen die Buchstaben wie die Juden von hinten (da die Wochentage im Alten Testament eingeseht worden seien) also: „Siehst, Frau, du mußt deinen Mann schlagen!“¹⁾

Budweis.

Dr. R. Kubitschet.

Von der Bildung der Hausnamen

Die Numerierung der Häuser ist in unseren Ländern anderthalbhundert Jahre alt. Noch heute dienen in den Dörfern die Hausnummern mehr der Grundbuchführung, dem Amts- und Postverkehr und den Ortsfremden als den Einheimischen, die den Bauer wie den Häusler mit dem Hausnamen bezeichnen. Gleich den Königen und Adeligen, die ihre Stammburg im Titel führten (von Habsburg, Zollern, Staufen, Lützelburg), nennt sich der Bauer nach seinem Gehöft. Geschlechter kommen und gehen, der Hausname bleibt. So heißt ein Bauernhof in Obergoß bei Iglau „Edert“, der jetzige Eigentümer schreibt sich Lufschanderl. Vor den Lufschanderln saßen im 18. Jahrhunderte Siegl auf dem Hofe, der noch immer nach dem Geschlecht genannt wird, dem er — soweit sich die Urkunden verfolgen lassen — in der Zeit 1483—1668 gehörte. Es hieß damals „Edart“ und „Edhardt“. In Gossau, gleichfalls einem Dorfe der Iglauer Sprachinsel, führt das Gehöft Nr. 5 den Namen „Burkert“, der gegenwärtige Besitzer heißt Sigl und vor ihm lassen sich mehrere andere Familiennamen feststellen: Doch von dem Jahre 1425 bis in den dreißigjährigen Krieg nennen die Besungskisten die Eigentümer Purthardt, Purthart, Burthardt, Burthart, Purthard, Purthart, Purthart. Der Bauer Franz Schmeiler in Giehhübl Nr. 1 heißt im Orte der „Föstahöfer“; eine Urkunde aus dem Jahre 1629 nennt seinen Vorfahren „Valten heffer“ (Valentin

¹⁾ Zu dieser besonders in Meßenburg heimischen Buchstabendeutung vgl. R. Petzsch, Das deutsche Volksrätsel (Strasburg 1917) S. 59.

Höfer). Nr. 8 des gleichen Dorfes trägt den Hausnamen „Strobl“. Dieser Familienname ist für das Anwesen in der Zeit 1675 bis 1695 urkundlich belegt. Im letztgenannten Jahre heiratete die Witwe Katharina Strobl den Franz Saler aus Irching. Seither sind die Saler auf dem Stroblhause, das noch immer nach dem alten Geschlechte genannt wird, gleich den Lothringern, die seit der Vermählung der Habsburgerin Maria Theresia mit dem lothringischen Herzog Franz Stephan „Habsburger“ geheißten wurden.

Für die alte Zeit läßt sich der Vorgang bei der Bildung der Hausnamen heute nicht immer feststellen, da leider oft eine lückenlose Verfolgung durch die Urbare und Lösungregister nicht möglich ist. Spätere Namengebung läßt aber mannigfache Rückschlüsse zu. So hat der „Richter“ in Smilau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für zwei seiner Söhne Neubauten aufgeführt. Dem älteren Laurenz errichtete er in unmittelbarer Nachbarschaft ein Häuschen, das seither beim „Lorenz“ heißt, obwohl der Familienname vor längerer Zeit gewechselt hat. Dem jüngeren Sohne Matthias teilte der alte Richter einige Felder und Wiesen zu und baute ihm bei diesen ein Haus auf, das seit dieser Zeit „s Richters Häusel“ oder kurz „Häusel“ heißt. Der Eigentümer wird heute noch „der Häusler“ genannt, obwohl er ein stattlicher Halbvauer ist. In Pilstau (bei Jglau) wurde 1831 ein großer Bauernhof, „Simer“ nach Simon genannt, in drei Wirtschaften geteilt. Diese führen die Namen „Klasiemer“, „Boatsimer“ und „Pauser-Simer“. Der erste wurde „Klein-Simer“ im Gegensatz zum früheren großen Anwesen getauft, in das zweite Drittel heiratete 's Porten Sohn aus Hossau ein (Boat-Simer), das letzte Drittel kaufte des Pausers Sohn aus Hossau ein („Pauser-Simer“). Ähnlich wurde 1562 in Altenberg ein „Lang Simon“ von einem „Klein Simon“ wahrscheinlich nach der Gestalt der Namensträger unterschieden. Die Ortschaft Neu Nauned entstand 1778 aus der Zerstückelung des Jglauer städtischen Meierhofes „Schippenhof“. Nr. 14 heißt „Schulmeister“, weil Johann Höfer, der davon 64 Meßer erwarb, Schulmeister in Deutsch Gießhül war. Nr. 1 führt nach dem Schaferamt beim Meierhofe den Hausnamen „Schaffer“. Dasselbe wiederholt sich auch in anderen Orten mit aufgelassenen Höfen, wie in Sachsental, Seelenz, Schrittzeng, Bosowitz. Auf das alte Erbrichteramt weisen die Namen „Richter“, „Altrichter“ und „Nimrichter“ zurück. Der letztere hieß im 17. Jahrhundert „Nimmerrichter“. Manchemal haben sich die Hausnamen stark abgeklüfft, so wurde in Dobrenz der „Kieppauer“ des 17. Jahrhunderts zum heutigen „Nalper“ und der „Pekpauer“ zum „Peißber“.

J g l a u.

Dr. A. Altrichter.

Zur Stoffsammlung

Das Arbeitsgebiet der Volkstunde erstreckt sich auf alle Überlieferungen und Betätigungen des Volkes in Wort und Weise, in Glaube und Handlungen und in Werken. Dabei sind nicht allein die Verhältnisse der Gegenwart zu berücksichtigen, sondern es sollen auch die Quellen der Vergangenheit erschlossen werden. Erst dann kann der Forscher den Ursprung und die Entwicklung der Erscheinungen und ihre tieferen Zusammenhänge klären und die gemeinsamen Grundlagen und allgemeinen Gesetze feststellen. Die folgende Übersicht soll auf das Wichtigste aufmerksam machen). Auf Wunsch kann der seinerzeit von Hausen ausgearbeitete, ausführliche „Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen“ übersandt werden¹⁾.

1. Volkssprache: Mundarten, Berufs- und Ständesprachen, Namen, besonders Flurnamen, Haus- und Hofnamen, Ortsnamen, Personennamen, Tier- und Pflanzennamen u. a.

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Volkstümliche Heimatforschung“ in der Monatschrift „Heimatbildung“ VI. 1926, S. 152ff.

²⁾ Zur Einführung in das Stoffgebiet ist am besten geeignet R. Neujchel, Deutsche Volkstunde (Nr. 644/045 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“). Betreffs der einschlägigen Lit. vgl. noch J. Meier, Deutsche Volkstunde (1926) S. 320ff., 334ff., für das süddeutsche Gebiet S. Lehmann, Sudetendeutsche Volkstunde (Leipzig 1926) und J. Blau, Landes- und Volkstunde der Tschechoslowakischen Republik (2. Aufl. Reichenberg 1927). Vgl. auch J. Blau, Der Heimatforscher (6. Aufl., Prag 1922).

2. **Volksdichtung:** Volkslieder und volkstümliche Kunstlieder, Bierzeiler, Kinderlieder und Kinderspiele, Volksschauspiele, Märchen, Sagen, Schwänke mit allen anderen dichterischen Äußerungen des Volkshumors, z. B. Ortsnedereien, Nachbarreimen u. a., Rätsel, Reime und Sprüche bei der Arbeit und bei festlichen Anlässen, Fenstersprüche, Hochzeitsprüche, Inschriften auf Häusern, Geräten, Grabsteinen u. a., Zauberprüche, Sprichwörter und Nebenarten u. a.

3. **Volksmusik:** Singweisen, Jodler, Volkstänze u. a.

4. **Volks Glaube,** der nicht stets Aberglaube zu sein braucht. Da sich dieser gerade in der Gegenwart, zum Teil im Zusammenhang mit der vorherrschenden Mystik, bis zu den sogenannten höheren Schichten der Gesellschaft hinauf breit macht, ist es nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch volkserzieherische Aufgabe, alle Arten und Formen des Aberglaubens festzustellen und zu erforschen. Hoffmann-Kraher gliedert im „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“¹⁾ (S. 67 ff.) den Stoff in folgender Weise: 1. Rührung oder Erforschung des Unbekannten (Vorzeichen, Anzeichen, Omen, Orakel). 2. Abwehr oder Antun von Unheil, bzw. Herbeiführen oder Verhindern von Heil. 3. Absoluter Aberglauben (Anschauungen und Handlungen in bezug auf Natur, Mensch, menschliche Einrichtungen und übernatürliche Wesen. Natürlich ist auch dem gelehrten Aberglauben (Astrologie, Chiromantie, Nekromantie u. a.), so weit er ins Volk gedrungen ist, Beachtung zu schenken, namentlich den Geheimwissenschaften, dem Okkultismus und dem auf subdeutschem Boden so stark verbreiteten Spiritismus.

5. **Volksmedizin.** Auf diesem schwierigen Gebiete²⁾ wäre besonders die Mitarbeit der Ärzte und Tierärzte erwünscht, die immer wieder auf die alten Überlieferungen stoßen und mit heilkundigen Personen aus dem Volke, die in ehrlicher Überzeugung handeln, aber auch mit durchtriebenen Kurpfuschern in Verührung kommen. Nur sie wissen oft aus eigener Erfahrung, welcher Wust von Aberglauben im Volke heute noch weiter lebt und sich nicht selten in der schädlichsten Weise auswirkt. Wichtig ist zunächst die Erforschung der volkstümlichen Krankheitsnamen, die mitunter, wie z. B. der Name „Bierziger“ für eine Krähenart, in uralte Zusammenhänge gehören. Ferner sind die Gesundheitsregeln und die Anschauungen des Volkes über die Entstehung der Krankheit (Krankheitsdämonen u. a.) zu erforschen, dann die volkstümlichen Vorbeugungs- und Schutzmittel³⁾, die mit den Heilmitteln selbst meist zusammenfallen, und endlich das Heilverfahren in allen seinen Arten (1. gesprochen oder geschriebene Worte, Segen und Gebete, 2. Heilhandlungen, wie Anhauchen, Belegen, Anspucken, Durchkriechen oder Durchziehen u. a., besonders übertragen der Krankheiten auf Menschen, Tiere, Pflanzen und Bäume, auf Leiden, in die Erde, das Wasser, Feuer u. a., endlich die vornehmlich von den Volkshelkünstlern bevorzugten Verfahren des Messens, Wendens u. a. 3. Heildinge aus der anorganischen und organischen Natur, besonders Heilkräuter). Notwendig sind genaue Angaben über das Leben und Wirken der als Heilkünstler tätig gewesen oder noch tätigen Personen, wie sie J. Endt⁴⁾ für Köß, den Wunderdoktor des Erzgebirges, R. R. Fischer⁵⁾, für Doktor Rittel und G. Jungbauer⁶⁾ für den Spanner Peter geliefert hat. Mit Vorsicht sind endlich

¹⁾ Durch dieses Wörterbuch, dessen erste Lieferung unten besprochen wird, wird in Stuttgart das bisherige, in Einzelheften ohnehin veraltete Hauptwerk A. Wuttke, Der deutsche Volks- aberglaube der Gegenwart (4. Aufl. Berlin 1926) überflüssig. Aus der großen lit. ist besonders herauszuheben A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei (Aus dem Dänischen überetzt von Dr. Peteresen. 3. Aufl. Stuttgart 1926).

²⁾ Hauptwert: O. von Góborla und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. 2 Bände (Stuttgart 1908/09). Für das deutschböhmisches Erzgebirge ist wichtig E. Seyditz, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (Leipzig 1913). Als Nachschlagewerk für Krankheitsnamen ist das „Deutsche Krankheitsnamenbuch“ von W. Sjöler (München 1899) zu nennen.

³⁾ Vgl. S. Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel. Eine Geschichte des Amuletzwesens (Stuttgart 1927) und das frühere zweibändige Werk desselben „Der böse Blick“ (Berlin 1910).

⁴⁾ Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge. 10. Band der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“ (Prag 1909, 2. Aufl. 1924). Von diesen Beiträgen kommen noch in Betracht W. Schmidt, Meier Kräuter- und Arznelbuch (1906) und A. John, Karl Fuß, Vom Aberglauben u. a. (1910).

⁵⁾ Doktor Rittel, der nordböhmisches Faust in Sage und Geschichte (Wablonz 1924).

⁶⁾ Böhmerwaldsagen (Jena 1924).

die handschriftlich im Volke verbreiteten Arznei- und Rezeptbücher, Kräuterbücher u. a. zu sammeln, da sie oft nur wörtliche Abschriften von im Druck erschienenen Büchern oder Auszüge daraus sind.

6. **Brauchtum** im Lebenslauf des einzelnen Menschen (Geburt und Kindheit, Liebesleben, Hochzeit und Ehe, Tod und Begräbnis), im Arbeitsleben (Haus-, Vieh- und Feldwirtschaft, einzelne Tätigkeiten und Berufe) und im Jahreslauf (Weihnachts- und Neujahresfestkreis, Bräuche und Feste im Frühling und Sommer, Brauchtum der Herbstzeit¹⁾).

7. **Volkrecht**: Rechtliche Anschauungen und Handlungen im Familienleben, Wirtschaftsleben und öffentlichen Leben, z. B. Rechtsverhältnis zwischen Ehegatten (Eheverträge), Eltern und Kindern (Übergabverträge, Erbrecht), Arbeitgeber und Arbeitnehmern (Lohnverhältnisse), Besitzern und Mietern, dann Gewohnheiten und Formeln bei Kauf und Verkauf, Formen des Gemeinderechts, Stellung zum privaten und staatlichen Großgrundbesitz, Knabenschaften oder Wurschenschaften, Fälle von Volksjustiz u. a.²⁾

8. **Haus und Siedlung**. Haus: Äußeres, Baustoff, Dachform, Grundriß, Bestandteile, innere Raumverteilung, Hausrat und Einrichtungsgegenstände. Von ländlichen Bauten sind auch Mühlen, Windmühlen, Kirchen, Kapellen usw. zu beachten. Siedlung: Einzelhöfe, Hausendörfer, Reihen- und Straßendörfer, Rundlinge³⁾. Bei Arbeiten zur Haus- und Siedlungskunde sind Pläne, Skizzen und Sichtbildaufnahmen unbedingt erforderlich.

9. **Wirtschaftsleben**: Vieh-, Feld-, Wiesen- und Gartenwirtschaft, Obstbau und Weinbau, Jagd und Fischerei. Der Wald als Erwerbsquelle. Heimarbeit und Hausindustrie⁴⁾.

10. **Kleidung** (Volksracht, Werktags- und Festkleidung, Hochzeits- und Trauerkleider, einzelne Kleidungsstücke mit besonderer Beachtung des mit ihnen verknüpften Aberglaubens, Haartracht, Schmuck, Körperpflege) und **Nahrung** (Werktags- und Festkost, einzelne Speisen, Brotarten, Gebäckformen, nähere Umstände beim Bereiten der Speisen, beim Einnehmen der Mahlzeiten u. a., dann Getränke und Genussmittel, Rauchen, Schnupfen⁵⁾).

11. **Volkskunst**. Hier ließen sich bei entsprechender Mitarbeit unserer sudeten-deutschen Fachschulen nicht allein theoretische, sondern auch praktische Ergebnisse erzielen, die unserer Volkswirtschaft großen Nutzen brächten. Volkskunst äußert sich auf den verschiedensten Gebieten⁶⁾. Für die 1929 in Dresden stattfindende Ausstellung „Deutsche Volkskunst“ sind folgende Abteilungen vorgesehen:

I. Grundtypen der heimatischen Bauweise Deutschlands: a) Das deutsche Bürgerhaus. b) Das deutsche Bauernhaus. c) Baumethoden. d) Siedlung und Dorfplanung.

II. Gliederung nach Fachgruppen: a) Gewerbliches Gerät. b) Hausrat. c) Kleidung und Schmuck. d) Kultgerät. e) Spielzeug.

III. Gliederung nach Werkstoffgebieten: a) Keramik. b) Glas. c) Textilien. d) Metall. e) Stein. f) Holz und Pflanzen. g) Leder und Fell. h) Horn, Bein und Haar. i) Wachs. k) Papier.

¹⁾ Hauptwert: P. Sartori, Sitte und Brauch. 3 Bände (Leipzig 1910—1914). Für unser Gebiet besonders A. John, Grüner Sebastian, Ueber die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, und Sitte, Brauch und Glaube im deutschen Westböhmen, IV. Band, 1. Heft (1901) und VI. Band (1906, 2. Aufl. 1924) der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“, ferner B. Dehl, Deutsche Hochzeitbräuche in Ostböhmen (15. Band der gleichen Beiträge, 1922).

²⁾ Vgl. E. von Künzberg, Deutsche Bauernweistümer (Jena 1926) und Rechtsgeschichte und Volkstunde (Jahrbuch für historische Volkstunde, I. 1925, S. 69ff.).

³⁾ Vgl. S. Siefert, Das alte Mittelgebirgsbau in Böhmen, und Hausbaustudien einer Kleinstadt, ferner J. Schramel, Das Böhmerwaldbauernhaus in den „Beiträgen zur deutschböhmisches Volkstunde“ (I., V. und IX. Band).

⁴⁾ Vgl. F. Jeller, Die Beziehungen zwischen Heimarbeit und Boden, und besonders J. Blau, Böhmerwalder Hausindustrie und Volkstunde (VII. und XIV. Band der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkstunde“, 1907 und 1917/18).

⁵⁾ Hier fehlt es auf sudeten-deutschem Gebiet an ausführlicheren und zusammenfassenden Arbeiten. Zur Volksracht vgl. die Lit. bei E. Lehmann, Sudeten-deutsche Volkstunde, S. 201.

⁶⁾ Vgl. die unten besprochene Sammlung „Deutsche Volkskunst“, dann Blau a. a. O. und dessen Buch „Alte Bauernkunst“ (2. Aufl. 1923), ferner die Übersicht bei R. Kleschei, Volkstunde II. (1924) S. 104ff. und dazu noch im besonderen den 2. Band des „Jahrbuches für historische Volkstunde“, der „vom Wesen der Volkstunde“ handelt (Berlin 1926).

Als Ergänzung zu diesen Fachabteilungen, in denen die schöpferische Kraft der Volkskunst an den durch die schaffende Hand unmittelbar gebildeten Gegenständen zur Darstellung gelangt, werden noch einzelne mit der Volkskunst verbundene Gebiete (Volksprache, Volksmusik, Volkstanz, Volksspiel, Volksfest, Volksbrauch, Volksmedizin und Aberglaube) in einer besonderen Abteilung vorgeführt werden. Außerdem wird das in den erwähnten drei Abteilungen fachlich geordnete Material in eigens errichteten Bauten, insbesondere Haupttypen deutscher Bauernhäuser, zu einer kulturellen Einheit zusammengeschlossen werden. Endlich werden auch kirchliche Bauten und Friedhöfe, Bauerngärten, heimatische Wirtschaftshäuser und Bäder u. a. auf dem Gelände der Ausstellung errichtet werden.

12. Die Volksart selbst ist von Anfang an, dann aber auch auf Grundlage des gesammelten Stoffes, zu erforschen und darzustellen und so immer wieder die psychologische Seite der Volkstunde zu betonen. Dabei ist zu achten, daß jedes Volk und jeder Volksstamm starken landschaftlichen und geschichtlichen Formungen ausgesetzt ist¹⁾. Was diese geschichtliche Formung des Volkscharakters anbelangt, ist bei den Sudetendeutschen namentlich auf die Verschiedenartigkeit des Grenzlanddeutschen und des Sprachinseldutschen aufmerksam zu machen und ihre wichtigsten geistigen und seelischen Eigenschaften und Merkmale sind festzustellen.

Umfragen

1. Der Jesuit B. Walbin erzählt im 3. Buch seiner „Miscellanea historica regni Bohemiae“ (Prag 1681) von dem Geizhals Stefan Huber in Trautenau, daß dieser im Jahre 1567 die Leute erdrückte und nach seinem Tode fett und gesund in Gräbe gefunden wurde. Als man ihm dann den Kopf abschlug, soll Blut geflossen sein. Wo lebt noch heute im Volke der Glaube an Nachzehrer und Vampire?

2. Nach einer Mitteilung aus Schluckenau geschah es dort noch vor wenigen Jahren, daß man vor dem Einzug in ein neu gebautes Haus zuerst eine Henne hineinwarf. Ist ein solches Hühnopfer auch sonst noch üblich?

3. Wo erfolgt noch das Auspeitschen oder Austuschen der Hexen? Zu welcher Zeit und wie wird es vollzogen?

4. Wichtig ist, das geographische Verbreitungsgebiet des Spiritismus festzustellen. Wo verbindet sich damit deutlich alter Aberglaube? In einem Orte des Böhmerwaldes fiel vor einigen Jahren beim „Eichkrüden“ zufällig der Klopfritsch um, worauf alle Teilnehmer sofort einen Rosenkranz zu beten anfangen, weil sie dachten, der Teufel sei im Spiele.

5. Wo gibt es außer in Prag, Eger und bei Neugarten am Hirnsfer Teiche noch Bilder und Standbilder der hl. Kümmeris, der Heiligen mit dem Bart? Das früher in der Klosterkirche zu Rumburg befindliche Bild wurde als unpassend entfernt. Willkommen sind Sichtbildaufnahmen oder Skizzen mit genauer Beschreibung.

6. Wo widersteht man sich dem Impfen? Wie wird der Widerstand begründet? In Südböhmen ließ bei der Blatternepidemie des Jahres 1858 eine Mutter ihren Säugling mit der Bemerkung nicht impfen, daß sie damit ihr Kind dem Antichrist, dem Bösen, verschreiben würde.

7. Wo ist die Unsitte des Leichenbieres, daß der Leidtragende nach dem Begräbnis die Teilnehmer in einem Gasthaus oder daheim freihalten muß, noch zu finden? Im Hinblick auf die ohnehin hohen Kosten, welche bei einem Todesfall innerhalb der Familie erwachsen, bedeutet dieser Brauch eine unnötige und schwere Belastung des Leidtragenden und verdient, da für seine Erhaltung keine triftigen Gründe vorgebracht werden können, überall rascheste Beseitigung.

8. In Südböhmen gibt es um Deutsch-Beneschau auf der Giebelseite mancher Häuser oberhalb der Fenster eine kleine Luke, welche zu dem Zwecke angebracht ist, daß die Seelen der im Hause Verstorbenen ausfahren können. Wo ist dies noch sonst zu finden?

¹⁾ Vgl. R. Sedšer, Die Volkstunde des germanischen Kulturkreises (Hamburg 1926) S. 20ff.

9. Wo wird der heute als bloßer Vorraum dienende Hausflur kurz das „**F a u s**“ genannt?

10. Wo werden noch durch Heimarbeiter **V o g e l b i l d e r** (Federbilder) und **W a c h s b i l d e r** erzeugt?

Beisprechungen

Schule und Volkskunde

D e u t s c h e V o l k s k u n d e, insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer (1926, Preis 10 Mk., in Leinen gebunden 12 Mk.) und **L e h r - p r o b e n z u r d e u t s c h e n V o l k s k u n d e** (1928, Preis Mk. 3.60, geb. Mk. 4.—). Beide Bücher im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von **J o h n M e i e r**. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

Die beiden Bücher, von welchen das zweite die methodische Ergänzung zu dem ersten bildet, sind veranlaßt durch die Neuordnung des Schulwesens in Deutschland, durch die endlich die Volkskunde eine entsprechende Berücksichtigung, insbesondere an den Lehrerbildungsanstalten, gefunden hat. Im ersten Buche werden nach einer gebieterischen Einführung von **W. B o e t t e** die wichtigsten Gebiete der Volkskunde von maßgebenden Fachmännern behandelt. **O. L a u f f e r** bespricht „**D o r f, H a u s u n d H o f**“. Er betont zunächst die Abhängigkeit der Siedlung von der Landschaft und schildert dann den Einzelhof, das Hausendorf, den Rundling, der durchaus nicht slawischen Ursprungs ist, das Angerdorf und das Reihendorf; ferner beschreibt er eingehend das niederdeutsche und oberdeutsche Bauernhaus und das ostdeutsche Laubenhäus und verfolgt auch die Arten des Baues vom alten Holzbau, Blockbau und Fachwerk bis zum Steinbau, wie auch alle Einzelheiten des Hauses, die Bedachung, den Haus Schmuck u. a. Kurz handelt **H. M a r z e l l** über „**P f l a n z e n**“ und ihre Stellung im Volksglauben und Volksbrauch und liefert im allgemeinen einen Auszug aus seinem Buch „**Die Pflanzen im deutschen Volksleben**“ (Jena 1925). In dem Abschnitt „**S i t t e u n d B r a u c h**“ faßt **P. S a r t o r i** den Stoff geschickt zusammen, indem er „**Die Gelegenheiten und Anlässe der Bräuche**“ (Geburt und Kindheit, Hochzeit, Tod, Haus und Häuslichkeit, Arbeit und Nahrungserwerb, Verkehr und Geselligkeit, Jahreszeiten und Feste), ferner den „**Ursprung und Sinn der Bräuche**“ und die „**Träger und Volkstheorie der Bräuche**“, endlich die „**Entwicklung der Bräuche**“ behandelt. **H. B ä c h t o l d - S t ä u b l** geht auf die Quellen des **A b e r g l a u b e n s** ein, den er nach **Albrecht Dieterich** bestimmt, und bespricht vor allem den Aberglauben auf dem Gebiete der Volksmedizin, dann den **W a n n z a u b e r**, die Zukunftserforschung u. a. Mit den Personennamen, Familiennamen, Flurnamen und Ortsnamen befaßt sich eingehend **J o h n M e i e r** in dem Beitrag „**N a m e n**“. Er bietet darin treffliche Ausblicke auf die Vorgegeschichte, Geschichte, Kulturgeschichte, Rechtsgeschichte, Stammes- und Siedlungsgeschichte. Für das sudetendeutsche Gebiet wäre eine Ergänzung betreffs der auf slawische Wurzeln zurückgehenden Namen notwendig, wozu **Dr. Schwarz** und **Dr. Biewehr** bereits größere Vorarbeiten geliefert haben. In seinem Aufsatz über die **K e d e** des **V o l k e s** betont **J. M ü l l e r** die Bedeutung der Dialektgeographie, fordert, daß mit der philologischen auch die volkstümliche Betrachtungsweise mehr Pflege finde, und geht besonders auf die Verwendung der Mundart im Unterricht ein. Wiederholt verweist er auf die ausgezeichnete, für Lehrer berechnete Schrift „**Die Mundart der Heimat**“ von **A. G ü b n e r** (Breslau 1925). Anregend geschrieben ist der sachkundige Beitrag über die **S a g e** von **J. K a n k e**, der die Hauptmerkmale, welche die Sage von dem Märchen, dem Schwant und der Volkslegende scheidet, klar heraushebt, den Wert der Sagen für die Erkenntnis des Volkes bespricht, gegenüber der noch nicht ganz überwundenen Schule der alten Mythologen auf die natürlichen Entstehursachen eingeht, Streiflichter auf die Wanderungen und Wandlungen der Sagen wirft und schließlich Rat schläge zum Sammeln und Aufzeichnen gibt. **F. P a n z e r**, ein geborener Sudetendeutscher, wendet sich unter Hinweis darauf, daß das **M ä r c h e n** eine überdörfliche Erscheinung ist, vornehmlich dem deutschen

Märchen zu, dessen Inhalt und Form, Ursprung und Überlieferung er ausführlich erörtert. Eine überblickliche Geschichte der Märchenforschung schließt den gehaltvollen Beitrag ab. Dem Volkslied ist endlich eine Abhandlung von E. Seemann gewidmet, der sich auch mit der bisher stark vernachlässigten musikalischen Seite des Volksliedes beschäftigt, aber auch auf die Entstehung und Überlieferung der Volkslieder eingeht und in dem Abschnitt „Volkslied und Schule“ auf die erzieherische Aufgabe hinweist, welche das im Unterricht entsprechend herangezogene Volkslied erfüllen kann. Den Abschluß des Buches bildet ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur, das jedem Arbeiter auf volkskundlichem Gebiete unentbehrlich ist.

In den Lehrproben zeigen Lehrer ihren Fachgenossen an Hand ausgewählter Beispiele, wie volkskundliche Stoffe im Unterricht der Volksschule nutzbringend verwertet werden können. Sie enthalten die folgenden Beiträge: W. Dressel, Schulleiter in Glashütten (Sachsen), Das Waldhufendorf, eine Abhandlung, die auch für die Schulen des böhmischen Erzgebirges und Nordböhmens recht gut geeignet ist, R. Meisen, Studienrat in Bonn, Das Bauernhaus in deutschen Landen, der ein Muster für eine Unterrichtsstunde in der Oberstufe liefert, R. Lucas, Lehrer in Meißen, Pflanzen- und Tiernamen, der von den im Kindermunde üblichen Namen ausgeht und zeigt, wie sich fortschreitend von Stufe zu Stufe die Namen im Unterrichte auswerten lassen, R. Wehrhan, Rektor in Frankfurt a. M., Weihnachten, eine Lehrprobe, die vor allem bezweckt, daß der innere Wert der volkstümlichen Weihnachtsfeier nicht nur erkannt, sondern gefühlt wird, O. Beil, Hauptlehrer in Schiltach (Schwarzwald), Fastnacht, Entwurf einer Katechese für das achte Volksschuljahr, mit dem Ziele, den ursprünglichen Sinn der Fastnacht festzustellen, J. E. Wohleb, Hauptlehrer in Freiburg i. B., Ostern im Volksbrauch, wobei vornehmlich die zum Kind in besonderer Beziehung stehenden Überlieferungen herangezogen werden, A. Gämle, Reallehrer in Stuttgart, Saat und Ernte, mehr in der Form eines Vortrages gehalten und mit eingestreuten Gedichtproben, A. Zirkler, Lehrer in Dresden, Mundart und Schriftsprache, der im besondern auch die einschlägige Literatur anführt, R. Wenzel, Akademiedozent in Elbing, Die deutsche Volks Sage in der Volksschule, der eine Lehrstunde vorführt im Anschluß an Unterrichtsversuche, die ein Student der Pädagogischen Akademie Elbing in der dortigen Akademiechule, einer achtklassigen Volksschule, gemacht hatte, O. Stückrath, Lehrer in Biebrich a. Rh., Die schöne junge Lilofee, Behandlung eines Volksliedes auf der Oberstufe in drei Unterrichtsstunden.

Volkskunst

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Reichskunstwart Dr. E. Redslob. I. Niedersachsen (W. Pöpler), II. Mark Brandenburg (W. Bindner), III. Die Rheinlande (M. Creuz), IV. Bayern (G. Karlinger), V. Schwaben (R. Grüber), VI. Franzen (J. Rih), VII. Thüringen (E. Redslob), VIII. Schlesien (G. Grundmann und R. Fahm), IX. Westfalen (R. Hebe). Später werden noch erscheinen: Hessen, Sachsen, Elsaß, Altpreußen, Baden, Schleswig-Vollstein u. a. Delfin-Verlag in München. Jeder Band Mk. 7.50, Pappband Mk. 8.50, Ganzleinenband Mk. 9.50.

In den letzten Jahren wird in Deutschland besonders viel auf dem Gebiete der Volkskunst gearbeitet, so daß schon heute gesagt werden kann, daß die Ausstellung für Volkskunst im Jahre 1929 in Dresden, die sich so auf viele Vorarbeiten stützen kann, eine bedeutende und erfolgreiche Leistung darstellen wird. Zu den Vorarbeiten zählen auch die bisher erschienenen Bände der Sammlung „Deutsche Volkskunst“, die stets zu dem Text eine Fülle prächtiger Abbildungen bringen. Dieses von der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur, von staatlichen und privaten Stellen, von Heimatmuseen, Heimatschutzvereinen u. a. geförderte Unternehmen gibt ein glänzendes Bild der bunten Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme und ihrer verschieden gerichteten und gearteten künstlerischen Ver-

onlagung. Es bietet so eine Fülle von Anregung und Belehrung, die abwechslungsreiche Gestaltung durch die verschiedenen Bearbeiter macht jeden einzelnen Band neu und lebendig.

Schon der Band Niedersachsen überrascht durch die Schönheit der Bilder, die ein Zeugnis des noch reich blühenden Volkstums sind. Aus dem Band Brandenburg, in dem nach allgemeinen Betrachtungen über Wesen und Reich der alten Volkskunst, über Bau- und Siedlungsweise, Kirchenkunst, Handwerk und Hausfleiß gesprochen wird, ist bemerkeenswert, daß bis um 1600 viele Glaserzeugnisse aus Böhmen nach Brandenburg geliefert wurden und hier selbst auch manche aus Böhmen stammende Meister und Gesellen tätig waren. Die Rheinlande sind in ihrer Volkskunst von Holland aus stark beeinflusst. Im besondern behandelt dieser Band nach einem Rückblick auf die rheinische Volkskunst im Mittelalter die Dorfkirchen, Friedhöfe, Wegkreuze, dann die rheinische Bauart, das Bauernhaus mit den Innenräumen und dem Hausrat, ferner das rheinische Steinzeug, die niederrheinische Keramik, die Volkstracht und den Schmuck. Eine Ergänzung zu diesem Bande, auch zum bildlichen Teil, stellt die Sammlung „Volkskunde Rheinischer Landschaften“ dar. Für den bairischen Stammesteil des jüdelendutschen Gebietes ist der Band Bayern besonders wichtig. Er geht von einer Psychologie der altbairischen Volkskunst aus, die zugleich eine Psychologie des bairischen Volkstammes ist, den vor allem Neigung zur Abgeschlossenheit, Wertschätzung der engsten eigenen Scholle, Einsinnigkeit, kultische Einstellung und daneben starke Sinnenfreude kennzeichnet. Der Verfasser hebt die Tatsache hervor, daß das bairische Land, das eine reiche Bildkunst ohne Unterbrechung vom Barock bis zur Münchner Malerei des 19. Jahrhunderts besitzt, keinen Dichter von weittragender Bedeutung gebar außer A. Stifter und daß dieser nie eine Vorgeschichte in herkömmlichem Sinne schrieb. „Wer aber je Stifter gelesen hat und seine tiefste Ergebenheit in Fügung, Geschehen, Welt und Erde mitgeföhlt, wer weiß, wie Stifter alles scheut, was nach Fassade, was nach Beschreien, was nach Affekt aussieht, und wer über die gleichmäßig fließenden Zeilen seiner „Bunten Steine“, seines „Nachsommers“ die dämonischen Spannkkräfte, die unter dieser Waldheiterkeit hingziehen, zu spüren vermag, dem ist über Stifter wohl auch etwas von der Struktur der Volksseele im bairischen Stamm klar geworden.“ Der Verfasser betont ferner, daß Altbayern nie ein guter Boden für Städte war, weshalb auch in seiner Volkskunst das bürgerliche-handwerkliche Element, wie es den rheinischen Töpfern, den niederdeutschen Zeugdruckern, den schwäbischen Kleinhandwerkern verschiedenster Gattung eigentümlich ist, wenig bedeutet. Umso kennzeichnender ist dafür die Betätigung auf dem Gebiete der religiösen Klein Kunst, des bäuerlichen Andachtsbildes, des Volkbildes, der Hinterglasmalerei und verwandten Gebilden. Das in fünf große Abschnitte (Siedlung und Haus, Wohnung und Hausrat, Tracht und Schmuck, Handwerk, Kult und Bild) gegliederte Buch bringt viel zur Volkskunst des Böhmerwaldes. Denn auch hier sind die gleichen Erscheinungen zu treffen, auch hier sind gleiche und ähnliche Haus- und Dorfformen, Möbel, Geräte, Tracht- und Schmuckstücke, Glaserzeugnisse u. a., nur mit dem einen oder anderen sachlichen oder sprachlichen Unterschied. Der in Bayern „Schrot“ genannte, mit einer Prüstung versehene Laufgang heißt im Böhmerwald nach dem tschejischen pavlaš (pavláčka) der Pawlatšch oder die Pawlatšchen, die im Obergeschoß des Bauernhauses befindliche „schöne Kammer“ wird im Böhmerwald meist der „schöne Boden“ genannt. Aber auch hier nennt man wie in Bayern den gepflasterten Streifen längs der Hauswand die „Gred“ (gradus), auch hier ist aus der Bezeichnung „s Haus“ für den Flur zu erkennen, daß dies ursprünglich die eigentliche Zelle der inneren Anordnung gewesen ist, auch hier ist noch die „Siedel“, die Bettbank, im Gebrauch, auch hier wurden einst „Paterln“, Bezierflaschen (Gingerichte) und Hinterglasbilder erzeugt, worüber besonders J. Meßner in seinen „Santierern im Böhmerwalde“ (1856) geschrieben hat.

In dem Band Schwaben wird festgestellt, daß der Schwabe als Süddeutscher mit dem Franken und Baiern die Freude an der Farbe teilt, daß sie ihm aber hauptsächlich zum Hervorheben und Unterstreichen der plastischen Ausgestaltung des Gerätes dient. Dazu zeigt sich in der Volkskunst der Schwaben einerseits eine Neigung zum Spintfrieren, andererseits aber auch der launige Humor dieses Volkstammes, der hie und da in Schrullenhaftigkeit übergeht. Bei den

Franken haben die Landschaft und die Geschichte das Volkstum geformt, wozu das starke Mischungsverhältnis zwischen Stadt und Land und der Einfluß von außen kommt. Trotzdem ist auch hier überall die Eigenart des Volkstammes in der Volkskunst ausgesprochen. Aus der Geselligkeit des Franken erklärt sich seine Vorliebe für die geschlossene Siedlung, seine Beweglichkeit und Emsigkeit zeigt sein handwerkliches Schaffen und seine Hausindustrie, besonders die Herstellung von Spielzeug. Der Wand Thüringen unterscheidet sich von den übrigen Bänden dadurch, daß die Einrichtung und Ausstattung der Wohnräume zurücktritt, während die Volkskunst in der gewerblichen Produktion (Zinn, Metall, Fayence, Porzellan, Glas, Hafner-Keramik, Korbflechterei, Holzschmiederei, Spielzeug) im Vordergrund steht. Dazu betont der Verfasser, daß sich die Eigenart des Thüringer Volkstammes seit je überall da betätigt hat, wo es galt, große Bewegungen des Geisteslebens volkstümlich zu verarbeiten. Für unser schlesisches Stammesgebiet im Nordosten der Tschechoslowakei liefert der Band Schlesien eine reiche Ausbeute. Zunächst für den Volksscharakter. „Erdgebunden und targ machte der ewige Grenzsturm den Menschen, arbeitsgewöhnt die Urbarmachung des Bodens, schmieg-sam der stete Wandel der Herrscher, veränderungsfroh die politischen Wechsel-fälle. Doch tiefer in der Seele lebten Erinnerungen vielfältiger Rassenmischungen (Züge des Franken und des Thüringers sind dem Schlesier eigentümlich, slawische Art dringt hindurch, polnische, tschechische und wendische Einflüsse klingen leise mit), wachten auf und bewirkten jene seelischen Spannungen, die den Schlesier von jeher beflügelten: Bekenntnisfreude und mildes Seltenweilen zur Zeit der Reformation, Freiheitsrausch zur Zeit tiefster Erniedrigung 1813.“ Und so ist auch die Kunst ein Abbild des schlesischen Wesens. Neben der Erdgebundenheit und dem nüchternen Wirklichkeitsinn steht eine phantastische Sehnsucht, aus der Enge der realen Verhältnisse sich in Einbildungen und Fabeleien bis in die Wolken hinauf-zuschwingen. Dem gegenüber trägt Westfalen trotz der Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit, der Stammeszugehörigkeit und des Bekenntnisses in seiner Volkskultur und Volkskunst ein einheitlicheres Gepräge, das an Niedersachsen erinnert, weil es in der gleichen bäuerlichen Kultur wurzelt. Nur die religiöse Volkskunst der katholischen Bevölkerung Westfalens bildet eine Besonderheit. Der Verfasser dieses Bandes hebt besonders den Zweckgedanken, die Zweckform heraus, aus der sich erst die Kunstform entwickelt hat.

Zu den Bildern aller Bände ist zu bemerken, daß sie durchwegs sorgfältig ausgewählt und ausgezeichnet wiedergegeben sind. Dank dem Entgegenkommen des Verlages wird unsere Zeitschrift gelegentlich daraus Proben bringen, um auch auf jüden-deutschem Gebiete eine stärkere Beschäftigung mit der Volkskunst anzuregen.

Glaube und Brauch

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.
Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-
Kraher und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hans Bächt-
old-Stäubli. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und
Leipzig 1927.

Dieses einzigartige Werk ist der Beginn einer Reihe von Handwörterbüchern zur deutschen Volkskunde, die der Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgibt. Damit wird erst der riesige Stoff bequem zugänglich gemacht, die weit verstreute Literatur zusammengefaßt und eine sichere Grundlage für wissenschaftliche Arbeiten geschaffen. Das Handwörterbuch erscheint in Lieferungen, die erste liegt seit November 1927 vor (Preis 4 Mark). Sie bringt nach einem Vorwort das Abfützungsverzeichnis, das Verzeichnis der Mitarbeiter, dann das Literaturverzeichnis mit über 1000 von den Mitarbeitern benützten Büchern, Zeitschriften und anderen Quellenwerken, das eine erschöpfende Bibliographie des Aberglaubens darstellt und jedem volkskundlichen Forscher unentbehrlich ist, und endlich die Artikel A a l—A d e r. Dazu mögen einige kurze Ergänzungen folgen. A b b a c e n: Vgl. besonders Seyfarth Sachsen S. 228ff.¹⁾. Es wird nicht erst in Unordnungnen

¹⁾ Die Abfützungen des Handwörterbuches werden auch hier verwendet.

des 11. Jahrhunderts erwähnt. G. Ch. Lea, Geschichte der Inquisition im Mittelalter, 3. Band (Bonn 1913), S. 465, erwähnt, daß schon nach dem Theodor von Canterbury zugeschriebenen Buzbuch eine Buße von sieben Jahren bestimmt war, wenn man ein Kind auf ein Dach setzte oder in einen Ofen legte, um es vom Fieber zu heilen, ferner daß im Poenitential des Ecbert von York fünf Jahre für das nämliche Vergehen festgesetzt waren. **Abbeten:** Vgl. Senfart's Sachsen E. 137f. **Abendrote:** Wie nach allgemeinem Glauben ein Feuer Schätze anzeigt, so dürfte neben der Sonne und dem Mond wohl auch das Abendrot und Morgenrot zu dem Glauben an einen großen Goldschatz der Wolken beigetragen haben; vgl. Meyer Myth. S. 91. Zu den Wetterregeln vgl. noch Grimm Myth. 3, 228; Meinsberg Wetter 32f. Nach Wld. 12 (1900) 127 heißt es in Osterreich auch:

Abendrot, trudas Rot,
Morgenrot, patshads Rot.

Aberglaube: Hier ergibt sich die alte Schwierigkeit, daß der schwankende Begriff Aberglaube sich in einer allgemein befriedigenden Weise kaum bestimmen läßt. Ganz veraltet ist wohl die Definition, daß der Aberglaube der kirchlich nicht sanktionierte Glaube an die Wirkung oder sinnlich wahrnehmbare Äußerung übernatürlicher Kräfte ist. Hoffmann-Krayer hat sie in einem Probeartikel noch gebracht, aber im Handwörterbuch selbst in folgender Weise umgeändert: „Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgefehlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet sind.“ Wenn auch hier an Stelle der „Kirche“ die „Religionslehre“ getreten ist und der Begriff „Religion“, wie weiter ausgeführt wird, im höchsten Sinne zu verstehen ist als gläubige Hingabe des Menschen an eine allliebende, seine Geschicke leitende Macht, nicht als ein bestimmtes kirchliches System der Gottesverehrung und des Gottesdienstes, so kann doch auch diese Begriffsbestimmung nicht voll befriedigen. Weder die Kirche noch die Religion kann die Stelle sein, von der aus der Begriff Aberglaube bestimmt wird. Dies kann nur die Wissenschaft sein. Da sich aber auch dieser Begriff mit der Zeit wandelt, gar manches, was vor Jahrhunderten als ernste Wissenschaft gepflegt wurde, heute nicht als solche gilt, und umgekehrt auch manches, was einst als Aberglaube galt, heute wissenschaftlich begründet werden kann, so wird man den Aberglauben unter Berücksichtigung des lateinischen Wortes *superstitio*, das so treffend ein wesentliches Merkmal ausdrückt, am einfachsten im Anschluß an A. Dieterich bestimmen als „die Reste aus den religiösen und wissenschaftlichen Anschauungen und Handlungen früherer Zeiten, die mit der jeweiligen Zeit und deren religiösen Ansichten und wissenschaftlichen Ergebnissen nicht in Einklang gebracht werden können“. Ungemein wertvoll ist die ausgezeichnete Übersicht, welche Hoffmann-Krayer über die Literatur zum Aberglauben gibt. **Ab schneiden:** Hier soll es S. 114 unten statt „in der Walachei“, womit Südru mänien gemeint wäre, richtig „in der mährischen Walachei“ heißen, ferner bezieht sich das ebenda (Anm. 148) Gesagte ebenfalls auf die Slawen Mährens und nicht auf Böhmen. **Abtreibung:** Vgl. noch Gvovorta und Kronfeld 1, 365ff. (Cadebaum), 2, 541ff. **Abundia:** Vgl. das Adventweibchen im Böhmerwalde, das nach J. Blau, Schwänke und Sagen aus dem mittleren Böhmerwalde (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, 6. Band, Wien 1908, S. 144), noch heute im Volksglauben lebendig ist. **Abwehrazuber:** Der Stoff wird bloß in Rücksicht auf das Objekt, auf das sich der Abwehrazuber bezieht, das sich einfach mit dem Worte „alles Schädliche“ zusammenfassen läßt, gegliedert und behandelt. Wichtiger wäre eine übersichtliche Darstellung der Abwehrmittel, die durch die Herkunft, den Stoff, die Farbe, die Art der Verwendung u. a. bedingt sind, und der Abwehrhandlungen, bei welchen neben dem Kleidertausch, der erwähnt wird, doch auch auf das Verhüllen zu verweisen wäre, ferner auf das Verkehren, Schließen und Öffnen u. a. Da Bilwischnitter, Diebsbann, Heze, Leiche (Toter) ohnehin in besonderen Artikeln behandelt werden, hätten die ausführlichen Erörterungen an dieser Stelle unterbleiben können. Viel übersichtlicher als hier ist die Gliederung des Stoffes nach der Art des Schutzaubers beim Artikel Acker, Ackerbau, dessen Ende die zweite Lieferung bringen wird. **Achsel:** Zu dem S. 153 zu Anm. 7 Gesagten ist richtigzustellen, daß dieser von Wittke aus Grohmann S. 210 Nr. 1460 übernommene Aberglaube nicht in Deutschböhmen, sondern bei den Tschechen daheim war. Grohmann, der überwiegend tschechisches Glaubensgut bringt, muß überhaupt mit Vorsicht benützt werden.

Diese kleinen Mängel bedeuten nichts gegenüber der gewaltigen Menge von Wissens- und Arbeitsstoff, der schon in dieser ersten Lieferung aufgespeichert erscheint. Schon heute kann man behaupten, daß das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ eine auf der ganzen Welt einzig dastehende Leistung ist und sein wird, die der deutschen Wissenschaft die führende Rolle auch auf dem Gebiete der Volkskunde zumeist. Von Sudetendeutschen arbeiten an dem Werke Dr. G. Jungbauer, der zwei abgeschlossene Stichwörtergruppen (Kleidung, Zeit) übernommen hat und Dr. L. Herold (Karlsbad) mit, der die Stichwörter Eber (Schwein), Eichhörnchen, Flug (Fliegen, Luftfahrt, Mantelfahrt), Kartenspiel (Spielearte), Lamm (Hammel, Schaf, Widder), Lotterie, Mantik, Orakel, Schicksal, Wünschelrute, Würfel, Ziege (Ziegenbock, Geiß-, Hockfuß) behandelt.

E. Fehrlé, Deutsche Feste und Volksbräuche. 3. Auflage. Verlag W. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1927. Nr. 518 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Preis 2 Mk.

Das vorliegende Buch ist ein unveränderter Neudruck der 1920 erschienenen 2. Auflage. Ergänzt ist das Literaturverzeichnis am Schluß des Bandes, das dem Leser, der in das Stoffgebiet tiefer eindringen will, einen guten Überblick darbietet.

Märchen und Sagen

A. Wesselski, Märchen des Mittelalters. Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin 1925. Preis 12 Mk.

Der sudetendeutschen Öffentlichkeit dürfte kaum bekannt sein, daß von den bedeutendsten vergleichenden Märchenforschern und besten Kennern der Märchen- und Schwankliteratur aller Zeiten und Völker zwei in Prag leben, der Professor der tschechischen Universität Dr. J. Polívka, der mit J. Wolke das dreibändige Kiesenwerk „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ (Leipzig 1913—1918) herausgegeben hat, und der Chefredakteur der „Bohemia“ A. Wesselski, der nun früheren Arbeiten das angeführte Werk angegeschlossen hat, das nicht allein für die vergleichende Märchenforschung, sondern auch für die vergleichende Literaturgeschichte von großer Bedeutung ist. Eingeleitet wird es durch eine Abhandlung über „Märchen des Volkes und der Literatur“, wo gegen A. Narne und die Methode der finnischen Märchenforschung Stellung genommen wird, die stets zwischen Märchen und Märchenmotiv scharf scheidet, aber vergißt, daß auch die Motive untereinander wesentliche, durch die Entstehung bedingte Unterschiede aufweisen. Wesselski unterscheidet drei Sattungen von Hauptmotiven, die Mythenmotive, welche sich mit Dingen befassen, die als Tatsachen gelten aber nicht Tatsachen sind, die Gemeinschaftsmotive, bei welchen es sich um Dinge handelt, die als Tatsachen gelten und Tatsachen sind, und die Kulturmotive, welchen Dinge zugrunde liegen, die weder Tatsachen sind, noch als Tatsachen gelten. Auch Wesselski ist der Meinung, daß die Volksmärchen „mit Ausschluß des auf primitiver Gemeinschaftskonstruktion beruhenden Mythengestammels“ an die von einer ehemaligen Oberschicht geschaffenen Kunsterzählungen anknüpfen. Diesem Sage, wie auch dem, daß das Volk nicht produziert, sondern nur reproduziert (Hofmann-Krayer), kann man jedoch nicht beistimmen. Das Volk reproduziert wohl in vielen Fällen, es produziert aber auch. Für das Volkslied glaube ich dies schon seinerzeit (Germanisch-Romanische Monatschrift 1913) zur Genüge nachgewiesen zu haben. Und auch dort, wo das Volk „gesunkenes Kulturgut“, um diesen unglücklichen Ausdruck zu gebrauchen, aufnimmt, wird dies doch so oft in einer Weise verarbeitet und umgeformt, daß man von keinem Reproduzieren reden kann, sondern von einem selbständigen Schaffen sprechen muß, das nicht selten mehr „Produktion“ ist als das Werk irgendeines Kunsstdichters. Im Böhmerwald hat sich z. B. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Prosabericht und Wankellied eines fliegenden Haisles mit dem Stoff der Rabenmutter sowohl eine Volkszerzählung, die in ihrer letzten Fassung (Nr. 7 bei Jungbauer, Böhmerwaldmärchen, Passau 1923) ganz ruhig als Märchen bezeichnet werden kann, als auch ein Volkslied entwickelt, das sich wenig von alten Balladen unterscheidet. Oder was ist es mit einer nachweisbar im Volke entstandenen Sage, die im Laufe der mündlichen Überlieferung durch

Wegfall der örtlichen, zeitlichen oder persönlichen Beziehungen zum Märchen wird? Ist dies ein Reproduzieren? Wesselski, der mit Recht im Kaufmann und Händler früherer Zeiten den wichtigsten Vermittler zwischen den Literaturen erkennt, betont selbst die Bedeutung der mündlichen Überlieferung. Und diese ist eben die Ursache, daß mit allen anderen mündlich überlieferten Volksdichtungen auch das Märchen denn doch anderen Gesetzen unterworfen ist als die schriftlich oder durch den Druck festgesetzte und überlieferte Literatur.

Die Sammlung enthält 66 zum Teil bisher unbeachtete oder ungedruckte Erzählungen des Mittelalters. Nicht alle sind, wie der Herausgeber selbst sagt, Märchen im gewöhnlichen Wortsinne. Neben Schwänken, Legenden, Tiermärchen u. a. stehen pikante Erzählungen und Ehebruchgeschichten, die keineswegs für Kinder geeignet sind. Für die Wissenschaft bieten die von einer einzigartigen Beherrschung der Literatur zeugenden, fast ein Drittel des ganzen Buches füllenden Anmerkungen „Zur Geschichte und Verbreitung der Märchen“ eine uner schöpfbare Fundgrube. Einige Ergänzungen mögen folgen: Der Zug, daß das Weib von dem Teufel Schuhe erhält (S. 196 zu Nr. 5), hängt mit dem Brauch zusammen, dem Heiratsvermittler (hier der Ehezerstörerin) Schuhe zu schenken. Vom Kuppler sagt man nach Meher Baden S. 231, 255: „Er verdient ein Paar Schuh der Hölle zu“ oder „Ein Paar Schuh und d' Höll' dazu“, wobei die Vorstellung von den für die Wanderung in das Jenseits besonders wichtigen Schuhen mitspielt. Zur Erzählung selbst vgl. Bütof Sagen S. 187f. Nr. 120. Zu dem aus dem Physiologos stammenden Motiv von dem Vogel, der die Krankheit des Menschen in sich saugt (S. 211f. zu Nr. 17), ist auf den noch heute verbreiteten Volksglauben hinzuweisen, daß Tiere, besonders Vögel, die Krankheiten der Menschen an sich ziehen. Nur aus diesem Grunde hält man in Sachsen in der Krankenstube Vögel, besonders den Kreuzschnabel, von dem schon Plinius berichtet, daß er die Krankheiten der Menschen, vor allem die Gelbsucht, an sich zieht, ferner Tauben, dann aber auch Meer Schweinchen und sogar Ziegen (vgl. Seyfarth Sachsen S. 184ff.). Daß Motiv, daß der Schindel das, was er dem Kaiser gesagt hat, anderen erst dann sagen darf, wenn er hundertmal das Antlitz des Kaisers gesehen hat (Nr. 39), lebt noch heute in dem Schwank vom Kaiser Josef und dem Bauer weiter, vgl. „Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde“, 6. Band (Wien 1908), S. 11; vgl. ferner auch Anderson, Kaiser und Abt, S. 81f., 342f.

Die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes, das der Verlag vornehm ausgestattet hat, wird durch das beigegebene Sachregister wesentlich erhöht.

F. Sieber, Sächsische Sagen. Von Wittenberg bis Leitmeritz. Verlag C. Diederichs, Jena, 1926. Preis 8 Mk., geb. 10 Mk.

In dem großzügigen Unternehmen, dem „Deutschen Sagenschatz“, der mit Recht eine deutsche Stammeskunde genannt werden kann, kommen für das sudetendeutsche Gebiet die früher erschienenen Bände „Böhmerwaldsagen“ von Jungbauer und die „Schlesischen Sagen“ von Peuckert in Betracht, der den Sagenschatz des schlesischen Stammesgebietes der Tschechoslowakei ausgiebig herangezogen hat. Auch Sieber berücksichtigt die bisher in Büchern und Zeitschriften erschienenen Sagen des ober-sächsischen Teiles von Nordböhmen und überbietet schon dadurch das große Sagenbuch Sachsens von A. Meiche (1903), über das er auch durch die Erschließung neuer handschriftlicher und mündlicher Quellen weit hinausgeht. Der ausgezeichnet gegliederte Sagenstoff führt aus der Zeit der Wiederbesiedlung des Ostens über geschichtliche Sagen zu solchen, welche die Landschaft und die Volkart in der lebendigsten Weise veranschaulichen. In dem Vorwort legt der Herausgeber dar, wie das aus der Heimat mitgenommene alte Glaubens- und Sagengut der Siedler mit tausend Fasern die neue Landschaft durchdrang und so seine bodenbindende Kraft entfaltete, wie es aber auch einerseits durch den gegenseitigen Austausch der aus verschiedenen Stammesgebieten zusammengeflömmten Siedler und andererseits durch slawischen, besonders wendischen Einfluß verändert und erweitert wurde. Für uns sind namentlich die von Sieber für das sudetendeutsche Gebiet erschlossenen Ergebnisse wichtig. Hier ist die Natursage länger lebendig geblieben als in angrenzenden reichsdeutschen Land, hier hat auch die früher einsetzende Sammeltätigkeit viel mehr gerettet. Im einzelnen findet Sieber, daß die Sagen von weißen Frauen an Bergen und Falden vor allem im böhmischen Erzgebirge ihre Heimat haben,

daß ferner auch die Sage von der weißen Schloßfrau in der Nachbarschaft Nordböhmens häufiger wird und daß schließlich geradezu eine Reitsage der sudetendeutschen Gebirgszüge die Erzählung von der Mutter ist, die ihr Kind ein Jahr lang im Schatzberg läßt. Die mit genauen Quellenangaben und Anmerkungen versehene und mit Bildern reich geschmückte Sammlung hat nicht allein wissenschaftliche, sondern auch völkische Bedeutung. Sie soll, wie Sieber betont, auch anregen, daß man sich in Deutschland eingehender mit dem Volkstum der deutschen Volksgenossen in Böhmen beschäftigt.

Sudetendeutsche Festschriften 1927

Stadt Leitmeritz, 1227—1927. Festschrift zur Feier des 700-jährigen Bestandes als Stadt. Herausgegeben vom Festausschuß. Leitmeritz 1927.

Der mit Bildern und Zeichnungen geschmückte stattliche Band von 192 Seiten ist gegliedert in: 1. Das äußere Schicksal. 2. Das geistige Leben. 3. Heimateigenart. Vom volkstümlichen Standpunkt sind namentlich die folgenden Beiträge herauszuheben: E. Proschwitzer, Die Leitmeritzer Stadtmundart, die am reinsten von den Bewohnern der „Fischerei“ gesprochen wird, S. Anfert, Julius Lippert, eine Ehrung des sowohl um die allgemeine, wie auch deutschböhmisches Volkstum verdienten Gelehrten, J. Kern, Koland, das Käffel, mit näheren Angaben über das Kolandstandbild und Hinweis auf die von Kern in seinen „Sagen des Leitmeritzer Gauess“ (1922) veröffentlichte Sage, endlich J. Kern, Unsere Fischerei, eine lebensvolle Schilderung dieser Leitmeritzer „Wasserkante“ und seiner urwüchsigen Bevölkerung, der einst reichen und jetzt verarmten Fischerzunft.

Deutsche Heimat. Sudetendeutsche Monatshefte. 3. Jahrgang, Heft 7/8. Festschrift Böhmerwald, ausgegeben anlässlich der Haupttagung des Deutschen Böhmerwaldbundes, 13. bis 16. August 1927 in Plan. Deutscher Heimatverlag Hans Zirwiß, Plan bei Marienbad.

Diese Festschrift mit den gehaltvollen, die geistige Kultur des Böhmerwaldes widerspiegelnden Beiträgen und den prächtigen Bildern, darunter auch Farbendrucke, bedeutet eine gewaltige Leistung des rührigen Verlegers. Für die heimische Volkskunde sind die folgenden Aufsätze wichtig: G. Jungbauer, Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan, ferner Volkstum und Kleidung, E. Häckel, J. Zettl, eine Würdigung des Mundardichters, J. Blau, Die Böhmerwälder Spitzflöppelet, P. Heinrich, Dr. V. Schmidt, ein Erinnerungsblatt an den im Feber 1927 gestorbenen bedeutenden Historiker und Heimatforscher, G. Waltenberger, Sage von der Gründung des Klosters Hohenfurth, K. F. Leppa, G. Schreiber, mit Anführung der in Buchform erschienenen Schriften des Gelehrten, G. Nidco, Böhmerwäldische Volksrätsel, J. Peter, Der „Spielmann“, eine Volksgestalt aus dem Böhmerwald, K. Rubitzschel, Die Namen für „Mädchen“ im Böhmerwald, G. Schreiber, Volkskundliche Arbeit im Böhmerwald seit dem Kriege, wobei freilich manches Wichtige, z. B. Sagen und Märchen, übersehen wird, J. Blau, Böhmerwälder Glasmacherleben, O. Schuber, Urbild aller Johanniskirchen u. a.

Ruhländer Heimatfest in Neu-Titschein 1927. Festschrift, geleitet von J. Ulrich.

Auch diese Festschrift bringt wertvolle Beiträge zur Volkskunde und verwandten Wissensgebieten, so die Aufsätze: G. Stumpf, Die Vor- und Frühgeschichte des Ruhländchens, J. Hauptmann, Das Volk im Ruhländchen, wo die Volkstümlichkeit trefflich gekennzeichnet, über Mundart, Sitten und Gebräuche, dabei auch über das Hirtenleben, gehandelt wird und endlich Proben aus Meinerts Volksliederammlung mitgeteilt werden, ferner J. Ulrich, Der Dreißigjährige Krieg im Gedenken der Ruhländer, wobei vor allem die heimische Sage zum Worte kommt, A. Bauer, Ein Gang durch das Gau-Museum der Stadt Neu-Titschein, eine durch Bilder (Luchmacherstube und Bauernstube des Museums) ergänzte Darstellung der reichhaltigen und geschickt angeordneten Sammlungen dieses schenswerten Museums.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Vocelova 10. Druck von Heinr. Merx Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Judetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

1. Jahrgang 1928

2. Heft

Heinrich Rietsch †

Mit Heinrich Rietsch, dem Rektor der deutschen Universität in Prag, der am 12. Dezember 1927 im 67. Lebensjahre verschieden ist, hat auch die judetendeutsche Volkstunde einen schweren Verlust zu beklagen. Der zu Falkenau a. d. Eger im Jahre 1860 Geborene zeigte schon in



frühester Kindheit eine auffällige musikalische Begabung, ein Erbe seiner Mutter, die den Knaben selbst im Klavierspiel unterrichtete, während sein Lehrer im Violinspiel der Falkenauer Erzdechant Michael Pelleter war. Nach Vollendung des Gymnasiums in Eger, wo Rietsch den Orgeldienst in der Schulkapelle versah und zum ersten Male selbständige Vertonungen versuchte, studierte er von 1878 an in Wien Rechtswissenschaft, hörte aber auch Vorlesungen aus der Musikgeschichte bei Hanslick, Anton Bruckner und Guido Adler und bildete sich in Musiktheorie und Komposition bei Franz Krenn, Dr. Manduczewski und Robert Fuchs aus. Zum Doktor der Rechte promoviert, erhielt er eine Anstellung bei der

niederösterreichischen Finanzprokuratur und habilitierte sich 1895 für Musikwissenschaft an der Wiener Universität. Im Jahre 1900 wurde er als außerordentlicher Professor nach Prag berufen und hier 1909 zum Ordinarius ernannt.

Rietsch, der ordentliches Mitglied der „Gesellschaft der Wissenschaften und Künste“ und des Aufsichtsrates der deutschen Musikakademie in Prag war, hat sich sowohl als Forscher und Lehrer, wie auch als Ton- und Dichter bedeutende Verdienste erworben. Seine Prager Lehrkanzel hat er zu einem musikwissenschaftlichen Institut ausgebaut, dem eine reichhaltige Bücherei angeschlossen ist. Als Gelehrter war er mehr Historiker und Psycholog; der Umstand, daß er selbst ein schaffender Künstler war, bewirkte ein Hinneigen zur Ästhetik und Stilkritik. Eine teilweise Übersicht über die mehr als 100 wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten brachte das Novemberheft der Monatschrift „Hochschulwissen“, in welcher Rietsch auch sonst Aufsätze veröffentlichte, so z. B. in dem glei-

chen Fest den höchst beachtenswerten über „Atonalität“. Von größeren Werken seien hier angeführt: „Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift“ (Berlin 1896), „Die Tonkunst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig 1900, 2. Auflage 1906), womit, wie P. Nettl in seinem Nachruf (Zeitschrift für Musikwissenschaft X. 1928, S. 196) hervorhebt, die moderne Musik des Zeitalters Wagner-Berlioz zum ersten Male eine wirklich wissenschaftliche Behandlung erfuhr; ferner: „Die deutsche Liedweise“ (Wien und Leipzig 1904), „Die Grundlagen der Tonkunst“ (Leipzig 1907, 2. Auflage 1918). Dazu kommen die von Rietsch in den „Denkmälern der Tonkunst in Österreich“ besorgten Ausgaben und in den letzten Jahren eingehende Forschungen über J. S. Bach. Die zahlreichen, vielfach noch ungedruckten Tondichtungen sind zum größten Teil selbständige Schöpfungen für Orchester, Gesang, Kammermusik und Klavier, zum geringeren Teil Bearbeitungen, vor allem von Volksliedern. Die Tauserer-Serenade wurde seinerzeit unter Leo Blech in einem philharmonischen Konzert des Prager Deutschen Theaters aufgeführt, von der Oper „Walther von der Vogelweide“ wurden Teile in einem Prager Konzert gespielt. Mehr Erfolg hatte Rietsch mit Liedvertonungen. Am bekanntesten dürfte die von Kernstocks „Ein schön teutsch reiterlied“ sein, die in das Liederbuch des Deutschen Sängerbundes aufgenommen wurde. Auch drei Lieder von Hans Wastli (Die Birke, Märlein, Banges Brautlied) wurden von Rietsch für eine Singstimme mit Orchester oder Klavier vertont. Rietsch war selbst ein vortrefflicher, ausübender Musiker, hauptsächlich Klavier- und Violaspieler. Jahrelang leitete er den deutschen Kammermusikverein in Prag.

Vor allem aber besaß das deutsche Volkslied in Rietsch einen ausgezeichneten Kenner und treuen Förderer. Im Juni 1906 wurde Rietsch vom österreichischen Ministerium für Kultus und Unterricht zum ordentlichen Mitglied des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in Böhmen ernannt und im Juli 1922 bei der Errichtung des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur auch zum Mitglied dieses Ausschusses ernannt, gehörte also dem deutschen Volksliedausschuß über 20 Jahre an. Wiederholt erstattete er sachkundige Gutachten für das Volksliedunternehmen, das umfänglichste und gründlichste für die Sitzung der „Staatsanstalt für das Volkslied“ in Prag am 10. Jänner 1925 über die vielen altertümlichen Singweisen der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ von G. Jungbauer, deren Drucklegung er leider nicht mehr erleben sollte. Die Arbeiten zum deutschen Volkslied von Rietsch zerfallen in Aufsätze, in Besprechungen einschlägiger Werke und in Volkslied-Bearbeitungen. Von den ersten sind besonders zu nennen: Kurze Betrachtungen zum deutschen Volkslied (Festschrift für Siliencron, 1910), Zum Unterschied der älteren und neueren deutschen Volksweisen (Jahrbuch Peters 1911), Heinrich Haak und das Innsbrudlied (ebenda 1917), Nachschlageverzeichnisse für Tonweisen (Das deutsche Volkslied 1915, S. 2ff. 14f.). Ferner sei auf die folgenden Besprechungen verwiesen: Brandsch, Zur Metrik der siebenbürgisch-deutschen Volksweisen (Euphorien XIII.), Volksliederbuch für Männerchor (Zeitschrift f. d. Altertum L. 1908), Bohn, Die National-

hymnen der europäischen Völker (ebenda LII. 1910), Rattay, Die Ostracher Biederhandschrift (ebenda LIV. 1913). Von Volkslied-Bearbeitungen seien endlich angeführt: „Ich han in einem garten“ für 4 gem. Stimmen (Anhang II. des Buches „Die Mondsee-Wiener Biederhandschrift“), „Entlaubet ist der walde“ für 4 gem. Stimmen und „Wilhelmus von Nassauen“, Klaviersatz (Das deutsche Volkslied 1902, S. 6ff., 35), „Um deinetwegen bin ich hier“ für 4 gem. Stimmen (9. Flugschrift des deutschen Volksgeangsvereines Wien, 1904), „Urlaub hab der winter“ mit Klaviersatz (Kunstwart 1905), Susanni, geistliches Wiegenlied für 4 Frauenstimmen und Wächterlied (16. Jahrhundert) für 4 gem. Stimmen (Wach auf, Böhmerlandverlag), endlich unter den noch ungedruckten das Böhmerwälder Volkslied „Druntan Steg rinnt der Bach“ für 4 gem. Stimmen, 2. und 3. Gesäß von Hans Wajlit.

Rietich war ein stiller, bescheidener, dabei kerndeutscher Mann. Eifrig förderte er die Bestrebungen des deutschen Sprachvereines und setzte sich in längeren Aufsätzen für die Verdeutschung der musikalischen Fachausdrücke ein. Neben der wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigung mit dem deutschen Volkslied zeigte er auch für alle anderen volkskundlichen Stoffgebiete stets die regste Anteilnahme, ein Beweis, daß ihm sein Volk und die Wissenschaft von seinem Volke am Herzen lag. G. J.

Albert Stifters Bauerntum

Von Dr. Karl Egl

(Fortsetzung.)

Für „Das Heidedorf“ muß hier wiederholt werden, was der Dichter an seinen Bruder schrieb, als er ihm die ersten Bände der Studien übersandte: „Wenn ich vor Dir sterbe, so lese noch manchmal in diesen Zeilen und denke, daß es mein ganzes Herz ist und alle meine Gefinnungen, was in dem Buche niedergelegt ist. Du wirst im Heidedorfe schöne elterliche und kindliche Gefühle finden. Es war meine Mutter und mein Vater, die mir bei der Dichtung vorschwebten, und alle Liebe, welche nur so treuherzig auf dem Lande und unter armen Menschen zu finden ist, wie sie im Heidedorf geschildert wird, all diese Liebe liegt in der kleinen Erzählung. Es ist ein Mann, der aus Liebe zur Dichtkunst die Liebe seiner Braut opfert und in dem glücklich ist, was ihm Gott verliehen, und in dem, was er den Eltern ist“¹⁾. Wenn man „Das Heidedorf“ mit den vorhergehenden Studien zusammennimmt und auch auf die folgenden blickt, so ergibt sich für diese Studie, auch auf Grund der Briefstelle: Nachdem er in Gefahr war, den seelischen Halt zu verlieren, findet er die Kinderheimat seiner Seele wieder, er findet sie in der Begrenztheit der heimatlichen Landschaft, er findet sie in der ländlichen Familie.

Schon G. Bertram²⁾ hat das Unstädtische im Charakter der Kunst Stifters betont; dieses Unstädtische läßt sich genauer als Bäuerliches,

¹⁾ Prag. Krit. Ausg. XVII. 123.

²⁾ Studien zu Ad. Stifters Novellentechnik, S. 64.

Bauerntümliches bestimmen. Er hat sich durchgerungen zu ethischem Idealismus, zur Humanität, nachdem er geschmachtet nach dem Wissen und der Liebe; und nachdem er einen festen Standpunkt erreicht hat, da glaubt er wieder in der Kinderheimat zu sein, in der Zeit, die einzig schön und einfach war, nach der ihn während des Kämpfens und Ringens ein Heimwehgefühl ergriffen hatte. Nun erscheint ihm die Heimat so, wie in der Erzählung „Der Waldgänger“ gesagt wird: „wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück wie an ein bescheidenes, liebes Weib, das ihm gestorben ist, das nie gefordert, nie geheißt und ihm alles gegeben hat.“ Auf das letzte, daß sie ihm alles gegeben hat, kommt es im „Heidedorf“ an. Es handelt sich nicht darum, festzustellen, wiefern Landschaft und Menschen der Erzählung der Oberplaner Gegend und Stifters Familie entsprechen. Es ist alles mit einer stilisierenden Überhöhung¹⁾ darin gegeben. Das Urbild hat sich in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt, von einem Dufte der Einbildungskraft umschwebt, der zur Gestaltgebung gereizt hatte. So sind die Gestalten im „Heidedorf“ samt der Landschaft entstanden, aus denen klar wird, wie der gute Mensch, der Dichter geworden. Die Wiesen, die Blumen, das Feld haben ihn erzogen, an den naturrohen Eltern sah er den Frieden, die Liebe, die Pflichttreue, vom Vater hat er das verständig Stille, das schamhaft Unbeholfene, von der Mutter die Weichheit und Phantasiefülle und die unergründliche Liebesfähigkeit, von der Großmutter („aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Heidefreuden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal“) die Dichtung und die Geistesfülle. So ist der Heidefnabe geworden und als er zurückgekehrt, da ist er noch so: kindlich andächtig, sanftmütig, heiter, treuherzig, keusch und rein; er ist gut geliebt. Das hat er mitgebracht und noch mehr: Ein Geschenk ist ihm geworden, kraft dessen er wie einst über alle Geschöpfe der Heide herrschte und über all die hohen, stillen Gestalten, die sie bevölkerten, kraft dessen er etwas hatte wie eine glänzende Ruhe, eine sanfte Einsamkeit, kraft dessen er sich selbst vorkam wie die unschuldsvolle, liebe Kinderheide — es ist die Dichtergabe. So kann die Studie als symbolisch aufgefaßt werden für den Dichter selbst: Von der Heimat hat er alles, was gut an ihm ist, dafür sind die Eltern Symbole; von ihr hat er die Dichtergabe, Symbol dafür ist die Großmutter mit der Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art in dem schlechten Gefäße eines Heidebauernweibes. Als Dichter bleibt er immer in der Heimat, er kehrt zu ihr zurück, nachdem er die Fülle des Wissens errungen und, was ihm bestimmt war, in der Liebe erfahren. Er kehrt in die Fluren zurück, wo er den Traum der Jugend und den der ersten Liebe geträumt, sie als ewig schwebende Gärten in die dunkle, warme Zauberphantasie hängend. Es gilt von ihm, was die Nachbarn von Felix des „Heidedorfes“ glauben: er ist einer von ihnen und doch ist es auch wieder ganz deutlich, wie er ein weit anderer ist als sie. Das ist der Schlüssel zu seinem Bauerntum: es ist ein stilisierend erhöhtes Bauerntum. Es kommt in allen seinen Werken zum Ausdruck.

1) E. Ferram, a. a. O. 106.

Es erklären sich viele Züge seiner Dichtung daraus, die bisher beobachtet worden sind: Es erklärt sich daraus die Leidenschaft des Dichters zum Sein, zum Bleibenden, zum Gewordenen und Gewohnten, Definitiven und Typischen, seine Vorliebe für das Gegenständliche der unmittelbaren Umgebung des Menschen, die hingebende Liebe, welche das Recht jeglichen Dinges ehrt¹⁾; es ist das als eine bauerntümliche Seelenhaltung, nicht als Hypertrophie des Ruheverlangens anzusehen²⁾. Er geht aus von der Landschaft, die etwas Bleibendes ist; aus ihrem Rahmen entwickeln sich die Menschen; durch ihre bleibende, dauernde Beziehung zur Landschaft erhalten sie etwas Bleibendes, Typisches. Etwas Bleibendes sieht er in der Arbeit des Landwirtes, die, durch Jahrtausende einförmig und durch Jahrtausende noch unerschöpft, geräuschlos und magisch ihre Kette zieht³⁾. Die Arbeit des Landmanns bändigt die Leidenschaft, bringt sie zum Ruhen; sie zeigt den Charakter des Bauers nur von gewissen Seiten, läßt ihn nur von wenig Tendenzen beherrscht sein. Daraus läßt sich eine Beobachtung über Stifiers Charakterbildung erklären⁴⁾, wornach Stifter nicht ganze Charaktere, sondern nur Charakterstimmungen gibt, in bildmäßig wirkender Stilisierung den Einzelcharakter vereinfacht, die Kompliziertheit und Gebrochenheit aller Beweggründe reduziert auf eine gewisse primitive Starre und Faltenlosigkeit des von ganz wenigen Tendenzen beherrschten Ich. So spricht Stifter, das Fremdwort „kompliziert“ vermeidend, von der Darstellung von etwas so wenig Begliedertem, daß eher durch sein einfaches Dasein als durch seine Erregung wirkt („Der Waldgänger“⁵⁾), er spricht von abgeschlossenen und einsamen Menschen, die an ihren einmal angenommenen Dingen haften wie die Wurzeln ihrer großen Tannen in dem Grunde ihrer Berge, wie die Rinnsale ihrer Wässer, die, eingefeilt in den Tälern, fortgehen müssen⁶⁾. Er spricht von dem Sinn für das Sein, für das Bleibende, wenn er vom „Waldgänger“ sagt: „Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heranwuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denkmale, von Toten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls selbständig dastehen, schöne Merkmale zeigen, die als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken...“⁷⁾ Es ist der Sinn für das Seiende, Bleibende, in sich Ruhende, in sich Geschlossene, der aus dem allen spricht und der auch hervorgeht aus der Arbeit des Bauers, aus dem in sich Geschlossenen eines jeden Jahres, aus dem Bleibenden, in sich Geschlossenen seines Landes. Darin liegt der Mittelpunkt für Stifter, von dem aus er an die

1) G. Vertram a. a. D. 56.

2) So G. Vertram a. a. D. 56.

3) Bong. I. 150.

4) G. Vertram a. a. D. 70.

5) Bong. V. 64.

6) Bong. V. 75.

7) Bong. V. 101.

Dinge herangeht; mit darauf beruht auch die Mythologie, die er hat, im Sinne Friedrich Schlegels¹⁾ und doch wieder anders. Es gebricht ihm nicht an einem festen Halt für sein Wirken, einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft. Er hat einen Mittelpunkt, wie es die Mythologie der Alten war. Er hat den milden Widerschein der Gottheit in der Seele als den zündenden Funken seiner Poesie („und wenn es ihm tief im Innersten so fromm wurde, daß er oft meinte, als sehe er weit in der Ede draußen Gott stehen . . . Dann wurde es ihm unendlich groß im Herzen . . .“, steht im „Heidedorf“²⁾). Daraus entspringt sein Realismus, in dem Ideelles und Reelles harmonisch vereinigt sind, zu dem er gelangte, als er, nach dem Mittelpunkte sich sehrend (dem entsprechen die beiden ersten Studien), ihn in der Kinderheimat seiner Seele wiedergefunden hatte („Das Heidedorf“). In diesem Sinne ist bei Stifter von Entromantisierung zu sprechen; sie hängt zusammen mit seinem Bauerntum.

Damit hängt auch zusammen seine Entromantisierung der Natur und ihre Gewinnung für ein nichts als gegenständliches Sehen³⁾. Das zeigt sich im „Hochwald“, in dem er die heimatische Landschaft erschloß. Auch dazu kam er auf dem Umwege über ein sentimentales Erlebnis, „denn die Bewohner jener Gegend, mit dem ewigen Anblicke ihrer überall herumliegenden Wälder vertraut und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unfäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn das Holz ausgeteilt und angewiesen wird . . .“⁴⁾ („Der Waldgänger“). Auf solche Weise findet er seine Naturverbundenheit wieder, die zum Bauerntum gehört. Nun dringt er in den Wald ein wie in eine liebliche, grüne Fabel, wird ergriffen von der Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichtume und aller Majestät; die Worte „ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen“⁵⁾, gelten auch vom Dichter selbst. Es ist die zweite Selbstdarstellung, die er von der Höhe des Ideals aus gibt, des Ich, das er mit der Heimat, mit dem Bauerntum gefunden. Wichtig ist da die Stelle, wo Gregor dem Freiherrn gegenübergestellt wird und es zum Schluß heißt: „Der eine mit dem Anstande der Säle, der andere mit dem der Natur; aber schön sind sie beide und ehrwürdig beide, beide der Abglanz einer großgearteten Seele und das Haarsilber liegt mit all der Unschuld des Alters auf ihrem Haupte“⁶⁾. Wie der Mensch in selbstverständlicher Naturverbundenheit wird, ist darin gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

1) Gespräch über die Poesie. Minor II. 358ff.

2) Bong. I. 159.

3) E. Bertram a. a. D. 80. Vgl. auch R. von den Hoff, Der Weg zum Dichter Adalbert Stifter. („Der Pfug“, Lit. Zweimonatsschr. III. 1ff.)

4) Bong. V. 75.

5) Bong. I. 213.

6) Bong. I. 210.

Zur Psychologie der nordmährisch-schlesischen Hirtendichtung

Von Dr. Ernst Jungwirth

(Schluß)

Dieselbe Melancholie zieht sich durch einige der schönsten Sprüche, ja gerade durch ihren Gehalt an schwerer Stimmung werden sie so schön und ergreifend. Aus inniger Verbundenheit, aus dem vertraulichen Verkehr zwischen Hirt und Herde ergibt sich nach Aufbau und Ausdrucksform höchst einfach ein Anruf, wenn eine oder die andere der Rufe „zur Kur geht“:

Rote Kuh,
Kumm herzu.
Alte Fei
Kumm' herbei!

Aus diesem denkbar einfachsten Reim löst sich aber in anderer Stimmung, in anderem Zusammenhang viel tiefer empfunden, folgender Vierzeiler feinsten Stimmungskunst:

Sorrou weiden! Rote Kuh!
Sieber Mittag, komm herzu!
Sieber Abend, blei(b) net lang!
Es wird den Hirtlen gar zu bang¹⁾.

Wie rasch, wie unmittelbar wird der notgedrungene Anruf hinübergeführt in den Ausdruck einer Seelenstimmung der Sehnsucht, als hätte Hirt und Herde in gleicher Weise den Weidegang satt. Ist nicht aus der Situation alles Poesische herausgeholt, was herausgeholt werden konnte, und so nahe als möglich herangerückt! Die Kuh glockt uns überdrüssig an, sie will nicht weiden — die Zeit will nicht vergehen — noch ist es nicht einmal Mittag. Da wird die Tagesstunde personifiziert, in kühnen Metaphern spricht der Knabe mit der Zeit, indem er, im Bilde bleibend, eine geläufige Redewendung vom Herankommen des Tages fortführt; als spräche ihm die Mutter zu: „Bleib nicht lang,“ so traulich grüßt er den Abend. Von besonderem Reiz ist endlich der Ausklang; der Junge fühlt sich nicht, er spricht nicht von sich und seiner Empfindung, sondern von der Allgemeinheit seines Standes, mit dem er sich eins weiß, dabei von so entzückender Bescheidenheit in der richtigen Verkleinerungsform, daß wir wie über einem der kleinen und doch so unzählig vielen Wunder in der Natur aufhorchen, weil wir wie vor ein Rätsel gebannt stehen: Ist das kleine Ding noch unbewußte Naturdichtung, ist das nicht höchste Kunst?

Gehe wir uns aber über solcher Frage verlieren, ziehen wir ein anderes Lied an, das in gleich eintöniger Weise vorüberzieht:

¹⁾ Derselbe Ruf als Eingang eines zehn Verse umfassenden Hirtensliedchens in der Festschrift „1. Rußländer Heimatfest in Neu-Litfchein“ (1927) S. 31.

Schen och schen, du liebe Sunn',
E'n Himmel hats an klaren Brunn::;
An klaren Brunn und a Glocken-
haus.

Maria laß die Sunn heraus,
Laß sa schenna über Berg und Tal,
Daß die Hirten a Freid dran han.
Die Hirten nie allän
Die ganze Gemän.
Übers ganze Kirchenspiel;
Maria hat der Engerle viel.

Engerle und a Turteltaub.
's Turteltauble, das tut a jou,
Baut sich a Nest aus Haberstroh,
Haberstroh und Majoran,
Daß die Küh viel Millich gan.
Die gude Millich supp ich garn
Weil sie bleibt am Böffel klavn,
Ageschoppte schmeckt nie gut
O! die laß i dr Mutter zur Mollen-
suppl

Was uns aus diesen monotonen Versen entgegentönt, ist ein verwirrendes Mosaik buntester Farbentöne und Einzelbilder, die sich nur schwer zu einer Einheit runden, zunächst überhaupt nur durch eine unbestimmte Empfindung eines Traumwebens ausgedrückt werden können. Freies Schalten der Phantasie, das ist ja das Eigentümliche des Traumes, Aufhebung jedes logischen Zusammenhanges nach Ursache und Wirkung, Aufhebung auch des Selbstbewußtseins, Sichverlieren im Schauen. In diesen Gesichten liegt allerdings alles, was ein Kindergemüt erquicken und entzücken kann: Die Sehnsucht nach Licht, nach dem Goldglanz der Sonne, die hier mit „lieb“ umschmeichelt wird, und in der des Knaben Phantasie „einen klaren Brunnen“ erblickt, ein unergründlicher Schacht ist sie, wie wir von ihr als der Quelle alles Lichts sprechen. Nun beginnt das Licht zu tönen als das Lieblichste, was der Kinderphantasie vertraut ist, das Glockenspiel erschallt ihm am Himmelsgewölbe. Religiöse Weihe, fromme Andacht zur Gottesmutter und zu den Engeln verstärkt die Bitte zur Inbrunst, zum Gebet nach Licht, nach Sonnenschein. Und nach diesem erhabenen Aufschwung kehrt der Blick wieder zu den irdischen Gefilden der Heimatgemeinde, denn nicht nur die armen Hirten, die ganze Menschheit dürstet nach Sonnenschein. Da springt die schaffende Phantasie ab auf eine biblische Darstellung, die von der Aufopferung Mariä im Tempel erzählt, von der Gabe zweier Turteltauben, die sich nun so tief einprägen, gleichsam anklammern, daß es zur Nachahmung ihres Gegurrens kommt, zur Beobachtung ihres Nestbaues. Volksglaube von milchgebenden Kräutern wirkt aus abergläubischen Besprechungsformeln herüber und schließlich kommen wir auf den ganz nüchtern profanen Boden der täglichen Bedürfnisse, um noch in übermütiger Abweisung einer leeren Eiermilch einen festen Kopfstand zu machen. Gerade in diesem Aufsauchen am Schluße des Reimflanges liegt ein eigenartiger Reiz, etwas von Selbstironie, wie das Erwachen und Traumabschütteln.

Wenn wir noch einmal die Bilderfolgen reim- und gefäßweise übersehen, so kann uns auch nicht entgehen, mit welcher einfachen Mitteln sie zusammengehalten, gebunden werden. Vorherrschend ist ja die Reimbindung. Aber diese allein erweist sich zu schwach, um eine größere Abfolge von Vorstellungen und Bildern rein gedächtnisstützend zusammenzufügen. So ergibt sich von Glied zu Glied die Notwendigkeit kettenartiger Verschlin-

gung, indem ein Merkwort aus dem Ende des Gesäzes wieder als Stichwort aufgenommen und fortgeführt wird. Darin möchten wir den Anfsatz zur strophischen Gliederung erblicken. Das ist eine Art einfacher Vortragskunst, die sich gleichsam Stühpunkte schafft für die gedächtnismäßige Überlieferung, die wir in der Kinderdichtung, in den Kettenreimpredigten u. dgl. häufig finden und die auch noch im Volkslied höherer Gattung gelegentlich vorkommt.

So ist uns dieses Liedchen in mehr als einer Hinsicht beachtenswert. Es offenbart uns inhaltlich den ungeheuren Reichtum der Kinderphantasie und verrät uns in seiner Form, wie sich diese Phantasie zwar die Ausdrucksmittel schafft, aber in diesem Ringen um die Form stecken bleibt. Es kommt über die Ansätze zu strophischer Durchbildung nicht hinaus, es vermag noch keinen Zusammenhang herzustellen zwischen den einzelnen Bildern, reiht nur Vorstellung an Vorstellung, wie sie die schweifende Phantasie heranzführt.

So hohe Aufgaben stellt sich aber unser Hirtenlied überhaupt nur selten und gewöhnlich begnügt es sich mit der einfachen Form der Vierzeiler, die durch paarweise Reimbindung in zwei gleiche Hälften zerfällt. Diese Gruppierung ist der Ausdruck inneren Gegensatzes und so stehen sich auch vielfach beide Hälften antithetisch gegenüber. Sie bilden die Form des Streitgespräches, der Herausforderung. Und damit kommen wir zum eigentlichen treibenden Element in der Kinderdichtung. Denn das ist der Streit, das Reizen durch Übernamen, das sogenannte „Ausnamen“, der Wettkämpfer. Wenn die Kinder einander auf verschiedenen Feldern gegenüberstehen, wenn sie um getrennte Lagerfeuer liegen, wenn sie zu verschiedener Stunde auf die Weide treiben, zu verschiedener Stunde eintreiben, immer und überall ergibt sich Gelegenheit, einander zu necken, „herauszufordern“. So wird die Halbstrophe des Vierzeilers mit seinem gegensätzlichen Charakter, der sich zum Beispiel ganz harmlos im folgenden Spruch ausprägt:

Bruh, Feierle, bruh,
Ich hütt' ni garn die Ruh —
Ich hütt' och garn die faulen Zieg'n
Daß ich kann beim Feierle lieg'n¹⁾

sofort zum Kampfrhythmus, wenn die eine Gruppe A singt:

Holeiele, holeiele,
Wir han a schönes Feierle!

worauf die Gruppe B zurückgibt:

Holeiele, holeiele,
Ihr hat a garstiges Feierle!

Neben diesen und anderen Reimen und Liedern, in welchen die Träger des Dialogs in ihren persönlichen Beziehungen zurücktreten, leiten andere zum Liebesleben und zur Dichtung der Erwachsenen über. Denken wir uns zwei Hirten verschiedener Geschlechtes, hüben einen Jungen von 15 bis 17 Jahren, drüben über dem Rain ein Mädchen gleichen Alters

¹⁾ Vgl. Gruschka-Loischer a. a. O. S. 452 Nr. 428; Schönhengster Mitt. V. 1909 S. 73, XXII. 1926 S. 49.

oder älter, und wir haben eine jener Schäferidyllen, die von der Kunstpoesie so vielfach und buchmäßig ausgebeutet worden sind. Nichts ist reizender, als diesen Vorwurf in der Volksdichtung in der primitivsten Form, ganz aus dem Zustande heraus behandelt zu sehen:

Horrou weiden Holz,	Sie wird bald nimmer sprachen,
Die N. N. ist gar so stolz.	Die Bienna war'n se stachen,
Sie will ja nimmer mit mer gehn,	Die Bienna ni allän,
Sie denkt, sie ist schon gar zu schön.	Die Hummla ei die Bän,
Sie wird bald nimmer singen;	Die Wespen ei die große Zeh'
Die Hell ¹⁾ , die wird ihr springen.	Weil sie nie will mit mer gehn.

Wie köstlich naiv, wie ganz aus der Sprache des Kinderliedes ist diese erste Liebeswerbung und Liebesklage vorgetragen, schwankend zwischen Wehmut und Enttäuschung einerseits und schlimmster Verwünschung andererseits, die an Besprechungsformeln gemahnt. In einem anderen Spruch wird die Situation der Erfüllung vorgeführt, aber von beißendem Spott eines Dritten überschüttet und von diesem vorgetragen: Es ist gleichsam das Gegenstück des ersteren.

Horro Weiden! Die N., die kleine
 Und N. der junge Dieb.
 Hans anander von Herzen lieb,
 Hans anander a Bussel geben.
 Und wann warn's ach getraut warn?
 Heut über drei Wochen.
 Was warn's och Guts kochen?
 Buttermillich und Rieben.
 Was warn die Leit kriegen?
 Buttermillich und Sauerkraut.
 O! die N. ist a faule Braut!

Das sind doch nach Gehalt und Form kleine Kunstwerke, abgerundet und ausdruckskräftig. Natürlich dürfen wir nicht den Maßstab von der Kunstdichtung herübernehmen, wie eben jede reine Kunst für sich besteht und keinen Vergleich duldet.

Rätsel und Brauchtum²⁾

Von Liesl Otto

Schon in alter Zeit war es Sitte, sich nicht nur körperlich im Kampfe mit seinem Gegner zu messen, sondern sich auch geistig als ebenbürtig zu erweisen. Man legte sich gegenseitig Fragen vor, die das Wissen oder den

¹⁾ Wohl die Hölle, die ihr entgegen springen wird, in die sie kommt. Doch kann auch „Hell“ mißverständlich für ein anderes Wort (Kehle ?) eingetreten sein.

²⁾ Ausschnitt aus einer größeren Arbeit über das sudetendeutsche Volksrätsel, die in einen theoretischen Teil (Volks- und Kunsträtsel, Verhältnis des Volksrätsels zu den anderen Dichtungsgattungen, Stil des Volksrätsels, die wichtigsten Mittel und Arten der Verrätselung, Werden und Wachsen, vergleichende Rätselforschungen) und in eine Sammlung von mehr als 500 bisher auf sudetendeutschem Boden aufgezeichneten Rätseln zerfällt.

Scharfsinn des andern erproben sollten. Erst später zeigte sich die Neigung, die Klugheitsproben, die ursprünglich nur als Mittel zu anderen Zwecken dienten, um ihrer selbst willen zu pflegen. Die reine Freude am Raten ist viel jünger.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten stand Weisheit in großem Ansehen und unter Weisheit verstand man Wissen. Nur so können wir es verstehen, daß einem schuldigen Manne seine Strafe erlassen wurde, wenn er imstande war, seinen Richtern ein unlösbares Rätsel aufzugeben, wenn er ihnen also entweder an Wissen oder an Scharfsinn überlegen war.

Weisheit brachte Ehre und Ansehen und das galt mehr als das Leben. Hatte man einmal beim Rätselwettkampfe die Schmach der Unwissenheit auf sich geladen, so hatte man auch das Leben verwirkt. Dem Weisen dagegen stand hohe Belohnung bevor, sei es, daß er Krone und Reich, sei es, daß er die Braut gewann. Doch wie das Ansehen der Weisheit allmählich verblaßte, verloren auch die Belohnungen an Wert. Zur Zeit der Meisterfinger war es nur mehr ein unscheinbares Rosenkränzlein, das dem Sieger im Rätselwettkampfe winkte.

Unsere Kinderspiele haben noch eine Erinnerung an jene Bräuche bewahrt, wenn sie auf denselben strengen Forderungen nach Strafe und Lohn bestehen. Derjenige, welcher die aufgegebenen Worte nicht erraten konnte, welcher verspielte, ist „des Henters“, „muß sich zum Henterscheren“, „kommt in die Hölle“, „ist tot“. Handgreiflicher Ernst macht daher gewöhnlich den Schluß der meisten Kinderspiele.

Noch heute lebt im Volke der Brauch, die Entscheidung, welche von zwei feindlichen Parteien den Vorzug haben soll, der Lösung von Rätselnfragen anheimzustellen. So berichtet Schröder¹⁾ von den Heidebauern, den Bewohnern einer deutschen Sprachinsel in Ungarn, die sich am andern Ufer der Donau gegenüber von Preßburg befindet, von einer Weihnachtsspielgesellschaft folgendes: Kommt eine solche Spielgesellschaft mit der Absicht, ihr Spiel aufzuführen, in einen Ort, wo sich bereits eine andere Gesellschaft mit derselben Absicht befindet, so tritt der heimische Hauptmann des Herodes dem fremden Hauptmann entgegen und legt ihm Fragen vor, die der andere in Reimen zu beantworten hat. Und zwar hat jeder Ort andere Fragen, die streng geheimgehalten werden. Daher kann meist der Fremde nicht antworten. Wenn aber der heimische Hauptmann kein Spiel anzeigen konnte, so wurde er gefragt. Konnte er nicht antworten oder war er überhaupt nicht vorbereitet und hatte sich nicht gestellt, so stand nichts im Wege, daß die fremde Gesellschaft spielte. Das Rätsellied selbst ist aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Zunächst einige Fragen aus der biblischen Geschichte, dann einige „Traugemundfragen“, die paarweise auftreten, endlich Katechismusfragen und am Schluß ein Hinweis auf die „unmöglichen Dinge“.

Ähnliches erzählt J. J. Ammann²⁾ von einer Schwertanzgesellschaft aus Südböhmen. Begegneten einander zwei derartige Ge-

1) ZfM. III. (1893) S. 67ff.

2) Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B. 26 (1888) S. 41.

fellschaften, so hält eine die andere auf. Der Hauptmann der Gesellschaft, welche die andere nicht unbehelligt weiterziehen lassen will, legt dem anderen Rätselsfragen vor. Die Rätsel sind leider nicht aufgezeichnet. Gelingt es diesem mit Hilfe des Narren sie zu lösen, so darf er umgekehrt dem Angreifer Rätsel aufgeben. Ist auch dieser imstande, sie zu lösen, so gehen beide Gesellschaften in Frieden auseinander. Vermag einer der beiden Hauptleute die Rätsel nicht zu lösen, so macht auch hier handgreiflicher Ernst den Schluß. Es entspinnt sich ein Ringkampf zwischen beiden, der dann in eine allgemeine Kauferei übergeht. Der Kampfspreis ist dann das Getreide, welches die Tänzer als Belohnung von den Bauern erhalten.

Besonders bei der Gewinnung der Braut mußte der Freier seit alters erst seine Tüchtigkeit erweisen¹⁾. Das mag ursprünglich ganz praktische Hintergründe gehabt haben. Er mußte beweisen, daß er imstande sein wird, seine zukünftige Familie zu erhalten und zu beschützen. Bei den Eskimos z. B. muß er sich erst mit dem Vater der Braut auf die Bären- und Walfischjagd begeben und von mehreren Bewerbern wird der tüchtigere Jäger bevorzugt. Und in der deutschen Heldensage mußte die Braut fast immer mit dem Schwert erkämpft werden. Oft aber waren es nur schwierige Aufgaben und Rätselsfragen, durch deren Lösung sich der Freier die Braut erringen mußte, wobei bisweilen nicht minder das Leben auf dem Spiele stand. Überreste solcher schwieriger Aufgaben sind es, wenn heute noch in der Trautenuaer Gegend dem Bräutigam von der Kranzjungfer Rätsel aufgegeben werden, bevor er das Kränzlein von der Braut bekommt. Auch im Böhmerwalde hat sich dieser Brauch noch erhalten²⁾. Wenn das Hochzeitsmahl vorüber ist und der Tanz beginnen soll, darf die Braut nicht früher vom Tische aufstehen, bevor nicht der Brautführer der Brautmutter verschiedene Forderungen erfüllt hat, und zwar begehrt sie unter anderem:

1) Ein Faß ohne Roaf (Ei),

2) Einen Hund, der bellt, aber nicht beißt (Flachsbreche),

3) Eine, die keiner net mag (Marzipanpuppe),

4) Ein Faß mit zweierlei Wein (Ei),

5) Obst, welches drei Jahre reift (Wachholderbeeren) usw.

Zuletzt muß der Brautführer der Braut eine „silberne Brücke“ bauen, d. h. er muß eine Reihe von Silbermünzen quer über den Tisch legen, über die dann die Braut hinwegschreitet.

Eine bis jetzt einzig dastehende Verflechtung von Volksrätseln mit einem Adventbrauch berichtet uns Geramb³⁾ von den „Aldklerumzügen“ aus dem Sarntal in Tirol, die in alten Lärmumzügen zur Vertreibung der Winterdämonen ihre Wurzel haben. Nachdem die beiden vermummten Gestalten, die offenbar die Dämonen darstellen sollten, das sogenannte „Aldkellied“ gesungen haben, das mit einer Bitte um Gaben schließt, öffnet sich ein Fenster und der Bauer stellt verschiedene Rätselsfragen an sie, z. B.:

1) Vgl. Bolte-Polivka I. 200.

2) Dehl, Hochzeitsbräuche S. 65; John, Westböhmen (2. Aufl.), S. 157.

3) Deutsches Brauchtum i. Esterr. S. 102.

„Klöckler, was habts denn ös im Summer getan,
daß ös im Winter müäßt lottern (betteln) gian?“

Worauf die Klöckler sofort antworten:

„Gschnittn, gmaht und Hacken tragen,
daß die Feirer (Faulenzer) eppas zum Eissen haben.“

Bauer: „Wann's ös so wizige Klöckler wöült sein,
so müäßt ös wohl wissen, wie viel Stern am Firmament oben
sein?“

Antwort: „D'fölm müäßt du den Luzifer fragn,
der is vom Himmel in d'Höll oid'n (hinab) gfaht (gefahren).“

Bauer: „Was für a Turm hat ka Spiß
und was für a Gaisl tragt ka Riß?“

Antwort: „Der babylonische Turm tragt ka Spiß
und a angmalns Gaisl tragt ka Riß“ usw.

Erst wenn sie diese Fragen beantwortet haben, dürfen sie die Gaben in Empfang nehmen.

Ob diese Rätselfragen ursprünglich zu dem Brauch gehört haben und in eine Reihe zu stellen sind mit dem alten Sagenmotiv, nach dem ein Geist (z. B. der Teufel) hingehalten wird, bis seine Zeit um und damit seine magische Kraft zu Ende ist (erster Morgenstrahl, erster Hahnenschrei, bis es eins schlägt), oder ob es sich nicht vielmehr um jüngere Einsprüche handelt, die bloß dazu dienen, die Erfüllung eines Begehrens hinzuhalten und hinauszuschieben, läßt sich kaum mehr entscheiden.

Das Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe

Von Dr. Karl Schneider

Im Nordosten Böhmens, zwischen der Reichsgrenze und dem tschechischen Sprachgebiet, das bei Neuwelt bis hart an diese herandrängt, mit der Elbe bis gegen Königinhof vordringt und gegen Eipel—Nachod wieder zurückspringt, liegt ein Teil des schlesischen Sudetendeutschtums. Seit mehr als 700 Jahren ist es an dieser Stelle in g l e i c h e m U m f a n g wie heute geschichtlich nachweisbar. Niemals ist es aus dieser Gegend verdrängt, nur etwas zurückgedrückt, so daß einzelne Flecken heute tschechisch reden, die noch vor 50 Jahren kaum anders denn deutsch angesprochen werden konnten.

Trotz seiner Abgeschlossenheit ist es keine Einheit. Seine Sprache ist nur im allgemeinen schlesisch. Zwischen den einzelnen Stadt- und Dorfgemeinden sind mundartliche Verschiedenheiten, die nicht erst dem Sprachkundigen auffallen. Vielfach sind landschaftliche Grundlagen dafür Ursache, zum ersten aber wohl seit dem Mittelalter stammende politische und Wirtschaftsunterschiede dafür die Grundlage.

All diesen rund 200.000 Schlesiern, ob sie Braunau, oder Arnau, Hohenelbe oder Königinhof, Rochlitz oder Starkstadt, Trautenau oder Schöcklar, Welelsdorf oder Pilsnau ihre Geburts- oder Heimatstadt nennen, ist das Riesengebirge mit der Schneekoppe das äußere Gemeinsame und von R ü b e z a h l spricht man auch heute noch, nicht

nur in den genannten Städten und Märkten, sondern auch in allen Dörfern dieses Gebietes.

So ist es kein Zufall, daß im Herzen des Riesengebirges, auf böhmischer Seite, in Hohenelbe am 13. Juni 1880 der deutsche Riesengebirgsverein gegründet wurde oder wie er sich vor 1918 nannte: der österreichische R. G. V., zum Unterschiede von dem reichsdeutschen, dessen Sitz Girschberg in Schlesien ist und der nur um ein geringes jünger ist als der Hohenelber.

In dieser ersten Zeit erfreute sich der R. G. V. im weitesten Umland besonderer Förderung. Mit der Zeit nahm die Anteilnahme ab, ohne daß er aber selbst Schaden litt und obwohl dadurch der kulturelle Zusammenhang der Deutschen Nordostböhmens unzweifelhaft gelockert wurde. Hat der Verein auch einen Hauptteil seiner Aufgaben, die Wanderfreude im weitesten Sinne des Wortes zu fördern, nur im Riesengebirge selbst bislang durchgeführt, so hat er sein kulturelles Ziel: Alles zu tun, was zur Erforschung und Erhaltung von Natur und Mensch nötig ist, zu vereinen, nicht aus dem Auge gelassen und mit entschiedener Tatkraft die ganzen Jahre seines Bestandes — 1930 sind es 50 Jahre — Natur und Geschichte, Land und Leute des gesamten deutschen Gebietes Nordostböhmens erforschen lassen.

Der Niederschlag dieser Arbeiten ist in zweifacher Weise zu erkennen: die Veröffentlichungen und das Museum.

Die ersteren sind wieder zu unterscheiden in gelegentliche Druckwerke, deren Herausgabe der Verein durch seinen Einfluß mittelbar förderte, und seine regelmäßig erscheinenden Zeitschriften, bzw. Jahrbücher. Besonders in den letzteren, von denen sich die erste Folge „Das Riesengebirge in Wort und Bild“ (1881—1898) nennt, und das „Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereines (Sitz Hohenelbe) 1912 ff., ist die Fülle landeskundlicher Forschungen über Nordostböhmern erkennbar. In der Zeit von 1899 bis 1911 galt der in Breslau herausgegebene „Wanderer im Riesengebirge“ als sein mit dem reichsdeutschen Vereine gemeinsames Blatt, obwohl er auf die Schriftleitung des „Wanderers“ keinen Einfluß nahm.

Die Bedeutung des Jahrbuches in den letzten Folgen drückt sich in dem steigenden Schriftentausch mit zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes immer deutlicher aus. Es ist das Quellenwerk für die ostböhmische Heimatsgeschichte geworden.

Sein Hauptwerk aber, dauernder als die Wege im Gebirge, ist das Museum (gegr. 1883). Damit ist der Verein der vornehmste und auch einzige Kulturträger einer neuen einzigartigen Bildungsstätte in Nordostböhmen geworden; ja, dadurch, daß er sein Museum von allem Beginn als Landschaftsmuseum anlegte, der Gründer des einzigen Museums dieser Art im gesamten schlesischen Siedlungsgebiete der heutigen Tschechoslowakei. Durch die weite Spanne seiner Sammeltätigkeit dient es allen, keinem zum Leide, allen zur Freude, dem gesamten Volke, steht allen zu Diensten und kennt keinen Unterschied, es ist so „Ausdruck echt demoetra-

tischen Geistes“ der Zeit, wie es Alfred Lichtwark, der Vorkämpfer auf dem Gebiete des Museumswesens, 1903 in Mannheim gefordert hatte.

In jüngster Zeit versucht man in nahen Orten „Heimatismuseen“ zu gründen; eine Erscheinung, die aus dem Geist der Zeit erklärlich ist und nicht nur in Nordostböhmen vorkommt. So löblich das Beginnen ist, — sobald dieses Streben über den engsten Begriff des Stadt- und Dorfmuseums hinausgeht, sind diese Gründungen aus mehr als einem Grunde abzulehnen und selbst P e f f l e r spricht in seinem trefflichen Werke über „Das Heimat-Museum“ von der „Gefahr der kleinsten Museen“ und fordert an deren Stelle das „Kreismuseum“.



Der Arnauer Heidenstein. Bei der Restaurierung des Kircheninnern zufällig ausgebeut. Kern J. sieht in dem Relief, das ungewisselhaft heimlichen Ursprungs ist, ein „Jüngstes Gericht“ oder eine „Auferstehung“, Feiertabend. Die Darstellung des Festes der Grundsteinlegung zur ersten Kapellengründung. Auch andere Deutungsversuche sind vorhanden. Die Polemik darüber in den Jahrb. d. d. R. G. B. 1922, 1924.

Daß hinter jedem Museum ein sicherer Mindestbetrag von Geldopfern und geistiger Kraft stehen muß, um wirken zu können, ist leider ein gern übersehener Umstand. Daß alle die kleinen und kleinsten Museen, oftmals aus einer plötzlichen Begeisterung heraus entstanden, leer stehen bleiben, ja bleiben müssen, daß durch sie nur eine Verzettlung der Objekte, nur ein stückhaftes Sein der Vergangenheit geboten wird, wird gerne absichtlich unbeachtet gelassen. Dieses Zerreißen und Zerstückeln der sichtbaren Vergangenheit einer Kulturgemeinschaft ist ein größerer Schaden für jetzt und später, als gar nichts aufstellen. Denn im letzteren Falle ist die Erweckung eines Stückes Kulturarbeit aus dem Schlafe immer noch öfter gegeben als ein späteres Zusammenlegen von kleinsten Museen zu einem größeren Ganzen.

Daß in einem geschichtlich und kulturell einheitlichen Gebiete, wie es Nordostböhmen ist, nur ein *Landchaftsmuseum* Bestand haben

kann, liegt nahe. Die Handvoll Städte, die sich an Einwohnerzahl mehr oder weniger gleich stehen, in geschichtlicher Vergangenheit nur ein gleiches gemeinsames Erleben kennen, in kultureller und geistiger Beziehung aus einem Stammesbewußtsein heraus geschaffen haben, zeigen keine Gegensätze. Die Natur zwingt ihnen, trotz gegebener Unterschiede, ein gleiches Arbeiten, Kämpfen, Ringen und Siegen, gleiche Kleidung, gleiches Geräte auf. Der Fortschritt von heute in dem einen Ort ist morgen bereits Erkenntnis der gesamten Gegend. Nur bewußtes Suchen nach Unterschieden mag Gegensätze und Abweichungen erkennen wollen.

Nur die geschichtliche Tatsache, daß hier weltlicher, dort geistlicher Herrenwille seiner Zeit den Stempel aufgedrückt hat, gibt Unterschiede, die aber weitaus weniger in landläufige Erscheinung treten als die Unterschiede der Mundarten.

Das alles sind Erkenntnisse, welche ein Besucher des Landschaftsmuseums bekommen kann, aber auch Dinge, die ihn die Geringsfügigkeit der Unterschiede wahrnehmen lassen und so zur gemeinsamen Linie führen, zum gemeinsamen Denken und Ziele bringen müßten. Denn nicht das Einzelne, sondern das Gemeinsame anstreben, ist Aufgabe der Gegenwart, ist Bildungszweck des Museums.

Nach diesen allgemeinen Gedanken, die nicht nur für Nordostböhmen ihre Geltung haben, sondern allgemeine Richtigkeit für sich in Anspruch nehmen wollen, insbesondere für die Sudetendeutschen, sei des Riesengebirgsmuseums innerer Aufbau gegeben.

Wie jedes Museum, das über ein gewisses Sammelgut herausgekommen ist, an Platzmangel leidet, so auch dieses. Was hier geboten wird, bezieht sich somit nicht nur auf die Schaustücke in den vorhandenen zehn Räumen, sondern auch auf die rückgestellten Stücke, die im Wechselverfahren gelegentlich im Vordergrunde stehen oder bei Sonderausstellungen hervorgekehrt werden.

Da steht vorab die Natur. Zwei Haupttypen müssen nach ihrem Aufbau beachtet werden: Die hohen Westsudeten in ihrer wechselvollen Geschichte und die niederen, eingegliederten Westsudeten mit ihrer nicht minder bunten Vergangenheit.

Die jeweilige wissenschaftliche Erkenntnis des Gebietes ist in einer nahezu vollständigen geologischen Kartensammlung niedergelegt. Karl v. Raumer's erstmalige geologische Karte des Riesengebirges und seines Umlandes (1819), wohl ein Unikum, eröffnet. Referstein ist vertreten und dann wieder die zweite große geologische Karte der gesamten schlesischen Gebirge, die G. Rose, J. Roth und Kunge 1867 im Maßstab 1:100.000 herausgaben. Um die gleiche Zeit untersuchte J. Jockel's das Gebiet. Seine Studien sind in der Karte der k. k. geol. Reichsanstalt in Wien gezeichnet worden, heute noch die grundlegenden Arbeiten diesseits der Landesgrenze. Neben ihnen reihen sich die neuesten Darstellungen Ostböhmens von Petraschek, Gürich, Berger, Lepsius u. a.

Neben diesen geologischen Karten liegen zur Hand die topographischen. Von den Faksimilekarten des N. Claudianus (1518)

die Fülle der Namen und Darstellungen bis zur Gegenwart. Besonders wertvoll erscheinen die Reliefs des Riesengebirges. Fünf Stück zählt das Museum. Das älteste reicht in das 18. Jahrhundert zurück und hat den Hohenelber Zimmermann Pantke zum Urheber. Es ist aus einem schweren Baustück herausgearbeitet. Trotz seiner Mängel im Einzelnen verrät es eine scharfe Naturerfassung, wie man sie für diese Zeit nicht erwarten würde. Es ist nicht nur ein geographisches Einzelstück für das



Des Arnauer Helbensteins andere Seite. Sie wurde 1926 durch Landeskonservator Dr. Kühn aufgedeckt. Die Darstellung des Christus (auf beiden Seiten des Steines eine Krönung, nicht Dornenkrone, — die Beine des Gekreuzigten nebeneinander) läßt das Alter des Steines als vor 1250 bestimmen. Beachtenswert bleiben die Wappentiere.

Riesengebirge, sondern wohl für ganz Mitteleuropa. Seine Größe (115 × 80 cm) läßt die Überhöhung nicht verschwinden, aber der Zimmermann wollte das „Riesengebirge“, die montes gigantes, in Erscheinung treten lassen. Zart und feinfühlig, ein echter Vertreter der kleinlichen Niedermeierzeit, ist das zweitälteste aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, dessen Hersteller unbekannt ist. Er arbeitet möglichst ohne allzu große Überhöhung. Die einzelnen Häuser der Dörfer und Städte, aber auch der Bauden sind aufgesetzt, nicht in heute üblicher Weise hingemalt. Wenig jünger ist ein drittes und viertes 1899 von G. Schneider — mit Unterstützung des KGB. gearbeitet —, bis endlich das jüngste

(1910) angereicht werden konnte. Die wissenschaftliche Untersuchung dieser Reliefs ist bislang noch nicht möglich gewesen. Sie gehört aber jedenfalls zu einer der anziehendsten, zumal so zahlreiche Versuche für das gleiche Gebirge seit dem 18. Jahrhundert vorliegen und kaum für ein anderes Gebirge Mitteleuropas hergestellt wurden.

Die malerische Erfassung des Gebirges und seines Vorlandes vom 18. Jahrhundert an wird später gegeben.

Neben der Karte und dem Relief ist es das Gestein. Daß die geologische Geschichte der Landschaft trotz der zahlreichen Einzeluntersuchungen noch nicht restlos aufgeschlossen ist, zeigen die jüngsten Arbeiten von C. Cloos und R. Schneider. Daß die geologische Geschichte viel verwickelter ist, als man es sich ehemals vorgestellt hat, ist wohl als erwiesen anzusehen. Welche Fülle von Schiefen, Graniten, Gneissen sich an dem Aufbau, im Gegensatz zur landläufigen Kenntnis, beteiligte, lehrt ein Blick in die Schaufästen. Sie verrät aber auch die reiche Vergangenheit des Vorlandes. Wald- und Wüstenzeit mit ihren seltsamen Pflanzen- und Tierresten kann man ebenso erkennen, wie die Uferregion in der Kreide. Karte, Modell und Bild gibt endlich eine Darstellung des Gebirges zur Eiszeit. Von den Erzstufen sei nicht gesprochen.

Von der reichen Fauna und Flora unterrichten Herbarien, Schaufstücke und Bilder in einem besonderen Zimmer. Mehr als einmal waren in- und ausländische Gelehrte zum Besuche, um hier ihre Studien auf diesem Gebiete zu ergänzen.

Das Volk. Die Volksmasse ist geschichtslos. Die immer weiter um sich greifende Familienforschung sucht auch dem einzelnen seine Vergangenheit zu schreiben. Wann sie auch Bauerngeschlechtern seine Ahnen wird geben können, steht dahin. Das Bauerngeschlecht schrieb seine Geschichte mit hölzernem und bald mit eisernem Griffel in die Erdschollen! Der Bauer steht auch im Ostlande kernig und stolz auf seinem Boden. Einzelne Gehöfte verraten seine Stärke einst und jetzt. Sie werden im Bilde zu fassen gesucht und im Modell. Sein Gut an Schüsseln und Tellern, an Krügen und Kleidung ist leichter zu erhalten. Es gab eine Zeit, in der man die Jahreszahl in die Schüssel einbrannte. In Arnau war der kunstreiche Löffler. Aus dem Jahre 1683, 1685, dann wieder 1735 und 1742 haben sich einige Stücke in die Gegenwart gerettet.

Leider hat sich bislang von dem Ackergeräte nichts erhalten, so daß man, zurzeit wenigstens, nichts Ähnliches aufstellen kann, wie es die schöne Sammlung in Klauenburg (Siebenbürgen) zeigt. Aber aus dem alten Klosterurbar zu Braunau stammen Zeichnungen, handgemalt. Sie lassen Pflug und Zeug erkennen und den Bauer in seiner bunten Tracht. So ist aus diesen Bildern die Möglichkeit gegeben, Modelle herstellen zu lassen. Aus den Bildern aber erkennt man, daß die bemalten „Krippenmannln“, die heute noch im Vorland geschnitten werden, ihre Farbentönung aus jener Zeit tragen.

Wenige Trachtenstücke sind in Ostböhmen erhalten. Sieht man von den Gold-, Silber- und Spitzenhauben der Frauen und Mädchen ab, die als schwäbisch, fränkisch und schlesisch zu bezeichnen sind, so ist seit Jahr-

zehnten die eigene Tracht so gut wie verschwunden. Die Ursache dafür liegt wohl in dem frühzeitigen regen Fremdenverkehr schon zu einer Zeit, wo man die Tracht noch nicht als etwas Besonderes pflegte, sondern vielmehr als einen Ballast ansah. Da man Tracht kaum anders, denn gesunkenes Kulturgut bezeichnen kann, durch Industrie, Verkehr und Handel die Mischung der Bevölkerung rascher erfolgt als anderweitig, so ist das bürgerliche Gewand zeitig ins Dorf gedrungen. Was daher an Trachtenstücken noch bewahrt werden konnte, hat insolgedessen höheres

Alter als ähnliches in anderen Gegenden, wo die eigene Kleidung noch bis zum heutigen Tag getragen wird.

Auf das Zunftgut, das im Riesengebirgsmuseum oftmals nur mit Eigentumswahrung hinterlegt wurde, einzugehen, ist nicht der Raum. Während die Akten (Ordnung, Lehrlings-, Gesellen- und Meisterbriefe, Listen, Geldgebarung, Arbeitsverträge u. a.) in dem Museumsarchiv aufbewahrt werden, haben die Schaukästen nur wenige Proben, um dafür andere Geräte aufzunehmen. Da liegt der grobe Kamm, Rasiermesser und Schere (alles Holz), mit dem der werdende Gefelle zum letztenmale im Übermut gepeinigt wurde. Da ist der Holzhammer, der an Stelle einer Glocke zur Ruhe bei offener Lade mahnte, da steht der

Truhens große Zahl, die den Reichtum der Zunft schon äußerlich erkennen läßt. Da die Schusterfugel, durch Raabe poetisch verklärt, da die Sigel, die Humpen und Zeller aus Zinn und Glas — im 18. Jahrhundert war im Riesengebirge die-Glas-macherei —, aus denen man beim Quartal aß und trank, bis man zum „Quartalsäuser“ gestempelt war. Da hängen ernst, feierlich die Fahnen, Totenbücher und -bilder, da das eigene memento mori der Nagelschmiede Hoheneibes.

„Herr, gib ihm die ewige Ruhe“ steht auf der einen Seite der eisernen Bier, auf der anderen „wenigstens Ihr meine Freunde“. Klingt in den Worten dem Unkundigen ein grimmiger Humor angesichts des Todes, so weiß der Volkskundler, daß ein tief religiöses Empfinden darin ver-



Memento mori, 18. Jh. Zur Gänze aus Holz. Die obersten Stücke sind handgemachte Nägel. Die Bandschnur ist beweglich.

borgen ist, das nicht nur die Kunst, sondern die Zeit kennzeichnet. Denn es ist der Spruch des Hiob, 19. Kap., 21. Vers. „Erbarmet Euch mein, erbarmet Euch mein, wenigstens Ihr meine Freunde.“

Diese religiöse Einstellung der Kunst ist kennzeichnend. War doch die Kunst neben den Baiernorden die organisierte weltliche Schutztruppe der Kirche. Nur wer vom Vater her katholisch, ehelich war, wurde als Lehrling in der Kunst aufgenommen und weitergeführt, nur er konnte in der Umstellungszeit (17./18. Jahrh.) die Ehrenstelle erhalten. Da aber jedes Handwerk seinen besonderen Schutzheiligen hat, so spielen auf den Fahnenbildern, den Fahnenstöcken, den Totenbildern, den Kunstbriefen alle möglichen Heiligen eine Rolle. Gern schlägt aber bei dem auf das malerisch-farbenfrohe eingestellten Schlesier die Natur durch. So malt der heimische Maler auf die Bergknappenfahne als Hintergrund zur Mutter Gottes das Riesengebirge mit seinen Wäldern und dem schneebedeckten Hauptücken.

Dieses religiöse Gefühl, das dem Schlesier als Grundzug seines Wesens liegt, ist vordem Mystik und Mythos. An die Mystik erinnern Geißeln, die nachgewiesenermaßen noch mit Ende des 18. Jahrhunderts benützt wurden oder der Arnauer Heidenstein, der in Gipsabguß-Auffstellung bekommen wird. Dieser „Heidenstein“, dessen Alter in das 13. Jahrhundert reicht, gehört zu den auffallendsten Dingen des gesamten deutschen Sudetentums. Er eröffnet die Reihe des Mystischen, das dem Schlesier eignet. Von hier beginnt die geschlossene Reihe dieses Mystizismus über die Geißler, Böhmisches Brüder, Wahrsäger und Propheten, bis herauf zu den Hellwiten und Spiritisten, die kaum in einer Gegend solche Verbreitung haben als im und um das Riesengebirge.

Damit ist das Geistesleben bereits gestreift. Die höchste Blüte bedeutet immer Kunst und Wissenschaft. Beides hat in Nordostböhmen nie allzu große Blüte oder Förderung bekommen. Ostböhmen war immer ein Gebiet der Arbeit. Seine Weben gingen bereits im 16. Jahrhundert durch Vermittlung des Handelshauses Batis und Peller in Nürnberg nach Italien und weiter. Diese Ausfuhr hat nie abgebrochen. Aus dem 18. Jahrhundert liegen Geschäftsbriefe vor, welche die Verbindungen nach Spanien und Indien aufdecken. Daß infolgedessen alles, was mit der Weberei zusammenhängt, fleißig zusammengetragen wurde, versteht sich von selbst. Daß auch der Glasmacherei nachgegangen wurde und wird und manch Stück namenlosen Künstlerums aufbewahrt werden kann, sei kurz berührt; Papier, Holz findet Beachtung. Da ist das Modell der alten „Kende“, die noch im vergangenen Jahrhundert in Oberhohenelbe war und die das gesamte Bau- und Schwemmholz aufzunehmen hatte, dort das, wie der Riesengebirgler das Holz im Winter zu Tal bringt, an dritter Stelle das eines Kohlenmeilers (im Aufbau, Durchriß und „brennend“). Dieses Gewerbe stirbt aus. So muß es wenigstens in dieser Form erhalten bleiben. Die Kunst im engeren Sinne ist mit wenigen Stücken barocker Kirchen-, weltlicher Möbelkunst und vor allem der freigeformten Plastik und Malerei vertreten.

Unter den Plastikern der Gegenwart wird neben den größten, wie Gegenbarth, Mehner auch Emil Schwanndtner genannt. Das R. G. M.

nennt ein eigenes Zimmer „Schwandtner-Zimmer“. Hier ist sein gesamter Totentanz (die einzige Stelle), hier seine berühmten Bauertypen, hier seine Tierplastiken. Marmor, fremder und heimischer, Holz und Gipsabguß, dienen als Stoff.

Besonderer Wert wird auf den Ausbau der Sammlung gelegt: das Riesengebirge in der Malerei. Das 18. Jahrhundert ist mit einer Reihe guter Kupferstiche vertreten. Das 19. Jahrhundert eröffnet mit Nachbildern von Kaspar David Friedrich, Ludwig Richter. Es zählt Reinhard, Balzer, Mattis von den älteren, um nur einige zu nennen. Von Mattis und insbesondere Ludwig Richter besitzt das Museum sogar die Platten seiner Riesengebirgsstiche, mit denen Herlosjohns bekanntes Werk geschmückt ist. Von den neueren und neuesten Malern seien nur angeführt: Linke, Morgenstern, Nitisch, Hendrich, Aust, Jwan, Fuchs, Prade, Partmann, Kostial, Trautmann, Wichmann, Frenzel, Arnold Busch, Karasch, neben vielen anderen. Von allen sind Proben. Dazu kommen noch die Maler, welche in Nordostböhmen geboren sind und daher hier mit Bildern vertreten sein sollen. So finden sich Steffen und Seifert, Seifert d. A. und d. J., nebst Seifert dem Neffen, Dlouhy und Hadel, Wiesner und Labus, Balzer und Kenz, Kostial und Karasch u. a.

Durch diese Bilderammlung über die ostböhmisches Landschaft ist ein Anfang gegeben zur Lösung der Frage nach dem Problem der Landschaftsmalerei insbesondere des Riesengebirges in der Malerei. Benno Dlouhy hat einmal das harte Urteil gefällt: „Neben wenigen bedeutenden Schöpfungen vom Beginn des vorigen Jahrhunderts haben wir nichts aufzuweisen, was infolge seiner außergewöhnlichen Größe und Stärke, seines tiefen Ernstes sich über zeitgenössische Kunst so hoch erheben würde, daß es wie ein leuchtendes Gestirn in die Ewigkeit hinauszuleuchten befähigt wäre.“ Mag das Urteil hart, berechtigt, ungerecht oder wie immer bezeichnet werden, eines ist sicher und äußerst reizvoll zu verfolgen, wie das gleiche Objekt von verschiedenen Künstlern verschieden aufgefaßt wird. Hat man alle nebeneinander, dann muß man sich aber doch wieder Dlouhy anschließen, denn das Schwere, Ernste, das Erhabene, die wuchtigen Steinmeere, die von ferne wie verloren hingelegten Knieholzbestände sind weder im gesamten noch im einzelnen aufgegriffen. Auch die harte, grelle Winterluft, die im besonderen auch zu erkennen ist, hat noch nicht ihre Meister gefunden.

Weider ist gerade für die zahlreichen Bilder kein genügend großer Raum und die meisten müssen rückgestellt werden, um Neuerwerbungen zu weichen oder wieder beim nächsten Wechsel hervorkommen.

Noch ist zweier Abteilungen des Museums kurz zu gedenken, des Archivs und der Bücherei. Von dem ersteren war gelegentlich oben die Rede. Es hat rund 1500 Zahlen, Ur- und Abschriften von Urkunden, welche sich alle auf Ostböhmen beziehen. „Heute bereits,“ schrieb R. W. Fischer, „bietet das Handschriftenarchiv eine reiche und wertvolle Fundquelle für die wissenschaftliche Erforschung des Heimatgebietes, hauptsächlich in wirtschaftlicher, politischer und allgemein kultureller Hinsicht. Neben herrlich bemalten und mit großen ehrwürdigen Siegeln versehenen Handschriften

sind einige besonders durch ihr Alter und durch ihren Inhalt ein kostbarer Besitz.“ Nicht minder bedeutend ist die Bücherei. Ihre Zahl ist zurzeit rund 2000 ein-, bzw. mehrbändiger Werke neben 102 Zeitschriften in oftmals langen Reihen der Bändezahl. Die Gesamtzahl ist auf über 5000 gestiegen. Ihren Hauptzweck sieht die Bücherei in der fast geschlossenen Reihe der Riesengebirgsliteratur von der ältesten bis zur neuesten Zeit. „Die heimatische Sagengestalt des Rübzahl wird z. B. in mehr als 50 Werken erläutert und erzählend dargestellt.“

Bücherei, Archiv und Museum bilden eine Einheit. Alle zusammen sind keine tote Masse. Jedes hat für sich Leben. Eines ergänzt das andere. Die Sammlungen, das Archiv und die Bücherei, in deren Verwaltung sich drei Kräfte teilen (der Museumsverwalter Dr. Karl Schneider, der Archiv- und Bücherwart Dr. Karl W. Fischer, der Abteilungsmitglied für Fauna und Flora Fachlehrer Stranz), werden zu wissenschaftlichen Aufträgen und Untersuchungen verwendet. Schon der eigentliche Gründer und erste Verwalter, Viktor v. Cypers, hat in diesem Sinne gearbeitet. Seine „Beiträge zur Kryptogamenflora des Riesengebirges und seines Vorlandes“ (Vhdlg. zool.-bot. G. Wien 1893, 96—98, zum letztenmale Votos 1927) waren der erste Auftakt. Wie schon einleitend bemerkt wurde, ist die Zeitschrift und seit 1912 das Jahrbuch des R. G. B. das Blatt, das für die Museumsarbeit in Frage kommt. „Ungefähr 70 streng wissenschaftliche untersuchende und schildernde Abhandlungen sind in dem seit 1912 erscheinenden Jahrbuche veröffentlicht, das besonders seit 1923 zu einer wissenschaftlich anerkannten Höhe emporstieg, so daß es heute zu den ersten wissenschaftlichen Zeitschriften Böhmens gezählt wird.“ Das Jahrbuch in seinem heutigen Gewand „ist der vollkommen gelungene Versuch, die



Blick auf die Truhenecke im Zunftzimmer. Die links an der Wand herabhängende Fahne ist die der Bergknappenjuni mit der Riesengebirgslandschaft, die baldachinartig aufgehängte der ehemaligen Weberjuni, die dritte die der Zimmerleute. Im Kasten Kaufmannsgerät, Werkzeug aus alten Stollen, im obersten das „alte Recht“. Darunter verstand man die bis 1848 verwendeten Prügelstöbe (3 Weid- ruten mit Ochsensehnen umwunden.)

70

Mittel eines Vereines unbeschadet der übrigen Vereinsausgaben, wie Wegerhaltung, Fremdenverkehr usw. in Geistiges von bleibendem Werte umzusetzen... Der Heimatforschung dient diese vorzügliche Veröffentlichung in wissenschaftlich bedeutender und den höchsten Zielen nachstrebender Weise.“ schreibt Knoll gelegentlich einer Besprechung in der „Heimat“ 1927.

Um das Museum und Jahrbuch hat sich ein kleiner Kreis wissenschaftlich strebsamer Männer zusammengefunden. Eine Arbeitsgemeinschaft ohne Satzungen und ähnliches. So ist der R. G. B. mit seinen Sammlungen ein geistiger Mittelpunkt für das deutsche Nordostböhmen. Er hat hier lange schon gearbeitet, ehe Heimatforschung als Wissenschaft anerkannt worden war. Er hat aus dem Kulturgut der Vergangenheit gerettet, was möglich war, er entreißt dem Verderben und erhält für die Heimat täglich, soweit seine Mittel reichen. Er hat zusammengetragen, wo anderweitig vernichtet wurde und muß daran denken, für seine Sammlungen einen großen Erweiterungsbau aufzuführen, um sie der Allgemeinheit besser dienstbar machen zu können. Mag sein Beginnen von der engeren und weiteren Heimat erst später richtig eingeschätzt werden, er arbeitet auf dem beidrittenen Wege, gehindert oder gefördert, ruhig weiter im Dienste des Volkes¹⁾.

Die Volkskunde bei den Tschechen und Slowaken

Von Dr. Gustav Jungbauer

(Fortsetzung)

Schon vom Anfang des 19. Jahrhunderts an waren auch Deutsche als Sammler und Herausgeber tschechischer Volksüberlieferungen tätig gewesen. W. A. Gerle brachte 1819 in seinen zwei Bänden „Volksmärchen der Böhmen“ fast nur tschechische, nach der Sitte der Zeit breit ausgeführte Märchen. Um die Mitte des Jahrhunderts setzte dann mit der neuerlichen Annäherung zwischen Deutschen und Tschechen eine noch stärkere Beachtung und Förderung der Tschechen auf literarischem und volkskundlichem Gebiete von deutscher Seite ein. Im Jahre 1845 erschien „Kreuz und Schwert“ von Hartmann, 1846 der „Lizka“ von Meißner, 1849 gab der aus Hohenfurt gebürtige Schriftsteller F. J. Proschko, Beamter der Polizeidirektion in Linz, eine Sammlung von Fabeln und Parabeln „Beuchtkäferchen“ mit einer gegenübergestellten tschechischen Übersetzung heraus, die Johann Kojian, Kanzlist bei derselben Direktion, verfaßt hatte. Mit der Hussitenzeit beschäftigte sich in einzelnen Werken auch Herloßsohn (1804—1849), dessen in Leipzig herausgegebene Zeitschrift

¹⁾ Zur Literatur:

Schneider Karl: Das Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe. In Schneider: Das Riesengeb. und f. Vorland. Ein Heimatbuch. Wien 1924. S. 104ff.

— Das Riesengebirgsmuseum. Der Wanderer im Riesengebirge. Breslau 1926.

Fischer R. W.: Die Bücherei des Riesengebirgsmuseums. Ostböhmische Heimat. 1927. 208ff.

„Der Komet“ (1830—1848) in tschechischen Kreisen ebenso beliebt war wie einzelne deutsche Prager Zeitschriften, so etwa das von F. A. Klar geleitete Jahrbuch „Vibussa“ (1842—1860), in welchem 1844 zum erstenmal die deutsche Übersetzung von Máchas Dichtung „Der Mai“ (1836) erschien. Manche Anregung vermittelten auch die Zeitschrift „Ost und West“ mit dem Beiblatt „Prag“, das „Panorama des Universums“ (1834—1848) und andere Zeitschriften und Kalender, welche allerlei volkstündliche Aufsätze brachten. Von Wenzig (1857) und von A. Waldau (1860) wurden tschechische Märchen in deutscher Übersetzung herausgegeben. Deutsches und tschechisches Gut berücksichtigte, ohne zu sondern, J. V. Grohmann in seinen Büchern „Sagen aus Böhmen“ (1863) und „Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren“ (1864). In der Vorrede des zweiten Werkes führt er als die wichtigsten tschechischen Quellen an: Krolmus, der als W. S. Sumlorf in den Jahren 1845, 1847 und 1851 die „Staročeské pověsti, zpěvy, slavnosti, hry, obyčeje a nápěvy“ in Prag erscheinen ließ und unter einem Wust von geschmacklosen, unwissenschaftlichen Erklärungen viel Brauchbares brachte, ferner die Jahrgänge 1846 und 1847 der Zeitschrift „Květy“ und im besondern die Museumszeitschrift „Časopis českého musea“ für Böhmen und für Mähren neben K u l d a, der die Märchen, den Aberglauben und die Gebräuche der mährischen Walachei behandelt hatte, die Zeitschrift „Hvězda“. Auch D. Freiherr von R e i n s b e r g - D ü r i n g s f e l d benützte zu seinem „Fest-Kalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens“ (Prag 1861) für das tschechische Gebiet besonders Krolmus und die erwähnte Museumszeitschrift, dann aber auch J. J. Š a n u š, „Bájeslovní kalendář slovanský“ (Prag 1860). Dieser „mythologische slawische Kalender“ verrät schon im Titel, daß die damalige volkstündliche Literatur der Tschechen die allgemeine Mode der mythologischen Ausdeutung aller Volksüberlieferungen mitmachte und daher nur mit Vorsicht benützt werden darf, was in gleichem Maße von den meisten deutschen Werken gilt, die daraus Stoff schöpften.

Mittlerweile hatte J. Jungmann (1773—1847) den tschechischen Wortschatz gesammelt, eine Arbeit, die später durch die Mundartforscher A. B. Sembera (1807—1882) und J. Jireček ihre Ergänzung fand, und die Grundlagen für die selbständige Entwicklung der tschechischen Dichtkunst geschaffen, diese vor allem aber auch durch seine Übersetzungen der deutschen Klassiker und besonders Goethes wesentlich gefördert. Die Arbeit Celakovskýs setzte der Dichter K. J. Erben (1811—1870) fort, der allerdings auch dem romantischen mythologisierenden Fahrwasser seiner Zeit nicht entrinnen konnte. Von 1842 bis 1845 gab er drei Bände Volkslieder heraus und ließ sie zwanzig Jahre später, bedeutend vermehrt, neuerdings in einem grundlegenden Werke erscheinen. Im gleichen Jahrzehnt hatte Zuccalmaglio unter dem Decknamen W. von Waldbrühl eine Sammlung russischer, polnischer und ukrainischer Volkslieder unter dem Titel „Slawische Balalajka“ (1843) herausgegeben. Mit ukrainischen Volksliedern, die für den östlichen Teil der heutigen Tschechoslowakei wichtig sind, hat sich in den fünfziger und sechziger

Jahren auch Fr. von Bodenstedt beschäftigt¹⁾. Erben selbst richtete seine Aufmerksamkeit auch auf andere Volksüberlieferungen und veröffentlichte 1865 „Hundert volkstümliche slawische Märchen und Sagen in ursprünglichen Dialekten“. Schon lange vorher hatte die zu Wien geborene Dichterin Božena Němcová (1820—1862), mit richtigem Namen Barbara Kemež, deren Vater Panfl ein Deutscher gewesen war, die „Nationalen Märchen und Sagen“ 1846/47 herausgegeben und 1846 in den „Bildern aus der Umgebung von Taus“ eine auch volkstümlich bemerkenswerte Schilderung von Land und Leuten jener Gegend gegeben. Für das deutsche Westböhmen bieten hierzu eine Ergänzung die verschiedenen Aufsätze des Neumarker Arztes L. Weisfel, deren gesammelte Ausgabe wir J. Blau verdanken²⁾. Weisfel hatte die Dichterin 1848 kennen gelernt, als ihr Mann, der Finanzkommissär Josef Kemež, von Taus nach Neumarkt versetzt worden war³⁾. Später (1857/58) gab Božena Němcová noch die Sammlung „Slowakische Märchen und Sagen“ heraus. Ihr prächtiger, anheimelnder Roman „Die Großmutter“ (Babička), 1855 erschienen, ist eine in die lebendigste Dichtung umgesetzte Volkskunde. Auch in dem ein Jahr später erschienenen Böhmerwaldroman „Das Gebirgsdorf“ (Pohorská vesnice) schildert sie das Landleben, das auch von anderen Dichtern gefeiert wurde, so besonders von V. Šalík in seinem Balladenbuch und in seinen Novellen und in der Folge von Ev. Čech in seinem idyllischen Epos „Im Schatten der Linde“⁴⁾.

Eine Sammlung tschechischer Volkslieder aus Mähren mit Singweisen hatte schon 1835 Fr. Sušil (1804—1868) herausgegeben, die er im Laufe der Jahre noch weiter ergänzte. Wie in Deutschland, so dauerte auch bei den Tschechen und Slowaken die unheilvolle Sucht lange an, alles und jedes in ein mythologisches Mäntelchen zu kleiden, die Volksüberlieferungen in phantastischer Weise auszudeuten. In Böhmen war neben Erben der Hauptvertreter dieser Richtung J. Šanuš (1812—1869), ferner P. Šobotka, der ein Werk über die Pflanzen in der slawischen Volksüberlieferung schrieb, in Mähren ist Fr. Bartoš (1837—1906) zu nennen, der sich als Sammler von Volksliedern und Volksbräuchen und als Mundartforscher besondere Verdienste erwarb. Namentlich in der Slowakei, wo P. Dobšinský (1828—1885) in diesem Sinne Lieder und Märchen sammelte und herausgab und W. Pauliny-Totk (1826—1877) eine slowakische Mythologie verfaßte, suchte man mit Hilfe der Volksüberlieferungen ganze ethisch-philosophische Systeme aufzubauen. Hier befaßte sich der Schöpfer der slowakischen Literatursprache Ľúdevit Štúr (1815—1856) eingehend mit der Volksdichtung der slawischen Völker. Sein Werk über die Volkslieder und Sagen der Slaven erschien 1853 in tschechischer Sprache. In dem gleichen Jahre erschien die schon 1848 fertiggestellte lyrisch-epische Dichtung „Der Detvan“ des Slowaken Šládkovič, eigent-

¹⁾ Vgl. J. Šorát, Příspěvky k dějinám českého národopisu (Národopisný věstník československý, 20. Band, 1927, S. 106f.).

²⁾ Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, 17. Band (Prag 1926).

³⁾ Vgl. ebd. S. 8ff.

⁴⁾ Über die Heimatdichtung der Tschechen vgl. J. Blau Landes- und Volkskunde S. 215ff.

sich Pragatoris (1820)—1872), die starken volksthundlichen Gehalt besitzt. An das heimische Volkslied schlossen sich ferner die slowakischen Dichter Čhalupka (1812—1883), Král (1822—1876) und Botto (1829—1881) enge an. Dasselbe ist der Fall bei tschechischen Dichtern. Namentlich K. Gavliček (1821—1856) kannte das slawische Volkslied und ahmte es nach, was noch stärker bei dem tschechischen Rückert A. Čejdud (1835—1923) zutrifft, während J. Neruda (1834—1891) kein engeres Verhältnis zum Volkslied hat. Der slowakischen Volksthunde kam die Förderung von Seite der 1862 gegründeten Matica Slovenská sehr zu statten. Dieser Verein wurde wohl 1875 von der ungarischen Regierung aufgelöst, doch ließ sich die volksthundliche Arbeit, getragen von einer starken nationalen Begeisterung, auf die Dauer nicht unterdrücken. Schon von 1880 an begann man mit der Sammlung und Herausgabe der Slovenské spevy, der slowakischen Volkslieder.

Mit den sechziger Jahren, mit der Moskauer Wallfahrt (1867), an der sich mit Palacký, Kieger, Erben u. a. auch der Maler Manes, der genaue Kenner der tschechischen und slowakischen Volksthunden, beteiligt hatte, und mit der Konstanzer Wallfahrt (1868), setzt überhaupt ein rascher Aufschwung nationaler und panslawistischer Tendenzen ein, was wieder zurückwirkt auf die Wissenschaft, zum Teil in förderlicher, aber auch in schädlicher Weise. Denn es machte sich bald eine chauvinistische Engherzigkeit breit und verhinderte das Aufkommen einer streng wissenschaftlichen Betrachtungsweise zu einer Zeit, wo die vergleichende Methode in Deutschland und anderen Ländern bereits festen Fuß gefaßt hatte. Wenn auch J. Gebauer (1837—1907), der Schöpfer der historischen Grammatik der tschechischen Sprache, in einzelnen dem Volksliede gewidmeten Aufsätzen sich der vergleichenden Methode bediente, was zum Teil schon B. B. Nebesky (1818—1882), aber ohne philologisch-kritische Gründlichkeit, in bezug auf Werke der alttschechischen Literatur getan hatte¹⁾, so bewies doch der Streit um die Königinhofer und Grünberger Handschrift, daß die wahre Wissenschaft sich nur schwer durchsetzen konnte. Gebauer hatte 1886 diese Handschriften als Fälschungen nachgewiesen. Aber erst nach hartem Kampfe, in dem ihm namentlich der in Göttingen als Schüler von Georg Waik mit der geschichtlichen Quellenkritik bekannt gewordene J. SOLL (geb. 1846) und der jetzige Präsident der Tschechoslowakischen Republik E. G. Masaryk (geb. 1850) zur Seite standen, siegte die wissenschaftliche Anschauung und damit schlug auch die Geburtsstunde der modernen tschechischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte²⁾. Zugleich aber befreite sich die Volksthunde von allem unwissenschaftlichen Beiwerk und betrat von nun an gesicherten Boden, auf dem sie sich in der Folge rasch entwickeln sollte, wobei die früher noch wenig bemerkbare Vorliebe für die sachliche Volksthunde mit der gleichzeitigen Veranstaltung von Ausstellungen und der Errichtung volksthundlicher Museen sich stärker ausdrückte und namhafte Ergebnisse zu Tage förderte.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Vgl. Jakubec u. Novák Geschichte der tschech. Lit. (2. Aufl.) S. 243.

²⁾ Vgl. ebd. S. 402 f.

Kleine Mitteilungen

Koß und Pferd

Die Sprachgeschichte weiß zu den beiden Wörtern Koß und Pferd folgendes zu sagen: Koß ist das gemeinermanische Wort; Pferd scheint fränkisch-sächsischen Ursprunges zu sein, entstanden etwa im 8. Jahrhundert aus dem frühmittel-lateinischen Mischwort *paraveredus*; dieses Wort ist zusammengesetzt aus dem griechischen Worte *para* (neben) und dem mittellateinischen Worte *veredus* (zu *feltis*; *reda*, Wagen), bedeutet also zunächst soviel wie Neben- oder Postpferd; ahd. lautet das Wort *parafrid* und seit dem 10. Jahrhundert verschoben *pherfrit*, mhd. dann *phär(i)d*. Im späteren Mittelalter stehen beide Wörter Koß und Pferd nebeneinander: Koß ist das Streitross, Pferd das Reit- oder Zugpferd. In der neueren Schriftsprache ist Koß auf die höhere Schreibweise beschränkt und wird als das edlere Wort empfunden. Oberdeutsch dagegen ist Koß das gewöhnliche Wort; sonst aber und in der Schriftsprache ist nur das Wort Pferd gebräuchlich.

Witten durch das nordbairische Sprachgebiet geht nun die Linie, die die beiden Wörter Koß und Pferd im Volksgebrauche scheidet. Die Böhmerwälder kennen nur ein *ros*, nördlich der Schwarzkoppe etwa in der egerländischen Aussprache ein *rues*. In der Gegend um Ronsperg ist *rues* noch allgemein, ebenso in der Waldgegend entlang der böhmisch-bairischen Grenze; doch kennt man in dieser Gegend nördlich der Schwarzkoppe schon das egerländische Wort *pfa*, wohl weil es Bauern und Viehhändler aus den nördlich angrenzenden Gegenden im Verkehr mit den Leuten anwenden, selber verwenden es die Leute in dieser Gegend aber nie. Nordwestlich einer Linie von Bischofteinitz über Weissenjulz gegen Pfraumberg ist das Wort *pfa* daheim und das Wort *rues* nur vom Hörensagen bekannt. Das egerländische Wort *pfa* geht zurück auf mhd. *pfār(i)d*, das wie alle Wörter mit dem sogenannten späteren Umlaut helles *a* im Dialekte zeigt.

Die Grenze *rues* / *pfa* könnte leicht von Dorf zu Dorf gezogen werden; wenn auch in einer Zone *rues* und *pfa* nebeneinander vorkommen, so ist doch das eine oder andere Wort bodenständig.

Budweis.

Dr. Rudolf Kubitschek.

Die Sage von der Entstehung der westböhmisches Heilquellen

In dem „Hausbuch sächsischer Mundartdichtung I. Die Volksdichtung“ (Verlag der Dürrschen Buchhandlung Leipzig, 1927) von Albert Zirkler wird die erwähnte Sage neuerdings abgedruckt und dazu auf S. 179 bemerkt: „Nach den Erzählungen eines alten egerländer Hirten von Dr. Jakob Lorenz, früherem praktischen Arzt zu Eger und Franzensbad, ausgezeichnet. Diese Volks Sage ist ein sehr gutes Beispiel heimatlicher, bodenständiger Dichtung. Entnommen der Sammlung von Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, Band 3, Seite 601ff.“ Zirkler ist entgangen, daß diese Sage schon längst als eine dichterische Erfindung Lorenz' nachgewiesen und daher auch von Heinrich Gradl nicht in sein Sagenbuch des Egerlandes (vgl. das Vorwort zur 1. Auflage) aufgenommen wurde.

Zu A. Stifters Erzählung „Der beschriebene Länning“

Im 8. Bande der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“ (Prag 1908, S. 44) wird als Quelle zu A. Stifters Erzählung die folgende Sage aus Pichlern, einem Dorfe bei Oberplan, angeführt. In dem zur Draxelmühle gehörenden Draxelhäusl, auch zum „Braunbart“ genannt, lebte einst ein bildsauberes Mädchen, die Braunbart Hanna (Johanna). Einmal arbeitete Hanna auf einem Acker neben der nach Oberplan führenden Straße. Da kam in einer prächtigen Kutsche ein reicher „Gawliet“ (Kavalier) angefahren. Als er das schöne Mädchen erblickte, stieg er vom Wagen und fragte, ob es ihn zum Manne haben wolle. Hanna beachte sich nicht lange, warf die Mistgabel, die sie gerade in Händen hielt, weg, sprang in die Kutsche hinein und fuhr mit dem Grafen davon.

In der „Bohemia“ vom 30. Dezember 1927 und in der Monatschrift „Waldheimat“ V. (Budweis 1928, S. 18) berichtet nun Franz Fischer, Bürgerschuldirektor i. R. in Oberplan, über den bei Uhligstal noch vorhandenen Überrest des beschriebenen Länning, den Oberforstkontrollor Christian Weiglein festgestellt hat, und weist außerdem nach, daß Stifter für die dunkeläugige Hanna seiner Erzählung ein tatsächliches Vorbild in der in Pichlern, in dem zur Gemeinde Oberplan gehörenden Hause Nr. 97, geborenen Johanna Schacherl hatte, die wegen ihrer Schönheit weithin bekannt war und 1828 im Alter von 21 Jahren den Landwirt Jacob Leuchtemüller in Gajles bei Malsching, Bezirk Hohenfurt, heiratete.

Der Leichenschmaus in Nieder-Gruppai

In diesem einzigen deutschen Pfarrdorf des Bezirkes Münchengrätz erfolgt vor dem Begräbnis eine Bewirtung im Trauerhaus und danach eine im Gasthaus. In der Bauernstube stehen um den noch offenen Sarg die Leidtragenden; Verwandte und Nachbarn befinden sich im „Stübel“ nebenan, andere Teilnehmer warten im Vorhaus und im Hofe. In der linken Stubenecke ist ein weißgedeckter Tisch mit Butter, Brot, Bierkrügen und Schnapsgläschen. Um diesen Tisch setzen sich der „Ranter“, die Säger und Musikanten, welche nach Absingen eines Grabliedes essen und trinken. Auch den übrigen Anwesenden wird Bier und Schnaps gereicht. Dann singt man ein zweites Grablied, worauf erst der Pfarrer erscheint, vor dessen Eintritt man alle Getränke wegräumt. Das Singen im Hause findet seit 1901, als der Oberlehrer Anton Mauder in den Ruhestand trat und kein „Ranter“ vorhanden war, nicht mehr statt.

Nach dem Begräbnis stellt sich der Hausvater oder sein Erbe vor der Kirchentür auf und ladet die Verwandten und einzelne Teilnehmer ins Wirtshaus ein, wo Bier, Kaffee, Brezeln, bei wohlhabenden Leuten auch Fleischspeisen und Wurst verabreicht werden. Im Jahre 1921 kam in einem Falle eine solche Bewirtung auf 1200 Ktsch. zu stehen.

Bodenbach,

Emil Mauder.

Die Staatsanstalt für das Volkslied

Im alten Österreich hatte das Ministerium für Kultus und Unterricht von 1904 an die Sammlung und Herausgabe der Volkslieder in die Hand genommen. In den einzelnen Ländern und für die einzelnen Völker wurden Arbeitsausschüsse eingesetzt. Solche bestanden von 1906 an für das deutsche Gebiet Böhmens mit Univ.-Prof. Dr. A. Hauffen, und Mährens und Schlesiens mit Prof. J. Göß als Vorsitzenden. Nach jahrelanger Sammeltätigkeit, bei der in Böhmen der von Hauffen seit 1894 im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst, Wissenschaft und Literatur zustande gebrachte Stoff bloß zu ergänzen war, sollte kurz vor dem Kriege mit der Herausgabe der einzelnen Bände begonnen werden. Der Zerfall der Monarchie unterbrach das Unternehmen. In Österreich findet es seine Fortsetzung in volkstümlichen „Kleinen Quellausgaben“, von welchen als erstes Bändchen die „Alten Lieder aus dem Jundviertel“ von Dr. E. Jungwirth, Professor in Rümerstadt (Mähren), 1925 erschienen sind, denen bald weitere Ausgaben folgten. Erst nach Beendigung dieser Arbeit ist eine große wissenschaftliche Quellausgabe geplant.

Viel früher und in anderer Art hatte die Tschechoslowakische Republik das übernommene Erbe weitergeführt. Schon im Jahre 1919 wurde vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag die ständige „Staatsanstalt für das Volkslied“ (Státní ústav pro lidovou píseň) errichtet, die zunächst nur für die Tschechen und Slowaken bestimmt war. Ein Hauptaufschuß unter Vorsitz des Univ.-Prof. Dr. J. Polívka übernahm die Oberleitung, dem zuerst bloß drei Ausschüsse für das slawische Volkslied in Böhmen (Prag), Mähren und Schlesien (Brünn) und in der Slowakei (Preßburg) unterstanden. Im Juli 1922 kam ein deutscher Arbeitsausschuß für das ganze Gebiet der Tschechoslowakei dazu.

zu dessen Vorsitzenden **G a u s s e n** ernannt wurde. Dieser setzte die Sammeltätigkeit in Böhmen, Mähren und Schlesien fort und begann sie neu in den Sprachinseln der Slowakei. Außerdem wurde der wertvolle Nachlaß des 1918 gestorbenen, hochverdienten Volksliedsammlers **J. Göz** von dessen Erben angekauft und im Volksliedarchiv des Ausschusses in den Räumen des „Seminars für deutsche Philologie“ der deutschen Universität untergebracht. Zugleich wurde mit der Herstellung der Ausgaben begonnen. Der erste Band, „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ von **G. Jungbauer**, mit 700 Liedern und über 3000 Vierzeilern lag bereits im Oktober 1924 druckfertig vor. Er umfaßt alle Volkslieder mit Ausnahme der geistlichen, geschichtlichen, Soldaten- und Kinderlieder, die in Sonderbänden für das ganze deutsche Gebiet erscheinen werden. Leider verzögerte sich die Drucklegung jahrelang. Erst in letzter Zeit wurden vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur Mittel hierfür bereitgestellt, so daß der Druck, gleichzeitig mit dem des ersten tschechischen Bandes (Mährische Volkslieder von dem bekannten Länddichter **Leos Janáček**), beginnen und die erste Lieferung im Laufe des Jahres 1928 erscheinen dürfte. Als weitere Bände sind in Aussicht genommen: 2. Deutsche Volkslieder aus der Slowakei; 3. Deutsche Volkslieder aus Mähren und Schlesien; 4. Geistliche Lieder. 5. Kinderlieder; 6. Geschichtliche Lieder und Soldatenlieder. In späteren Bänden wird auch die nichtgesungene Volksdichtung berücksichtigt werden.¹⁾

Das Volkslied ist in einem steten Wandel und Wechsel begriffen. Wer in seiner Heimat vor und nach dem Kriege Volkslieder gesammelt hat, wird diese Erscheinung bestätigen. Auch die neuen Staatsgrenzen machen sich beim Volkslied im deutschen Süden der Tschechoslowakei bereits bemerkbar, der mehr oder minder gegen Österreich und die Alpenländer, von wo immer wieder neuer Zustrom an Volksliedern kam, abgesperrt ist. Diese Absperrung ist aber andererseits auch von Vorteil für das sudeten-deutsche Volkslied, da sie ein Schwinden des Wiener Liedes zur Folge hat, das sich vor dem Kriege in einer Weise ausgebreitet hatte, die dem echten Volkslied leicht verhängnisvoll werden konnte.

Neben der Herausgabe des gesammelten Stoffes hat der deutsche Volksliedausschuß auch die Aufgabe, das Leben und die Entwicklung des sudeten-deutschen Volksliedes weiter zu verfolgen, die Sammeltätigkeit zu unterstützen und die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiete zu fördern. Unsere Zeitschrift wird über die Arbeiten des deutschen Ausschusses und der Staatsanstalt für das Volkslied regelmäßig berichten, Ratschläge und Anleitungen für die Aufzeichnung und Sammlung von Volksliedern und Singweisen geben, und einlaufende umfangreichere Sammlungen dem Ausschusse übergeben, der hierfür aus seinen Mitteln eine entsprechende Entschädigung leisten kann.

Dem deutschen Arbeitsausschusse gehören derzeit an: **Dr. A. Hauffen** als Vorsitzender, ferner **Dr. Josef Hanika** (Reichenberg), **Dr. J. Janiczek** (Dortmund), **Dr. G. Jungbauer**, **Dr. E. Jungwirth** (Römerstadt) und Kanzleidirektor **i. A. A. Kahlert**. In der Sitzung vom 5. Jänner d. J. erstattete **Hauffen** nach einem Nachruf auf **Dr. Heinrich Rietzsch**, der seit 1906 Mitglied des Ausschusses gewesen ist, einen eingehenden Tätigkeitsbericht über das Jahr 1927. Auf seinen Antrag wurde beschlossen, den Assistenten des Seminars für deutsche Philologie an der deutschen Universität in Prag, **Dr. Bruno Schier**, dem Ministerium zur Ernennung als Mitglied des Ausschusses vorzuschlagen. An der Jahresitzung der Staatsanstalt für das Volkslied am 7. Jänner d. J. nahmen **Hauffen** und **Jungbauer** als Vertreter des deutschen Ausschusses teil. Zu Beginn der Sitzung gedachte der Vorsitzende, **Dr. J. Poltosa**, der Verdienste des verstorbenen Mitgliedes **Dr. H. Rietzsch**, worauf der Geschäftsführer, **Dr. J. Horák**, nach Verlesung der Protokolle der letzten Jahresversammlung und der späteren Sitzungen den Einlauf vorlegte und über die Tätigkeit des Hauptausschusses im Jahre 1927 berichtete. Wegen Beteiligung der Staatsanstalt an der Brünner Ausstellung wurde beschlossen, die Vorarbeiten dem tschechischen Ausschusse für Mähren und Schlesien in Brünn zu übertragen. An dem Kongreß für Volkskunst in Prag im Oktober 1928 beteiligt

¹⁾ Vgl. **G. Jungbauer**, Dreißig Jahre Volksliedarbeit. (Heimatbildung VII. Reichsburg 1926, z. 176 ff.)

sich die Anstalt mit Vorträgen der Mitglieder Dr. J. Jafubec (tschechisch) und Dr. G. Jungbauer (deutsch). Betreffs Verwendung der zur Drucklegung der Volksliedlände vorhandenen Mittel wurde vereinbart, stets zwei Drittel der Summe für einen slawischen Band und ein Drittel für einen deutschen Band zur Verfügung zu stellen. Mit der Überwachung des Druckes wurde Dr. J. Nejedlý betraut. Bei den Berichten der einzelnen Ausschüsse hob Hauffen in seinem Bericht besonders hervor, daß es Prof. Dr. Hans Klein gelungen ist, die altertümlichen Singweisen zu den Weihnachtspielen in Oberufer bei Preßburg aufzuzeichnen und Lichtbildaufnahmen der Spieler in ihrer Originaltracht zu machen.

Umfragen

11. Wo ist das Wort *Veunde* oder *Peunt* (mhd. *biunte*, *biunde*) gebräuchlich? Wird damit ein eingezäuntes Grundstück oder auch eine größere Fläche, bzw. ein ganzer Ortsteil bezeichnet?

12. Wo ist für das bekannte Schlag- und Brettspiel der Kinder der auf das tschechische *spáček* (Star, Spielflößchen) zurückgehende Ausdruck *Patschfern* (Böhmerwald), *Patschfen* (Falkenauer Gebiet), *Patschek* oder *Spáček* (Teplice), *Porschek* (Sachsen) u. a. daheim, wo eine deutsche Bezeichnung, z. B. *Froschtreiben*?

13. Wer kennt das folgende *Scherzrätsel*? „Welches ist das nützlichste Tier? Die Geiß, Sie gibt Milch, macht Kaffeebohnen und, wenn du sie in den Schweiß zwickst, macht sie einen Zucker. Da hast du den ganzen Kaffee beisammen und kaunst dir die Hörndln einbrocken!“

14. In Nordböhmen (Rumburg, Warnsdorf) glaubt man in städtisch-bürgerlichen Kreisen, daß ein Kind besonders schön wird, wenn die Mutter während der Schwangerschaft viele Orangen isst. Wo herrscht derselbe Glaube und seit wann?

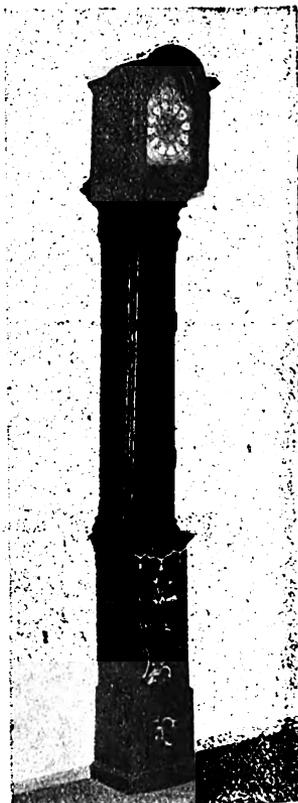
15. Wann wird im Brauchtum eine *Zitrone*¹⁾ verwendet und was geschieht mit ihr darnach? (Bei der Laufe, Hochzeit, beim Kirmesanz, beim Begräbnis).

16. Wo besteht im Faschingsbrauch eine Beziehung zum *Flachs*, dessen Wachstum z. B. durch hohes Springen und Tanzen befördert werden soll?

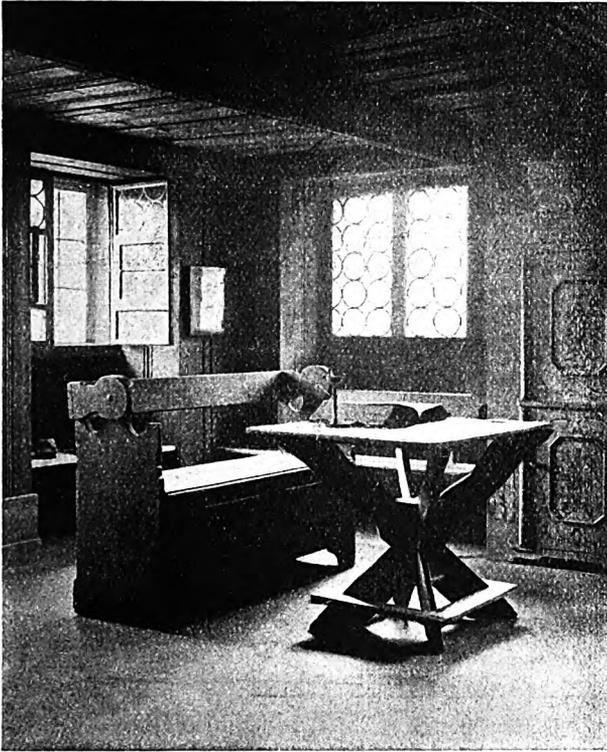
17. Womit schmückt man das *Pferdegeschirr* (Kummet)? Wie begründet man das Anbringen von Dachsfellstücken und roten Wollflecken?

18. Wo gibt es *Standuhren* in geschnitztem oder bemaltem Kasten? Vgl. die nebenstehende Abbildung einer Standuhr aus dem Riesengebirge (18. Jahrhundert).

19. Wo gibt es auf sudetendeutschem Boden im Westen von *Bieltz* außer im *Kuhländchen* und in der Gegend von *Währ.-Weißkirchen* (vgl. *Karpathenland* I. S. 42ff.) noch *Achteckneuen*?



¹⁾ Über die *übelabmehrende* und *gütdbringende* Zitrone vgl. *ZfSt.* XIV. (1904) S. 198 ff.



20. Wo wird noch die Siedel als Bettbank oder als Sitztruhe (vgl. die abgebildete mit Klapplehne aus dem Museum in Gera) verwendet?¹⁾

Antworten

(Einlauf bis 15. Feber)

2. Umfrage. In Nieder-Gruppen, Ober- und Nieder-Rositz und Jesowei bei Weißwasser (Bez. Mönchengrätz) wird noch heute vor dem Einzug in einen Neubau ein Huhn geschlachtet und durch die offene Haustür in das Vorhaus geworfen. Geschieht dies nicht, so stirbt bald jemand aus der Familie (Bürger-schuldirektor C. Mauder, Bodenbach). Beim Einzug in ein neues Haus schlachtet man darin einen Hahn, damit er der erste Tote ist (Prof. R. Turba, Aich). In Spandorf bei Aussig gibt man vor dem Einzug für die erste Nacht ein Lebewesen in den Neubau, wenn es auch nur ein Kanarienvogel ist, weil man glaubt, daß das erste Wesen, welches die erste Nacht im neugebauten Hause schlafend verbringt, auch zuerst sterben muß (Prof. Dr. F. J. Umlauf, Aussig).

3. Umfrage. In der Gegend von Falkenau a. G. fand das Hexenaustreiben am Vorabend des Walpurgistages (1. Mai) noch vor Jahrzehnten statt und wird gegenwärtig noch hie und da als Kinderbrauch geübt. Vor den Höfen und an Dorfplätze knallten Männer und Burschen mit langen Peitschen bis tief in die Nacht hinein, was gewöhnlich am frühen Morgen des Walpurgistages wiederholt wurde. Haus und Stall schützte man auch durch Rasenstücke, die man am Vorabend von den Wiesen holte und vor die Türe legte, oder durch Birkenreiser, die man auf den Düngerhaufen vor dem Hause steckte (Lehrer W. Peter, Königsworthe).

¹⁾ Beide Bilder sind dem Werk „Deutsche Volkskunst“ (Band Schlesien und Thüringen), Delphin-Verlag in München, entnommen (s. Besprechung im 1. Heft).

Nordwestlich von Jglau, im sogen. böhmischen Gütl (Deutsch-Giechhübl, Raunef, Weissenstein, Jrschings, Altenberg, Ebersdorf), ist ebenfalls am letzten April das Hexenverbrennen üblich, bei dem gekerkerte Wesen, Wagenschmierfässer und auch Holzstöße angezündet und unter Lärm, manchmal auch unter Peitschengeknall, verbrannt werden (Sekretär G. Nerad, Prag).

4. Umfrage. In den Bezirken Freiwalddau, Jägerndorf und Troppau (Schlesien) und Neutitschein (Mähren) fand das Fischen gegen Ende des Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren verstärkte Verbreitung, wozu auch Artur Dinters Buch „Die Sünde wider den Geist“ beigetragen hat (Postassistent D. Hanel, Altrothwasser). Auch auf dem übrigen sudetendeutschen Gebiet, besonders in Nordböhmen, erfreute sich der Spiritismus um diese Zeit erhöhter Beliebtheit.

5. Umfrage. Ein Bild der hl. Kummernis befindet sich in einer Steinkapelle bei Frankstadt an der Straße von Mähr.-Schönberg nach Rabenseifen (Prof. Dr. R. Gadwich, Karlsbad), ein Ölbild besitzt die Pfarrkirche (Holzkirche) in Christofgrund bei Reichenberg (Herrschaftsbesitzer Franz Clam Gallas, Friedland i. B.). Eine von Lehrer F. Walter stammende und von Fachlehrer A. König, beide in Reichenberg, eingesandte Sichtbilddaufnahme erscheint in einer der nächsten Folgen unserer Zeitschrift.

7. Umfrage. Der Brauch ist noch weit verbreitet, in dem deutschen Gebiet um Prachatitz, wo die „Totensuppe“ (Totensupp'n) für die Verwandten, Träger und Prangerinnen (Ehrenjungfrauen) im Gasthaus stattfindet, aber auch in den tschechischen Nachbardörfern (Oberlehrer F. Meisinger, Frauental), in der Tepl-Plauer Gegend, wo sich die Bewirtung auf die Verwandten beschränkt, die im Gasthaus Bier erhalten (H. Turba, Utsch), in den deutschen Dörfern bei Weißwasser, Bezirk Münchengrätz (G. Mauder, Bodenbach; s. Kleine Mitteilungen), im Bezirke Rönnerstadt i. M., wo das „Leichenaessen“ (Braten, Kuchen u. a., Kaffee und Bier) teils im Trauerhaus, teils im Gasthaus stattfindet und die Träger besonders bewirtet werden (Lehrer J. Bernard, Nieder-Mohrau), in der Jglauer Sprachinsel, wo die Teilnehmer am Begräbnis von den Leidtragenden in das Gasthaus zum „Leidvertrinken“ eingeladen werden (G. Nerad, Prag, der mit Recht darauf hinweist, daß diese Bewirtung, die zum Teil auch eine Entlohnung für den Pfarrer und Lehrer darstellt, in Bezug auf Teilnehmer aus weit entfernten Orten ganz am Platze ist und in solchen Fällen nicht als Unsitte bezeichnet werden kann, zumal nicht selten das Testament genaue Verfügungen enthält), in Schlesien im Bezirke Freudenthal, wo z. B. bei einem Begräbnis in Klein-Mohrau die Leidtragenden, die Veteranen und die Feuerwehrlente je ein Faß Bier erhielten (Oberstl. d. R. Mit. Kollinger, Prag), dann in den Bezirken Jägerndorf, wo der Leichentrunk auch „Totenhochzeit“ heißt, Freiwalddau und Troppau, ferner um Neutitschein i. M. (D. Hanel, Altrothwasser, der aus seiner Kindheit berichtet, daß bei einer solchen Totenhochzeit der Mann der eben begrabenen Frau mit den Trauergästen sang und der Sohn den Gesang auf einer Ziehharmonika begleitete).

8. Umfrage. Die Luze hat in Nieder-Gruppai, wo sie früher Seelenloch, hieß, noch heute ihre alte Bedeutung. Ist sie zufällig mit Heu oder Stroh verstopft, so irrt nach dem Volksglauben die Seele oft noch tagelang im Hause herum und „tut äßtn“, d. h. gibt „Anzeichen“. Dann muß man sie durch das offene Fenster aus der Stube entlassen, wozu eine geweihte Kerze angezündet und gebetet wird (G. Mauder, Bodenbach). In den ältesten (hölzernen) Häusern von Frauental bei Prachatitz findet sich die Luze des Heubodens noch auf der Siebelseite oberhalb der Fenster, aber es weiß niemand ihren Zweck anzugeben (F. Meisinger).

9. Umfrage. Der Name Haus für Hausflur ist im ganzen Gebiet üblich, im Böhmerwald (A. Klement, Mistholz, F. Meisinger), im Tepler Hochland (H. Turba, Utsch), im Bezirk Falkenau a. G. (W. Peter, Königswert), im Bezirke Luffig (v. J. Umlauf, Luffig, in der Gegend von Reichenberg (A. König, Reichenberg), im Jirschberg (G. Dreßler, Binai), in der Jglauer Sprachinsel, wo wie in Schlesien im „Haus“ fast immer der „Olmar“ (Miser) genannte Speiseschrank steht (G. Nerad, Prag), in der Wischauer Sprachinsel (J. Bernard, Nieder-Mohrau) und im Gebiet von Freiwalddau und Jägerndorf (D. Hanel, Altrothwasser).

Besprechungen

Sudetendeutsche Handbücher

Friř Machařek, Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Mit 17 Tafeln und 42 Figuren im Text. (Bibliothek länderkundlicher Handbücher, herausgegeben von Prof. Dr. A. Penck). Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart 1927. Preis Mk. 30.—, geb. Mk. 32.50.

Zwei Deutschmähren verdanken wir grundlegende Werke über die Tschechoslowakische Republik. Neben das staatswissenschaftliche Handbuch „Die Tschechoslowakei“ (Wien 1925) von Hugo Haßinger tritt nun die Landeskunde von Machařek. Darin wird vor allem der auch in der Tschechoslowakei sichtbare Gegensatz zwischen dem fortgeschrittenen, stark industrialisierten Westen und dem kulturell rückständigen, überwiegend von Urproduktion lebenden und vielfach an Osteuropa gemahnenden Osten behandelt. Aber auch die Wechselbeziehungen zwischen der Natur und Landschaft und der menschlichen Siedlung und Wirtschaft werden eingehend erörtert, so daß das Werk keineswegs eine trodene-geologisch-geographische Beschreibung, sondern eine auch die wirtschafts-geographischen und ethnographischen Verhältnisse immer wieder berücksichtigende, lebendig geschriebene, dabei stets gründliche und wissenschaftliche Landeskunde im wahrsten Sinne des Wortes darstellt, deren Wert durch die geschickt ausgewählten, trefflichen Abbildungen noch erhöht wird. Endlich muß als geradezu unentbehrlich für jede wissenschaftliche Forschung im allgemeinen und für die sudetendeutsche Volkskunde im besonderen das fast lückenlose Verzeichnis der gesamten einschlägigen Literatur (S. 397—426) bezeichnet werden.

J. Blau, Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik. Mit 5 Karten und 45 Bildern und Zeichnungen. Zweite vermehrte Auflage. Verlag Paul Soller's Nachf., Reichenberg. Preis Rtsch. 86.70.

In dieser fast 400 Seiten umfassenden Staatskunde wird nicht das Erdkundliche, sondern das Volkskundliche in den Vordergrund gestellt. Nach allgemeinen Abschnitten über die Lage und Grenzen, die Entstehung, die Erwerbungen und Abtretungen, den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl, die Volkszugehörigkeit und die religiösen Verhältnisse, dann über die landschaftliche Gliederung wird zunächst ausführlich die Volkskunde der Deutschen behandelt. Hierbei ergab sich die stammheitliche Gliederung als die natürlichste. Von den Mittelbayern, den Nordbayern, den Obersachsen und den Schlesiern wird das Wesentlichste über die Mundart, die Mundartdichtung, die Volksüberlieferungen, die Volkstracht, über Hof und Haus, über Volksbräuche und die wichtigsten Siedlungen berichtet. Besondere Abschnitte handeln über die Deutschen in der Slowakei und Karpathenrußland, ferner über das deutsche Schrifttum vom Mittelalter bis zur Gegenwart und über die deutsche Kunst. An zweiter Stelle werden die Tschechen, ihre Sprache, ihre Volksüberlieferungen, ihre Volksorganisation, ihre wichtigsten Siedlungen, ihr Schrifttum und ihre Kunst behandelt, ferner in der gleichen Gliederung die Slowaken, die Ukrainer, die Magyaren und in Kürze auch die Juden, Polen, Rumänen und Zigeuner. Hierauf folgen Abschnitte über das Wirtschaftsleben und Bildungswesen. Eine Übersicht über die Bürgerkunde schließt den Band ab.

Das Werk ist eine einzig dastehende Leistung, es wird, von Auflage zu Auflage verbessert und vermehrt, sicher bald zu einem Handbuch werden, das jedem Amt, jeder Schule, jeder Bücherei, aber auch jedem Geschäftsmann und jedem einzelnen Menschen, der sich über die Tschechoslowakei näher unterrichten will, unentbehrlich ist. Es ist ihm vor allem auch im Ausland möglichst große Verbreitung zu wünschen, da es auszeichnet geeignet ist, besonders über das Deutschtum der Republik aufzuklären. Und im Inlande fällt dem Buche schon dadurch, daß es das Volkskundliche an die erste Stelle setzt, eine große Aufgabe zu. Es bahnt das gegenseitige Kennenlernen an und bereitet so Grundlagen für die Zukunft vor. Daher sagt auch der Verfasser im Vorwort: „Der Volkskunde fallen im allgemeinen

die wichtigsten und tiefsten Fragen zur Beantwortung zu, die uns der letzte Krieg und nach ihm die Gegenwart gestellt hat; sie allein ist als die Naturgeschichte der Menschen, die den Staat bilden und sonach als grundlegendes Element sachlichen Denkens in stände, das gegenseitige Verstehen, Bescheiden, Achten und Vertragen und damit die friedliche Zusammenarbeit der Völker eines solchen mehrvölkischen Staates, wie ihn die Tschechoslowakische Republik vorstellt, zu erzielen."

G. Hadina und W. Müller-Rüdersdorf, Großböhmerland. Mit Zeichnungen von J. Pfeifer-Fried und Irene Schams. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig 1923. Preis Mk. 5.50.

In diesem Zusammenhang muß auch auf dieses Buch verwiesen werden, das bisher noch wenig Verbreitung auf sudetendeutschem Gebiete gefunden hat. Es ergänzt die besprochenen Landes- und Volkstunten in der Weise, daß es Proben aus geschichtlichen, heimat- und volkstümlichen Schriften und aus der sudetendeutschen Dichtung bietet. Diesem volkstümlichen sudetendeutschen Lesebuch wäre eine baldige Neuauflage zu wünschen. Hierbei könnte auch das Ruhländchen und das Deutchtum der Karpathenländer berücksichtigt werden, an Stelle des wenig befriedigenden Aufsatzes über A. Stifter ein besserer treten, bei Auschnitten aus Büchern — der aus Schramek, Das Böhmerwaldbauernhaus, behandelt „Die ersten Ansiedlungen des Böhmerwaldes“ ganz ungenügend — vorsichtiger vorgegangen werden und hier und da eine erklärende oder verbessernde Anmerkung eingefügt werden, z. B. bei den Proben aus der wohl anziehend geschriebenen, aber veralteten Schrift von R. Pröll „Vergessene deutsche Brüder“. Ferner gäbe es für die Auschnitte aus den teilweise oberflächlichen Büchern von J. Wendel genügend anderen Ersatz aus gründlicheren Werken. Endlich müßte neben Wajtk, Hohlbaum, Strobl, Hadina u. a. unter den sudetendeutschen Dichtern der Gegenwart doch auch G. Reutelt durch Proben vertreten sein.

Sudetendeutsche Mundarten

R. Kubitschek, Die Mundarten des Böhmerwaldes. Verlag Carl Maasch's Buchhandlung A. G. Bayer in Wilsen, 1927. Preis geheftet 17 Ktsch.

Kubitschek hat den Stoff zu dem vorliegenden Werke in zehnjähriger, fleißiger Arbeit gesammelt. Das Hauptgewicht wird auf die Lautgeschichte der haupttonigen Silben gelegt, bei den Selbstlauten wird von den mittelhochdeutschen, bei den Mitlauten, deren Lautstand nicht so mannigfaltig ist, von den germanischen Lautverhältnissen ausgegangen. Die Verbreitung einiger, oft gebrauchter Wörter wird landschaftlich abgegrenzt und immer wieder wird darauf Rücksicht genommen, daß auch andere Erscheinungen der Volkstunde (Volkstichtung, Sitte und Brauch, Hausbau, Dorfform u. a.) mit der Verbreitung bestimmter Mundarten zusammenfallen. Im besonderen werden die Ursachen für die Verschiedenheit der Mundarten (natürliche und politische Grenzen, Herrschaftsgrenzen, kirchliche Grenzen), die Zusammenhänge zwischen der Mundart und der Besiedlung (Alt- und Neukolonisation) und die gegenseitigen Beziehungen der benachbarten Untermundarten besprochen. Kubitschek teilt die Mundarten des behandelten Gebietes in die des unteren Waldes oder Unterlandes, etwa von der Moldaulinie zwischen Hohenfurt und Krummau bis gegen Wallen reichend, die des mittleren Waldes bis gegen Eisenstein reichend, die beide zum Mittel- oder Donaubayrischen gehören, und die des oberen Waldes, in der Gegend des oberen Angeltales, dem Gebiete der Furth-Neumarker Seite und des Umkreises der Schwarzkoppe, die man im allgemeinen schon zum Nordbayrischen zählt, die aber Kubitschek wegen des starken altbayrischen Einschlages als südböhmische oder südegerländische von der reinen Egerlandmundart scheidet. Diese drei Hauptmundarten werden mit allen ihren Untermundarten an der Hand der beigegebenen übersichtlichen Karte eingehend behandelt, ihre lautlichen Eigentümlichkeiten und ihr hohentändiger Wortschatz werden erörtert und erklärt, wobei stets die wichtigsten Zusammenhänge mit der Siedlungsgeschichte dargelegt werden. Angeschlossen sind sorgfältig ausgewählte Dialekt-

proben, die wie alle Beispiele in streng phonetischer Schreibung wiedergegeben sind. Diese verlässliche Gesamtübersicht über die Mundarten des Böhmerwaldes bietet die geeignete Grundlage für weitere Einzeluntersuchungen.

R. W e n i s c h, Beiträge zur Heimatforschung Nordwestböhmens. I. Band. Wortschatzsammlung der nordwestböhmisches Mundart und Übergangssprache. Komotau 1926. (Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Zweigstelle Komotau.)

Diese umfangreiche Sammlung bietet den 1. Teil eines Werkes über die nordwestböhmisches Mundart, womit die im Gebiete Brüx-Raaden-Komotau-Boderlam-Saaz heimische Übergangsmundart vom Nordgaulischen zum Obersächsischen bezeichnet wird. Wenisch hat den Stoff in eine sachliche, bildliche, grammatische und syntaktische Gruppe gegliedert. Nur die erste Gruppe fand in dem Buche Platz, von den anderen sind bloß kurze Proben mitgeteilt. Wenn auch die wissenschaftliche Frauchbarkeit des Bandes, der in 24 Abschnitten rund 35.000 Ausdrücke verzeichnet, darunter leidet, daß nähere Angaben über die Herkunft, den Geltungsbereich, die lautliche Form u. a. wegen Raum mangels nicht aufgenommen werden konnten, so behält das Werk doch seine dauernde Bedeutung als bisher größte Wortschatzsammlung auf sudetendeutschem Boden. Darüber hinaus bringt es den Weisheitschatz des Volkes in zahllosen ernstern und heiteren Sprichwörtern, Redensarten und Redewendungen und gewährt so dem volkskundlichen Forscher einen tiefen Einblick in das Leben, Denken und Fühlen des nordwestböhmisches Volksstammes, den sprachschöpferische Kraft, Freude an dichterischen Bildern und schlagfertiger Witze auszeichnen.

Anton K a h l e r, Ollerhands Gedechtklan on Geschechtlan ei braunschauer Bauer sprooche. Verlag „Deutscher Bote“ in Braunau i. B., 1927. Preis 11 Ktsch., geb. 14 Ktsch.

In der stattlichen Reihe sudetendeutscher Mundartdichter nimmt A. Kahler, als Vertreter der schlesischen Mundart Ostböhmens, seit langem einen Ehrenplatz ein. Er ist gegenüber dem Erzgebirgler Günther mehr Epiker als Lyriker. Tiefe Empfindung, warme Liebe zur Heimat und zum Volke, reifer Lebensernst, vor allem aber ein schalkhafter Humor sprechen auch aus dieser Sammlung, die urwüchsige, unverschämte Mundart und nicht die bei manchen Mundartdichtern unangenehm auffällende, selbst gebrauchte Mischung von Mundart und Schriftsprache darbietet. Die behandelten Stoffe sind unmittelbar aus dem Volksleben genommen und anschaulich gestaltet, was namentlich von den in Hexametern geschriebenen Schwänken vom „Garibaldi“ gilt, einer Volksgestalt aus Weckersdorf, dem Geburtsort des Dichters. Die sorgfältigen Erklärungen und Anmerkungen ermöglichen auch jedem Nichtkenner der schlesischen Mundart den Genuß des köstlichen Buches, dem ein ausführlicher Anhang zur Erläuterung der Mundart beigegeben ist.

Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege

H. G o t h r i n g. Die ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in den deutschen Landgemeinden Böhmens. Prag 1927. Verlag des Bundes der deutschen Landjugend in Saaz. Preis 4 Ktsch.

Unter Benützung des Fragebogens von H. Sohrey hat der Zentralverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften Böhmens bereits 1913 bei den deutschen Raiffeisenkassen in Böhmen Erhebungen über die ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege durchgeführt. Das Ergebnis hat Dr. Lambert Nagel in einer Schrift verarbeitet, die von Dr. Moriz Weden mit einem Aufsatz „Das Arbeitsgebiet der ländlichen Wohlfahrtspflege“ eingeleitet wurde. Mit Unterstützung des genannten Zentralverbandes hat nun der Bund der deutschen Landjugend im Jahre 1924 neuerliche Erhebungen durch seine Ortsgruppen und durch verschiedene landwirtschaftliche Vereine angestellt. Die eingelaufenen 264 Antworten faßt die vorliegende Schrift geschickt zusammen.

Vom volkskundlichen Standpunkt ist namentlich der Abschnitt „Heimatkunde und Heimatpflege“ wichtig. Danach ergeben sich für das deutsche Gebiet Böhmens die folgenden Feststellungen: Die alte Volkstracht ist nur noch vereinzelt erhalten, die Schaffung einer neuen Volkstracht ist mit Schwierigkeiten verbunden. Wert und Bedeutung der Erzeugnisse alter Volkskunst werden erst in allerneuester Zeit erkannt, man beginnt sie dort, wo Museen bestehen, grundsätzlich diesen zuzuführen, z. B. dem Böhmerwaldmuseum in Oberplan. Dem Bestreben, das Bauerhaus in seiner landschaftlich und wirtschaftlich bedingten Eigenart zu erhalten, stehen manche, zum Teil mit dem kulturellen und technischen Fortschritt zusammenhängende Umstände entgegen; zudem fehlt es auf dem Lande gewöhnlich an entsprechenden Beratungsstellen, was sich auch betreffs der Erhaltung von Bau- und Naturdenkmälern, bei Aufstellung von Kriegerdenkmälern, Friedhofskreuzen u. a. bemerkbar macht. Volksfeste und Bräuche beginnt man hier und da neu zu beleben, doch wird mitunter noch zu viel Gewicht auf Außerlichkeiten gelegt; an Stelle der in manchen Gegenden noch bestehenden Rodengänge und Spinnstuben sind teilweise Jugendabende und Heimabende getreten, bei welchen auch das Volkslied neben volkstümlichen Liedern Pflege findet. Fast ganz vernachlässigt wird die Instrumentalmusik, für die allerdings besondere Vorbedingungen notwendig sind. Sagen erzählt man nur mehr selten, dagegen sucht die Landjugend, die keinen modernen Schieße- oder Wackeltanz auffommen läßt, alte Volkstänze neu einzuführen. In dem Abschnitt „Das Verhältnis zwischen Stadt und Land“ wird endlich die Entfremdung zwischen Stadt und Land behandelt, zu deren Beseitigung das gegenseitige Kennenlernen der Arbeit empfohlen wird. Beträübend ist die Tatsache, daß die vom Lande stammenden, deutschen Studenten sich viel weniger um das Landvolk kümmern als die tschechischen, die in Prag ihr eigenes Heim und ihre Vereinnung haben, in der sie für die Arbeit im Landvolke geschult werden. Eine Besserung dieser Verhältnisse würde auch für die sudetendeutsche Volkskunde einen großen Gewinn bedeuten.

Zur Volkskunde der Karpathendeutschen

Dr. J. Hanika, Hochzeitsgebräuche der Krennitzer Sprachinsel. (4. Heft der Forschungen zur Sudetendeutschen Heimatkunde, herausgegeben von E. Gierach.) Verlag Gebrüder Stiepel, Reichenberg, 1927. Preis 30 Ktzch.

Hanika legt mit diesem von der „Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung“ in Reichenberg herausgegebenen Werke das Ergebnis mehrjähriger, gründlicher Sammelarbeit auf bisher fast gar nicht erforschtem Neulande vor. In der Einleitung behandelt er die Siedlungsgeschichte, die ethnographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Krennitzer Sprachinsel, sowie die vorwiegend schlesische Mundart, die nur in Einzelheiten (in den Dualen es und enk, im Wortschatz, z. B. Irten, Poschadessen = Bescheidessen u. a.) bairischen Einschlag zeigt. Dann folgt die Darstellung einer wichtigen Voraussetzung für den Hochzeitsbrauch, der Einrichtung der Burjshengemeinde, der auch Mädchengemeinden zur Seite stehen, wobei das an Stelle des Schlagens mit der Rute, namentlich bei den Slawen, getretene Begießen der Mädchen mit Wasser am Ostermontag, zum Teil auch das Britschen am Osterdienstag zu bloßem Scherzbrauch gewordene Formen alten Heil- und Fruchtbarkeitszaubers sind (vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 3, 155). Nach einer allgemeinen Einführung und Erklärung, die von einer gründlichen Beherrschung der einschlägigen Literatur mit Einschluß der slawischen und magyarischen zeugt und Einzelheiten, z. B. die Rolle des Fürsprechers, die Hochzeitsreden u. a. entwicklungs geschichtlich verfolgt, wird kurz die Zeit vor der Ehe und ihr Brauchtum, z. B. Eheorafel, besprochen, worauf die Hochzeitsbräuche selbst geschildert werden, zunächst wie sie früher in Kriederhau bestanden, dann wie sie in dem gleichen Orte und in anderen Dörfern gegenwärtig üblich sind. Damit wird der häufige Fehler vermieden, daß altes und neues Brauchtum ohne zeitliche Sichtung und Sonderung kritiklos durch-

einander gemengt wird. Eine auch sonst belegte Eigenart war, daß früher in Krickerhäu alle Paare des Jahres in der Woche vor dem Aschermittwoch auf einmal getraut wurden. Daneben finden sich aber auch heute noch manche Züge uralten Brauchtums, z. B. daß in Neuhäu die Braut dem Bräutigam die mit der Schürze verhäulte Hand reicht, daß man beim Hochzeitsmahl nur Holz- und Tongeschirr verwendet, daß in Deutsch-Bittta der Braut beim Häuben der Zopf abgeschnitten wird u. a. Den Hochzeitsreden fehlt gegenüber den im deutschen Gebiet Böhmens, Mährens und Schlesiens gebräuchlichen gewöhnlich der Keim. Sie zeigen außerdem einen engen Anschluß an die Bibel, aus der ganze Erzählungen genommen sind, die erst in neuerer Zeit Kürzungen erfuhren. Dies weist auf ihr hohes Alter und die wahrscheinliche Herkunft aus Hochzeitspredigten und -reden des 16. und 17. Jahrhunderts hin, auf die Hanika aufmerksam macht. Das mit einer Reihe von Lichtbildaufnahmen des Verfassers geschmückte Buch, dem die Singweisen der Hochzeitslieder, das Sachverzeichnis und eine Karte beigegeben sind, wird sicher zur Erhaltung des alten Brauchtums in der Sprachinsel und so zur Stärkung des dortigen Deutschtums beitragen.

Karpatenland. Vierteljahresschrift für Geschichte, Volkskunde und Kultur der Deutschen in den nördlichen Karpatenländern, Herausgegeben von E. Gierach. Geleitet von J. Hanika und Fr. Repp. Reichenberg, 1926. Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung. Preis jährlich 15 Křk.

Das mit einer Karte der deutschen Siedlungen in der Slowakei versehene erste Heft bringt zunächst einen Aufsatz von R. Ebert über „Die deutschen Siedlungen in der Slowakei“, worin die geographischen Voraussetzungen behandelt werden, dann einen Beitrag von E. Gierach, der alles Bekannte über die älteste Geschichte der Karpatenländer zusammenfaßt und vor allem über König Wannius, den ersten deutschen Fürsten Ungarns berichtet, ferner eine Abhandlung von Dr. E. Samwarz, der sich neuerdings mit dem Namen Preßburg beschäftigt und die Ableitung von dem Personennamen Präslav vertritt, während Dr. Kiewehr u. a. die von Brencislav vorziehen, endlich im Anschluß an das in magyarischer Sprache geschriebene Buch von Viktor Brudner über die Reformation und Gegenreformation in der Zips eine Darstellung dieser bewegten Zeit von J. Kirnbauer. Nach diesen Beiträgen folgen rein volkswundliche, zunächst einer über Volksrätsel von J. Hanika, der im Allgemeinen über den Gegenstand handelt, im besonderen auf die Beziehungen zwischen dem deutschen, tschechischen, slowakischen und magyarischen Rätsel eingeht und die bereits in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde (II. S. 404) veröffentlichten Rätsel aus der Kremnitzer Sprachinsel nochmals mitteilt. Hanika berichtet ferner über die noch nicht näher erforschten Steinwälle am Pulnsberge (= Burgsberg) bei Drechslerhäu. Mit den Achteckseunen in der Umgebung von Bielitz beschäftigt sich ein Aufsatz von W. Ruhn, einen jedes zweite Jahr am Pfingstmontag von der Burschenschaft von Oberufer bei Preßburg begangenen Brauch, das Pflugaufhängen, das zu den Fruchtbarkeit und Ergen für Flur und Mensch bezweckenden Frühlingsbräuchen gehört, schildert S. Klein. Eine kurze Übersicht über Bücher und Zeitschriften schließt das Heft ab. Es versteht sich von selbst, daß diese Vierteljahresschrift, die immer wieder auf die vergessenen Deutschen der Westkarpatenländer aufmerksam macht und die Verbindung mit ihnen aufrecht erhält, tatkräftigste Unterstützung verdient.

Dr. R. Friedmann, Die Gabaner in der Slowakei. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXXII. 1927, S. 45—55).

Der Aufsatz unterrichtet über die heutigen Verhältnisse der nördlich von Preßburg in Sobotisch und Groß-Schützen (Velki Lévary) lebenden, früher durch ihre keramischen Erzeugnisse weithin bekannten Gabaner, die ein kümmerlicher, katholisch gewordener und slowakisierter Rest der aus Mähren stammenden deutschen Wiederkäufer des 16. Jahrhunderts sind. Spuren des einstigen Kommunismus lassen sich noch heute feststellen. Ebenso haben die Gabaner bis heute ihren Sinn für Ordnung und Reinlichkeit bewahrt, was vor allem ihre Häuser und Wohnungen beweisen.

Eine vorbildliche Volkstunde

Volkstunde Rheinischer Landschaften. Herausgegeben von Dr. Adam Wrede. Bisher erschienen: A. Wrede, Eifeler Volkstunde, 1924; A. Becker, Pfälzer Volkstunde, 1925; W. Diener, Hunsrücker Volkstunde, 1925; N. For, Saarländische Volkstunde, 1927. Verlag Fritz Klopp, Bonn. Preis des 1. Bandes Mk. 6.—, der übrigen je Mk. 8.50 (alle gebunden).

Es ist wohl verständlich, daß das hart mitgenommene Rheinland zuerst von allen deutschen Ländern daran gegangen ist, in einzelnen Bänden das Volkstum und die Volkstunde seiner Landschaften zu behandeln. Denn diese sollen nicht allein der Wissenschaft dienen, sondern auch die Erkenntnis des Deutschtums vertiefen, die Heimatliebe und den Heimatstolz fördern und heben. Nach dem großzügigen Plane von A. Wrede, dem Verfasser der in der Buchreihe „Deutsche Stämme, deutsche Lande“ erschienenen „Rheinischen Volkstunde“, die so eine weitgehende Vervielfältigung erfährt, sind als weitere Bände vorgesehen eine Nieder-rheinische, Jülicher, Moselländische, Rheinheffische, Rheingauer, Westerwälder, Bergische und Siegerländer Volkstunde, außerdem noch eine Aachener und Kölner Volkstunde, welche sich hauptsächlich mit der städtisch-bürgerlichen Volkstunde älterer Zeit befassen werden.

In jedem der mit vorzüglichen Abbildungen auf Tafeln und im Text geschmückten Bände werden nach einer geographischen Abgrenzung des Gebietes und einer geschichtlichen Einführung die Siedlungs- und Ortsnamenfunde, Dorf und Haus, Tracht und Kleidung, Volkschlag und Volksart, Volkssprache und Volksdichtung, Glaube und Brauch eingehend behandelt; ein umfangreicher und sorgfältig gearbeiteter Anhang bringt die Quellen und Anmerkungen — mit diesen meist noch wichtige Ergänzungen — und das unentbehrliche Verzeichnis der Stichwörter. Durchwegs werden alle Quellen der Vergangenheit herangezogen, so daß sich ein lebendiges Bild der Entwicklung jeder Landschaft und ihrer Bevölkerung von der ältesten Zeit an ergibt, auf der sich dann die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse aufbaut. Dabei wird stets das Wesen und die Art des Volksstammes aus den geographischen, geschichtlichen, politischen, sozialen und religiösen Voraussetzungen heraus zu erfassen gesucht. Wrede betont in der „Eifeler Volkstunde“, daß die in Romanen und Novellen, z. B. auch Klara Wiebigs, eingeflochtenen Darstellungen des Volkslebens meist irreführende Übertreibungen, teilweise sogar Zerrbilder sind, eine Tatsache, die auch in anderen Landschaften gilt und mehr beachtet werden sollte. Während die wortkarge und zurückhaltende Bevölkerung der Eifel seit vielen Jahrhunderten grundentrossen und grundverwachsen ist, war die Pfalz, wie Becker in gediegenen Ausführungen darlegt, seit je ein Durchzugsland und ist so besonders geeignet zum Studium von Rassenkreuzungen. Den Pfälzer kennzeichnet eine große Beweglichkeit und schmiegsame Anpassungsfähigkeit, wobei allerdings dem leichtblütigen Vorderpfälzer der schlichtere, schwerfälligere Westriechter gegenübersteht. Wie Wrede und Becker geht auch Diener auf die geschichtliche Formung des Volkscharakters ein und findet vor allem darin, daß der Hunsrück lange Zeit hindurch ein politisch zerplittertes Gebiet war und in religiöser Beziehung noch immer ist, den Ausgangspunkt zur Kennzeichnung des Volkschlages, dessen Eigenart aber auch durch die Bodenbeschaffenheit bedingt ist. Die Rauheit des Klimas und des wenig ertraglichen Bodens schuf hier ernste und zähe Menschen. Das Saarland wieder zerfällt, wie For ausführlich, seit je in zwei politisch, siedlungsgeschichtlich und sprachlich von einander verschiedene Teile. Auf der einen Seite steht der regsame und schlagfertige rheinfränkische Saarländer, auf der anderen der ruhige und bedächtige Moselranke. In diesem umfangreichen Band ist besonders gründlich und anregend der Abschnitt über „Kirchentum und Volksglaube“ geschrieben, der eine Fülle von bisher unbekanntem Stoff darbietet, Einzelnes, z. B. die Geschichte des hl. Kodes von Trier, erschöpfend behandelt

und zum Teil durch allgemein gehaltene Erörterungen grundlegender Fragen und Begriffe über den Rahmen der engeren Saarländischen Volkskunde weit hinausgeht.

Sonstiges

Deutsche Volkheit. Verlag E. Diederichs, Jena. Preis eines jeden Bandes 2 Mk., in Ganzleinen 2.80 Mk.

Über diese vorzügliche Sammlung urteilt unser Landsmann, der Königsberger Germanist J. Nader: „Es ist eine Einführung in das geschichtlich bezeugte deutsche Wesen, wie das deutsche Schrifttum es noch nicht hatte.“ Nun liegt bereits ein halbes Hundert der nett ausgestatteten Bände vor, die im allgemeinen in zwei Hauptgruppen zerfallen: Mythos in erweitertem Sinne (Germanische Urzeit, Sagen und Dichtungen, Märchen und Schwänke, germanisches Christentum, Volksbücher und Erzählungen, Volksglaube und Volksbrauch, Volkslieder und Volksspiele), also mehr oder minder Volkskunde, und Geschichte (Perioden und Zeitwenden, das alte Kaisertum, der deutsche Mensch, Städte und Kulturleben, deutsche Stämme in ihrer Geschichte, neues Werden).

Von den früher erschienenen Bänden, die keine Lesebücher, sondern Lebensbücher sind und zur Vertiefung unseres Volkstums beitragen sollen, sind als wichtig für uns Sudetendeutsche zu nennen: F. Sieber, Wendische Sagen, W. G. Peuckert, Sagen vom Berggeist Rübezahl, und vor allem H. Wasklik, Stülzel, der Kobold des Böhmerwaldes (1926). Von anderen Bänden ist besonders H. Marzell, Die Pflanzen im deutschen Volksleben (1925) zu empfehlen, der Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Blumen, Beeren, Pilze u. a. in ihrem Verhältnis zum Aberglauben, zur Volksmedizin und zum Brauchtum sachkundig behandelt und mit dem Leser einen lehrreichen Gang durch den Bauerngarten macht. Von den 1927 erschienenen Bänden bringt „Deutsches Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen“ von Yulu von Strauß und Torney viele Beiträge zur Volkskunde des Mittelalters. Von alten Sagen geht O. K. Müller in dem Band „Die Wartburg“ aus, deren Bedeutung für das deutsche Geistesleben dargelegt wird. Die Persönlichkeit des großen Feldherrn rückt uns A. Weise in dem Band „Kund um Wallenstein“ näher, der, wie alle anderen Bände der Sammlung, mit vielen Bildern, meist nach alten Kupfern, versehen ist, z. B. Wallensteins Sänfte, das Wallenstein-Palais in Prag, die Ermordung Wallensteins in Eger u. a. vorführt. Verwandt mit den Gedankengängen unseres Beitrages über A. Stifters Bauerntum ist die Arbeit von H. Haß über „Bismarck, Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur“, die beweist, wie tief der große Staatsmann im bäuerlichen Denken verwurzelt war, wie sich bei ihm aristokratisches Empfinden mit naturhaft-ländlichem verband. Es klingt ganz nach Stifter, wenn Bismarck etwa sagt: „Im Walde fühle ich mich niemals vereinsamt.“

G. Steinhäusen, Germanische Kultur in der Urzeit. 4. Auflage. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1927. Nr. 1005 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Preis 3 Mk.

Entsprechend den neuesten Ergebnissen der Bodenforschung, wie auch der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und philologischen Forschung, ist diese Neuauflage wesentlich umgearbeitet worden. Die zahlreichen Quellen- und Literaturangaben, sowie das beigegebene Register machen das gediegene Buch besonders handlich und brauchbar. Es bietet auch dem Volkskundler viel, namentlich in den Abschnitten „Der germanische Volkscharakter, religiöses und geistiges Leben, soziale Zustände, äußere Lebensverhältnisse“, wobei auch immer wieder deutlich wird, wie die Ergebnisse der volkskundlichen Forschung andere Wissenschaften wesentlich zu fördern imstande sind.

Hans F. R. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 12. wesentlich umgearbeitete Auflage. Mit 28 Karten und 526 Abbildungen. Verlag J. F. Lehmann, München 1928. Preis Mk. 12, geb. Mk. 14.

Die auch auf sudetendeutschem Boden nahezu ein wahres Volksbuch gewordene *Rassenkunde* erfuhrt in dieser Auflage eine grundlegende Umgestaltung, hauptsächlich veranlaßt durch das Erscheinen des ganz neue Voraussetzungen schaffenden Wertes „Die hellfarbigen Rassen“ (1924) von Fritz *Pauler*, an der deutschen Universität in Prag. Dessen als die Fortsetzung der altsteinzeitlichen Rasse von *Crö-magnon* beschriebene „dalische Rasse“, mit der sich nach *Paudler* auch die Forscher *Hentschel* und *Kern* befaßt haben, hat nun als „sälische Rasse“ ihren festen Platz in dem Buche gefunden. Neu behandelt wird ferner die noch etwas fragliche, von *Reche* als „sudetisch“ bezeichnete Rasse. Neu ist auch, daß in der Beurteilung der ostlichen Rasse ein gemäßigerer Standpunkt eingenommen wird. Endlich wurden Abschnitte über die Zusammenhänge zwischen Rasse und Konstitution, über die Blutgruppenforschung und andere Fragen eingefügt; die Zahl der Bilder wurde um rund hundert vermehrt. Wegen der vielen Zusätze mußte der frühere Anhangsabschnitt „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ wegfallen, der nun als eigenes Buch erscheinen wird.

Auf Seite 451 wird das deutsche Gebiet der *Tschechoslowakei* mit dem Wort „Deutschböhmen“ bezeichnet, was zur Vermeidung irriger Vorstellungen in der nächsten Auflage zu ändern wäre. Betreffs des *Böhmerwaldes* ist zu bemerken, daß er entschieden mehr *dinarisch* als *ostrassisch* ist. Betreffs des *Egerlandes* steht mit Recht ein Fragezeichen in dem Satz: „Als vorwiegend (?) *norddrassisch* fällt das ganze *Gertal* auf mit Ausnahme des untersten *Egerlaufs*.“ Auf *sudetendeutschem* Boden müßten im übrigen erst *volkstündliche* Forschungen mit besonderer Heranziehung der *Siedlungsgeschichte* und der *Familien- und Namenforschung* genauere Grundlagen zur Bestimmung der Rassen liefern. Daß die *Tschechen* durch ihr besonders dunkles Haar auffallen, ist für die *Wegenwart* zu bestreiten.

Hans Nikolaus Mang, *Der Philosoph von Schneizked*. Mit 45 Bildern des Verfassers. *Delphin-Verlag München*, 1927. Preis 4 Mk., Pappband 6 Mk., Ganzleinenband 7 Mk.

Mitunter kann die *Volkskunde* auch aus den Werken jener Dichter und Schriftsteller manches lernen, die ein offenes Auge für alle Licht- und Schattenseiten des Volkslebens haben und es verstehen, ein wahrheitsgetreues Bild der wirklichen Verhältnisse zu geben. Rundweg abzulehnen ist alles, was auf eine offensichtliche Verhöhnung des *Landvolkes* ausgeht, was böshafte *Karikatur* und dumme *Selbstüberhebung* ist, mag sie in noch so geistreicher und wichtiger Form gehalten sein. Eine erfreuliche Ausnahme ist der angeführte *humoristische Roman*, der ein *bairisches Dorf* in typischen, vom Verfasser auch in köstlichen Bildern festgehaltenen Gestalten vorführt. Den Mittelpunkt bildet der *Dorflump Pauli Winkelweiner* mit seiner überlegenen Lebensweisheit, daneben stehen der *Dorfpfarrer*, der *Lehrer*, der *Schmied*, *Wirt*, *Bader* und *Polizist*, dann das *Postfräulein* und allerlei böse *Weißbilder*, endlich die *Schar der Sommerfrischler*. Der Reiz des Buches wird durch die nahezu in reiner *Mundart* geschriebene *Sprache* erhöht.

Franz Mahler, *Winterernte*. Blätter aus dem *Tagebuch* eines *Landwirts*. *Verlag Moldavia, Budweis*, 1928. Preis gebunden 28 Ktsch.

Dieses vom Verlag in gefälliger Weise ausgestattete *Gedichtbuch* bringt vorwiegend *Sedankenlyrik* von einer überraschend tiefen *Empfindung* und einem geradezu *zauberhaften Wohlklang*. Am gelungensten sind jene *Dichtungen*, welche *Maher* aus seinem innersten Erlebnis als *Bauer* heraus gestaltet.

Zur Beachtung!

Neuen *Abnehmern* der *Zeitschrift* wird das erste *Heft* nachgeliefert. Alle *Hefte* der *Zeitschrift* werden nach *Jahresschluß* auch in einem *dauerhaften Einband* erhältlich sein; *Vorbestellungen* auf diese *Buchausgabe*, die in keiner *sudetendeutschen Bucherei* fehlen sollte, können schon jetzt erfolgen. *Bezieher*, welche eine *gestempelte Quittung* über den *entrichteten Bezugspreis* benötigen, erhalten eine solche bei einem *entsprechenden Vermerk* am *Erlagschein* ohne weitere *Aufforderung* zugesandt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. *Gustav Jungbauer*, *Prag XII, Bocelova 10*.
Druck von *Heinr. Merck Sohn* in *Prag*. — *Zeitungsmarken* bewilligt durch die *Post- und Telegraphendirektion* in *Prag*. *Erlaß Nr. 1806—VII—1928*.

Gudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Boceloba 10

1. Jahrgang 1928

3. Heft

Das deutsche Bergmannslied in der Slowakei

Von Edith Lange

Aus den vergilbten Blättern der Berglieder-Sammlungen weht uns der Geist einer längst verschwundenen, kaum mehr verständlichen Zeit an. Da klingt die Zufriedenheit, Arbeitsfreude und auch Ausgelassenheit des gut bezahlten und daher sorgenlosen Bergmannes vergangener Jahrhunderte heraus. Da herrscht aber auch noch Frömmigkeit und gläubiges Gottvertrauen. Wie sieht dagegen ein Bergmann unserer Tage aus? Das zur Arbeitsmaschine gewordene Opfer des modernen Kapitalismus, der bleiche Hauer, der mit dem Schicksal unzufrieden ist und mit Gott und der ganzen Welt hadert, wird zum Singen und Dichten weder Muße noch Lust haben. Und so ist mit dem frohen, alten Bergmannsinn im allgemeinen auch das Bergmannslied verloren gegangen.

In der Slowakei verhinderte die Entdeutschung der Bergstädte eine weitere Fortpflanzung und Entwicklung des alten deutschen Bergmannsliedes, das uns mehr oder minder nur zufällig in Aufzeichnungen und Drucken erhalten geblieben ist. Jahrhunderte lang waren die Bergwerke der Slowakei in deutschen Händen, deutsche Bergleute förderten Gold und Silber und andere Erze zutage, im 15. und 16. Jahrhundert hatten die Fugger die Bergwerke von Schemnitz und Kremnitz gepachtet. Der Bergbau entwickelte sich daher auch ganz auf deutscher Grundlage, die Bergrechte der slowakischen Bergstädte stimmen mit den Bergrechten der alten deutschen Heimat überein. Aus dieser kamen wohl schon bald nach den ersten Bergleuten auch Bauern in die Slowakei und begründeten deutsche Siedlungen. Solche entstanden auch in der Umgebung der Bergorte, als in diesen eine Überbevölkerung eintrat¹⁾. Da der Bergbau einen wesentlichen Teil der königlichen Einkünfte bildete, erfreuten sich die Bergstädte der besonderen Gunst der ungarischen Könige. Durch die verliehenen Vorrechte wurde der Bergmannsstand reich und angesehen. Diese Sonderstellung umgab ihn aber auch gewissermaßen mit einer undurchdringlichen Mauer und schützte das Deutschtum vor dem Eindringen fremden Wesens. Und so war es möglich, daß die deutsche Minderheit ihr Volkstum so lange behaupten konnte.

In der Geschichte des Bergbaues in der Slowakei ist das Jahr 1770 von besonderer Bedeutung. Da besuchte die Königin Maria Theresia das

¹⁾ Vgl. E. Winter, Die Deutschen in der Slowakei (1926) S. 6.

Bergland und beschenkte die kleine Stadt Schemnitz mit einer Bergakademie, deren Unterrichtssprache die deutsche war. Dies bewirkte ein mächtiges Aufblühen der Stadt Schemnitz und ihrer deutschen Bevölkerung. Denn aus allen Ländern strömten Studenten herbei. Gab es doch damals nur noch eine zweite Bergakademie, die einige Jahre früher (1765/66) in Freiberg in Sachsen errichtete. Diese Schule verlor erst ihre Bedeutung mit der vollständigen Zurückdrängung des Deutschtums in Schemnitz im Laufe des 19. Jahrhunderts und der Einführung der ungarischen Unterrichtssprache.

Mit dem Rückgang des Bergbaues schwand im 19. Jahrhundert auch das Ansehen des Bergmannsstandes. Dazu kamen geänderte wirtschaftliche und soziale Verhältnisse. Der einst hochgeachtete und beneidete Hauer wurde zum Lohnknecht, zum Proletarier. Die moderne Technik erleichterte ihm seine Schicht, nahm ihm aber seine Arbeitsfreude. Darum sind auch heute dort, wo noch Bergwerke bestehen und auch deutsche Arbeiter beschäftigt sind, z. B. in Krickerhäu (Handlowa), Kremnitz, Ratompach, Dobschau u. a., wohl kaum mehr Bergmannslieder zu hören.

Daß hier aber seit Jahrhunderten in deutscher Sprache gedichtet und gesungen wurde, beweisen die Überlieferungen, beweist zunächst eine Aufzeichnung aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Sie stammt von dem holländischen Reisenden Jacobus Lollius, der die Bergstädte besuchte und seine Erlebnisse und Erfahrungen seinem Freunde, dem Baron Knipphausen brieflich mitteilte. Seine Reisebeschreibung führt den Titel *Epistulae itinerariae* (Amsterdam 1700). Im 6. Kapitel „*De Hungariae fodinis*“ (S. 174) heißt es von Schemnitz, daß die Bergleute vor Beginn der Arbeit zu beten und ernste Lieder zu singen pflegten. Und es war wohl in allen Bergwerken Brauch, daß vor dem Einfahren in die Grube ein kurzer Gottesdienst abgehalten wurde. Das Singen und Beten wurde gemeinsam vor dem Heiligenbilde verrichtet, welches vor dem Eingang stand und gewöhnlich die hl. Jungfrau Barbara, die Schutzpatronin der Bergleute, darstellte. Von diesen alten Bergmannsliedern sind uns einige erhalten geblieben in dem Gebetbuch „Tägliche Andachtsübungen eines Bergmannes, nebst Gesängen bei der Heiligen-Messe, Vitanagen und Gebeten“ (Schemnitz 1789). Darin finden sich neben allgemeinen Kirchenliedern drei Bergmannsgebete: 1. Berggebet vor dem Einfahren in die Gruben, damit Gott einen jeden vor Beschädigung bewahren wolle; 2. Um einen reichen Bergsegen; 3. Zur Barbara.

Anderer Bergmannslieder rettete Herr Josef von Ernhei in Kremnitz kurz vor dem Weltkriege dadurch, daß er sie von dem Zimmermann Palencar aufzeichnen ließ. Diese handschriftliche Sammlung enthält nebst einem Gebet, das jeden Tag von einem Bergmann wiederholt wurde, Lieder für alle Wochentage, für Montag, Freitag und Samstag je zwei Lieder. Leider sind nur die Worte überliefert, die Singweisen lassen sich nicht mehr feststellen. Doch wird berichtet, daß die Lieder nach bekannten Weisen gesungen wurden. Als Probe sei das Donnerstaglied in der Rechtschreibung des Aufzeichners mitgeteilt.

Donnerstag zu Singen

- | | |
|---|--|
| <p>1. Himmel schütze und begleite
Die Bergleute all zusam.
O! Gott laß dein Segen spüren
Weis und thu uns dahin führen
wo gut Erz zu teufen sei.</p> | <p>3. Wir zwar sündler, Gott dein Rinder
Vater fallen dir zu fuß.
Sondern werde uns doch wandern
Behüte uns vor Sünd und Schande,
Sende herab deinen Gnaden fluß.</p> |
| <p>2. Dann für Arme, Gott erbarme
Bergleute gäbft mehr und mehr
O! Gott wollest uns erhöhren
Mit deinem segen da einkehren
Und gute Anbrüche uns bescheren.</p> | <p>4. Wünsch al Glück auf, Arbeit frisch
darauf.
Gott erkennt euer Herz
Wirt auch nicht auf dieser Erde
wirt euch schon im Himmel werden
das schene und goldene Erz.</p> |

Außer frommen Liedern sangen die Bergleute auch lustige, weltliche Lieder, wie schon Jacobus Tollius bemerkt. Hier ergibt sich von selbst ein Zusammenhang mit dem deutschen Studentenlied, das an der erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts magharisierten Bergakademie in Schemnitz eine Pflegestätte gefunden hatte. Auch hier bildeten die Hörer eine Burschenschaft, die sich an den Kommerzabenden „zum fröhlichen Tun“ zusammensand und im Chore sang. Die beliebtesten Lieder sammelte man und gab sie in Buchform heraus. Zunächst erschien in Schemnitz 1843 das Büchlein „Erinnerung an Schemnitz. Sammlung üblicher akademischer Lieder und Kundengesänge“. (Verlag von Bernhard Sprader, bürgerlicher Buchbinder). In dem kleinen Heftchen stehen auf 62 Seiten 27 Lieder, davon allein 18 Bergmannslieder, das übrige sind Trink- und Studentenlieder. Fast alle diese Lieder wurden in die spätere, aber nicht mehr in Schemnitz verlegte Sammlung aufgenommen, in die „Berg-Akademische Lieder. Herausgegeben von der Schemnitzer akademischen Gesellschaft. Nebst dem Bierspiele: Das Schemnitzer Cerevis.“ (Celle und Leipzig 1869).

Dieses Liederbuch umfaßt vier Gruppen: 1. Ansingelieder (Nr. 1—25, S. 1—10), 2. Allgemeine und bergmännische Lieder (Nr. 25—50, S. 11 bis 38), 3. Lieder bei besonderen Gelegenheiten (Nr. 51—62, S. 39—47), 4. Verschiedene Lieder (Nr. 63—104, S. 48—98). Die zweite Gruppe bringt 19 Bergmannslieder, darunter 13 aus der ersten Sammlung. Auch bei den weltlichen Liedern ist noch immer ein ernster und andächtiger Grundton bemerkbar. Von den Bergmannsliedern verdient eines besondere Erwähnung, das „Steigerlied“, dessen 3. und 4. Gesäß schon in den Bergreihen 1533 vorkommen, das auch schon im Wunderhorn mit einer vorangestellten Strophe vom Tabak als „Tabaklied“ erscheint und weit verbreitet ist¹⁾. Es soll in unserem Bergwerksgebiet entstanden sein²⁾. Die Gessart des Schemnitzer Liederbüchleins lautet:

¹⁾ Vgl. *Erft-Böhme* 3, 358ff., Nr. 1512ff.; ferner *Jungbauer Bibliogr.* 190, Nr. 1217.

²⁾ „Auch heute noch singen die Knappen des Freiburger Reviers das uralte, aus Ungarn eingewanderte, in ganz Deutschland bekannte Lied „Glück auf, Glück auf! der Steiger kommt“ (G. Heydenreich, *Geschichte und Poesie des Freiburger Berg- und Hüttenwesens*. Freiberg 1872. S. 150).

Steigerlied

1. Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt.
Er hat sein Grubenlicht schon angezünd't.
2. Schon angezünd't gibt's einen Schein,
Damit er fahren kann zum Bergwerk ein.
3. Die Bergleute, die sind hübsch und fein,
Die hauen das Silber aus Felsenstein.
4. Der eine haut das Silber, der andere das Gold,
Und den schwarzbraunen Mägdelein, den sind sie hold.
5. In Ungarland da ist gut sein,
Da trinken die Mägdelein Mostatenwein.
6. Herr Wirt, schenk ein ein volles Glas!
Sauf's wacker aus! was schad't ihm das?
7. Es schad't ihm nicht, es schmeckt mir wohl,
Und es schad't demjenigen, der 's bezahlen soll.
8. Der 's zahlen soll, der ist nicht hier,
Und ist weggegangen, bei der Nacht, kommt morgen früh.
9. Und kommt er nicht zu rechter Zeit;
Freit sich mein Friedrich, bei der Nacht, ein ander Weib.
10. Freit er sich ein Weib, frei ich mir einen Mann,
Der mir die Zeit, bei der Nacht, vertreiben kann.

Das gleiche Lied, aber ohne das gerade für die angebliche Entstehung im ehemaligen Nordungarn wichtige 5. Gesäß, steht schon in dem wahrscheinlich um 1730 zu Freiberg i. S. gedruckten Bergliederbüchlein¹⁾. Eine eingehende Untersuchung aller Lesarten²⁾ könnte vielleicht feststellen, wann und wo die Anfänge des Liedes liegen. Einzelne Fassungen betonen die ungarische Herkunft. So schließt eine Fassung aus der Umgebung von Deutsch-Gabel bei Hruscha und Loischer S. 248, Nr. 261b:

In Ungarn drein, da ist gut sein,
Da kriegen die Mädchen
Wohl in den Städtchen
Kuratsche und Mut.
Wer hat denn nun das Liedel erdacht?
Drei Knaben aus Ungarn,
Die haben's gesungen
Zur guten Nacht,
Haben's mitgebracht³⁾.

Sicher ist, daß das „Steigerlied“ in Schemnitz besonders beliebt war und von den dortigen Studenten zu Ende des 18. und während des 19. Jahrhunderts, von Bergleuten wahrscheinlich auch schon früher, weiterhin verbreitet wurde. Nach dem Kriege von 1870/71 wurde dem deutschen Bergmanns- und Studentenlied in Schemnitz der Boden entzogen. Die deutschen Studentensitten wurden verboten, die Bergakademie wurde allmählich magyarisiert und in der Stadt gewann die slowakische Bevöl-

¹⁾ Vgl. Erk-Böhme 3, 359, Nr. 1513; Hoffmann-Prahl Nr. 503.

²⁾ Eine Übersicht bei Röhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (Halle a. d. S. 1896), S. 451f.

³⁾ Vgl. D. Fladerer, Olmüzer Biederblatt (Sternberg i. M. 1925) S. 9.

ferung das Übergewicht. Und mit der Burschenherrlichkeit und der alten Bergmannsherrlichkeit ist auch das deutsche Bergmannslied in der Slowakei für immer verschwunden¹⁾.

Das Totbeten

Von Albert Wesselsti

In Hans Wapliks Roman „Der Alp“ fordert ein halbirter Bauer den ihm verhassten Pfarrer auf, jeden Sonntag „auf eine bestimmte Kleinung“ ein Gebet zu verrichten, und das tut der Pfarrer ahnungslos etliche Jahre lang. Schließlich erschlägt der Bauer den Pfarrer, aber vorher kommt es noch zwischen den zweien zu einer Aussprache:

Des Bauers Augen flackerten tief in dem grauen Gesicht wie Felsenessen, und ein wirres Lächeln umspielte den entstellten Mund, als er sagte: „Wenn dein Gebet Kraft hätt, so wärst du längst schon hin, Pfarrer. Ich hab dich um deinen eigenen Tod beten lassen!“ Ein wildes Licht stieg in dem Priester auf, er wußte von dem Wahn, der in den finstern Tiefen des Volkes gärt, man könne durch unablässiges Gebet einen Menschen ins Sterben bringen. Und hier hätte sich der Beter vor Gottes Hochaltar selber totflehen sollen.

Das ist ein Beispiel, in der schönen Literatur vielleicht das einzige, für das Wortbeten oder Totbeten, jene seltsame Übung, die in ihrem letzten Grunde auf dem tiefinnigen Vertrauen in die Kraft des Gebetes beruht. Glauben beschleußt den Willen, sagt Paracelsus, und so ist es dem glaubensstarken Willen möglich, durch seinen Gott Dinge zu erwirken, die der Unglaube nie zuwege bringen kann. Daß dabei das Gebet identisch ist mit dem Fluche, tut nichts zur Sache; der Fluch der Mutter, der den Kindern die Häuser niederreißt, ist ja ebenso ein Gebet, wie der aufbauende Segen des Vaters. Sacht, unmerklich geht hier Glaube in Aberglauben über; Frömmigkeit und Gotteslästerung verschwimmen in eins. Wir werden im Folgenden eine Reihe von Zeugnissen für diesen Gebrauch des Totbetens oder fortgesetzten Totfluchens kennen lernen, aber vorweg sei gesagt, daß bei aller Mißbilligung nie der doch so selbstverständlich erscheinende Gedanke ausgesprochen wird, ein solches Fluchgebet könne

¹⁾ Zum Bergbau im ehemaligen Oberungarn vgl. Schwicker, Geschichte des ungarischen Bergwesens (Ungarische Revue 1880); G. Wenczel, A hazai bányászat kritikai története (Kritische Geschichte des heimatischen Bergbaues; Budapest 1880); Lajos Sitschauer, Bányaművelés tan (Bergbaukunde; Schenitz 1890/91); K. Hofmann, Geschichtliches und Bergmännisches aus der tgl. Freien Bergstadt Kremnitz (Mitt. d. Sect. f. Naturf. D. L. R. XI. Wien 1899); F. Machatschek, Landeskunde 412ff. — Zur Geschichte der Bergakademie in Schenitz vgl. Karl Schröder, Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes (Wien 1864); Schmecebányai bányászati és erdészeti Akadémia évszázados fennállásának emlékkönyve (Jubiläumsausgabe zu der hundertjährigen Gründung der Schenitzer Berg- und Forst-Akademie, Schenitz 1871); Jenő Sibuska, A schmecezi m. kir. bányászati és erdészeti Akadémia ifjusági körének emlékirata 1763—1896 (Erinnerungsschrift des Jugendvereins der Schenitzer ungarischen königlichen Berg- und Forst-Akademie, Debreczin 1896).

nie in Erfüllung gehen, da Gott nur die mit reinem Herzen gesprochenen, auf gute Zwecke gerichteten Gebete erhöere; es ist vielleicht das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte des Totbetens, daß kaum erlauchte Geister an der Möglichkeit, ja an der Wahrscheinlichkeit seiner Wirksamkeit zweifelten.

Als älteste Belege für Mortbeten, Mortbeter, Mordbetrinne führt Lerer (I, 2205) Stellen aus den Predigten Bertholds von Regensburg an, und Anton G. Schönbach, Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt, II, Wien, 1900, 54, verweist auf Bertholds lateinisch geschriebenen Rusticanus, wo als Beispiel von Leuten, die Gutes in böser Absicht tun, jene angeführt werden, qui faciunt missas pro aliorum morte celebrari, die zu anderer Lode Messen lesen lassen. Ob Schönbach auch mit dem an anderm Ort (über Hartmann von Aue, Graz, 1894, 171) gemachten Versuche, die Verse 262f. in Hartmanns Erstem Büchlein

swaz ich des segens funde,
des waere ich gerne ir beteman,
wan ich ir lönes in wol gan

durch den Hinweis auf das Mortbeten zu erklären, auf dem richtigen Wege gewesen ist, mögen andere entscheiden; jedenfalls findet sich das Mortpetten, nebenbei gesagt, beide Male in der Form flüechte und mortpetten auch bei der 1375 verstorbenen visionenreichen Konne Adelheid Kangmann vor (Die Offenbarungen der A. L., herausgeg. v. Ph. Strauch, Strazburg, 1878, 86 u. 87), während es für den dahinter stekenden Unfug eine Reihe älterer Dokumente gibt, die auch Schönbach zum Teil anführt.

So hat die siebzehnte Synode von Toledo, die 694 stattfand, festgestellt: Auch befließigen sich aus feindseliger List manche Priester, die für die Ruhe der Verstorbenen eingesetzte Messe mit tückischer Widmung für Lebende zu lesen, zu keinem andern Zwecke, als damit der, für den das Opfer dargebracht wird, durch das Zutreten eben der hochheiligen Opferhandlung (interventu ipsius sacrosancti libaminis) der Gefahr des Todes verfallt. Diese Feststellung hat dann samt den von der Synode für den Priester und dessen Anstifter festgesetzten Strafen, ebenso wie die ähnlichen der dreizehnten toletanischen Synode (683), Gratian für sein Decretum übernommen, indem er in P. II., Causa XXVI. dem 2. Teile der Quaestio 5 vorsetzte: Es finden sich entliche, die aus Gehässigkeit (interno livore permoti) zum Verderben ihrer Feinde die für die Ruhe der Toten eingesetzten Messen für lebende Menschen lesen (Migne, Patrol. lat., CLXXXVII, 1351).

Weiter schreibt im Jahre 1149 Wibald, Abt von Corvey, den ein Jahr zuvor drei seiner Mönche durch Meuchelmörder hatten aus der Welt schaffen wollen, dem Mönche Walter in Cresburg nach schweren Vorwürfen wegen dessen Gotteslästerungen, die das Kloster und den ganzen Orden schändeten: „Wir haben gehört, daß Du in verzweifelter Wut täglich die Messe der hl. Dreifaltigkeit liest in der Absicht eines verblendeten Hirns, daß so unsere Person und ebenso Dein Probst in unserm zeitlichen Wohlergehen und in der Gesundheit unserer Körper hart

geschädigt würden¹⁾." Und er verbietet dem Mönche, Messe zu lesen, die vier Wände des Klosters zu verlassen und mit Laien oder Weltgeistlichen zu reden, bis nach seiner Unterwerfung ein neuer Beschluß gefaßt sein werde; für den Fall des Ungehorsams droht er ihm mit dem Ausschlusse aus dem Kloster (*Monumenta Corbeiensia*, ed. Ph. Jaffé in *Bibl. rer. germ.*, I., *Berolini*, 1864, 293f.²⁾).

Noch in demselben Jahrhundert klagt der sel. Petrus Cantor (Pierre le Chantre), Lehrer und Kantor an der Pariser Universität, in seinem *Verbum abbreviatum* (cap. 29: *Contra missas multarum facierum*): Das hohe Sacrament ist in Zauberkunst verkehrt worden, indem Messen über Wachsbilder gelesen werden, um die (durch die Bilder dargestellten) Menschen zu verwünschen, und indem manche Priester die Opferfeier³⁾ zehnmal oder öfter absingen, damit der, den sie verwünschen, vor dem zehnten Tage oder bald nachher sterbe und bei den Toten begraben werde (*Migne*, *Patrol. lat.*, CCV, 106).

1227 faßt dann die Trienter Synode den Beschluß: Niemand, nämlich kein Priester, darf ... aus Haß gegen einen Lebenden eine Totenmesse singen oder eine Totenbahre mit dessen Namen in der Kirche aufstellen und das Totenoffizium dabei halten, damit er bald sterbe (C. J. v. Gesele-A. Knöpfler, *Conciliengeschichte*, 2. Aufl., 1873f., V, 949). Weiter sagt die

¹⁾ Die *Missa de sancta Trinitate* (Guldene Messe) war seit dem neunten Jahrhundert als *Votivmesse*, d. h., als eine einem besondern Anliegen gewidmete Messe üblich.

²⁾ Diesem historischen Faktum ist vielleicht ein literarisches Fiktum zu vergleichen, das der Magister Odo von Ceritona (Cheriton) erzählt, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt hat (Thomas Wright, *A Selection of Latin Stories*, London, 1842, 49, Léopold Hervieu, *Les fabulistes latins*, IV, Paris, 1896, 178; vgl. J. A. Herbert, *Catalogue of Romances*, III, London, 1910, 35, 38, 42, 46): Ein Abt gab seinen Mönchen drei Gerichte. Sagten die Mönche: „Der gibt uns zu wenig; bitten wir Gott, daß er bald sterbe.“ Und sei es aus diesem, sei es aus einem andern Grunde, er starb, und an seine Stelle kam ein anderer, und der gab ihnen nur zwei Gerichte. Erbst und traurig sagten die Mönche: „Nun müssen wir mehr beten; weil uns ein Gericht entzogen ist, entziehe ihm Gott sein Leben.“ Endlich starb auch er, und es kam ein dritter; der entzog ihnen zwei. Erbst sagten die Mönche: „Das ist der schlechteste von allen, weil er uns hungern läßt; bitten wir Gott, daß er bald sterbe.“ Sagte ein Mönch: „Ich bitte Gott, daß er ihm ein langes Leben schenke und ihn uns erhalte.“ Verwundert fragten die andern, warum er so spreche, und er sagte: „Ich sehe, daß der erste schlecht war, der zweite schlechter und der dritte der schlechteste ist, und ich fürchte, es wird, wenn er stirbt, noch ein schlechterer kommen, der uns durch Hunger vollends umbringt.“ — Man bemerkt, daß diese Fabel nur eine Bearbeitung der Geschichte von dem Tyrannen Dyonis und dem alten Weib bei Valerius Maximus (VI, 2, ext. 2) ist, und so kann sie wohl, ebenso wie deren sonstige Ableitungen — eine Reihe solcher sind bei K. Köhler, *Kleinere Schriften*, II, Berlin, 1900, 361f. und 560 angeführt —, als Beleg für den Gebrauch oder den Unfug des Totbetens kaum herangezogen werden.

³⁾ Im Texte: *missam fidelium*. Die *Missa fidelium* ist der zweite Teil der Viehsfeier, der auf die *Missa catechumenorum* folgt; sie umfaßt Opferung, Konsekration und Opfermahl oder Kommunion. Daher ist die Übersetzung dieser Stelle Petrus Cantors bei L. Bourgain, *La chaire française au XII^e siècle*, Paris, 1879, 315, die *missa fidelium* mit *la fête des Morts* wiedergibt, falsch; Abbé Bourgain hat dabei wohl an Gratians *Decretum* gedacht.

Synode zu Köln von 1310: In keiner Kirche dürfen Verwünschungen geschehen, und es darf gegen niemand das *Media vita* gesungen werden ohne besondere Erlaubnis (ebendort, VI, 485), wozu bemerkt sei, daß der Verfasser des Liedes *Media vita in morte sumus* der bekannte St. Gallener Mönch Notker Balbulus oder Notker der Stammler ist, der es gedichtet hat, als er bei dem Bau der Brücke über den Martintobel die Werkleute über den Abgrund gleich wie zwischen Leben und Tod schweben sah. Die Verwendung des Liedes zum Totbeten bezeugt die außerordentliche Popularität, die es gewonnen hat (W. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied, I, Freiburg, 1886, 593., L. Graf-Fr. M. Böhme, Deutscher Liederhort, III, Leipzig, 1894, 845f.).

In diese Zeit, nämlich in die zwischen der Tridentiner und der Kölner Synode, fällt der Anlaß zu dem Entstehen der Sage von dem totgebeteten Papste. Der alte Johann Matthias Schröckh weiß im 27. Teile seiner Christlichen Kirchengeschichte, Leipzig, 1798, 454 zu erzählen: Innozenz IV. sicherte 1254 die Rechte des weltlichen Klerus gegenüber den Bettelmönchen (Dominikaner und Franziskaner) durch eine besondere Bulle. Weil er aber gleich darauf starb, streuten die Dominikaner aus, er sei dadurch von Gott bestraft und sowohl ihrem Ordensstifter, als auch dem hl. Franziskus zu richten übergeben worden. Da ihre Schriftsteller ausdrücklich behaupteten, sie hätten diesen Papst zu Tode gebetet, so pflegte man seither im Sprichworte zu sagen: „Von den Sitaneien der Predigermönche befreie uns, lieber Herr Gott!“ — Auf diese Geschichte hat Jacob Grimm in einer Besprechung der Klingischen Ausgabe der Predigten Bertholds von Regensburg (Al. Schr., IV, 314n.) kurz angespielt; ausführlich und nach Prüfung der Quellen erzählt sie G. Ch. Lea, History of the Inquisition of the Middle Ages, zwar mit einigen Einschränkungen, aber mit Beibehaltung des Satzes: Immerhin aber rühmen sie sich (die Dominikaner), einen Papst und einen Cardinal totgebetet zu haben, und erklären mit Stolz, die Redensart „Hütet euch vor den Sitaneien der Dominikaner, denn sie wirken Wunder“ sei gerade durch diese Ereignisse ein geflügeltes Wort geworden (deutsche Übersetzung, hg. v. J. Hansen, Bonn, 1905, I, 317f.). Nun findet sich die Behauptung, seither hätten die Cardinäle und Prälaten zu sagen gepflegt: *Cavete a letaniis Fr. Praedicatorum, quia mirabilia faciunt, nur in der von einem Unbekannten stammenden Brevis historia ordinis fratrum praedicatorum*, abgedruckt in der *Amplissima collectio*, t. VI, Parisiis, 1729, 331—396, und aus dieser geht hervor: Nach jener *bulla terribilis*, die der Papst gegen die Bettelmönche geschleudert hatte (fulminavit), wurde den Dominikanerbrüdern aufgetragen, nach der Mette sieben Palmen und Sitaneien mit dem Englischen Gruze und dem Gebete des hl. Dominikus zu sprechen. Dabei sah in einem Kloster ein frommer Mönch die hl. Jungfrau, wie sie ihren Sohn bat und zu ihm sagte: „Erhöre sie, mein Sohn! erhöre sie, mein Sohn!“ *Nec mora, et ecce exaudivit eam Dominus*. Der Berater des Papstes, Wilhelm von Saint-Amour, wurde in einer Disputation überwunden; die Folge war, daß ihm seine Pfründen genommen, sein Buch verbrannt und er aus dem Orden gestossen wurde. Auch Innozenz, der auf seinem Spruche beharrte,

sah, als er von einer schweren Krankheit befallen worden war, ein, daß er unrecht getan hatte, den Orden zu kränken; er sagte, zur Besinnung gekommen: „Um der Missetat willen hast du den Menschen gezüchtigt und hast meine Seele verschmachten lassen“ (Psalm 39, 11—13), und nach diesen Worten gab er seinen Geist auf. Sein Nachfolger Alexander IV. widerrief die Bulle und gewährte dem Orden eine andere, voll reichlicher Gunstbezeugungen. Seit dieser Zeit pflegten die Kardinäle und Prälaten zu sagen: Hütet euch usw. — Wie man sieht, ist hier von einem Totbeten mit keinem Worte die Rede.

Ausdrücklich hingegen ist dieses bezeugt in einer Stelle der Zimmerischen Chronik (herausgeg. von R. A. Barad, 2. Aufl., Freiburg i. B., 1881f., III, 612). Gesprochen wird von einer geborenen Gräfin von Zollern, die einen „wunderlichen Sinn“ gehabt habe, und dann heißt es weiter: Und da ain böß oder unguet Ehemweib nit solt geduldet werden, . . . so wer kein Wunder, ob schon der Psalm Deus laudem über ein solliche ungerathene Bestiam gesprochen würde, wie man vor Jaren von den Mönchen zu Schonow (Schönau bei Heidelberg) gesagt, das die den alten Churfürsten, Pfalzgraf Friderichen, Graf Ludwigs von Sevensstains Vater († 1476), mit diesem Psalmen haben zu Todt gebettet . . .

Dieser Psalm Deus laudem, auch, weil sein 8. Vers in der Apostelgeschichte auf Judas bezogen wird, Psalmus Ischarioticus genannt, ist nach dem griechischen Texte, dem die Vulgata folgt, der 108., aber nach der hebräischen Bibel, der Vorlage Luthers, der 109.; er ist geradezu ein Fluchpsalm, dessen Sänger die unheimlichsten Verwünschungen gegen seinen Feind ausspricht. Zieht man in Betracht, daß die Kirche die Psalmen als Norm der liturgischen Gebete aufgestellt hat, wie denn auch die Gebete des Meßbuchs und des Breviers allesamt auf Psalmen oder Ausdrücken der Psalmen beruhen (Wezer-Welte, X, 591), so wird die Verwendung des Psalms Deus laudem zur Verfluchung und Verwünschung, damit aber auch zum Totbeten begreiflich. Auch Martin Luther nimmt davon Notiz, indem er 1526 in den Vier tröstlichen Psalmen an die Königin zu Ungarn schreibt (Weimarer Ausg., XIX, 595): . . . er (der 109. Psalm) flucht und verkündigt so viel Übels den Feinden Christi, das etliche diesen Psalm haben ins Gerücht bracht, das die Mönch und Nonnen ihn sollen beten widder ihre Feinde, und wo er widder jemand gebettet würde, so müßte der selbige sterben. Das aber sind Lügenteidinge und Wehrlein¹⁾.

Nicht für Lügenteidige oder Märlein hielt Calvin den Glauben, man könne mit dem 109. Psalm Widersacher unter die Erde bringen; in dem Kommentar zu diesem Psalm sagt er (Opera, XXII = Corpus

¹⁾ Im übrigen hat auch Luther, ohne den Psalm zu nennen oder sich sonst über den Brauch auszulassen, die Berechtigung und Möglichkeit des Totbetens zugegeben, allerdings gegen einen gottlosen Fürsten; am 12. April 1544 hat er nämlich gesagt (Eischreden, Weimarer Ausg., V, 144): „Diß Jar müssen wir Herzog Morizen todt beten, müssen ihn todt schlagen mit unserm Gebett; denn es wirt ein boser Mensch werden, wirt (nit) Rue haben, oder das im unser Herrgott sonst das Regiment neme.“

Reformatorum, LX, 149), zu dessen 6. Verse: ... um so verdammenswerter ist das Sakrileg, daß die Mönche und sonderlich die Franziskaner diesen Psalm entweihen. Es ist nämlich keineswegs ein Geheimnis, daß sich, wer einen Totfeind hat, den er verderben will, einen dieser Schurken dingt, damit er den Psalm täglich herjage. In Frankreich, weiß ich, hat eine vornehme Dame Franziskaner im Solde gehabt, die ihren einzigen Sohn auf diese Weise verwünschten. — In Calvins Fußtapfen tritt dann Dr. Johann Weher, Schüler Agrippas von Nettesheim, der sogenannte erste Bekämpfer des Hergewahns, indem er ausführt (De praestigiiis daemonum, deutsche Ausg., Frankfurt a. M., 1586, 319): Es sein auch andere geistliche Personen gewesen, haben sich des 108. Psalms als ein Schwarzkünflerei und Verzauberung ... gebraucht, der gewissen Meinung, wider welchen diese harten und schweren Wort gesprochen würden, daß derselbige als bald verderben und undergehn oder das Jar nit erleben müste, so doch diser herrliche Psalm vil ein andern Verstand mit sich bringt. — So lassen denn auch die Epistolae obscurorum virorum (I, No. 35; Francofurti a. M., 1599, 92) den Dominikaner Syra Buntschuchmacherius dem Theologorum Theologo Guillermus Sacinetus nach der Mitteilung, der Papst wolle den Predigermönchen, weil sie dem Augenspiegel Reuchlins unrecht getan hätten, vorschreiben, am Rücken eine weiße Brille zu tragen, fortfahren: Ich hoffe, der Papst wird nicht so dumm sein, das zu tun; tut er es, so wollen wir in unserm ganzen Orden jenen Psalm Deus laudem wider ihn lesen. — Auf den rationalistischen Standpunkt stellt sich der Zwicauer Apotheker Johann Georg Schmidt in dem zuerst 1706 erschienenen Vierdten Hundert seiner Gestriegelten Koden-Philosophie, in der sich das 99. Kapitel (Chemnitz, 1718, 447f.) mit der These beschäftigt: „Wer einen Feind hat, der kan solchen todt beten, wenn er ein ganzes Jahr alle Morgen und Abend den 109. Psalm betet; hält er aber einen Tag innen, so muß der sterben, der da betet“; die Glosse zu diesem Evangile des quenouilles beginnt dann so: „Welcher Teufel aus der Hölle will doch dieses zu glauben bereden? denn erstlich ist es nicht wahr, noch möglich, daß man einen Feind auf solche Weise todt beten kann; zum andern ist es nicht recht, noch der Christlichen Liebe gemä; drittens ist es nicht rathsam, sondern dem Beter selbst nachtheilig“, was dann auf vier Seiten im Einzelnen erläutert wird.

Vier Jahre nach dem Erscheinen dieses durch keinerlei Belege beschwerten Essais behandelt ein Helmstädter Kandidat das Problem in einer Dissertation: Abusum Psalmi CIX imprecatorii vulgo Das Tod-Beten D. O. M. A. Praeside Io. Andr. Schmidio ... responsurus Autor Ioannes Friedericus Heine Hannoveranus D. XI. Aug. MDCCVIII. Helmstadii. In dem § 10 sagt Heine, jenen Psalm hätten schon vor Zeiten schlechte Menschen gebraucht und verwandt, um einen Feind zu verderben und eine Beschleunigung seines Todes zu erzielen; als Beispiele aus der Zeit vor und während der Reformation führt er die Stellen aus den Briefen der Dunkelmänner, dem Calvinschen Psalmentommentar und Luthers Trostpsalm an. Der nächste Abschnitt aber (§ 11) führt aus: „Zu unserer Zeit, wo das klare Licht des Evangelium aller Augen durchdringt, ist

es tief zu beklagen, daß sich Menschen finden, die solchem Aberglauben so völlig ergeben sind. Manche glauben, dieser Psalm müsse ein ganzes Jahr und neun Tage morgens und abends ohne Unterbrechung gebetet werden; wird aber diese Verwünschung auch nur einmal unterlassen, so glaubt man, daß sie nicht das Haupt des Feindes treffe, sondern auf das des Beters zurückfalle. Der Feind dürfe von dem Besen des Psalms nichts wissen; auch dürfe man ihn auf der Straße nicht grüßen oder von ihm einen Gruß annehmen.“ Dann folgt eine angeblich wörtliche Wiedergabe von Gerichtsprotokollen über einen Fall, der sich kurz vorher in der Nähe ereignet hatte, und diese seien auch hier wörtlich wiedergegeben:

Praevia seria admonitione de veritate dicenda interrogabatur quaedam foemina inter alia: ob sie auch etwas Böses und Ungerliches von der N. N. wüßte?

Ilia respondet: die N. N. hätte Zeugin offer für eine blinde Tasche (= Dohle) gescholten und ihr in die Augen gespien. Sie hätte ihr auch angeschünnnet (wohl für angeschündet, d. h. das Ansinnen gestellt), sie sollte den hiesigen N. N. todt beten.

Nos: auf was Weise Zeugin das Todtbeten machen sollen?

Ilia: sie sollte einen Psalm aus dem Psalter-Buch beten.

Nos: Was denn für einen Psalm?

Ilia: Den hundert und neunten Psalm.

Nos: ob die N. N. ihr nicht gefaget, wie sie solchen Psalm und wie offte sie ihn beten sollte?

Ilia: sie sollte ihn alle Tage durchs ganze Jahr hindurch beten, und wenn sie solchen Psalm einmal vorbei schlüge, so bete sie, solches auf ihren eigenen Hals.

Nos: ob Deponentin der N. N. Rath gefolget?

Ilia: nein, sie hätte es nicht thun wollen, sondern gesagt: Frau Gebatterin, das kann ich nicht thun; wie sollte ich eine solche Sünde auf mich nehmen, einen todt zu beten? Addebat: die N. N. hätte zur Deponentin gesagt, warum sie nicht beten wolte? Gott würde ihr Gebet gewiß erhören. Hätte doch Gott ihr (der N. N.) Gebet erhört, da sie wider N. N. gebetet, indem auf ihr Gebet das erste Jahr ihm ein Finger abgenommen und das andere Jahr es gar über seinen dicken Hals kommen.

Wie das Urteil gegen die N. N. gelaute hat, erfahren wir leider nicht; dafür werden wir belehrt, daß damals auch bei Männern, die vor den andern hätten wissen können und sollen, was für ein Unterschied zwischen Kraut und Unkraut ist, ja selbst bei Dienern der Kirche solche Dinge vorgekommen sind, und als Beispiel führt Heine einen Magdeburger Geistlichen an, der sich von dem Arger über einen Streit mit den Stadtgewaltigen so weit hat hinreißen lassen, daß er jeder seiner Predigten den 109. Psalm vorausschickte und sie auch mit ihm beschloß; auf die

Mahnung, davon abzustehen, drohte er, er werde, wenn man ihm nicht Ruhe gebe, auch die Paraphrase dazu tun¹⁾.

Nach den bisherigen Zeugnissen könnte es scheinen, daß die feindselige Verwendung des 109. Psalms, deren älteste zeitgenössische Erwähnung — die Zimmerische Chronik erzählt von einem fast ein Jahrhundert zurückliegenden Falle — sich in den Briefen der Dunkelmänner vorfindet, erst aus dieser Zeit stammen, also viel jünger sein würde als das Lesen des Requiems oder der Guldnen Messe oder des Absingens des Stammlerliedes „Mitten im Leben“, von dem trotz der vier deutschen Übersetzungen nach jener Synode keine Rede mehr ist; dem ist aber nicht so: gerade das Ablesen oder Beten dieses Psalms ist, was die Niederschrift eines Faktums betrifft, älter als das Zeugnis Wibalds, und das angebliche Faktum liegt drei Jahrhunderte vor dem Toletanischen Konzil, dessen Beschlüsse als Teil des Decretum Gratiani in dem Corpus juris canonici stehen. Dürfte man nämlich dem Benediktiner Vimoin († 1008) trauen, so hätte bei dem Konzil von Paris im Jahre 577 König Chilperich, der dem Bischof von Rouen, dem später heiliggesprochenen Praetextatus Einverständnis mit seinen Feinden vorwarf, von den Bischöfen verlangt, ut aut vestis Praetextati scinderetur, aut centesimus octavus Psalmus (qui maledictiones Iscariothicas continet) super eum recitaretur, vel certe in perpetuum communione privaretur (Historia Francorum, I. III, c. 26 im Corpus Franciae historiae, Hanoviae, 1613, 312). Nun war das Abschneiden des Kleides nur eine Ehrenstrafe (Jac. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, 4. Aufl., 1899, II, 302f.), die Suspension vom Messopfer, die wohl mit der letzten Forderung des Königs gemeint ist, hätte dem Verurteilten ebenso wenig an Leib und Leben schaden können, und so ist es wahrscheinlich, daß auch bei der Rezitation des Fluchpsalms, die zudem zwischen den zwei anderen Bestrafungsarten genannt ist, nicht an die ihr sonst zugeschriebene Wirkung gedacht ist; der König mag in diesem zweiten Vorschlage nur eine Bitte an Gott, eine Beschwörung Gottes gesehen haben, die Bestrafung des Angeklagten zu übernehmen, d. h., ein Gottesurteil zu fällen. Wäre das richtig, so ließe sich schließen, daß die Meinung, der Psalm erzwingt den Tod des Menschen, über oder gegen den er gesprochen wird, damals noch nicht bestanden habe oder wenigstens nicht gang und gäbe gewesen sei.

Desto länger aber hat sie sich, einmal verbreitet, erhalten, freilich im allgemeinen nur in protestantischen Ländern, wo das Volk heute noch die Psalmen kennt; Belege dafür gibt der Abschnitt 397 in Wuttkes Werk.

¹⁾ Der Dissertation Heines, aber mit Zitierung des berühmten Promotors Johann Andreas Schmidt als Autor, hat Graf Zinzendorfs Freund Johann Franz Buddeus, Professor der Philosophie in Jena, für das 9. Kapitel seiner Theses theologiae de atheismo et superstitione (Jena, 1717, 688) die literarischen Zitate (Epist. obsc. vir., Luther und Calvin) entnommen. Aus Buddeus schöpfte dann Ernst Urban Keller für das Grab des Aberglaubens (3. Sammlung, Frankfurt und Leipzig, 1778, 46), ferner der in den Xenien so bitter verspottete Karl Heinrich Gendeneich — Gerechtigkeit hat ihm erst Friß Mauthner widerfahren lassen (Der Atheismus, IV, 1923, 46f.) — für die Physiologische Entwicklung des Aberglaubens (Leipzig, 1798, 11, mit Übernahme des Druckfehlers Deus tandem anstatt Deus laudem).

Zu dem Totbeten überhaupt sei zitiert, was Professor Dr. Hanns Groß in seinem Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik (3. Aufl., Graz, 1899, 362f.) sagt: Das Mordbeten (so schreibt Groß; es müßte aber historisch richtig Mordbeten heißen) besteht darin, daß mit Hilfe allerlei mystischen Beiwortes — Haare des Betreffenden spielen dabei eine Hauptrolle — jemand das Leben abgebetet wird. So uralt dieser Aberglaube ist, so sehr lebt er heute noch im Volke, und ich selbst kannte ein Weib, von dem allgemein versichert wurde, sie verstünde diese Kunst. Zum gleichen Zwecke wird auch die „Mordmesse“ verwendet; man läßt an gewissen Tagen, meist dem Geburts- oder Namenstage des zu Tötenden, unter gewissen Vorkehrungen eine Messe lesen „zum Seelenheile eines Verstorbenen“, und gibt dann dem Priester ein Geldstück, das früher im Besitze des Todeskandidaten war. Wenn nun später zu einem sichereren Mittel gegriffen wird, so kann die Entdeckung eines vorangegangenen „Mordbetens“ oft einen Anhaltspunkt für weitere Forschungen geben.

Wie man sieht, vermengt Groß grundsätzlich verschiedene Dinge: das Fluchgebet, den reinen Wortzauber, mit dem an Gegenstände gebundenen Zauber, wie es auch Petrus Cantor getan hat; das Volk tut dies wohl heute nicht mehr. Hans Wazlitz, an den ich mich, angeregt durch seinen Roman, um Auskunft über das Totbeten gewandt habe, weiß nichts von derlei Verquickungen; er schreibt mir (am 25. März 1927): Vom Totbeten habe ich mehrmals in Andraßberg bei Krummau reden hören; es scheint, wenn auch jetzt selten, allgemein im Böhmerwald sowohl als Drohung, als auch wirklich geübt zu werden. Besondere Gebetformeln scheint es dafür nicht zu geben. Meine Frau hat in Mugrau bei dem leidenschaftlichen Streit zweier Bäuerinnen die eine schreien hören: „Dir bet ichs Leben ab!“ In der Neuwerner Gegend kam es früher, vor zwanzig bis dreißig Jahren, oft vor, daß man redete: „Kein Wunder, daß X. gestorben ist; der und der hat ihm das Leben abgebetet.“ Vor etwa dreißig Jahren hat ein Episkop im nahen Rotenbaum von einer alten Frau eine schöne Gitarre erpreßt, indem er ihr drohte, er werde ihr das Leben abbeten, wenn sie ihm die Gitarre nicht schenke.

Schließlich noch eine Gerichtsverhandlung; am 18. Juli 1923 berichtete die Linzer „Lages-Post“:

Linz, 14. Juli. (Die geheimsten Künste der Graphologin.) Der schwach-sinnige Bauer Franz Hentschl in Ennsdorf lernte im Jänner d. J. die Stallmagd Theresia Reiter aus Leonding kennen, mit der er ein Liebesverhältnis anknüpfte. Da der Mann von der Geliebten, die er auch in finanzieller Hinsicht ausgiebig unterstützte, nicht lassen wollte, kam es natürlich zu Zerwürfnissen zwischen den Ehegatten Franz und Anna Hentschl. Letztere erhob wider ihre Rivalin die Ehebruchsklage und leitete gegen den schwach-sinnigen Gatten das Entmündigungsverfahren ein. Nachdem Theresia Reiter von ihrem Dienstgeber in Leonding entlassen worden war, fand sie Aufnahme bei der Näherin Marie Pichler in Linz, Obere Donaulände 31. Da sich deren Tochter Rosa Pichler, die sich den stolzen Titel „Graphologin“ beilegt, mit Kartenausschlagen, Wahrsagen und dergleichen beschäftigt, fanden Mutter und Tochter an dem einfältigen Liebespaar ein

geeignetes Ausbeutungsobjekt, Rosa Pichler erklärte sich bereit, gegen ein Honorar von 9 Millionen Kronen — Leser einer fernen Zukunft mögen ein Wert über die Inflation nach dem vierjährigen Kriege nachschlagen — die Anna Hentschl tot zu beten, damit der verliebte Bauer sein Liebchen heiraten könne. Das Honorar wurde jedoch schließlich auf 4 Millionen herabgesetzt, wobei die beiden Pichler bemerkten, daß die ersohnte Wirkung nicht schon nach einem Monat, sondern erst nach 3 Monaten eintreten werde... Theresia Reiter, die gleichfalls an die Wirkung des Totbetens glaubte, bedeutete ihren Quartiergebern, daß ihr Geliebter eine „gute Wurzen“ sei, dem es auf ein paar Millionen nicht ankomme. Marie und Rosa Pichler erhielten tatsächlich in Teilbeträgen die verlangten 4 Millionen Kronen. Als aber der Tod der Bäuerin innerhalb der zugesicherten Frist nicht eintrat, schöpfte das Liebespaar endlich Verdacht. Auch Theresia Reiter selbst wurde durch Rosa Pichler unter ähnlichen Vorspiegelungen zwecks Befriedigung ihrer Sonderwünsche um 600.000 K geprellt. Maria und Rosa Pichler hatten sich nun vor dem Einzelrichter Landesgerichtsrat Hanselmayer wegen Verbrechens des Betruges und Theresia Reiter wegen Mitschuld am Betrüge zu verantworten. Die Anklage vertrat Richter Dr. Nicoladoni, als Verteidiger intervenierten Dr. Beskowitz (für Maria und Rosa Pichler) und Dr. Peitler (für Theresia Reiter). Sämtliche Angeklagten sind bisher unbescholten. Maria und Rosa Pichler wurden im Sinne der Anklage schuldig erkannt und unter Anwendung des Artikels VI der Strafprozeßnovelle bedingt, und zwar erstere zu drei, letztere zu fünf Monaten strengen Arrestes verurteilt und ihnen eine Bewährungsfrist von drei Jahren zugewilligt. Außerdem hat Rosa Pichler den Schaden gutzumachen. Theresia Reiter wurde hingegen freigesprochen.

Ich habe mich in Linz erkundigt: Die Damen Pichler haben ihre Arreststrafen nicht abzupfützen brauchen, da nicht bekannt geworden ist, daß sie in dem Verlaufe der Bewährungsfrist noch einmal den Versuch, jemand totzubeten, gemacht hätten. Ansonsten ist natürlich nichts Sicheres zu sagen; ist denn nicht auch Gotthold Ephraim Lessing fünf Jahre vor dem Hauptpastor Goeze gestorben, von dem er behauptet hatte, er möchte ihn so gerne zum Teufel beten?

Krimineller Aberglaube in Westböhmen

Von Alois Jahn

Zu den abschreckendsten Formen des Aberglaubens gehört der sog. kriminelle Aberglaube, d. h. alle jene abergläubischen Bräuche, die sich auf Verbrecher, Diebe, Justifizierte usw. beziehen oder die mit dem Gericht in irgendeine Beziehung gebracht werden.

Hans Groß, der ausgezeichnete Grazer Forscher, hat in seinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ (5. Auf. München, J. Schweizer 1908, zwei Teile) diesem Aberglauben einen ausführlichen Abschnitt gewidmet (1. Teil Seite 464—489, 2. Teil Seite 898), der auch die hierher gehörige Literatur bis in die neueste Zeit verzeichnet. Außerdem sind zu erwähnen, das Buch

von Bovenstim „Aberglaube und Strafrecht“ (Berlin, Joh. Rade 1897) und A. Hellwig „Verbrechen und Aberglaube“ (Aus Natur und Geisteswelt, Leipzig, Teubner 1908), der auch einen ausführlichen Fragebogen über kriminellen Aberglauben seinerzeit veröffentlichte (in „Unser Egerland“ X, Seite 9).

Ich führe im Folgenden einige Beispiele vor, die ich aus Zeitungsausschnitten gesammelt habe und die zeigen, daß der kriminelle Aberglaube auch in westlichen Böhmen sich noch da und dort, wenn auch nicht allzu häufig, findet. Alle mitgeteilten Fälle sind wirklich geschehen und kamen vor den Richter.

1. Leichenfett als Heilmittel

bot in einer Apotheke in Fischern zum Verkaufe an der Totengräber Josef Eisentolb aus Wehediß. Derselbe hatte altes Leichenfett beim Gräberausheben eingesammelt und war der Meinung, daß dasselbe als Heilmittel von den Apothekern gekauft würde. In seiner Behausung wurde bei der vorgenommenen Hausdurchsuchung noch 1 Kilogramm Leichenfett, welches er in einem Schaff mit Wasser aufbewahrt hatte, vorgefunden. Die Handlungsweise des Eisentolb beinhaltet das Vergehen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung nach § 306 St.-G.-B., weshalb sich derselbe vor dem Kreisgerichte Eger zu verantworten hatte. Der Angeklagte war geständig und erhielt eine Woche strengen Arrest mit einer Faße.

Hiezu ist folgendes zu bemerken: Leichen und Leichenteilen wird im Volke eine ganz besondere Heilkraft zugeschrieben. Insbesondere spielt Leichenwachs und Leichenfett von Menschen (Adipocire) — entstanden durch Umwandlung sämtlicher Weichteile in nassen oder feuchten Gräbern — eine große Rolle. Leichenfett verwendet man vor allem zur Verfertigung eines sog. „Diebslichtes“. Eine solche aus Leichenfett verfertigte Kerze soll bewirken, daß Schlafende nicht erwachen und der Dieb also nichts zu fürchten hat (vgl. Hans Groß, Seite 464). Leichenfett soll aber auch als Mittel gegen den Kriegsdienst helfen. In der Volksmedizin findet es mannigfache Verwendung, z. B. in Schlesien als schweißtreibendes Mittel (Diaphoreticum). Wer Leichenfett bei sich trägt, schützt sich vor Ungezieser. Hans Groß erwähnt (I 473), daß in Schwaben Wunden mit Leichenfett behandelt werden. Im Mittelalter galten besonders die Leichen der Hingerichteten als heilbringend, u. zw. nicht bloß einzelne Körperteile, sondern auch Fexen und Lappen der Kleider (Fetischglaube). Da kann es denn durchaus nicht überraschen, daß der Rat der Stadt Eger noch im Jahre 1613 seinen Scharfrichtern gestattet, das Fett von einem Gehängten abnehmen zu dürfen, „weil davon vielen Leuten hülf geschehen kann“ (vgl. meine Ausgabe von Carl Fuß' Schrift vom Aberglauben, Beiträge zur deutschböh. Volkskunde IX. Band, Heft 2, Einleitung). In unserem obigen Falle hat der Richter das abergläubische Moment überhaupt nicht in Betracht gezogen, sondern einfach die unbefugte Eröffnung von Gräbern und Wegnahme von Leichenteilen bestraft nach § 306 Strafgesetz, der lautet: „wer die für menschliche Leichen bestimmten Grabstätten aus Bosheit oder Putzwillie beschädigt, und unbefugt Gräber eröffnet und Leichen oder Leichenteile eigenmächtig hinwegbringt, macht sich eines Vergehens schuldig und ist mit strengem Arrest von 1—6 Monaten zu bestrafen“.

Der Wehediger Totengräber ist also immer noch sehr glimpflich weg-
gekommen.

Zur Literatur vgl. auch: Fovorka und Kronfeld, Vergleichende
Volksmedizin I, S. 133, 275, 276, Hellwig, Verbrechen und Aberglaube,
Seite 73.

2. Ein Prozeßsegen

Bei einer Strafverhandlung beim ehemaligen k. k. Bezirksgerichte in
Falkenau am 23. November 1906 kam, wie mir der seinerzeitige Bürger-
meister von Falkenau, Dr. Peter, mitteilte — folgender Prozeßsegen an den
Tag, der beim Eintritt ins Gerichtsgebäude zu sprechen war:

Ihr lieben drei Herren kommt gegangen,
Drei Tropfen Blut nehm' ich von Euch gefangen;
Den einen von der Zung',
Den andern von der Lung',
Den dritten von der Herzenskraft,
Damit nehm' ich Eure Macht und Wissenschaft.

In dieser Formel steckt offenbar, ähnlich wie bei den Diebs-, Krank-
heits- und Feuersegen eine Art Abwehrzauber. So wie dort durch die
Kraft des Segens die Krankheit oder das Feuer weichen soll, so soll auch
dieser Prozeßsegen den Richterspruch und die Verurteilung im vorhinein
abwehren und unschädlich machen. Ähnliche Sprüche finden sich bei Wuttke
„Der deutsche Volksaberglaube“ (4. Aufl., Seite 175) nach dem Romanus-
büchlein und bei O. Ebermann „Blut- und Wundsegen“, Seite 142, aber
vielfach geändert. Hans Groß in seinem Handbuch weist auf einen ähn-
lichen Segen hin, der in Wien im Sommer 1894 auf dem Reste einer
größeren gestohlenen Geldsumme gefunden wurde, und verweist über die
weite Verbreitung dieses Segens auf das von ihm herausgegebene „Archiv
für Kriminalanthropologie und Kriminalistik“, Bd. III, S. 88, wo ver-
schiedene norddeutsche Varianten dieses Segens angeführt sind.

3. Fetischglaube

Ein unglaublicher Fall von Aberglauben hat sich vor etwa einer Woche in
einem Orte der nächsten Umgebung Karlsbads ereignet. Dort hatte sich ein Arbeiter
in seiner Wohnung an einem Draht erhängt. Als man die Leiche fortschaffen wollte,
sah sich ein Bäckermeister, der ganz entschieden dagegen war, daß die Leiche durch
die Tür hinausgetragen werde, weil dies dem Hause Unglück bringe, sondern ver-
langte, daß der tote auf dem Draht, auf dem er sich erhängt hatte, durch das
Fenster herabgelassen werde, und diese Forderung fand bei den zahlreichen neu-
gierigen willigen Gehör. Vergebens machte ein aufgeklärter Gastwirt Gegenvor-
stellungen. Die Leute schickten sich an, den Weisungen des abergläubischen Bäcker-
meisters zu folgen, und hätten ihre Absicht auch durchgeführt, wenn die am Tatorte
anwesenden Gendarmen dies nicht verhindert hätten. Sie konnten es aber nicht
verhindern, daß man sich trotzdem um Stücke von dem Draht, an dem sich der
Selbstmörder erhängt hatte, rautte.

Das Fortschaffen der Leiche eines Gehängten durchs Fenster ist alter
Volks-glaube. „Einen Gehängten muß man durchs Fenster aus dem Hause

schaffen, sonst kehrt er wieder“, heißt es bei Wuttke, Der deutsche Volks-
aberglaube, Seite 474. Viele Völker schaffen ihre Toten nicht
durch die Hausflur, sondern durch ein in die Wand gebrochenes Loch oder
eine andere besonders hergestellte Öffnung. In Deutschland hat sich dieser
alte Brauch nur bei Verbrechern und Selbstmördern erhalten. Hierzu ver-
gleiche: Sartori, Sitte und Brauch, I. Teil, Leipzig 1910, Seite 143, Wein-
hold, Altnordisches Leben, S. 476, Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 372,
Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin XI, 268, und Lippert,
Christentum und Volksglaube, S. 392. Was das Kaufen um den Draht
betrifft, so ist dies Fetischglaube, d. h. es beruht auf den schon im Fall 1
erwähnten Glauben an die besondere Heilkraft von Gegenständen, die mit
einem Selbstmörder oder Justifizierten in Verbindung waren (Kleidungs-
stücke, der Strick, in diesem Falle also der Draht).

4. Gesundbeten

Am 23. Mai 1918 fand in Eger die Schwurgerichtsverhandlung gegen
die Zigeunerin Anna Duschán und ihre Tochter statt. Sie war angeklagt,
den Eheleuten W., deren erkranktes Kind an Weitschmerz litt, unter dem
Vorwande, das Kind durch Beten gesund zu machen, 3035 K herausgelockt
zu haben. Im Verhör gab sie an, einen Teil des Geldes zum Beten für den
Kreuzweg, zum Opfern von Kerzen und für das Besen von Doppelämlern
verwendet, den andern wieder zurückerstattet zu haben. Auch habe sie
geraten, das Kind über einen Dunst von abgekochten Kräutern zu halten
und demselben neun Wochen lang drei Kieselsteine — Blut-, Nerven-
und Suchtsteine — am bloßen Leibe liegen zu lassen. Diese Steine ziehen
die Krankheit heraus, weshalb sie dann auch vergraben werden müssen.
Der Erfolg der Kur war, daß das Kind nach neun Wochen tatsächlich
gesund wurde. Trotzdem wurde die Zigeunerin zu 15 Monaten schweren
Kerkers verurteilt.

Zur Literatur über das Gesundbeten vgl. den Beitrag von Hellwig
in den „Beiträgen zur Geschichte der neueren Mystik und Magie“, der sich
aber mehr mit der amerikanischen Seite der Scientisten (Christian Science)
und dem Prozeß derselben in Berlin 1906 befaßt.

Das Tragen der Steine geht zurück auf den alten Volksglauben, den
Krankheitsdämon durch einen Zwischenträger abzuleiten, in obigem Falle
durch Steine, in anderen Fällen durch Stücke von Kleidern, Zetteln, die
dann vergraben, in Bäume verbohrt oder verpflückt werden müssen (da
sie den kranken Stoff enthalten); vgl. A. John, Sitte und Brauch im
deutschen Westböhmen, 2. Aufl., Seite 272.

Diese paar Fälle mögen die Aufmerksamkeit auch auf diese nicht be-
sonders einladende und wenig beachtete Seite des Aberglaubens lenken.
Aber auch diese müssen wir verstehen lernen, da sie auf uralte primitive
Vorstellungen zurückgeht, die freilich in unserer „aufgeklärten“ Zeit Ver-
wunderung und Entrüstung erregen.

Das Fangsteinchenspiel in der Gegend von Boderjam und Komotau

Von Karl Friedrich

Das weitverbreitete Fangsteinchenspiel¹⁾ scheint in den sudetendeutschen Gebieten noch wenig Beachtung gefunden zu haben. Es wird aber auch hier an vielen Orten gespielt.

Zu dem Spiel gehört in der Regel nichts als eine Anzahl, meist fünf, Steinchen von etwas über Haselnußgröße, statt deren indessen oft gewisse Tierknöchel (besonders Gelenkknöchel, die Astragalen der Alten) oder irgendwelche andere Gegenstände der verschiedensten Art von geeigneter Form und Größe benützt werden. Eines dieser Steinchen wird in die Höhe geworfen und bevor es wieder aufgefangen wird, muß je eines, oder auch mehrere, der übrigen, auf dem Boden liegenden Steinchen aufgegriffen werden; oder es sind, solange das Steinchen in der Luft ist, überdies gewisse Bewegungen und Handlungen auszuführen, die oft große Anforderungen an die Geschicklichkeit und Geschwindigkeit der Kinder stellen. Deren Erfindungsgabe hat eine große Zahl solcher Erschwerungen erdacht, wenn auch gewisse Grundformen immer wiederkehren. So findet sich namentlich der erste Absatz des Spieles, wie es unten beschrieben wird, ganz gleich oder sehr ähnlich auch als Anfang in den meisten Beschreibungen, die mir bekannt geworden sind.

Am Namen für das Spiel gibt es eine Anzahl. In Buda (Bezirk Boderjam) heißt es *Meißeln*. (Die folgenden Angaben beziehen sich auf die Jahre um 1900.) Das Wort ist schwer zu erklären. Zu „meißeln“, mit dem Meißel bearbeiten, kann es nicht gehören, da dieses Wort in der Mundart des Ortes „mäßeln“ heißt. Es ist daher wohl zu mhd. *mizen* zu stellen, das Veger, Mhd. Handwörterbuch I, 2193 zu Kenner 14864 ansetzt (meizen: sich fleizzen). Dieses meizen ist dort Name eines Kinderspieles. Erklärt ist damit das Wort freilich auch nicht. Für die Steinchen selbst gibt es keine besonderen Bezeichnungen. Es sind eben die Meißelsteine (= *stánla*). Außer diesen werden bisweilen auch zurechtgeklopfte und -geriebene Ziegelbrocken verwendet; sonstige Gegenstände höchstens gelegentlich einmal, etwa die bekannten kleinen Tonkugeln. Die Kinder heben einmal bewährte Steinchen immer wieder auf, mitunter jahrelang, tragen sie ständig bei sich und diese werden durch den häufigen Gebrauch immer mehr zurechtgeschlagen, bis sie schließlich fast kugelförmige Gestalt annehmen.

¹⁾ Am ausführlichsten handelt darüber Elisabeth Lemke in der ZfVf. XVI. 46—66, XVII. 85—88, XXI. 274—276, wo sie literarische Belege, Spielregeln, Bezeichnungen des Spieles und seiner Teile u. dgl. aus allen Ländern und von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart bespricht. Aus der Tschechoslowakischen Republik werden jedoch nur einige tschechische Orte angeführt. Vgl. ferner in derselben Zeitschrift XXVIII. 26—41 die eingehende Untersuchung Josef Müllers über „Das Fangsteinchenspiel in den Rheinlanden“; J. M. Böhm, Deutsches Kinderspiel und Kinderspiel (Leipzig 1897), S. 603, und G. Heßer, Das volkstümliche Kinderspiel (Wien 1927), S. 22.

Das Spiel wird in Bedau, wie auch sonst meistens, nur von Mädchen gespielt. Die Zahl der Teilnehmerinnen ist eigentlich unbeschränkt. Doch tun sich selten mehr als zwei oder drei, höchstens vier dazu zusammen, da sonst die einzelnen zu lange warten müßten, ehe die Reihe an sie kommt. Die bevorzugte Jahreszeit ist das Frühjahr. Meist wird im Freien gespielt. Die Kinder säubern den erwähnten Platz sorgfältig von Sand und hinderlichen Unebenheiten, setzen sich im Kreis auf den Boden und einigen sich darüber, wer anzufangen hat. Das erste spielt nun so lange, bis es „weg“ ist, d. h. einen Fehler gemacht hat. Es muß sich merken, wie weit es in dem Spiele gekommen ist, und setzt es an dieser Stelle fort, sobald alle anderen ebenfalls verunglückt sind. So geht es weiter, bis eines als Siegerin ans Ende gelangt. „Weg“ ist, wer beim Aufnehmen des ersten Steinchens oder beim Aufraffen der anderen eines der liegen bleibenden berührt oder wer irgendeinen Absatz nicht richtig ausführt, etwa das in die Höhe geworfene Steinchen nicht erwischt. Es können allerdings auch gewisse Erleichterungen vereinbart werden, z. B. „Tippeln gilt“. Tippeln ist das unbeabsichtigte Berühren eines Steinchens mit der Hand oder mit den anderen Steinchen. Oder man darf sich die Steinchen „legen“, d. h. so anordnen, daß man sie bequem aufgreifen kann. Meist aber heißt es: „Rix gilt,“ und geübtere Mädchen legen einen besonderen Ehrgeiz darein, das erste Steinchen recht hoch zu werfen und doch noch zu „derropschen“ und die übrigen, auch wenn sie ungünstig liegen, geschickt zusammenzufangen.

Verlauf des Spieles: Es hat fünf Absätze, die aber zweimal durchgespielt werden, beim zweiten Mal, dem „Doppelten“, mit gewissen Ershverungen. Besondere Namen haben nur die Absätze II, III und IV.

A. I. a) Die fünf Steinchen werden auf den Boden geworfen. Eines davon, und zwar dasjenige, durch dessen Entfernung eine möglichst günstige Lage der übrigen erreicht wird, wird aufgenommen, in die Höhe geworfen, ein zweites aufgegriffen, das erste wieder gefangen und weggelegt. Dasselbe geschieht mit den übrigen drei Steinchen. Dann wiederholt es sich, doch werden b) jedesmal zwei Steinchen, c) erst eins, dann drei, d) alle vier Steinchen auf einmal aufgegriffen („gropschen“ heißt das) und weggelegt.

II. „Topper.“ a) Alle fünf Steinchen werden in der Hand gehalten, eines in die Höhe geworfen, die vier anderen auf den Boden gelegt. Das erste wieder gefangen, noch einmal geworfen, die vier wieder aufgegriffen, dann eines weggelegt. Dasselbe geschieht dann b) mit vier, c) mit drei, d) mit zwei Steinchen.

III. „’s gute Glück.“ (So genannt, weil es wegen seiner Einfachheit rasch um ein gutes Stück fördert?) Wird nur mit einem Steinchen gespielt. Während es in der Luft ist, wischt die Hand rasch über den Boden. Wird noch zweimal wiederholt.

IV. „Der Jud.“ Die Steinchen werden aufgeworfen. Die linke Hand wird dann mit gespreizten Fingern so auf den Boden gestellt, daß zwischen dem Daumen und den anderen Fingern eine Art Tor entsteht. Bevor nun das in die Höhe geworfene Steinchen wieder aufgefangen wird, muß eines der übrigen durch dieses Tor hindurchgestoßen werden. Ebenso nacheinander die anderen drei.

V. Die beiden Hände werden nebeneinandergehalten, die eine mit der Fläche, die andere mit dem Rücken nach oben. Die fünf Steinchen liegen auf der flachen Hand, werden in die Höhe geworfen und mit den rasch umgedrehten und wieder zusammengelegten Händen aufgefangen. Jedes aufgefangene Steinchen bedeutet zehn Jahre, so daß die Spielerin also bis „fünfzig Jahre sein“ kann.

B. Das Doppelte: I. a) Die Steinchen werden nicht weggelegt, so daß man also nach und nach eines, zwei, drei und vier in die Höhe werfen und wieder fangen muß. Ebenso bei b—d.

II. „Lopper.“ a) Erst werden vier Steinchen geworfen, eines niedergelegt und dann wieder aufgegriffen. Dasselbe b) mit drei und zwei, c) zwei und drei, d) einem und vier Steinchen.

III. „s gute Glid.“ Alle fünf Steinchen werden geworfen.

IV. „Der Jud.“ Ist ein Steinchen durch das Tor gestossen, wird es beim nächsten Wurf hinter der linken Hand, die nicht aufgehoben, sondern nur weggedreht werden darf, wieder aufgenommen. Ebenso nach und nach die anderen, wobei zwei, drei, schließlich vier Steinchen in die Höhe geworfen werden müssen.

V. Die Steinchen sind mit einer flachen Hand zu werfen und mit dem Rücken wieder aufzufangen. Da aber die Aussicht, hierbei einen nennenswerten Erfolg zu erzielen, nur gering ist, wird dieser Absatz nur selten gespielt. An seine Stelle tritt vielmehr meist der oben unter A. V. beschriebene einfachere.

Dem Bedauer Meißeln fehlen einige sonst häufige Wendungen, die sich dafür beim „Schuftern“ finden, wie das Spiel in Truppschiz (Bez. Komotau) heißt oder hieß (1870). Es sind die Absätze VI, VII, VIII und IX der folgenden Beschreibung.

I.—IV., gleich Meißeln A. 1. a—d. Nur werden die Steinchen nicht weggelegt, sondern in der Hand behalten, wenn nicht vorher vereinbart worden ist, daß „Auslegen gilt“. (Auch die anderen, oben erwähnten Erleichterungen sind möglich.)

V. „Fünfermannl.“ Es werden nach und nach ein bis vier Steinchen geworfen und eines dazu aufgegriffen.

VI. „Lopperts.“ Gleich I, doch muß mit dem aufgegriffenen Steinchen erst noch ein- oder zweimal auf den Boden geklopft werden.

VII. „Streicherts.“ Statt zu klopfen, muß man mit dem Steinchen über den Boden streichen.

VIII. „Herzteiler.“ Mit dem aufgenommenen Steinchen wird an die Brust geklopft.

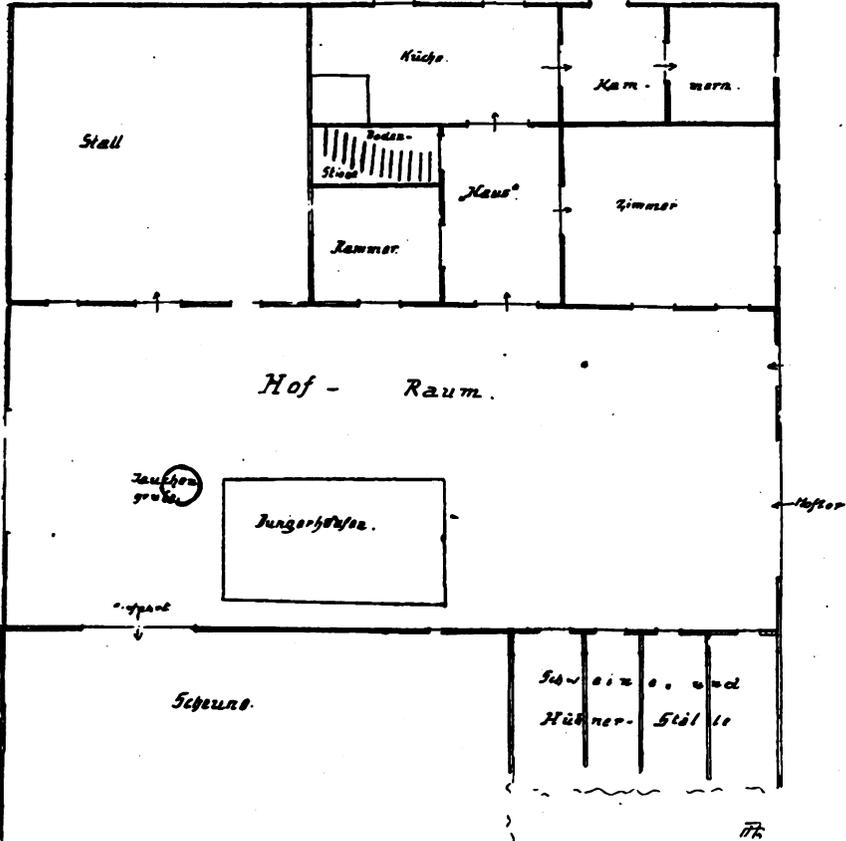
IX. „Knödelessen.“ Ein Steinchen wird zwischen die Rippen genommen, eines geworfen. Bevor dieses wieder gefangen wird, muß das Steinchen aus den Rippen genommen und ein drittes vom Boden aufgegriffen werden.

X. „Ausrauger.“ Ein Steinchen wird mit dem kleinen Finger festgehalten, ein zweites in die Höhe geworfen und während ein drittes aufgegriffen wird, muß das erste fallen gelassen werden. Das geht dreimal, dann hat man zwei Steinchen in der Hand. Die Fortsetzung ist nun gleich dem „Fünfermannl“ (V), bis man alle fünf in der Hand hat.

Das Bauernhaus der Iglauer Sprachinsel

Von Ad. Südhorn

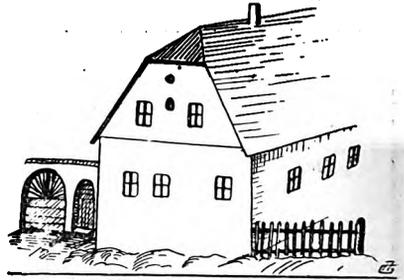
Am rechten Ufer des Schläppenzer Baches liegt der Ort Pattersdorf. Rings um den großen Dorfsteich lagern die Gehöfte, folgen dann zu beiden Seiten der Straße und geleiten sie ein gut Stück hinaus. Am Ufer des Teiches steht das Bauernhaus Nr. 8 (Besitzer Franz Lang; Hausname: Tomer), von dem die beigegebenen Stizzen stammen.



Grundriß

Durch das „Tür“ gelangt man in den Hof, der nach allen Seiten abgeschlossen ist. Gegen Osten steht das festgefügte Wohnhaus, anschließend der Stall, gegen Norden liegen der Holzschuppen und das „hintere Einfahrttor“, gegen Westen Scheuern und kleine Stallungen, gegen Süden ist das „Tür“ und das vordere Einfahrttor. Es mutet uns das ganze Bauwerk an, als hätte ein Ahn im Sinne gehabt, eine Festung zu bauen. Nicht

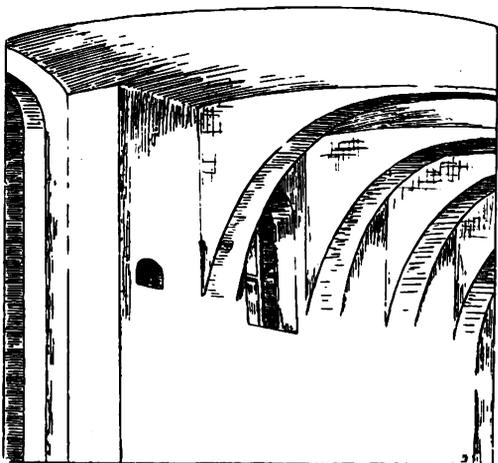
allein die Abgeschlossenheit des Hofes bringt uns auf diesen Gedanken, auch die überaus breiten Mauern. Sie sind gut 80 cm bis 1 m breit. Eingedeckt sind die Gebäude mit Stroh oder Dachpappe, das Wohnhaus bereits mit Dachziegeln. Die Dachform aber ist geblieben, es ist die sog. Schafsnase, die man übrigens an jedem alten Bauernhause des Ortes finden kann. Ja, nicht nur im Orte, sie ist in der ganzen Iglauer Sprachinsel daheim. Ebenso findet man bei allen Bauernhäusern, die diese Dachform aufweisen, den gleichen Giebel: zwei kleine Fenster, dazwischen eine Nische, darin gewöhnlich ein Heiligenbild ist, und darüber eine kreisrunde Öffnung. Neuere Häuser haben die Schafsnase nicht mehr, sondern ein gewöhnliches Dach, dafür aber den Giebel mit reichem Holzwerk verziert, oft geradezu überfüllt.



Dachform

Treten wir nun ins Wohnhaus. Durch eine feste Tür gelangt man in das Vorhaus oder wie es kurzweg heißt: Haus. Da steht eine alte Truhe, ein alter Kasten, der zum Aufbewahren verschiedener Sachen, hin und wieder auch als „Speis“ oder „Amer“ dient. Da stehen Holzpantoffeln, Körbe und Löpfe. Aus dem Vorhaus kommt man durch Türen in die Küche, in das „Zimmer“, in eine Kumpel-

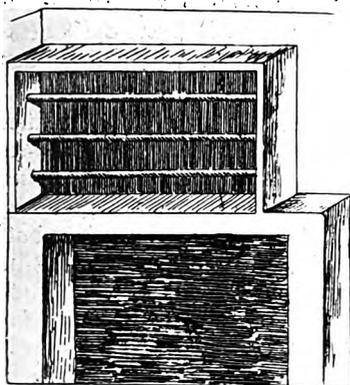
kammer und auf den Dachboden. Die Küche ist sehr geräumig, da sie ja zum täglichen und schier ständigen Aufenthalte der Bewohner bestimmt ist. Was uns da auffällt, ist die massive Wölbung der Decke. Große Bogen, aus Steinen gefügt — wie übrigens das gesamte Mauerwerk — halten Wände und Decke zusammen. Die kleinen Fenster, die tief in der Wand liegen, passen so recht zum ganzen Innern. In einer Ecke der Küche thront der gemauerte Ofen. Um ihn herum steht die Ofenbank, des Bauers liebstes Plätzchen im Winter. In der Nähe des Fensters findet man den Tisch aus Großvaters Zeiten, dessen geschnitzte Füße durch Querleisten verbunden sind. Ringsherum stehen Stühle und Bänke. An der Seite, die gegen das „Zimmer“ liegt, ist der Backofen ange-



Das Innere der Küche

des Bauers liebstes Plätzchen im Winter. In der Nähe des Fensters findet man den Tisch aus Großvaters Zeiten, dessen geschnitzte Füße durch Querleisten verbunden sind. Ringsherum stehen Stühle und Bänke. An der Seite, die gegen das „Zimmer“ liegt, ist der Backofen ange-

bracht, der noch ein gutes Stück ins Zimmer hineinreicht, dort aber zur „Hölle“ umgewandelt wurde, indem man die Wölbung ebnete und davor den Ofen setzte. Die Ofen im Hause sind durchwegs gleich. Auf der Wölbung des Backofens, nahe beim Einschubloch, sitzt der Rauchfang, in den die Röhre aller Ofen münden. — Das „Zimmer“ ist größer als die Küche, hat breitere Fenster, die Decke nicht gewölbt. Es dient nur als Schlafraum und sog. „schöne Stube“. Ist immer blank geschauert, die Möbel sauber abgewischt und alles in schönster Ordnung. Im Zimmer ist auch das Geschirrbankel zu finden, wo die Bäuerin ihre schönsten Töpfe und Teller ausstellt. Das Geschirrbankel ist aus Steinen aufgemauert, nur die eingezogenen Querstäbe sind hölzern. — Die sich an die Küche anschließenden Kammern werden zum Unterbringen von allerlei Sachen benützt. Da finden wir wieder die Wölbung der Decke, allerdings mit der Ausnahme, daß die Bogen nicht nebeneinander laufen, sondern alle sich kreuzen, also eine Art Kuppel entsteht. Der Fußboden in allen Wohnräumen ist mit Brettern belegt, bei der Türe und um den Ofen mit Ziegeln gepflastert.



Geschirrbankel

Vor etwa 80 Jahren aber fand man nach Berichten alter Leute nur festgetretenen Lehm als Fußboden. — In manchen Bauernhäusern ist die „schwarze Küche“ zu finden, ein berufter, ganz finsterner Raum mit Kreuzgewölbe. In diesen Häusern sitzt der Rauchfang auf der Deckenwölbung der „schwarzen Küche“. Dieser Raum wird aber nirgends mehr benützt. In sehr vielen Bauernhäusern findet man auch eine Türe, die vom Vorhaus unmittelbar in den Stall führt.

Der Stall ist gewölbt wie die Küche. Die Scheune besitzt einen steinernen Unterbau, Siebel aber und Versenkung sind mit Brettern verschlagen. Ältere Scheunen sind ganz aus Holz und mit Stroh eingedeckt.

Die Volkstunde bei den Tschechen und Slowaken

Von Dr. Gustav Jungbauer

(Fortsetzung)

II. Von 1895 bis zur Gegenwart

Auf zwei Grundpfeilern ruht der Aufbau der neueren tschechischen und slowakischen Volkstunde, auf der seit 1891 erscheinenden, ersten volkstündlichen Zeitschrift *Český Lid* und auf der volkstündlichen *Ausstellung* in Prag im Jahre 1895.

Die zuerst von S. Niederle, dann von O. Zibrt geleitete Zeitschrift widmete sich vom 4. Band an ausschließlich der Volkskunde. Wenn sie auch mehr volkstümlicher Art ist und sich namentlich bestrebt, Volkserziehung zu nationalem Bewußtsein und Wissenschaft zu verbinden, die Teilnahme der Masse am heimischen Volkstum zu wecken und zu fördern, was durch einen reichen Bildschmuck und die Bevorzugung von kurzen, bunte Abwechslung bietenden Beiträgen erzielt wird, wenn sie also auch nicht wissenschaftliche Zwecke allein verfolgt, so ist sie doch durch den darin aufgespeicherten Stoff eine wertvolle Fundgrube für die slawische Volkskunde. Sie ist aber auch die wichtigste Vorstufe für die Ausstellung des Jahres 1895 gewesen, zu der jahrelange Vorarbeiten nötig waren.

Schon 1879 hatte Prag eine Ausstellung tschechischer Volkstrachten gesehen; 1885 hatten volksbegeisterte Männer in Mähren, unter ihnen Fr. Bartoš, eine Museums-gesellschaft in Olmütz gegründet und eine Ausstellung mährischer Stickerien veranstaltet. Die Jubiläumsausstellung in Prag (1891) gab nun die Anregung für das neue Unternehmen, für das sich besonders der damalige Direktor des tschechischen Nationaltheaters in Prag F. A. Subert (geb. 1849) einsetzte. Man wollte durch diese Ausstellung die volkstümlichen Schätze der Tschechen nicht bloß sammeln, sondern auch für wissenschaftliche Zwecke nutzbar machen und durch Überweisung an ein zu gründendes volkstümliches Museum für alle Zukunft erhalten.

Die Ausführung des Planes übernahm die 1893 ins Leben gerufene „Volkskundliche Gesellschaft“, die in der opferwilligsten und verständnisvollsten Weise von dem ganzen tschechischen Volk unterstützt wurde, so daß die Ausstellung ihre Aufgabe, ein Bild der gesamten tschechischen Volkskultur darzubieten, mit Erfolg lösen konnte. Überall sammelte man Erzeugnisse der Hausindustrie und Volkskunst, Trachtenstücke, Stickerien, Bauernmöbel und sonstigen Hausrat¹⁾. In den Landstädten bildeten sich Ausschüsse und in besonderen Ortsausstellungen wurde alles für das große Unternehmen Wichtige ausgewählt und nach Prag geschafft. Diese Ausstellung wurde nicht allein grundlegend für die neuere tschechische Volkskunde, der sie vielfältige Anregungen bot, sondern hatte auch eine große Bedeutung für das geistige, kulturelle und nationale Leben der Tschechen, und blieb auch auf die Slowaken nicht ohne Einwirkung. Wissenschaft und Kunst erfuhren eine lebendige, nachhaltige Förderung, aber neben dem Gelehrten, dem Musiker, Maler und Architekten kam sie auch dem ganzen Volke zugute. In dieser Zeit gab es keine Unterschiede zwischen hoch und niedrig, arm und reich, das ganze tschechische Volk wurde zu einer einheitlichen, für Volk und Heimat begeisterten Masse. Gaußen²⁾ betonte damals, noch unter dem frischen Eindrucke der volkstümlichen Ausstellung, daß die Deutschen manches von den Tschechen lernen könnten, und hebt bei diesen besonders hervor: „Die Befruchtung der Wissenschaft durch die nationale Gesinnung, das

¹⁾ Vgl. Jakubec u. Novák, Geschichte der tschech. Lit. (2. Aufl.) S. 376.

²⁾ Einführung S. 58f.

enge Zusammengehen von Volk und Gelehrten, die dankbare freudige Teilnahme aller Schichten des Volkes an den volkstudlichen Bestrebungen, das leicht erregbare Herz und der empfängliche Sinn für die Ergebnisse der wissenschaftlichen Tätigkeit."

Schaustücke dieser Ausstellung lieferten den Grundstock für das volkstudliche Museum, zu dessen Errichtung 1895 ein Ausschuß eingesetzt wurde. Hauptsächlich der emsigen Arbeit des Archäologen und Ethnographen Lubor Niederle (geb. 1865), des Verfassers der „Slawischen Altertümer“ (Slovanské starožitnosti), war es zu verdanken, daß dieses Museum schon im Mai 1896 eröffnet werden konnte. Diese sehenswerte Sammlung wurde 1902 in dem Pavillon des Rinsthgartens (Smichov) untergebracht, von Jahr zu Jahr vermehrt und erweitert, so daß heute die zur Verfügung stehenden Räume nicht mehr ausreichen. In den Nachkriegsjahren wurde 1919 innerhalb der Museums-gesellschaft eine Abteilung für Volksarchitektur gegründet und das Museum selbst in den Dienst der Auslandpropaganda gestellt, indem im Mai 1920 aus seinen Beständen eine Ausstellung tschechoslowakischer Volkskunst im Louvre in Paris veranstaltet wurde, die viel Aufsehen erregte.

Merkwürdigerweise findet man auf deutscher Seite auch heute noch eine geradezu erschreckende Verständnislosigkeit gegenüber dem Museums-wesen, eine Brünner Zeitschrift brachte sogar den Satz, daß wir auf dem Gebiet der deutschen Volkskunde „zu viel Museum“ haben. So kann nur jemand schreiben, der einerseits keine klare Vorstellung von dem Begriffe Volkskunde besitzt und andererseits keine Ahnung hat von der Bedeutung eines richtigen, unter sachmännischer Leitung stehenden Museums, der wahrscheinlich irgendeine einmal gesehene, Museum genannte Kumpelkammer vor Augen hat und nun meint, es müßte überall so sein. Solchen Leuten ist zu raten, an einem Sonntag das volkstudliche Museum der Tschechen in Prag zu besuchen und die Wirkung auf die Menge zu beobachten. Uns Deutschen fehlt, von einigen Ausnahmen abgesehen, das völlig, was bei den Tschechen seit Jahren eine Selbstverständlichkeit ist, die Verbindung der volkstudlichen Arbeit mit dem Ausstellungs- und Musealwesen und die damit gegebene gleichzeitige Förderung der Wissenschaft und des Volkstums. Dies sollte für uns ein Ansporn sein, die bestehenden großen Stammesmuseen (Riesengebirgsmuseum, Böhmerwaldmuseum) weiter auszubauen und sie dort, wo sie fehlen, zu errichten, wobei die Bestände unnötiger kleiner, lebensunfähiger Museen herangezogen werden könnten, ferner die Gründung eines gemeinsamen Sudetendeutschen Museums als eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben zu betrachten. Im Besitze eines solchen wird es leicht sein, sich an maßgebenden Ausstellungen des In- und Auslandes zu beteiligen und so das sudetendeutsche Volkstum nach außen hin wirksam zu vertreten.

Die volkstudliche Ausstellung des Jahres 1895 war für die tschechische Volkskunde auch deshalb von weittragender Bedeutung, weil sie, wie J. Horák hervorhebt¹⁾, erst einen kritischen Überblick über die bis-

¹⁾ Revue des études slaves I. 1921, S. 74.

her gewonnenen Ergebnisse ermöglichte, Lücken aufdeckte und neue Fragen stellte. Sie war so der mächtige Grundstein, auf dem die Folgezeit aufbauen konnte. Dazu kamen nun noch Anregungen von anderer Seite.

Zur selben Zeit wurde auch der Grundstein für die deutsch-böhmische Volkskunde gelegt. Schon 1894 hatte die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Angriff genommen und A. Gauffen mit der Leitung dieser Arbeit betraut. Der von Gauffen verfaßte Fragebogen klärte die Öffentlichkeit erst über den Umfang und Wert des volkstümlichen Stoffes auf. An der Beantwortung der Fragebogen beteiligte sich besonders eifrig die Lehrerschaft. Die Einsendungen, die bis zur Beendigung der Sammeltätigkeit im Jahre 1900 in immer stärkerem Maße zu verzeichnen waren, wurden teilweise bereits in den von der Gesellschaft herausgegebenen und von Gauffen geleiteten „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde“ (heute „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“) verarbeitet. Diese stattliche Reihe von Bänden, denen auf tschechischer und slowakischer Seite bis in die neueste Zeit nichts Gleichartiges gegenüberstand, eröffnete Gauffen 1896 mit der „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie“. In Wirklichkeit ist dieses Werk eine Einführung in die deutsche Volkskunde überhaupt, da hier zum ersten Male eine Übersicht über die Geschichte der deutschen Volkskunde und ihr Stoffgebiet dargeboten und auch auf die gleichen Bestrebungen bei anderen Völkern hingewiesen wurde. Im besondern behandelt Gauffen die Volkskunde der Tschechen und führt bereits das durch die Ausstellung veranlaßte Prachtwerk an „Národopisná výstava československá v Praze 1895“, das unter der Leitung von Klusáček, Kovár, Niederle, Schläffer und Šubert von 1896 an in Lieferungen erschien.

Die „Einführung“ Gauffens hat die tschechische Volkskunde in mancher Hinsicht befruchtet und auf einzelne bisher vernachlässigte Gebiete aufmerksam gemacht. Auch die „Beiträge“ Gauffens wurden stets von tschechischer Seite beachtet und meist eingehend besprochen. Hier hatte Český Lid im Jahre 1897 eine rein wissenschaftliche Ergänzung in der Zeitschrift „Národopisný sborník československý“ gefunden, welcher der von der volkstümlichen Museums-gesellschaft herausgegebene „Věstník národopisného musea“ zur Seite trat. Beide Zeitschriften wurden 1906 zum „Národopisný věstník československý“ vereinigt, der bis heute den wissenschaftlichen Mittelpunkt der tschechischen Volkskunde bildet. Diese zuerst von J. Jákubec, A. Kraus und J. Polívka, jetzt von dem letzten mit Hilfe von J. Horák und R. Chotel geleitete Zeitschrift bringt längere Aufsätze und legt großen Wert auf eine gründliche Besprechung aller Neuererscheinungen. Sie bevorzugt gegenüber dem Český Lid, wie auch Brückner in einer Besprechung in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ (XVII. Berlin 1907, S. 218) hervorhebt, allgemeine Stoffe, beschränkt sich nicht ausschließlich auf die tschechische Volkskunde, sondern wahrt sich einen weiteren Blick und den Zusammenhang mit der Volkskunde und Wissenschaft anderer Völker. Mit Polívka und seiner Schule

hängt zusammen das Vorherrschende der historisch-vergleichenden Methode nach dem Beispiel der Deutschen R. Köhler, J. Bolte, des Franzosen G. Paris und der Russen A. N. Pypin und A. N. Beselovskij. Ein weiteres Kennzeichen der Zeitschrift ist die besondere Pflege der literarischen Volkskunde und vor allem das liebevolle Eingehen auf die slawische Volksdichtung.

An diese zwei Zeitschriften reihen sich nun zahlreiche andere. Angeregt durch die Prager Ausstellung hatte sich schon 1895 in St. Martin am Turz, dem nationalen und kulturellen Mittelpunkt der Slowaken, eine Museumsgefellschaft gebildet, die an die Errichtung eines Museums schritt und von 1896 bis 1906 einen Sbornik, von 1898 an den „Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti“ herausgibt. Volkskundliche Beiträge bringen ferner die im gleichen Ort seit 1881 erscheinenden „Slovenské Pohl'ady“, dann in Mähren der „Časopis Matice moravské“ (Brünn, seit 1869), der „Časopis musejniho spolku“ in Olmütz, die Zeitschriften „Selský Archiv“ und „Agrární Archiv“ (seit 1914, jetzt Časopis pro dějiny venkova), ferner der „Časopis společnosti přátel starožitnosti“, für die Slowakei seit 1923 der „Sborník Matice slovenskej pre jazykozpyt, národopis a literárnu históriu“, in dessen 2. Jahrgang R. Plicka Anweisungen zum Sammeln von Volksliedern gibt, für Westböhmen seit 10 Jahren die Zeitschrift „Plzeňsko“ mit der Beilage „Věstník plzeňských muzeí“, in der auch Berichte über das volkskundliche Museum in Pilsen erscheinen u. a. Volkskundliche Übersichten lieferte J. Polívka für den „Věstník slovenské filologie a starožitnosti“, der nur kurze Zeit bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen

Die Flurnamen der Gemeinde Holeišen bei Staab

Das Gemeindegebiet umfaßt 2645 ha; davon sind 1700 ha Waldbesitz der Herrschaft Thurn und Taxis, nämlich die Wälder Wittuna (1100 ha), Lerny und Oberhorschina (je 220 ha) und Unterhorschina (160 ha); das übrige, darunter 220 ha Wald, ist Eigenbesitz der Dorfbewohner.

Die „Kolle“ von 1654 enthält folgende Flurnamen: „Brandt, auf der Launer, in Haizen, auf dem Chlum, in Nedaußen, auf dem Markberg, bei den Wolfsgruben, Trawnik, in Kolibken, in Lämpfl, bei der Mühl, beim Bach, gegen Dschni, gegen Staab, gegen Holz, beim Steeg, in Lerny, hintern Höfen, hintern Tor, im Tal, Dschaner Wiesen.“ Von diesen stammt der Name „Haizen“ von einem Besitzer Heinz, der zu jener Zeit dort ein Feld besaß.

Aus dem Jahre 1807 sind überliefert. 1. Flur: Ortsplatz Holeišen. 2. Flur: Hinter der Pfarr. 3. Flur: Am Lolliken zur Trift Lerny. 4. Flur: Zinsfelder neben dem herrschaftlichen Feld Popel, Strohschneiderviesen, auf der Plachta, bei der Hasenlohe, beim Stohlík, am Reil, auf den langen Bethen, Hohensteinfelsen, Chalupnerwiesl, Githud, Kella Teich. 5. Flur: Zamka, Florianwiesen. 6. Flur: Hinter der Schützen, Markarberg, hohe Troht, Wolfsgruben, grasiger Wassergraben, Trischfeld, bei der Rühle, bei der großen Eichen, Eizowehgraben. 7. Flur: Schlumen, hintern Höfen, Gänddroht. 8. Flur: Bei der Kapellen. 9. Flur: Auf Gärten, Leiniger Poststraße, am Gartlan. 10. Flur: Bei der Pfaffenwiesen, Peterateichl.

Der Name Zamka erscheint seit 1800 an der Stelle des Namens Nedaußen, vielleicht von tschechischen Arbeitern eingeführt, denen von dem Schlosse erzählt

wurde, daß einst am Lerny gestanden haben soll. Vor 1900 verschwanden die Namen: Am Steinen, Patas (von einem Besitzer), bei den drei Kielen, beim Bildl, am Rand, beim Wasserrad. Gegenwärtig sind ferner nicht mehr gebräuchlich „Lolliten“ und „hinter der Schützen“, aus dem Markberg (1800 Margaryberg) ist ein Margorweiher, aus dem Eizowehgraben ein Schischloweigrabl geworden. Außer den angeführten kennt man heute noch folgende Flurnamen: Beunt, Egarten, Luchan, Stra, Straßschnitz, in der Hüll (Hölle), Pfarrhölzel, Nachatschenwiese (nach einem früheren Besitzer), Krautacker, Neufelder, Neugreima (1826 genannt) Dewerschel (1817 auf den Deburschen, 1826 Debrechen, dann Dobrechen, Dobrechen), Kewies, im Kessel, im Fuchsgraben, am Hünerberg, im Trobiker Graben (1819 bei den Döweren, Dörnern), beim Kreuz, beim Marterl, am Schmierpeß, am Distln (zwei Spottbezeichnungen), Sahsan (Grenzäcker), auf der Hocken, Daumigraben (dub = Eiche), Sign (verlostes Feld?).

So leischen.

J. Maschek, Landwirt.

Unsere Zeitschrift wird einlaufende Flurnamen-Verzeichnisse zunächst ohne Erklärung veröffentlichen. Erst wenn genügend Stoff vorliegt, werden die Namen zusammenfassend behandelt werden. Die Sammler und Einsender von Flurnamen werden gebeten, neben dem heutigen Namen auch die mundartliche Aussprache anzuführen und die älteste urkundliche Form, wo dies möglich ist, namhaft zu machen, ferner auch nähere Angaben über die Lage, Größe, Beschaffenheit des Flurstückes, damit zusammenhängende Sagen u. a. beizufügen. Betreffs Anleitungen zum Flurnamensammeln vgl. besonders J. Blau, Der Heimatforscher (3. Aufl., Prag 1922), vor allem die Abschnitte „Namenkundliches“ und „Die Katastralmappe“, ferner Dr. E. Schwarz, Flurnamenforschung in den Sudetenländern (64. Jahrgang der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, Prag 1926), der die bei Blau angeführte Literatur ergänzt und eine Übersicht über die bisherigen Vorarbeiten im deutschen Gebiete Böhmens gibt (Egerland, John; Raaden, Nieder, dessen Büchlein „Flurnamen im Erzgebirge und seinem Vorland“, Raaden 1924, kurz besprochen wird; Friedland, Dr. Preißler; Lettschen, Lehrer Neber; Gablonz, Schwarz; Reichenberg, Heimatkunde von Kessel; Böhmen-Teipa, Heimatkunde von Hantschel u. a.). Für den Böhmerwald, für den die „Flurnamen-Sammlung“ von Remigius Vollmann (3. Aufl., München 1924) wichtige Beiträge bringt, führt der „Verein für Volkskunde und Volksbildung“ unter Leitung von H. Schreiber die Flurnamensammlung durch. Für Deutschland verzeichnet die Literatur John Meier, Deutsche Volkskunde (Berlin u. Leipzig 1926) S. 321f.

Der Blutsauger (Vampir)¹⁾

Ende der 80er Jahre war ich in meiner Jugend einmal Zeuge eines Gespräches zwischen meiner Mutter und dem „abgehauften“ Bauer A. aus R. Dieser hatte irgendeine langwierige Krankheit und sah spindeldürr aus. Er meinte: „Ja das ist nichts anderes, der Alte zehrt an mir, nimmt mir das ganze Blut und meinem Weib hat er es auch genommen und meinem Vater und der Mutter auch und darum hab ich auch abhauen müssen, weil ich immer so müde war und nicht arbeiten konnte. Dafür liegt er drin im Freithof wie ein Blader und kann nicht verfaulen und man kann niemanden dort begraben.“ Weiter erzählte der Mann, wie sein Vater gestorben sei, habe der Totengräber in Kalsching das Grab des Alten ausheben wollen. Aber dieser, der zu Lebzeiten ganz mager war, sei darin gelegen ganz blut und frisch, als täte er nur schlafen. Darauf habe der Totengräber das Grab schnell wieder zugeschaufelt. Und es sei kein Zweifel, daß ihm und seinen Leuten der Alte das Blut aussauge. Oft habe er, so lange er noch das Haus besaß, in der Nacht gespürt, wie sich etwas auf seinen Hals legte und drückte. Wenn er dann die hl. Maria in Gogau (nahe Wallfahrtsort) angerufen habe, sei es davon wie eine Gule.

¹⁾ Der Ausdruck „Vampir“ ist im Volke nicht gebräuchlich. Zur Lit. vgl. St. S o d, Die Vampirjagen und ihre Bewertung in der deutschen Literatur (Berlin 1900).

Hiezu erfuhr ich in späteren Jahren von meinem Vater Folgendes: „Ein ehemaliger Besitzer des betreffenden Hauses wollte seinen Kindern, die selbst schon alt waren, die Wirtschaft nicht übergeben. Er konnte nicht mehr arbeiten, war jaundürr und wachsgelb, obwohl er alle Milch selbst austrant und alles Schmalz aufaß, so daß die andern nur Kleben und getrocknete Rirschen das Jahr über aufgekocht zu essen hatten. Da haben endlich die Kinder den alten Mann in die Haartstube (Flachsbrechhaus) eingesperrt, wo er einmal tot aufgefunden wurde. Weil viel Schnee war, konnte man ihn erst vier Wochen später nach Kalsching bringen und dort im alten Friedhof bei der Kirche begraben. Als dann der Friedhof aufgelassen wurde, habe der Totengräber an dieser Stelle die Knochen nicht ausgehoben, weil der alte Mann noch unverwest und dick wie eine Broiding (Kröte) in seinem Grabe liege. (In Wirklichkeit wurden damals nur jene Gebeine auf den neuen Friedhof gebracht, auf die man bei der Bachregulierung und der Kanalisierung der Schüle stieß). Die Nachfahren dieses Alten aber seien alle jaundürr und immer krank gewesen und hätten schlecht gewirtschaftet, bis der letzte ganz abhaufte.

Dagegen gelang es dem späteren Besitzer der Wirtschaft, der heute noch im Ausgedinge lebt, das Anwesen in die Höhe zu bringen. Wenn in früheren Jahren darüber gesprochen wurde, so hieß es oft: „Ja das ist ein Fremder; dem kann der Alte nicht an.“

Wien (Mistholz bei Kalsching).

Anton Klement.

Blutsegen aus Salnau.

1. Unsere liebe Frau geht in Garten.

Sie brockt ihr drei Rosen:

Die erste ist grün, die zweite ist blau, die dritte ist gut,

Die stillt das Herzblut.

So hilft dir Gott der Vater, hilft dir Gott der Sohn, hilft dir Gott der heilige Geist.

2. Unten Blut steh!

Wie der ungerechte Richter, der ungerechte Müllner, der ungerechte Wirt
Vor dem Gerichte Gottes gestanden sind,

So lange steh du, Wundenblut,

Bis daß sie ihr ungerechtes Gut

Vorn Gericht Gottes vorgebracht haben.

So hilft dir Gott der Vater usw.

Bei Verwendung der Segen wird zuerst der Tauf- und Zuname des Blutenden genannt und mit den Worten begonnen: Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit¹⁾.

R r u m a u.

Karl Schefczik.

¹⁾ Die Segen stammen von der verstorbenen Großmutter des Einsenders. Der 1. gehört zu den „Drei Blumen-Segen“ (vgl. Ebermann Blutsegen 96 ff.; Seyfart Sachsen 123). Des Reimes wegen ist an Stelle des ursprünglichen „rot“, zu dem die nbd. Form blöt passte, hier „gut“, in anderen Fassungen „Gott“ getreten (vgl. auch Wuttke § 280). Der 2. gehört zur Gruppe „Der ungerechte Mann“ (Ebermann 113 ff.; vgl. Grohmann Aberglaube 167 Nr. 1185, aus Hainspach). Eingefendet wurde ferner ein Seelenstück zum Wurmsegen (s. 1. Heft Seite 34):

Jesús und Petrus fahrn in das Adern aus.

Sie fahren über den Ader drauf

Und adern 77 Würmer heraus.

Der erste ist grün, der zweite ist blau, der dritte ist rot,

Der mocht alle Würmer tot.

Endlich ein Segen gegen Fieber: Du hast das Ungefangt (= Ungefangt, Ungesund, Krankheit; Schmoller 2, 307), so nimm hinweg Jesu allen Wind und Weh und hilf dir für das Ungefangt. (Vgl. dazu Ammann in ZfSt. I. 1891, S. 206, aus Ruschwarda.)

Winte für Lichtbildaufnahmen von Bauernhäusern

Aufnahmen von Bauernhäusern sind sowohl für die Zeitschrift als auch für das volkstündliche Archiv sehr willkommen. Einsendungen erhalten einen erhöhten Wert und Eignung zu wissenschaftlicher Verarbeitung, wenn der Lichtbildner planmäßig vorgeht und verschiedene Umstände beachtet. Zunächst ist, wenn es sich nicht um einen Einzelhof handelt, das ganze Dorf von einer passenden Stelle aus aufzunehmen und das betreffende Haus auf dem Bilde zu kennzeichnen oder es ist zumindest eine Aufnahme des Hauses mit den Nachbarhäusern zu machen. Muß man in Rücksicht auf die hohen Kosten der Platten von solchen Aufnahmen absehen, so ist in einer Beilage die genaue Lage des Hauses, die Dorfform (Rundling, Ungerndorf, Reihendorf, Hausendorf) u. a. anzugeben. Das Haus selbst suche man mit allen Nebengebäuden, mit dem Garten u. a. zu erfassen. Bei einem einzelnen stehenden Gebäude sind Aufnahmen von allen vier Seiten wünschenswert. In den meisten Fällen genügt aber eine einzige Aufnahme, welche, wie unser Bild zeigt,



Siebelseite, deren Spitze jedoch nie fehlen soll, und Längsseite auf der Platte vereinigt. An Stelle der Innenaufnahmen, die in dunklen Räumen auch bei künstlicher Belichtung selten entsprechend gelingen, treten vorteilhafter Skizzen und Zeichnungen, durch die sich manches deutlicher veranschaulichen läßt. Jeder Aufnahme ist stets ein Grundriß beizugeben, der über die Verteilung der Räume Aufschluß gibt. Das Gesamtbild des Hauses liegt endlich vor, wenn auch von bemerkenswerten Möbeln, vom Hausrat u. a. Skizzen oder Aufnahmen beigebracht werden¹⁾.

¹⁾ Mit der Frage der Lichtbildaufnahmen beschäftigt sich auch die tschechische Volkskunde; vgl. J. Hořman, *Fotografování lidových staveb*, im Sonderabdruck „*Ukoly a cilo národopisu Československého*“ des *Národopisný věstník* XVIII, Prag 1925, S. 98 ff. Das Bild (Haus in Volgtzdorf, Riesengebirge) ist dem Werk *Deutsche Volkskunst* (Band Schießen), Belpshin-Verlag in München, entnommen (f. Besprechung im 1. Heft).

Die Bedeutung der Backöfen für die Siedlungsgeschichte

Im deutschen Siedlungsgebiete der Sudetenländer kann man bei alten Dorfhäusern im allgemeinen drei Arten von Backöfen unterscheiden:

1. Schlesiſche Art. Der Backofen ſteht in der Stube und wird vom Hausflur aus bedient. Um den Backofen läuft die Ofenbank, hinter ihm iſt ein Holztrodenwinkel, die „Hölle“. In neuerer Zeit wird an den Backofen oft der Küchenofen angebaut.

2. Mittelgebirgiſche Art. Der Backofen iſt nicht in der Stube, aber doch im Hauſe oder an daſſelbe angebaut. Am häufigſten trifft man die folgenden drei Formen:

a) Backofen im Hausflur unter der Stiege!).

b) Backofen im Stübchen, aber ſo tief gelegen, daß man auf ihm bequem Pilze, Mohnköpfe u. a. trocknen kann. Zur Heizöffnung führen vom Hausflur aus mehrere Stufen hinab. Dieſe Ofenart wird beſonders viel zum Obſtdörren verwendet.

c) Backofen erkerartig an das Haus angebaut und überdacht, aber immer vom Hausflur oder einem anderen Raume des Hauſes aus beheizbar.

3. Bahriſche Art. Der Backofen ſteht ſonſt außerhalb des Hauſes, gewöhnlich gegenüber der Haustür auf der andern Seite des Fahrweges. Er wird ſamt ſeinem Vorraum von einem eigenen Dache geſchützt.

Wenn man nun bloß alte Backöfen in Betracht zieht, ſo ſcheinen die verſchiedenen Formen nach der Stammesart der Deutſchen verteilt zu ſein. Daher dürfte eine Überſichtskarte der Verbreitung der einzelnen Formen große Bedeutung für die Siedlungsgeschichte haben. So iſt beſpielsweiſe nach den bereits geleisteten Vorarbeiten das Ergebnis zu erwarten, daß die Tſchechen excluſivlich die ſchleſiſche Art des Backofens übernommen haben, ebenſo am meiſten vom ſchleſiſchen Bauernhauſe, der ſchleſiſchen Mühle uſw. Das würde dafür ſprechen, daß der ſchleſiſche Volksſtamm zu den Tſchechen in einem anderen Verhältniſſe ſtand als die übrigen deutſchen Volksſtämme, daß er früher da war u. a. Freilich darf dabei nicht vergeſſen werden, daß auch wirtſchaftliche Gründe, z. B. in Obſtgegenden das Obſtdörren, die Ausbildung der Form des Backofens entſcheidend beeinflußt haben können. Betreffs des Standortes im Hauſe oder außerhalb des Hauſes kommt ferner auch der Bauſtoff des Hauſes in Betracht. Bei feuergefährlichen Holzbauten wird man eher als bei Steinbauten den Backofen abſeits verlegen.

Der richtige Einblick in die beſonders für die Siedlungsgeschichte wichtige Frage der Form und Verbreitung der Backöfen wird erſt dann möglich ſein, wenn in jeder Gegend die vorhandenen Formen, alte, neue oder Miſchformen feſtgeſtellt werden. Dort wo Miſchformen vorkommen, kann durch eine Kartenſkizze das Verbreitungsgebiet erſichtlich gemacht werden. Bei einzelnen Backöfen wird nicht ſelten eine Zeichnung oder Lichtbilddaufnahme auf biſher ganz unbeachtet gebliebene Umſtände aufmerkſam machen.

Reichenberg.

Dr. Bruno Müller.

Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad

(Tätigkeitsbericht)

Nach dem Vorbild anderer Bezirke wurde auf Anregung des Bezirkslehrervereins am 22. Juni 1924 die Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen. Dem Aufruf zur Gründung hatten 17 ſchon ſeit langer Zeit im Dienſte der Heimatforſchung tätige Männer Folge geleistet, deren Zahl im Laufe der nächſten Monate durch einige weitere Mitarbeiter vermehrt wurde, ſo daß der Mitgliederſtand jetzt etwa 25 beträgt. In der gründenden Verſammlung wurde der Beſchluß gefaßt, eine Zeitschrift „Unſere Heimat“ als Beilage zur Zeitschrift des Karlsbader Volks-

1) Dieſe Form iſt auch auf oberdeutſchem Gebiete, ſo im ſüdlichen Böhmerwald daheim, wo meiſt von der Küche aus geheizt wird. Zur Ill. vgl. H.W. „Oberglauze“ I. 131 ff. und beſ. K. R o ſ, Unſer Backofen (3. Aufl., Stuttgart 1926).

bildungsvereines („Der Volksbildner“) herauszugeben, deren 1. Folge am 1. August 1924 erschien. Unter der Leitung des als Heimatforschers längst in gutem Ansehen stehenden Oberlehrers Gustav Rutschera, der auch den größten Teil der meist geschichtlichen Beiträge lieferte, wurde in den 12 Hefen treffliche Vorarbeit für die künftige Heimatkunde des Bezirkes geleistet. (Die Zeitschrift wurde mit 30. Juni 1925, hauptsächlich aus geldlichen, dann aber auch aus sachlichen Gründen, eingestellt.) Im September 1924 wurde mit den Vorarbeiten zur Herausgabe eines „Sagenbuches der Karlsbader Landschaft“ begonnen. — Im März 1925 begannen die Vorarbeiten für einen geologischen und einen musikgeschichtlichen Band, im Juni für einen Band, der eine Darstellung der Porzellanindustrie geben soll. Das Sagenbuch erschien zu Weihnachten als 2. Veröffentlichung. — Das Jahr 1926 war mit den Arbeiten für die Veröffentlichung des musikgeschichtlichen und des geologischen Buches ausgefüllt. — Zu Anfang des Jahres 1927 wurde die Herausgabe einer geologischen Karte und die Neuauflage der Bezirkskarte von Gust. Rutschera beschlossen und sofort mit den Vorarbeiten begonnen. Zu Weihnachten erschien das Buch „Musik und Musiker“ von M. Kaufmann. Das inzwischen fertig gestellte geologische Werk „Der heimatische Boden und seine Heilquellen“ von Oberbergtrat Dr. D. Michler und Doz. Ing. R. Kampe wurde ebenfalls in Druck gegeben und im September wurde der Beschluß gefaßt, die von Direktor Josef Hoffmann seinerzeit veröffentlichten Werte über „Volkstrachten“ und „Heimische Bauweisen“ in neuer Auflage als Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft herauszugeben; mit dem Druck beider Werte wurde bereits begonnen. Ferner wurde über Anregung des Prof. Dr. L. Herold die Veröffentlichung eines Bandes „Sitte, Brauch und Volksglaube“ beschlossen. — Am 28. September wurde die Hauptversammlung des „Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung“ (Auffig), dem die Arbeitsgemeinschaft seit 8. September 1924 angehört, in Karlsbad abgehalten. — Die Sammlung der Flurnamen des Bezirkes ist abgeschlossen und harret der Verarbeitung, für andere Gebiete sind die Vorarbeiten und Stoffsammlungen im Gang. — Die Fachbücherei beträgt 178 Nr.

Karlsbad.

Dr. L. Herold.

Antworten

(Einlauf bis 15. April)

1. Umfrage. Der Glaube an Nachzerrer ist noch im südlichen Böhmerwald daheim (s. Kleine Mitteilungen), lebt aber auch in Sagen fort, wie eine Einsendung von Oberlehrer Franz Meißner, Nieder-Bangenu bei Hohenelbe, beweist.

2. Umfrage. In Vochotin bei Luditz wird eine Henne in das neugebaute Haus die erste Nacht über eingesperrt (Schulleiter Emil Sacher, Gruschowan). Über andere Hühner im Riesengebirge (Hahnschlagen am Kirchweihmontag, Hennenschlachten am Gründonnerstag zur Erzielung einer guten Obsternte) berichtet F. Meißner.

3. Umfrage. Am Mies wird das Hegen austreiben am 30. April abends von Kindern gepflegt, die mit Stöcken aus Töpfen und alte Blechgefäße schlagen, mit Peitschen knallen und auf andere Art Bärm machen (Lehrer Adolf Glückhorn, Pattersdorf bei Deutschbrod). Am gleichen Abend knallen die Burschen in der Gegend von Luditz zur Zeit des Abendläutens mit Peitschen und schlagen die Mädchen, welche barfuß in ein anderes Haus zu laufen pflügen, auf die Röcke und Fäße. Außerdem legt man ausgestochene Hasenstücke vor die Stalltürschwelle und steckt drei Kreuze aus Zweigen der Eisbeere hinein (E. Sacher, Gruschowan). Im Riesengebirge war und ist es teilweise noch heute üblich, die ganze Walpurgisnacht hindurch zu schießen, Hegenfeuer anzuzünden und die Dungsstätten mit Birkenreisern und Dornsträuchern, an die bunte Bänder (früher meist

rote Lappen) gebunden sind, zu umstecken. In Rottwitz werden die Eggen vor die Stalltüren gelegt, in Langenau eine Gacke, die man mit Rasen bedeckt, in Forst bei Hohenelbe kommen noch drei Kreuze aus Holunderholz darauf (F. Meißner, Nieder-Langenau).

4. Umfrage. Nach mehreren Einsendungen ist der Spiritismus vorwiegend auf schlesischem Stammesgebiet daheim und hat hie und da bereits die Form einer religiösen Sekte angenommen.

5. Umfrage. Ein weiteres Bild der hl. Kimmernis steht in Fulnek (Lehrerin A. Bönisch, Sedlnitz), ein anderes in der Marthakapelle bei Obergrund im Bezirk Freiwaldau (Prof. Oskar Bernerth, Mähr.-Sternberg). Eine zusammenfassende Darstellung der sudetendeutschen Kimmernisbilder wird für eines der nächsten Hefte Prof. Dr. R. Gadowich (Karlsbad) liefern. Hierzu hat durch freundliche Vermittlung von Dr. Anton Strnad in Frankfurt die Buchdruckerei Carl Auradniczel in Mähr.-Sternberg vier Bildstöcke (Kimmernisbild in Sternberg und bei Frankfurt) zur Verfügung gestellt.

6. Umfrage. Im Riesengebirge (wie auch in anderen Gegenden) begründet man den Widerstand gegen das Impfen damit, daß dadurch Kinder erkrankt, ja sogar gestorben sein sollen (F. Meißner, Nieder-Langenau).

7. Umfrage. Der Reichenhaus ist ferner üblich in ganz Südböhmen (Prof. Th. Schmela, Prag; Anton Klement, Wien, der betont, daß es hier mehr eine Art Repräsentation ist, die sich von dem sonst, z. B. auch im Tschechischen üblichen Brauche zu zechen und bis in den Morgen hinein zu tanzen, wesentlich unterscheidet), in Winterberg und den deutschen und tschechischen Dörfern der Umgebung (Schriftsteller F. Ed. Grabe, Winterberg), in der Gegend von Mies (W. Güllhorn, Pattersdorf), als „Badeffen“ (Reidessen) oder kurz „s Kad“ in Vochotin bei Luditz (E. Sacher, Gruschowan), im Riesengebirge, wo zuweilen dabei auch Musik spielt und getanzt wird (F. Meißner, Nieder-Langenau) und als „Reichenassen“ um Bodenstadt i. M. (Oberlehrer Franz Götz, Postschau).

8. Umfrage. Die Seelenlücke, eine Ritze mit einem Schieber zum Abziehen des Rauches, war bei alten Holzhäusern der Gegend um Kalsching zwischen den Fenstern. Alte Leute pflegten zu sagen, daß dieses Abzugloch sein müsse, damit die Seelen der Verstorbenen hinauskönnen. Man gab stets auch etwas vom geweihten „Lingang-Kranzerl“ hinein (A. Klement, Wien, der auch berichtet, daß sein Vater, als nach einem Umbau des Elternhauses die Ritze nicht mehr bestand, oft zur kranken Mutter sprach: „Jetzt tanzt ja gar nit sterben, wo wir keine Ritze mehr haben.“ Darauf pflegte die Mutter zu antworten: „Nu, ist ja die Beuchten da!“). Auch im Riesengebirge brachte und bringt man noch heute auf dem Brettergiebel oberhalb der Fensterchen eine meist kreisrunde Öffnung an, die von alten Leuten als „Seelengiebellooch“ bezeichnet wird (F. Meißner, Nieder-Langenau).

9. Umfrage. Weitere Einsendungen beweisen, daß der Name Haus für Hausflur im ganzen Gebiet üblich ist, so im ganzen Südböhmen (Th. Schmela, Prag; A. Klement, Wien), in Vochotin bei Luditz (E. Sacher, Gruschowan), in der Gegend von Múschá (Prof. Dr. Ernst Führlich, Reichenberg), im Riesengebirge (F. Meißner, Nieder-Langenau), in den Landgemeinden um Mähr.-Sternberg und im nordwestlichen Schlestén (D. Bernerth, Sternberg) und im Ruhländchen (A. Bönisch, Sedlnitz).

11. Umfrage. Das Wort Beunde (ahd. biunt = „was sich herumwindet“), unsprünghch für den Zaun gebraucht, dann ein dem Flurzwang nicht unterworfenenes eingezäuntes Grundstück bezeichnend, kommt nach E. Schwarz, Flurnamenforschung in den Subetenländern (Mitt. d. B. f. Gesch. d. Deutschen 64. Bd. 1926, S. 103) auch am Fuß des Riesengebirges vor. Nach dem bisherigen Einlauf ist es nur im Böhmerwald, Egerland und Nordwestböhmen bis zu einer nordöstlich etwa von Grassitz über Karlsbad nach Jechnitz verlaufenden Linie bekannt, wobei von der anfänglichen Bedeutung des „Eingezäunten“ fast nichts mehr zu erkennen ist. Den Namen führen in Plattetschlag im südlichen Böhmerwald zwei unweit der Häuser gelegene Acker (Schriftleiter Anton Schacherl, Budweis), in Westböhmen

und im Egertland allgemein Wiesenstücke hinter dem Dorfe, die nicht eingezäunt zu sein brauchen (Dr. A. Bergmann, Staab; J. Maschel, Holeischen), um Plan und Ruttenplan Wiesen am Wasser, um Wch und Ludiz hutweidenartige Grundstücke in der Nähe der Höfe (Sanitätsrat Dr. Armin Klein, Prag), um Mies schlechte Wiesen, auf denen infolge trockenen Bodens wenig Gras wächst und die daher meist als Gutweide benützt werden (Weidensart: Zähn' wie Peintheu), um Bischofteinitz Wiesen beim Orte, die gewöhnlich jumpfzig sind (Ad. Glückhorn, Pattersdorf), um Schlaggenwald dagegen Wiesen mit üppigem Graswuchs, weshalb man von einem schmackhaften Essen sagt: „Dös gähnt rei(n) woi Peunthaa (Peuntheu)“, aber auch ein Ortsteil, der offenbar auf einer solchen Wiese entstanden ist (Bürgerschuldirektor i. R. Johann Hahn, Schlaggenwald), endlich in Vochotin bei Ludiz eine flache Talmulde (E. Sacher, Hruschowan). Bekannt ist die „Hübelpeint“ in Grassitz; 1576 in Stadtbuch noch als Wiese angeführt, gab es dort bald darauf Bergstollen und eine Reihe von Häusern; 1610 wird eine ganze Gasse, 1617 eine zweite erwähnt, die hauptsächlich von Bergleuten bewohnt waren; die erste, in der heute das Staatsrealgymnasium, die Stickerisachsche und andere Gebäude stehen, heißt jetzt noch Hübelpeint (Gymn.-Direktor Dr. G. Treigler, Grassitz). Wie hier aus dem alten Flurnamen ein Straßennamen wurde, so gab ähnlich der Flurname mitunter dem darauf stehenden Bauernhaus den Namen. So heißt z. B. eine Bauernwirtschaft in der Nähe von Wilhelmsburg bei St. Pölten Peunt (Schriftsteller Karl Zimmermann, B.-Veipa) und in Oberplan (Südböhmen) bekam von dem Ortsteil „Puit“ das Haus „Puidinger“ seinen Namen.

12. U m f r a g e. Der auf das tschechische špacok (Star, Spielflößchen) zurückgehende Ausdruck P a t s c h e k oder Schpatschet ist in Süd- und Westböhmen und im mittleren Nordböhmen daheim, im schlesischen Mubargebiet tritt das ebenfalls aus dem Slawischen (tschech. tyčka) herrührende Wort T i t s c h t e r an seine Stelle¹⁾, wozu in Schlesien sich die deutsche Bezeichnung „K l i p p s c h l a g e n“ gesellt. Das Wort Patschet ist belegt aus Südböhmen, wo das Spiel Patschger- oder Schpachger-treiben heißt (A. Schacherl, Budweis; Oberlehrer Franz Weisinger, Frauenthal bei Prachatic), ferner um Staab (Dr. A. Bergmann), Mies (Ad. Glückhorn), Plan und Ludiz (Dr. A. Klein, Prag), Schlaggenwald (J. Hahn) und Ledau bei Podersam, wo man das Spiel vor etwa 30 Jahren von der Schule aus bekämpft (Prof. Karl Friedrich, Salzbürg). Am Aufschal kommt neben Spaget auch der Ausdruck „Kullaschnalzen“ (tschech. kulka = Kugel) vor (Dr. E. Führlich, Reichenberg). In Gablonz heißt das Spiel „tittschern“, das Spielflößchen „Tittscher“ und das Prellholz „Tittscherbrätl“. Mit diesem Wort (Tittscherbrettel) bezeichnet man in neuerer Zeit spottweise auch die Tenniscadets (Bürgermeister R. R. Fischer, Gablonz). Im Gebiet von Troppau heißt das Spiel „Ritscherle schlagen“, um Würbenthal „Klipp schlagen“. Hier wurde es ebenfalls wegen seiner Gefährlichkeit von der Schule aus bekämpft und ist daher der heutigen Jugend nicht mehr bekannt, die dafür den Schlagball pflegt (Bürgerschuldirektor Leo Benzing, Würbenthal). Im südlichen Böhmerwald gibt es noch besondere Bezeichnungen, in Wittkholz bei Kalsching nennt man das Spiel P i t o s c h l a g e n oder Pitotreiben, das Hölzchen Pilo und das Schlagbrett Pitobrettel (A. Klement, Wien), in Winterberg ist der Name Z e c o s p i e l üblich. Man darf das Klößchen dreimal schlagen; beim ersten Schlag ruft man „Zeco“, beim zweiten „Epiho“, beim dritten „Terno“. Seit ungefähr zwölf Jahren hat das Spiel ganz aufgehört, entweder weil durch das spize Holzklößchen leicht Verletzungen vorkamen oder auch deshalb, weil der Fußball viele alte Spiele verdrängt hat. Ähnlich ist das Barentreiben oder Sautreiben — auch im übrigen Böhmerwald bekannt — bei dem der etwa 8 cm im Durchmesser starke Holztopfel eines Bierfasses mit Stöcken geschlagen wird, bis er in einen Kreis hineinkommt (F. Gd. Grabe, Winterberg).

13. U m f r a g e. Das S c h e r z r ä t s e l ist in Südböhmen (Th. Chmela, Prag), aber auch in Wien bekannt (A. Klement, Wien), ferner in Schlaggenwald (J. Hahn),

¹⁾ Dies gebraucht man auch in Wien; vgl. D. H e p e r, Das vollständige Kinderpiel (Wien 1927) S. 41.

um Römerstadt (Lehrer Johann Bernard, Nieder-Mohrau), im Rukländchen (A. Bömisch, Sednitz) und um Freiwaldau (D. Bernerth, Sternberg). In Plattetschlag (Südböhmen) wird an Stelle des Käffels die folgende scherzhafte Reimerzählung überliefert (A. Schacherl, Burtweis):

Mäch dar an Soakstaeef:

D' Bei(n)l (= Ziegenot in Bohnenform) hant (= sind) da Kaeffer,

D' Mi(r)l (= Milch) gats (= gibt sie) eh (= ohnehin);

Und wunst is (= wenn du sie) zwidst, macht ' an Zuda,

Und d' Hönl (Hörner) kånst ei(n) broucka.

15. Umfrage. Aus dem judetendeutschen Gebiet ist bisher kein Einlauf betreffs Verwendung der Zitrone, die in den meisten Fällen an Stelle des früher benützten Apfels getreten ist, zu verzeichnen. In der Mark Brandenburg und gelegentlich sogar in Berlin ist der Zitronenbrauch noch heute heimisch (Studienrat Dr. Hermann Rügler, Berlin, der auch ein Verzeichnis der bisherigen Literatur zu diesem Stoffe einsandte, das wissenschaftlichen Arbeitern zur Verfügung steht).

16. Umfrage. Im Böhmerwald sagt man, daß der Flachs gut gerät, wenn Bauer und Bäuerin im Fasching fleißig tanzen (F. Meisinger, Frauental). Im Riesengebirge glaubt man, daß der Flachs gerät, wenn der Bauer viel tanzt, und daß er so hoch wird, wie man im letzten Fasching springt. Darum sollen sogar die alten Weiber tanzen. Ferner wirft die Bäuerin mit den vom Backen der Krappen fetten Händen Leinsamen in die Höhe, damit der Flachs recht hoch werde. Wenn in jeder Stunde des letzten Faschingstages etwas Wein gefast wird, so gibt der aufgehende Same die zur Leinsaaf günstige Woche an. Die Länge der an diesem Tage abgekehrten Spinnweben deutet die Länge des Flachs an (F. Meißner, Nieder-Langenu). Um Bodenstadt i. M. tanzt man am Faschingdienstag den „Flachsanz“, wobei die Anfänge verschiedener Länze gespielt werden, aber auch ein besonderes Musikstück üblich ist, zu dem die Leute recht schnell tanzen und möglichst hoch springen. Denn so hoch sie springen, so hoch wird der Flachs (F. Göb, Pöschau). Ebenso sucht man im Bezirk Römerstadt das Wachstum des Flachs durch hohes Springen beim Faschingtanz zu fördern; außerdem stecken die Bäuerinnen die zu Fronleichnam geweihten Birtenzweige in das Feld, denn der Flachs wird dann so lang wie diese (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

17. Umfrage. Am Ralsching bindet man, wie dies auch bei kleinen Kindern geschieht, an das Pferdegeschirr gegen den Neid schützende rote Wollfäden, die man auch in die Mähne oder in den Schweif flicht und an Röhren anbringt, die zum Belegen geführt werden (A. Klement, Wien). Um Prachatik befestigt man auch am Riemen der Füllen einen roten Lappen gegen den Neid (F. Meisinger, Frauental). Auch um Auscha muß etwas Rotes am Geschirr der Pferde sein, damit diese nicht „berufft“ werden. Aus demselben Grunde tragen auch die Leute gern etwas von roter Farbe (Dr. E. Führlich). Ebenso schmückt man im Riesengebirge das Kummel mit roten Tuchlappen, um das Pferd gegen böse Einflüsse zu sichern (F. Meißner, Nieder-Langenu) und tat dies früher allgemein, heute seltener auch um Römerstadt. Hier machten die Fuhrleute früher vor der Ausfahrt mit dem Peitschenstecken ein Kreuz auf die Erde vor den Pferden, wobei sie den Hut abnahmen (J. Bernard, Nieder-Mohrau). Wie in Baden und in der Schweiz (vgl. Wuttke S. 713) ist auch im südlichen Böhmerwald meist ein Dachstell am Kummel des Gepdpferdes.

18. Umfrage. In Pilsen besitzen mehrere Familien alte St anduhren städtischer Herkunft; eine besonders prächtige, von Zacharias Sutter, Großfuhrmacher aus Münster, der 1725 das Bürgerrecht in Prag-Alstadt erhielt, ist aus dem Nachlaß des ehemaligen Pilsener Kreisshauptmannes und Altertumsammlers Edlen von Pöplacher schließlich in den Besitz des Einsenders gekommen (Franz Böschl, Pilsen).

19. Umfrage. Auch im Riesengebirge waren Achteckchenen verbreitet. Sie gelten als kostspielig und unpraktisch und sind im Verschwinden (F. Meißner, Nieder-Langenu).

20. Umfrage. Die Siedel wird in Südböhmen (A. Klement, Wien; Th. Chmela, Prag; A. Schacherl, Budweis; F. Meisinger, Frauenthal) noch immer verwendet und weist überall die gleiche Form auf wie die im Böhmerwaldmuseum in Oberplan befindliche. Sie ist auch in Westböhmen (Dr. A. Bergmann, Staab) und im Egerland, z. B. in Gfell (F. Hahn, Schlaggenwald) bekannt, ferner in den deutschen Dörfern um Bodenstadt, wo in Pöschkau noch vor zwei Jahren eine Siedel in einem Hause verwendet wurde, und in den tschechischen Dörfern um Olmütz, wo die Knechte darin schlafen (F. Göb, Pöschkau). Im Ruhländchen nennt man sie Schlaibant (A. Bönißch, Sedlitz).

Umfragen

21. Wo sind die östliegende Flächen bezeichnenden Flurnamen, das oberdeutsche *E g e r t* oder *E g a r t e n* (mhd. *egerte*) und das mitteldeutsch-niederdeutsche *D r e e s c h* (niederd. *dreesch*) nebeneinander üblich?

22. Wer erinnert sich an *W a g g o n a u f s c h r i f t e n* zur Zeit des Weltkrieges (3. B. Jeder Schuß ein Fuß, Alle Serben müssen sterben, König Peter, der Trompeter, der kommt später.¹⁾?



23. Läßt sich nachweisen, daß heute noch *B e r g m a n n s l i e d e r* von Bergleuten selbst gesungen werden?

24. Warum soll man ein *M e s s e r* nicht mit der Schneide nach oben liegen lassen? (Weil der Teufel darauf reitet, die armen Seelen darauf sitzen müssen u. a.)

25. Wo schläft das *G e s i n d e*? (Fragebogen des Verbandes deutscher Vereine für Volkstunde Nr. 152.)

26. Wer kennt ähnliche *K r e u z s t e i n e*, wie die oben abgebildeten mittelalterlichen Sühnekreuze aus Unterfranken und was wird vom Volk über den Anlaß ihrer Aufstellung berichtet?

¹⁾ Diese und andere bereits veröffentlicht im *Cesky Lid* XXIV, 1924 S. 62 ff.

27. Wo gilt das Erbrecht, daß der Besitz ungeteilt dem ältesten (oder jüngsten) Sohne zufällt? (Fragebogen Nr. 552.)

28. Wird der am Leibe getragene Schmuck (Gutschnuck, Halschnuck, Armschnuck, Anhängsel u. a.) nur als solcher betrachtet oder knüpfen sich ausdrücklich abergläubische Vorstellungen und Meinungen (Abwehr des Schädlichen, Glückszeichen u. a.) daran?

29. Welche Arten von Backöfen gibt es in Ihrer Gegend? (Vgl. oben „Kleine Mitteilungen“.)

30. Wo gibt es ähnliche Kreuzwegstationen (s. Bild), Marterln oder Kapellen mit Vordach? (Lichtbilder oder Skizzen einsenden¹.)



Besprechungen

Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (s. Besprechung im 1. Heft).

Zu den neu erschienenen Lieferungen ist wieder im allgemeinen zu bemerken, daß Grohmann, den auch Wuttke stark benützt, deutsche und tschechische Überlieferungen nicht sondert, und man es vermeiden soll, von Böhmen, das doch auch von 2½ Millionen Deutschen bewohnt wird, zu sprechen, wenn es sich um tschechischen Aberglauben handelt, so z. B. bei Malbaster (Anm. 5), Allerseelen (Anm. 16), Alp (Anm. 157, 319, 337), Altvater (Anm. 3), Amboß (Anm. 4, 7), Ammer (Anm. 6), Analogiezauber (Anm. 44), Angang (Anm. 76 mit Druckfehler „Grohmann 230“

¹) Beide Bilder sind dem Werke „Deutsche Volkskunst“ (Band Franken und Westfalen), Delphin-Verlag in München, entnommen.

statt 220, ferner 104, 115), anschneiden (Anm. 22), Aſche (Anm. 44, was bloß für die Tſchechen in Mähren gilt) u. a. Entbehrlich ſind die Stichwörter *Meie* und *Altmütter*, da hiezu bloß tſchechiſche Überlieferung vorliegt und im übrigen *báby* (= alte Weiber, ſeltener Großmütter) von Grohmann willkürlich mit *Altmütter* überſetzt wurde. Bei *Altweiberſommer* ſoll der ſchon in den Quellen unrichtig wiedergegebene Satz auf S. 353 lauten „tſchech. *babi léto léta*“, ferner iſt die Gegenüberſtellung von tſchech. und böhm. auf S. 356 unverſtändlich, da es in Böhmen nur eine deutſche und eine tſchechiſche, aber keine böhmische Sprache gibt, endlich iſt Grimm Myth. 2, 654 (hier S. 357, Anm. 49) dahin richtigzuſtellen, daß bei den Tſchechen *vlačka* (nicht *vlač'a*) das Eggen (nicht die Egge), ferner *Schleppgarn*, *Altweiberſommer* bezeichnet.

Einige Ergänzungen und Bemerkungen zu den Beiträgen mögen folgen. **Adler:** Ein ſolcher iſt meiſt auch der Königsvogel der orientaliſchen Märchen, der den zu erwählenden König angibt (Jungbauer, Märchen aus Turkeſtan 72, 305; Polte-Poliſka 1, 325, *Wfw.* 20 (1920/21) 35 ff., 359). Zum Schutzbogel der Fürſten vgl. Jungbauer a. a. O. 218. In Holſtein nagelt man auch Adler zur Abwehr von Krankheit und andern an die Häuſer (Heſcher 389). **Adoption:** Zu verweiſen iſt noch auf die Mantelkinder (*filii mantellati*) (Hoops *Reallex.* 3, 473f.; Quenſel, Thüringen 67) und auf den ähnlichen Rechtsbrauch bei der Hochzeit (Wächtold *Hochzeit* 1, 251). **Advent:** Das häufigere Erſcheinen von Geiſtern (vgl. auch das Adventweibchen des Böhmerwaldes, Quellen und Forſchungen zur deutſchen Volkskunde VI. Wien 1908, S. 144) erklärt ſich zum Teil aus der Herbitzeit ſelbſt mit ihren Nebeln und der frühen Dämmerung. Zu dem im Advent üblichen Frauentragen (Salzburg, Steiermark), Joſeftragen (Steiermark), Herbergſuchen (Oberöſterreich), Adventblasen (Znnviertel) u. a. vgl. *Geramb Brauchtum* 100f. **Grippe:** Vgl. noch Lehmann *Aberglaube* (2. Aufl.) 192ff.; *Zaunert Rheinland* 2, 6f., 275f. **Ahnenglaube:** Stützt ſich zu einſeitig auf die altnord. Lit., bringt anderſeits manches, was beſſer beim Totenglauben zu behandeln iſt. Zum Stoff gehört auch, daß die Verbindung mit den Vorfahren durch den älteſten Sohn erhalten wird, den man nach dem Großvater benennt, wie die Tochter nach der Großmutter (ſ. *Alteſter*, S. 349), ferner daß der Ahne des Hauſes in einem Baum anweſend gedacht wird (ſ. *Anthropogonie* S. 461; vgl. Jungbauer *Böhmerwaldſagen* 235). Zum Hauskobold als Ahnengeiſt, der nach der Sage zuweilen alljährlich ein rotes Kleid bekommt (Quenſel Thüringen 206. Vgl. *Jahn Opfergebräuche* 291; *Ruhn Weſtfalen* 1, 158; *Meier Germ. Myth.* 139) vgl. auch *Zaunert Naturſagen* 1, 56f. Zur Ahnfrau (Anm. 50) vgl. die bei Jungbauer *Böhmerwaldſagen* 255f. verzeichnete Lit. zur weißen Frau, die meiſt als Ahnfrau erſcheint. Die ebd. S. 98 ſtehende Sage handelt nicht, wie es S. 230 (Anm. 25) heißt, von einer Ahnfrau, ſondern von drei weißen Frauen, die nachts als weiße Geiſter ſich zeigen und arme Seelen in Tiergeſtalt ſind. **Albertus Magnus:** Vgl. auch Lehmann *Aberglaube* (2. Aufl.) 181ff.; *Zaunert Rheinland* 1, 162 und Lit. 2, 268f. **Alterſeelen:** Vgl. noch *Geramb Brauchtum* 89ff. Im ſüdlichen Böhmerwald heißen die den Armen geſchenkten Gebäcke *Seelwecken*. **Alp:** Unberührt blieb die neueſte Sagenliteratur, die manches bisher Unbekannte bringt. Nach *Peucker* *Schleſien* 106ff. herrſcht in der Kleidung des Alp die blaue (ſ. d.) Farbe vor. Mitunter trägt er ein blaues, mit weißen Punkten beſetztes Kleid, das an den Sternenhimmel erinnert und vor dem Alp ſchützt, der nicht eher drücken kann, bis er die Punkte gezählt hat. Vgl. noch *Gohert-Wolter* 128; *Jungbauer Böhmerwaldſagen* 196ff.; *Zaunert Rheinland* 2, 147ff.; *Quenſel Thüringen* 262ff.; *Steber Sachsen* 199ff.; *Zaunert Weſtfalen* 251ff., ferner auch *Lehmann Aberglaube* (2. Aufl.) 484f. Zum Aufſtellen der Schuhe gegen den Alp wird das Stichwort „*Schuh*“ zahlreiche Ergänzungen bringen. **Afrau:** Vgl. noch *John Fuß* 31f. **Alter:** Zum hohen Alter der Geiſter vgl. *Polte-Poliſka* 1, 368ff., 497; *Graber Kärnten* 46ff.; *Zaunert Naturſagen* 1, 36; *Jungbauer Böhmerwaldſagen* 28ff.; 243f. **Alterlein:** Vgl. unſere *Zeitschrift* 1, 34. **Altes Weib:** Zur Vermeidung eines Mißverſtändniſſes gehört das Wort *Wiſerin* (= *Braucherin*, weiße Frau) auf S. 349 unter Anführungszeichen oder erklärt. **Altman:** Zur Sage vgl.

Jungbauer Böhmerwaldsagen 266. Amulett: Zu verweisen ist auch auf Anhängsel (Schweinchen aus Silber, vierblättriger Klee) und andere bloße Glückszeichen. Anfang: Dem ganzen Beitrag fehlt eine entsprechende Gliederung, die sich, etwa im Anschluß an Sartori, Sitte und Brauch, von selbst ergibt als Anfangsüber am Tage (s. Morgen), in der Woche (s. Montag und die andern Wochentage), im Monat (s. die einzelnen Monate), im Jahre (s. d. und Neujahr), ferner bei Geburt, Hochzeit und Tod (s. d.) und endlich im Wirtschaftsleben (z. B. Hühnopfer vor dem Einzug ins neue Haus). Unrichtig ist S. 406, daß der Dienstag nicht als Glückstag gilt, er wird vielmehr gegenwärtig fast durchwegs als günstiger Tag angesehen. Anthropogonie: Dieser sonst sehr lehrreiche Beitrag bringt, wie zum Teil auch der über Anthropomorphismus, fast nichts vom „deutschen“ Aberglauben, der doch auch genug Stoff darbietet, z. B. was den Volksglauben über die Herkunft der Kinder betrifft (vgl. etwa John Westböhmen, 2. Aufl., S. 103f.). Apfel: An seine Stelle tritt nicht selten die Zitrone und in neuester Zeit die Orange (s. unsere 14. Umfrage). Aphrodisiaca: Zu Ann. 121 ist zu erwähnen, daß auch der ausgefärbte Haarstaub der Pferde im südlichen Böhmerwald ähnliche Verwendung findet. Auffällig ist die dürftige Behandlung der für den Aberglauben so wichtigen Wörter Apotheke (bloß 23 Zeilen), Arznei (30 Zeilen) und Arzt (37 Zeilen). Ein Blick in das erstbeste Konv.-Lex. beweist dies zur Genüge, besonders bezüglich der zwei ersten Wörter. Unter Arznei sind doch auch die Arzneimittel zu verstehen, über deren Herkunft, Verwendung, Wirkung usw. der deutsche Volksglaube genug zu berichten weiß. Zum Arzt, bei dem doch auch auf Grimm Myth. 2, 961ff.; 3, 333ff. hinzuweisen wäre, ist vor allem nachzutragen, daß es seit je Ärzte — auch studierte — gegeben hat, denen das Volk keineswegs mit unausrottbarem Mißtrauen gegenüberstand, deren Persönlichkeit und Tüchtigkeit im Gegenteil bewirkt hat, daß man ihnen übermenschliche Kräfte zuschrieb, sie als Zauberer und Teufelsbündner ansah (vgl. besonders den nordböhmisches Doktor Mittel, s. unsere Zeitschrift 1, 38). Asche: Hervorzuheben ist, daß sich der Glaube an die Fruchtbarkeit schaffende Wirkung ganz natürlich aus der Erfahrung erklärt, die man mit der Asche als ausgezeichnetem Düngemittel gemacht hat. Andererseits ist die Asche bei fast allen Völkern ein Sinnbild der Vergänglichkeit. Asthma: Das Volk gebrauchte dagegen verschiedene Heilmittel (Asthmazigaretten u. a.), die fast alle Stechapfel (Stramonium) enthalten. Zur Astralmythologie hat auch Eisler, Weltensmantel, einen gewichtigen, wenn auch in manchem ansechtbaren Beitrag geliefert, der hier gar nicht erwähnt wird, wie auch Schriften, z. B. G. Friedrichs Grundlage, Entstehung und genaue Einzeldeutung der bekanntesten Märgen, Mythen und Sagen (Leipzig 1909) u. a. ganz übersehen werden, die ausgezeichnete Beispiele dafür sind, daß die astralmythologische Richtung sich zu vollkommener Klarheit auszuwachsen kann. Ayl (Ann. 19): Bei Grohmann Sagen 95 kommt in der übrigens tschechischen Sage weder ein Pflug noch ein Durchstechen des Kopfes durch Radspeichen vor. Atmospäre, womit das Volk, wenn es diesen Ausdruck überhaupt kennt, doch nur die unsere Erde umgebende Luftkugel bezeichnet, ist ein überflüssiger Beitrag, da er das an anderer Stelle (s. Baden, Brot, Jungfrau Maria u. a.) ohnehin Angeführte bloß wiederholt. Aufgabe, unlösbar: Zu I. vgl. das Zählen der Punkte des Sternenkleides (s. oben Ap); auch auf den Schwanz, das Märchen, Rätsel und das Völklied von den unmöglichen Dingen ist zu verweisen. Aufhörer: Auch hier werden neuere Sagensammlungen gar nicht beachtet. Wenn der Hochgeist an einer bestimmten Stelle von seinem Träger weicht, so kann neben dem psychischen Moment der Erwartung, daß der Spuk hier weichen werde, auch ein physisches zur Entspannung führen, z. B. die ernüchternde Wirkung der kühlen Wasserluft bei einer Brücke. Zum Aufstehen vgl. noch den Volksglauben betreffs des Spätaufstehens am Palmsonntag (Sartori s, 138), am 1. April (ebd. 167) und zu Pfingsten (ebd. 191, 196), zum Aufwachen Böhme Kinderlied S. 318. Bei Auge bleibt im Abschnitt I. 11 unbekannt, worauf sich die in der einzigen Ann. 65 angeführte Lit. bezieht, bei Augenkrankheiten soll es in Ann. 97 statt Casop richtig Casop. (= Casopis českého Musea) heißen. Aufsatz und

Ausschlag erfahren eine sehr dürftige und oberflächliche Behandlung. Zum Ausschlag wird wohl bemerkt, daß sich „üppiger Aberglaube“ um diese entsetzliche Volkskrankheit rankte, es werden aber nur zwei Formen des Aberglaubens angeführt. Die bei Ausschlag (Anm. 2) berichtete Zaubehandlung ist nicht in Deutschböhmen daheim, sondern bei den Slawen in der mährischen Walachei. Zum Volksglauben über die Entstehung der Krankheit, auf den gar nicht eingegangen wird, und zu den Heilhandlungen vgl. Engelen u. Lahn 273 = Sartori 2, 193; Grohmann 51, 171, 181f.; Schfarth Sachsen 32, 186f., 248, 252, 254 und alle Werte, in welchen von der Heilkraft des Laues, des Osterwassers und von ähnlichen Heilmitteln und Schönheitsmitteln die Rede ist; Volksfegen gegen Flechte und Krätze aus dem Böhmerwald hat schon 1891 Ammann in der ZfM. I. 202 veröffentlicht. Bei Aussagung fehlt der Hinweis, daß die Wöchnerin bis zu diesem Tage besonderen Gefahren ausgesetzt ist (s. Abend). Aussagung: Vgl. zum Lebendigbegrabenen Jungbauer Böhmerwaldsagen 165, 260. Baden: Anm. 59 ist tschechische Überlieferung. Zu Anm. 100 ist zu erwähnen, daß im deutschen Böhmerwald besonders beim heißen Krapsenbäcken die Stubentür geschlossen bleibt, weil sich die Krapsen nur bei einer gleichmäßigen Stubenwärme schon herausbäcken lassen. Zu Anm. 80 und Abschnitt 14 wie auch zum Beitrag B a c t r o g ist anzuführen, daß dieser auch ein Schutzmittel gegen die wilde Jagd ist (vgl. Jungbauer Böhmerwaldsagen 83). Nach einer Mitteilung von Prof. Ehlardi in Prag pflegt man im deutschen Westböhmen noch heute hie und da bei einer Feuersbrunst den Bactrog, mit der Hühler gegen das brennende Haus zu, ins Freie zu stellen.

Als II. Abteilung der Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde wird zur Zeit der Band Märchen vorbereitet, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von J. Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Ruz Madensen.

Zeitschriftenchau

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von E. Grohne und H. Tardel. Verlag Carl Schünemann, Bremen.

Die seit 1923 erscheinende Zeitschrift bringt jährlich in vier stattlichen Heften Beiträge zur niederdeutschen und allgemeinen Volkskunde, wobei alle volkstümlichen Stoffgebiete gleichmäßig berücksichtigt werden und schon die Namen der Mitarbeiter A. Becker, B. Geramb, D. Gahne, K. Gümertopf, E. Fehrlé, E. Rück, L. Madensen, L. Sohnrey, K. Raute, Lily Weiser, A. Wrede u. a. die Sachverständige, streng wissenschaftliche Einstellung verbürgen. Im Jahrgang 1927 bespricht D. S a s a l l y die Entstehung des Aberglaubens an Edelsteine, die schon früh mit den Gestrirnen in Zusammenhang gebracht wurden, und weist nach, daß das Aussehen (Form und Farbe) der Steine ausschlaggebend war für den Glauben an ihre besonderen Kräfte. P. A l p e r s zeigt an Beispielen die enge Verwandtschaft der niederdeutschen und niederländischen Volksdichtung. H. T a r d e l schließt seine eingehende Untersuchung über „Die Testamentsidee als dichterisches Formmotiv“ mit dem Ergebnis ab, daß zwischen den lateinischen Ekelstestamenten der Kleriker und den zahlreichen Tierestamenten in romanischer und germanischer Volkssprache neuerer Zeit eine thematische Übereinstimmung besteht und daß die Testamentsformel eine selbständige Umformung und Angleichung an den nationalen Stil erfahren hat. W. K a m s a u e r verfolgt das Vorkommen von Frosch und Kröte in niederdeutschen Flurnamen, wozu B. B ü c k m a n n einen teilweise richtigstellenden und ergänzenden Zusatz liefert. Dem kurzen Aufsatz von W. W i s s e r, der 22 norddeutsche Fassungen des Märchens M u s c h e vergleicht, stellt J. J y s e n seine auf Grund von 104 Lesarten durchgeführte Untersuchung der „Einleitungen zu den Unterweltmärchen bei Grimm“ gegenüber, wozu noch auf die „Märchen aus Turkestan“ (Jena 1923) S. 43, 302, 308 zu verweisen ist. Gilde B o e s e b e d beginnt mit einem längeren Beitrag über „Verwünschung und Erlösung des Menschen in der deutschen Volkslage der Gegenwart“, über den erst geurteilt werden kann, wenn er vollständig vorliegt. Doch kann gleich heute bemerkt werden, daß man Beiträge, die in einem schwer verständlichen Deutsch geschrieben sind, grundsätzlich

von der Drucklegung ausschließen sollte. Hier fallen allerlei Sagengeheuer und seltsame Stilblüten auf, z. B. S. 142: „Vor allem aber in dem getauften Kind realisiert sich der ominöse Bezug wesentlich nur in dem an den Bezügen seiner Ritter teilnehmenden Kind.“ Eine Reihe von Beiträgen zum neueren niederdeutschen Volkslied eröffnet H. Tardel mit einem Aufsatz über das derbe Panicaatenlied, A. Becker befaßt sich mit der Geschichte des rheinischen Karnevals, insbesondere Speyers im 16. Jahrhundert, gegen W. Pfeiler behauptet S. Behlen, daß das niederländische Bauernhaus kein Volksstumsmerkmal sei, nicht als besonderer Ausdruck der Erbauer und Bewohner, d. h. der Niedersachsen angesehen werden kann und in seinem Verbreitungsgebiet auch nicht mit der Ausbreitung des niederländischen Volksstums zusammenhängt. Bemerkenswert ist ferner ein kurzer Bericht über das pommerische Volksliederarchiv, das unter Leitung von Vuk Madenjen dem Germanistischen Seminar der Universität Greifswald angegliedert ist und bisher über 2.000 Nummern umfaßt. Ein Vorzug der Zeitschrift sind endlich die ausführlichen und lehrreichen Besprechungen.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Herausgegeben von F. Krause, P. Kröber, P. Zinck. Verlag Hermann Broedel und Co. in Leipzig.

Diese erscheinen seit 1926 als Monatschrift mit je einem Druckbogen Umfang und verfolgen vornehmlich den Zweck, das volkskundliche Gut der Freistaaten Sachsen, Anhalt und Thüringen und der Provinz Sachsen einerseits zu sammeln und zu deuten, andererseits aber auch für die Pflege des Volksstums zu verwerten. Für uns Sudetendeutsche haben sie besondere Bedeutung, weil sie auch Beiträge bringen, die unser Gebiet berühren. So ist das Jännerheft 1928 dem Erzgebirge gewidmet. A. Eichhorn schreibt darin über „Das Rammlandhaus des Erzgebirges als Beispiel bodenständiger Bauweise und Volkskunst“ und bemerkt hiebei, daß die Dörfer in der Nähe der alten Straße von Freiberg über Clegg nach Brütz durch die verschiedene Beschädigung der Häuser eine Fundgrube für die Volkskunde sind. Im Anschluß an E. S. Wild, Interessante Wanderungen durch das Sächs. Obererzgebirge (Freiberg 1809) schildert R. Jahn einzelne Jahresbräuche, während sich E. Uhlle mit dem Annaberger „Rätfest“ beschäftigt. Das Feber- und Märzheft 1928 bringt neben kleineren Beiträgen eine Untersuchung von F. Krause über die „Probleme der Erforschung deutscher Volksfitten und Bräuche“, die im allgemeinen von Raumann ausgeht, aber betont, daß dieser als Nicht-Völkereundler den gesamten völkerekundlichen Tatsachenkomplex nicht übersehen konnte und daß daher seine Ansicht von der präanimistischen, primitiven Gemeinschaftskultur nicht vollkommen haltbar ist. Jedes Heft enthält einen kurzen „Volkskundlichen Monatskalender“, Umfragen und eine auf das mitteldeutsche Gebiet beschränkte Zeitschriftenchau.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Geleitet von E. Fehrle. Verlag Konfordia A.-G. Bühl (Baden).

Diese Zeitschrift erscheint seit 1927 zweimal jährlich in einem Umfang von je 5 bis 6 Druckbogen. Sie wird von mehreren Vereinigungen, im besondern den Lehrervereinen in Baden, Württemberg und Bayern herausgegeben und betont neben der wissenschaftlichen Aufgabe auch die praktische Volkskunde. Im 1. Heft behandelt nach einem Geleitwort von E. Fehrle M. Walter einen bisher wenig beachteten Zweig der Volkskunst, die Kunst der Ziegler; mit dem „Pfeffer“ genannten Hochzeitsanfangslied beschäftigt sich M. J. Künzig, die wichtigsten Merkmale der oberdeutschen Eagen vom wilden Jäger bespricht R. Günnerkopf, der aber hiezu nur einige wenige, ältere Sagensammlungen benützt. Das Bauernhaus in Tirol stellt Bith Weiser auf Grund persönlicher Beobachtung und unter Heranziehung der einschlägigen Literatur in seiner Eigenart dar, E. Fehrle veröffentlicht einen zum 100. Todestag J. P. Hebel's gehaltenen Vortrag und A. Pfalz widerlegt die volkstümlich gewordene Ansicht, daß die zweifellos mittelbairische u.-Mundart, die auch in Südböhmen um Neubistritz und in Südmähren vor-

kommt, fränkisch sei. Endlich zeichnet A. Sämmler in zum Teil humorvoller Weise das Volkstum Württembergs und liefert namentlich zur verschiedenen Wesensart des Franken und Schwaben gelungene Gegenüberstellungen; Jener lächelt, dieser lacht; jener ist heiß, dieser hitzig; jener ist spitzig, dieser scharf; jener „uzt“, dieser spottet; jener sagt „schöppeln“, dieser „saußen“; dort „schaut einer ums Brot um“, hier heißt man’s „betteln“ usw. Ähnliche Unterscheidungen gibt es auch bei uns, oft im allerengsten Umkreis, z. B. zwischen Nachbarorten mit verschieden gearteter Bevölkerung. Im 2. Heft begründet E. Fehle an einem Beispiel, den Predigtanweisungen des hl. Pirmin, die Notwendigkeit, solche oft gar nicht auf eigener Erfahrung beruhende Quellen nur mit Vorsicht zu benutzen. W. Fraenger befaßt sich mit den Zigenhauener Terrafotten, F. Bloff liefert einen Beitrag zum Wervolf- und Zauberglauben Steiermarks um 1700; einen übersichtlichen Auszug seiner Darstellung der Spizentlöppelei im Böhmerwalde (Beiträge zur deutschböhm. Volkskunde XIV. 2. S. 133ff.) gibt J. Blau; K. Kapff schreibt über schwäbische Geschlechtsnamensforschung. Neben den zahlreichen Bücherbesprechungen und Anzeigen ist noch der Bericht zu erwähnen, den U. Falz über die Arbeit am bayrisch-österreichischen Wörterbuch erstattet.

Blätter zur bairischen Volkskunde. Herausgegeben im Auftrag des Vereines für bairische Volkskunde und Mundartforschung von Friedrich Pfister. 11. Heft, Würzburg 1927.

Der wichtigste Beitrag ist die Untersuchung von F. Pfister über den Glauben an das „außerordentlich Wirkungsvolle“ (Drendismus), die an dessen frühere Abhandlung (10. Heft) über „Volkskunde, Religion und Religionswissenschaft“ anschließt. Sie geht von dem Mana-Begriff der Südseevölker aus, den F. N. Behmann in dem Buch „Mana“ (Leipzig 1922) behandelt hat, und rückt verschiedene Sitten und Bräuche, z. B. das Weizen in die große Zehe, in ein neues Licht. Eine Ergänzung liefert K. Arbesmann mit dem Aufsatz „Fasten im antiken Zauber“. Von kleineren Beiträgen sind zu nennen Albert Becker „Zur Pfälzer Volkskunde vor W. S. Niesl und August Becker“, E. Christmann „Von der rheinfränkisch-südfränkischen und der pfälz.-lothr. Sprachengrenze in der Pfalz“ mit Belegen dafür, daß auch die Gesetze der Lautverschiebung ihre Ausnahmen haben, Beiträge zur Volksmedizin von F. Heeger und S. Gleßgen u. a. Unter den Neuerscheinungen werden auch der 16. und 17. Band der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“ besprochen.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien. Geleitet von Michael Haberlandt.

Der 32. Jahrgang (1927) umfaßt drei Doppelhefte. A. Mailly bespricht den Hernalser Gelskritt, ein Spottbrauch, der im Anschluß an die verbreitete Strafe des Gelsreitens wahrscheinlich bald nach der Besiegung der Türken 1684 aufgefunden ist. Über ein eigenartiges Volksspiel, das Taghschäßen, im Gebiet östlich von Aspang berichtet S. Kotel, von einer zu Beginn des 17. Jahrhunderts entstandenen „Habaner“-Töpferiedlung in Siebenbürgen handelt J. Biely, mit den Habanern in der Slowakei beschäftigt sich K. Friedmann (s. unser 2. Heft) und kurze Nachrichten über „brüderisches“ Geschirr aus Eggenburg bringt E. Frischau. Besonders beachtenswert ist als Stoffsammlung das alphabetisch angeordnete Wörterbuch zum Wiener Kinderglauben von L. Höfer, das Ergebnis 25jähriger Sammelarbeit an Wiener Volksschulen, das in Wirklichkeit ein Wörterbuch des Wiener Aberglaubens überhaupt darstellt. Zu dem schon früher von A. Haberlandt und K. Zober behandelten Hochzeitssbrauch des Salzammergutes, den Bräutigam am Vortag der Hochzeit zu kreuzigen, schreibt K. Spieß einen sonderbaren Aufsatz und führt darin Dinge an, die mit dem Übergangsbrauch des Kreuzigens nicht den geringsten Zusammenhang haben. Endlich macht A. Haberlandt auf das Rärntner Heimatmuseum in Klagenfurt aufmerksam. Im 1. Doppelheft 1928 setzt L. Höfer seinen Beitrag „Wiener Kinderglaube“ fort und K. Hecker fordert in dem trefflichen Aufsatz „Ein neuer Weg der Kinderspiel-

forschung", daß zu dem üblichen Interpretationsverfahren auch die systematische Beobachtung des äußeren Verhaltens der Kinder komme, woraus sich erst wichtige Ergebnisse gewinnen lassen.

Das deutsche Volkslied. Begründet von Dr. J. Pommer, geleitet von R. Siebleitner, G. Fraungruber, R. Zoder und G. Kotek, herausgegeben von dem Deutschen Volkslied-Vereine in Wien.

Wie in allen früheren Jahrgängen dieser ausgezeichneten Zeitschrift, ist auch in den zehn Hefen des 29. Jahrganges (1927) eine Fülle von Stoff aufgespeichert. Das 1. Doppelheft ist dem Burgenlande gewidmet und bringt nach einer bibliographischen Übersicht über die Mundart und Volksdichtung des Gebietes zahlreiche Liedproben. Den Zusammenhang zwischen Lied und Sage beleuchtet der Beitrag „Das Schlangenlied“ von R. Dabj (dazu ein Nachtrag im Jahrgang 1928, S. 22). Im 3. Heft veröffentlicht G. Jungwirth eine Liste von volkstümlichen Kunstliedern, die vor der Mitte des 19. Jahrhunderts als Blattdrucke in Nordmähren verbreitet waren, im 4. Heft teilt J. Wolke steirische Volkslieder und Bierzeiler aus dem Nachlaß von R. Weinhold mit, ferner finden sich darin Volkslieder aus den deutschen Sprachinseln bei Stanislaw in Polen und zwei kurze Liedchen aus der Gegend von Politzka in Böhmen. Das 5. Heft enthält einen Aufsatz von R. M. Klier über „Märsche aus der Zeit Maria Theresias“ u. a., im 6. Heft bespricht R. Wipers den heutigen Volkslied in Niedersachsen und G. Zwirner liefert einen Beitrag zur Gaunersprache mit seiner Einleitung zum Bettelknechtlied. Das 9. und 10. Heft (Doppelheft) ist dem Deutschen Volksliedverein in Biesing zu seinem 25. Gründungsfeste gewidmet. Es enthält unter anderem ein über 100 Jahre altes Hirtenlied aus Bruck bei Marienbad. In jedem Heft werden neben Liedern mit Singweisen auch Jodler, Länze, Bierzeiler, Rätsel und andere Volksdichtungen mitgeteilt, im 8. Heft drei Volkslieder aus Nordmähren und Kindersprüche und Kinderlieder aus St. Georgen bei Preßburg. Das 1. Doppelheft des 30. Jahrganges (1928) eröffnet ein Aufsatz von R. Bartisch über „Grafel im Liede“. R. M. Klier bringt zu einem Kärntner Sommer- und Winterpiel aus 1816 wertvolle literarische Verweise. Unter den Liedern sind zu nennen ein kunstmäßiges Kalenderlied aus Seitendorf bei Sulnek in Mähren und zwei von A. Knösig gesammelte Lieder aus der Gegend von Reichenberg. Im 3. Heft zeigt G. Kotek in einem Aufsatz „Mundfunk und Radio“, wie der Mundfunk zur Volksliedammlung und Volksliedpflege mit Erfolg herangezogen werden kann. In allen Hefen sind vorzügliche Besprechungen, namentlich von Klier und Zoder, und allerlei Mitteilungen zur Volksliedforschung und Volksliedpflege. Jeder Freund des Volksliedes sollte diese prächtige und abwechslungsreiche Zeitschrift beziehen.

Blätter für Heimatkunde. Herausgegeben vom Historischen Verein für Steiermark, geleitet von B. Geramb und G. Wutschnig. 5. Jahrgang. Graz 1927.

Diese Zweimonatsschrift bringt neben geschichtlichen und kunstgeschichtlichen auch volkskundliche Beiträge. G. Rohrer beschreibt das seltene Rafendach und veröffentlicht zahlreiche volkstümliche Pflanzennamen und einige Pilznamen. Gegenüber A. Webinger, der im 31. Jahrgang der WZfW. den „Lattermann“ richtig als Bittermann erklärt und als einen Krankheitsdämon des Schüttelfrostes gedeutet hat, der bei den Frühlingsfeiern in Gestalt einer Strohuppe verbrannt oder ertränkt wurde, ist O. Samprich der Ansicht, daß die Grazer Lattermannfeier im Tadaustragen wurzelt und der Lattermann eine bisher nicht erkannte Gestaltsveränderung des Todes sei. Die Straßennamen von Warburg an der Drau verzeichnet P. Schlosser, über Steinverwandlungssagen handelt J. Rieger, den Sagenstoff der Mitternachtsmesse bespricht M. Siebenfeld, den Zusammenhang des Kreuzwegglaubens mit heidnischem Totenkult betont A. Klein. A. Meil erklärt einen Ausruf, alles auf die Fischerei Bezügliche (Fanggeräte, ihre besonderen Formen und Benennungen, Fangweisen u. a.) zu sammeln, eine Arbeit, die auch auf südetendeutlichem Boden noch zu leisten ist.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljahrsschrift unter Oberleitung von Ed. Hoffmann-Kraher, herausgegeben von H. Bächtold-Stäubli und Jean Roux. Basel.

Im 2. Heft des 28. Bandes (1928) untersucht A. Jacoby die „Teufelspeitsche“ genannten Schutzettel, bespricht Sinn und Herkunft des Wortes, erklärt die Buchstabenreihen einer Teufelspeitsche aus dem Interlisch und kommt zu dem Ergebnis, daß die Teufelspeitsche nichts anderes ist als ein geschriebener oder gedruckter Exorzismus rein kirchlichen Ursprungs und aus Klöstern stammt, deren Mönche mit solchen Schutzbriefen einen offenbar recht lebhaften Handel trieben. B. Keller teilt 102 Rätsel aus dem Kanton Tessin mit, von welchen einzelne auch im deutschen Sprachgebiet und darüber hinaus verbreitet sind, die meisten aber bodenständige Eigenart zeigen. H. Bächtold-Stäubli verfolgt das Motiv vom „Mühlstein am Faden“ durch die deutsche Sagenliteratur und erörtert die Gründe, die einerseits für eine Herleitung aus der Damoklesfage und andererseits für eine unabhängige, selbständige Entstehung in der neueren Volksfage sprechen.

Plzeňsko. List pro vlastivědu západních Čech. 10. Jahrgang, Pilsen 1928.

Dieses sechsmal im Jahre erscheinende, von Sad. Lábel und Dr. Fridol Macháček geleitete Blatt für die Heimatkunde Westböhmens zeichnet sich durch seine vornehme Ausstattung und die Beigabe von Kunstblättern aus. Es befaßt sich hauptsächlich mit Geschichte, Kunst und Literatur. Volkstümlich ist die Beilage „Věstník Plzeňských Museí“ (Anzeiger der Pilsener Museen) wichtig, die auch Berichte über das tschechische volkstümliche Museum in Pilsen bringt.

Glasnik Etnografskog Muzeja u Beogradu (Bulletin du Musée Ethnographique Beograd). Geleitet von Dr. B. M. Drobniaković.

Diese als Jahrbuch erscheinende Veröffentlichung des volkstümlichen Museums in Belgrad liegt in zwei Bänden (1926 und 1927) vor. Der 1. Band enthält Berichte über die volkstümlichen Museen in Belgrad, Sarajewo, Agram und Laibach und eine Reihe durchwegs volkstümlicher Beiträge, darunter einen Aufsatz von J. Erdeljanović über die Zusammenarbeit der volkstümlichen Museen und volkstümlichen Seminare der Universität und eine Abhandlung über ein serbisches Weihnachtslied von dem Priv.-Doz. für slawische Volkskunde an der Prager deutschen Universität Dr. Edmund Schneeweis, früher Vektor an der Universität Belgrad. Im 2. Band behandelt Schneeweis eingehend die Abwehrmittel im serbischen Hochzeitsbrauch. Außerdem enthält er zahlreiche, stofflich sehr bemerkenswerte Beiträge über verschiedene Volksbräuche (Garmunzüge mit Fackeln in gewissen Nächten, Rotfeuer am Tage Maria Verkündigung im Morawatal, um das Vieh vor Krankheit zu schützen, eigenartige Abendunterhaltungen in der Art von Spinnstuben in der Herzegowina u. a.), über die Formen der Fußbekleidung, Hausindustrie, Volkskunst u. a.

Zur Beachtung.

Neuen Abnehmern der Zeitschrift werden die bisher erschienenen Hefte nachgeliefert. Alle Hefte der Zeitschrift werden nach Jahreschluß auch in einem dauerhaften Einband erhältlich sein: Vorbestellungen auf diese Buchausgabe, die in keiner sudetendeutschen Bucherei fehlen sollte, können schon jetzt erfolgen. Bezueher, welche eine gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis benötigen, erhalten eine solche bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugefandt.

Die Fortsetzung des Beitrages von Dr. R. Ehl über „A. Stifters Bauerntum“ folgt im nächsten Heft, das Mitte Juni ausgegeben wird, weswegen Antworten auf Umfragen bis Ende Mai erbeten werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10.
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vokelova 10

1. Jahrgang 1928

4. Heft

Die Iglauer Bauernhochzeit

Von Dr. Anton Altrichter

Von allen Festen im Kreislaufe des Lebens und des Jahres ist keines so von altem Brauchtum erfüllt wie die Hochzeit.

Die „hohe Zeit“ ist ein entscheidender Tag im Leben des Menschen, im Geschehe der Familie und war ein Fest des ganzen Dorfes, so lange sich dieses als eine große Familiengemeinschaft fühlte.

Vieles von den Vätersitten und vom Vorfahrenbrauch, fortvererbt durch Geschlechter, hat sich noch in den Dörfern der Iglauer Sprachinsel erhalten. Manches aber ist bei der „Modernisierung“ der letzten Jahrzehnte verkümmert, in Vergessenheit geraten, anderes wurde als zu „altväterisch“ abgelegt.

Um die alten Bräuche und Sprüche festzustellen, mußten grauhaarige Hochzeitsredner („Redmänner“, „Bäsmänner“) aufgesucht, alte Druschmannbüchel aus verstaubten Truhen gestöbert und viele eigene Wahrnehmungen durch verschiedene Gewährsmänner ergänzt werden. Als solche sind zu nennen: Johann Fekl, Benjamin Schwarzl †, Paul Polierer, Franz Wapka †, Bartholomäus Altrichter †, Aug. Siegl, Josef Khun, Rudolf und Josef Altrichter, Anton Glama. Von früheren Veröffentlichungen wurden zu Rate gezogen: M. v. Stubenrauch, Hochzeitsgebräuche des Landvolkes auf den Iglauer Landgütern in Mähren (in L. A. Frankls Sonntagsblättern und Moravia X. 1847), R. Werner, Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend (Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen IV. 1866 (187—191), Fr. P. Piger, Geburt, Hochzeit und Tod (in der Berliner „Zeitschrift des Vereines für Volkstunde“, VI. 251—264, 407—412, desgleichen im Iglauer Volkskalender 1888) und Josef Khun in der „Deutschen Volkstunde aus dem östlichen Böhmen“ (I. 128—135, III. 191—197) und einige kleinere Aufsätze¹⁾.

¹⁾ In den Anmerkungen wird auf P. Sartori, Sitte und Brauch, 1. Teil (Leipzig 1910), und auf die folgenden, meist später erschienenen Werke verwiesen: M. Dehl, Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen (15. Band der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkstunde“, Prag 1922), worin auch die Iglauer Sprachinsel ausgiebig herangezogen wird; G. Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde (8. Band derselben Beiträge, Prag 1908); J. Blöchl, Die Sprachinsel Deutsch-Brudel-Wachtl, 2. Teil: Volkstunde (Landstron 1927); J. Hanika, Hochzeitsbräuche der Kremsitzer Sprachinsel (Reichenberg 1927); E. Samter,

Sind die jungen Leute einig und ihre Eltern auch, wird Hochzeit gemacht.

Die Werbung (das „Frei“) und die besitzrechtliche Regelung geschehen heute meist in der Stille, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfolgten sie viel umständlicher. Da waren außer den Eltern und den nächsten Verwandten auch noch der Dorfrichter und ein redogewandter Vermittler anwesend. Waren die Alten über das Heiratsgut einig, dann wurde ein Festessen zubereitet und die ganze Nacht langsam gegessen und getrunken. Am anderen Tage gingen die Hochzeitsleute zum Richter und meldeten ihm ihren Entschluß. Er gab die Zustimmung und sodann wurde der Pfarrer aufgesucht und ihm dabei ein Paar Gänse oder Enten „in die Küche“ gegeben.

Ist alles abgemacht, so geht der „Drauschmann“ [Brautführer¹⁾], oft von einem Gefährten begleitet, einladen. Auf seinem Hute steckt ein Strauß künstlicher Blumen mit glitzernden Glasperlen („Glornern“), Silberfitter und Spieglein. Das „Sträußl“ mit den Seidenmasken gab ihm die erste Kranzjungfer [„Drauschka“²⁾]. In der Rechten trägt er einen Stock, an dem Bänder flattern — in einigen Dörfern von blauer, in anderen von roter Farbe³⁾. Früher gehörte auch noch eine Pistole zu seiner Ausrüstung und ein krachender Schuß daraus vor der Haustür zu seinem wirkungsvollen Auftreten.

Gemessenen Schrittes tritt er in die Stube und spricht den

Einladungsspruch⁴⁾:

Ehrbare, großgünstige Herren und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen!

Die weil wir heutigen Tages in Eure freundliche Behausung eintreten und erscheinen, so wünschen wir Euch den hochsprößlichen Gruß, wie man sonst ausgesprochen tut: Gelobt sei Jesus Christus!

Mehr und weiter hätten wir eine Bitt und etliche Worte gegen Euch vorzubringen, wann uns diejenigen möchten vergunnt und erlaubt sein.

Ertlich kommen wir vom Jungheirn Bräutigam wie auch von seiner vielgeliebten Jungfrau Braut, wie auch von ihren Eltern, von der ganzen Freundschaft. So lassen sie Euch ganz freundlich bitten, Ihr möcht' ihnen auf den zukünftigen Dienstag erscheinen in des Bräutigams Behausung, bis sich alle geladenen Gäste einfänden.

Geburt, Hochzeit und Tod (Berlin 1911); S. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, 1. Band (Basel 1914); J. Pipref, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche (Stuttgart 1914).

¹⁾ Tschech. družba. Vgl. Dehl S. 34; Pipref S. 88ff.

²⁾ Tschech. družka. Vgl. Dehl S. 37.

³⁾ Zum Schmuck und Stab vgl. Dehl S. 38f.; Sartori 1, 63. Zur roten Farbe vgl. Samter S. 186ff.

⁴⁾ Fast gleichlautend mit der bei Dehl S. 42f. aus der Stechener Sprachinsel mitgeteilten Rede. Eine Übersicht über die deutschböhmischen Hochzeitsreden bei Jungbauer Bibliographie Nr. 490—527. Der überwiegende Teil geht auf gedruckte Heb- und Werbungsbüchlein des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zurück, auf die besonders Bächtold 1, S. 28ff. aufmerksam macht. Für Ostböhmen kommt als wichtigste Quelle die „Kurze Anleitung, wie man auf eine Band-Hochzeit bey der löblichen Bauernschaft bitten soll. Gedruckt in dem 1792ten Jahr“ in Betracht, auf die Dehl wiederholt verweist, besonders S. 40, 61f., 67, 81. Von diesen Reden unterscheiden sich wesentlich die gereimten Hochzeitsprüche des Böhmerwaldes (Jungbauer S. 185ff.).

Nach diesem läßt der Jungherr Bräutigam bitten, Ihr möcht ihm die kleine Lieb' und Ehr' erweisen über Gassen und Straßen bis in der Jungfrau Braut in ihres Vaters Behausung, alldort ein kleines Versprechen, ein Stück Kolatfchen oder ein frisches Sträußlein.

Nach diesem läßt der Bräutigam wie auch seine Braut bitten, Ihr möcht Ihnen die kleine Witt' und Ehr' erweisen und eine kleine Reise über Gassen und Straßen



Ein Iglauer Hochzeitspaar.

bis in die christkatholische Kirche zu, alldort diese zwei ledigen Personen ihren Stand verändern wollen und sich in den Stand der hl. Ehe begeben und das Joch Jesus Christus auf sich nehmen wollen. Gleichwie Christus der Herr das schwere Kreuz getragen hat, so wollen sie alles miteinander geduldig ertragen bis an ihr letztes End.

Nach diesem läßt der Jungherr Bräutigam wie auch seine Jungfrau Braut bitten, Ihr möcht ihnen bei der hl. Kopulation mit einem andächtigen Vaterunser

und englischen Gruß beizuhören, damit ihnen Gott, der Allmächtige, Glück und Segen verleihen würde. Nach vollendeter Kopulation wollen wir uns aufmachen, wollen reisen über Gassen und Straßen bis in des Jungherrns Bräutigam Behausung, auf die Hochzeit ein kleines Mahlzeit, was Gott, der Allmächtige, beschert, was durch Menschenhänd wird zugericht und vorgetragen werden.

Nach dem Essen wollen wir uns aufmachen, wollen reisen über Gassen und Straßen bis in das Schenkhaus, auf einen Ehrentanz, was einem jeden guten Freund belieben möcht.

Nach diesem läßt der Jungherr Bräutigam bitten, wenn sie Euch heut' oder morgen eine Gefälligkeit tun können, so wollen sie alles Euch vergelten.

Mehr und mehr, Ihr hätt' mich besser vernommen und verstanden, als ichs zu Euch geredet habe, sie möchten mir meine Bitt' nicht abschlagen, sondern vielmehr zusagen, damit wir gute Boten verbleiben und gute Botenschaft nach Hause bringen. Gelobt sei Jesus Christus!"

In Deutscher = Sießhübel lautet der Spruch des Hochzeitladers ähnlich:

„Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herren und gute Freunde!

Weil wir in Eure freundliche Behausung eingetreten und erschienen sind, eine freundliche Bitte gegen Euch vorzubringen, sofern uns dasjenige möchte vergönnt und erlaubt werden.

Erstens, noch mehr und weiter, weil wir am heutigen Tage ausgesandte Boten vom Jüngling, Jungherrn Bräutigam, wie auch von Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern, wie auch von der ganzen ehrensammentlichen Freundschaft, dabei lassen sie auch den hocherpriestlichen Gruß vermelden: Gelobt sei Jesus Christus.

Zweitens, noch mehr und weiter, läßt der Jüngling Jungherr Bräutigam mit seinem vielgeliebtesten Vetter und Muhme, wie auch um Eure Söhne und Töchter, wie auch um Eure Knechte und Mägde, wie auch um Euer ganzes Hausgesinde bitten, daß Ihr auf den zukünftigen Dienstag zu rechter Zeit erscheinen möchtet.

Drittens, noch mehr und weiter, läßt der Jüngling, Jungherr Bräutigam auch ganz freundlich bitten, sie möchten ihm die Liebe erweisen und möchten mit ihm reisen über Gassen und Straßen bis nach N. (Ort), bis in jenes Haus, wo die Braut ausgebeten und ausgesolget wird, ihr den Kranz auf ihr Haupt zu setzen, alldort auf ein frisches Sternlein oder Ehrentanz.

Viertens, noch mehr und weiter, läßt der Jüngling, Jungherr Bräutigam mit seiner vielgeliebtesten Jungfrau Braut bitten, sie möchten ihnen die Liebe erweisen, möchten mit ihnen reisen über Gassen und Straßen bis zu der N. . . . Pfarrkirche zum St. . . . (Nikolaus) zur heiligen Kopulation zum hl. Sakramente der Ehe alldort mit einem andächtigen Vaterunser und Ave Maria beizuhören, damit ihnen Gott Glück und Segen in ihrem Ehestande geben möchte.

Fünftens, noch mehr und weiter, läßt der Jüngling Jungherr Bräutigam mit seiner vielgeliebtesten Jungfrau Braut bitten, nach verrichtetem Gottesdienste sie möchten ihnen die Liebe erweisen und möchten mit ihnen reisen über Gassen und Straßen, über Felder und Wälder, über Stöck und Pflöck', bis in das Dorf . . . , bis in jenes Schenkhaus, alldort auf einen Groschen zu verzeihen oder zu verschmecken oder auf einen Ehrentanz oder Ehrentanz oder auf ein freundliches Gespräch, was einem jeden guten Freund sein Belieben möcht sein.

Sechstens, noch mehr und weiter, läßt der Jüngling Jungherr Bräutigam mit seiner vielgeliebtesten Jungfrau Braut bitten, sie möchten ihnen die Liebe erweisen und möchten mit ihnen reisen über Gassen und Straßen bis in des Bräutigams seine väterliche Behausung, alldort auf eine kleine Mahlzeit oder auf ein kleines Bescheidessen oder was Gott der Allmächtige bescheren und geben möchte, durch Küche und Keller, durch Tisch und Zeller, daselbe wurde gelassen durch seine Tür, die wir aufsetzen und vortragen lassen, diese solche Gaben neben einander beim Herrn Jüngling Jungherrn Bräutigam und Jungfrau Braut verzeihen und genießen und die hochzeitliche Freud vollenden und beschließen. Dabei tun sie

auch versprechen ihnen, wenn ihr einmal einen Sohn oder Tochter zu verheiraten habt, es sei im Lustigen oder Traurigen, so wollen sie es in aller Ehrerbietigkeit und Schuldigkeit vergelten.

Dabei tun wir uns ganz freundlich bedanken, daß uns diese etliche Worte sein erlaubt worden und wenn sie eins oder das andere dieser Bitte besser verstanden oder vernommen haben, so wollen sie unsere ehrbare Bitte nicht abschlagen, sondern noch vielmehr zusagen, damit wir gute Boten seien und gute Botschaften nach Hause bringen. Gelobt sei Jesus Christus."

Ein Spruch aus der Steinerer Gegend:

„Wir zwei Jünglinge sind ausgeschiedt worden vom ehr- und tugend samen Jungheirn Bräutigam, wie auch von seiner vielgeliebten ehr- und tugend samen Jungfer Braut als auch von beiden Seiten der Eltern. Dieselben lassen Euch einen schönen guten Morgen (Abend) wünschen und Euch bitten, Ihr wollet auf den zukünftigen Dienstag, als auf ihrem hochzeitlichen Ehrentag, ihre eingeladenen Gäste sein mit Euren Söhnen und Töchtern, mit ihnen einen kleinen Spaziergang machen bis in die Kirche des hl. und möchtet ihnen bei der hl. Kopulation mit einem andächtigen Vaterunser beispringen. Nach verrichteter hl. Kopulation wollen wir wieder einen Spaziergang machen bis in die Wohnung des Jungheirn Bräutigam, alda wollet ihr mit andern Herrn und Frauen mit Jünglingen und Jungfrauen daselbe, was uns von Ruchel und Keller, auf Tisch und Teller wird aufgesetzt und aufgetragen werden, helfen verzehren und nach verrichteter Mahlzeit wollen wir uns bei einem ehrbaren Tanze erfreuen und belustigen.

Ich bitte also, ihr wollt diese unsere Einladung mit Liebe und Gunst annehmen, recht zahlreich erscheinen und einen guten Bericht geben, daß wir gute Boten verbleiben und gute Botschaft nachhause bringen. Ich bitte ganz freundlich!"

In S a n g e n d o r f saßt sich der D r u s c h m a n n etwas kürzer:

„Also mein lieber Vetter, daß ich da hereintomm' zu Euch in Eure christliche Behausung, muß mir auch erlauben etliche Worte gegen Euch vorzubringen.

Also in dieser Gunst und Erlaubnis tu ich mich ganz ehrlich bedanken, weil ich bin ausgeschiedt worden von dem Bräutigam N. . . . und seiner lieben Braut N. . . . von ihren Eltern, Brüdern und Schwestern, Freunden und von der ganzen Nachbarschaft. Sie lassen Euch auch einen guten Tag wünschen. Aus dieser Ursach, weil sich diese zwei Leut verliebt und versprochen haben, wollen sich von ihrem jungfräulichen Stande zu dem christlichen Ehestande begeben, so lasset auch der Bräutigam bitten, Ihr möcht' doch erscheinen bei dem Vetter Bauer N. . . . und wollet ihm das Geleit geben, seine liebe Braut abzuholen von ihren Eltern. Dort wird sie die Reise über sich nehmen in das Gotteshaus St. . . . (Nikolaus) zur hl. Kopulation. Nach der Kopulation zur kleinen Unterhaltung ins Wirtshaus, dann werden sie wieder zu dem Vetter Bauer N. . . . kehren. Dort wird ein freundliches Gastmahl zugereicht werden für alle eingeladenen Gäste, für Einheimische und über Felder. Wollet ihnen auch helfen zehren, was ihnen Gott der Allmächtige tut bescheren. Weiter bitt ich, wollet meine schlichten Worte nicht übelnehmen, das bitt' ich ganz freundlich. Gelobt sei Jesus Christus."

In einigen Dörfern hat der Druschmann eine Schnupstabaßdose mit, aus der er nach seinem Spruche jedem im Hause zum Schnupfen gibt. So geht der Druschmann von Verwandten zu „Freunden", früher (jetzt noch in einigen kleinen Orten) von Haus zu Haus und lädt auf den nächsten Dienstag — dem Hochzeitstag seit alten Zeiten — zur Hochzeit ein.

Samstag und Sonntag vorher tragen Verwandte und Nachbarn „Schenken"¹⁾ in das Haus der Braut: Butter und Topfen (Zworf), Milch und Mehl, Mohn und Eier, manchmal auch „Weinbirla", Sebzelt und Zucker. Wer „in d' Schenken" bringt, erhält Kuchen als Gegengabe. Früher mußte es immer ein „weißer" und ein „schwarzer" Flecken sein.

¹⁾ Vgl. Dehl S. 43; Sartori 1, 67.

Vor der Hochzeit ist ein großes Kuchenbacken. Hurtig arbeiten die Weiberhände und formen Kuchen, große und kleine; hurtig arbeiten die Weiberzungen und formen allerlei Poffen und Schelmereien.

Am Montag fährt der „Kammerwagen“¹⁾ (Hochzeitswagen) vom Hause der Braut zu dem des „Bräufers“ (Bräutigams). Er ist hoch beladen mit Möbelstücken und Küchengerät. In alter Zeit mußten 1 Butterfaß, 4 „Wasserbittln“, 1 Waschtrog, 12 Brotschüsseln, 6 Kuchenbretter und 2 Melkstühlchen dabei sein. Oben liegt das Bettzeug, darüber blinkt über der Wiege (früher über dem Spinnradl) ein großer Blumenstrauß. Mitten zwischen den vielen Polstern und straff gefüllten Betten sitzen Frauen, (ehemals trugen sie Fähnlein) eine hat den großen „Schwiegerkuchen“ auf dem Schoß.

Der Kammerwagen wird gern „aufgehalten“. Flugs springen einige Weiber aus den Häusern und spannen einen Strich, an dem gewöhnlich irgend ein rotes Tuch flattert, über den Weg. Sie müssen als „Mautgeld“ Kuchen, „füßen Schnaps“ und einige Geldstücke — früher war es stets ein Silbergulden — erhalten. Dann erst darf der hochgetürmte Wagen weiterwanken. In manchen Dörfern singen die Weiber auf dem Wagen vor dem Hause des Bräutigams:

„Macht auf, herzliche Frau Schwieger, das Türle,
Wir bringen Euch ein sauberreiches Schnürle,
Sie wird Euch arbeiten alles so treu und fleißig,
Sie wird Euch betten ein Bettlein freidenweißig.“

In einer anderen Fassung lautet das Lied:

„Frau Mutter, macht auf das Türlein,
Wir bringen Euch ein schönes Schnürlein.
Wir arbeiten mit Fleiße
Auf Betten freideweife.
Erstens ist die Flitterwochen,
Die andere Sorgen aufs Kochen,
Die dritte weint sie schon sehr,
O Gott, wonn hätt ich meine Ehr.“

Ein anderes Lied der Weiber auf dem Kammerwagen:

Behüt Dich Gott, Deines Vatern Haus!
Die guten Täg san alle aus,
Dein Freud hot schon ein Ende,
Nichts konn's jetzt mehr umändern.

Sobald der Kammerwagen in den Hof eingefahren ist, beginnt ein lustiger Kampf um den Wagen. Der Bräutigam eilt aus dem Hause heraus und will ein Bett herabzerren. Die Brautweiber verteidigen aber ihre Ladung mit Püffen und Rutenhieben, bis er das „Wagengeld“ zahlt. Das machte ehemals vier Silbergulden aus, denn der Wagen hat der Räder viere. Kasten und Truhe sind versperrt, der Fuhrmann hat die Schlüssel, festgebunden auf rotem Bändchen am Leibl, und gibt sie nicht eher heraus, bis er das „Schlüsselgeld“ bekommen hat. Nun muß der

¹⁾ Vgl. Dehl S. 159ff.; Hanifa S. 40; Sartori 1, 68ff.

Bräutigam selber das Brautbett in das Haus tragen. Dabei sind jetzt die Frauen die Angreifer und suchen ihn in die Betten niederzuwerfen.

Als besondere G e s c h e n k e erhält der „Bräuter“ von der Braut ein schönes Halstuch oder Hemd und Taschentuch. Seine Gegengabe an die Braut ist gewöhnlich ein Paar feiner Schuhe, in die überdies ein Geldstück eingeschoben ist¹⁾. Jede Braut, die „einheiratet“, muß „Austoiln“. Dieses Austeilen von Kleidungsstücken oder Geld an Schwiegereltern, Bräutigamgeschwister und Diensthoten des Hauses wird auch „Fabor“ genannt²⁾.

Ist die Braut aus einem anderen Orte, so muß der Bräutigam den Burschen jenes Dorfes „Hanselgeld“ zahlen, wohl als Ersatz für die Wegnahme aus der Dorfgemeinschaft (Hanse), wie auch die junge Frau beim ersten Tanze im neuen Orte ein „Hanselgeld“ für die Aufnahme in die neue Dorfgemeinschaft entrichten muß. Es kommt auch vor, daß der Bräutigam, der in ein anderes Dorf einheiratet, von 2 oder 3 Bauern jenes Ortes abgeholt wird. Er bietet ihnen für die Aufnahme in das neue Dorf Geldgeschenke an³⁾.

(Fortsetzung folgt.)

Udalbert Stifiers Bauerntum

Von Dr. Karl Eßl

(Fortsetzung.)

In dieser Naturverbundenheit zeigt sich Bauerntümliches in Stifiers Wesen. Auch Otto Stoeßl weist in seiner feinsinnigen Studie „Udalbert Stifter“⁴⁾ darauf hin, wenn er sagt: „Stifter hatte als Dörfler als erster und vielleicht als letzter noch den Vollklang des Naturlebens im Ohr, als durchgebildeter beobachtender Geist besaß er die Mittel, dieses Naturleben in seiner antiken Beständigkeit mit dem zeitlichen Menschendasein in Beziehung zu setzen.“ Er spricht weiter von Stifiers „Bestreben, duldsam und geduldig, Natur und Natürlichkeit und das menschliche Herz an ihren Quellen aufzusuchen“⁵⁾.

Er betont mit Recht das Antike und er sagt da auch: „So stand auch Stifter der Natur wie einem Allwesen gegenüber in einer feilsch-sinnlichen

¹⁾ Zu den Geschenken als Ehepfand vgl. besonders Bächtold 1, 123ff., zu den Geschenken der Braut an den Bräutigam ebd. 1, 239ff.; Sartori 1, 56; Dehl S. 48; Pipret S. 90; zu den vom Bräutigam geschenkten Brautschuhen Bächtold 1, 247ff. Der letzte Brauch ist sehr alt, schon bei den alten Franken sandte der Bräutigam der Braut ein Paar Schuhe. Nur dort, wo der Schuh seine rechtliche Bedeutung als Sinnbild der Besitzergreifung und Herrschaft verloren hat und wo in neuerer Zeit die mit dem Schuh verknüpfte Vorstellung des Gehens, Weggehens oder Davonlaufens in den Vordergrund gerückt ist, darf der Bräutigam der Braut keine Schuhe schenken, was besonders im östlichen Norddeutschland der Fall ist.

²⁾ Tschech. fabor (aus franz. faveur) = Band, Schleiße. Über Geschenke an Verwandte vgl. Bächtold 1, 233ff.

³⁾ Vgl. Sartori 1, 57.

⁴⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 1925.

⁵⁾ a. a. O. S. 22.

Inständigkeit, die auch wieder an das antike Gefühl gemahnt, das die eine einige Natur freilich in der unschuldigen Fülle seiner Phantasie in tausend göttliche Gestalten ergossen sah¹⁾).

Dieses Antike kann noch in anderem Sinne genommen werden. Stifter schaute mit den Augen Homers auf die Menschen und die Dinge. Er hatte die Ursprünglichkeit und Einfachheit der unverdorbenen Natur seiner Heimat. Er konnte sie zeichnen mit einer Reinheit und Innigkeit, vor der ein Mensch, der der Natur entfremdet war, erschrecken mußte. Seine Heimat gab ihm den Blick für das Allgemeine, das Typische. Die Menschen seiner Heimat waren Bauern. Sie unterschieden sich nach außen kaum voneinander, sie drückten ihre Gefühle in sich, sie trugen sie einsam, weil sie zu schamhaft und unbeholfen waren, sie zu äußern. In harter, schwerer Arbeit mußten sie dem spröden Boden seinen Ertrag abringen. Haus und Besitz vererbten sich fast unverändert von Geschlecht zu Geschlecht. Hausbau und Tracht sind natur- und zweckbedingt. Alle Tätigkeit geht auf den einen Zweck, die Erwerbung des täglichen Brotes. Ihre Arbeit ist ihnen heilig wie das Brot. Sie lieben alles, was dazu Beziehung hat: die Menschen, die ihre Helfer sind, und die Haustiere. Jeder geht der Arbeit auf seinem Grund und Boden nach; so stehen sie Gleiche neben Gleichen, die sich achten und ihre Rechte hüten. In der Not stehen sie sich bei. Der Ertrag der Arbeit hängt nicht von ihnen allein ab. Fromm, ergeben, mit kindlichem Vertrauen beten sie zu ihrem Gott. Das Sanfte, Ruhige, Regelmäßige in der Natur ist gut, die mächtigen Naturerscheinungen, das Gewitter, der Sturm, der Hagel bringen Verderben, sind nicht gut. Ruhig, sanft und breit ist Stifiers Heimatstal, ruhig, sanft und breit dämmern die Waldesrüden, die es begrenzen.

Darin liegt auch sein Unterschied von der Romantik. In Kovalis' Fragmenten findet sich die Stelle: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens.“ Diese Gegnerschaft besteht für Stifter. Er kennt das Ideal der Sittlichkeit; mit diesem verträgt sich ihm nicht Stärke, sondern Tiefe, Kraft nur in dem Sinne, als sie die Leidenschaft bezwingt; er verlangt das ruhigste, sanfteste, reinste Leben.

Kovalis und Stifter haben sich mit den Naturwissenschaften beschäftigt, aber in ganz verschiedener Weise. Kovalis kommt vom Bergbau, Stifter vom Ackerbau, vom Anblick der Berge, Kovalis denkt an das Dunkle, Verborgene, Stifter an das Sichtbare, Klare; Kovalis geht von innen nach außen, von unten nach oben, Stifter von außen nach innen, von oben nach unten. Stifter kennt nicht die Verzückungen und Ekstasen der Nacht wie Kovalis in seinen Hymnen, sondern die Feierlichkeit und Ruhe der nächtlichen Pracht, nicht im Traum nähert er sich dem Ewigen, sondern er erkennt es in den klaren Gesetzen, die den Lauf der leuchtenden Gestirne lenken. Für Stifter ist das Flüstern des einsam rauschenden Waldes, das Flimmern und Zittern, Wallen und Wogen seiner Lichter nichts Geheimnisvolles, Dunkles, es ist ihm etwas Natürliches, es gehört zur Wesenheit des Waldes, seine Waldgeschichten sind nicht grauenhaft; dadurch unter-

¹⁾ a. a. O. S. 16.

scheidet er sich von Tied. Er hat den frommen Bibelglauben der Heimat, er braucht keine künstliche Mythologie, wie Kavalis sie in seinen Märchen schaffen wollte. Aus der Überfättigung mit Bildung, aus der Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, Naiven, Volkstümlichen war das Märchen der Romantik entstanden. Stifters Märchen ist das Volksmärchen, das Kinder-, das Hausmärchen. Die uralte Großmutter im „Heidedorf“, das schlechte Gefäß eines Heidebauernweibes mit der Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art, ist die Märchenerzählerin Stifters.

Es zeigt sich bei Stifter ein inniges Zusammenstimmen von Mensch und Natur, ein Zusammenstimmen ganz besonderer Art. Die Natur liegt vor ihm einfach, groß und sanft, als ein einfach-erhabenes Heldengedicht. In dieser Naturauffassung liegt eine sittliche Wertung: Die Menschen stimmen mit der Natur überein oder sollen mit ihr übereinstimmen, indem sie ebenso einfach, groß und sanft sind. Das warme Gefühl, die Sittlichkeit, das menschlich dauernde Benehmen, die Stifter selbst an seinen „Studien“ hervorhebt, beruhen auf diesem Einklang zwischen Mensch und Natur. In diesem Sinne ist bei Stifter die Kategorie des Jödhlichen zu fassen. So ist das Bauerntümliche bei Stifter zu verstehen; ihm sind Kultur und Natur konzentrische Kreise; das kultivierte Menschentum ist nur ein Kreis innerhalb eines größeren, innerhalb des Kreises des Naturhaften, des Naturgetreuen.

Es ist eine Naturverbundenheit besonderer Art, die sich durch alle „Studien“ Stifters verfolgen läßt. Den Helden seiner Studien bleibt allen etwas davon, auch wenn sie keine Bauern sind, fast allen schweben, um Worte Gustav Wilhelms¹⁾ zu gebrauchen, als Leitsterne für ihr Leben vor: entfangungsvolle Tätigkeit im Dienste der Menschheit und freudige Hingabe an die ursprünglichen Beschäftigungen des Menschen, die Landwirtschaft, die Vieh- und Baumzucht. Es bleibt ihnen allen etwas Bauerntümliches in diesem Sinne; fast alle kehren zu den ursprünglichen Beschäftigungen des Menschen zurück. Wir können die weiteren „Studien“ daraufhin durchgehen.

Ins Bauerntümliche zu wenden ist der lateinische Spruch, der vor die umfangreichste, „Die Mappe meines Urgroßvaters“ gestellt ist: „Dulce est iuter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria“²⁾. Er ist mit einem Bekenntnis des Dichters verknüpft, der dabei auf die Kindheit und das Vaterhaus zurückgeht. Er erzählt, wie die Siedlung an der Stelle großen, undurchdringlichen Waldes entstand, und mit größter Liebe schildert er ausführlich, wie der Doktor und der Obrist ihre Häuser bauen. Wenn Stifter von der „Mappe“ sagt, er wolle darin drei Charaktere geben, in denen sich die Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Seele spiegelt, durch lauter gewöhnliche Begebenheiten und Verhältnisse geboten, so liegt der Grund dazu darin, daß ihm am Leben des Landmannes und dessen Arbeiten die Bedeutung der gewöhnlichen Begebenheiten und Verhältnisse aufgegangen ist, und weil ihm da, wie schon

¹⁾ Bong II., 21.

²⁾ Bong II., 29; übersetzt: „Es ist lieblich, in den Wohnungen der Vorfahren zu verweilen und der Ahnen Wort und Tat sinnend zu betrachten“, Bong VI., 233.

beim „Seidedorf“ hervorgehoben wurde, die Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Seele bewußt geworden ist. Hier zeigt sich bei den Menschen Liebe zur Natur, die Menschen lieben die Pflanzen, weil sie unschuldig den Willen Gottes tun¹⁾, der Obrist verkündet als sein Lebensziel: „Ich bin endlich in dieses Tal gekommen, das mir sehr gefallen hat, weil so schöner und ursprünglicher Wald da ist, in dem man viel schaffen und richten kann, und weil eine Natur, die man zu Freundlicherem zügeln und zähmen kann, das Schönste ist, was es auf Erden gibt“²⁾. Wir sehen, wie Stifter hier nicht die Landschaft im Auge hat, die der Mensch in ästhetischer Betrachtung genießt, sondern das Land, den Acker, den Boden, dem der Mensch hilft, seine Gaben zu spenden. Er stellt seine Menschen als Tätige mitten in das Landleben hinein. Er sieht darin eine Naturform des menschlichen Lebens, eine einfache, ursprüngliche Lebensform. Die Menschen leben im Einklang mit der Natur, das zeigt z. B. folgende Stelle in der „Mappe“: „Eine liebliche, eine schier unaussprechlich schöne Zeit war auf uns herabgekommen, meine Felder standen in wirklicher Pracht, die des Obristen auch, und wir hatten unsere Freude darüber“³⁾.

Wenig scheint „Abdias“ zu bieten und doch ist gerade der Eingang dieser Studie, der vom Begriff des Schicksals handelt, in diesem Zusammenhang wichtig. Denn vom Gewitter wird ausgegangen, es ist Motiv, Beweggrund im wörtlichen Sinne für den Gedankengang, der beginnt: „Es gibt Menschen, auf welche eine solche Reihe Ungemach aus heiterem Himmel fällt, daß sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen: so wie es auch andere gibt, die das Glück mit solchem ausgesuchten Eigenfinne heimfucht, daß es scheint, als kehreten sich in einem gegebenen Falle die Naturgesetze um, damit es zu ihrem Heil ausschlage“⁴⁾. Die Anschauung des Gewitters steckt weiter in den Sätzen: „Aber es liegt auch wirklich etwas Schauderndes in der gelassenen Unschuld, womit die Naturgesetze wirken, daß uns ist, als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke und tue vor unsern Augen das Unbegreifliche. Denn heute kommt mit derselben holden Miene Segen und morgen geschieht das Entsetzliche. Und ist beides aus, dann ist in der Natur die Unbefangenheit wie früher“⁵⁾. Es ist da an die häuerliche Herkunft des Dichters zu denken, die seiner Weltanschauung zugrunde liegt, wie sie in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ ausgeführt wurde.

Hugo im „Alten Siegel“ kehrt, nachdem er aus dem Kriegsdienste getreten, auf sein Besitztum zurück und verwaltert es, versammelt seine Knechte und Leute um sich und gibt ihnen Befehle, verbessert sein Anwesen und tut den Leuten Gutes, die in der Gegend wohnen⁶⁾.

In „Brigitta“ verwaltert der Major, von dem es heißt, aus seinem Innern breche oft so etwas Ursprüngliches und Anfangsmäßiges, Seele sei

¹⁾ Bong II., 62.

²⁾ Bong II., 14 (Einleitung) und 69.

³⁾ Bong II., 147.

⁴⁾ Bong II., 227.

⁵⁾ Bong II., 227.

⁶⁾ Bong II., 355.

das Glühendste und Dichterischste, weshalb sie das Kindliche, Unbewusste, Einfache, Einsame, ja oft Einfältige an sich habe, seine Güter in Ungarn¹⁾. Und es lautet dann: „Vorzugsweise waren es die Getreidearten, denen er seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Und sie standen auch in einer Fülle und Schönheit, daß ich schon neugierig war, wenn sich diese Ähren der Reife zuwenden und wenn wir sie heimführen würden. Die Einsamkeit und Kraft dieser Beschäftigungen erinnerte mich häufig an die alten starken Römer, die den Landbau auch so sehr geliebt hatten und die wenigstens in ihrer früheren Zeit auch gerne einsam und kräftig waren. „Wie schön und ursprünglich,“ dachte ich, „ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und bevedelt. In ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem ersten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftslos ist, grenzt sie zunächst an die Sage vom Paradiese.“

Im „Hagestolz“ widerrät der Oheim seinem Neffen, ein Amt anzutreten, durch das er zerknickt und verkümmert würde²⁾. Er rät ihm zu heiraten und eine Familie zu gründen; schließlich sagt er: „Ich meine, du sollst ein Landwirt sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gewußt haben, wie man es anfangen soll, daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden.“

In der Studie „Der Waldsteig“ findet die Anna der „Narrenburg“ eine Entsprechung in Maria, dem Erdbeermädchen mit dem treuen, reinen Verstande und der klaren, naiven Kraft, dem Erbteil des Waldes; durch sie wird Herr Tiburius von seinen vielen eingebildeten Krankheiten geheilt. In den „Zwei Schwestern“ widmet sich Otto Falkhaus der Bearbeitung seines Besitzes, Alfred Mussar hat ein innerlich vertieftes Verhältnis zur Natur, das sich in der Auffassung seiner Tätigkeit kundgibt³⁾. Hier stehen die Worte: „Brot, das einfachste aller Dinge, das weltverbreitetste, ist das Symbol und das Zeichen aller Nahrung der Menschen geworden.“ Und von einer Sammlung aller Ähren der ganzen Welt wird gesagt: „Diese getrockneten Ähren in ihren Glaskästen, die nur einfache Gräser Samen sind sind das auserlesenste und unbezwinglichste Heer der Welt, die sie unmerkbar und unbestreitbar erobern. Sie werden einmal den bunten Schmelz und die Kräutermischung der Hügel verdrängen und in ihrer großen Einfachheit weit dahin stehen“⁴⁾. Die Künstlerin Kamilla, über die gesagt wird: „Ich bin selber der Meinung, daß das heitere und freie Spiel jener Kräfte, die so schön und lieblich in der menschlichen Seele liegen, in Verbindung mit einer Tätigkeit, wodurch das irdische Gut . . . hervorgebracht wird, den Menschen ganz und völlig erfüllt und glücklich macht“, findet ihr Glück an der Seite des Landwirtes Alfred Mussar und sie wird zum Schluß geschildert: „Eine volle, klare Gestalt stand vor mir, die Wangen waren dunkler, die Augen glänzender . . . Unaufgefordert spielte sie etwas Heiteres und Kräftiges auf diesen Saiten“⁵⁾. Ihr Bild wird

¹⁾ Bong II., 360.

²⁾ Bong III., 105ff.

³⁾ Vgl. G. Wilhelms Einleitung, Bong III., 184ff.

⁴⁾ Bong III., 302.

⁵⁾ Bong III., 319f.

aber überstrahlt von dem der Landwirtin Maria: „Dieses Mädchen steht so fest auf dem irdischen Boden, und sein Herz ragt doch so schön und zart in den höchsten Himmel hinein“¹⁾.

„Der beschriebene Länning“, die letzte der „Studien“ führt in die Heimat des Dichters zurück und da heißt es zum Schluß, an Hanna, die ihre Heimat verlassen, habe sich eher die Verwünschung als die Gnade der heiligen Jungfrau gezeigt, ihre Weisheit, Gnade und Wundertätigkeit haben sich am Holzhauer Hans erwiesen²⁾.

(Fortsetzung folgt.)

Steilgiebel, Bollwalm und „Käulende“ am Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer

Von Dr. Bruno Schier

Der Ausspruch Albrecht Dürers, daß jeder Deutsche nach seiner Art bauen wolle, findet vor allem in der Mannigfaltigkeit der Giebelbildungen seine Bestätigung. Nicht leicht begegnet man einem bunteren Bilde als der stolzen Reihe von Ziergiebeln alter Bürgerhäuser, in denen sich Eigenart und Reichtum der Erbauer offenbaren. Lud der Giebel schon durch seine jeder Zwecksetzung entrückte Stellung zur künstlerischen Ausgestaltung ein, so wurde er außerdem als Familien- und Ehrenschild betrachtet, an dessen Ansehen und Würde man den Geist des Besitzers erkannte¹⁾. Als „Kopf“ und „Schädel“ des Hauses²⁾ stellt der Giebel auch einen Träger mythischer Kräfte dar: Hier hängen zum Schutz gegen feindliche Mächte der Donnerbesen, der Drudensfuß, das Sonnenrad, der Reidkopf, das Stroh Bündel und andere Abwehrmittel³⁾. Als ein Prunkstück von künstlerischer und mythischer Bedeutung war der Giebel stets der Straße zugekehrt; erst die Firstschwengung des deutschen Hauses, die sich unter dem Einfluß des Renaissancegeschmackes vollzog⁴⁾, führte zur Aufgabe dieser beherrschenden Stellung. In Erinnerung an den alten Zustand fühlte man sich jedoch bald veranlaßt, die langweilige Traufenseite durch anmutige Zwerchgiebel zu beleben.

Im slawischen Volksglauben ist nichts von einer ähnlichen Wertschätzung zu spüren; ja es mangelt den slawischen Sprachen an einem gemeinsamen alten Ausdruck für den Giebel. Man muß sich mit Bedeutungsübertragungen helfen. Die Russen nennen ihn seit (Schild), zasëit (Schutz), lob (Stirn), ðeló (Stirn, Gesicht), fronton (Ziergiebel), povál, oðelje, lemaga⁵⁾. Unter den Tschechen gelten als Hauptbezeichnungen stit und lomenice⁶⁾; präčekl und hlavina⁷⁾ sind schriftsprachlich und landschaftlich beschränkt. Im Gebiete von Tabor herrscht hedro⁸⁾, in Westböhmen pereni oder përeni⁹⁾; im westlichen Mähren ist priedëri¹⁰⁾, sonst svisle¹¹⁾, in der mährischen Walachei svисло¹²⁾ und in der Lausitz swisle¹³⁾ bekannt.

¹⁾ Bong III., 320.

²⁾ Bong III., 361.

Gegenüber diesem Mangel an einer gemeinsamen Bezeichnung für Giebel ist hervorzuheben, daß das gemeinlawische Wort für Dach *střecha*¹⁴⁾, das heute Sattel- und Walmdach benennt, ursprünglich nur dem Walmdache galt, wie man aus dem Sprachgebrauch des gemeinen Mannes und der weiten Verbreitung dieser Bauart schließen darf¹⁵⁾. Zur Stützung dieser Annahme läßt sich auf die Tatsache hinweisen, daß *střecha* in einzelnen Teilen des Balkans und Rußlands geradezu zur Bezeichnung des Dachwalms, des Traufenrands und des Simsdächleins (*pars tectis prominens*) wurde¹⁶⁾.

Für die Bestimmung der ursprünglich lawischen Dachart ist die Beobachtung der Wirtschaftsgebäude, für die man im allgemeinen mit einer sehr geringen Entwicklung seit dem ausgehenden Mittelalter zu rechnen hat¹⁷⁾, von hoher Bedeutung. Dabei läßt sich feststellen, daß der *srub*, in dem man ein typisch lawisches Vorratshaus sieht¹⁸⁾, überall dort, wo er nicht von dem ursprünglich deutschen Speicher beeinflusst wurde¹⁹⁾, selbst in den fortgeschrittensten Teilen von Böhmen²⁰⁾, Mähren und Schlesien²¹⁾, den Vollwalm trägt. Kein Wunder ist es, daß die Darstellung der Scheune in Welislaw's Bilderbibel (13. Jahrhundert) den Vollwalm zeigt²²⁾. Aus technischen Gründen war von vornherein die sogenannte Achtedscheune auf den Vollwalm angewiesen; einst kam ihr in den Sudetenländern eine große Verbreitung zu²³⁾, ja sie wird schlecht hin als die alttschechische Scheune bezeichnet²⁴⁾. Ohne auf die schwierige Frage nach der Herkunft der ostdeutschen Holzkirchen näher einzugehen, in denen man vielfach in zu starkem Maße ein Nachwirken ost- und nordgermanischer Stileigenarten vermutet²⁵⁾, sei darauf hingewiesen, daß der Slawe Ostböhmens, Mährens und Schlesiens mit Vorliebe an dem Vollwalm des Kirchendaches festhielt²⁶⁾. Die Feststellung Niederles, daß auch die einfachsten bulgarischen Burdeln den Steilgiebel zeigen²⁷⁾, ist kein Einwand gegen die Richtigkeit unserer bisherigen Beobachtungen; da der Steilgiebel leichter herstellbar als der Vollwalm ist, zu dem man eine Hilfskonstruktion von Quersparren [tschechisch: *námětek*, *nádmětek*²⁸⁾] benötigt, wurde ihm der Vorzug gegeben. Hütten, die nur vorübergehendem Aufenthalt zu dienen haben, werden unter Aufgabe alter Bauweisen vor allem nach dem Gesichtspunkte der größeren Billigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Aufbaues errichtet. Für das höhere Ansehen, das der Vollwalm wegen seiner schwierigen und teuren Herstellung genießt, spricht der Umstand, daß er geradezu ein Merkmal von wohlhabenden Pfarreien, Mühlen und Jägerhäusern geworden ist²⁹⁾. Entscheidend für die Lösung unserer Frage ist schließlich die Tatsache, daß das russische Wohnhaus in seinen ursprünglichsten Vertretern, d. h. im Gebiete des sog. „Niederhauses“, mit dem lawischen Strohdach zugleich den Vollwalm erhalten hat³⁰⁾.

Die Entwicklung des Steilgiebels ist auf das engste mit der Stellung verknüpft, die das Haus gegenüber der Straße einnimmt³¹⁾. Während das ursprünglich deutsche Bauern- und Bürgerhaus den Giebel der Straße zuwendet, ist beim altlawischen Hause mit Traufenstellung zu rechnen. Nach Niederle ist sie bei den alten, Vollwalm tragenden Bauernhäusern

von Weletin (Bez. Ung. Brod) feststellbar, in denen er einen Grundtyp des nährisch-slowakischen Hauses, ja eine rein erhaltene Entwicklungsstufe des slowakischen Hauses überhaupt sieht⁸²); nur Raumnot und zwingende Verhältnisse der Bodengestaltung konnten eine andere Stellung des Hauses nach sich ziehen. Es ist kaum mit Rhamm anzunehmen, daß die Traufstellung gerade der ältesten hannakischen Bauernhäuser, die Vollwälm besitzen, eine sekundäre ist⁸³); die ursprüngliche Stellung des Querbau (Zudr) bliebe dann rätselhaft, da er nicht, wie Rhamm gegenüber Dachler⁸⁴) betont, vor dem Giebel gestanden haben kann. Auch in der Frage der Hausstellung sind die russischen Verhältnisse bedeutungsvoll. Während das großrussische Stockhaus, das nach Rhamms eingehenden Untersuchungen unter nordgermanischem Einfluß entstanden ist⁸⁵), „so gut wie ausnahmslos den Giebel (meist Steilgiebel) zur Straße kehrt“⁸⁶), steht das Niederhaus mit seinen Vollwälm parallel oder regellos schief zum Verkehrswege⁸⁷). Im Hinblick auf die Stellung des osteuropäischen Hauses spricht Mielke von einer „slowakischen Neigung für die gleichlaufende Traufenlinie“⁸⁸) und Kobl hat in seinen Reisebildern den Brauch russischer Bauern verzeichnet, die Strohdächer von Nachbarhäusern miteinander zu verfilzen⁸⁹). Von einer Entwicklung und individuellen Behandlung des Steilgiebels kann in solchen Fällen nicht die Rede sein.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß sich eine Reihe slowakischer Forscher ohne nähere Untersuchung für den slowakischen Charakter des Vollwalms und die deutsche Herkunft des Steilgiebels eingesetzt hat; es ist dies vor allem Pušjet, Czartorński und Zelenin. Pušjet sieht in den Häusern mit Satteldach und Steilgiebel den deutschen Typ im polnischen Hausbau, der mittel- und unmittelbar auf deutschen Einfluß zurückgehe⁹⁰). Für Czartorński bedeutet das Zeltdach mit Vollwälm das Hauptmerkmal und den Hauptvorteil des slowakischen Hauses gegenüber dem „abscheulichen und langweiligen, teutonischen“ Steilgiebel; der Vollwalm herrsche ausnahmslos in Rußland und Innerpolen, während sich der Steilgiebel im Gebiete von Posen zu verbreiten beginne⁹¹). Zelenin bezeichnet das russische Haus mit Walmdach (ngr. palátka) als den älteren Typ, der bei Weißrussen und Ukrainern unter deutschem Einfluß immer mehr durch das Giebeldach zurückgedrängt werde, dem schließlich unbestreitbare Vorzüge (Vergrößerung der Fläche des Dachbodens; die Möglichkeit, ein Bodensefenster anzubringen; die Verringerung der Herstellungskosten) den Sieg verschaffen werden. Die Übernahme der deutschen Dachform vollzieht sich seit dem 19. Jahrhundert allmählich in zahlreichen Übergangserscheinungen: Es bleibt ein Teil des strohenen Walms an der Stelle des Giebel-dreiecks erhalten (wr. lobják, zalób, pristrések) oder man findet einen Rest des Walms am entgegengesetzten Ende beim Dachansatz (wr. okóp, kozyrók, pričélje, kapéz, zastrésok); manche Häuser tragen auf der Straßenseite den Vollwalm und auf der Rückseite — dem Wesen der Erscheinung völlig widersprechend — den Steilgiebel⁹²).

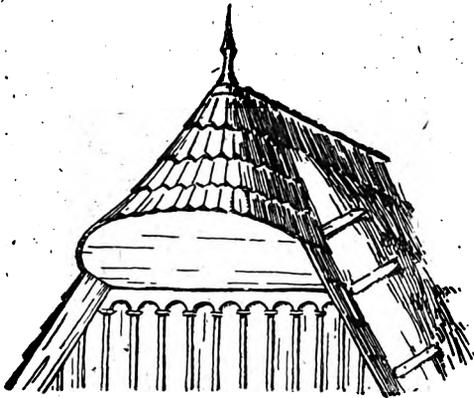
Die Übernahme des Steilgiebels auf das Bauernhaus, die in Rußland noch andauert, muß in den Sudetenländern zu einem früheren Zeitpunkt erfolgt sein, der sich annähernd bestimmen läßt. Nach Niederle war

das 11. und 12. Jahrhundert für das tschechische Haus insofern von hoher Bedeutung, als in diesem Zeitraum unter dem zunehmenden Einfluß des fränkischen Hauses die Umwandlung der ursprünglich slawischen Klete (kíst) in die Kammer, die ofenlose Gefährtin der Stube, erfolgte⁴³). Teile von Mähren und der Slowakei haben diesen letzten Schritt der Angleichung des slawischen Hauses an den fränkischen Typ noch nicht vollzogen⁴⁴); dazu gehört auch ein Bezirk der mährischen Slowakei (Ungarisch Prod), wo die Klete noch nicht restlos mit der Stube verschmolzen ist⁴⁵). Alle Gebäude, die diese Entwicklungsstufe festhalten, lassen keine Spur von dem Steilgiebel erkennen, sondern tragen durchwegs den Vollwalm. Daraus darf man schließen, daß mit der Einverleibung der Klete die Annahme des Steilgiebels verbunden war, der seinerseits mit Naturnotwendigkeit die Siebelstellung des Hauses als wichtigste Voraussetzung seiner Weiterentwicklung forderte. Wir finden es durchaus begreiflich, daß sich dieser wichtige Vorgang, die Umwandlung der Klete zur Kammer, die Aufnahme des Steilgiebels und die Firstschwentung des slawischen Hauses, seit dem 12. Jahrhundert, dem Zeitalter der bäuerlichen Kolonisation, vollzog. Ein Bild von Welislaw's Bibel, die dem 13. Jahrhundert angehört, zeigt jedenfalls bereits Gebäude mit Steilgiebel⁴⁶); im übrigen ist natürlich anzunehmen, daß dieser wichtige Vorgang Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch währte.

Während Rhamm von der slawischen Herkunft des Vollwalms überzeugt ist und den Steilgiebel am russischen und südslawischen Haus als unter deutschem Einfluß entstanden erklärt⁴⁷), setzt er sich für den ursprünglich slawischen Charakter des tschechischen Steilgiebels ein⁴⁸). Der Beweggrund zu dieser Annahme ist ihm das Vorhandensein des tschechischen kukla - Siebels, in dessen Auftreten er das sicherste Kennzeichen für die alte Verbreitung des tschechoslawischen Stammes sieht⁴⁹). Unter kukla versteht der tschechische Bauer ein halbkugelförmig aus der Ebene des Dachvorsprunges herausspringendes Dächlein, das die Spitze des Siebel-dreieckes bedeckt. Im Gegensatz zum Rippwalm schrägt die kukla den Siebel nicht ab, sondern ist ihm, wie der westfälische Steckwalm, vorgehängt⁵⁰).

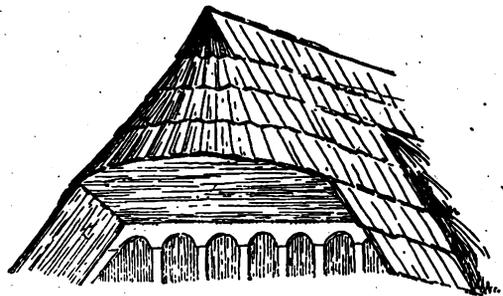
Seider ist das Verbreitungsgebiet der kukla bis heute noch nicht genau ermittelt. Die folgenden Angaben können daher nur Stichpunkte herausgreifen. Nach Dachler und Rhamm zieht sie sich durch das gesamte böhmische, mährische und schlesische Sudetengebiet bis in die Karpathen hinein⁵¹). Nach Lutsch ist sie in Oberschlesien⁵²) und Ostböhmen⁵³) vorhanden, wo sie in der Gegend von Chrudim⁵⁴), Pardubitz⁵⁵) und Seitomischl⁵⁶) ihr Hauptverbreitungsgebiet gefunden hat. Hier wird sie auch obálka und šup genannt, während im übrigen Böhmen die Bezeichnung kabřinec⁵⁷) und kazelka⁵⁸) herrscht. In Schlesien wird galka⁵⁹), in Mähren kukla⁶⁰) und kozub⁶¹) verwendet, bei den Slowaken steht halka und kozub⁶²) im Gebrauch. Für die Slowakei wurde sie von Rhamm in den ehemaligen Gespannschaften Trentschin, Urva, Turóc, Sohl, Sáros, Gömör und Abauj-Tornya nachgewiesen⁶³). Der „baldachinartige Siebelvorsprung“, der nach Huszka im ganzen magharischen Oberlande (fölvidek) herrscht, bezeichnet gleichfalls die kukla⁶⁴). Auch im Gebiet der polnischen Soralen ist sie nach-

weisbar⁶⁶). Am deutschen Bauernhause ist die kukla für die Zips⁶⁶) und die Kremnitzer Sprachinsel⁶⁷) belegt, wo sie als „Türmel“ bezeichnet wird⁶⁸). In Böhmen herrscht der Ausdruck „Kappel“ und „Käulend“, das in Friedländer Quellen für 1672 nachweisbar ist⁶⁹). Das deutsche Bauernhaus zeigt sie vorwiegend entlang der Sprachgrenze im Riesengebirgsvorland⁷⁰), in der Grafschaft Glatz⁷¹), in Nordmähren und in Schlesiens⁷²). Sogar für einzelne Striche von Oberösterreich ist sie belegt⁷³).



Kukla mit halbkreisförmigem Grundbrett.

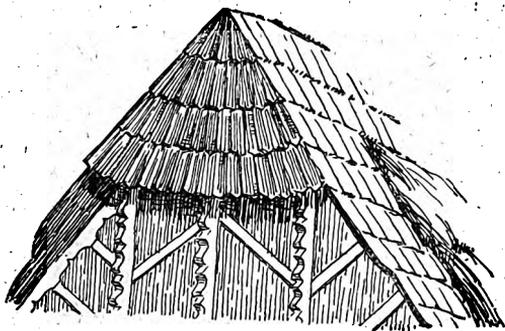
Im zweiten Falle elliptische Gestalt annimmt und schließlich bei der dritten Hauptart in eine gerade Linie übergeht. Diesen drei Grundformen ist die Tatsache gemein, daß der Schindelbelag des Schopfdächleins in unmittelbarem Zusammenhange mit den drei bis fünf obersten Schindelreihen des Daches steht. Dies gilt nicht für die vierte Hauptart, bei welcher sich die Ort Bretter zwischen den Schindelbelag des Daches und das Schopfdächlein schieben. Die beiden ersten Hauptformen der kukla sind als die ursprünglichen zu bezeichnen; sie ermöglichen es, die mit Feder und Nut ineinandergreifenden Schindeln von einer Hauptdachfläche über das gewölbte Grundbrett des Schopfdächleins zur anderen hinüberzuführen. Auf größere Schwierigkeiten stößt dieser Versuch bei der dritten Hauptart, wo das Bestreben, das Schopfdächlein vor den Angriffen des Windes zu schützen, zur Ebnung des gewölbten Grundbrettsfaumes geführt hat. Die vierte Hauptart hat das Schopfdächlein unter Aufopferung seines Zusammenhanges mit dem Hauptdache zur reinen Zierform entwickelt. Das Grundbrett der kukla wird záklopa⁷⁴), šup oder podšup⁷⁵) genannt und trägt in den meisten Fällen einen frommen Hauspruch (domovní požehnání),



Kukla mit elliptischem Grundbrett.

die Jahreszahl der Erbauung (vyzdvižen), die Namen des Besitzers und des Zimmermannes⁷⁶⁾. Der Gipfel des Schopfdächleins wird von einem Mohnstengel [makovice, makovička⁷⁷⁾], einer Firspitze [bodec⁷⁸⁾] oder einem Wetterfähnchen [korouhvička, vrzátko⁷⁹⁾] gefrönt.

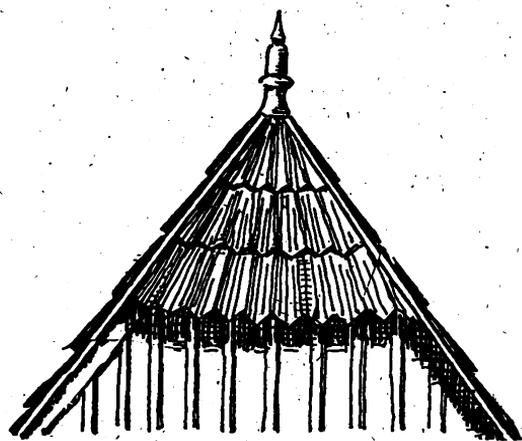
Die konstruktive Bedeutung des kukla = Dächleins ist nicht unmittelbar einzusehen. Teils wurde vermutet, daß der Vorkprung dazu diene, das Rauchloch des ursprünglich kaminlosen Hauses zu verdecken⁸⁰⁾, teils sah man in ihm ein Schuttdach für das Gemeindeglocklein⁸¹⁾. Beide Annahmen legen ungenaue Beobachtungen zu Grunde und vermögen die Allgemeinheit der



Eingeebnete kukla.

Erscheinung nicht zu erklären. Für die Lösung unserer Frage ist von einem regelmäßigen Begleiter der kukla, dem okap⁸²⁾, auszugehen, der ein Traufen- oder Simsdach an der Giebelseite darstellt, das auf der

Haupt- oder Traufenschwelle [hlavní trám⁸³⁾, odhaňka, opakový prah⁸⁴⁾] ruht. Schon nach kurzer Betrachtung erkennt der aufmerksame Beobachter, daß ein organischer Zusammenhang zwischen kukla und okap bestehen muß, der vielfach beobachtet wurde⁸⁵⁾. Ebenso wie die kukla durch die letzten Schindelreihen beim Dachfirs gebildet wird, ist der okap durch den Schindelraum beim Traufenrande bedeckt und damit zu einem Bestandteil des Hauptdaches geworden. Es hat den Anschein, als ob die



Kukla ohne konstruktiven Zusammenhang mit den Hauptdachflächen.

senkrechte Giebelwand (štit) zwischen kukla und okap nachträglich eingeschaltet wurde. Dieser Eindruck verstärkt sich, je weiter wir nach dem Osten kommen. Während das böhmische Bauernhaus nur ein schmales Simsdach besitzt, das unter Umständen ganz fehlen kann⁸⁶⁾, steigt in der Slowakei der okap oft bis in die Mitte des Steilgiebels auf⁸⁷⁾. Diese

Beobachtung genügt, um kukla und okap als Reststücke des alten Vollwalmes zu kennzeichnen, der durch den Steilgiebel verdrängt wurde.

Daß der eindringende Steilgiebel die Ursache für die Entwicklung von okap und kukla war, läßt sich in der Slowakei und der Hanna beobachten. In der Gegend von Heiligen Kreuz und Ofzlan haben „die ältesten Häuser den vollen Walm, erst bei den neueren findet man, doch selten, vorn den steilen Giebel mit dem okap und bei den neuesten auch die kukla, während



Slowakei, Leštiny im Arvatal. Kukla und okap füllen den größten Teil des Giebeldreiecks aus.

auf der Rückseite der Walm bleibt⁹⁹⁾“. Der Steilgiebel ergreift also mit Hilfe von kukla und okap von der Hauptseite des Wohnhauses Besitz; er wird als besondere Auszeichnung des Hausantlitzes aufgefaßt. Das hannatische Bauernhaus hat als Längsbau, welcher die Traufenseite der Straße zuwendet, an dem Vollwalm festgehalten. Der hinzutretende Kreuzbau (Zudr) kehrt daher ursprünglich seinen Vollwalm dem Verkehrswege zu. Bei neueren Gebäuden wird jedoch dieses Querhaus mit einem Steilgiebel versehen⁹⁹⁾, der in Erinnerung an den alten Zustand auch okap und kukla trägt⁹⁹⁾.

Diese Entwicklungen zeigen bereits den allmählichen Durchbruch des deutschen Gedankens, im Giebel ein Schmuckstück des Hauses zu sehen. Die kukla gab willkommene Gelegenheit, die angenehme, halbkegelförmige Endung des Giebeldreiecks, die der Slawe von der Achteckscheune her gewohnt war, beizubehalten. Verfallerscheinungen waren es bereits,

wenn man das Grundbrett der kukla nicht mehr halbkreisförmig, sondern elliptisch oder gar geradlinig umsäumte. Das starke Vorkragen der kukla bedingte ein weiteres Hervortreten der Dachränder, „Flügel“ [okřalí, perutě⁹¹⁾, koutra⁹²⁾] genannt⁹³⁾, die ihrerseits der tief gelegten Steilgiebelfläche einen erwünschten Witterungsschutz gewährten. Diese Sicherheit vor Regen und Sturm bot die Möglichkeit zur Entfaltung eines für das Holzhaus typischen slawischen Siebelschmuckes, der Malerei, die in Innerböhmen und der mährischen Walachei in Blüte stand⁹⁴⁾. In Gegenden, die wie Nordböhmen in stärkerem Maße deutschem Einfluß ausgesetzt waren, werden die Flügelbretter schmaler und die kukla macht einem



Böhmen. Hliněno. Der okap ist als schmaler Schindelsaum erhalten, an Stelle der kukla ist ein Rippwalm getreten.

einfachen Rippwalm Platz, der nur mehr einen geringen Witterungsschutz gewährt. An die Stelle der Malerei tritt daher in stärkerem Maße die deutsche Vorliebe für Schnitzwerk, Profilierungs- und Ausschneidekunst, mit der für den slawischen Geschmack kennzeichnenden Freude an der Überfülle des Schmuckes⁹⁵⁾. Bemerkenswert ist, daß diese Landschaften, welche das Wesen des Steilgiebels als Ehrenschild des Hauses am reinsten erfassen, sich nahezu völlig von kukla und okap, den Resten des alten Bollwalms, losgesagt haben⁹⁶⁾. So wird das Vorhandensein und die

Verteilung von kukla und okap, aus denen Rhanum den ursprünglich slawischen Charakter des tschechischen Steilgiebels ableitet, geradezu zum Beweise dafür, daß das tschechische Haus einst den Bollwalm besaß.

Kukla und okap, die das tschechische Bauernhaus als notwendige Übergangserscheinungen entwickelte, sind von dem deutschen Zimmermann zur Ausgestaltung des deutschen Hauses übernommen worden. Ohne konstruktive Verwurzelung in der deutschen Dachart wurden sie hier zur reinenzierform weitergebildet. Dies äußert sich vor allem darin, daß die kukla nicht von den um das gewölbte Grundbrett geführten Schindelreihen der Hauptdachflächen bedeckt wird, sondern als selbständiger Schindelkranz rein äußerlich in dem Siebeldreieck angeklebt erscheint. Mit besonderer Deutlichkeit zeigt sich dies an den deutschen Siebeln des Riesengebirgsvorlandes⁹⁷⁾. Am auffallendsten ist die Verwendung der kukla auf dem flachen Segschindeldache des oberdeutschen Hauses⁹⁸⁾, dessen breitem

Giebel sie nicht den geringsten Witterungsschutz gewähren konnte; jeder organischen Verbundenheit widerspricht ferner die Tatsache, daß zur Bedeckung des flachen Hausdaches die oberdeutsche Segschindel, zur Herstellung des kukla-Mantels jedoch die mitteldeutsche Scharschindel notwendig war. Doch läßt sich nicht leugnen, daß das „Käulende“⁹⁹⁾ dem Giebel in allen Fällen einen anmutigen Abschluß verleiht, unter dessen schützendem Dache die zahlreichen Bretter, Keisten, Simse, Blenden und Konsolen der Ziergiebelfläche in schattenwerfender Vielheit einmünden.

Als Ergebnis unserer Untersuchung seien nochmals folgende Tatsachen gebucht: Das westslawische Haus nimmt seit dem 12. Jahrhundert unter deutschem Einfluß den Steilgiebel an und wendet ihn der Straße zu; doch der alte Vollwalm ist nicht restlos verschwunden, sondern lebt als kukla und okap bis zum heutigen Tage weiter. Kukla und okap sind dem Giebel die Wegbereiter auf seinem Siegeszuge nach dem Osten geworden; durch ihre Vermittlung gewöhnte sich der Slawe daran, im Giebel das Gesicht des Hauses zu sehen, ohne alle Erinnerungen an den alten Vollwalm sofort aufgeben zu müssen. Wo diese Sendung, wie in Böhmen, erfüllt ist, treten auch die Feststücke den Rückzug an oder werden nur mehr als lieb gewordene Zierformen beibehalten. Die Verbindungswand zwischen beiden, die sich immer mehr zur Giebelfläche ausweitet, stattete der Slawe in phantastischer Weise mit einer Überfülle von Kleinzierat aus, dessen sich auch der anwohnende Deutsche gern bediente. So ist auch das „Käulende“ des heimischen Bauernhauses, wie so vieles auf dem Gebiete der Wohnungskultur, aus der gemeinsamen Arbeit der beiden Völker hervorgegangen: Der Deutsche stellte das konstruktive Grundgerüst zur Verfügung und der Slawe schmückte es mit Elementen seines reichen Formenschatzes aus.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Wander K. F. W., Deutsches Sprichwörterlexikon I 1686. ²⁾ Ahd. gibil „Giebel“ ist verwandt mit ahd. gēbal „Schädel, Kopf“ und mit gr. κεφαλή „Kopf“. ³⁾ Mielle K., Siedlungskunde des deutschen Volkes (1927); S. 66; Fehne W., Deutsche Hausaltertümer I 51; Schier Br., Das deutsche Bauernhaus Ostböhmens = Schneider K., Das Riesengebirge und sein Vorland (1924), S. 50. ⁴⁾ Lauffer D., Das deutsche Haus (1919), S. 115 f. ⁵⁾ Jelenin D., Russische (ostslawische) Volkskunde (1927), S. 265. ⁶⁾ Rejedy Jb., Český dům = Český Lid 8 (1899), 314. ⁷⁾ Rott I 429, II 1213. ⁸⁾ Jirásek A., Ottův slov. nauč. 8, S. 8; Derj., Ost.-ung. Monarchie. Bb. Böhmen, S. 429. ⁹⁾ Jirásek A., ebda. S. 429; Pruška, Statek i chalupa na Chodsku = Č. L. 2 (1893). ¹⁰⁾ Bartoš Fr., Dialectologie 2, 434. ¹¹⁾ Bartoš Fr., Ebda. 2, 433; Šoubel B., Hanácký grunt = Č. L. 2 (1893) 140. ¹²⁾ Chotel F., Staré typy valašského domu = Národopisný věstník čsl. 11 (1916) 139. ¹³⁾ Černý A., Wobydlenie lužiskich Serbow = Časopis Mačicy Serbskeje 42 (1889) 112. ¹⁴⁾ Miklošič J., Etym. Wb. 325. ¹⁵⁾ Niederle L., Slovanské starožitnosti. Oddíl kulturní I 825; Fesele Jerdo, Ost.-ung. Monarchie. Bb. Croatien und Slavonien. S. 101; četverostrešnji krov od četiri vode sa zavaljkom. ¹⁶⁾ Karadžić 742, Jovelović-Brzož II 481, Dal s. v.; Rhamm K., Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde II 2 I (1910) 199 f.; Niederle L., a. a. D. S. 826, Anm. 5. ¹⁷⁾ Stephani K., Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung I (1902) 331; Schier Br., a. a. D. S. 49. ¹⁸⁾ Niederle L., a. a. D. 751, 804, 823. ¹⁹⁾ Rhamm K., Zur Entwicklung des slawischen Speichers = Globus 77 (1900), 290 ff. ²⁰⁾ Pruška, Statek i chalupa na Chodsku = Č. L. 2 (1893) 47, 50, 568 f. ²¹⁾ Šauer B., Selský statek ve Slezsku = Č. L. 3 (1894)

199—201; Dittrich P., Schlesiſcher Hausbau = Globus 70 (1896) 285. Wenn der ſchleſſiſche ſrub heute ein Satteldach mit okaps trägt, das bei Feuersgefahr von dem „kuppelförmigen“, „vollständig abgerundeten“ Oberſtod (Khamm, a. a. D. 294), der den Vollraum verlangt, abgehoben werden kann, ſo iſt dieſe eine moderne Zutat. (Vgl. dafür den ſlowakiſchen Speiſcher ebda. S. 303, Abb. 6.)²²⁾ Wiedergabe Niederle L., a. a. D., S. 806; vgl. Wocel, Welislaw's Biberbibel (1871). Tafel 24.²³⁾ Hanuš J. und Rojůleť J. K., Lidové stavitelství na Pardubicku, Holicku a Pŕeloučsku = Č. L. 15 (1906) 39; Prouſeľ J., Dřevěné stavby starobyle roubené a lidový nábytek v severo-východních Čechách (1895), S. 15, Tafel 27; Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten (1906), Tafel Währen Nr. 1, 2; Das Bauernhaus in Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten (1906), Textband (Schlesien), S. 171 (für Arnau a. E., Kreis Rybnik und Fürstentum Pleß); Karpathenland I (1928), 42 f.; Weigel, Das alte Ruſſländler Bauernhaus = Unſer Ruſſländchen I, S. 297, Abb. 26.²⁴⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I, S. 233.²⁵⁾ Die von Henning K., Das deutſche Haus (Quellen und Forschungen, Nr. 47, 1882), begründete Annahme der Verwandtſchaft ſand zum erſten Mal ſachlichen Widerpruch bei Meringer K., Mitteilungen der anthrop. Geſellſchaft Wien, 25 (1895), S. [100].²⁶⁾ Žitřt Č., Dřevěné kostelky v zemích českých a jejich přibuznost s kostelky dřevěnými polskými = Č. L. 17 (1908) S. 406—418; über die Erhaltung alter Bauweiſen beim Holzkirchenbau vgl. Šchier Br., a. a. D. S. 48; Straggonovſki J., Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielſk-Biala = Oſtdeutſche Heimatbücher 2 (1927).²⁷⁾ Niederle L., a. a. D. I 825; mit demſelben Rechte ließe ſich auf die Koliben und Salajſchen der mähriſchen Walachei hinweiſen, vgl. Žurkovič D., Koliba na Černé Hoře pod Radhoštěm = Č. L. 8 (1899) 313; Sawicki L., Almenwirtſchaft und Hirtenleben in der mähriſchen Walachei = Žſchř. f. öſt. Bde. 21-22 (1915-16) 37.²⁸⁾ Huſta, a. a. D. Č. L. 2 (1893) 47 f.; Rejebly Žb., a. a. D. Č. L. 8 (1899) 316; Kott II 47, VI 1097, Příspěvky I 225, II 179.²⁹⁾ Hanuš J. und Rojůleť J., a. a. D. Č. L. 15 (1906) 45.³⁰⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 134 f., 225, passim.³¹⁾ Vgl. auch Khamm K., Beiträge II 2 I S. 239.³²⁾ Niederle L., Starý selský dům na moravském Slovensku = Národopisný věstník čsl. 7 (1912) 101, 112.³³⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 231 f.³⁴⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Textband S. 55, 109 f.³⁵⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 301 ff.³⁶⁾ Ebda. S. 4.³⁷⁾ Ebda. S. 4. Goub. Tula: lang an der Straße, Goub. Kurſk: mitten im Hofe „in großer Unordnung“. ³⁸⁾ Mielle K., a. a. D. S. 258.³⁹⁾ Kohl, Reiſen im Innern von Ruſſland und Polen II S. 39.⁴⁰⁾ Pušzet L., Studya nad polskiem budownictwem dŕewnianem. I. Chata = Rozpr Wydz. filol. Akad. Krakow. 35 (1903), 75 f., 80.⁴¹⁾ Czartorniſti, O ſtylu krajowym, S. 15—16. Zitiert nach Khamm K., Beiträge II 2 I S. 226.⁴²⁾ Zelenin D., a. a. D. S. 265 ff.⁴³⁾ Niederle, Starožitnosti I 769 ff.⁴⁴⁾ Ebda. I 746 f.⁴⁵⁾ Niederle L., a. a. D. Národopisný věstník 7 (1912) 112.⁴⁶⁾ Niederle L., Starožitnosti I 804, Wocel, a. a. D. Tafel 14.⁴⁷⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I 205, 225, 237 passim.⁴⁸⁾ Ebda. S. 226 ff.⁴⁹⁾ Ebda. S. 228.⁵⁰⁾ Ebda. S. 226; Vgl. Das Bauernhaus in Deutschen Reich. Tafeln: Weſtfalen Nr. 5.⁵¹⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Textband, S. 106; Khamm K., Beiträge II 2 I S. 228.⁵²⁾ Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Textband Abb. 12, 15, 32—35. S. 178.⁵³⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Tafeln: Böhmen Nr. 1, 8, 14.⁵⁴⁾ Solta A., Lomenice chalupa na Chrudimsku = Publikaci musea Chrudimského I (1894).⁵⁵⁾ Hanuš J. und Rojůleť J., a. a. D. Č. L. 15 (1906) 37.⁵⁶⁾ Nováková L., O lomenicích statků, chalupa a baráků na Litomyšlsku, o nápisech a ozdobách na nich = Č. L. 5 (1896) 553.⁵⁷⁾ Žiráeť A., Öſt.-ung. Mon. Böhmen S. 427; Prouſeľ J., a. a. D. S. 16.⁵⁸⁾ Žiráeť A., a. a. D. S. 427.⁵⁹⁾ Hauer B., Návosloví lidových staveb slezských = Č. L. 9 (1900) 102.⁶⁰⁾ Abámef K. B., Česká chalupa = Časopis muzejního spolku Olomuckého 7 (1890) 112.⁶¹⁾ Bartoš Fr., Dialectologie moravská II 433 f.; derſ., Dial. slov. mor. 404.⁶²⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 227.⁶³⁾ Ebda. S. 228.⁶⁴⁾ Huſta, A székely ház S. 57.⁶⁵⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 227 (Zatopane).⁶⁶⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Tafeln: Ungarn Nr. 3 (Altvalldorf, Georgenberg).⁶⁷⁾ Khamm K., Beiträge II 2 I S. 230 (Haudtŕfer, Münichwies, Gaidel, Hoch-

wiesen); Bünker J. R., Das ethnogr. Dorf der ungar. Millenniumsausstellung = Mitteil. anthrop. Ges. Wien 27 (1897) 97 (Kriesterhäu, Unter-Mekensseifen).
⁶⁸⁾ Schröder J. R., Bauernhaus auf der Wiener Weltausstellung (1874) S. 21; Schulcz F., Mitteil. der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baubentmale (1866) S. 8 f. ⁶⁹⁾ Stadtarchiv Friedland in Böhmen. Rechnungsbuch VI 90a: „vom Windt daß förder Keull Endt mit sambt den schindelln heruntergeworffen.“ ⁷⁰⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Tafeln: Böhmen Nr. 1. (Proschwitz, Freiheit), Nr. 14 (Hohenelbe). ⁷¹⁾ Lutsch Hans, Wanderungen in Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise (1888) S. 13 (Erlischtal, Habelschwerdt, Glas). ⁷²⁾ Das Bauernhaus in Österr.-Ungarn. Tafeln: Schlesien Nr. 1 (Heinzendorf). ⁷³⁾ Ebda. Oberösterreich Nr. 1, 2 (Siegharting im Thal, Kephens-Steegen). ⁷⁴⁾ Solta A., a. a. D. S. 4; Prousel J., a. a. D. S. 16. ⁷⁵⁾ Nováková J., a. a. D. Č. L. 5 (1896) 553. ⁷⁶⁾ Adámek R. B., Záklopy — křestními listy našich staveb lidových = Č. L. 3 (1894) 533—539, 5 (1896) 351—364. ⁷⁷⁾ Prousel J., a. a. D. S. 18; Solta A., a. a. D. S. 4; Jirásek A., Öst.-ung. Mon. Böhmen, S. 427; Weinzettl, Stavby a sidla na Horicku = Národ. sbor. okr., Horického (1895) S. 274. ⁷⁸⁾ Solta A., a. a. D. S. 4. ⁷⁹⁾ Jirásek A., a. a. D. S. 427. ⁸⁰⁾ Huszta, a. a. D. S. 57. ⁸¹⁾ Melbahl F., Die historischen Formen der Holzbaufunst = Mitteil. d. anthrop. Gesellschaft Wien 22 (1892) S. 13. ⁸²⁾ Prousel J., a. a. D., S. 16; Solta A., a. a. D., S. 5 f; Nejedlý Jb., a. a. D., Č. L. 8 (1899), 316; Jurtovič D., Valašská chalupa = Práv. po národ. vyst. na Vsetín (1892) S. 81. Rhamm R., Beiträge II 2 I 239 ff. ⁸³⁾ Prousel J., a. a. D. S. 16. ⁸⁴⁾ Jurtovič D., a. a. D. S. 81. ⁸⁵⁾ Rhamm R., Beiträge II 2 I S. 227, 229; Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Textband S. 178; Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Textband S. 105. ⁸⁶⁾ Prousel J., a. a. D. S. 16. ⁸⁷⁾ Rhamm R., Beiträge II 2 I, S. 227. ⁸⁸⁾ Rhamm R., Beiträge II 2 I S. 230. Vgl. Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Tafeln: Ungarn Nr. 3, 4 (Georgenberg, Altrwaldsdorf), Galizien Nr. 1. ⁸⁹⁾ Houbek V., Hanácký grunt = Č. L. 2 (1893) 140—152, 382—391; Rhamm R., Beiträge II 2 I S. 231. ⁹⁰⁾ Österr.-ung. Mon. Böh. Mähren und Schlesien S. 237 (althannatisches Bauernhaus aus Lončan). ⁹¹⁾ Nováková J., a. a. D. Č. L. 5 (1896) 554; Adámek R. B., Selský statek v okrese Hlineckém = Č. L. I (1892) 339; Solta A., a. a. D. S. 5; Jurtovič D., a. a. D. S. 81; Weinzettl, a. a. D. S. 274. ⁹²⁾ Prousel J., a. a. D. S. 16. ⁹³⁾ Vgl. *ασπίροπος* (von *ασπός*, „Flügel“) beim Giebel des griechischen Tempels. Nejedlý Jb., a. a. D. 8 (1899) 315. ⁹⁴⁾ Nováková J., a. a. D. 5 (1896) 553 f.; Solta A., a. a. D. S. 4 ff.; Jurtovič D., Malované štíty na Valášku = Č. L. 9 (1900); Derj., Práce našeho lidu (1905). ⁹⁵⁾ Prousel J., a. a. D. Biberanhang. ⁹⁶⁾ Ebda. Außer dem typisierenden Titelblatt ist hier nur ein Haus mit echter kukla, aber aus der Gegend von Jungbunzlau, vorhanden (Tafel 25). ⁹⁷⁾ Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Tafeln: Böhmen Nr. 1. ⁹⁸⁾ Ebda. Oberösterreich Nr. 1, 2. Schwarzmeergut in Siegharting im Thal, polit. Bezirk Schärbing; Greber-Haus in Kephens-Steegen, polit. Bezirk Wels.) ⁹⁹⁾ Zum Beweise für die slawische Herkunft des deutschen „Käulendes“ siehe sich auch auf die Entwicklung kukla-Käule hinweisen, die unter Schwund des k bei Rücklassung von Palatalumlaut und Diphthongierung möglich wäre; doch bleibt diese Gleichung unsicher, da Zeitpunkt und Ort der Übernahme nicht feststellbar sind und eine Ableitung aus dem mb. „kälilig“ (zu „Käule“ mb. küle, mhđ. kugele) denkbar ist (vergleiche „Käuliger Berg“ des Fergebirges). — Zum Schluß sei es gestattet, einige wenig bekannte Daten zur Geschichte des tsch. kukla mitzuteilen:

An der Spitze der Bedeutungsentwicklung des Wortes steht lat. cucullus, cuculla (Tot. lat. lex. II 530, „pars vestis a tergo pedentis, qua caput tegitur pluviae, vel tempestatis causa“. Das Wort, das im Mlat. vor allem die Bedeutung „Kapuze des Mönchsgewandes“ (Du Cange II 686) annimmt, bringt in die Volkssprachen ein und ist dem Franz. als cuculle, dem Engl. als cowl (agl. cugle), „Mönchskappe“ bis heute bekannt. Das ahd. kugula (Graff IV 362), mhđ. gugele, kugel, kogel (Leyer I 585) bewahrt die gleiche Bedeutung. Im Aog. ist es nach deutscher Vermittlung als kukoll (Berneder 640) vorhanden und bezeichnet im Tschechischen „přikrytí hlavy, z něhož jen tvář a oči vykoukají“ (Kott I 839 nach Jungmann II 220). Während es aber in den übrigen Sprachen seinen ge-

lehrtens Ursprung nicht verrät und der kirchlichen Sphäre treu geblieben ist, hat es im Tschechischen den Wandel zur Bezeichnung eines volkstümlichen Kleidungsstückes mitgemacht. Noch heute bedeutet es im tschechischen Teil des Riesengebirgsvorlandes ein „veliký ženský sátek na hlavu“ (Kott I 839). Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts war diese tschechische Kopfbedeckung auch im Innern Deutschlands bekannt; die Simburger Chronik (S. 44) berichtet zum Jahre 1389, daß die „Frauen böhemische Kogeln“ trugen, „diese kogeln stozt eine Frau auf ihr Haupt und stunden ihnen vornen auf zu berge.“ Nachdem die ursprüngliche Bedeutung des lat. cucullus im Slavischen einmal durchbrochen war und der Tscheche gelernt hatte, im Giebel den Kopf des Hauses zu sehen, lag es nahe, die haubenartige Firskrönung mit dem Namen der volkstümlichen Kopfbedeckung kukla zu versehen.¹⁾

Die Volkstunde bei den Tschechen und Slowaken

Von Dr. Gustav Jungbauer

(Fortsetzung)

Wenn wir den gegenwärtigen Stand der Volkstunde bei den Tschechen und Slowaken überblicken, so ist es nicht verwunderlich, wenn wir das Volkslied an erster Stelle finden. Der natürliche Reichtum an Volksliedern hat schon früh bewirkt, daß man diese, sowohl was das Sammeln des Stoffes als auch die wissenschaftliche Untersuchung anbelangt, in den Vordergrund gerückt hat. Schon 1895 hat Z i b r t eine bibliographische Übersicht über das tschechische Volkslied geboten, zu der J. Š o r á k in den „Slovenské písně z Uhersko brodska“, gesammelt und herausgegeben von F. Tomek (Olmütz 1927) Ergänzungen bringt (S. 63f.). Neben diese Sammlungen treten aber auch wissenschaftliche Untersuchungen, wie sie für das sudetendeutsche Volkslied in dem gleichen Ausmaß noch fehlen. Namentlich gilt dies von den Arbeiten, welche sich auf die Singweisen und die Volksmusik beziehen. Sie eröffnet C. H o s t i n s k ý mit dem Werk „Česká světská píseň lidová“ (1906), der besonders das geistliche Lied des 16. Jahrhunderts behandelt, auf die Quellen der Singweisen zurückgeht und Beiträge zur Geschichte der Volksmusik liefert. Diese historische Betrachtung des Volksliedes hat der Schüler und Nachfolger Hostinskýs auf dem Lehrstuhl für Musikwissenschaft an der tschechischen Universität in Prag Zdeněk Rejediý fortgesetzt und von 1904 an in drei großen Werken eine Geschichte des Liedes in Böhmen von der vorhusitischen Zeit bis zu den Husitentkriegen geschrieben (Dějiny předhusitského zpěvu v Čechách, Počátky husitského zpěvu, Dějiny husitského zpěvu za válek husitských.) Ein anderer Schüler Hostinskýs, Otakar Z i c h, beschäftigte sich mit den Volkstänzen und Tanzliedern, besonders der Choden bei Taus, und veröffentlichte über die tschechischen Volkstänze und ihren kennzeichnenden Taktwechsel die Schrift „České lidové tance s proměnlivým taktem“ (1917). Von Aufsätzen in Zeitschriften ist zu

¹⁾ Die dem Aufsatz beigegebenen Skizzen stammen von Stud. tech. Ernst Birke, die 2 Bilder (Häuser aus Vestiny im Kráral und Häuser aus Olmütz) von dem akademischen Maler Prof. Karel Venes in Nachah., der seine zahlreichen prächtigen Zeichnungen zum Slavischen Bauernhaus unserer Zeitschrift in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt hat.

erwähnen eine Untersuchung des tschechischen Volksliedes im 16. Jahrhundert von J. Br a n b e r g e r in *Česky Lid* XIX. u. XX. 1910f., in der auch auf den Einfluß der slowakischen Musik eingegangen wird. Über die klangreichen und altertümlichen slowakischen Siedweisen fehlen noch gründliche und ausführliche Arbeiten.

Betreffs der textlichen Behandlung des Volksliedes beklagt J. Š o r á t (*Revue des études slaves* I. 78) den auch auf deutscher Seite bemerkbaren Mangel, daß man sich hauptsächlich auf die ästhetische Würdigung der Dichtungen beschränkt und die historisch-vergleichende Betrachtungsweise wenig Vertreter hat. Denn erst auf diesem Wege, indem man die Quellen der Sieder feststellt und die heimischen Volkslieder mit denen der Nachbarländer und anderer Völker vergleicht, wird man ihre Eigenart bestimmen können. Musterbeispiele dieser Betrachtungsweise lieferte Šorát selbst mit seiner Studie über die Ballade vom Waisenkind (*Oširelo dítě*) im *Národ. věstník* XII. 1918 und mit den Anmerkungen zu Josef St. R u b í n, *Kladské písničky* (Prag 1926) und zu Ferd. T o m e l, *Slovenské písně z Uherskobrodská* (Olmütz 1927).

Außer den eben erwähnten sind noch andere Volksliedausgaben zu nennen. Die bedeutendste ist die Sammlung von 2057 mährischen Liedern von F. B a r t o š mit einer 136 Seiten umfassenden Abhandlung über die musikalische Seite der mährischen Volkslieder von L. J a n á č e k¹⁾, 1900—1901 herausgegeben von der tschechischen Akademie der Wissenschaften. Dieses Werk „*Národní písně moravské v nově nashírané*“ weist aber einige Mängel auf, die von St. S o u č e k besprochen wurden (*Národop. věstník* V. 1910). In Einzelheiten sind ebenfalls ungenau die 1908—1910 von C. Š o l a š herausgegebenen rund 2000 „*České národní písně a tance*“, die alle bisher in Böhmen aufgezeichneten tschechischen Volkslieder zusammenfassen. Aus der Slowakei, wo auch große handschriftliche Sammlungen von Volksliedern, wie eine solche z. B. der 1913 verstorbene Andrej Gaľaša besaß, vorhanden sind, erschienen von 1890 bis 1926 drei Bände der „*Slovenské spevy*“ und 1926 die „*Slovenské ľudové piesne*“ von J. Š e r ť k. Für das ganze Gebiet kommen endlich auch kleinere landschaftliche Sammlungen²⁾ und in Zeitschriften veröffentlichte Sieder in Betracht. Proben tschechischer und slowakischer Volkslieder in musterergültiger Übersetzung bietet B. E i s n e r, *Volkslieder der Slawen* (Weipzig 1927).

Als mit dem Jahre 1905 das großzügige Volksliedunternehmen des österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht begann, wurde ein tschechischer Arbeitsausschuß für Böhmen in Prag eingesetzt, dessen Vorsitzender D. Š o s t i n ť k ý und nach dessen Tode (1911) J. K e j d l ý war, ferner ein tschechischer Arbeitsausschuß für Mähren und Schlesien mit L. J a n á č e k als Vorsitzendem. Diese Arbeitsausschüsse haben bis 1914 innerhalb ihres Arbeitsgebietes ungefähr 20.000 Volkslieder gesammelt. Im Jahre 1919 errichtete die tschechoslowakische Regierung die ständige

¹⁾ Vgl. auch dessen Arbeit „*O tom, co je nejtvrdšího v lidové písni*“ (Von dem, was beim Volkslied am wichtigsten ist), in *Česky Lid* 1927, S. 161ff.

²⁾ *Revue des études slaves* I. 79.

„Staatsanstalt für das Volkslied“ (Státní ústav pro lidovou píseň), wobei der frühere Arbeitsausschuß für Böhmen und für Mähren-Schlesien durch einen slowakischen erweitert wurde, wozu 1922 als vierter der deutsche Arbeitsausschuß kam¹⁾. Als erste Ausgaben der Staatsanstalt erscheinen im Laufe des Jahres 1928 die ersten Viederungen der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ von G. Jungbauer und die „Mährischen Volkslieder (Sbírka)“ von A. Janáček, dem berühmten tschechischen Lieddichter, der seine Erfolge nicht zum wenigsten auch der genauen Kenntnis der Volksmusik verdankt. Auch die Lieddichter und Musiker der Slowaken schließen sich in ihren Werken an das heimische Volkslied an, so J. Bevošlav Bella, Milan Richard, William Fígus Bistrý und besonders Nikolaus Schneider-Žrnávský, der auch eine Sammlung von Volksliedern herausgab²⁾. Wie die tschechische Literatur, Kunst und Wissenschaft durch die volkstümliche Überlieferungen immer wieder Anregung und Förderung erfuhr, zeigt M. a t u l a in einem Aufsatz „Volkskultur und Bauerntum“ in der Beilage „Die Agrikultur der Tschechoslowakischen Republik“ der „Prager Presse“ vom 13. Mai 1928.

Der Deutsche bevorzugt die Sage, der Slawe das Märchen. Und auf dem Gebiet der Märchenforschung haben die Tschechen besonders bedeutende Leistungen, die weit über den engeren Umkreis der heimischen Volkskunde hinausgehen, zu verzeichnen. Vor allem sind da zwei Namen zu nennen: B. Tille und J. Polivka. Tille, ein Schüler Gebauers, hat das Ergebnis langjähriger Arbeiten über die tschechischen Märchen vor 1848 in dem Buche „České pohádky do roku 1848“ (Prag 1909) veröffentlicht und darin die Geschichte, den Inhalt und Wert aller böhmischen Märchen- und Sagensammlungen von W. A. Gerle's Volksmärchen der Böhmen (1819) bis zu den Ausgaben von Krolmus, Malý und B. Němcová überprüft. Ergänzungen hiezu erschienen im Národop. věstník IX. ff. Ferner lieferte er für die F. F. Communications (Helsingfors 1921, Band 34) das „Verzeichnis der böhmischen Märchen“. Endlich besorgte er 1904, bzw. 1908/09 die Neudrucke der zwei Werke von B. Němcová „Národní báchorky a pověsti“ und „Slovenské pohádky a pověsti“ und 1912 den Neudruck der „Pohádky a povídky lidu moravského“ von J. Mikšiček (Brünn 1847).

Einer der besten Kenner und Forscher des Märchens auf der ganzen Kulturwelt ist heute unstrittig J. Polivka. Mit vollem Recht war daher auch die von J. Horál geleitete Festschrift (Prag 1918) zum 60. Geburtstag Polivka's dem Märchen gewidmet; ebenso hat J. Horál bei seiner Festrede anlässlich der Feier des 70. Geburtstages Polivka's am 2. März 1928 die großen Verdienste des Gelehrten für die Märchenforschung im besonderen hervorgehoben. Seit fast 50 Jahren bearbeitet Polivka die Volksüberlieferungen aller slawischen Völker unter Anwendung der vergleichenden Methode. Neben kaum übersehbaren Beiträgen in slawischen und deutschen volkstündlichen Zeitschriften veröffentlichte er 1904 die „Pohádko-slovní studie“, versah die 1908 und 1910/14 erschienenen zwei Bände des Werkes „Povídky Kladské“ von J. Rubín mit ausführlichen vergleichenden

¹⁾ Vg. den Bericht von J. Horál im Národop. věstník XVIII (1925).

²⁾ Vgl. J. Blaau, Landes- und Volkskunde (2. Aufl.) S. 266f.

Anmerkungen und leistete die gleiche Arbeit für die ebenfalls von J. Rubín gesammelten „Lidové povídky z českého Podkrkonoší. Podhoří západní“ (drei Bände, Prag 1922/23), ferner auch für die Volkserzählungen aus dem Troppauer Lande und der Hanatei (Povídky lidu opavského a hanáckého, Prag 1916) von F. Štafář und J. Trvrbh u. a. Seine größte Leistung aber ist das gemeinsam mit J. Bolte durchgeführte dreibändige Riesenswerk „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ (Weipzig 1913—1918), wozu nun noch ein Registerband erscheinen wird. Hierbei hat Polívka, zum Teil mit Unterstützung von J. Horák, die ganze slawische Literatur herangezogen, so daß das „Verzeichnis der angeführten Märchensammlungen“ im 3. Band (S. 560ff.) zugleich eine erschöpfende Übersicht über alle Ausgaben slawischer Märchen darbietet. In sprachwissenschaftlicher Hinsicht sind die grammatischen Anmerkungen bemerkenswert, welche J. Polívka seiner Auswahl russischer Märchen (Výbor ruských pohádek, Prag 1924), die zugleich ein Übungsbuch der russischen Sprache für Tschechen darstellt, beigegeben hat. In den letzten Jahren hat sich Polívka im besonderen auch mit den slowakischen Überlieferungen beschäftigt und den „Súpis slovenských rozprávok“ 1925 herausgegeben.

Von den Schülern Polívka's ist neben dem wiederholt erwähnten Hauptvertreter der tschechischen Volkskunde J. Horák u. a. vor allem noch F. Wollman zu nennen, der namentlich die Sage zum Gegenstand seiner Untersuchungen macht und über „Die weiße Frau in der Literatur und in der tschechischen Überlieferung“ (Národop. věstník VII. 1912) und über den Vampirstoff (ebd. XIV. f. 1920f.) schrieb, dann auch R. Paul, der die Himmelsbriefe in der slawischen Literatur behandelte (ebd. XII. 1917). Zur heimischen Sage lieferte ferner A. Kraus einen beachtenswerten Beitrag mit seiner Untersuchung der Sage von den Rittern im Berge Blaník (ebd. XI. 1916). Über die Rübezahlsage schrieb J. Kolař (Český lid V. 1896) und besonders eingehend B. Tille (ebd. VIII. 1898). Während sonst zur tschechischen und slowakischen Sage wenig vorliegt, hat der Schwank, besonders der älteren Zeit, in C. Zibrť seinen Förderer gefunden. Auf Grund seiner Ausgabe der „Frantova Práva“, der Rechte der Fanten oder Schelme, im Jahre 1904 konnte F. Spina in seinem Buche „Die alttschechische Schelmzunft Frantova práva“ (Prag 1909, Band 13 der „Prager deutschen Studien“) das Werk und die einzelnen Schwänke einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung unterziehen. Zibrť hat ferner alte Drucke von Schwänken, z. B. den von „Markolt a Nevim“, und volkstümlichen Komödien erneuert und insbesondere auch in seiner Zeitschrift Český lid dem Schwank und anderen Äußerungen des Volkshumors stets Beachtung geschenkt. Eine zusammenfassende Sammlung der tschechischen und slowakischen Märchen, Sagen und Schwänke fehlt bis heute. Eine Auswahl von westslawischen Märchen wird in nächster Zeit J. Blau im Verlage G. Diederichs (Jena) herausgeben.

Mit dem Sprichwort¹⁾ hat sich bereits Romenský beschäftigt, der die Quelle für das Buch von J. B. Novák „Moudrost starých Čechů“

¹⁾ Zur Geschichte des tschechischen Sprichwortes vgl. besonders F. Longin in „Slawistische Schulblätter“ II. (Prag 1928) S. 13.

(1901) geboten hat. Nach Dobrovský hat besonders Čelakovský die slawischen Sprichwörter gesammelt und herausgegeben. Für die neuere Zeit ist als die wichtigste Leistung das zweibändige Werk „Česká příslovi“ von V. Flajšhans (Prag 1911/12) zu nennen. Die slowatischen Sprichwörter und Redensarten gab A. P. Záturcý 1897 heraus. Flajšhans lieferte auch Beiträge zum tschechischen Volksrätsel (Národop. věstník VXIII. 1925), während von Záturcý die größte Sammlung slowatischer Rätsel stammt. Er ließ sie unter dem Decknamen Borovohajský 1894 unter der Überschrift „Slovenské hádky“ in St. Martin am Turz erscheinen. Der Behauptung von Flajšhans (Sborník Máchalův S. 298), daß die slowatischen Rätsel ihrem Inhalte nach mehr mit den magyarschen als mit den tschechischen übereinstimmen, schließt sich auch Ganika (Karpathenland I. 1928, S. 36f.) an.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen

Besprechungsformeln aus Frauental bei Prachatic

1. Segen die Englische Krankheit.

Herzgsper, Brustsucht, Auswuchs, weich von diesem Kind, von seinen Rippen oder Gliedern!

Hilf dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, die heilige Dreifaltigkeit!

2. Segen Blasen im Auge.

Was trägt die Mutter Jesu auf ihrem Darm?

Das liebe Jesulein.

3 blas' die Bladan in dem Augn, daß 's z'geht und z'rinnt.

Gelf da Gott Vada usw.¹⁾

3. Segen Reid.

3 wisch di á(b) für'n Reid und für die böj'n Leut;

Die was da geschäd' habnt, daß da nimma schá(d)nt.

4. Segen Reid (besonders beim Vieh).

R., hást an Reid? (Dreimal sagen und über den Rücken streichen.)

Reid fríšt Vieh und Leut.

Reid, flug hin, wouft hergslog'n bist!

Reid, flug hin, wou foa(n) Bau'r net maht und foa(n) Spuh(n) net kraht!

5. Segen Zahntweh.

Der heilige Longinus sticht Jesum in seine heilige Seite und in sein heiliges Blut. Das ist dem R. (Name des Kranken) für's Reíßen und Ung'fend quat.²⁾

6. Segen Würmer.

Unsa Hergott fáhrt ádern aus

Mit an guidan (goldenen) Pflug.

Er ádert drei Würmlein aus:

's erste weiß, 's zweite braun, 's dritte rot.

Er ádert die drei Würmlein tot.

Gelf da Gott Vada usw.

¹⁾ Vgl. Ammann in ZfB. I. 1891 S. 201 (aus Calnau) und HW. Aberglaube I. 716 ff. (Augenlegen). — ²⁾ Zu den Longinuslegen vgl. Ebermann Blutlegen 42 ff.; ferner Sey-
fart's Sachsen 130.

7. Segen Farnwind.

Es gingen drei heilige Frauen.
Dani wind't, die ander spinnt
Und die dritti macht a feidani Bind'.
Gelf da Gott Wäda usw.¹⁾

8. Segen Augstall (Blähen) beim Vieh.

Dazu wird folgende Geschichte erzählt: Der Herr Gott ging einmal mit Petrus auf der Erde. Sie kamen zu einem reichen Bauer und hielten um Herberge für die Nacht an. Die Bäuerin aber wies sie ab. Da gingen sie zum Nachbar, der ein armer Mann war, und baten dort um ein Nachtlager. Der sagte: „Ja, ihr könnt bei uns übernachten, aber in den Stadel müßt ihr euch legen.“ Und so geschah es. Die zwei schliefen in der Scheune und hatten die lederne Reisetasche als Kopfkissen. Am nächsten Morgen gingen die zwei Wanderer wieder weiter. Raun waren sie fort, da kam die reiche Bäuerin gelaufen und jammerte, daß das ganze Vieh krank sei. Weil der arme Bauer keinen Rat wußte, wurden die zwei Wanderer wieder zurückgeholt. Der Herr ging nun in den Stall, fuhr jedem Rind über den Rücken und sagte dabei: „Aug'nstoi, weich von diesem Rind!“ Und sogleich war es gesund.

Daher bespricht man ein krankes Rind:

„Aug'nstoi, weich von diesem Rind! Sou hät da Mou(n) gsoat, der in Städtl g'leg'n is und die Wida Pärtou(n)täsch'n intan Koupf g'hät hät. Gelf da Gott Wäda usw.“²⁾

9. Mittel für Reid und Augstall (die erste Osterblume).

Man spricht: Wuikumum, wuikumum (willkommen), du schöini Ostabloom! Goud hät di' baut und unsa liawi Frau hät di' ghaut.

Hierauf reißt man die Blume ab, zerdrückt sie auf der rechten Hand und wirft sie über den Kopf zurück. Mit dieser Hand kann man dann gegen Reid und Augstall helfen³⁾.

10. Segen Sicht.

Alle 77 Schwindel und Rotbagist, flug hin, wußt herg'slog'n bist! Im Namen Jesu, im Namen Maria, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit sang ich an und sprich dir 's an. N. N., so wie der Herr Jesus niemals kein Schwindel und Rotbagist in seinem Leib und Bluat, Morch (Mark) und Boan, so sollst du aa (auch) koan Schwindel und Rotbagist in deinem Leib und Bluat, Morch und Boan haben. Sant net siebzig und net sechzig und net suchzg und net vierzg und net dreißg und net zwoanzg und net zehnt, net vans und net foans!

Dann wird dreimal von links nach rechts über die schmerzende Stelle geblasen und gesagt: Gelf da Gott Vater, Sohn und der heilige Geist! — Das Ansprechen soll bei abnehmendem Mond geschehen. Der Kranke muß dann täglich bis zur Genesung fünf Vaterunser, fünf Ave Maria und das Glaubensbekenntnis für die Seelen der Hingerichteten beten. Außerdem bekommt er eine Schmiere, die aus neuerlei Dingen zusammengesetzt ist, nämlich aus Lorööl, Donnenööl, Katharinööl, Wurmenööl, Saffengeist, Rosmaringeist, Oderschmalz, Schlangenschmalz, flüchtige Schmier. Anstatt dieser Schmiere wird auch eine Einreibung gegeben, welche aus Rosmaringeist und Hochmannsgeist besteht. Reibet der Kranke an Hitze, so wird er mit Schlangenschmalz eingerieben. Doch hat dies nach Aussage des Gewährsmannes den Nachteil, daß den damit Behandelten an der eingeriebenen Stelle immer friert⁴⁾.

Frauental bei Prachatitz.

Franz Meisinger.

¹⁾ Gehört zu den Drei Frauen-Segen, vgl. Ebermann 80 ff.; Seyfarth 115 ff. —

²⁾ Mehrere ähnliche Fassungen der Geschichte und des Segens bei Ammann in ZfW. I. 212 ff.

³⁾ Vgl. Ammann in ZfW. I. 198. — ⁴⁾ Vgl. ebd. 209 ff. (Wichtlegen). Das Wort Rotbagist in der obigen Fassung ist verberbt aus „Kaltbergist“ (kalte Sicht).

Strumpfbandla (Bierzeiler) aus der Gegend von Falkenau a. d. Eger

Solche Bierzeiler wurden meist beim Tanze gesungen und dabei oft erst aus dem Stegreif gedichtet. Der Sänger oder die Sängerin spendete den Musikanten, besonders dem Dudelsackpfeifer, ein Geldstück und forderte zur Begleitung der Liedweise auf. Wie beim Schnaderhüpfel der Alpenländer bildet die Liebe den Hauptinhalt der Lieder, daneben aber auch derber Scherz und Spott. Die folgenden Proben sind einer größeren Sammlung entnommen.

1. How-i amal z' Chouda (Chobau) am Schlopla doint,
How-i mia a Mau(d)l dafreit;
Woi-i bi tumma vua Geistlichkeit,
Haut's mi scho(n) tausendmal g'reut.
2. I ho(b)m-mas scho(n) a(n)bildt,
I ho(b)m-mas scho(n) dentt:
Wenn d' Woi (Liebe) amal sua grau wia(r)d,
Nimmt-se bal wiedra a End.
3. Wenn-i a foa Haus neat ho,
Reia-ma an Kuapf a neat o;
Durf-i foa(n) Steua geb'm,
How-i a leichts Leb'm.
4. Heua waan holt schlecht Austan (Ostern),
Haut da Hohna finna neat leg'n;
Sa(n) A... luach waa(r) schwoiare,
Owa 's wiad-se wiedra geb'm.
5. Dra Opfla imman Kreuza,
Is loins a neat schoin;
Woi Rinswutra (Konigswerthher) Woiwla
Woll'n ja loina neat gaih(n).

Konigswerth bei Falkenau a. d. Eger. Wenzel Peter.

Eine Grabinschrift aus der Slowakei¹⁾

Sie liegt pugrobn,
Vum Bliz daschlohn
Da Biagamasta unt sei Ruh —
Gutt schent ihnen de ewege Ruh!

Diese Grabinschrift soll sich angeblich auf einen ehemaligen Bürgermeister von Einiedl, eines der Grundener Städtchen, beziehen, der auf dem Wege zum Markte nach Göllnitz auf der Höhe Zenderling vom Sturm überrascht, von einem Bliz erschlagen und daselbst begraben wurde. Das Kreuz wird noch heute gezeigt

Budapest (Göllnitz).

Prof. Dr. Viktor Mohr.

Die Flurnamensammlung in Schlesien

Für Schlesien (Tschechoslowakei) hat im Jahre 1927 Prof. Dr. Karl Winter die planmäßige Sammlung der Flurnamen in Angriff genommen und bereits bedeutende Erfolge erzielt. Zunächst zeichnete er für jede Gemeinde der Bezirke Freiwaldau, Freudenthal und Jägerndorf Kartenstitzgen im Maßstab von 1:25.000,

¹⁾ Im vorliegenden Falle dürfte es sich um eine Übertragung ähnlicher Marterlinschriften aus den Alpenländern handeln, deren Humor zumelst, wenn nicht eine besondere Wacht des Lasermalers dahinter steht, unfreiwillig ist und gewöhnlich darin keine Erklärung findet, daß der Schriftenmaler und Verfasser der Verse, die sich unbedingt reimen müssen, wenig Platz auf der Bildfläche hat und daher alles, was noch dem Wunsch der Auftraggeber auf die Lasel kommen soll, in die kürzeste Form zusammenpressen muß. Am ähnlichsten ist eine Marterlinschrift aus Scheibbrand im Bisthal bei L. von Hörmann, Grabchriften und Marterlen (Stuttgart und Berlin 1906) S. 161:

Hier liegen begraben
Vom Dunder beschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua;
Herr, gib ihnen die ewige Ruah.

ließ diese vielfältigen und sandte sie mit einem ausführlichen Aufruf, dem ein Muster angeschlossen war, an die einzelnen Gemeinden. Dank der Unterstützung der Bezirkschulinspektoren und der fleißigen Mitarbeit der Lehrerschaft liegen bis jetzt die Flurnamenverzeichnisse von 85 Gemeinden vor, die noch ausständigen dürfen in der nächsten Zeit einlaufen. Im Herbst wird die Sammlung auf die übrigen deutschen Gebiete Schlesiens und auf das Ruhländchen ausgedehnt werden.

Zur Sommwendfeier

Neben anderen traurigen Erscheinungen kennzeichnet die Uneinigkeit des deutschen Volkes auch die sonderbare Art, wie man vielfach — und leider besonders auf judendeutschem Boden — das Sommwendfest feiert. Mit diesem uralten Mittsommerfest, das wahrscheinlich schon in indogermanischer Zeit bestand, hat der heilige Johannes der Läufer ursprünglich nicht das Geringste zu tun. Erst als man im Jahre 354 n. Ch. das Geburtsfest Christi endgültig auf den 25. Dezember festgesetzt hatte, mußte man den Geburtstag des Johannes des Läufers auf den 24. oder 25. Juni ansetzen, denn dieser war nach dem Evangelium Lukas 1, 26—36, sechs Monate vor Christus zur Welt gekommen. Man wählte aus diesen zwei Tagen den 24. Juni, weil dieser Tag im ganzen römisch-heidnischen Abendlande als Sommwendtag galt und als solcher schon seit langem gefeiert worden war.

Ebenso war auch bei den Deutschen seit je der 24. Juni der Sommwendtag. Geramb hat in seinem Buche „Deutsches Brauchtum in Esterreich“ (Graz 1924) nachgewiesen, daß bei allen germanischen und deutschen Stämmen von den ältesten schriftlichen Nachrichten bis herauf ins 19. Jahrhundert ausnahmslos nur der Abend und die Nacht vom 23. auf den 24. Juni der überall eingehaltene Zeitpunkt für das Sommwendfeuer gewesen ist. Es muß daher zumindest unbedacht bezeichnet werden, wenn vor etwa drei Jahrzehnten von bestimmten Stellen die Lösung ausgegeben wurde, die Sommwendfeier von nun an nur mehr am 21. Juni zu begehen. Denn das Ergebnis war vorauszusehen. Am 21. Juni entzündeten nun die in Betracht kommenden Vereine des Marktes oder der Stadt die Sommwendfeuer und am 23. Juni flammen ringsum die Feuer der Dorfjugend auf. Und so wird das Sommwendfeuer zu einem sichtbaren Zeichen der unseligen Kluft zwischen Stadt und Land, zwischen Bürgertum und Bauerntum. Für den Volkskundler gibt es in dieser Frage keinerlei Schwanken und Zweifel. Geramb fordert gerade vom völkischen Standpunkt die Feier am 23. Juni und spricht seine Meinung klipp und klar mit den Worten aus: „Es ist nicht ein Vorstoß gegen die Kirche, sondern ein grober Verstoß gegen den alten deutschen Volksbrauch, wenn man in neuerer Zeit das völkische Sommwendfest der mathematischen Astronomie zuliebe auf den 21. Juni setzte. Denn man hat damit einen durch anderthalb Jahrtausende nachweisbaren Brauchtag des deutschen Volkstums verworfen.“

Einlauf für das Archiv¹⁾

(Abgeschlossen am 1. Juni)

Nr. 1. W. Stiasny, Schulleiter in Ruttenschlag bei Neuhaus: 38 Lieder, teils aus Philippsberg im Böhmerwald, teils aus der Sprachinsel Neuhaus-Neubistritz.

Nr. 2. Dr. Ernst Jungwirth, Professor in Römertstadt: Ein Märchen (Die Hienerhoar), ein Volkslied mit Singweise, ein Patenbrief aus 1826.

Nr. 3. Oskar Panel, Postassistent in Altröthwasser bei Freiwaldau: Beiträge zum Aberglauben (Nasse Wäsche darf über die Silvesternacht nicht auf dem Trocknenboden sein, weil sonst im kommenden Jahr ein Familienmitglied stirbt. Ein von der Henne gelegtes Ei über [s. 37. Umfrage] wird Leufelsei genannt und bedeutet Unglück. Um dies zu verhindern, muß man das Ei über das Wohnhaus werfen).

¹⁾ Einstweilen nach dem zeitlichen Eintreffen und dem Namen des Einsenders angeordnet. Bei Anfragen genügt die Angabe der betreffenden Nummer. Einlaufende Volkslieder werden dem „Arbeitsauschuß für das deutsche Volkslied“ überwiesen, der für größere Sammlungen eine Geldentschädigung leistet.

Nr. 4. Wenzel Peter, Lehrer in Königswertth bei Falkenau a. d. Eger: 8 Volkslieder, 7 Wiegenlieder und mehrere andere Kinderreime, 30 Vierzeiler, 5 Rätsel, ein altes Bettlergebet.

Nr. 5. Johann Bernard, Lehrer in Nieder-Mohrau bei Freudenthal: Drei Hirtenreime und abergläubische Ueberlieferungen in bezug auf das erste Lebensjahr der Kinder.

Nr. 6. Ad. Süclhorn, Lehrer in Pattersdorf bei Deutschbrod: Liste von vollstümlichen Tier- und Pflanzennamen aus der Gegend von Mies. Skizzen zum Jglauer Bauernhaus, darunter Bild der prächtig geschmückten Giebelseite des Bauernhauses Nr. 16 in Pfaffendorf und in Farben ausgeführter Plan des Ortes Langendorf, der sich drei Viertelstunden weit längs des Bachlaufes und der Straße hinzieht. Bericht über einen Maibrauch der Jglauer Sprachinsel. (Ein ausgestopfter Mann, Kraulax genannt, wird den Mädchen zum Spott auf die Spitze des höchsten Baumes oder mitten in einem Teich aufgestellt. Können ihn die Mädchen bis Pfingsten nicht holen, so müssen sie den Burschen ein Faß Bier bezahlen).

Nr. 7. Franz Meißner, Oberlehrer in Nieder-Langenu bei Hohenelbe: Beiträge zum Aberglauben (Vampirfage) und Brauchtum (Hahnschlagen), ferner Abschrift des Abschnittes „Aberglaube und Brauchtum bei Geburt, Hochzeit und Tod“ aus dem vom Einsender verfaßten volkstündlichen Teil der vergriffenen „Volks- und Heimatkunde des politischen Bezirkes Hohenelbe“.

Nr. 8. Oskar Bernerth, Professor in Sternberg: Das Sternberger Krippenspiel (mit 11 Singweisen und vier Lichtbildern). Das Judasaustreiben, ein alter Sternberger Osterbrauch (mit vier Lichtbildern und einer älteren Aufnahme von Oberlehrer i. R. Zirnig).

Nr. 9. Dr. Viktor Mohr, Professor in Budapest: Ein Auszählreim, ein scherzhafter Zauberspruch, ein Vierzeiler und das Lied von der bösen Schwieger (Jungbauer Bibliogr. Nr. 449) aus der Zips.

Nr. 10. Theodor Chmela, Professor in Prag: Neujahrswunsch aus Rosenberg im Böhmerwald (um 1870), ein Gebet vor dem Englischen Gruß und ein Gebet bei einer Totenwache, die auf einen Samstag fällt (Heut is die heili Samstag), das zu den weitverbreiteten Samstaggebeten gehört, beide aus Ottau bei Krummnu (um 1910).

Nr. 11. Dr. Karl Winter, Professor in Troppau: Aufruf zur Sammlung der Flurnamen in Schlessen und Kartenskizzen.

Nr. 12. Emil Sacher, Schulleiter in Gruschowan (Bz. Komotau): Beschreibung des „Brandbrennens“ am Charlamstag in Lohotin bei Ruditz (Bündel aus fünf bis zehn ellenlangen und zwei Finger breiten Holzstäben wurden in der Kirche zu einem Stoß aufgeschichtet, auf dem geweihtes Öl u. a. kam. Mit Stahl und Schwamm wurde Feuer geschlagen und der Stoß entzündet. Die Reste wurden nach Hause getragen und am Ostersonntag mit einem Palmzweig in die Winterfaat gesteckt).

Nr. 13. Richard Baumann, Lehrer in Neufattl bei Elbogen: 40 Kinder- und Hirtenreime, ferner Kinderspiele (Bäumchenverkaufen, Vogelverkaufen, Rein Bäumchen darf nicht stehen, Ruß und Japan, Nachlaufen), mehrere Volkslieder, Scherz- und Umdichtungen von Schulkliedern (Blau Luft, Blumenduft u. a.), Rätsel, Schwänke, Ausdeutungen von Abkürzungen (D. R. S. M. auf Kinderpistolen wird von den Kindern erklärt als „Diebe, Räuber, Gauner, Mörder“, G. m. b. S. als „Gesellschaft mit besch. . . Fosen“ oder „Gehst mit, bist hin“), Beiträge zum Volksglauben und Brauch (z. B. in Neuengrün bei Uch darf man das Brot nicht mit einem Messer in die Milch schneiden, weil man sonst den Kühen die Milch wegschneidet), endlich mehrere Skizzen.

Nr. 14. Franz Böß, Oberlehrer in Boschau b. Bodenstadt i. M.: Beiträge zur Volksmedizin (z. B. bei Fieber werden noch heute Kren- oder Kartoffelkränze um den Hals, um die Arme, Hände und Beine gelegt), ferner Bericht über einen 1923 beobachteten Fall von Fetischglauben (der Kiemen, an dem sich ein Mann erküängt hatte, wurde in Stücke geschnitten und diese wurden mit dem Bemerkten verteilt, daß es Glück bringe, wenn man die Stücke stets bei sich trage, und daß einem

das Geld nicht ausgehe, wenn man ein solches Stück in der Geldbörse aufbewahre, was auch der Einsender selbst, bisher aber ohne Erfolg, getan hat), endlich der Hinweis darauf, daß nach Zeitungsberichten um den Strick des 1927 hingerichteten Verbrechers Secian ein förmlicher Kampf entstand.

Nr. 15. Julius K u z, Professor an der Hochschule für Bürgerschullehrerbildung in Budapest: Ein Volkslied mit Singweise (Jungbauer Bibliogr. Nr. 286) und vier Vierzeiler aus Dobšchau (Slowakei).

Antworten

(Einlauf bis 1. Juni)

7. U m f r a g e. In Nirklowitz (Bz. Olmütz-Band) heißt der D e i c h e n s c h m a u s „Trachta“ (tschech. trachta = Schmaus, von traktieren). Ein altes Weib geht von Haus zu Haus und ladet dazu ein. Die Teilnehmer erhalten Butter, Olmüzer Quargeln und Bier, die Männer (als Sargträger) auch Gulasch, die Frauen auch Kaffee oder Tee. Nach dem Krieg ist der Brauch zurückgegangen (Lehrer Leopold Kwičela, Olmütz-Powel). In den Dörfern südlich von Krummau im Böhmerwald nennt man das Trinken von Freibier, das nach dem Begräbnis im Gasthaus erfolgt, auch „den Toten vertrinken“ (Prof. Th. Chmela, Prag).

10. U m f r a g e. Vogelbilder sollen früher in Oppolz (Bz. Kaplitz in Südböhmen) hergestellt worden sein (Th. Chmela, Prag).

11. U m f r a g e. Das Wort Peunt ist ferner gebräuchlich in der Gegend von Falkenau a. d. Eger und von Elbogen. Bei Janessen (Bz. Karlsbad) kommt der Flurname Haselbeint vor (Lehrer Richard Baumann, Neusattl bei Elbogen). In den Antworten des 3. Heftes ist ein Druckfehler richtigzustellen, es soll natürlich nicht heißen „Zäh“, sondern „Zäh wie Peintheu“.

12. U m f r a g e. Das P a t s c h e k n ist in der Gegend von Elbogen in neuerer Zeit selten geworden (H. Baumann, Neusattl), um Olmütz heißt es T i t s c h e r l a (L. Kwičela, Olmütz-Powel), in Rosenberg (Südböhmen) hieß es um 1875 P i k o oder P i k o s c h l a g e n, unweit davon, in Ottau, wird es P i t s c h e r n genannt (Th. Chmela, Prag).

13. U m f r a g e. Das Scherzrätsel wird in Nirklowitz als Antwort auf die Frage „Weichs Viech mocht wass'n Kaffee?“ erzählt (L. Kwičela, Olmütz-Powel).

15. U m f r a g e. In Groß-Stiebnitz im Adlergebirge pflegte man den Trauergästen vor dem Begräbnis Zitronen einzuhandigen (cand. phil. Erwin Scidel, Prag).

16. U m f r a g e. Auch um Mies in Westböhmen sagt man, daß der F l a c h s gut gedeiht, wenn man am Faschingdienstag viel tanzt¹⁾ (Lehrer Ad. Gückhorn, Pattersdorf bei Deutschbrod).

17. U m f r a g e. In Südböhmen wird das P f e r d e g e s c h i r r im allgemeinen bei den tschechischen Bauern mehr geschmückt als bei den deutschen. In der Umgebung von Krummau bringt man am Kummel neben den roten Reidsflecken und gelegentlich auch Dachsfellstücken hauptsächlich viel glänzendes Messingzeug (Plättchen und Ringe) an (Th. Chmela, Prag).

20. U m f r a g e. In Nirklowitz heißt die Bettbank ohne Lehne „Kanabej“ und wird als Schlafstätte für Kinder oder Diensthoten benützt (L. Kwičela, Olmütz-Powel).

21. U m f r a g e. In Lochotin bei Ruditz und Gruschowan (Bez. Komotau) ist nur der Ausdruck D r i e s c h üblich (Schulleiter Emil Sacher, Gruschowan).

22. U m f r a g e. Jeder Stoß ein Franzos. Jeder Tritt ein Britt. Wir zieh'n hinaus ins Feindebland, ihr Lieben bleibt im Hinterland (A. Gückhorn, Pattersdorf)

24. U m f r a g e. Das M e s s e r darf nicht mit der Schneide nach oben liegen, weil die armen Seelen darauf liegen müßten (Schriftleiter Anton Schaderl,

¹⁾ Vgl. John Westböhmen, 2. Aufl. S. 195 f. Wie bei den „Umfragen“ oblichlich jeder Hinweis auf die Literatur unterlassen wird, erfolgt ein solcher auch bei den „Antworten“ im allgemeinen nicht, da die meisten Fragen ohnehin später mit Heranziehung der ganzen Literatur zusammenfassend behandelt werden.

Platteschlag-Budweis), weil die armen Seelen darauf reiten und vor Schmerz weinen müßten (Th. Schmela, Ottau-Prag), weil die armen Seelen so lange darauf reiten müßten, bis es umgelegt wird (L. Kwidela, Olmütz-Powel), weil die armen Seelen leiden müßten oder weil die Muttergottes darauf stehen müßte (Lehrer Johann Bernard, Nieder-Mohrau in Schlesien), weil der Teufel darauf sitzt (Oberlehrer Franz Göz, Pöschlau i. M., der noch mittelst, daß die armen Seelen leiden müßten, wenn ein Rechen mit den Zinken noch oben liegt oder ein Strohnuten, z. B. in einem Strohfleil, auf dem Boden liegt, der sofort aufgeknuipft werden muß). Überhaupt bedeutet alles mit der Spitze nach oben Liegende (Messer, Gabeln, Rechen, Eggen u. a.) eine Qual für die armen Seelen. Werden diese vom wilden Jäger gejagt, so stechen sie sich, wenn ein Bauer Eggen mit den Zinken nach oben auf dem Felde liegen läßt (Anna Bönisch, Lehrerin, Sedlnitz im Ruhländchen).

25. Umfrage. In der Gegend von Ottau (Südböhmen) schlafen die weiblichen Dienstboten in der „Kammer“, die „Dirn“ und das „Hütmentsch“ zusammen in einem Bett, die männlichen Dienstboten in der Graskammer neben dem Stall, der Kofstnecht und der Hütbub im Stall (Th. Schmela, Prag), in der Gegend von Platteschlag bei Stein im Böhmerwald schlafen weibliche Dienstboten meist in einem ebenerdigen, zwischen Stube und Stall liegenden „Keller“, Töchter des Hauses in der Kammer neben der Wohnstube, männliche Dienstboten im Winter im Stall, im Sommer auf dem Heuboden (A. Schacherl, Budweis), in der Gegend von Mies schläft das Gesinde meist in dem vielfach auch als Schütthoden dienenden „Kasten“, der entweder an das Haus oder an die Stallungen angebaut ist, aber auch frei steht, in der Gegend um Deutschbrod in einer Nebenkammer (Ad. Gückhorn, Pattersdorf), im Duppauer Gebirge meist auf dem über dem Vorhaus liegenden Hausboden, in dem Gebiet von Saaz-Komotau gegenwärtig gewöhnlich in Kammern mit eigenem Eingang über und neben den Futterböden (E. Sacher, Pruschanow). Um Bodenstadt i. M. schlafen die Dienstboten und oft auch die Kinder des Bauern im Pferde- oder Kuhstall, zuweilen auf dem Dachboden oder im Heu (F. Göz, Pöschlau), in Nirklowitz schlafen die Dienstboten auch im „Haus“ oder in der Küche, die Mägde mitunter in der Bodenkammer, die Knechte im Futterraum des Pferdestalles (L. Kwidela, Olmütz-Powel), in Nordmähren und Schlesien schlafen die Knechte im Pferdestall oder in ungeheizten Kammern, die Mägde ebenfalls in ungeheizten, meist gewölbten Kammern des Erdgeschosses oder in Bodenkammern, die gewöhnlich zugleich Vorratsräume sind. Das Bett besteht aus Strohsack und Tuchent oder Decke (Kotische), selten ist ein Tisch mit Stuhl in dem Raume, bei Mägden hängt gern ein Heiligenbild an der Wand (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

26. Umfrage. Nach dem bisherigen Einlauf scheinen sich Kreuzsteine (Sühnekreuze) nur in Nordwestböhmen¹⁾ und in Nordostböhmen, ferner in Nordmähren und Schlesien²⁾ zu befinden. In Westböhmen heißen sie meist Schwedenkreuze, in der Gegend um Petersburg (Bez. Jechwitz) Krokkreuze, im tschechischen Gebiet Chryll- und Methodkreuze (Architekt Franz Blöchl, Pilsen, der auf A. Sedláček, Hradý, zámky a tvrže království českého, IV. Band, S. 32 und 67, verweist, wo ein solches Sühnekreuz mit eingezeichneten Mordinstrumenten aus dem Schloßhof von Neuhaus einfach als Feldgrenzstein erklärt wird). Zu dem Kreuzstein an der Straße von Mies nach Sittna erzählt die Sage, daß einst ein Wanderbursch dort rastete, auf einer Pseife eine seltsame Weise spielte und von einer Schlange mit Krone getötet wurde. Zu seinem Gedächtnis sei der Stein gesetzt worden (Ad. Gückhorn, Pattersdorf). In anderer Form wird die Sage erzählt bei J. Andreß, Kulturgeschichtliche Skizzen sowie Denkmäler und Sagen

¹⁾ Zu dem 1922 erfolgten Erlaß des Ministeriums für Schulwesen und Volkshultur in Prag, der von allen Schulleitungen Westböhmens, wo im übrigen die meisten Steinkreuze von Franz Wilhelm bereits vor Jahren festgestellt und in verschiedenen Zeitschriften besprochen wurden, ein genaues Verzeichnis dieser Steinkreuze forderte, vgl. G. Schmidt in „Unser Egerland“ 27. Jahrg. (1923) S. 11.

²⁾ Eine Übersicht über die Literatur wird die eben bearbeitete „Bibliographie der deutschen Volkstunde in Mähren und Schlesien“ bringen.

aus dem Bezirke Mies (Dobruan 1913) S. 38 = Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 111). Aus dem Bezirk Elbogen erwähnt Gnitz in seinem Buche (siehe Besprechungen) wiederholt Kreuzsteine. Im Egerland heißen sie auch Schwedentkreuze oder Franzosenkreuze. Drei befinden sich gegenüber dem Friedhofseingang von Fleißen bei Eger, drei bei Elbogen an der Straße nach Neusattl, eines am Buchenberg bei Karlsbad, zu dem außer der bei J. Hofmann, Sagen der Karlsbader Landschaft (1926) S. 157 mitgeteilten Sage vom Volke überliefert wird, daß dort die Toten einer Schlacht, die vor vielen hundert Jahren stattfand, begraben liegen (R. Baumann, Neusattl, der zugleich Proben aus seiner mehr als 40 Steinkreuze des Egerlandes umfassenden Stizzenammlung einsandte). Ähnliche Sagen erzählt man von den „Schwedentkreuzen“ bei Braunau in Ostböhmen (E. Seidel, Prag). Die in den Steinkreuzen oft vorhandenen Löcher lassen erkennen, daß daran gewöhnlich eine Lampe angebracht war, deren Licht jedenfalls zu bestimmten Zeiten brennen mußte. Fünf solche Löcher hat das vor der Marienkirche in Berlin stehende Steinkreuz, das 1335 zur Sühne für die Ermordung des Probstes Nicolaus von Bernau (1325) errichtet wurde (Dr. Hermann Rügler, Berlin. Vgl. dessen Buch „Aus Alt-Berlin“. 2. Auflage, Leipzig 1926, S. 33f. Anm.).

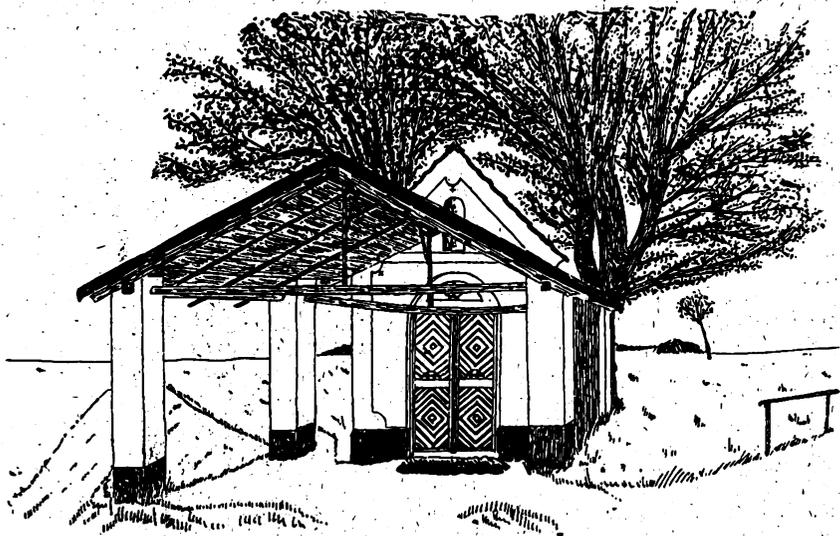
27. U m f r a g e. Um Ottau in Südböhmen gilt im allgemeinen das E r b r e c h t, daß der älteste Sohn den Besitz erhält. Nur wenn die Eltern noch jung sind und erst später „übergeben“ wollen, ist der jüngste oder ein jüngerer Sohn Erbe (Th. Schmela, Prag). Um Mies und Bischofteinitz in Westböhmen ist ebenfalls meist der älteste Sohn Erbe, der den andern Geschwistern einen Geldbetrag auszahlen muß (Ad. Gückhorn, Pattersdorf), was mit der selbstverständlichen Leistung des Ausgebendes an die Eltern auch um Bodenstadt in Mähren der Fall ist (F. Göb, Pöschtau). Dagegen fällt in Nordmähren und Schlesien oft der ungeteilte Besitz an den jüngsten Sohn (oder Tochter), wenn sich diese nicht früher anderwohin verheiratet haben (J. Bernard, Nieder-Mohrau). Das Erbrecht des jüngsten Sohnes, das manche Vorteile hat, weil der Vater länger wirtschaften und die übrigen Kinder besser versorgen kann und nicht vom ältesten Sohne, der meistens sehr spät zum Heiraten kommt, zur Übergabe gedrängt wird, was oft zu Unstimmigkeiten führt, ist im oberösterreichischen Mühlviertel (Bez. Rohrbach) und in der angrenzenden südböhmischen Pfarre Deutschreichenau bei Friedberg gebräuchlich, während sonst in ganz Südböhmen das Recht der Erstgeburt gilt (Josef Bürger, Fachlehrer aus Kiendles bei Oberplan, derzeit Siebenau bei Reichenberg).

28. U m f r a g e. In der Gegend von Bodenstadt i. M. trägt man meist Bilder des hl. Josef oder eines anderen Heiligen, die vor Unheil beschützen sollen, als Halsgehäng (F. Göb, Pöschtau). Ebenfalls kein S c h m u d, sondern reines Abwehrmittel liegt vor, wenn man um Plattetschlag in Südböhmen den Kindern geweihte, viereckige Säckchen gegen Krankheiten umhängt (A. Schacherl, Budweis) oder mit einer Schraube befestigte Ohrplättchen als Schutz gegen Augenkrankheiten trägt, wie solche aus Silber noch heute, hauptsächlich bei alten Männern, in den Gebirgsgegenden Schlesiens üblich sind (Prof. D. Bernerth, Sternberg i. M.).

29. U m f r a g e. Um Ottau in Südböhmen ragt der Backofen in die Wohnstube hinein, wo daneben die Ofenbank ist. Die Art des Backofens ist in der „schwarzen Küche“; wo diese umgebaut wurde, wird der Backofen vom Vorhaus aus geheizt (Th. Schmela, Prag). Um Plattetschlag im Böhmerwald ist der Backofen meist in der Wohnstube und wird von der Küche aus bedient (A. Schacherl, Budweis), in der Gegend von Bischofteinitz und Mies ist er häufig an das Haus angebaut und von der Stube oder von der schwarzen Küche, wenn diese noch besteht, aus zu beheizen, um Mies findet er sich aber auch im Hause selbst und wird von der Küche aus bedient (Ad. Gückhorn, Pattersdorf). In Vochotin bei Ruditz kennt man nur die schlesische Art, wobei der breite Raum zwischen dem an den Backofen angebauten Kichenofen und der Wand zum Trocknen von Holz und Kleidern benützt wird und auch als Lager bei leichten Erkrankungen dient. In Gruschanow haben die ältesten Häuser noch eine schwarze Küche mit Backofen. Früher standen die Backöfen auch in den Hausgärten; wenn über Nacht Wäsche im Garten lag, schlief ein Wächter darin. Manche Häuser haben den Eingang zum

Backofen in der Küche. In Trauschnowitz bei Komotau steht er in einem Hause unter der Stiege. Ein einzeln stehendes, aber nicht mehr benötigtes Backhäuschen hat das größte Bauernhaus in Kleinheid (Bez. Sebastiansberg) im Erzgebirge (E. Sacher, Gruschowan). Um Bodenstadt i. M. kommt die schlesische und mittelgebirgische Art vor (F. Götz, Pöschkau), ebenso in Nordmähren und Schlesien, wo der Backofen im zweiten Falle im Hausflur an der Keller- oder Bodenstiege steht (J. Bernard, Nieder-Mohrau), während in Nitzlowitz sich nur die 3. Form der mittelgebirgischen Art (Backofen erkerartig an das Haus angebaut, überdacht und von der Küche oder vom Hausflur aus beheizbar) findet (L. Kwidela, Olmütz-Powel).

30. Umfrage. Eine Kapelle mit später angebautem Vordach steht bei Kallegrün im Bezirk Elbogen (H. Baumann, Neusattl, von dem die hier wiedergegebene Skizze stammt, die anschaulich beweist, wie solche Vordächer keineswegs in jedem Falle schon von Anfang an zugleich mit der Kapelle bestehen müssen, sondern oft erst später, wenn etwa bei der Kapelle regelmäßige Andachten stattfanden, zum Schutze des Priesters oder der Beter angebaut wurden).



Umfragen

31. Wo sind aus dem Slawischen stammende Beerenamen, z. B. Maliner (tschechisch malina) für Himbeere, gebräuchlich?

32. Wo sind die bisher nur aus der Gemeinde Gennersdorf (Schlesien) belegten Bezeichnungen für das Lauffessen, die Kravust und die Lauer, noch bekannt?

33. Das bei einer Bergfahrt und Talfahrt verschiedene Schnaufen, bzw. Rattern der Lokomotive findet fast überall keine besondere Ausdeutung. So stöhnt nach Mitteilung von H. Baumann die Bahn Elbogen-Neusattl beim Bergauf-fahren: „Bou(h)m, schübitz a wegl Bou(h)m, schübitz a wengl“ Talabwärts aber ruft sie erleichtert und dankbar: „Bou(h)m, sezt ich (auch) af! Bou(h)m, sezt ich af!“ Wer kennt ähnliche Lautausdeutungen?

34. Das in der Literatur schon oft behandelte Motiv von der Dame mit dem Totenkopfe lebt auch im Volke in der Form, daß es heißt, die Tochter Rothschilds, der als reichster Mann der Welt gilt, bekomme keinen Mann, weil ihr Kopf wie ein Totenschädel aussieht. Wer kann Näheres mitteilen?

35. Was bedeutet für ein Mädchen das Aufgehen des Schürzenbändes (Schuhbändes, Strumpfbandes) oder das Verlieren der Schürze (auch einer Haarnadel)?

36. In der mährischen Sprachinsel Deutsch-Brdoel—Wachtl erhalten die „schmed-ostern“ gehenden Buben am Oftermontag ein hiezu eigens vorbereitetes Gebäck, die Hausnblöön (Hausenblasen), hergestellt aus gerolltem Knetsteig, der in Vierecke von etwa 1 dm² Umfang geschnitten, auf der Herdplatte oder in der Röhre gebacken und mit Butter bestrichen wird. Wo ist ein gleiches Oftergebäck bekannt?

37. Welche abergläubischen Meinungen knüpfen sich an Windeier (Eier, die wegen Kalkmangels in der Nahrung eine weiche Schale haben)?

38. Wie entstehen nach dem Volksglauben Warzen und wie kann man sie beseitigen?

39. Wie wird der Fischfang auf Hechte und größere Fische betrieben? Mit Netzen, ohne Köder (Fang mit Drahtschlingen, Stechen, Schießen u. a.), mit lebendem Köder (Schnur auf Gabel, Schwimmer u. a.), mit totem Köder (Nachfliegschürze u. a.), mit künstlichem Köder?

40. Viel wichtiger als die gefaupte Ware ist das von den Kindern selbst gewählte und zurechtgemachte Spielzeug (Knochen, Baumzapfen, Kohlstrünke, abgebrochene Topfhentel u. a. als Spielzeugtiere, Pfeifen aus Baumrinde, Knallbüchsen, Wassersprizen, selbst erzeugte Puppen, z. B. aus einem Kochlöffel und darum gewickelten Fäden, selbst gezimmerte Wagen u. a.). Wem sind besondere Formen derartigen Spielzeuges bekannt?

Besprechungen

Sudetendeutsche Neuererscheinungen

Josef Hofmann, Die ländliche Bauweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft. (5. Band der Karlsbader Heimatbücher, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Selbstverlag 1928). Preis 64 K, im Buchhandel 80 K.

Das Buch ist ein vermehrter und verbesserter Neudruck früherer Arbeiten Hofmanns, vor allem der Beiträge, welche der unermüdete Heimatforscher im Jahrgang 1906 der Zeitschrift „Unser Egerland“ (Sonderausgabe von Nr. 4/5, Volkstunde für Karlsbad und die weitere Umgebung) veröffentlicht hat. Von dort stammt auch der größte Teil des prächtigen Bildschmuckes, mit dem das auf bestem Kunstdruckpapier hergestellte Buch fast überreich (215 Bilder und Skizzen) ausgestattet ist. Die Begleitworte dienen nicht allein zur Erklärung und Ergänzung der Abbildungen, sondern bringen auch eine Fülle von Beobachtungen zum Wirtschaftsleben, Brauchtum und sonstigen Volksüberlieferungen und darüber hinaus Ansätze zur wissenschaftlichen Verarbeitung des Stoffes, indem z. B. bei der Darstellung des Bauernhauses wiederholt auf die in der Bodenbeschaffenheit, im Klima, in wirtschaftlichen, sozialen und geschichtlichen Umständen liegenden Voraussetzungen eingegangen wird. Einzelheiten können hier nicht besprochen werden. Es sei bloß darauf aufmerksam gemacht, daß das S. 57f. mitgeteilte Lied über das elende Bauernleben wahrscheinlich aus den Alpenländern stammt, wo es am meisten verbreitet ist (vgl. Jungbauer Bibl. Nr. 1161), und der Wunsch ausgesprochen, daß bei einer Neuauflage der bedenkliche Abschnitt „Als unsere Urbäter... das Zulfest, gefeiert“ auf S. 177 weggelassen möge. Ein Anhang vereinigt einen wörtlichen Neudruck der ebenfalls in angeführten Sonderheft von „Unser Egerland“ erschienenen Arbeit von Th. Bernhart über den Bauerngarten im Karlsbader Gau, eine Auswahl von Hausinschriften aus dem Buch Hofmanns „1400 deutsche Hausinschriften“ (Karlsbad 1918) und eine kurze Übersicht über Orts-, Straßen-, Weg-, Haus- und Spitznamen mit besonderem Hinweis auf die namentlichen Untersuchungen des Karlsbader Heimatforschers G. Rutschera. Die Arbeitsgemeinschaft

hat das Buch J. Hofmann zu seinem 70. Geburtstag gewidmet und so zum Ausdruck gebracht, wie verdienstvoll die Lebensarbeit Hofmanns, der so viel wertvolles, heute gar nicht mehr vorhandenes Volksgut der Karlsbader Landschaft im Wort und Bild für die Nachwelt gerettet hat, gerade auf dem Gebiete der sachlichen Volkskunde ist.

Dr. Anton Gnirs, *Der politische Bezirk Elbogen.* (43. Band der Topographie der historischen und Kunst-Denkmale in Böhmen). Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Prag 1927.

Dieser 360 Seiten umfassende Prachtband behandelt hauptsächlich die Kunstwerke und kunstgewerblichen Erzeugnisse von Elbogen und Schlaggenwald, befaßt sich aber auch eingehend mit der ländlichen Baukunst und ihren Formen. Der Verfasser betont selbst, daß gerade in der Elbogener Gegend seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Formen des Bauernhauses eine beachtenswerte Denkmalsgruppe bilden, in welcher der kunstvolle Fachwerkbau einen besonderen Platz einnimmt und die Leistungen städtischer Bautätigkeit oft weit übertrifft. Von den 512 vorzüglich wiedergegebenen Lichtbildaufnahmen und Skizzen (Lageplan der Dörfer, Ansichten von Bauernhäusern, Wegkreuzen, besonders Steinkreuzen, Kapellen, Kirchen, Heiligenstandbildern u. a.) bietet ein großer Teil verlässliche Grundlagen für weitere volkswissenschaftliche Untersuchungen, wozu der sachkundige Verfasser durch die genaue Beschreibung bemerkenswerter Bauernhäuser und ländlicher Bauwerke selbst die beste Vorarbeit liefert. Gegenüber der einseitigen Einstellung mancher Kunsthistoriker gebührt Gnirs, der die städtische und ländliche Kunst gleichmäßig beachtet, vollste Anerkennung. Hoffentlich dient seine glänzende Leistung bei der Bearbeitung weiterer Bände als Vorbild.

Josef Blau, *Von Räubern, Wildschützen und anderen Waldbrüdern.* (Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan, geleitet von Dr. Gustav Jungbauer.) Verlag des Vereines Böhmerwaldmuseum, Oberplan 1928. Preis bei postfreier Zusendung 5 K.

„Der Wald war unseren Voreltern die Heimat und Geburtsstätte alles Wunderbaren und Seltsamen, ein Ort der unbegrenzten Möglichkeiten, der Rührkraft ihrer Einbildungskraft, der nie versiegende Born der abenteuerlichsten Erlebnisse, der Schlupfwinkel von allerhand unheimlichen und wilden Gestalten... Mit der allmählichen Erschließung des Waldes verlor er viel von seinem einst so scheuchtsamen Wesen und er ist heute der große Besenker und Erfreuer der um ihn und in ihm lebenden Menschen, die mit ihm zu einer förmlichen Lebensgemeinschaft verwachsen.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Blau selbst am besten den Inhalt seines handlichen Büchleins, das eine volkstümliche Kulturgeschichte und Volkskunde des Böhmerwaldes und Bährischen Waldes im kleinen genannt werden kann, das nicht allein die ernsten und heiteren Tatsachen aus dem Leben der Waldler schildert, und im besonderen von der Arbeit und dem Tun und Treiben der Glasmacher, Mistelsteiger, Waldbüter und Vogelfänger, von Räubern vergangener Jahrzehnte und erbitterten Kämpfen zwischen Jägern und Wildschützen, Schmugglern und Finanzern erzählt, sondern auch durch Einflechten von Sagen, Schwänken, Volksliedern, abergläubischen und sonstigen Überlieferungen die Darstellung belebt. Das Buch, dem ein Verzeichnis der Quellen und Anmerkungen beigegeben ist, bildet in mancher Hinsicht eine Ergänzung zu früheren Werken des verdienten Heimatforschers, namentlich zu „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst“ (Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde, Prag, 1. Band 1917; 2. Band 1918). Es kann auch durch die Versandstelle des Böhmerwaldmuseums in Prag XII., Vocelova 10, bezogen werden.

Dr. Joachim Bissl, *Die Sprachinsel Deutsch-Brudek—Wachtl.* 2. Teil: Die Volkskunde. Verlag J. Czerny, Vandskrone, 1927. Preis 12 K.

Dem 1921 erschienenen 1. Teil seines Werkes, der die Geschichte der westlich von Olmütz in Nordmähren gelegenen, von rund 5000 Deutschen bewohnten Sprachinsel behandelte, läßt nun Bösl die ebenso eingehende und gründliche Volkskunde des Gebietes folgen. Ein geplanter 3. Band wird sich mit der Mundart der Sprachinsel befassen. Das Buch eröffnet eine anheimelnde Schilderung der Landschaft und Siedlungen, die sich als zweiseitige Kettenhöfchen der Bachläufen entlang hinziehen und als vorwiegende Hausform den geschlossenen, vierseitigen Hof zeigen, wobei die früheren Holzbauten nur mehr in spärlichen Resten vorhanden sind. Geschickt versteht es der Verfasser, das im Jahreslaufe wechselnde Bild der Landschaft zu zeichnen und im Einklang damit das Wirtschaftsleben und Brauchtum des Jahres darzustellen. Hier wie in dem Abschnitt „Von der Wiege bis zum Grabe“ wird neben Sitte und Brauch auch der Volksglaube besprochen. Besonders reich ist die Volksdichtung vertreten. Neben Sagen, Märchen (Gund und Wolf, Hiehlna und Haglna) und Schwänken werden Volkslieder und Kinderlieder mit Singweisen mitgeteilt, ferner Kinderspiele, Bierzeiler, Rätsel, Ausdeutungen des Glockengeläutes u. a. Unter den Sagen findet sich auch die weitverbreitete von der Mutter und dem im Schatzberge vergessenen Kind, dann die Pestfrage, in der Bibernell als Heilmittel erscheint, endlich auch die Gestalt des Klagemütterchens, in Wachtl auffälligerweise die „Salige“ oder die „liebe Salia“ genannt. Im ganzen Buch ist das Streben des weitblickenden Verfassers zu erkennen, ein abgeschlossenes Gesamtbild der Sprachinsel zu formen. Daher wird neben den Haustieren und den Fenster- und Gartenblumen die Tier- und Pflanzenwelt des ganzen Gebietes behandelt. Das ausgezeichnete Buch, das auch die Speisen und Getränke bespricht und dem ein Aufsatz von Bernhardine Normann-Repustil über die frühere Volkstracht beigegeben ist, verdient weite Verbreitung und Nachahmung. Einzelne Abschnitte dieser von warmer, aufrichtiger Liebe zur Heimat und zum Volke erfüllten und sprachlich formvollendeten Volkskunde würden sich sehr gut zur Aufnahme in Schullesebücher eignen.

Ottokar Stauf von der March, Die nordmährischen Mundarten nebst Wörterverzeichnis. Verlag Deutschmährische Heimat, Brünn 1927. Preis 12 K.

Wie der Verfasser selbst bemerkt, liegt seinem Versuche kein wissenschaftlicher Zweck zu Grunde. Er will bloß Freunden der nordmährischen Mundarten eine Handhabe zum Verständnis dieser Mundart in Büchern und Aufsätzen geben, dabei aber doch auch die Beziehungen zu anderen deutschen Mundarten und zur Sprache der Altordern streifen. In der vorliegenden Form erfüllt das Wörterbuch in keiner Weise seinen praktischen Zweck. Vor allem bringt es zahlreiche Ausdrücke, die überhaupt keiner Erklärung bedürfen, z. B. albarn, bastln, Waude, Freithof, Gefrieß, Griefe, Grind u. a.); dazu kommen Erklärungen, die auch für Schulkinder unnötig sind, z. B. Achläkla = das Eichhörchen, Eichläpchen (läpchenähnl. Tier, das auf dem Eichbaume lebt) usw. Ferner ist ganz unverständlich, weshalb mit Vorliebe gotische oder altnordische Formen den Wörtern beigelegt werden, z. B. Barch = Berg, an. bjard; batn = beten . . . ahd. beton = sich feierlich an ein höheres Wasser wenden (abgesehen von dem Druckfehler dürfte doch jedes Kind wissen, was beten heißt); Gald = Gelb, altn. giald; Kenderwähn = Kinderwagen, ags. wāgn, im heutigen engl. wain [spr. uähn¹]; jalbr = selbst, selber, altn. jialtr; Schnie = der Schnee, nornn. Schnäi, got. snaiws u. a. Man kann höchstens vermuten, daß diese weit entfernten Formen nur der zufälligen, äußerlichen Gleichheit (gleicher Selbstlaut) wegen angeführt werden, um die enge Verwandtschaft der schlesischen Mundart Nordmährens, die „vielleicht eine Entwicklung aus dem Wandalisch-Gotischen“ ist (S. 7), mit dem Altgermanischen darzutun. Ähnlich heißt es (S. 11) von der nordwestmährischen Mundart, daß ihr das Vorherrschende des reinen a ein alldeutisches Gepräge verleiht und daß sich in ihr noch genug Wörter vorfinden, die den altgermanischen Auslaut auf —an haben, so die Zeitwörter: pīspan (wipfern), drufan (langsam arbeiten), spellan (besuchen), ščigān (schieben).

¹) Im übrigen nennt der Engländer den Kinderwagen baby-carriage.

welche lebhaft an das Gotische erinnern (vgl. dessen sahan, niman, giban, drinkan).“ Der deutliche Mangel sprachwissenschaftlicher Kenntnisse, die eine unerläßliche Vorbedingung für jede Arbeit auf mundartlichem Gebiete sind, auch wenn kein wissenschaftlicher Zweck verfolgt wird, bildet aber nicht das einzige Kennzeichen dieser „Beiträge zur Volkskunde“, wie der Untertitel des Buches lautet. Auch sachlich erkennt man, daß in vielen Fällen dem Verfasser die nächstliegenden Literaturganz unbekannt ist, so daß er nicht imstande ist, die notwendigen Erklärungen zu geben. So meint er z. B. bei „Schmectoster = zu Ostern mit Ruten streichen“, daß diese uralte Sitte bisher ungeklärt ist und beweist damit, daß er noch nie einen Blick in irgend ein einschlägiges Werk, etwa Sartori, Sitte und Brauch (Gesamtregister unter „Schlag mit der Lebensrute“), getan hat. Zum Osterhasen findet sich die Satz für Satz unrichtige Bemerkung: „legt nach dem Volksglauben zu Ostern gefärbte Eier: altheidnische Erinnerung an die Eier der Göttin Ostara, welche sie brave Kinder finden ließ. Aus Ostaras Eier ward nach Kleinpauls Deutung: Osterhas-Eier. Vielleicht einfacher so zu erklären: Die Hausfrauen sammeln zu Ostern Hasenlorbeern, um sie den Hühnern zu geben, damit sie fleißig Eier legen. Der Hase, urspr. nur Mittel zum Zweck, bekam schließlich die Aufgabe, selbst Eier zu legen, die so sehr ersehnt werden. . . .“ Erstens glaubt das Volk nicht, daß der Hase rote Eier legt, sondern man redet dies den Kindern ein, um in ihren Augen die Bedeutung und den Wert dieser angeblich nicht von einer gewöhnlichen Henne stammenden Eier zu erhöhen (s. u. Besprechung der Hessischen Blätter f. Volkst.); zweitens ist erst nachzuweisen, daß die Germanen wirklich eine Göttin Ostara kannten; wenn dies gelungen ist, ist drittens nachzuweisen, daß die Göttin mit Eiern zu tun hatte und sie brave Kinder finden ließ, denn nach den bisherigen Belegen haben wir die älteste Nachricht über den Osterhasen erst aus dem Jahre 1662. Auf Kleinpauls erheiternde Deutung und die weiteren Sätze ist ein Eingehen unnötig.

Wenn auch das Wörterbuch sonst viel Stoff bringt, bei dem es freilich stets unbestimmt bleibt, ob er aus Büchern oder unmittelbar aus dem Volksmund geschöpft ist, und wobei man hier und da eine Angabe des Verbreitungsgebietes, z. B. bei Faselnacht u. a. sehr vermißt, so ist doch nur zu wünschen, daß es möglichst wenig Verbreitung finde und baldigst für immer in der Versenkung verschwinde. Denn nicht allein vom Standpunkt der Wissenschaft, sondern noch mehr von dem der Volksbildung aus wäre es geradezu pflichtwidrig und sinnlos, ein Buch zu empfehlen, das kritisch und fehlerhaft ist. Wer ein Wörterbuch herausgibt, das mehr oder minder stets ein praktisches Handbuch ist, muß sich auch seiner Verantwortung vor der Öffentlichkeit und dem Volke bewußt sein, darf nicht mithehlen, falsche Vorstellungen zu erwecken und Irrtümer zu verbreiten. Zu bedauern ist, daß die Schrift vor der Drucklegung nicht einem Fachmann, woran in Mähren und Schlessen kein Mangel ist, zur Überprüfung vorgelegt worden ist. Eine gründliche Umarbeitung hätte vielleicht noch einen Beitrag zur deutschen Volkskunde schaffen können.

Emil Aischmann, Erziehungslehre für die Jugend. Druck- und Verlagsanstalt „Gutenberg“, Dux i. B., o. J. Preis 10 K.

Das in drei Teile (Anstandslehre, körperliche Erziehung, Bürgerkunde) zerfallende Büchlein würde gewinnen, wenn bei einer Neuauflage im 3. Teil (Abschnitt „Die Heimat“) auch die Volkskunde berücksichtigt würde.

Sagentunde

J. Sieber, Harzland-Sagen. Verlag E. Diederichs, Jena 1928. Preis 7 M., geb. 9 M.

Dieser Band der „Deutschen Stammeskunde“ (Deutscher Sagenschatz) bringt den zum Teil aus bisher unberührten Quellen und aus dem Volksmund neu geschöpften Sagenstoff eines Übergangsgebietes zwischen Mittel- und Norddeutschland, in dem das Bergland mit seinen Felsbildungen und Höhlen das Entstehen von Sagen begünstigte, die von der wilden Jagd, von Riesen und Teufeln, von

Zwergen, Bergwerksgeistern, Benedigern und namentlich von Bergen, die im Broden ihren Mittelpunkt haben, berichten, während im Tiefland vornehmlich Sagen von Wassergeistern, Kobolden u. a. daheim sind. In dem gefaltvollen Vorwort bespricht Sieber die in der Landschaft und Volksart gegebenen Voraussetzungen der Sage und besondere Eigentümlichkeiten der Harzlandsagen, so das Fehlen geschichtlicher Sagen höheren Wertes, das Fehlen von Waldgeisterfagen, die einen Ersatz in zahlreichen Räuberfagen gefunden haben, das Vorkommen von namengebenden Sagen, das in einem sprachlichen Übergangsgebiet, in dem die Bevölkerung alles Unverständliche zu erklären sucht, nicht auffallen kann, die scheinbare Armut an Spulfagen u. a. Dem mit 21 Tafeln und 57 Abbildungen geschmückten Buch sind ausführliche Nachweise und Anmerkungen, sowie ein Ortsverzeichnis beigegeben.

Herm. Lübbing, Friesische Sagen. Verlag E. Diederichs, Jena 1928. Preis 7 M., geb. 9 M.

Diese Sagen sind von besonderem Reiz. Nicht allein die Küsten- und Insel-Landschaft mit der Nordsee als Hintergrund spiegelt sich darin, sondern auch der grüblerische Sinn der Bevölkerung, die freilich keine staatliche Einheit bildet, da seit Jahrhunderten die Westfriesen zu Holland, die Nordfriesen zu Schleswig-Holstein gehören und die Ostfriesen selbst wieder gespalten sind. Dieser Band, in dem zum erstenmal die besten west-, ost- und nordfriesischen Sagen vereinigt sind, läßt nun deutlich viel Gemeinsames erkennen, so die Vorliebe für Herenfagen, die Sucht, allen Dingen zu gehen, eine schwermütige Grundstimmung, wie sie am Meere und in der eintönigen Marschlandschaft den nicht selten seherisch veranlagten Menschen befällt, dann aber auch die alte Freiheitsliebe und den Rechtsinn des Friesen, die sich vor allem in den geschichtlichen Sagen ausdrücken. Auch dieses Buch bringt zahlreiche Tafeln und Abbildungen im Text, ferner Quellennachweise und Anmerkungen und ein Namenverzeichnis der Personen und Orte.

Joseph Klappper, Rübzahl und sein Reich. Mit Scherenschnitten von Marie Luise Kaempffe. Verlag Ferd. Sirt, Breslau 1925. Preis 1 Mf.

— Will-Erich Peuckert, Die Sagen vom Berggeist Rübzahl. Sammlung „Deutsche Volksheit“. Verlag E. Diederichs, Jena 1926. Preis 2 Mf.

Beide Bücher verfolgen den Zweck, die Gestalt Rübzahls und die Rübzahlfrage in Volke lebendig zu erhalten, unterscheiden sich aber wesentlich voneinander. Bei Klappper herrscht der Bergwerksgeist vor. In freier Erzählung, die sich weit von der Volksfrage entfernt, wird zuerst von dem Bergmännlein in Goslar berichtet, das die Übermütigen Bergleute bestraft, dann von dem grauen Mönch Johannes, der die brotlos gewordenen Bergleute in ihre neue Heimat, in das Riesengebirge führt und dort auch weiterhin fördert. Daran schließen sich allerlei Geschichten vom Berggeist mit eingemischten Betrachtungen, z. B. über unheimliche Stellen im Gebirge, über die Herrschaft Warmbrunn u. a. Endlich folgen der letzten Erzählung von Rübzahl, der sich nicht mehr zeigt, seit ihn der Abt von Grüssau für tot erklärt hat, noch Abschnitte über Land und Leute, über Bräuche, Aberglauben u. a. Gegenüber diesem Unterhaltungsbändchen mit dem zum Teil frei erfundenen Inhalt sind die mit einer längeren Einleitung versehenen Rübzahlfagen von Peuckert, der Rübzahl richtig als Wald- und Berggeist und nicht als Bergwerksgeist auffaßt, ferner genaue Quellenangaben macht und sich streng an die Vorlagen hält, der erste Versuch, die ursprüngliche Sage aus dem im Laufe der Jahrhunderte angesammelten Wust herauszuschälen und so ein einwandfreies Rübzahlbuch zu liefern. Es wurden daher zunächst alle von R. de Wyl, Rübzahl-Forschungen (Breslau 1909) als echt bezeichnete und einige als echt vermutete Sagen aus Prätorius aufgenommen, dann aber auch Erzählungen aus Lindners „Bergnigte und unbergnigte Reisen“, deren Fassung freilich zuweilen mit der Volksfrage wenig gemein hat, wie besonders die langatmige Geschichte „Rübzahl geht zur Kirnes“ beweist, schließlich auch Proben aus den in neuerer Zeit von Zahn und Voewe aufgezeichneten Rübzahlfagen.

Adolf Moepert, Die Anfänge der Rübzahlfrage. Studien zum Wesen und Werden des schlesischen Berggeistes. (Nr. 6 der Sammlung „Form und Geist“). Verlag G. Eichblatt, Leipzig 1928. Preis 6 Mk. 20, geb. 8 Mk.

Das Buch — eine Weiterführung der 1916 erschienenen Arbeit „Rübzahl im Lichte seines Namens“ — bringt viele wertvolle Einzelheiten, ist aber in den maßgebenden Punkten abzulehnen. Der Verfasser bewegt sich noch in der Wolken- und Nebeltheorie L. Raiffers. Den Namen Rübzahl erklärt er als Nebellappe und behauptet er sei eine Mischform aus altem *rū* = rauh und einem durch romanische Bergleute eingeführten *bezale* = Kopftuch (S. 13), er sei, wie es S. 108 mit einer seltsamen Verschiebung vom Kopf zum Hals heißt, das „rauhe Halstuch“. Zur Stütze dieser Behauptung dient eine sonderbare Deutung des tschechischen Namens für das Riesengebirge *Krkonoš*. Dieser Name findet sich nämlich vereinzelt im „böhmischen“ (richtig tschechischen) Sprachschatz als „Halstuch“, was nur selten ein Wörterbuch verzeichnet, da den Tschechen die heute allein üblichen Ausdrücke *nákrník* und *Sátok* na *krk* vollständig genügen. Ferner wird aufmerksam gemacht, daß „das Halstuch der böhmischen Frauen, wie der Scharfrichter Karl Fuß aus Eger im Jahre 1823 berichtet, so über die Schulter geworfen wird, daß es gleichsam eine Kapuze vorstellt.“ Und dies genügt, um zu sagen: „So erinnert der Bergname *Krkonoš* unwillkürlich an das große Heer der Gut- und Rappenberge.“ Ganz abgesehen davon, daß Fuß das Schultertuch der deutschen Frauen des Egerlandes, das Westböhmen ist, während das Riesengebirge in Ostböhmen liegt, beschreibt, ist undenkbar, wieso man ausgerechnet nach Halstüchern Gutberge benannt haben sollte. Das Wolkenleid der als Wetterpropheten geltenden Gutberge wird wohl im einzelnen unterschieden, z. B. in der Schweiz als Gut (= die Spitze umschließende Kunds Wolfe), Kragen des Mantels (= Kranzwolke, die den Berggipfel freiläßt), Mantel (= die ganze Bergwand belastendes Gewölke) und Degen (wagrechte, spitze Schichtwolke), aber nie ist an Stelle des Manteltragens von einem Halstuch die Rede. Im übrigen fällt das ganze lustige Gebäude Moeperts in sich zusammen, wenn auf die ihm unbekante, allein richtige Erklärung des Namens *Krkonoš* als „Knieholzträger, Knieholzgebirge“ verwiesen wird, die wir Dr. Bruno Schier (Jahrb. d. d. Riesengebirgsvereines 1925 und Zeitschr. f. Ortsnamenforschung II. 1926, S. 61ff.) verdanken.

G. G e s e m a n n, Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie IV. 1928 S. 19—43.)

Der Verfasser war als Kind bis zum 9. Lebensjahre in dem Braunschweigischen Markt Flecken Lichtenberg (Kreis Wolfenbüttel). Seine Erinnerungen an jene Zeit bilden die Grundlage für die namentlich auch in kinderpsychologischer Hinsicht bemerkenswerten Ausführungen, die in der Forderung gipfeln, daß man bei jeder heute erfaßten Sage auch den soziologischen und psychologischen, organischen Zusammenhang berichten soll, dem sie ihre Gestalt dankt. Dies ist natürlich keine leichte Aufgabe. Oft ist es ja auch fraglich, ob die beobachteten Anfänge, um die allein es sich handeln kann, sich im Laufe der Entwicklung tatsächlich zu einer Erzählung verdichten und im Volke weiterleben. Denn ein einmalig vorgebrachter, nicht selten unzusammenhängender Bericht über irgendwelche rätselhafte Erscheinungen oder Ereignisse ist noch keine Sage. Von dieser kann man erst sprechen, wenn der Stoff vom Volke übernommen und durch die mündliche Überlieferung geförmt wurde. Hierbei zeigt sich wieder die Bedeutung der Persönlichkeit. Denn wie bei der Entstehung, so betätigen sich auch bei der Weiterbildung vor allem Menschen mit lebhafter Einbildungskraft und Erzählergabe, wie etwa der von Gesemann angeführte Schmiedegeselle Borrman. Mit seiner Abhandlung hat der Verfasser zugleich eine Kennzeichnung der Sage Braunschweigs gegeben, die z. B. von Riesen, Zwergen, Naturgeistern und auch Hexen fast nichts berichtet, dafür aber viel vom Schatzgraben, von Freimauern und Teufelsbeschwörern, von Scharfrichtern, Hingerichteten u. a. zu erzählen weiß.

Kinderspiele

Hildegard Geßler, Das volkstümliche Kinderspiel. (6. Heft der Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, herausgegeben von Charlotte Bühler und Viktor Fabrus.) Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien 1927. Preis 2 M. 50.

Mit Recht wundert sich die Verfasserin, die zur psychologischen Betrachtung des Kinderspieles durch Ch. Bühlers Buch „Das Märchen und die Phantasie des Kindes“ (2. Aufl., Leipzig 1925) angeregt wurde, darüber, daß die Psychologie nicht schon früher auf das Kinderspiel aufmerksam wurde, das doch fast über alle Seiten des kindlichen Seelenlebens wertvolle Aufschlüsse zu geben vermag. Mit ihrer gebiegenen Arbeit füllt nun Geßler diese Lücke aus. Zunächst erörtert sie den Begriff „Volksgut der Kinder“, der das bezeichnet, was von den Kindern unabhängig von den Erwachsenen überliefert wird, und zeigt dann, woher dieses Gut stammt, wieweit die Kinder es selbst schaffen oder von Erwachsenen übernehmen und wann und wie daran Veränderungen vorgenommen werden. Daß dieses Volksgut hauptsächlich im Spiel besteht, erklärt sich daraus, daß sachliche Volksgüter beim Kinde im allgemeinen fehlen, weil das Kind, das in seiner Einbildungskraft ohnehin alles wunschgemäß zu gestalten versteht, kein Bedürfnis hat, solche zu erzeugen. Es besitzt meist auch nicht die Fähigkeit dazu und hat es trotzdem irgendetwas, z. B. Spielzeug, selbst erzeugt, so haben diese primitiven und technisch mangelhaften Schöpfungen nur eine kurze Lebensdauer. Doch gibt es auch unter den Kindern hervorragende Individuen mit besonderen Leistungen. Unter Ablehnung des unglücklichen Schlagwortes vom gesunkenen Kulturgut bemerkt Geßler sehr richtig, daß alle Kinder durchaus nicht gleichartig sind, sondern daß es unter ihnen, wie bei den Erwachsenen, einzelne produktive Individuen gibt, deren Schöpfung von der Gemeinschaft übernommen und überliefert wird, wenn sie ihrem Anschauungskreis und ihren Bedürfnissen entspricht. Dies sind Gedanken, die ich schon vor Jahren in Bezug auf das Volkslied entwickelt habe und nächstens weiter ausführen werde, um die Haltlosigkeit jenes Modeschlagwortes darzutun. Denn wie bei allem menschlichen Schaffen, so ist auch bei den Erscheinungen der Volkstunde nicht das Entscheidende der Ort oder die Schicht, in welcher das Volkstunde entstanden ist, sondern vielmehr ist an erster Stelle ausschlaggebend der Schöpfer, das Individuum, die Persönlichkeit. Und diese trifft man in der Masse, wenn sie auch meist anonym bleibt, ebenso als Führer und Vorbild, wie in den sogenannten oberen Schichten. Der Ort oder die Schicht spielt erst an zweiter Stelle eine Rolle, wenn es sich um die Fortpflanzung und Überlieferung des von dem Individuum, von der Persönlichkeit Geschaffenen handelt.

Leider fehlt der Raum, um auf einzelne Abschnitte des Buches, z. B. die über die mythologisch-historische Wurzel des Kinderspieles, über Kinderspiel und Märchen, über den Übungswert des Kinderspieles, dessen soziologische Seiten u. a., näher einzugehen. Zu bemerken wäre, daß die bei den Großstadtkindern Wiens gemachten Beobachtungen und Erfahrungen nicht einseitig auf das ganze Kinderspiel übertragen werden dürfen. Wenn als ein Ergebnis gebucht wird, daß bloß ein Drittel der Kinderspiele von den Kindern unverändert übernommen und zwei Drittel verändert werden, so dürfte dies für die Kinder am Lande kaum zutreffen. Auf jeden Fall ist die Untersuchung Geßlers als ein Muster und eine vorbildliche Leistung zu bezeichnen, die auf anderen volkstümlichen Stoffgebieten Nachahmung verdient.

Zeitschriftenchau

Heftische Blätter für Volkstunde. Herausgegeben im Auftrage der Hessischen Vereinigung für Volkstunde von G. Heßding. 26. Band (1927), Gießen 1928.

Die beste Leistung dieses Bandes ist die ausgezeichnete Untersuchung „Maß und Ordnung. Ein Beitrag zur Ethik des Bauerntums“ von G. Koch, der damit

eine vortreffliche Ergänzung zur „Psychologie des Bauerntums“ von P. Houet liefert, sich aber nicht allein auf theoretische Erwägungen beschränkt, sondern auch zu sehr wichtigen, praktischen Ergebnissen gelangt. Nach ihm wird sich die Zukunft des deutschen Dorfes nur aufbauen können auf einer dreifachen Bauernkraft: der Berufskraft rationaler Einsicht, der Persönlichkeitskraft der Innerlichkeit und der Ehrfurchtskraft des Maß- und Ordnungsgebantens. Aus den zahlreichen, feinsinnigen Einzelbeobachtungen und Gedanken seien einige besonders treffende Sätze herausgehoben: „Es gibt keine größere Verkennung des Bauern, als wenn man ihn kurzerhand als Massenwesen bezeichnet. Der Bauer mit, als Ackerbauer, ausgesprochenes Einzelwesen, ... ist, bei aller Ähnlichkeit mit Seinesgleichen, die ja allgemeines Menschenlos ist, in sich selbst Einzelpersönlichkeit nicht weniger, sondern eher mehr als die große Masse der Stadt ... Was dem Bauerntum seine Eigenart verleiht, jene geistig-seelische Geschlossenheit, in die der reine Städter sich so schwer hineinfindet, ist nicht bloße Naivität, so wenig diese als Element fehlt, nicht bloße Natur, sondern uralte, in Schichten gewachsene Kultur, eine Maß- und Ordnungskultur“. So spricht ein Kenner und kluger Beobachter des Volkes. Dagegen offenbart sich der Schreibtschvolkskundler in dem Beitrag „Der deutsche Volkstanz der Gegenwart. 2. Teil. Der gesunkene Gesellschaftstanz“, dessen 1. Teil im 25. Band erschienen ist. Der Verfasser P. J. Bloch geht von einem Vorderatz aus, dessen Richtigkeit erst bewiesen werden muß, nämlich: „Dem Volk, der Masse, geht die Fähigkeit zu künstlerischer Gestaltung und künstlerischem-Eigenwillen ab.“ Aus diesem Satz wird die Folgerung gezogen: „Es gibt keinen, wie auch immer gearteten aus dem Volke geborenen ursprünglichen Volkstanz, abgesehen von den Tanzbräuchen kultischen Charakters, an die aber ein künstlerischer Maßstab nicht angelegt zu werden vermag.“ Und als weitere Folgerung: „Das Volk hat keine eigene Tanzkultur; es übernimmt vielmehr die Gesellschaftstänze der Oberschicht.“ Der Nachweis für diese Behauptungen ist aber erst zu erbringen. Denn der Verfasser berücksichtigt das Wesentliche beim Tanze, die Musik, überhaupt nicht, meint (S. 28 Anm.): „Was die musikalische Begleitung betrifft, so maßt sich der Verfasser feinerlei Urteil an; sie ist auch in der folgenden Betrachtung ausgeschaltet als ein für die Erkenntnis und Erfassung der Rezeption des Gesellschaftstanzes durch das Volk irrelevantes Element.“ Dem muß entschieden widersprochen werden. Es würde zu weit führen, den von Grund aus verkehrten Aufsatz in Einzelheiten zu besprechen, etwa die scharfe Scheidung zwischen kultischen und erotischen Tänzen näher zu betrachten oder das, was sich aus Reidhart von Neuental auf den Volkstanz um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts schließen läßt, zu erörtern oder zu fragen, ob die S. 66 erwähnten „Bauertanzmeister“, die immer neue Tanzfiguren erdachten und so schließlich ein ganzes Divertissement aufbauten“, zur Gesellschaft oder zum Volke gehören oder dem Verhältnis zwischen dem stummen Tanz der Gesellschaft und dem Liedtanz des Volkes gründlicher nachzugehen oder den gleichförmigen Modetanz der Oberschicht mit dem doch auch stammheitlich verschiedenen Volkstanz zu vergleichen und etwa zu untersuchen, warum der norddeutsche Bauer seinen Schuhplattler tanzt usw. Es bedarf wohl keiner Begründung, daß wir es auch hier mit zwei Größen zu tun haben, dem Volkstanz und dem Tanz der Oberschicht, zwischen welchen seit der Zeit, in der sich eine Oberschicht deutlich vom Volke abzutrennen begann, immer wieder Wechselbeziehungen bestanden.

Als weiterer Beitrag ist ein Aufsatz von H. H e p d i n g zu erwähnen, der neuen Stoff zur Frage der Osterfeier, die der Sache nach schon im 16. Jahrhundert in Deutschland bekannt waren, und des Osterhasen bringt, von dem schon in einer medizinischen Abhandlung aus dem Jahre 1682 gesprochen wird. Eine knappe und gute Übersicht über die Entwicklung der deutschen Mundartforschung liefert R. H e l m und gibt zugleich Ratschläge für die Benutzung des Sprachatlasses von G. Wenker - Ferd. Wrede. In einer Untersuchung zur Volkssprache kommt F. M a u r e r zu dem Ergebnis, daß sich eine ganze Reihe von seelischen Eigenschaften unmittelbar aus der Volkssprache erschließen lassen, wenn die psychologischen Vorgänge bei der Entstehung und Veränderung der sprachlichen Überliefe-

runger aufgedeckt werden, und daß vor allem bei einem Teil der Erscheinungen ein Zurücktreten des Verstandesmäßigen, bei einem andern Teil ein Hervortreten des Gefühlsmäßigen und des Willens zu erkennen ist. Aus den „Kleinen Mitteilungen“ ist auf „Eine Parodie von Matth. 4, 1—11“ aufmerksam zu machen, weil Sepding ausführliche Literaturnachweise zu den Parodien religiöser Texte anschließt, wozu aus der jüdisch-deutschen Literatur noch Dehl, Hochzeitsbräuche S. 131ff. (Litanei zu allen bösen Weibern) und Bösl 2, 37 (s. oben), wo ein Wechselgesang zwischen Pfarrer und Schulmeister beim „Bapbegraben“ am Faschingdienstag mitgeteilt wird, zu nennen sind. Der Band enthält ferner eine umfangreiche Bücherchau, einen Bericht über die Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Freiburg i. B., die Mitteilung daß die deutsche Volkskunde als Zusatzfach bei der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vom Kultusminister Doktor Becker zugelassen wurde, und Angabe der hiebei gestellten Forderungen und endlich der: 3. Bericht über das Südhessische Wörterbuch. Er ist eine würdige Festgabe zu J. Volkes 70. Geburtstag.

Deutsche Gae. Zeitschrift für Gesellschaftswissenschaft und Landeskunde. Herausgegeben von Chr. Franke, Kaufbeuren. Preis jährlich 3 M. 40, im Buchhandel 4 M. 50.

Die in zwanglosen Folgen erscheinende Zeitschrift bringt auch im 28. Band (1927) und in der bisher erschienenen 1. Lieferung des 29. Bandes (1928) eine Fülle volkstundlichen Stoffes, so zur Namentkunde (Wegnamen, Ortsnamen, Personennamen), zur Familienforschung, zur Volksdichtung, zum Aberglauben (Wauopfer) und Brauchtum, zur Siedlungs- und Wirtschaftskunde, zur Volkskunst (Grabkreuze, Sühnekreuze), zum Hausbau u. a. Die meisten Hefte enthalten eine nahezu erschöpfende Übersicht über alle volks- und heimatkundlichen Neuerscheinungen, die zumeist kurz und treffend gewürdigt werden.

Volk und Rasse. Illustrierte Vierteljahrschrift für deutsches Volkstum. Geleitet von Dr. D. Reche und Dr. F. Zeiß. J. F. Lehmanns Verlag, München. Bezugspreis halbjährlich 4 M.

Durch die zwei Leiter, welche Mitte 1927 den früheren Schriftleiter Doktor W. Schmidt abgelöst haben, ist die Zweiteilung des Stoffgebietes — einerseits wie früher rassenkundlich (anthropologisch), andererseits mehr als früher volkstumskundlich; — in dieser seit 1926 bestehenden Zeitschrift schon äußerlich zum Ausdruck gebracht. Die letzten Hefte enthalten daher auch viele volkstundliche Beiträge. Aus dem Jahre 1927 sind namentlich zu nennen: P. Sartori „Körperliche Merkmale im westfälischen Volkstum“, mit einer Reihe von Zeugnissen dafür, daß das Volk körperliche Besonderheiten (z. B. lange Nase, Grübchen in Kinn und Wangen, Farbe und Form der Augen und Haare, große und kleine Gestalt) beachtet und in seiner Weise ausdeutet; W. Pfeiler „Ein wort-geographischer Atlas Nordwestdeutschlands“, ein lebendiger Beweis für die Notwendigkeit, Sprach- und Sachforschung zu vereinigen; J. Folkers „Die mittelalterlichen Ansiedlungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800 bis 1600)“, ein umfangreicher und gehaltvoller Beitrag zur deutschen Siedlungsgeschichte, der auch alle volkstundlichen Grundlagen und Vorarbeiten verwertet; H. W. Darre, „Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten“, der die Tatsache, daß das von den Semiten seit je verachtete Schwein bei den nordischen Völkern zu allen Zeiten im höchsten Ansehen stand, unter anderm damit erklärt, daß das an wasserreiche Laubwaldgebiete gebundene Schwein für den seßhaft gewordenen Menschen des kalten Nordens zu einer „Leitrasse“ werden mußte, weil es ihm, ganz abgesehen davon, daß sich jung gefangene Frischlinge der Wildschweine leicht zähmen ließen, Fleisch und Speck für winterliche Notzeiten und das unentbehrliche tierische Fett lieferte und so unschätzbare Vorteile brachte, während in dem wasserlosen Wüstenland der semitischen Nomaden kein Platz für das Schwein war und der Semite und das Schwein wahrscheinlich faunistische, also physiologische Antipoden sind, der Genuß von Schweinefleisch beim Semiten vielleicht eine Stö-

lung im Stoffwechselablauf bewirkt und ihn gesundheitlich schädigt; F. Lüers, „Mythologie und Volkstunde“, eine allgemein gehaltene Darstellung der wichtigsten Zusammenhänge zwischen altem Seelen- und Götterglauben und neuerem Brauchtum: A. Häberle, „Die berühmten Kummelfiguren im Museum der Stadt Ulm“, eine Würdigung der von Künstlern aus der Hafnerfamilie Kummel zwischen 1760 und 1846 geschaffenen Tonfiguren, die auch über Tracht und Volksbrauch manchen Aufschluß geben.

Auch die bisher erschienenen zwei Hefte des 3. Jahrganges (1928) bergen reichen volkskundlichen Stoff. O. Reche berichtet über die Blutgruppenforschung und ihre Bedeutung für die Anthropologie, G. Witte kommt in seiner Untersuchung über die „Urheimat und Westausbreitung der Slawen“, die auch die Arbeiten von Bretholz, G. Freidel und besonders von E. Schwarz und S. Niederle entsprechend heranzieht, zu dem Ergebnis, daß das slawische Vordringen nach Westen im allgemeinen durchweg gegen das Jahr 600 stattgefunden hat und eine Massenbewegung größten Stiles und von einer überraschenden Einheitlichkeit nach Zeit und Art gewesen ist. Seine Arbeit ergänzt zum Teil der Beitrag von Ch. Albrecht über „Die Kultur der Slawen in Nord- und Mitteldeutschland vom 7.—12. Jahrhundert“. Rose Julien bespricht „Die alemannisch-schwäbischen Kopstrachten“ und stellt ihr geographisches Verbreitungsgebiet fest, W. Drascher betont die Bedeutung der in den Dienst des Auslandsdeutschums gestellten Familienforschung. G. Schomburg erklärt die erst in letzter Zeit in Ländern von gleicher Kulturhöhe und ähnlicher günstiger Wirtschaftslage, wie in Holland, Schweden und Nordamerika, festgestellte Tatsache, daß die Körperhöhe der Menschen stetig zunimmt, mit der Besserung der Ernährungsverhältnisse und den Vorteilen einer mehr hygienischen Lebensweise. Das 2. Heft eröffnet O. Reche mit einem lehrreichen Aufsatz über „Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen“ und beweist schlagend, daß der Anthropologe die Ethnologie (Kulturgeschichte) ebenso wenig entbehren kann, wie der Ethnologe die Anthropologie (Naturgeschichte), daß aber auch beide zusammen nicht alle Fragen lösen können, sondern die Mithilfe anderer Wissenschaften benötigen. Den Beziehungen zwischen „Kleid und Rasse“ geht Rose Julien in zwei Richtungen (Volks-tracht und Rasse, Weltmodekleid und Rasse) nach und weist unter Betonung des Zusammenhanges zwischen Stammesart und Kopstracht im besondern nach, daß der deutsche Grundschnitt des Gewandes sich in der Volkstracht über das engere deutsche Gebiet weit hin und namentlich gegen Osten verbreitet hat, während in der Frauenvolksmode, in der Kleidung der Ober- und Unterschicht, gegenwärtig das Umgekehrte, eine Übernahme von Gewandstilen östlicher Rassen und Völker erkennbar ist. Bemerkenswert ist das, was A. von Pezold zur Abstammung und Familiengeschichte Hindenburgs berichtet. Das Geschlecht Hindenburg dürfte aus Bayern stammen, da in einer Urkunde des bischöflichen Archives zu Regensburg 1130 ein Gebhardus de Hindenburg erwähnt wird. Aber schon 1208 werden zwei Brüder Hindenburg in einer Urkunde des Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg genannt. Ihr Stammsitz befand sich in der Altmark und ein Dorf — einst wohl eine Befestigung im Kampfe gegen die Slawen — führt heute noch den Namen Hindenburg. Die Hindenburg traten schon früh mit dem Geschlecht der Benedendorff in Verbindung, das zuerst 1130 in der Altmark erwähnt wird. Bis zu Ende des 18. Jahrhunderts das Geschlecht der Hindenburg ausstarb, bekam der Urgroßvater des heutigen Reichspräsidenten das Recht, seinem Namen den des erloschenen Geschlechtes hinzuzufügen, so daß die Familie von dieser Zeit an „von Benedendorff und von Hindenburg“ heißt. Im gleichen Heft führt R. Much näher aus, daß Th. Mommsen, der „römischer als die Römer“ war, durch seine falsche und schiefe Darstellung zum Teil auch Schuld daran trägt, daß in weiten Kreisen noch immer unrichtige Vorstellungen über unsere Vorfahren verbreitet sind. Eingehend und sachkundig befaßt sich R. Gedjcher mit dem „Rasenzauber“ und legt die vielfältige Verwendung des Rasens, Grafes, Grashalmes und Heues im Volksbrauch, besonders im Rechtsbrauch, im Heilzauber, Abwehrzauber und Schabenzauber u. a. dar.

Alle Hefte der empfehlenswerten Zeitschrift enthalten gründliche Besprechungen von Neuerscheinungen, so z. B. im 2. Heft 1928 des Buches von S. Freidel, Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde (Reichenberg 1926), das trotz einiger Einwände als eine gute Leistung anerkannt wird.

Der Auslandsdeutsche. Halbmonatsschrift für Auslandsdeutschtum und Auslandskunde. Jahrgang XI. Stuttgart 1928.

Diese zweimal im Monat erscheinenden Mitteilungen des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart unterrichten in Wort und Bild über das Deutschtum des Auslandes und bringen auch ständige Berichte über die Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei. Stets wird auch die Volkskunde berücksichtigt, im 1. Maiheft wird unsere Zeitschrift ausführlich besprochen. Zu dem Bericht „Auslandskunde und Kunde des Auslandsdeutschtums an unseren Hochschulen“ im 1. Aprilheft ist zu bemerken, daß es sich hier nicht allein um ein Arbeitsfeld der Juristen, Geographen, Wirtschaftler u. a., sondern auch der Volkstumler handelt. Wie etwa aus dem Buche von Edwin Miller Fogel „Beliefs and Superstitions of the Pennsylvania Germans“ (Philadelphia 1915) sich der lebendigste Zusammenhang mit der alten deutschen Heimat ergibt, so fördern auch die volkstündlichen Arbeiten des Petersburger Prof. V. Schirmunsky in den deutschen Siedlungen Käserußlands, auf die in 2. Maiheft S. 297 hingewiesen wird, namhafte Ergebnisse zu Tage. Die Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche“ sollte neben der Monatschrift „Muttersprache“ des Deutschen Sprachvereines, deren Arbeitskreis ebenfalls die gesamte Volksgemeinschaft umfaßt, in jeder besseren Bucherei aufliegen.

Zeitschrift für Deutsche Bildung. Herausgegeben von H. Peters, J. Reiste, K. Victor. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. Preis vierteljährlich 3 M. 75, für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) 2 M. 85.

Im 4. Heft des 4. Jahrganges (April 1928) veröffentlicht Friedrich Maurer einen grundlegenden Aufsatz über „Begriff und Umfang der deutschen Altertumskunde“, der das Verhältnis zwischen Altertumskunde und Volkskunde erörtert und zu dem Ergebnis kommt, daß eine Abgrenzung der Altertumskunde gegen die neuere Zeit unmöglich ist, weil sie sich mit der Volkskunde überschneidet. Diese aber muß als historische Wissenschaft in enger Verbindung mit dem „Altertum“ bleiben und ist in weiterem Sinn der übergeordnete Begriff, der Altertumskunde und Volkskunde in engerem Sinn in gleicher Weise in sich schließt. Die gesamte Volkskunde in weiterem Sinn (Deutsche Volks- und Altertumskunde) gliedert sich in drei große Gebiete: 1. Die sogenannten Realien: Siedlungsweisen, Haus, Hof, Möbel, Tracht u. dgl.; 2. Sitte und Brauch, Volksglaube (Mythologie); 3. Volksdichtung und Volkssprache. Der Volkskunde tritt als wichtige Hilfswissenschaft die Völkerkunde zur Seite, die die Einsichten in primitive Zustände und Anschauungen vermittelt.

Slawistische Schulblätter. Zeitschrift des Vereines deutscher Slawisten in der Tschechoslowakischen Republik mit dem Sitz in Prag. Schriftleiter: Univ.-Lektor Dr. Eugen Rippl. Verlag des Vereines, Prag I., Klementinum. Preis jährlich 20 Ktsch.

Aus dem Inhalt des 1. Doppelheftes 1928 dieser vorzüglich geleiteten Vierteljahrsschrift, die nun im 2. Jahrgang steht und nicht allein ein gutes Hilfs- und Weiterbildungsmittel für den Slawisten im engeren Sinne und Schulmann ist, sondern auch einen verlässlichen Einblick und erschöpfenden Überblick über die tschechische Sprache und Literatur vermittelt, ist vor allem die 1. Fortsetzung der „Einführung in die tschechische Volkskunde“ von Prof. Dr. J. Longin zu nennen, die sich eingehend mit den Anfängen der tschechischen und slowakischen Volkskunde von Dobrovský bis R. J. Erben befaßt, auf viele bisher wenig oder gar nicht bekannte Punkte aufmerksam macht und so die allgemeine Übersicht über die Volkskunde der Tschechen und Slowaken in unserer Zeitschrift wirksam ergänzt.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat. Blätter für Heimatkunde, Heimatpflege und ländliche Wohlfahrtspflege, Zeitschrift des Vereines „Deutschmährische Heimat“ in Brünn. Geleitet von Dr. S. Preibsch. Preis für Mitglieder jährlich 20 Ktsch.

Die bereits im 14. Jahrgang stehende Zeitschrift bringt auch beachtenswerte volkscundliche Beiträge. Im 1. Doppelheft 1928 erwähnt ein Bericht über das städtische Museum in Sternberg unter anderem auch zwei dort aufgestellte schöne Krippen, R. Gruschka teilt einen wichtigen Abschnitt aus dem Gemeindegedenkbuche von Althart mit, die 2. Folge der „Familienkundlichen Beilage“ läßt erkennen, wie reger man besonders auf diesem Gebiete in Mähren und Schlesien arbeitet. Dies beweist noch mehr die dritte Folge dieser Beilage im 2. Doppelheft mit einer Einführung von Dr. R. Patzschneider, dem Geschäftsführer der neu geschaffenen Beratungsstelle für Familienforschung in Troppau, und einem Aufsatz von Doktor A. Materna über die naturwissenschaftliche Abteilung dieser Stelle. Im gleichen Heft liefert Dr. F. Peschel eine Geschichte des Museums Freiwaldau und Dr. Fritz Koberg einen Beitrag zu „Deutschmährens Volksgeschichte im Volksliedwort“, der einem bisher leider nicht gedruckten, umfangreichen Werk entnommen ist, ferner bespricht R. Gruschka die Hausnamen von Holleschowitz und Dr. S. Wieder bringt Belege zur Deutung des Niednamens Gern (= spitzer, zwickelförmiger Ackerteil). Beide Hefte enthalten den Anfang einer lehrreichen Abhandlung „Aufriß einer vergleichenden Naturgeschichte der deutschen Dörfer Mährens“ von E. S. Bürger. Das 2. Heft schmückt eine Reihe prächtiger Bilder aus dem Böhmerwalde, eine Erinnerung an die Böhmerwaldausstellung in Brünn zu Beginn des Jahres, über welche Dr. S. Jelinek berichtet.

Unser Egerland. Monatschrift für Heimaterkundung und Heimatpflege. Begründet von A. John, herausgegeben vom Verein „Unser Egerland“. Preis jährlich 24 Ktsch.

Auch der 31. Jahrgang (1927) dieser trefflich geleiteten Zeitschrift bringt Beiträge zur Volkskunde. J. Hofmann teilt zwei Weihnachtslieder mit, das zweite nach einem Egerer Druck von 1790, eine Übersicht über die bisherige Literatur zur Frage der Herkunft der Egerländer gibt A. John, zwei Ablassbriefe im Egerer Stadtarchiv bespricht R. Siegl, woran J. Dorisch im 12. Heft seinen Aufsatz „Der Ablass als Bauförderungsmittel“ anschließt. Den Egerländer Mühlen ist das 5. und 6. Heft, den Teilnehmern an der Nordgauischen Woche das 7. und 8. Heft gewidmet. Aus diesen und späteren Heften verdienen besondere Erwähnung die Beiträge von G. Schmidt über „Besitz und Untertänigkeitsverhältnisse des Dorfes Voitzersreuth“ und von R. Siegl, der schon im 2. Heft eine Namensliste der Bürgermeister Egers von 1282 bis 1926 bringt und die für die Namen- und Familienforschung wichtige Arbeit mit einer Liste der Ratsherren, Gerichtsherren und Gemeinherren Egers von 1384 bis 1777 fortsetzt. Mit bemerkenswerten Ausdrücken der Egerländer Mundart beschäftigt sich J. Steiner, die Arbeit der Schindelmacher schildert G. Stubner, die der alten Köpfer A. Dietrich. Im 1. Heft des 32. Jahrganges (1928) behandelt R. Alberti die ehemaligen Eisenhämmer in Westböhmen und eine Reihe von Beiträgen zur Familienforschung wird mit der „Geschichte der Trebendorfer Familie Müller-Gottfried“ von G. Hammerl eröffnet. Den Inhalt der einzelnen Hefte ergänzen kleine Mitteilungen und eine Bücherschau.

Mitteilungen des Nordböhmisches Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (vormals Nordböhmisches Exkursions-Klub), geleitet von R. Zimmermann und E. Neder. Selbstverlag Böhm.-Leipa. Preis jährlich 12 Ktsch.

Das 2. Doppelheft des 50. Jahrganges (1927) ist der Fünfzigjahrfeier des Vereines gewidmet und mit einem kurzen Rückblick von R. Zimmermann eingeleitet.

Aus dem Inhalt sind hervorzuheben die Beiträge von E. Proschwitzer „Wie man mit Namen umspringt“, vier kurze Beispiele über die Willkür und Gedankenlosigkeit bei der Entstehung und Umbildung von Namen, R. Vichtenfeld „Aus dem Reich des Geheimnisvollen“ (Schwarzkünstler- und Geisterfagen aus dem Gebiet um Leitmeritz) und J. Wagner „Ein Duzend Sagen aus Georgswalde“. Von besonderem Wert ist die wie in den früheren Hefen sehr reichhaltige und gründliche Bücherchau.

Im 1. Doppelheft des 51. Jahrganges (1928) teilt Wagner noch einige Sagen, bzw. geschichtliche Erinnerungen mit, ferner werden Abschnitte aus den Aufzeichnungen des Lehrers A. Sehmann aus Neuland bei Niemes, die schon in früheren Jahrgängen verwertet wurden, abgedruckt. Sie beziehen sich auf die Jahre 1782 bis 1785 und erwähnen neben geschichtlichen und wirtschaftlichen Ereignissen auch verschiedene Neuerungen Kaiser Josef II., z. B. das Verbot des Wetterläutens, der Prozessionen u. a. Über Tischgebete handelt R. Zimmerrmann, der wieder zahlreiche Neuerscheinungen bespricht und auf einzelne wichtige Veröffentlichungen auch in besonderen Aufsätzen eingeht, so z. B. auch auf die vorzüglichen, in einer volkstümlichen, packenden Sprache gehaltenen Beiträge, die Ludwig Pflugpeil in der Halbmonatsschrift „Der deutsche Landwirt“ (Prag) fortlaufend unter der Überschrift „Ernste Dinge lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauer“ erscheinen läßt.

Beiträge zur Heimatkunde des Auffig-Karbißer Bezirkes. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Auffig, geleitet von Dr. F. J. Umlauf. Selbstverlag. Preis eines Heftes 4 Ktsch.

Im 1. Heft des 8. Jahrganges (1928) liefert F. J. Umlauf einen bemerkenswerten Beitrag zu einem bisher stark vernachlässigten Stoffgebiet, indem er die altes Gewohnheitsrecht überliefernden Gemeinderugen von Deutschlahn, München, Keufersdorf, Spansdorf und Mörkau mitteilt und bespricht. G. Richter beginnt mit einem Aufsatz zur Geschichte des Dorfes Niesenbahn, G. Lipser erzählt von den Einkünften der alten Arnsdorfer Schulmeister und W. Peiter schildert das Brauchtum der Osterzeit im Mittelgebirge.

Der Münzensammler. Herausgegeben von Ignaz Wodiczka, B.-Budweis, Komenskýgasse 9. 1. Jahrgang 1928. Preis jährlich 20 Ktsch.

Münzen, z. B. als Amulette, spielen im Aberglauben eine große Rolle. Daher muß der Volkskundler auch die Münzfunde beachten und umgekehrt ist vom Münzensammler volkstümliches Wissen zu fordern. Aus diesem Grunde ist das Erscheinen der neuen Monatschrift zu begrüßen, die neben Aufsätzen auch ein numismatisches Wörterbuch in Fortsetzungen bringt. Im Aprilheft berichtet General i. R. G. Leisinger über einen 1927 im Böhmerwalde gemachten bedeutenden Münzfund und beginnt im Maiheft mit einem vortrefflichen Aufsatz „Einige Winke für Anfänger im Münzensammeln“.

Zur Beachtung.

Neuen Abnehmern der Zeitschrift werden die bisher erschienenen Hefte nachgeliefert. Alle Hefte der Zeitschrift werden nach Jahresluß auch in einem dauerhaften Einband erhältlich sein; Vorbestellungen auf diese Buchausgabe, die in keiner fubelndeutschen Bücherei fehlen sollte, können schon jetzt erfolgen. Bezieher, welche eine gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis benötigen, erhalten eine solche bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10.
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Šocolova 10

1. Jahrgang 1928

5. Heft

Sprichwörter aus dem Riesengebirge in mundartlichem Gewande¹⁾

Von Franz Weißner

In der vollen Überzeugung, daß wohl die meisten der anzuführenden Sprichwörter in anderer mundartlicher Prägung auch anderwärts gebräuchlich, ja teilweise, der Schriftsprache entlehnt oder in diese aufgenommen, Allgemeingut des deutschen Volkes geworden sind, handelt es sich bei dieser Darstellung nur um folgendes: Einerseits soll gezeigt werden, daß auch der Riesengebirgler es liebt, sein Fühlen und Denken in Sprichwörtern wiederzugeben, die neben manchem Körnlein Weistum vielfach auch nur Selbstverständlichkeiten in bald ernster, bald witziger bildlicher Wendung enthalten²⁾. Andererseits soll festgestellt werden, welche Sprichwörter — ausgenommen nur die aus der Schriftsprache allgemein bekannten — in dem begrenzten Gebiete dem Volksmunde geläufig sind. Schließlich möge diese kleine Sammlung dazu beitragen, die Ergänzung derselben aus dem eigenen und anderen Gauen anzuregen.

Die allgemein übliche Anordnung der Sprichwörter nach Lebensgebieten sei auch hier beibehalten, und zwar nach dem Vorbilde von Friedrich Seilers „Deutschen Sprichwörterkunde“ (München, 1922).

1. Staat und Recht

Befehle sollen durchführbar, vernünftig sein und nur von jenen erteilt werden, die sie selbst befolgen können und gehorchen gelernt haben: „Ošhoffm komma (= kann man) viel.“ „Šhoffm is lechtr wie salwr mochn.“ „Woš ma ošhofft, muß ma vor salwr brätn“ (können). „War ošhoffm well, muß folgjn kenna.“ Nutzlos aber ist es, wenn viele befehlen:

¹⁾ Die im Riesengebirge diesseits der Reichsgrenze allgemein geltenden Sprichwörter sind in Arnauer Mundart dargestellt, während die nur für bestimmte Orte dieses Gebietes bezeugten in der betreffenden Mundart wiedergegeben sind. Um einesteils das Sehen des Druckes nicht zu erschweren und andernteils die lautliche Form wenigstens in der Hauptsache klarzustellen, möge folgende Lautbezeichnung genügen: o und e = offene, o und e = geschlossene Laute; gh = stimmhafter, dem schriftdeutschen g entsprechender Reibelaut. Zur Sit. vgl. jetzt R. Kothler, Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten, Breslau 1928.

²⁾ Vgl. F. Weißner, Bilderschatz der heimischen Mundart in der „Ostböhmisches Heimat“ (Trautenau), 2. und 3. Jahrgang.

„Wu olle schoffm, giht's gor ne“ oder „wend nischf fertich.“ „Je mehr Schöffr, desto grifftr die Wertschöft“ (Unordnung) oder „dr Wertwar.“

Wer nichts besitzt, ist zahlungsunfähig: „Wu nischf is, hot dr Kaiser s. Recht verlorn“; denn: „A Bomp gett mehr wie a hot.“ — Wenn man jemandem aus Versehen einen Schaden zufügt oder, wie z. B. beim Kartenspiel, sich selbst durch diese Unachtsamkeit schadet, muß man die Folgen tragen: „Vrsahn is vrspielt.“ Unrecht verrät sich auch selbst: „Unracht worweist sich“ (Zangenau). — Auch der, der bei einer strafbaren Handlung sich „mit angehängt“, d. h. geholfen hat, wird zur Verantwortung gezogen: „Mitgehanga, mitgefanga“ (Trautenau). Daß sich der Bemittelte durch eine Geldbuße von schwererer Strafe loskaufen konnte, während der Arme Leib und Leben einsetzen mußte, empfand man als Ungerechtigkeit: „Aläne Dieme hängt ma un die grußn leßt ma lasm.“ Wer einmal gestohlen hat, läßt diesen Fehler nicht: „Ane gude Roß leßt's Maußn nä.“ Unrechtmäßig Erworbenes bringt keinen Gewinn: „Unrocht Gut gedeiht nä.“ — Eine Aussage darf sich nicht auf bloßes Meinen gründen: „Denk'n häßt nicht weßn.“ — An die aus älterer Zeit bekannten drei echten Dinge (Gerichtstage) des Jahres erinnert das Sprichwort: „Olle gudn Denge sein drei“¹⁾. Die Bestechlichkeit der Richter und Beamten mag, nach der Geläufigkeit des Spruches: „War schmärt, der fährt“ zu schließen, früher geradezu allgemein gewesen sein. — Wenn, wie in der Zeit, da es noch keine Staatsanwälte gab, die Anklage unterbleibt, wird auch nicht gerichtet: „Wu fä Kleghr, is aa fä Redytr.“ Wer aber angeklagt ist und zur Rede gestellt wird, muß antworten; denn: „Kajna Anpet (Antwort) is aa a Anpet“ (Zangenau).

2. Stände

Aus der Zeit der Leibeigenschaft und des Frondienstes tritt uns die große Kluft zwischen Herr und Knecht im Sprichworte noch entgegen: „Herr bleit“ (oder is) Herr un Knacht bleit (oder is) Knacht!“ „Wie dr Herr pfefft, fu muß dr Knacht tonzn.“ Die Erkenntnis aber, daß auch Herren ihre Sorgen haben, erhellt aus: „Gruße Herrn, gruße Sorghn“ (oder Kommr). Die Schriftsprache sagt: Welchem Herrn du dienst, des Kleider du trägst, der Volksmund: „A Voghl drefennt ma o sen Fadrn.“ Der Umgang mit anspruchsvollen, empfindlichen Herren gestaltet sich schwierig: „Met gruße Herrn is ne gutt Kerschn affn.“ Tugenden und Untugenden der Herren, wie beispielsweise Ordnungsliebe und Sorglosigkeit spiegeln sich im Verhalten der Dienerschaft wider: „Wie dr Herr, fu 's Gescher.“

Der Bauer kommt im Sprichworte übel weg. Vor allem gilt er als geizig und habgierig: „Dr Bauer is off en Kreizr wie dr Teisl off a arme Seel.“ „A leßt sich ehndr a Loch eis Knie buhyn, oß doß a en Kreizr hardreckt“ (hergibt). „Wemmam (wenn man ihm) a klenn Fjengr hierreckt (oder weist, gett), well a die gonze Hond hon.“ Selbst wohlhabende Bauern

¹⁾ Auch die ältesten Schöppenbücher von Niederlangenau erwähnen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts öfter das „Mittelding“, den mittleren der drei echten Dingtage.

pflügen meist zu Klagen über schlechte Zeiten und Vermögensverhältnisse und nur wirklich Unbemittelte verlegen sich, um auch etwas zu gelten, aufs Prahlen: „Wenn dr Wenstr nischt hot, dr Prohrlr hot schun gor nischt.“ Wenn er Gäste hat, brüstet er sich aber gern mit seiner Wohlhabenheit: „s is ju nä wie bei arma Leitn.“ Das Wetter ist den Bauern auch niemals recht: „Rä Herrgot kon om recht tun.“ Die Sorge um sein Vieh gilt ihm mehr als die um sein Weib: „Weiwr sterben, kä Vrderben; Pfar vrredn, dos is a Schredn.“

Auch in anderen Ständen äußert sich die Unzufriedenheit mit dem eigenen Berufe in der Meinung: „Fachtu (betteln) is 's beste Homprich (Handwerk).“ Die Arbeit aber gilt als ehrlich: „Für dr Arbeit braucht sich nimmmand schama.“ Beschränkung ist geboten: „War viel ofängt, brengt nischt fertich.“ „War olls well larna, larnt gor nischt.“ Hat sich einer in allen möglichen Berufen versucht, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, wird er Gastwirt: „War nischt werd, werd Wert.“ Müller und Schneider stehen im Ruf der Unehrllichkeit: „Sie kumma nä ei a Simml.“ Bessere werden auch gern als schwächlich und leicht verpottet: „Keinunneinzig Schneidr gihn off a Rut (Rot).“ „Hopfa, heiba, wieder woß, wie die Roß a Schneidr froß; hätt dr Schneidr stell gefassn, hätt na ne die Roß gefraßn.“ — Der kleine Kaufmann erfreut sich nur geringer Achtung, da er seinen Kunden minderwertige Ware mit schönen Worten aufzuschwätzen pflegt: „Jedr Kreml lobt sei Wor.“ Daß Maurer und Zimmerleute als teure Arbeiter gelten, besagt der Siebelspruch (Hausinschrift): „Gott schütze uns vor teurer Zeit, vor Maurern und vor Zimmerleut“ (nur in Schriftsprache).

3. Frömmigkeit und Kirche

„Onr Herrgot hot ollrhond Roostgänger“, d. h. es gibt verschiedenartig böse und gute Menschen auf der Welt. „Jedr hot sen äghrn Teisl“ (Bösartigkeit). Als Böses faßt das Volk natürlich auch böse Worte auf: „Wos zum Maul neigihrt (Essen), is läne Sind, odr woß rauskemmt“ (böse Reden). Das Böse verführt aber auch und breitet sich wie eine ansteckende Krankheit aus: „A Norr mochtero (macht ihrer) zahne.“ „A faulr Oppl steckt olle ondrn o.“ Auch in diesem Falle gilt wie im vorigen Abschnitte der Spruch: „Wie dr Herr, su's Gescherr“. Der Macht der Versuchung, dem Teufel, soll man aus dem Wege gehen: „Ma soll a Teisl nä o die Wond moln.“ Das Böse weicht mitunter nur, um in anderer Form wieder aufzutreten: „En Teisl prighlt ma raus un dreie nei.“ „Ma kon holt a Teisl nä mem Teisl austreibm.“ Dieser begnügt sich nicht mit dem, was man ihm bietet: „Wemmam a flenn Jengr weist, well a die gonze Hond hon.“ Als schmerzlich und ungerecht empfindet es das Volk, daß es schlechten Menschen oft besser geht als guten und daß gerade Unschuldige oft büßen müssen: „Sompm hon 's meeste Gled.“ „Unkraut vrderbt nä un wenn's siebm Johr nä ränt.“ „Dr Unschuldighe muß 's Bod austreighn.“ Dem Bösen blüht das Glück jedoch nur vorübergehend; denn „Unrecht iwweist sich.“ Allgemein ist auch der Glaube: „Met woß ma findigh, met dam werd ma bestroft.“ Jeder Mensch schmiedet sich sein Geschick selbst: „Wos

nic. sich eigebrocht hot, muß ma aa ausassn" (oder ausleffln). Das Schick-
 fal kann einem aber auch vorherbestimmt sein: „Wos em tumma soll, dos
 kemmt.“ Gott ist zwar langmütig und nachsichtig, aber schließlich straft er
 doch den Sünder: „Dr lieve Got sorght drefür, doß om die Bäm ne ei a
 Himmel wozn.“ „Wenn's Fohß vul is, leffts iw.“ Seine Güte soll man
 aber auch nicht mißbrauchen: „Got leßt nä met sich spaßn.“ Mit ernsten,
 erhabenen Dingen zu spassen, ist nicht am Plage: „Norrdeng will Raum.“
 Das größte kirchliche Fest des Landvolkes war und ist teilweise noch heute
 die „Kermes“ (Kirchweih); da muß man essen, trinken und tanzen, kurz in
 jeder Hinsicht sich's gütlich tun; denn „s is ju nä olle Togh Kermes, byw.
 od ämol Kermes am Johr!“

4. Weib und Mann

Das Sprichwort „A gutt (prav) Weib is nä met Gold zu bezohl'n“
 enthält das höchste Lob über die Frau. Von ihr verlangt man vor allem
 Häuslichkeit; drum sucht man sich eine Frau nicht bei Vergnügungen, wo
 sie gleichsam zur Schau gestellt ist, sondern am häuslichen Herde, ebenso
 wie der Fleischer die besten Kühe nicht auf dem Markte, sondern im
 Stalle findet. „A gude Ruh sucht ma em Stol.“ „Roß un Weib gehärn eis
 Haus.“ Schön braucht die Frau nicht zu sein, aber kochen soll sie können;
 denn: „Vu dr Schinhät komma nä obeiß'n.“ Um zu Wohlstand zu gelan-
 gen, muß die Frau auch selber tätig sein und die Diensthöten überwachen:
 „Wu die Fraa am Hof (Haus) saltwa schofft, sie aus em Hella zahua
 mocht“ (Langenau); aber: „Is die Roß aus'm Haus, hon die Weis frei
 tonzn.“

Von einem Weibe, das viel redet, sagt man: „Die fitrt ihr Maul ne
 emsonst, gett om Maul ne emsonst zu frassn.“ Weiber gelten auch als
 bössartig und unvernünftig: „Jedes Weib hot en Teisl am Leib.“ „Wonge
 hoor, forzr Vrstand.“ Ihre Treue wird angezweifelt: „s is lechr en Sof
 Flüh hittn, ols a Weib (oder a jong Mäd). Besonders schöne Frauen
 können gefährlich werden: „Met em schinn Weib heßt ma sich a Teisl off
 a Leib.“ Solche Frauen sind zumeist auch rechthaberisch: „Weibr un
 Geld, regiern die Welt.“

Die Liebe bringt eins um den Verstand: „Lieb mocht (oder is) blind.“
 Sie ist auch nicht so mächtig wie das Geld: „Vu dr Lieb komma ne labn.“
 Nicht jede Liebchaft führt zu einer Heirat: „Zommagih un zommaziehn
 is zweerlä.“ Auch „Heirotn un Huchzetmochn is zweerlä.“ d. h. auch der
 geschlechtliche Umgang muß nicht eine Hochzeit im Gefolge haben. Lebt ein
 Paar schon vor der Hochzeit wie Mann und Weib zusammen, sagt man
 mit witziger Ironie: „Orndliche Leit blein asu beisomma.“ Die Furcht
 vor den Folgen eines Fehltrittes in der Liebe sucht man mit dem Spruch zu
 bannen: „Dos mocht dr Lieb kä Rind.“ Von einem Manne, der zufolge
 seines ausschweifenden, nur auf Befriedigung seiner Sinnlichkeit einge-
 stellten Lebens schlecht aussieht, sagt man: „A gude Hohn werd ne fett.“
 Wenn es bei solchem Tun nicht einmal auf die Schönheit des Weibes
 ankommt, tröstet sich: „Ei dr Nocht sein olle Rih schwarz.“ Frühes Heiraten
 wird empfohlen: „Jong gefreit hot noch niemand gereit.“ Heirotn is

odr a Lotteriespiel," d. h. gewagt. Wer dabei einen glücklichen Griff macht, „hots grüßa Zus gewonna“ (oder gezogen). Die Zeit der Hochzeit muß glücklich gewählt sein und der ortsüblichen Sitte ebenso entsprechen, wie die Zeit des „Heirotgihns“. „Die Heirotn zweschn Usten on Pfengstn sein die temmstn“ (Sangenau). „Gostufreier hullt dr Geier.“

Sein Weib zu prügeln, ist zwecklos: „En Teiff prighlt ma raus, un dreie nei.“ Besser ist es, ihm manches nachzusehen: „A Weitvern muß ma monchmol racht gan.“ Da nach dem Sprichworte „Fremdr Zeit Brut schmeckt om bestn“ der Ehebruch keine Seltenheit ist, soll man ein wachsame Auge auf das Weib haben und es nicht allein zu fremden Leuten lassen: „Die Nähmaschin, 's Johrrod un's Weib barght ma nä gern weg.“ Die geringschätzige Meinung vom Weibe, auch im 2. Abschnitte bereits erwähnt, erhellt aus den Worten: „Weirvsterben, lä Vrderben; Pfarvrvrechn, dos is a Schreckn.“ Andere aber schätzen den Wert des Weibes höher ein oder erkennen ihn wenigstens nach dessen Tode: „Wenn dr Herrgot en Norrn hon well, leßt a am Mon s Weib sterbm. Die Zwete hot's dann wie am Himml.“

(Schluß folgt.)

Adalbert Stifters Bauerntum

Von Dr. Karl Ehl

(Schluß.)

Überall in den Studien ist also nachzuweisen, wie Stifter die Landwirtschaft, den Ackerbau aufs höchste schätzt, wie er Sittlichkeit, menschlich dauerndes Benehmen in der Tätigkeit des Landmannes, des Landwirtes, findet. Er findet eine wunderbare Anmut darin, wie der Mensch in der Gesellschaft mit seinen Pflanzen lebt, die seinen Geist zum Himmel leiten und seinem Leben die einfachste, edelste und keuscheste Nahrung gewähren. Er stellt den Beruf des Landmannes sehr hoch, er läßt seine Helden sich der Landwirtschaft zuwenden; er zeigt sie als ein Ganzes mit ihrer Umgebung, in engster Verbindung mit der Natur, als eine Verkörperung seiner Naturfrömmigkeit. Im Leben des Landmannes ist eine uralte Ordnung, die im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten ihren Grund hat. Der Landmann erlebt täglich die geheimnisvolle, immer neu zeugende Natur, er fühlt sich abhängig von nicht beeinflussbaren Kräften, von einem Gesetz, das durch die ganze Natur geht. Besonders das Geordnete, Regelmäßige, Ruhige, Sanfte in der Natur ist gut für den Landmann und für dieses hat Stifter besondere Vorliebe, er sieht darin das Walten eines sanften Gesetzes, das Walten von Kräften, die auf den Bestand der Gesamtheit hinwirken, still und unaufhörlich wirken. So kommt Stifters Weltanschauung in der berühmten Vorrede zu den „Bunten Steinen“ zum Ausdruck, wo er das Walten des sanften Gesetzes wie in der äußeren Natur so auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes nachweist. Er findet da das „Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem andern bestehet,

daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle anderen Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschluß bringen. . . . Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige allgemeine, das einzige erhaltende und nie endende ist. Er sieht es ebenfogut in der niedersten Hütte wie im höchsten Palaste, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menschheit¹⁾.

Dieses Gesetz liegt also in der Liebe.

Das erste Erleben dieser Liebe hat Stifter im „Heidedorf“ dargestellt. Hier hat er an Felix und den Seinen gezeigt, wie das Wesen dieser Liebe bei dem Gebildeten und bei den einfachen, bäuerlichen Menschen dasselbe ist, weil sie eine ursprüngliche Lebensform ist, und er zeigt diese ursprüngliche Lebensform in der Verfeinerung und Erhöhung der Menschen seines Romans „Der Nachsommer“. Alle diese Menschen haben eine Herzenskultur, deren auch die einfachen Menschen des „Heidedorfes“ fähig sind, ja es erscheint hier das Bäuerliche des „Heidedorfes“ übertragen auf die viel höheren Kreise des „Nachsommers“, so daß das eigenartig Patriarchalische, das wahrhaft Homerische im „Nachsommer“ entsteht und daß die Natur der Geburtsheimat des Dichters im Roman steckt, der die Kultur der Bildungsheimat darstellt.

Der alte Nisach spricht hier ähnliche Worte, wie sie in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ zu lesen sind, wenn er von der Liebe spricht: „Wenn wir hier alle die Dinge ausschließen, die . . . wir mit dem Namen Leidenschaft bezeichnen . . . und wenn wir als Gegenstände höchsten Strebens nur das Edelste des Menschen nennen: so dürfte alles Drängen nach solchen Gegenständen vielleicht nicht mit Unrecht nur mit einem Namen zu benennen sein, mit Liebe. Lieben als unbedingte Werthaltung mit unbedingter Hineinigung kann man nur das Göttliche oder eigentlich nur Gott; aber da uns Gott für irdisches Fühlen zu unerreichbar ist, kann Liebe zu ihm nur Anbetung sein und er gab uns für die Liebe auf Erden Teile des Göttlichen in verschiedenen Gestalten, denen wir uns zuneigen können: so ist die Liebe der Eltern zu den Kindern, die Liebe des Vaters zur Mutter, der Mutter zum Vater, die Liebe der Geschwister, die Liebe des Bräutigams zur Braut, der Braut zum Bräutigam, die Liebe des Freundes zum Freunde, die Liebe zum Vaterlande, zur Kunst,

¹⁾ Bong IV., 44.

zur Wissenschaft zur Natur und endlich, kleine Ninnsale, die sich von dem großen Strome abzweigen, Beschäftigungen mit einzelnen, gleichsam fleinlichen Gegenständen, denen sich oft der Mensch am Abende seines Lebens wie kindlichen Notbehelfen hingibt, Blumenpflege, Zucht einer einzigen Gewächsart, einer Tierart und so weiter, was wir mit dem Namen Liebhaberei belegen. Wen die größeren Gegenstände der Liebe verlassen haben oder wer sie nie gehabt hat und wer endlich auch gar keine Liebhaberei besitzt, der lebt kaum und betet auch Gott kaum an, er ist nur da. So faßt es sich, glaube ich, zusammen, was wir mit der Richtung großer Kräfte nach großen Zielen bezeichnen, und so findet es seine Berechtigung¹⁾.

Damit schließt sich „Der Nachsommer“ an die Vorrede zu den „Bunten Steinen“ an, der letzte Satz läßt sich noch anknüpfen an die Worte der Vorrede: „Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind; so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken und das Auffällige nur eine einzelne Neußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblicks bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welt-erhaltende ist, das menschenhaltende“²⁾.

Gerade die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen sind im „Nachsommer“ wichtig³⁾; ihre Wertung kann auf das Bauerntum zurückgeführt werden; denn gerade solche Handlungen, die regelmäßig wiederkehren, die alltäglich sind, haben in der Arbeit des Landwirts die größte Bedeutung.

Die „Studien“ Stifters führen zu den beiden Romanen hin, zum „Nachsommer“ und zum „Witiko“, und so finden wir gewisse Züge der „Studien“ im „Nachsommer“ wieder, z. T. gesteigert und vollendet, Züge, die sich auf das Bäuerliche zurückführen lassen.

Wie das Seelenleben des Bauern im allgemeinen einfach, unverwickelt ist, so zeichnet Stifter Menschen von natürlichem, unverwickeltem Wesen; sie werden, besonders im „Nachsommer“, zu Menschen von einer außerordentlich keuschen, vornehmen Art, zu Menschen, in denen sich die Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Natur zeigt, in denen daselbe sanfte Gesetz herrscht wie in der Natur.

Es kommt ihm nicht so sehr auf die Vorgänge an, sondern auf die Zustände der Personen; auch das ist bauernmäßig. Im Alltagsleben des

¹⁾ III. Bd., 2. Kap.

²⁾ Bong IV., 45.

³⁾ Vgl., auch für das Folgende, G. Klatt, Adalbert Stifter. Sammlung Gemeinnütziger Vorträge Nr. 539/540.

Bauern sind die Zustände wichtig; der ackernde, der säende, der erntende Bauer richtet sich nach den Zuständen in der Natur.

Der Bauer steht in einer tiefen Beziehung zu seinem Acker, zum Boden und dessen Erzeugnissen, aber auch zu anderen Dingen in seiner Umgebung, zu seinen Geräten. Sie sind ihm wichtig wegen der Beziehung, die sie zu seiner Tätigkeit, zur Schaffung des Brotes haben, und zwar nicht als Einzel Dinge von bestimmter individueller Beschaffenheit, sondern wegen des Gattungsmäßigen, das in ihrer Beziehung zu seiner Tätigkeit gegeben ist, wegen ihrer zweckmäßigen Brauchbarkeit. Das zeigt sich auch bei Stifter, und zwar gerade im „Nachsommer“, vielfach, wenn er von den Geräten, der Wohnung, der Kleidung spricht. Stifter hat das Zweckmäßige im Verhältnis des Bauers zu seinen Geräten, zu Wohnung und Kleidung stilisiert, er hat das Allgemein-Menschliche darin erfasst, aber das Bauerntümliche klingt bei ihm immer durch.

Dasselbe gilt vom Verkehr der Menschen untereinander. Es liegt etwas Naives, Primitives und doch auch wieder Stilisiertes darin, wie seine Menschen miteinander reden, miteinander umgehen; im „Nachsommer“ ist die Förmlichkeit aufs höchste gesteigert. Bei der Verlobung Heinrichs und Nataliens ist er zu einer feierlichen, umständlichen Art gelangt, in der auch stilisiertes bäuerliches Brauchtum gesehen werden kann, wo jedes Wort, jeder Schritt genau vorgeschrieben ist und eingehalten werden muß. Alles ist über leeren Brauch und leere Form erhoben, da es mit tiefer Sittlichkeit und inniger Herzlichkeit erfüllt ist.

Ein Zug ist im Verkehr der Menschen untereinander bei Stifter zu finden, den L'Houet am Bauer hervorgehoben hat: Das freie und doch maßvolle Auftreten, kein Treten und kein Priecken. Etwas von bäuerlichen Zügen zeigt sich auch im Verkehrston, der in den Familien herrscht: Jeder darf sein Wort mitreden, den Ton bestimmen alle, die im Hause sind. Das gilt auch für die Stufe der Kultur im „Nachsommer“. Auch etwas vom bäuerlichen Leben ohne abgebrauchte Höflichkeit ist im „Nachsommer“ enthalten. Es zeigt sich hier der von L'Houet hervorgehobene Grundsatz, daß beim Reden nur der etwas sagt, der wirklich etwas zu sagen hat, viel oder wenig, wenn er viel oder wenig zu sagen hat, zu schweigen, wenn er nichts zu sagen hat, auch sich anzuschweigen.

Den Gestalten im „Nachsommer“ fehlt vollkommen das, was man Verstellung nennt; es gibt da keine Tuererei, Gespreiztheit oder Geziertheit; was als solche angesehen werden könnte, ist Feierlichkeit, ist Würde, die der Sache, um die es sich handelt, angemessen ist.

Das innige Heimatsgefühl, das Verhältnis des Bauers zu seinem Hof, zu seinem Besitz kommt auch im „Nachsommer“ zum Ausdruck. Das urtümliche Verhältnis der Familie, die Gefühle der Zusammengehörigkeit, der verwandtschaftlichen Zuneigung, der Ehrfurcht, die, im „Heidedorf“ in ihrer elementaren Art gezeichnet, doch als Quelle der Herzensbildung erscheinen, bleiben gewahrt, wenn im „Nachsommer“ das Bild einer aufs höchste gebildeten Familie gegeben wird. Die Familie, die im Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens steht, erhebt der Dichter zum Mittelpunkt des

kulturellen Lebens, wenn er auf ihr die Kunst, die Wissenschaft, den menschlichen Fortschritt, den Staat ruhen läßt.

Alle Handlungen, alle Zustände im menschlichen Leben erhalten im „Nachsommer“ eine besondere Weihe. Das kommt auch in der Rede Risachs über die Siebe, das Werthalten zum Ausdruck, die oben angeführt wurde. Darin kehrt ein wichtiger Zug des Bauerntums wieder. Dem Bauer ist seine Arbeit heilig; denn sie ist gerichtet auf die Erwerbung des täglichen Brotes, das ihm heilig ist. Jede Verrichtung, jeder Teil der Tätigkeit, die darauf abzielt, ist von großer Bedeutung, muß ordentlich und gründlich gemacht werden, ist von einer gewissen Weihe begleitet. Jede Verrichtung, jeder Teil der Tätigkeit muß gelingen, wenn das Ganze gelingen soll. Daher erhielten solche Handlungen von altersher eine gewisse Weihe, sie wurden vergöttlicht, auch sämtliche irgendwie hervortretenden Abschnitte, Akte, Momente daran. So entwickelten sich, wie G. Pfener¹⁾ ausführt, für die Ackerbestellung beim italienischen Sandmann Sondergötter; im Christentum brach diese ursprüngliche religiöse Begriffsbildung von neuem durch, an die Stelle der Anrufung von Göttern trat die Anrufung von Heiligen, die den Einzelbegriffen entsprechen, in die sich die Handlung zerlegen läßt.

Aus diesem Werthalten, aus dieser Siebe ist auch Stifters Siebe zu aller Wirklichkeit zu erklären, sein Streben, die Dinge und die Begebenheiten mit klaren Augen anzuschauen und sie in einem sicheren Maße in dem Rahmen ihrer eigenen inneren Größe vorzuführen. Er hat Ehrfurcht vor der Wirklichkeit, er gibt sich mit Siebe an die Gegenstände hin, um ihre Schönheit zu erfassen und sie sprachlich darzustellen, so wie sie sind.

Er hat den „Nachsommer“ seiner Zeit gegenübergestellt, wie er selbst seiner Zeit, wie er dem jungen Deutschland gegenübersteht, worauf August Sauer²⁾ hingewiesen hat, wenn er hervorhob, daß bei Stifter die verachtete Scholle wieder ihr Recht geltend macht, wenn er betonte, daß Stifter aus der Einsamkeit des Waldlebens alle Herzenseinfalt seines Tales mitbringt, den Zauber der grünen Wälder entdeckt, wenn er des Dichters Sendung darin sieht, den Menschen der Natur wieder näherzubringen. Durch die ihm eigentümliche Idyllik unterscheidet er sich von den Zeitgenossen und daraus ist seine Stellung zur Revolution von 1848 zu erklären; es ist ein durch Bildung gesteigertes und geläutertes Bauerntum, so daß er als Vertreter des beharrenden, unpolitischen, deutschböhmischen Bauerntums erscheint³⁾, daß er charakterisiert werden kann als „der eng an der Scholle hängende, an der Heimat sein Deutschtum erprobende und täglich aufs neue erwerbende, an der Überlieferung und am Herkommen mit Siebe zehrende und sich nährende Konservative, der derbe Sproß aus unverfälschtem Bauernblut“⁴⁾.

Es kann ein Stück Bauerntum in Stifters Stellung zur Revolution gesehen werden. Kiehl sagt, die historische Pietät des Bauers beziehe

1) Götternamen. S. 75.

2) Prager Anz. Ausg., I., Einleitung.

3) J. Pfizner, Das Erwachen der Sudetendeutschen. S. 244.

4) Ebenda.

sich nur auf das, was ihn angeht, er bleibe steif bei seinen Formen stehen, nach denen er einmal sein Leben zurechtgelegt hat, überall sei der historische Charakter, sei Sitte sein Gesetz. Stifter, der in seine Natur die höchste Bildung aufgenommen hatte, bangte während der Revolution um das, was ihn anging, um das Maß, die wahre Freiheit, die Sittlichkeit, zu der er sich emporgeläutert hatte. Dazu hatte ihm sein Heimaterlebnis mitgeholfen¹⁾.

Hat er die Bildungsheimat im „Nachsommer“ verklärt, so kehrt er in seinem zweiten Roman, in „Witiko“²⁾, in die Geburtsheimat zurück, in dem Roman, in dem der Satz steht: „Ich liebe das lange und breite Waldesband und seine Leute“³⁾. Die Bildung der Kultur auf dem Siedelboden des heimatlichen Waldes war sein Vorwurf in diesem Roman⁴⁾.

Witiko wächst aus dem Bauerntum heraus. Er nimmt seinen Wohnsitz im oberen Plan und lebt da unter den Landleuten. Der Pfarrer erzählt die Entstehung des Ortes: „Man ist ein sehr schöner Ort, er liegt lieblich im Walde und er ist auch wichtig. Als das Christentum noch wenig verbreitet war, als das ganze Land Böhmen noch am Heidentume hielt, waren hier zwei christliche Einsiedler, die den Fleck reuteten, darum er der obere Plan heißt, und die die christliche Lehre ausbreiteten. Darum ist dann auch eine Kirche geworden, die sehr alt ist. Die vielen Einsiedler in dem großen, langen Walde hinauf sind die ersten Prediger der christlichen Lehre in diesem Lande geworden“⁵⁾. Von der Entstehung einer Waldsiedlung erzählt Guldrif: „Da haben sie den Wald ausgereutet und haben hie und da ein schlechtes Haus gebaut und haben alles den Wangetschlag geheißt und haben Felderteile gemacht, auf denen nicht viel wächst, und Wiesen und Hutweiden und Waldschläge, die andern gehören und von denen auch ein Teil uns gehört, und im Winter liegt sehr lange der tiefe Schnee hier und die Frucht ist mager, welche dann gedeiht“⁶⁾. Vom Leben der Bauern wird erzählt, von ihrer Winterarbeit in der Stube⁷⁾, eine Rodensfahrt wird beschrieben⁸⁾, zu der Mädchen und Frauen mit ihren Spinnrädern kommen, um in der Stube zu spinnen, sich auch junge Männer und Jünglinge einfinden und wobei dann zuweilen die Mädchen, zuweilen die jungen Männer oder beide zugleich oder in Wechseln singen. Witiko empfängt die Leute in seinem Hause oder er verbringt den Abend in einem anderen Hause, ist von dem Brote und Salze⁹⁾, das ihm gereicht wird, sitzt im Sichte der Leuchte und spricht mit den Männern und Frauen: „Er besuchte zuweilen auch eine Rodensfahrt, saß unter den

¹⁾ Vgl. R. Epl. Ad. Stifters Heimaterlebnis. Witiko, Zeitschrift für Kunst und Dichtung I., 35ff.

²⁾ Bittert nach der ersten Ausgabe, 3 Bde. Pest. Gustav Heckenast. 1865—1867.

³⁾ II., 169.

⁴⁾ Vgl. Josef Nadler, „Witiko?“ Preuß. Jahrbücher, Bd. 188 (1922), S. 163ff., ferner Nadlers Artikel „Adalbert Stifter“ in „Subetendeutsche Lebensbilder“, hg. v. E. Gierach, I. Bd., und die Darstellung in Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, IV. Bd.

⁵⁾ I., 199. ⁶⁾ I., 264.

⁷⁾ I., 200ff.

⁸⁾ I., 207.

⁹⁾ I., 199, 201, 207, 250.

Sängern und Sängerinnen, die spannen, und lobte oder tadelte einen Gesang, wie es fiel. Bei einem Vergnügen, wenn etwa ein Tanz war, wo der Fiedler die Geige klingen ließ, der Pfeifer pfiß, der Zimbelschläger die Schlägel rührte, oder wenn man sich auf dem Gise versammelte, sah er zu und hielt zuweilen mit. Er besuchte nach und nach alle Bewohner des Ortes, und wenn er auf der Gasse ging und ihm einer begegnete, oder wenn er im Freien wandelte oder ritt und einer etwa auf einem Schlitten aus groben Bohlen Dünger auf ein Feld führte oder Holz nach Hause brachte oder zu einer Arbeit oder in den Wald ging, so blieb er bei ihm stehen und redete mit ihm. Er war öfter bei dem greisen Pfarrer und der Pfarrer war öfter bei ihm. An Festtagen war er in der Kirche, in welcher sich die Bewohner des Ortes versammelten und in welche auch Menschen aus manchem Häuschen herbeikamen, das im Walde versteckt war.

Er betrachtete die Arbeiten der Bewohner und suchte sie kennen zu lernen, wie sie ihre Borräte aufbewahrten und zur Verzehrung einteilten, wie sie ihre Tiere erzogen, wie sie die Feldgeräte herrichteten, Pflüge, Eggen, Wägen, Rechen, Schaufeln, Zuber, Körbe und dergleichen, wie sie mit Art, Säge und Hammer Ausbesserungen an ihren Häusern machten oder Holz, das sie im Winter gefällt hatten, auf dem leichteren Mittel des Schlittens in die Nähe ihrer Wohnungen führten oder wie sie in wenigen Gewerben die anderen Bedürfnisse ihres Lebens ausbrachten.

Bei gemeinschaftlichen Arbeiten half er mit, wenn etwa ein Weg durch den Schnee zu brechen war oder wenn ein Pfad zu finden und mit Keisern zu bezeichnen war, da der alte samt seinen Keisern unkenntlich geworden war, oder wenn man gegen einen Wolf oder ein anderes Waldtier ging oder Anstalten traf, ein solches fernzuhalten¹⁾. Es werden die Frühlingsarbeiten geschildert, bei denen Witiko wieder Hand anlegt²⁾.

Als er in Wien weilt, rühmt Witiko im Wettstreite mit dem Ritter vom Rürenberge die Leute seiner Heimat³⁾ und er spricht da auch die Worte: „Ich diene meiner Heimat“⁴⁾. Er zieht mit seinen Waldleuten in den Kampf⁵⁾, er spricht zu ihnen: „Seid mir von Herzen begrüßt, alle ihr Männer, deren Heimat von Fichtenzweigen umweht ist oder von den Zweigen der Tannen und Föhren oder umrauscht von denen der Buchen und Ahornen, welche zu den Millionen der Bäume gehören, die da wachsen, wo die junge Moldau von Abend gegen Morgen geht. Ich erkenne es, daß wir ein anderes Geschlecht sind, als das auf den offenen Feldern. Wir sind hart und arm, aber guten Herzens und guter Treue“⁶⁾. Der Wald hält zusammen im Streite⁷⁾, die Männer des Waldes haben

¹⁾ I., 207ff., vgl. auch II., 314ff. (hier der noch heute gebräuchliche Hausname „der grüne Weber“), 319f. Zu den Oberplaner Namen im „Witiko“ vgl. G. Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde (Prag 1908), S. 200f.

²⁾ I., 209f.

³⁾ II., 302ff.

⁴⁾ II., 298.

⁵⁾ II., 3ff., 23f., 327ff.

⁶⁾ II., 119f.

⁷⁾ III., 11.

den Willen wie die Besten¹⁾. Als Witiko Herr des Waldes an der jungen Mosdau wird²⁾, eines Landes, in dem lauter Wälder sind, die in einer großen Pracht dahin liegen und einen anderen Reichtum haben als Getreide³⁾, da begrüßen die Waldleute ihn, der ihr Obmann im Kriege gewesen war, als ihren Obmann zu Hause, und sie können von ihm sagen: „... und er ist wie wir und wir sind wie er.“ Als er den Bau seiner Burg auf dem Berge beginnt, wo die Säule des hl. Thomas gestanden, da wird das Fest begangen nach heimischen Bräuchen⁴⁾, und als das Haus vollendet ist, bringen die Waldleute „nach dem Brauche, wenn einer in ein neues Haus zieht, Gaben“⁵⁾, und zwar lauter heimische Erzeugnisse. Die Entstehung von Volksliedern wird erwähnt: „Und aus diesem neuen Dinge, welches durch die Kriegsmänner in den Wald gekommen war, entstanden bald Lieder, die gesungen und oft gesprochen wurden“⁶⁾.

Gerade die Teile des Romans, in denen von den Waldleuten und ihrer Heimat die Rede ist oder die von den heimischen Sitten und Gebräuchen eingerahmt sind, scheinen dem Dichter besonders aus dem Herzen geflossen zu sein, der hier zu seinem Ursprung, zu seinem Bauerntum zurückkehrt, und es gilt von ihm und von Witiko, was Görres in seinem Buche „Die teutschen Volksbücher“ sagt: „Fürs erste könnte es scheinen, als ob die künstliche Differenz der Stände, weil keineswegs die Natur unmittelbar sie gegründet und in scharfen Umrissen abgegrenzt, auch auf keine Weise von so gar mächtigem Einfluß wäre. In jedem Menschen, dünkt uns, sind eigentlich alle Stände In den oberen Ständen sehen wir daher den Bauer und den Bürger hinter der äußeren Eleganz versteckt, im Bauer aber den guten Ton sozusagen ins Fleisch geschlagen und dort zum Tonus des Muskels werden“⁷⁾. An beiden gingen die Worte⁸⁾ in Erfüllung, die bei Beginn des Baues der Burg gesprochen werden: „Aus dem Walde kann Großes ausgehen, er hat die Kraft und treibt sie hervor, aus jedem von uns kann das Große kommen.“

Die Iglauer Bauernhochzeit

Von Dr. Anton Altrichter

(Fortsetzung.)

Am Dienstag¹⁾ ist die Hochzeit (Hauzat). Ist das Wetter schön, dann wird dem Brautpaare ein wolkenloser Gehimmel beschieden sein.

¹⁾ III., 35.

²⁾ III., 72.

³⁾ III., 92.

⁴⁾ III., 127.

⁵⁾ III., 223.

⁶⁾ III., 403.

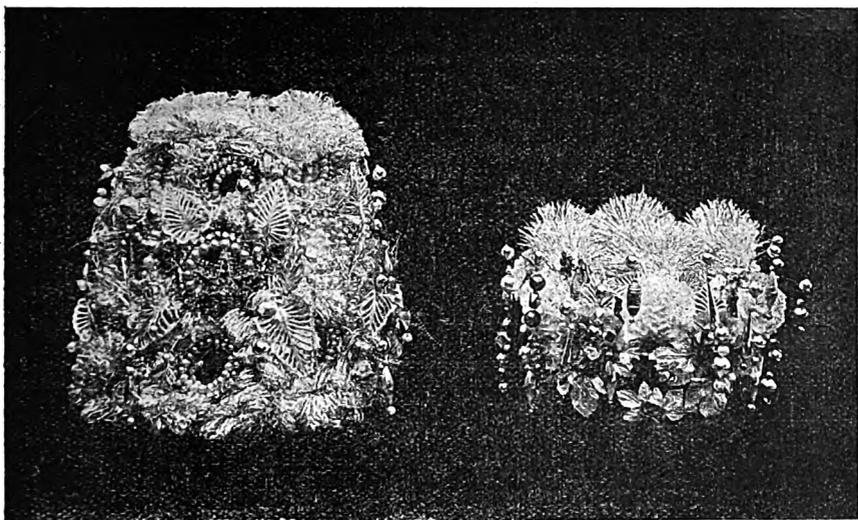
⁷⁾ Ausgew. Werke, hg. v. W. Schellberg, I., 181.

⁸⁾ III., 126.

¹⁾ Zum Dienstag als Hochzeitstag vgl. Sartori 1, 60f.; ferner R. Heßcher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises (Hamburg 1925) S. 353f.; Jungbauer S. 186; A. Pfalz, Bauernlehr' und Bauernweiß' (Wien 1914) S. 70; V. Geramb, Deutsches Brauchtum in Osterreich (Graz 1924) S. 17.

So sagen die Hochzeitsleute. Regnet es, so wissen sie auch Trost: „es regnet der Braut Glück in den Kranz.“ Man sagt, die Braut habe die Köpfe ausgekratzt. Nur der Wind ist von übler Bedeutung, aber schließlich schadet auch ein kleiner Zanf nicht — ein reinigendes Gewitter¹⁾!

Im Hause des Bräutigams sammeln sich die Hochzeitsgäste im Festgewande. Dazu gehört in einigen Dörfern der schöne, große, schwarze Stadmantel. Die Kranzjungfern schmücken die Hüte der Mannsleute mit Blumensträußchen oder mit rotbemischelten Rosmarinzweiglein [„Schmella“²⁾]. Den Frauen und Mädchen stecken sie „Sträußeln“ in



Brautkranz und Jungfernkranz.

die Knopflöcher des „Jankers“ oder hinter die Brustmaschen.

Ist alles fertig so tritt der Redmann vor und hält eine *A n s p r a c h e*. Sie lautet in *L a n g e n d o r f*:

„Also mein lieber Vetter, daß ich daherein komme zu Euch in Euere christliche Behausung mit diesem guten Bräutigam und Freund einheimisch so wie über Felder und vor diesem Bräutigam möcht mir auch erlauben, etliche Worte gegen Euch vorzubringen.

Also in dieser Gunst und Erlaub tu' ich mich ganz ehrlich bedanken. Also weiter. Weil doch der Bräutigam mit der Braut sich verliebt oder versprochen haben, wollen sich an heut von ihrem ledigen Stand zu dem christlichen Ehestand begeben, also tu ich auch ansprechen diesen Bräutigam, er möcht sich doch fertig machen auf die Reise, weil die Zeit und Stund vorhanden ist.

Weiter tu ich euch ansprechen lieber Vater und Mutter, ihr möcht's doch nicht dawider sein und möcht's uns diesen Bräutigam ausgeben aus eurer Macht in

¹⁾ Zum Vetter vgl. Dehl S. 100.

²⁾ Vgl. Dehl S. 44. Der unheilabwehrende Rosmarin vgl. Sartori I, 68) findet sich auch im tschechischen Hochzeitsbrauch (Pipref S. 94).

der Braut ihre Macht und zum christlichen Ehestande, wie es Gott der Allmächtige eingeseht hat.

Weiter tu ich ansprechen zum zweiten. Liebste Brüder und Schwestern, möcht's auch nicht dawider sein.

Zum dritten tu ich euch ansprechen, liebster Bräutigam, ihr möcht doch ein freundlichen Urlaub nehmen von euren liebsten Eltern, Brüdern und Schwestern und der ganzen Freundschaft.

Weiter bitte ich die Hochzeitsgäste, Brautfrau und Kranzjungfern, sie möchten ihm doch das liebe Geleit geben, die Braut abzuholen. Weiter bittet auch der Bräutigam alle hier versammelten Hochzeitsgäste, wenn er jemanden erzürnt hätte, so bittet er zum ersten, zweiten und dritten Mal, ihr möchtet ihm verzeihen. Weiter bitte ich mir meine schlechten Worte nicht übel auszulegen. Das bitte ich ganz freundlich. Gelobt sei Jesus Christus!"

Der Bräutigam leistet seinen Eltern „Abbitte“, bedauert alle Fehler, die er seit seiner Kindheit begangen, dankt für alle Sorgen und Mühe, die er ihnen bereitet hat und bittet um den Segen, auf daß ihm der liebe Gott im Ehestande Glück und Segen und den heiligen Frieden schenken wolle. Er kniet vor dem Vater nieder, dieser bekreuzt seine Stirn, besprengt ihn mit Weihwasser und spricht ernst und feierlich: „Es segne dich Gott Vater, der dich erschaffen, es segne dich Gott der Sohn, der dich erlöst, es segne dich der hl. Geist, der dich geheiligt hat in der hl. Taufe.“ Der Sohn küßt ihm und der Mutter Hände und Füße. In einigen Orten an der Sprachgrenze küßt er auch der Mutter Schoß, der ihm das Leben geben hat. Alle Anwesenden sind tief ergriffen. Auch sie werden vom Bräutigam, wie die Eltern, um Verzeihung gebeten, wenn er sie je beleidigt habe¹⁾.

Darauf setzt sich der Zug zum Hause der Braut in Bewegung.

Auf dem Wege werden Lieder gesungen, so das vielverbreitete Abschiedslied:

„Jezt, jezt, jezt und jezt
Jezt ist ein harter Schluß,
Weil, weil, weil und weil,
Weil ich aus dorf scheiden muß.
In dorf liegt a brata Stan,
Do konn ich nicht mehr länger stan.
Von dorf muß ich scheiden, mit Leiden.
Raus, raus, raus und raus
Heraus aus Vatershaus!
Raus, raus, raus und raus
Die gute Zeit ist olle aus.
Und hob's me olle soviel verocht,
So wünsch ich enk eine tausend gute Nocht
Von dorf muß ich scheiden, mit Leiden²⁾).

Früher wurde dabei viel geschossen, doch geschahen manchmal aus Unvorsichtigkeit oder schlechte Handhabung der verrosteten Pistolen oder in-

¹⁾ Vgl. Dehl S. 49f.; Sartori 1, 76.

²⁾ Vgl. Jungbauer Bibliographie Nr. 479; Dehl S. 53. Das 1. Gesäß stammt von einem Handwerksburschenlied (Jungbauer Bibl. Nr. 1266), das 2. erscheint oft als selbständiges Hochzeitsliedchen (ebd. Nr. 473. Vgl. Hanika S. 46).

folge Alkoholgenusses Unglücksfälle. Deswegen wurde das Hochzeitschießen verboten. Die Jglauer Frühaufl-Chronik berichtet zum Jahre 1829 „den 10. November hat sich der Sohn eines Bauern aus dem Dorf Porenz in Willenz aus Unvorsichtigkeit erschossen, da derselbe Brautführer bei einer Kopulation war. Weil nun denen Bauern an solchen Taten zu schießen verboten ist, so wurde der Richter des Dorfes wegen unterlassener Untersagung seiner Stelle entsetzt, mit 2 Tage Arrest bestraft und mußte die Untersuchungskosten mit 30 Gulden bezahlen“.

Im Brauthause findet die Hochzeitsgesellschaft das Thor verriegelt. Es wird erst nach langem Pochen und neckenden Hin- und Wiederreden geöffnet¹⁾. Im Hofe springt eine Frau mit einer Flasche auf den Bräutigam zu und nötigt ihn zum Trinken. Aber ihr Glas hat keinen Boden! Auch die Stubentür ist manchmal versperrt und wird erst nach vielem Hin und Her aufgetan. Die Begleiter des Bräutigams treten ein und der Druschmann spricht den

Eintrittspruch:

„Meine vielgeliebten Herren und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen!

Weil wir heutigen Tages ausgereist sind mit dem Jungherrn Bräutigam, so wünschen wir Euch den hocherdachten Gruß: Gelobt sei Jesus Christus!

Zweitens tut er eine ganz freundliche Bitt' stellen, an seinen vielgeliebten Schwiegervater, Schwiegermutter und der ganzen Freundschaft. Nach diesem wünschen wir Euch eine glückselige Wohlfahrt, das zeitliche und nach dem zeitlichen die ewige Freud und Glückseligkeit. Mehr und weiter, die weil wir daher kommen mit dem Jungherrn Bräutigam, so läßt er Euch bitten um den christlichen Eintritt, wann uns möcht vergunnt sein, mit diesen Leuten in Eure Behausung einzutreten. Ich bitte Euch um eine Antwort“²⁾.

In Deutsch-Gießhübel lautet der Eintrittspruch:

„Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herren und guten Freunde, wie auch mein vielgeliebtester Schwiegervater und Schwiegermutter und andere gute Freunde! Weil wir in Euere freundliche Behausung eingetreten und erschienen sind, so hätten wir freundlich zu bitten und vorzutragen, wiefern uns dasjenige möcht vergönnt und erlaubt werden. Nach dem läßt der Jüngling, Jungherr Bräutigam auch ganz freundlich bitten, wenn uns am heutigen Tage ein freundlicher Eintritt vergönnt und erlaubt werden könnte. Dabei tun wir uns freundlich bedanken vor diejenigen, welche mit dem heiligen Sacramente der Ehe verbunden seien oder mit dem heiligen Sacramente der Ehe verbunden werden. Gelobt sei Jesus Christus!“

Der Brautvater und die Brautmutter laden zum Weitergehen ein, der Druschmann und die Kranzjungfer holen die Gäste ins Haus, nur der Bräutigam muß draußen bleiben. Erst auf besondere Aufforderung des Schwiegervaters darf er aus der Hausflur eintreten, muß sich aber neben der Türe an die Wand stellen. Hier ist er Gegenstand verschiedener Weiherneckereien.

¹⁾ Gehört zu den vielen hemmenden Elementen im Hochzeitsbrauch und ist wohl kaum ein Rest ursprünglichen Brautraubes. Vgl. Bächtold 1, 198; Sartori 1, 74f., 90; Hanita S. 56; Dehl S. 53ff.; Pipret S. 92. Nach Samter S. 26ff. ist wahrscheinlich, daß das Verschließen ursprünglich die Braut vor bösen Einflüssen sichern sollte.

²⁾ Dasselbe bei Dehl S. 57f.

Der Druschmann bittet um Platz bei den Tischen:

„Hochgeschätzte Herren, auch möcht ich bitten wegen meiner Mitgefährten, weil sie von der Reise müde sind, Ihr möcht ein wenig hinaufrücken, damit die von der Reise sich auch können ein wenig niederlassen, ihre Beine ein wenig ausruhen. Ich wünsch Euch allen ein fröhliches Dasein!“¹⁾

Während die Gäste ein Frühstück einnehmen, darf der „Bräuter“ vor der Trauung keinen Bissen essen²⁾. Bald kommt eine Frau mit einem Teller Rübenschnitten, bald eine andere mit einem Brotlaib und einem Stück Holz oder Span als Messer und drängt ihn mit viel Worten und Getue abzuschneiden und zu essen. Oder es kommt eine gar mit einer Schüssel voll Ganzzißkerln (Kleienudeln zum Gärfestopfen) oder ähnlichen Dingen. In früheren Zeiten wurde beim Frühstück mit Vorliebe roter Brantwein getrunken. Der Druschmann füllte immer wieder das einzige kreisende Glas. Damals erhielt der Bräutigam den ersten Trunk und auch das erste Stück vom Brautkuchen. Nach dem Frühstücke erhebt sich der Sprecher zu folgender *A n s p r a c h e*:

„Meine lieben Leutla! Unser Dischkursch nußt uns nichts, wir müssen lieber schau'n, daß wir der Sach' an End oder an Ort mach'n. Ich werd es nicht gar lang machen. Es ist heut gar kalt, wir sein gar d' Bepfn zugestorn. Wir sein heut af d' Jogh ausgereist und an der Jogh hobn wir sonst nichts als ein Tauber gefangen, so habn wir uns denn für den besten Rat genommen, daß wir zu dem Tauber eine Täubin wollen stehlen und bis die Tauben werden Junge haben, daß man sie erst werden verteilen. So habn wir nachgefragt, wo sich eine solche Täubin aufhalt, die sich zu ihm schidat (schickt). So haben sie uns daher verraten, daß eine wär, die sich zu ihm schickt. So weiß ich nicht, sind wir recht kommen oder nicht?“³⁾

Auf die Bejahung, daß sie recht gekommen seien, spricht der Hochzeitsredner die lange (Zeisauer)

Bräutausbitte⁴⁾:

1. Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herrn Schwagern und gute Freunde, wir hätten eine freundliche Bitt und etliche Worte gegen Euch vorzubringen, wosfür uns dasjenige möchte vergunnt und erlaubt sein.

2. Da kam ich mit diesen gegenwärtigen ehrentugend samen Jüngling, Jung-herrn Bräutigam, wie auch mit seinen vielgeliebten Schwagern, Jüngling und Jungfrauen und wie sie immer genannt werden, also wollen wir Euch einen schönen guten Morgen wünschen, wie auch den hochausprechlichen Gruß, welcher von Gott erdacht ist worden, wie man sonst gewöhnlich ausspricht: „Gelobt sei Jesus Christus!“

3. Mehr und weiter tun wir uns ganz höflichst bedanken für den freundlichen Eintritt, welcher uns heute in dieser Behausung ist vergunnt und erlaubt worden, für die Gabe Gottes, für den christlichen Ehrentrunk, welcher durch des Menschen Hände ist gepäsentiert worden. Auch tun wir uns bedanken, zu Gott dem Allmächtigen, daß er uns hat heute in dieser Behausung mit frischer Gesundheit erscheinen lassen, also wollen wir auch wünschen als wie eine glückselige Wohlfahrt, Friede und Einigkeit der Seelen, Gesundheit und nach den zeitlichen die ewige Freud und Seligkeit.

1) Dasselbe bei Dehl S. 58.

2) Vgl. Sartori 1, 94.

3) Dasselbe bei Dehl S. 58.

4) Zu dieser und den folgenden vgl. Dehl. S. 59ff. (Lit. S. 61f.).

4. Da kam ich mit diesem gegenwärtigen ehrentugendsamen Jüngling, Jung-
herrn Bräutigam, weil er will seinen ledigen Stand verändern und will sich in
den Stand der heiligen Ehe begeben, also wird er auch wissen, sich zu erinnern,
daß er vor elliſchen Tagen oder Zeiten wird eine Erſuchung getan haben und ſo
wollen ſie beide das Joch Chriſti auf ſich nehmen und es miteinander ertragen
und zeigen bis an ihr letztes End. Dazu helfe ihnen Gott, alle lieben heiligen
Engel und Schutzengel und die heilige Dreifaltigkeit, damit ſie Gott der Allmächtigen
in ihren Herzen erleuchten möchte, daß ſie ihren Eheſtand mit einer guten
Meinung anfangen könnten.

5. Nun weil Gott der Allmächtige alles erſchaffen hat, Himmel und Erde,
Sonne und Mond, die Sterne am Firmament, Tag und Nacht gemacht, alle Tier-
lein und Cherubinen, alles was nur lebt und ſchwebt auf Erden, die Fiſche im
Meere, die Tierlein in den Wäldern, die Vögel in den Büſten, damit ſie uns mit
ihren ſchönen Geſängen erfreuen und ergötzen, auch hat Gott ein jedes zu ſeines-
gleichen erluſtigt und erfreuet, ein Männlein zu einem Weiblein und ein Fröſch-
ling zu einem Fräulein. Auch hat Gott erſchaffen nach ſeinem Ebenbilde unſeren
erſten Vordater Adam, indem er ihn aus nichts erſchaffen hat als aus der feuchten
Erde, n Dtn und Seele eingeblaſen und ſein Bildnis eingedrückt, alſo hat auch
Gott geſprochen: „Adam, es iſt dir nicht gut, allein zu bleiben, ſondern ich will
dir eine Gehilfin geben.“ Da nun Adam in einem tiefen Schlafe war, ſo nahm
Gott eine Rippe aus ſeiner linken Seite und baute ihm die Eva zu einem Weibe
und verſchloß die Wunde wieder mit Fleiſch und Bein. Da nun Adam von dem
Schlafe erwacht war, ſo ſtellt ihm Gott das Weib vor ſeine Augen. Da ſprach
Adam: „Herr, das iſt Fleiſch von meinem Fleiſche und Bein von meinem Beine.“
Da ſprach Gott zu Adam: „Adam! Mitten im Paradiſe ſteht ein verbotener Baum,
der die Früchte des Guten und Böſen trägt. Wenn ihr davon eſſet, ſo müſſet ihr
des Todes ſterben.“ Weil ſich aber der böſe Feind zu einer Schlange gemacht hat
und hat zu der Eva geſprochen: „Eſſet von dem verbotenen Baume, ihr werdet
ſein wie Gott und werdet auch wiſſen, was Gutes oder Böſes ſei.“ alſo hat ſich
Eva verführen laſſen und hat von dieſer Frucht gebrochen und geſoffen und auch
unſern erſten Vordater Adam dazu angereizt. Da ſie nun aber von dieſer Frucht
geſoffen haben, ſo wurden ſie gewahr, daß ſie nackt und bloß ſind und daß ſie
geſündigt haben. Da verſteckte ſich Eva hinter einem Feigenbaume und machte ſich
eine Schürze aus Feigenblättern. Da nun Gott der Allmächtige in das freuden-
reiche Paradiſe hineinkam, ſprach er: „Adam, wo biſt du?“ Und Adam ganz entzückt
ſprach: „Herr, das Weib, die du mir gegeben haſt, die hat mich verführt und dazu
angereizt.“ Alſo ſprach Gott zu der Eva: „Eva! warum haſt du dieſes getan?“ Und
die Eva ganz fürchtſam ſprach: „Herr, die Schlange hat mich verführt und dazu
angereizt; ſie ſagte, wir ſollen eſſen von dem verbotenen Baume, wir werden ſein
wie Gott und werden auch wiſſen, was Gutes oder Böſes ſei.“ Alſo ſprach Gott
zu der Schlange: „Schlange, weil die Schuld auf dich gegeben wird, ſo biſt du
verflucht unter allen Tieren auf Erden; auf deinem Bauch ſollſt du kriechen wie
ein wildes Tier und dein Leben ſoll nicht ſicher ſein, biß man dir den Kopf zer-
treten wird und biß du aus dem Paradiſe auf die Erde wieder zurückkehrſt.“
Hernach gab ihnen Gott der Allmächtige Hammer und Schaufel und ſtoßte ſie zum
freudenreichen Paradiſe hinaus und ſchickte zwei Engel mit feurigem Schwert,
den Weg zu bewahren.

6. Alsdann ſoll auch die vielgeliebte, ehrentugendsame Jungfrau Braut, Vater
und Mutter, Bruder und Schweſter und alle Freund verlaſſen und ſie an ihren
ehrliehen Mann anhangen, der ihr von Gott gegeben wird. Aber nicht nur ver-
laſſen, ſondern auf dieſe Weiſe, indem die Eltern nicht bei den Kindern in den
Eheſtand ſein können, wie es unter den Eheleuten hergeht, es kann nicht alle Tag
gut und auch nicht alle Tage böſe ſein, aber jedoch ſollen ſie Vater und Mutter
in Ehren halten, gleich wie das 4. Gebot Gottes lautet, daß man die Eltern
ehren und lieben ſoll, auf daß wir lange leben und es uns wohl gehe auf Erden,
dann werden ſie über ihr Gütlein zu ſchaffen haben, wie es der Landesgebrauch
iſt, männlich und gebühlich, wie es Gott und Ehe heiße: das Weib muß ihrem
Mann gehorſam ſein wie ihrem eigenen Haupt.

7. Da kam ich mit diesem gegenwärtigen, ehrentugendsamen Jüngling, Jung-
herrs Bräutigam, weil er sich will verheiraten, zu seiner vielgeliebten ehrentugend-
samen Jungfer Braut zum ersten mit der Lieb, zum andern, weil er alle Treu
und Pflicht an ihr erhalten will und zum dritten, weil er sie lieben bis in den
Tod und im übrigen was das Seinige ist, soll das Ihrige sein und was das Ihrige
ist, soll das Seinige sein; das gedenke ich, sie werden sich miteinander am besten
vergleichen.

8. Da kam ich mit diesem gegenwärtigen, ehrentugendsamen Jüngling, Jung-
herrs Bräutigam, weil er will seinen ledigen Stand verändern und will sich in
den Stand der hl. Ehe begeben, also laßt er auch seinen Herrn Schwiegervater
und Frau Schwiegermutter höflichst und ganz freundlich bitten um ihr vielgeliebtes
und natürliches Kind, welches sie neun Monate unter ihrem Herzen getragen hat,
mit Schmerzen geboren und erzogen bis auf den heutigen Tag, Zeit und Stund.
Also laßt es auch ganz freundlichst bitten, wenn sie ihm möcht ausgefolgt
werden aus väterlichen und mütterlichen Händen, ihm zu einer Ehegemahlin,
als eine treue Frau und Hauswirtin; dabei verspricht er ihr, daß er alle Treue
und Pflicht an ihr erhalten will und sie nicht verlassen, es mag sein in Krankheit,
Blindheit, Stummheit und in allerlei Widerwärtigkeiten, also will er sie lieben
bis in den Tod.

9. Noch mehr und weiter laßt auch die ehrentugendsame Jungfrau Braut
ganz freundlichst bitten, ihren Lotherrn und Lotfrau, Nachbarn und Nachbarinnen,
alle Verwandte und Bekannte, wenn sie diejenigen erzürnt hat, so läßt sie ganz
freundlichst bitten, wenn sie ihr dasselbige verzeihen möchten, weil sie ihren
ledigen Stand verändern will und will sich in den Stand der heiligen Ehe begeben.

10. Noch mehr und weiter haben wir vernommen und verstanden, daß noch
ein freundliches Bitten sei, um ein kleines Kennzeichen oder um ein frisch paar
Sträußlein, damit wenn wir aus dieser Behausung herausweisen und werden
reisen über Gassen und Straßen, damit die Leut nicht sehen, daß wie sein bei
einer Traurigkeit, sondern wie sein bei einer hochzeitlichen Freud¹⁾!

In Stecken lautete die Brautausbitte nach einer Aufzeichnung aus
dem Jahre 1843 also:

„Wohl-, ehr- und großünstige Herrn, Schwäger und Freund! Weil wir
heute sein hieher gekommen mit diesem gegenwärtigen ehr- und tugendsamen
Jungherrn Bräutigam, wie auch mit allen bei sich habenden Herrn Schwägern
und Freunden, Herren und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, wie sie nun
möchten bekannt oder benannt werden, also tun wir Euch auch wünschen einen schö-
nen guten Morgen, einen frischen Gesund, eine glückselige Wohlfahrt an Leib und
Seel, nach dem zeitlichen das ewige Leben und endlich grüße ich alle samment-
lich im Namen des vielgeliebten tugendsamen Jungherrn Bräutigams mit dem
allerheiligsten Gruß: Gelobt sei Jesus Christus.

Noch mehr und weiter, weil wir heute sein hieher gekommen mit diesem
gegenwärtigen, tugendsamen Jungherrn Bräutigam, so tun wir uns erstens
bedanken für den freundlichen Eintritt, der uns ist erlaubt worden in dieser
Behausung, zum zweiten für das Geschenk oder Ehrentrunck, welcher uns nicht
aus Haß, Feindschaft oder Mißgunst, sondern aus wahrer Liebe und Freundschaft
ist überreicht worden, zum dritten hätte ich eine kurze Rede und Bitte
von Nöten vorzubringen, wofen sie mir möchte vergunnt und erlaubt werden.

Da nun Gott der Herr im Anfang alles erschaffen, die Vögel in der Luft,
die Fische in den Wässern, die Tiere in den Wäldern, den Menschen auf der
Erde, ein jedes zu seines gleichen, ein Männlein zu einem Weiblein, da nun
Gott der Herr unsern ersten Vater Adam aus Lehm und Erde gemacht und
denselben mit einer unsterblichen Seele versehen, so sprach er zu ihm: Adam,
es ist dir nicht gut, allein zu sein, ich will dir auch eine Mitgehilfin geben, da

¹⁾ Die Erzählung von Adam und Eva kehrt häufig in ähnlichen Reden wieder, vgl. Janita
S. 36 ff. Sie findet sich schon bei Bullinger, Christlich Gestand (1579) und bei D. Keller, Werbungs-
und Abdant-Wächlein (2. Auflage, Zürich 1679), wie Wächstold 1, 30 ff. nachweist.

schickte Gott auf Adam einen sehr süßen Schlaf und da er im Schlafe war, nahm Gott eine Rippe aus seinem Leib und machte ihm daraus die Eva zu einem Weib. Als nun Adam vom Schlafe erwachte, da stellte ihm Gott das Weib vor, da sprach Adam: Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, darum soll sie auch eine Mannin genannt werden, weil sie von einem Mann hergekommen ist.

Also hat Gott diese zwei Personen zusammen vermählet, das Sacrament der Ehe eingesezet und sie in den irdischen Paradieslustgarten hineingesezet."

(Es folgt die Schlangengeschichte im Paradies, dann fährt der Redner fort:

„Weil nun Gott der Herr den heiligen Ehestand selbst eingesezet und Jesus Christus im neuen Testamente zur Würde eines Sacramentes erhoben, weil es der heilige Paulus ein großes Sacrament in Christo und in der Kirche nennet, so hat sich diesem zu Folge gegenwärtiger vielgeliebter ehr- und tugendjamer Jungherr Bräutigam entschlossen, seinen ledigen Stand zu verändern und in den heiligen Ehestand zu treten. Aus dieser Ursach hat er sich in dieser Behauptung eines seines Gleichen eine vielgeliebte ehr- und tugendjame Jungfrau Braut zu seiner künftigen Ehegattin auswählet. Daher laßt er sie heute bitten, daß sie möchte Vater, Mutter, Brüder, Schwester und alle ihre guten Freunde und Anverwandten verlassen und ihm als ihrem ehrlichen Ehemann anhängen, der ihr von Gott gegeben wird zu ihrem Haupt. Jedoch soll sie nicht gänzlich ihre Eltern und Geschwister verlassen auf diese Weise. Denn weil das Kind mit den Eltern und ein Geschwister mit den andern im Ehestand nicht sein kann, so soll sie gleichwohl Vater und Mutter, Brüder und Schwester lieben und in Ehren halten, soviel es Gott und der heilige Ehestand zuläßt.

Ferner verbindet sich auch dieser gegenwärtige ehr- und tugendjame Jungherr Bräutigam gegen seine vielgeliebte, tugendjame Jungfrau Braut, daß er sie will versorgen mit Speiß und Trank, mit Kleidern und anderer notwendigen Nahrung, in Gesundheit und Krankheit und daß sie als seine rechtmäßige Ehegattin über sein ganzes Vermögen soll zu schalten und zu walten haben, wie es einer jeden rechtmäßigen Hausfrau ansteht und gebührt und endlich, daß er sie will und wird lieben bis in den Tod.

Noch mehr und weiter weil wir sein hieher gekommen mit diesem gegenwärtigen ehr- und tugendjamen Jungherrn Bräutigam, also laßt derselbe bitten seinen vielgeliebten Herrn Schwägervater um sein leibliches und natürliches Kind als um die vielgeliebte tugendjame Jungfrau Braut, welche er als ein wahrer natürlicher Vater ehrlich erzeugt, fromm und christlich auferzogen hat bis auf den heutigen Tag, Zeit und Stund, wosern ihm dieselbe heute aus seinen väterlichen Herzen möcht ausgefolgt werden ihm zu einer wahren und getreuen Hauswirthin, dabei verspricht er auch seine eheliche Lieb und Treu an ihr zu halten und nicht zu verlassen bis an sein letztes End.

Noch mehr und weiter weil wir heute sein hieher gekommen mit diesem ehr- und tugendjamen Jungherrn Bräutigam: derselbe laßt bitten seine vielgeliebte Frau Schwiegermutter um ihr leibliches und natürliches Kind als um die vielgeliebte tugendjame Jungfrau Braut, welche sie als eine wahre natürliche Mutter neun Monate lang unter ihrem mütterlichen Herzen getragen, mit Schmerzen geboren, fromm und christlich auferzogen hat, bis auf den heutigen Tag, Zeit und Stund. Wosern ihm dieselbe heute aus ihrem mütterlichen Herzen möchte ausgefolgt werden, ihm zu einer wahren und getreuen Hauswirthin, dabei verspricht er auch, seine eheliche Lieb und Treu an ihr zu halten und nicht mehr zu verlassen bis an sein letztes End.

Noch mehr und weiter, weil wir heute sein hieher gekommen mit diesem gegenwärtigen ehr- und tugendjamen Jungherrn Bräutigam: derselbe laßt bitten seiner vielgeliebten tugendjamen Jungfrau Braut ihre Brüder und Schwestern, ihre Verwandten und Bekannten, wosern die Jungfrau Braut während ihres ledigen Standes möchte erzürnt oder beleidiget haben, man möchte es ihr, weil sie heute das hl. Sacrament der Ehe empfangen will, alles verzeihen und vergeben. Also hoffe ich auch, daß man ihr alles verzeihen und vergeben wird.

Noch mehr und weiter, weil wir heute sein hieher gekommen mit diesem gegenwärtigen tugendfamen Jungheirn Bräutigam: derselbe läßt bitten seine vielgeliebte tugendfame Jungfrau Braut um den jungfräulichen Ehrenkranz, welcher ihm heute in der christkatholischen Pfarrkirche des hl. Apostels Jakob im Markte Stöcken vor dem allerheiligsten Altarsakrament bei der hl. Kopulation wird aufgesetzt werden auf sein Haupt, zum Zeichen seiner Ehrbarkeit, denn Christus spricht: Nehmet mein Joch auf euch, es ist süß und leicht, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

Noch mehr und weiter, weil wir heute sein hieher gekommen mit diesem gegenwärtigen ehr- und tugendfamen Jungheirn Bräutigam: derselbe läßt bitten, seiner vielgeliebten tugendfamen Jungfrau Braut ihre Kränzeljungfer um ein frisches Paar Ehrenkränzlein oder Ehrensträußlein für unsere und euerer Mitkonforten, weil wir schon ausgereiset sein und aus dieser Behausung wieder herausreisen werden, damit man doch erkennen möchte, daß wir nicht sein gewesen bei einer Leiche und Begräbniß, sondern vielmehr bei einer hochzeitlichen Freund."

In einem anderen alten Druschmann-Büchlein lautet die Urrede:

„Im Anfang der Welt erschuf Gott der Herr Himmel und Erde, Sonne und Mond, Feuer, Wasser und Luft und alle lebenden Tiere auf Erden und zuletzt den Menschen, unsern ersten Vater Adam. Mit dem einzigen Allmacht-Worte fiat, das heißt: es werde, brachte Gott alles zu Stande. Aber alle diese erschaffenen Tiere waren paarweise beisammen, nämlich ein Männlein und ein Weiblein, nur der Mensch war ganz allein. Da sprach Gott der Herr: „Es ist doch nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin geben, die da um ihn sei, damit sie miteinander herrschen über die Tiere auf Erden und damit sich die Welt vermehre.“ Da ließ Gott einen tiefen Schlaf auf den Adam kommen, nahm ihm eine Rippe aus seinem Leib und baute ihm daraus ein Weib. Als Adam erwachte und sie sah, sprach er: „Das ist doch Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein.“ Da sprach Gott: „Wie wirst du sie heißen?“ „Sie soll Männin heißen.“ sprach Adam. Weil sie vom Mann genommen ist, deswegen wird der Mann seinen Vater und Mutter verlassen und seinem ehelichen Weibe anhängen. Desgleichen auch das Weib mit ihrem Manne leben und ihm in allen billigen Sachen untertänig und gehorsam sein.

Nach diesem hat Gott der Herr als erster Priester der Welt diese beiden Personen miteinander vermählt und versetzte sie in eine sehr schöne und angenehme Gegend der Erde, die wir das Paradies nennen. Hier sollten sie miteinander leben, ihr Körper war gesund und stark, den Krankheiten und dem Tode nicht unterworfen, sie erkannten leicht Gottes Gebote und Gott besprach sich mit ihnen wie ein Vater mit seinen Kindern.

Um aber ihre Liebe zu ihm, um ihren Gehorsam zu prüfen, gab er ihnen ein leichtes Gebot: „Von allen Früchten des Paradieses könnt ihr essen, nur von den Früchten dieses Baumes sollt ihr nicht essen. Sobald ihr davon esset, müßt ihr sterben.“ Doch einer von den bösen Geistern, die wir Teufel nennen, beneidete die ersten Eltern um die Glückseligkeit, in der Gestalt einer Schlange sprach er von dem Baume zu den ersten Eltern und verleitete sie zum Ungehorsam. So haben die ersten Eltern wissenschaftlich und freiwillig Gottes Gebot übertreten und dadurch gesündigt. Gott hielt ihnen ihren Ungehorsam vor und sündigte ihnen zugleich die Strafe an. Im Schweiß des Angesichtes mußten sie ihr Brot verdienen, Leiden und Mühseligkeiten, Kummer und Sorgen tragen, ihr Körper war sterblich und sie mußten den angenehmen Aufenthalt des Paradieses verlassen und eine rauhe unfruchtbare Gegend bewohnen. Daher möcht ich wünschen, man möchte die Gebote Gottes besser beobachten, vorzüglich die zehn Gebote Gottes. Denn Gott spricht selbst: Lernet von mir und nehmet mein Joch auf euch, es ist ganz süß und leicht. Daher sollen wir ihm vom Herzen danken und ihm sagen Lob, Ehr und Preis.

Weiters und mehreres, weil ich daherkommen tue mit diesem ehr- und tugendfamen Jüngling als Bräutigam wie auch mit allen bei sich habenden Herren und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, die ihm heutigen Tags die

Lieb und Freundschaft erwiesen haben und auf seinen hochzeitlichen Ehrentag erschienen sein, also bitte ich im Namen seiner seine vielgeliebte tugendsame Jungfrau Braut, ihre lieben Brüder und Schwestern und hierbei sitzenden Schwager und Freund um das Ehrenkränzlein, welches ein Pfand und Kennzeichen der Liebe ist, welches ihm heute auf sein Haupt aufgesetzt wird bei Empfang des hl. Sacramentes der Ehe, wobei sie sich versprechen werden, in dem hl. Ehestand christlich und gottesfürchtig zu leben bis an ihr letztes End.

Auch laßt der tugendsame Jungherr Bräutigam ganz freundlich bitten, wenn etwas vorhanden wäre von grünen und frischen Sträußlein, damit man uns damit möchte schmücken und zieren mit diesen Kennzeichen der Fröhlichkeit, damit wenn man reiset über Feld, die Leut erkennen, daß man bei einer Lustbarkeit und nicht Traurigkeit ist.

Weiteres und mehreres, weil ich noch daher kommen tue mit diesem ehr- und tugend samen Jungherrn Bräutigam, wie auch mit allen andern, die er heutigen Tags auf seiner Seite hat haben können, also laßt der ehr- und tugend same Jungherr Bräutigam nochmals ganz freundlich bitten um seine tugend same Jungfrau Braut und zwar ihre lieben Eltern, Brüder und Schwestern und alle anwesenden Schwager und Freund, alle diese Personen sollen hochbeteten sein, daß uns die tugend same Jungfer Braut möcht übergeben werden aus eurer Gewalt und Macht, dem ehr- und tugend samen Jungherrn Bräutigam sein Hand zu einer Ehegemahlin und Hauswirtin, weil sie schon zwei verprochene Personen sind und sich heute noch versprechen werden in der Pfarrkirche zu St. bei Empfang des hl. Sacramentes der Ehe in den heiligen Ehestand christlich und gottesfürchtig zu leben, eins das andere nicht zu verlassen, es sei gleich in Kreuz, Trübsal oder anderen Widernütigkeiten bis an ihr letztes End, bis Gott der Allmächtige seinen Abgesandten schicken wird, nämlich den Tod. Dieser soll sie von einander scheiden. Also möcht ich bitten, ihr wollet diese kleine Bitte von mir annehmen und uns nichts abschlagen, damit unser Wunsch und Willen erfüllt werde, das bitte ich ganz freundlich."

Kürzer ist die alte Sängendorfer Brautausbitte:

„Also mein lieber Vetter! Als ich da hereinkomm in Euer christliche Behauung mit diesem guten Bräutigam und Hochzeitsgästen, so wollen mir auch erlauben, etliche Worte gegen Euch vorzubringen, was Eurer christlichen Lieb anständig sein möcht. Dieselben möcht mir nicht abschlagen, weil sie mit kurzen Worten kundgeben. Also in dieser Gunst und Erlaub tu ich mich ganz ehrlich bedanken!

Also weiter! Weil sich dieser Bräutigam mit der Braut verliebt und versprochen haben, wollen an heut von ihrem jungfräulichen Stande zu dem christlichen Ehestand begeben. Also tu ich auch ansprechen die Braut: sie möchte sich doch fertig machen auf die Reise, weil die Zeit und Stund vorhanden ist.

Weiter tu ich ansprechen Euch, Vater und Mutter, ihr möcht diese Braut ausgeben aus Euerer in des Bräutigams seine Macht und zum christlichen Ehestande, wie es Gott der Allmächtige selbst hat eingesetzt.

Weiter tu ich ansprechen die Braut, sie möchte doch ein freundliches Urlaub nehmen von Euch lieber Vater und Mutter."

Eine jüngere Brautausbitte hat in Sängendorf folgenden Wortlaut:

„Gelobt sei Jesus Christus! Kleine Geduld ihr lieben Hochzeitsgäste! — Also christliche Eltern! Da ich mit diesem gegenwärtigen Bräutigam, Brautfrau, Kranzjungfern, mit allen andern Hochzeitsgästen sich in einem christlichen Hause versammelt haben, so bitte ich um die Erlaubnis, einige kurze Worte gegen Euch vorzubringen. Um diese Gunst, ob es erlaubt ist, bitte ich ganz freundlich.

Also weiter! Weil sich dieser Jüngling Bräutigam mit seiner lieben Braut die eheliche Liebe und Treue bis in den Tod versprochen haben und wollen sich an heut aus ihrem Jünglings- und Wittfrauenstande zum christlichen Ehestande begeben, so tue ich euch ansprechen, liebe Eltern, Geschwister und Freunde, Ihr

möge nicht dawider sein und möchtet mir die Braut ausgeben aus Eurer Macht in des Bräutigams seine Macht und zum christlichen Ehestande, wenn es Gott der Allmächtige schon so im Paradiese eingesezt hat. Um diese Gunst bitte ich ganz freundlich.

Also weiter! Tu ich dich ansprechen, liebe Braut, mache dich gefaßt auf diese Reise, weil die Zeit und Stunde vorhanden ist, weil alles auf der Welt einen Anfang und ein Ende hat und du liebe Braut heute zum lezten Male in deinem Witfrauenstande die Schwelle dieses Hauses überschreiten wirst, ehe du diesen geheimnisvollen Tritt machst, tu ich dich ansprechen um ein freundlichen Urlaub von deinen lieben Eltern für ihre christliche Erziehung, von deiner lieben Schwiegermutter, Geschwister, Schwager und Schwägerinnen und von der ganzen Verwandtschaft.

Christliche Eltern, erteilt ihr Euren christlichen Segen!

Zum Schluß bitten die Brautleute Euch, liebe Hochzeitsgäste, um das liebliche Geleite in das Gotteshaus St. (Nikolaus) zur hl. Population, allwo ein jeder möcht hingedenkt sein mit einem Vaterunser und Ave Maria, damit Gott der Allmächtige in ihrem Ehestande ihnen Glück und Segen erteilen möchte.

Um meine schlechten Worte nicht für übel aufzunehmen, bitte ich ganz freundlich."

Die jungfräuliche Braut ist den ganzen Morgen in der Kammer. Hier hat ihr in der Früh ein kundiges Weib den „Schoß“ gesteckt, indem es die Zöpfe am Hintertopf zu einer Scheibe zusammengeflochten und gedreht hat. Eine große, glänzende Nadel durchsticht den „Schoß“. Auf das Haupt wird der Kranz gesetzt, eine hohe, schwere Krone aus Silberfitter, glänzenden Spiegeln, schimmernden Glasperlen und kleinen Kunstblumen. Die nichtjungfräuliche Braut entbehrt des Kranzes. Während in der Stube Lachen erschallt, ist die Kammer von Jammer erfüllt. Die Braut muß ja fort von Vater und Mutter, fort aus dem Vaterhause. Drum weint sie bitterlich. Ein Sprichwort verkündet: „Weinende Braut, lachende Frau; lachende Braut, weinende Frau.“

Der Hochzeitsredner kündigt an:

„Meine lieben Herrn und gute Freunde, weil wir heunt hom a klane Ras untanumma und jan über Wold und Feld ausgonga, so hom wir an Lauber gonga, so möcht ma a schau, daß ma wo a Täubin dazu kriegn und möchte die Herrn und Frauen freundlichst bitten um die Erlaubnis eine zu suchen!“

Der Brautführer geht in die Kammer der Braut und kehrt mit dem „Bräuerstraußen“ (Bräutigamstrauß) zurück:

„Meine lieben Herren und guten Freunde, ich bitte um Verzeihung, denn ich habe in den Laubenschlag gegriffen und einer Täubin den Schwanz ausgerissen und bitte um Verzeihung zum zweitenmal geschidter zu sein.“

In manchen Orten bringt die erste Kranzjungfer den Strauß auf einem Teller. Manchmal trägt sie auch einige Laubensfedern in der Hand und sagt, sie habe die Täubin haschen wollen, die sei aber entwischt, nur der Schwanz sei ihr in der Hand geblieben. Die Täubin solle man selber suchen gehen.

Während die Kranzjungfer dem Bräutigam den Strauß vorne an den Rock näht, geht der Druschmann in die Kammer und führt ein altes Weib heraus, das in einigen Dörfern einen Kranz aus Kronawitten (Wachholder) auf dem Kopfe trägt. Lautes Lachen und Hallo! Nur der Bräutigam bleibt ernst, weist die Alte als die unrechte zurück und drückt

¹⁾ Zu dem Gleichnis mit der Taube vgl. Dehl S. 54.

ihr ein Geldstück in die Hand. Der Druschmann führt sie ab und kommt gleich wieder aus der Kammer mit einem kleinen Mädchen, das hochzeitlich geschmückt ist. Er führt sie dem Bräutigam zu. Dieser fragt die kleine Braut: „Kannst denn schon kochen?“ Die Kleine drauf: „Jo, Knödl a im Plutzer und Suppe in der Lotern (Vaterne).“ Der Bräutigam wieder: „Kannst denn a (u)fbetten?“ Das Mädchen: „Jo, Bettla unta se und Strau (Stroh) oba se.“ Da erklärt der Bräutigam: „Do konn i de (dich) net brauchen, muß da leiba (lieber) a Tringeld gebn, daß da furt gehst (gehst).“ Der Druschmann erlaubt sich dann noch die Frage, ob sie mit dem Bräutigam schlafen wolle. „Na, mit der Mutter,“ erwidert die Kleine und tritt ab¹⁾.

Inzwischen ist der „Bräuterstrauß“ angenäht. Nun wird dem Bräutigam das kleine Kränzchen, der Ehrenkranz der Braut, überreicht²⁾. Vereinzelt kommt es vor, daß er dafür ein Silberstück zu geben hat. Der Zeisfauer Sprecher erklärt dabei:

„Nun mein vielgeliebter, ehrentugendssamer Jüngling, Jungherr Bräutigam, weil ihr hobt bitten lassen um eine vielgeliebte ehrentugendssame Jungfer Braut und um den jungfräulichen Ehrenkranz, welchen sie von Kindheit erhalten hat bis auf den heutigen Tag, Zeit und Stund, welcher Euch bei der Kuplazon beim hl. Sakrament der Ehe wird aufgesetzt werden auf Euer Haupt, also übergibt sie Euch den Kranz ganz kugelrund, man sieht nicht, wo man hat angefangen oder wo man hat aufgehört, so schön kugelrund ist nirgends kein Ort und kein End bis Gott der Allmächtige einmal kommen wird und wird Euch von einander scheiden. Also laßt auch die ehrentugendssame Jungfrau Braut ganz freundlich bitten, daß dieser Kranz nicht soll verunehrt werden, nicht auf ein dürres Ort gelegt oder gar hinter den Ofen oder unter die Bank geworfen, d. h. nichts, indem er möchte durrer werden, er muß auf ein feuchtes Ort gelegt werden, indem er alle Jahr ein grünes Zweiglein austreibt, also wünsch ich Euch viel Glück und Segen dazu.“

Die Kranzrede lautete nach einer alten Aufzeichnung im böhmischen Sprachinsorgebiet:

„Mein lieber Jungherr Bräutigam! Weil nun Euer Verlangen ist nach diesem Ehrenkränzlein, so übergeb ich es Euch anstatt der ehr- und tugendssamen Jungfrau Braut anstatt ihren lieben Eltern, Bruder und Schwester, dabei soll der ehr- und tugendssame Jungherr Bräutigam gedenken, so wenig End und Ort an diesem Kränzlein sind, so wenig soll Eure Liebe zwischen Euch Beiden ein Ende nehmen und niemand soll Euch von einander scheiden, als Gott der Allmächtige durch seinen zeitlichen Tod. Auch sollt Ihr dieses Kränzlein in Ehren halten, an keinen schlechten Ort legen, sondern an einen frischen und feuchten, damit jährlich ein grünes Zweiglein hervorbringen kann, dabei wünsch ich Euch Glück und Segen in den heiligen Ehestand und nach diesem Leben das ewige.“

Nach altem Steckner Brauche erklärt der Redner die Bedeutung der sieben Blumen, die das Kränzchen bilden³⁾:

„Also mein vielgeliebter ehr- und tugendssamer Jungherr Bräutigam! Weil Ihr habt lassen bitten Euerer vielgeliebte tugendssame Jungfrau Braut um den jungfräulichen Ehrenkranz. Also sollt Ihr auch wissen, daß in diesen Kranz sieben Blumen begriffen sein.

¹⁾ Dasselbe bei Dehl S. 72. Zur falschen Braut vgl. Samter S. 98ff.; Sartori 1, 74f.; Wächtold 1, 198; Hanika 37 und „Heimatbildung“ VIII. (Reichenberg 1926/27) S. 11ff.; Wöskl 2, 69; Piprek 94ff., 191.

²⁾ Vgl. Hanika S. 25f. — Jungbauer S. 189.

³⁾ Vgl. Dehl S. 69; Jungbauer S. 194; Hanika S. 53.

Die erste Blume in diesem Ehrenkranz ist eine Lilien, welches ein Zeichen der Jungfrauschaft ist; denn es gibt zweierlei Jungfrauschaft. Die eine wird Gott dem Herrn verordnet, die andere aber nicht Gott, sondern demjenigen, der sie durch Gottes Gnade erhalten hat. Wenn daher der Bräutigam an seiner Braut und die Braut an ihrem Bräutigam eine Jungfrauschaft findet, so ist der Brautleuten ihre schönste Eigenschaft.

Die zweite Blume in diesem Ehrenkranz ist ein Veilchen. Gleichwie nun diese Blume im Verborgenen wachset und den Kopf unter sich zu halten pflegt, so sollt Ihr auch im heiligen Ehestand beschaffen sein und nicht stolz, hochmütig und mit ausgestrecktem Hals daher gehen wie ein Stoc.

Die dritte Blume in diesem Ehrenkranz heißt Amerika(!). Gleichwie nun diese Blume im Winter und Sommer um das Haus herum zu wachsen pflegt, so sollt Ihr auch im heiligen Ehestand beschaffen sein und nicht mehr alle Winkel und Gassen auslaufen und ausgucken. Denn wie man im Sprichwort sagt: Mädchen, bleibe zu Hause, setz Dich im Winkel, wirst Du brav und rechtschaffen sein, wird man Dich schon finden.

Die vierte Blume in diesem Ehrenkranz ist eine weiße Blume. Gleichwie nun diese weiße Blume pflegt unter Disteln und Dornern zu wachsen und geduldig zu leiden, so sollt Ihr auch beide miteinander alles Kreuz und Widerwärtigkeit, so Euch Gott im heiligen Ehestand zuschicken sollte, mit Geduld von seiner Hand annehmen.

Die fünfte Blume in diesem Ehrenkranz ist eine blaue Blume. Gleichwie nun diese blaue Blume gegen die Erde verschlossen und gegen den Himmel offen steht und eine Aufrichtigkeit zeigt, so sollt Ihr auch beide mit einem reinen und aufrichtigem Herzen zum heiligen Sakrament der Ehe begeben.

Die sechste Blume in diesem Ehrenkranz ist eine grüne Blume. Gleichwie nun diese Blume grün ist und allzeit grün ausschauet, also soll auch die Liebe in Euren Herzen allzeit grünen und aufwachsen.

Die siebente und letzte Blume in diesem Ehrenkranz ist eine rote Blume. Gleichwie man mit diesen roten Blumen pflegt die Kirchen und Altäre zu zieren, also zieret auch Euch heute Euerer vielgeliebte tugendfame Jungfrau Braut mit diesem siebenblumigen Ehrenkranz.

Dabei sollt Ihr auch wissen, daß dieser Kranz schön rund ist und nirgends kein Ort und Ende hat, also soll auch die Liebe in Euren Herzen nirgend kein Ort und Ende haben, bis Euch Gott der Allmächtige durch den Tod einmal von einander scheiden wird."

Oder es spricht der „Druschmann“ nur:

„Nun lieber Jungherr Bräutigam! Weil ihr habt bitten lassen an Eurer Jungfrau Braut um den jungfräulichen Ehrenkranz, so ist mir dieser übergeben worden. Also sollt auch erkennen, daß dieser Kranz schön kugelrund ist und nirgends kein Ort und Ende hat. Also soll auch dieser Kranz in Ehren gehalten werden, damit er auf einen feuchten Ort gelegt werde, auf daß er alle ¼ Jahre ein grünes Zweiglein austreibe.“

Der Hochzeitskredner übergibt den Ehrenkranz, übernimmt das Gegen Geschenk und geht zum letzten Male auf die Suche¹⁾. Diesmal werde er dem Bräutigam eine Braut suchen, die bei ihm schlafen wolle, oder er verkündet:

„Meine lieben Herrn und guten Freunde, jetzt möcht ich ganz freundlichst bitten, wenns mir möchten erlauben, noch einmal suchen zu gehn.“

Nun bringt er die Braut, die langsam, die Hände vor den Augen unter Schluchzen eintritt und sich „zieret“²⁾. Da und dort will es guter

¹⁾ Vgl. Jungbauer S. 187f.

²⁾ Zum Weinen und Sträuben der Braut vgl. Dehl S. 71; Sartori 1, 77f.; Bächtold 1, 197f.

stat, daß die Braut verstoßen zwischen den Fingern den ersten Blick auf den Bräutigam werfe, dann brauche sie sich in der Ehe nicht vor ihm zu fürchten.

Der Druschmann oder Hochzeitsredmann hält wieder eine Ansprache: „Nun mein vielgeliebter, ehrentugendssamer Jüngling, Jung Herr Bräutigam, weil Ihr alle beide gefinnt seid, Euren ledigen Stand zu verändern und Euch in den Stand der hl. Ehe begeben wollet, beide das Joch Christi auf Euch nehmen und es miteinander tragen und zeugen bis an Euer letztes End, also übergebe ich Euch diese ehrentugendssame Jungfrau Braut, anstatt ihres Vaters Händen aus meinen Händen in Eure Hand und aus Euren Händen kommt Ihr in des Priesters Hand, da werdet Ihr verbunden bis an Euer letztes End, also wünsch ich Euch viel Glück und Segen dazu.“

In anderen Dörfern lautet die Ansprache:

„Nun, vielgeliebter Jung Herr Bräutigam! Weil Ihr das Joch Jesu Christi auf Euch nehmen wollt und daselbe miteinander tragen wollt bis an Euer letztes End, gleichwie Christus sein bitteres Leiden auf sich genommen und am Kreuze gestorben und seine liebe Mutter dem hl. Johannes befohlen hat, also befehle und übergebe ich Euch Eure Jungfer Braut anstatt ihrer Eltern aus meiner Hand in Eure Hand und bis an des Priesters Hand und aus des letzteren Hand wirds Euch übergeben werden bis an Euer letztes End. Also wünsch ich Euch ein langes Leben, damit Eure Eltern Wohlgefallen haben und Gott desgleichen. Ich wünsch Euch Glück und Segen zu Eurem Vornehmen“¹⁾.

In Steffen lautet der alte Spruch:

„Also mein vielgeliebter ehr- und tugendssamer Jung Herr Bräutigam! Weil Ihr habt lassen bitten Euren vielgeliebten Schwäger Vater und Frau Schwiegermutter um ihr leibliches und natürliches Kind als um die vielgeliebte tugendssame Jungfrau Braut, daher übergebe ich Euch selbe anstatt Vater und Mutter in Eure Kraft und Macht. Aus des Priesters Hand aber wird sie Euch gegeben werden bis an Euer letztes End. Weil aber auch Gott der Herr oft und vielmal im heiligen Ehestand Kreuz und Widerwärtigkeit zuschicket, so müßt Ihr Euch gedenken, daß kein Stand auf der Welt ohne Kreuz sei und daß wir uns nur durch Kreuz und Leiden den Himmel erwerben müssen.“

Wenn Ihr alles dasjenige, was Ihr Euch heute bei der heiligen Kopulation feierlich mit einem Eide versprechen werdet, getreulich nachkommt, die Gebote Gottes haltet und einen frommen christlichen Lebenswandel führet, dann könnet Ihr die sicherste Hoffnung haben, nach diesem zeitlichen Leben zur ewigen himmlischen Hochzeit eingeladen zu werden und welches ich Euch von Grund des Herzens im Namen aller hier gegenwärtigen Hochzeitgäste wünsch und welches Euch geben und verleihen wolle der allmächtige Herr und Gott Vater, Sohn und der heilige Geist. Amen.“

Eine fast gleichlautende alte Petrowitzer Redeformel slicht noch die Mahnung ein:

„Beflehet Euch also, was ihr Euch bei der hl. Kopulation am Altare einander versprechen werdet, auch getreulich nachzukommen, denn der Apostel Paulus nennt dieses Sakrament ein großes Sakrament, weil es die Vereinigung mit seiner Kirche vorstellt. Nun wenn ihr den Pflichten des hl. Ehestandes treulich nachkommen werdet, mit einander in Liebe und Vertraulichkeit leben werdet, so wird Euch auch der göttige Gott seine Gnade schenken, ihr werdet die Beschwerden, die mit dem hl. Ehestand verbunden sind, mit der Hilfe Gottes überwinden und auf diese Art werdet ihr ein Muster und Beispiel anderer Menschen sein, Gott wird Euch beglücken und ihr werdet einstens auch zu der ewigen himmlischen Hochzeit eingeladen werden, welches ich Euch im Namen aller anwesenden Gäste von Grund des Herzens wünsch und welches Euch geben wolle der allmächtige Gott der Vater, der Sohn und der hl. Geist. Amen.“

¹⁾ Daselbe Dehl S. 79. Vgl. Bissl 2, 70.

Nach einem anderen alten Büchel sprach der Druschmann:

„Mein lieber Jungherr Bräutigam! Dieweilen Ihr das Joch Jesu Christi auf Euch nehmen wollt und es miteinander tragen, so übergeb ich Euch die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut anstatt ihrer lieben Eltern, Brüder und Schwestern und aller anwesenden Schwager und Freund bis zu des Priesters Hand.

Dabei sollt Ihr sie nie verlassen, sie beschützen in allen billigen Sachen und obwohl Gott der Allmächtige verschiedene Kreuz und Trübsal unter die Eheleute schicket, so verzaget darum nicht, denn Christus der göttliche Heiland spricht, wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir in der Geduld nicht nachfolgt, der ist meiner nicht wert. Dabei wünsch ich Euch nochmals Glück und Segen und nach diesem zeitlichen das ewige (Leben).“

Die Brautleute reichen einander stumm die Hände¹⁾, dann sinkt die Braut an des Vaters Brust und „bittet“ ihn unter Weinen ab:

„O allerliebster Vater! Ich dank Ent tausend und tausend Mal für jeden Schritt und Tritt, was für mich getan habt. Allerliebster Vater, verlaßt mich net. Wenn ich zu Ent kommen wir (werde), so schaut's mi net trose (trozig) an“²⁾.

Sie läßt sich auf die Knie nieder und küßt dem Vater die Füße. Sodann „bittet“ sie die Mutter „ab“ und küßt ihr Hände und Füße. Sie küßt Brüder und Schwester auf den Mund und bittet alle um Verzeihung. Wieder nimmt sie der Druschmann bei der Hand, führt sie dem Bräutigam zu und übergibt sie ihm im Namen der Eltern. Dann wendet er sich an die **H o c h z e i t s g ä s t e**:

„Es lassen Euch diese Brautleute bitten, wenn wir ihnen wollen die Liebe erweisen und möchten mit ihnen reisen bis in die Kirchen zu, all dort bei dem hl. Sacrament der Ehe, daß wir ihnen möchten mit einem Vaterunser beiwohnen, damit ihnen Gott der Allmächtige Glück und Segen verleihen möchte in ihrem Ehestande. Auch lassen sie bitten nach vollendeter Population, daß wir sollen mit ihnen reisen bis in des Jungherrn Bräutigam Behausung auf ein kleines Mahlzeit, was uns Gott der Allmächtige bescheren wird in Ruchel und Keller. Speiß und Trank, dasselbe will er hergeben zu genießen, daß wir ihm helfen die Hochzeit vollenden und beschließen.“

Also wünsche ich allen denselben, die mit dem Band der heutigen Ehe verbunden sein und noch verbunden werden können, hier zeitlich Glück und Segen. Amen.“

Bescheiden fügt der junge Redner noch hinzu:

„Nun liebe Herren und Frauen, wenn sie meine Worte besser verstanden oder vernommen haben, als ich solche geredet, so werden sie mir es nicht für übel nehmen. Wenn ich älter werde und einst graue Haare haben werde, so werde ich etwas mehr können oder vergessen haben dazu. Gelobt sei Jesus Christus!“³⁾

In Zeisau lautet der letzte Spruch im Brauthause:

„Meine lieben Herren und gute Freunde! Jetzt möcht ich ganz freundlich bitten, wenn sie möchten spazieren und ziehen helfen in die christkatholische Kirche zu der Kuplazon, zum hl. Sacrament der Ehe. Damit ein jeder dort mit einem andächtigen Vaterunser möchte beiwohnen, damit ihnen Gott der Allmächtige Glück und Segen in ihrem Ehestand verleihen möchte, so gelobt sei Jesus Christus.“

Ein altes Büchel aus der nördlichen Sprachinsel verzeichnet den Spruch mit folgenden Worten:

¹⁾ Vgl. Sartori 1, 87. Zum Handschlag als Bestätigung des Verlobungsvertrages vgl. Wächtold 1, 112ff.; Pipref S. 166ff.

²⁾ Dasselbe Dehl S. 76. Zum Abbitten vgl. Sartori 1, 76; Jungbauer S. 190.

³⁾ Dasselbe Dehl S. 85.

„Ihr sämtlichen hochgeehrten, lieben Herrn und Frauen! Weil nun unser Verlangen und Begehren mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut ist erfüllt worden, so tu ich mich anstatt des ehr- und tugendsamen Jungheerren Bräutigam gegen Euch alle freundlichst bedanken. Ferner aber tue ich Euch ganz freundlich bitten, ihr wollt ihnen zu Gefallen mit einer Weile aufstehen und sie begleiten bis in die Pfarrkirche, alldorten bei Empfang des hl. Sacramentes der Ehe mit einem andächtigen Vaterunser betwohnen, nach vollendeter Kopulation aber alle sich in des Bräutigams seine Behausung begeben, wo eine kleine Mahlzeit wird zubereitet sein, nach genossener Mahlzeit aber ins Wirtshaus, wo ein jeder nach Gefallen kann lustig und fröhlich sein.

Solches wollen wir heut oder morgen gegen jeden guten Freund in allen wieder vergelten. Ich bitte ganz freundlich.“

Früher spielte die Musik nach der Erteilung des väterlichen Segens den „Brauttanz“, den die Braut mit dem Druschmann eröffnete und einige der jungen Gäste mittanzten¹⁾.

Nach den letzten Worten des Redmannes ordnet sich langsam der Hochzeitzug und bricht zur Kirche auf.



Hochzeitzug.

Voran schreiten die Musikanten — wenn die Hochzeit eine „große“ ist, eine ganze Bauernkapelle oder doch vier Mann mit der Klarfiedel, der Sekundfiedel, der Grobfiedel — alle dreisaitig. — und dem viersaitigen Ploshperment (Wah). Auf dem Kopfe tragen die Musiker die kleinen blauen Sammetkappchen. Hinter ihnen folgt die krantzronengezierte Braut mit dem Druschmann, den ein großer Strauß mit flatternden Bändern auf Hut und Brust schmückt, als nächstes Paar der Bräutigam mit der ersten Kranzjungfer, sodann die Hochzeitsgäste: Kranzjungfern mit strahlen-

¹⁾ Vgl. Dehl S. 79; Sartori 1, 104.

den Kränzen und „Jankalan“ (pelzverbrämte Spenser-Jacken), Frauen im roten Kopftuche, das eng das Haupt umfängt und in zwei Zipfeln über die Brust fällt, die Männer mit Sträußeln, in einigen Orten auch noch im schönen großen Radmantel, der den Körper malerisch umhüllt. In alter Zeit trug auch die Braut einen Mantel aus blauem Tuche.

Auf dem Wege ertönt Spiel, Sang und „Zuchazer“, früher trachte auch Pistolenknall dazwischen¹⁾. Da und dort wird der Zug durch eine quergespannte Schnur aufgehalten²⁾ und muß sich durch Trunk und Trinkgeld den Weg freimachen. In der Kirche, die sie zuerst mit dem rechten Fuß betreten sollen³⁾, knien sich die Brautleute vor dem Altar und hören eine Messe an. Der Volksglaube will, daß sie sich dabei eng aneinander drängen, denn das verhindere Zank in der Ehe und verhindere, daß sich böse Geister zwischen sie drängen⁴⁾. Die Hochzeitsweiber prophezeien gerne aus dem Brennen der Altarkerzen, ob hell oder trüb, Glück oder Unglück im Ehestande⁵⁾. Nach der Messe wird die Trauung vollzogen und nach dieser gehen die Brautleute und Zeugen um den Hochaltar zur Opferung. Hinter dem Altare stecken die Trauzeugen der Braut ein Geldstück in den Schuh hinein⁶⁾, die wieder vergißt nicht, dem eben angetrauten Manne drei Rippenstöße zu geben. Gibt er ihr das Geld zum Opfern, so gibt er ihr auch in der Ehe immer Geld⁷⁾. Andere suchen — auf den Rat erfahrener Freundinnen — dem Manne auf den Fuß zu treten, das verschaffe ihr die Herrschaft⁸⁾. Alte, halbvergessene Bräuche!

(Schluß folgt.)

Die Volkstunde bei den Tschechen und Slowaken

Von Dr. Gustav Jungbauer

(Schluß)

Mit der Mundart befaßten sich nach Dobrovský, Šafařík, Jungmann, Sembera, Jireček u. a. besonders J. Jazubec (z. B. in *Český Lid* 1892), J. Hošek, A. Kašík u. a.¹⁾, in Mähren namentlich der allseitige Volkskundler F. Bartoš (1837—1906). Auch für die Erforschung der *Ortsnamen* brachte die jüngste Zeit einen Aufschwung, wobei vornehmlich

¹⁾ Zum Schießen und Lärmen vgl. Sartori 1, 84; Samter S. 43ff., 58ff.; Wächhold 1, 198; Dehl S. 101.

²⁾ Zum Vorziehen vgl. Sartori 1, 85; Samter S. 162ff.; Wächhold 1, 198; Dehl S. 101, 109; Hanita S. 75; Blösl 2, 71; Piprek S. 95 und besonders Th. Zachariae, *Etwas zum Binden, Sperren und Eintreiben* (ZfV. 1925/26, S. 158ff.).

³⁾ Meist nur von der Braut gesagt, vgl. Dehl S. 103.

⁴⁾ Vgl. Sartori 1, 88.

⁵⁾ Vgl. ebd.; Dehl S. 106; Hanita S. 42; Piprek S. 94f.

⁶⁾ Vgl. Dehl S. 51f.; S. Seligmann, *Der böse Blick* (Berlin 1910), 2, 18f.

⁷⁾ Vgl. Dehl S. 107.

⁸⁾ Ebd. S. 104; Hanita S. 42; Sartori 1, 87.

⁹⁾ Vgl. Revue des études slaves I. 95.

durch die Arbeiten von J. Černý und B. Váša über die mährischen Ortsnamen (Moravská jména místní; Výklady filologické, Brünn 1907) eine sachliche, streng wissenschaftliche Einstellung angebahnt wurde. Deshalb hebt E. Schwarz in seiner Übersicht über „Die Ortsnamenforschung in den Sudetenländern“ (Zf. f. Ortsnamenforschung IV. 1928, S. 64ff.) diese Arbeit besonders hervor.

Zahlreich sind die meist in Zeitschriften verstreuten Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum¹⁾. Über den Jahresbrauch unterrichtet am besten Č. Zibrt, der schon 1889 die „Staročeské výroční obyčeje“ herausgab, mit den volkstümlich gehaltenen acht Bändchen „Veselé chvíle v životě lidu českého“ (1909—1911). Die Hochzeitsbräuche schildern, meist mit Beigabe der Singweisen zu den Hochzeitsliedern, B. M. Kulda (Svadba v národě Česko-slovanském, Olmütz 1875, 4. Aufl. 1890), B. Vyhovál (Česka svatba, Prag o. J.), J. Bartoš (Moravská svatba, Prag 1892) und J. Vyhovál (Slezská svatba, Troppau 1894), der im Vorwort eine kurze Literaturübersicht gibt, ferner auch Aufsätze in Český Lid (III., VI. und XX. Band). Wissenschaftlich minder brauchbar ist die Zusammenfassung ohne genaue Quellenangabe für die einzelnen Erscheinungen bei J. Pipret, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche (Stuttgart 1914). Mit dem Brauchtum im Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe befaßt sich das mit einem Sachverzeichnis versehene Büchlein von J. J. Čečetka, Od kolébky do hrobu (Lidopisné obrázky z Poděbradska, Prag 1900). In französischer Sprache schrieb über tschechische Volksbräuche M. Rybák in der Revue des traditions populaires (XVIII. 1908). Zum Schwerttanz hat in jahrzehntelanger, fleißiger Arbeit der Leiter der volkstümlichen Abteilung des mährischen Landesmuseums in Brünn, Fr. Pospisil, eine staunenswerte Fülle von Stoff aufgebracht und darüber wiederholt auf in- und ausländischen Tagungen unter Vorführung eines 2000 m langen Filmes berichtet. Das wissenschaftliche Hauptwerk für Glaube und Brauch bilden die „Slovanské starožitnosti“ von S. Niederle, die in einen geschichtlichen und kulturellen Teil zerfallen. Der zweite umfaßt drei Bände; im ersten (1911) werden Ritus, Glaube und Brauch behandelt, im zweiten (1913) Siedlung, Kleidung u. a., im dritten (1917) die slawische Mythologie²⁾. Die tschechische Mythologie fand nach jahrzehntelangen Irrwegen in G. Máchal einen verständigen Beurteiler, dessen „Esquisse de la mythologie slave“ (1891), ins Tschechische übersetzt und umgearbeitet, 1907 in der Sammlung „Světová knihovna“ (Nr. 566f.) erschien und 1918 im 3. Band des amerikanischen Sammelwerkes „The mythology of all races“ Aufnahme fand. Zur Volksmedizin lieferten Beiträge J. J. Čečetka, R. B. Adámek, J. Matiegla, Holuby u. a., über volkstümliche Heilkräuter handelt die Schrift „Rostlinstvo v podání prstonárodním“ (1903) von J. Roštál.

Auch für die sachliche Volkskunde und das Studium der materiellen Kultur ging von der Ausstellung des Jahres 1895 die stärkste Anregung aus. Das slawische Bauernhaus schildert besonders aus-

¹⁾ Vgl. Revue des ét. slav. I. 89f. — ²⁾ Vgl. ZfWf. 35/36. (1925/26) 55f.

fährlich L. Niederle im 2. Band der „Slovanské starožitnosti, kulturní oddíl“ (1913), über das Bauernhaus in der mährischen Walachei unterrichten die Arbeiten von R. Chotet (besonders im *Národop. věstník* XI. 1916), das Bauernhaus in Karpathenrußland mit seinem Hausrat, Werkzeug u. a. bespricht M. Gavazzi (ebd. XIX. 1926), die Holzkirchen in Karpathenrußland behandelt A. J. Stramký (*Český lid* XXV. 1925), eine ergebnisreiche Untersuchung zum slawischen Bauernhaus lieferte Schier im letzten Heft unserer Zeitschrift. Als Bilderwerk ist die von Zb. Wirth eingeleitete Mappe „Dědina“ (Prag 1925) zu nennen, die 516 Lichtbildaufnahmen zum slawischen Bauernhaus der Republik von B. Vadroušek bringt. Das slawische Haus mit seiner Einrichtung und seinem Schmuck, namentlich aber alle Erzeugnisse der Volkskunst haben in dem Architekten Dušan Jurkovič (*Práce lidu našeho*, 1905ff.) einen sachkundigen und liebevollen Darsteller gefunden. Den Erzeugnissen der Heimarbeit und Hausindustrie, der volkstümlichen Keramik in Mähren und in der Slowakei, insbesondere aber den heimischen Sticereien und Spitzen, der **V o l k s t r a c h t** und dem Schmuck sind eine Reihe von Schriften gewidmet, darunter nicht wenige von Frauen. Über den Schmuck im tschechischen Südböhmen schrieb E. Fryšová (*Ornament jihočeský*, 1901), über die Tracht und Sticerei in der Podiebrader Gegend B. Šoblová (in der Sammlung *Poděbradsko*), zahlreiche Muster von Sticereien brachte J. Šima in seiner „Studie výšivek lidových z Čech, Moravy a ze Slovenska“ (1909) und namentlich Renata Tyršová bewirkte mit dem im Verein mit J. Šantich 1910 herausgegebenen Werk „Le paysan tchèque: Bohême, Moravie, Silésie; costumes et broderies“, daß man im Ausland und besonders in Frankreich auf die tschechischen Trachten und Sticereien aufmerksam wurde. Von R. Tyršová stammt auch die kurze Aufsicht „Lidový kroj v Čechách na Moravě a ve Slezsku“ (Nr. 15 der Sammlung „Duch a svět“) mit Anführung der Literatur auf S. 74f.. Mit den Kopfbedeckungen der Slowatinnen beschäftigen sich die vom Maler Joža Uprka mit Bildern geschmückten Darstellungen von Fr. Krejč (Slovácké čepce, 1901) und von A. Kolář (Šatky a šátky, 1916), mit den slawischen Spitzen und ihrer Erzeugung macht das mit 60 Tafeln versehene Buch der M. Smolková „Krajky a krajkářství lidu slovanského v Čechách, na Moravě, ve Slezsku a Slovensku“ bekannt, das nach dem Tode der Verfasserin (1904) von R. Bibová herausgegeben wurde. Über die tschechische Volkstracht der Lauser Gegend gab der deutschböhmisches Volkskundler J. Blau eine Übersicht in der *ZfdVf.* XII. 1906, S. 14ff., über die Volkstracht in der mährischen Slowakei schrieb J. Alvaňa mehrere Aufsätze¹⁾, in der Slowakei selbst betätigten sich auf diesem Gebiete A. Amet, der Begründer des Museums in St. Martin am Turz, und besonders B. Socháň und J. Koula, die als erste nach geschichtlich-vergleichenden Gesichtspunkten voringen. Eine Reihe farbiger Trachtenbilder aus der Lausitz enthält das Buch „Čtení o Lužici“ (Prag 1925) von R. Ruba. Es ist selbstverständlich, daß die im „Svaz československých museí“ vereinigten

¹⁾ Vgl. *Revue des études slaves* I. 231.

Murseen, der seit 1925 ein Jahrbuch herausgibt, und ihre Veröffentlichungen der Volkstracht, Volkskunst und gesamten sachlichen Volkskunde ein besonderes Augenmerk schenken. Über die volkskundliche Abteilung des mährischen Landesmuseums in Brünn unterrichtet ein auch als Sonderdruck mit hübschen Federzeichnungen von Rudolf Jelinek u. a. (Brünn 1928) erschienene Aufsatz von Fr. Pojspíšil in der „Prager Presse“ (VIII. Jahrgang 1928, Nr. 4).

Während eine eingehende Kennzeichnung des tschechischen und slowakischen Volkscharakters vom psychologischen und soziologischen Standpunkt, worzu E. Chalupný mit der Schrift „Národní povaha česká“ (1907) eine Vorarbeit geliefert hat, noch aussteht, gibt es eine Reihe von zusammenfassenden, volkstümlichen Darstellungen in Lesebüchern, welche auch den volkskundlichen Stoff entsprechend berücksichtigen. Schon 1901 erschien das Buch „Slovensko“, in welchem Niederle die Geschichte des Landes, Pastrnek die Sprache, Richard das Volkslied, Sochán und Alvaňa die Tracht, Holubý und Bartoš die Sitten und Bräuche behandelten. Diesem folgte das mährische Volkslesebuch „Lidová čítanka moravská“, in dem Bartoš über die Sprache, Alvaňa und Wanklova über die Tracht und Stidereien, Piškáček über den Volksgefang, Mareš über die Hausindustrie und Jurkovič über das Baumeisen schrieben. Endlich schloß die Reihe das neue slowakische Lesebuch „Slovenská čítanka“ mit Beiträgen von Niederle (Geschichte), Pastrnek (Sprache), M. Schneider-Žrnovský und A. Kolísko (Volkslied), Holubý (Brauch und Glaube), Sochán und Medvecký (Volkstracht, Volkskunst, Hausindustrie). Von diesem Buche erschien 1925 eine vollständig umgearbeitete, von J. Kabešl geleitete 2. Auflage mit vielen neuen Beiträgen. Diese Lesebücher ergänz für Böhmen trefflich das ausgezeichnete Buch über das tschechische Dorf (Česká vesnice) von Aug. Zalud (Prag 1919), dem langjährigen Leiter des volkskundlichen Museums in Prag. Ein Seitenstück dazu ist die mit vielen Bildern geschmückte Monographie des Dorfes Eisgrub (Horvatský Grób) bei Preßburg von Ant. Václavík, die unter dem Titel „Podunajská dedina v československu“ (Un village de la plaine danubienne slovaque) 1925 in Preßburg erschien und S. 413f. eine Übersicht über die volkskundliche Literatur der Slowakei gibt. Den Gipfelpunkt der zusammenfassenden Werke bildet die „Volkskunde des tschechoslowakischen Volkes“ (Národopis lidu českoslovanského). Zu dieser hat R. Chotel den Plan entworfen und mit Jašubec, Rázimour, Koula, Matiegka, Niederle und Polkova die vorbereitenden Arbeiten durchgeführt. Für Böhmen sind 9, für Mähren-Schlesien 7 und für die Slowakei 4 Bände berechnet. Als 1. Band erschien die Volkskunde der mährischen Slowakei in zwei Teilen (Moravské Slovensko 1918, 1922), als 2. Band die des Glazer Landes (České Kladsko) von J. St. Rubín (Prag 1926).

Die tschechische Volkskunde betätigt sich nicht bloß in der Sammlung und Herausgabe des Stoffes, sondern veranstaltet auch volkskundliche Kurse (vgl. Národop. věstník 1927) zur Heranbildung von Mitarbeitern und Tagungen zur gegenseitigen Anregung und Förderung. Solche Tagungen der tschechischen und slowakischen Volkskundler finden

seit 1924 alljährlich statt und werden gewöhnlich von J. Horák ausführlich gewürdigt. In allerletzter Zeit zeigt sich das Bestreben, den Arbeitskreis zu erweitern und die Volkskunde aller Slawen nach einheitlichen Gesichtspunkten zu pflegen. Auf dem 1. Kongreß der slawischen Geographen und Ethnographen in Prag (1924) wurde dem Antrag des bulgarischen Slawisten Dr. J. Sišmanov zugestimmt, in Prag ein allgemein slawisches Volkskunde-Museum zu errichten. Hierzu übernahm die Tschechoslowakische volkskundliche Gesellschaft (Národopisná společnost československá) die Vorarbeiten und ließ von R. Chotel eine Denkschrift über die Organisation, die Aufgaben und Ziele dieses Museums ausarbeiten (vgl. Národop. věstník, 1927). Ueber dieses Museum, das als ein wissenschaftliches Institut gedacht ist und vor allem jenen als Einführung dienen soll, welche sich mit der slawischen Volkskunde wissenschaftlich beschäftigen und vorerst einen allgemeinen Ueberblick gewinnen wollen, wurde auf dem 2. Kongreß der slawischen Geographen und Ethnographen in Warschau (1927) eingehend beraten. Ueber den ganzen Plan unterrichtet ein Aufsatz von J. Horák in der „Prager Presse“ vom 11. Dezember 1927. Diesem 2. Kongreß legte Horák eine von ihm schon früher (Národop. věstník 1925) erhobene Forderung vor, daß nämlich ein volkskundliches Zentralarchiv im Anschluß an das Museum errichtet werde, da es einerseits unmöglich und vielfach auch unnötig ist, den von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Stoff in den Druck zu bringen, dieser aber andererseits dem wissenschaftlichen Arbeiter zugänglich sein muß.

In dem erwähnten Aufsatz (Prager Presse vom 11. Dezember 1927) berührt J. Horák eine brennende Frage der Gegenwart, die bald einer gezielten Lösung zugeführt werden muß, die Frage: *Volkskunde und Universität*. Die Slawen in der Tschechoslowakei besitzen an ihren drei Universitäten (Prag, Brünn, Preßburg) nur einen einzigen Lehrstuhl für Volkskunde (Prof. Dr. R. Chotel, Preßburg). Sonst sind die gleichen Verhältnisse wie an fast allen deutschen Universitäten: die Volkskunde wird von den Philologen und Literaturhistorikern vertreten, was für diese eine schwere Belastung bedeutet, zumal dann, wenn sie sich nicht auf den philologischen und literarischen Teil der Volkskunde beschränken, sondern auch Glaube und Brauch und die sachlichen Volksgüter behandeln, was allerdings selten der Fall ist. Die Volkskunde, die in raschem Siegeslaufe festen Boden erworben hat und zu einer, wie man ruhig behaupten kann, vollwertigen Wissenschaft herangewachsen ist¹⁾, wird sich nur dann günstig weiterentwickeln können, wenn sie an den Universitäten von Fach-

¹⁾ Der Streit um die Volkskunde als Wissenschaft hat sein Seitenstück in der Auslandskunde. Damit beschäftigt sich kurz Dr. Köbner in seinem Gegenbericht bei den Verhandlungen des wissenschaftlichen Beirates des deutschen Ausland-Institutes (Tagung vom 25. Mai 1927) und bemerkt treffend: „Wenn wir die strengen Maßstäbe der Erkenntnistheorie anwenden wollten, so müßten wir bei einem hohen Prozentsatz der heutigen akademischen Fächer deren Charakter als einer besonderen Wissenschaft in Frage stellen, ohne daß damit ihre Brauchbarkeit, ja Notwendigkeit als Lehrgegenstand aufgehoben wird.“ (Der Auslandsdeutsche XI. Stuttgart 1928, S. 197).

männern gelehrt wird. Der heutige Zustand ist völlig unhaltbar. Der angehende Mittelschullehrer soll mit der Volkskunde bekannt gemacht werden, diese ist bereits hie und da Prüfungsfach, die volkswissenschaftlichen Vorlesungen weisen einen Massenbesuch auf, die volkswissenschaftliche Forschung erweitert und vertieft sich von Jahr zu Jahr, riesige wissenschaftliche Handwörterbücher und Werke erscheinen und dabei fehlt der mit Seminar und Handbücherei ausgestattete Lehrstuhl. Wenn auch oft bürokratische Schwerfälligkeit und finanzielle Schwierigkeiten und Bedenken auf Seiten der Regierung mitspielen, so liegt doch die Schuld an den Verhältnissen in erster Hinsicht bei den Universitäten selbst, die es in der Hand haben, durch entsprechende Vorschläge und Eingaben dem Stiefkind Volkskunde zu seinem Rechte zu verhelfen. Am frühesten und am vorbildlichsten hat sich hier, was in Deutschland wenig bekannt zu sein scheint, die deutsche Universität in Prag den neuen Verhältnissen angepaßt, dank der jahrzehntelangen volkswissenschaftlichen Tätigkeit Prof. Hauffens. Dieser bekleidet schon seit 1918 den Lehrstuhl für deutsche Volkskunde, seit 1922 besteht eine Dozentur für deutsche Volkskunde (Jungbauer), die erste an allen deutschen Universitäten, mit Lehrauftrag vom Studienjahr 1928/29 an, seit 1924 wirkt E. Schwarz als Priv.-Dozent für ältere deutsche Sprache und Literatur „sowie Heimatforschung“, seit 1927 liest E. Schneeweis als Priv.-Doz. für slawische Volks- und Altertumskunde. Eine natürliche Folge dieser guten Vertretung der Volkskunde an der Universität ist, daß sich viele Mittelschulprofessoren auf sudetendeutschem Boden in hervorragender Weise volkswissenschaftlich betätigen und der lebhafteste Anteil an der Volkskunde durch die Professoren der Lehrerbildungsanstalten bei den zukünftigen Volksschullehrern geweckt wird. Die Tschechen haben wohl ausgezeichnete volkswissenschaftliche Gelehrte, deren Wirken an den Universitäten sich ebenfalls über die Universität hinaus in fruchtbringender Weise äußert¹⁾, doch fühlt man schon lange den Mangel einer entsprechenden Vertretung dieser Wissenschaft an den Universitäten. Einerseits hat man schon früh die Bedeutung der Volkskunde für das Volkstum selbst erkannt und gesehen, wie nachhaltig sie das ganze Geistesleben und besonders die Dichtung fördert²⁾, andererseits aber fürchtet man mit Recht, daß der Dilettantismus auf dem Gebiete der Volkskunde noch mehr zunehmen wird, wenn nicht bald von einem Mittelpunkt aus, als der nur die Universität in Betracht kommen kann, die wissenschaftliche Führung fest in die Hand genommen wird. Prof. J. Jatubec

¹⁾ So erscheinen manche Werke als eine gemeinsame Arbeit von Mittelschul- und Universitätsprofessoren, indem jene den Stoff sammeln und diese den vergleichenden Apparat liefern. Das neueste Beispiel ist das Buch „Lidová Vypravování z Podbrdská a jiných českých krajů“, Verlag der „Gesellschaft für Volkskunde und Denkmalschutz“ (Společnost pro národopis a ochranu památek) in Pilsen (1928), von R. Vaněček, der den Stoff zu diesen Märchen und Volkszählungen durch seine Schüler an der Lehrerbildungsanstalt in Příbram gesammelt hat, wozu Univ.-Prof. Dr. J. Polívka vergleichende Anmerkungen geliefert hat.

²⁾ So kennzeichnet z. B. P. Eisner das Hauptwerk des Dichters Josef Holáček „Naši“ mit den Worten: „In dem Werke lebt jegliches kulturelle Ur- und Erbgut der völkischen Tradition, die Jahreszeiten, die Lage und Werke, die Verrichtungen und Geräte, die Freuden und Feste und das uraltdähnliche Raunen der Volkseele“ (Prager Presse vom 26. Febr. 1928, Beilage Nr. 9).

verlangt daher in einem Aufsatz über „Volkstunde und Schule“ (Aufgaben und Ziele der tschechoslowakischen Volkstunde; Ergänzungsband zu Jahrgang XVIII. 1925, des *Národop. věstník*, S. 102ff.) zwei volkstundliche Lehrstühle für jede tschechoslowakische Universität, einen für tschechoslowakische Volkstunde im besonderen und einen für allgemeine vergleichende Volkstunde.

Zum Schluß unserer Übersicht muß noch ausdrücklich bemerkt werden, daß hier nur jene volkstundlichen Arbeiten der Tschechen und Slowaken berücksichtigt wurden, welche entweder rein wissenschaftlich eingestellt sind oder für die Wissenschaft als Stoffquellen in Betracht kommen. Daneben bestehen auch unwissenschaftliche Darstellungen und Blüten blutigsten Dilettantismus, der nicht selten auf nationalistisch-chauvinistischen Motiven gegründet ist. Ähnliches gibt es auch auf deutscher Seite. Wenn auch kaum jemals eine böse Absicht zugrunde liegt, sondern immer ein bei Sprachgrenzdeutschen und um ihre Rechte kämpfenden Minderheiten selbstverständlich gesteigertes Volksbewußtsein, das vielleicht schon darin ein nationales Verbrechen erblickt, wenn der Gelehrte irgend einen Ortsnamen unlegbar slawischer Herkunft nicht aus dem Germanischen erklärt, so leidet doch die Wissenschaft, aber auch das Ansehen des eigenen Volkes unter derartigen unwissenschaftlichen Veröffentlichungen, so daß sie gerade vom völkischen Standpunkte aus zu bekämpfen sind. Es ist anzuerkennen, daß die tschechische Wissenschaft bisher immer gegen derartige Nachwerke Stellung genommen hat, die auf tschechischer Seite erschienen sind. Und dies müssen auch wir tun, wenn wir den Dilettantismus aus unserer jungen Wissenschaft ausschalten wollen.

Was das Verhältnis der tschechischen und slowakischen Volkstunde zur deutschen Volkstunde in den Sudetenländern anbelangt, so fehlen vielfach noch die Verbindungsbrücken. Bloß an einer Stelle, in der „Staatsanstalt für das Volkslied“, dem zu einem dauernden Werke gewordenen ehemaligen österreichischen Volksliedunternehmen, sind neben den Tschechen auch Deutsche vertreten. Die vergleichende Volkstunde und die geographischen Verhältnisse schaffen aber selbst Uebergänge. Wie im großen J. Polívka durch die Mitarbeit an den „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ ein Riesenwerk der deutschen Volkstunde schaffen half, so berühren sich auch im Kleinen die Arbeiten, die Tschechen nehmen auf die deutsche Volkstunde Bezug und umgekehrt. So z. B. befaßte sich St. Souček in *Český Lid* XIX. 26ff. mit der im Brünnener Landesarchiv aufbewahrten, volkstundlich sehr wertvollen Handschrift des Fulneker Bürgers Felix Jaschke aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, während etwa andererseits Bruno Schier im 4. Heft unserer Zeitschrift einen wichtigen Beitrag zur slawischen Volkstunde lieferte. Eine engere Zusammenarbeit der deutschen und tschechischen Volkstundler, vielleicht in einem allgemeinen tschechoslowakischen Volkstunde-Ausschuß oder in einer Erweiterung der „Staatsanstalt für das Volkslied“ auf die ganze Volkstunde, wäre von großem Vorteil für die Wissenschaft. Seit einem Jahre ist hiezu von deutscher Seite eine günstige Vorbedingung geschaffen durch die Habilitation des Priv.-Doz. E. Schneeweis für sla-

wische Volkskunde. Ob eine solche zukünftige Zusammenarbeit deutscher und slawischer Volkskundler, die gerade deshalb wichtig ist, weil sich das geographische Verbreitungsgebiet der volkskundlichen Erscheinungen keineswegs mit der Sprachgrenze deckt, zu einer Tatsache wird, hängt allerdings auch von anderen Umständen ab, die vorwiegend politischer Natur sind und daher in unserer Zeitschrift nicht erörtert werden können.

Kleine Mitteilungen

's Frußln (Märchen)

Dou wor emol ej Votr, dar hotte drei Sihn: Dr erschte wor ej Tischler, dr zweite hotte Fleischhockt gelarnt und dr dritte hieß Honns und wor nischd. Dou sote dr Votr: „Ihr Ra(r)l(n) (Kerle), ihr hot Profession, gitt (gehst) fort und tut eich im Brut in; ich ko(n) eich ni immr drhalbn!“

Dou is zu dr erschte dr Franz, dr Tischler, uff Reijn gangn. Ar hout a Brut gefundn und sote sich dann ei ej klejnes Heisl; 's hout obr ni lange gedauert, wor 's Heisl wieder wag und weil 'r nischd mej hotte, is 'r wieder hemm kumm zunn Votr. Drnouchrind mochte sich dr Fleischhockt auf, dar hieß Sef. Dar wor obr a noch ni lange auf Reijn, dou hott 'r 's ganze Geld verspielt. Ar duchte: „Wos fängste iz o?“ Uderwags trof 'r enn Bauer, dar trieb senn Uchsn zunn Fornte (Jahrmarte). Ar nohm 'm dan Uchsn wag — Schandarme worn noch sene — und bruch't'n hemm. Ubrn Votr sot 'r: „Su vie(l) Geld hob ich mr schunn arspott, doch ich mr dan Uchsn keefn kunnte; ich war ofangn zu schlocht'n und de Fleischhockerei salbr betreiben.“ 's dauerte obr ni zu lange, honns 'n gehullt und eigesparrt; drnouchrn soß 'r halt wieder drheme.

Dou sote dr Votr zunn Honns: „Die zweje, die ich Profession ho(b) larn luffn, ho(b) ich drheme; du host sunst nischd, iz mußt of du ei de Walt gihn!“ Su ging halt dr Honns bu enn Orte zunn andrn battln. Dou kom 'r a zu enn Schlusse und srot 'n Lornwachtr, ob 'r ni künnde enn Dinnst kriegn. Dar sote: „Nu, sren (für den) Augenblick kon ich ni wag, obr ich war(d) 'n gnädichn Harrn bitten, villeicht spejtr.“ Dr Honns sote, ar wär a kuranischiert und wär zufriedn, wenn 'r a ej Wachtr sein künnde. Dou sote dr Lornwachtr: „Da(r)t drinn is ejne Gruff und ejne Kopalle, dou künnt 'r Wachtr sein. Mir hott'n schunn enn, dar wor obr zu fruslich (fürchtete sich)!“ „Ach, 's Frußln tät ich garne larn,“ meinte dr Honns. Dr Lornwachtr geduchte sich enn Zug aus 'n Honns zu mochn und malde (meldete) 's 'n Schlupharrn, daß enner dou wär, dar 's Frußln larn wöllde.

Su wurde dr Honns Wachtr bei dr Gruff und Kopalle. Ar mußte glei 'n erscht'n Dubt hihihn; sie honn obr noch enn dazu gestallt, dar mußte aufpassn, wie sich dr Honns zeign ward. Dar is obr de ganze Nocht ringangn, hot gebrummt und gezantt und sich ni gefordcht. 'n zwejtn Dubt stond dr Honns schunn essejne auf Woche. Wie ar su da(r)t stiht, kimmt enner auf de Kopalle zu, will se aufschlißn und nei. Dr Honns pockt 'n obr glei; es wor dr Farschtr (Förster). Dar sote zunn Honns, ar sull of ruhich sein, ar gih of nei batn, dann kimmt 'r wieder raus. Drweile wor obr de Prinzessin aus 'n Schlusse aa schunn drinne, die sote auf'n Farschtr wortn. Su kom dann also zweje aus dr Kopalle. Dr Honns drwischt 'n glei wieder und srot 'n, wos 'r dou fr' ejne hätte. Dr Farschtr sote: „Dos is de Muttergottes, die tut mich immer rausbegleitn.“ Dr Honns wor obr geschit, druchte sich sei(n)s, ließ bejde gihn und ols 'r ein Morgn bunn Dinnstlein gestrot wurde, ob nischd is virkumm (vorgekommen), sote ar: „Ich ho(b) nischd gefahn ols enn Mon und de Muttergottes, die worn ei dr Kopalle batn.“ Und wie s'n dann frotn, ar söllde of noch sohn, obs labendiche Wefn wärn gewast, sot 'r: „Dos weis ich ni; die honn auf mich ni geredt, obr ich hob se sahn wucln!“

De Prinzessin wullt 's garne rauskriegn, ob dr Honns warfflich su olbr wär, obr obs dar Ra(r)l doch noch bu ihr verroutn künnde, und hout getrockt, unbewarkt midn Honns rejd'n zu sinn. Sie stallte sich, ols ob se Zug mid'n hätte und

frot 'n, ob 'r 's Frußln schon gelarnt hätte. Dr Honns sote: „Wenn ich mich iße nt gefarcht hob, war(de) ich mich a wetter (weiter) ni mei farcht; ich wor nachtn (gestern) bei dr Kopalle und hob die zweje sahn rauskumm und hob mich a nt gefarcht; 's wor de Muttergottes, die is mid'n Farschtr rauskumm ...“ und drbei mocht 'r enn Bocherich (einen Bacher). Dou is de Prinzessin erschruht und wor ejne Weile ruhich; dann sot se, ar sull of nisch verroutn, sie ward's 'n gut bezohl'n, und wenn de Dinnsleite fron, sull ar son, es efft (geistert) da(r)tn bei dr Kopalle, dou farcht se sich drnouch — und gob 'm zweihundert Silbn. Ar sote: „Mich finn se rejdrn (rädern), ich so(g) nisch, wer's wor.“ Und wenn 'n dann de Dienstleite aus'n Schlusse frotn, ob 'r 's Frußln schunn konn, sot'r of: „Dos war ich schunn noch larn.“

Die Prinzessin traut 'n Honns obr ni racht und hätt'n garne vu dan Wacht-dinnste bei dr Kopalle waggebrucht; sie beredte sich midn Farschtr, dar sullt 'n auf 'n Turm nauffih'n, ubn enn Schupprich (Stoß) gan, doß 'r no (hinab) flejgt und dou ducht se, ar würde sich derschlon. Dr Farschtr tote sich andr's ozihn, fühete 'n Honns auf 'n Turm, sote, wenn ar dou no springt, kimmt 'r eis Paradies, und gob 'n Honns aa schunn enn tücht(i)chn Schipprich. Dr Honns flug no; undn stonb obr ej großes Foß mit kalbn Wosfr, dou sul ar nei. Es hot'n obr sunst nisch getoun, ar mochte sich wieder raus, sote drbei: „Hu, dos is ej kalt Paradies!“ und duchte: „Ich hoste 's Frußln gelarnt; wenn ich of 's Geld ho(b), is war ich wieder gih'n.“

Weil dr Prinzessin obr dr Plon a ni wor durchgangn, ließ 'n zu sich ruffn. Dr Honns sproch zunn 'r: „'s Frußln ho(b) ich gelarnt und men Dinns so(g) ich auf; obr noch ejne Bitte hätt ich; ich möchte garne midn Kiniche rejdn.“ Dou hout de Luchtr mit Händn und Fißn gewehrt, ar sull of dos ni verlangn, gob'n zahn Dufotn und sote, ar sull of gih'n und ju nimmej eis Schluß kumm. Dr Honns obr sote: „Wenn ich ni nou zahn Dufotn kriege, so(g) ich's.“ Wie ar a die noch kriegt hotte, is dr Honns fortgangn, obr erscht noch ei'n Busch (Wald), da(r)t lauerte 'r 'n Farschtr auf. Wie dar kom, brucht 'r 'n dos Ding für vu dr Muttergottes und sote, wenn ar'n ni wos gibt, leiff'r eis Farschtrhaus und sot's fenner Fra. Dou nohm dr Farschtr 's Gewehre rundr und wullt'n is drschiekn; dr Honns is geschwinde fortgeluffn und hot immer drbei gebrüllt: „Ich so(g) 's, ich so(g) 's!“ Dr Farschtr hot a geschuffn, obr ni getruffn. Dr Honns duchte, is hoste genug Geld, kimmt doch andr'ch hemm ols deine Brüder, und mochte sich auf.

Wie ar hemm tom, sote dr Votr: „Wiste a ej sichr (solder) Nischguts wie die zweje, doß de schunn kimmt?“ Dr Honns 'rzahlte erscht olles, wos wor vorbeigangn, dann hot ar erscht 's Gald gewiesn. Dou sote dr Votr: „Du bist besser dro gewast — host es Geld obr ni a gestouhln?“ „Nej,“ sote dr Honns, „ich höre a noch ni auf, will a ej neigebautes Haus honn, ich gih wieder hi eis Schluß.“ Und ar mochte sich a balde wieder auf, hot de Prinzessin ogelauert und vunn 'r ej neies Haus und ej Dinnsmeidl aus'n Schluß verlangt — hot 'r ni ols kriegt, sot 'r 's. Den ließ'n de Prinzessin ej neies Haus baun, ar wunn sich ejne aus'n Schlusse wart-lich geheivot und hotte sei Labestoge genug; wos ar brauchte, kunde ar sich aus'n Schlusse hulln; de Prinzessin gob's 'n, so lange ihr Votr gelabt hot. Dann andn Brüdern und Honns Votr ging's is a gut; dar sote ufte: „Satt'r's ihr Zwine, die Obbern wort ihr und dr Gescheite is dr Honns; dar hot su wie(I) ols 'r braucht sei Labestoge durch seine Obrichkeit.“

Sobenik bei Leitmerik.

Karl Sichtenfeld¹⁾.

Der Schnupferhammer

Auf dem Heimatfeste der böhmerrwäldischen Holzhauerdörfer Buchwald, Fürstenhut und Scheureck in Fürstenhut im Juli 1926 fiel unter der Menge der Volks-

¹⁾ Dieses bemerkenswerte Seitenstück zum Märchen „Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“ (Volke-Polivta I. 22 ff. Nr. 4) wurde mit sieben anderen Märchen (Affenbrödel, Der Müller und der Teufel, Die Müllerstochter, Der alberne Hans, Der neunköpfige Drache, Struber Fuchs, So lohnt die Welt) im Jahre 1899 aufgezeichnet und Prof. Hauffen überliefert.

gestalten der „alte Schwarz“ von Scheureck allgemein auf durch einen großen hölzernen Hammer, den er über der Schulter trug. Von Zeit zu Zeit nahm er den Hammer von der Schulter und schlug auf den Handrücken; da fiel Schnupftabak aus dem Hammer auf die Hand, den er mit Vergnügen zur Nase führte oder an-



deren zum Nasenabsal hinreichte. Gewöhnlich wird ein solches Schnupferwerkzeug bei feierlichen Anlässen von Vereinen mitgenommen, damit die Nasen auf ihre Rechnung kommen und für lustige Unterhaltung gesorgt ist. Den Schnupferhammer hatte sich der „alte Schwarz“ für das Heimatfest bei der Feuerwehr von „da Schmels“ ausgeliehen, welches kleine bairische Flecklein, amtlich Hinterfirmiansreut geheißten, hart an der bairisch-böhmischen Grenze nahe dem Dorf Scheureck liegt.

Budweis.

Dr. Rudolf Rubitschek.

Der Maitanz, ein wiedererstandener Volksbrauch im westlichen Erzgebirge

Daß trotz Eindringens der Industrie und Modernisierung des gesellschaftlichen Lebens mancher alte Volksbrauch ohne Zutun Außenstehender neu ersteht, zeigt das Neben des alten „Maitanzes“ in Schindlwald, Bezirk Neudorf. Der Ort hat ein Eisenwerk und die Jugend betrachtet das bewußte Pflegen der Volksbräuche als Aberglauben. Nun wurde heuer ohne Beeinflussung der schöne Brauch des Maitanzes seit Jahren wieder einmal nach altherkömmlicher Weise gefeiert. Als Maien verwendete man eine sehr hohe Birke, die mit farbigen Bändern geschmückt war. Auf einem mit Birkenzweigen geschmückten, von Kühen gezogenen Leiterwagen wurden die vier Paare, die den „Mäuer“ antanzen sollten, abgeholt. Jedes Paar mußte einen größeren Betrag für diesen Ehrentanz bezahlen. Nach dem Tanz kamen zwei als Holzhauer verkleidete Burschen und der „Förster“ zu dem Baum. Der Förster maß mit dem Zollstab den Baum, dann wurde dieser von den Holzhauern gefällt. Hierauf trat ein als altes Weib verkleideter Bursche auf, der in einem großen Korb das Essen für die Holzhauer brachte. Es waren dies die in der dortigen Gegend beliebten „Schnäpper“, Kartoffelknödel, mit Schwämmebrühe. Es wäre noch zu erwähnen, daß der Förster einen Bart aus jungen Fichtentrieben trug. Ich glaube, daß dies ein Überbleibsel der Gestalt des „Wilden Mannes“ ist, der auch in grünes Moos und Laub gekleidet war.

Vom Standpunkt der Volkskunde ist dieses Wiedererstehen eines alten Brauches nur zu begrüßen. Er ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß auch in Industriegegenden, wo das alte Brauchleben ganz ausgestorben scheint, in der Volksseele die Erinnerung an Brauch und Sitte noch fortlebt.

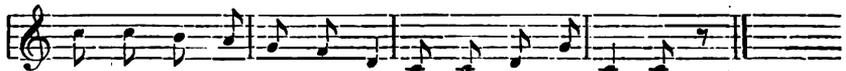
Schön Lind bei Heinrichsgrün.

Dr. Karl Göp.

Volkslied aus Dobšchau (Slowakei)



1. Hast du net mein Schob ga = sehn? Ich bol an lo = sfn gri = sfn! Ich



hob an en der Moss ga = sehn: zo = pvl = er men Fi = sfn

2. Wenn-er bit frögn, bos ich tü,
 sog, ich sei gastobn.
 Wenn-er bit sear traorich tün,
 sog, ich lom schon moagn¹⁾.

Budapest (Dobšchau).

Julius Zug.

¹⁾ Übersetzung:

- Hast du nicht meinen Schatz gesehen? Ich möchte ihn grüßen lassen.
 Ich habe ihn in dem Hockosen gesehen; da zappelt er mit den Füßen.
- Wenn er wird fragen, was ich tu, sag, ich bin gestorben.
 Wenn er sehr traurig sein wird, sag, ich komme schon morgen.

Zur Lit. vgl. Jungbauer Wbl. Nr. 286. — Geschlossenes e, bzw. o bei „net, bol, lofn, fogn, lom, schon“.

Volkstümliche Vorlesungen an der deutschen Universität Prag

Im Wintersemester 1928/29 liest G. Jungbauer: Einführung in die deutsche Volkskunde (3stündig), Volkskunde und Volksbildung (2stündig). E. Schneeweis hat angekündigt: Altflawisches Leben (3stündig), Übungen in der slawischen Volkskunde (2stündig).

Leos Janáček †

Am 12. August d. J. ist Leos Janáček, der bedeutendste tschechische Lieddichter der Gegenwart, im Alter von 74 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. Mit Janáček, dessen Opern (Jenufa, Kata Kabanova u. a.) auch auf den großen deutschen Bühnen aufgeführt wurden, verliert die tschechoslowakische Volkskunde einen verdienten Mitarbeiter, der sich hauptsächlich mit dem slawischen Volkslied Mährens und der Volksmusik beschäftigt hat (s. unsere Zeitschrift S. 156f.). Als tatkräftiges Mitglied der „Staatsanstalt für das Volkslied“ hat er erst vor wenigen Monaten durch persönliche Vorsprache bei den maßgebenden Stellen durchgesetzt, daß die Geldmittel zum Druck der Volksliedausgaben bereitgestellt wurden. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den Druck und das Erscheinen seiner mährischen Volksliederammlung, die ihm zu einer wahren Herzenssache geworden war, zu erleben. Den durch seine vornehme Gesinnung und sein liebenswürdiges Wesen ausgezeichneten Mann werden auch die deutschen Mitglieder der Staatsanstalt in dauernder, dankbarer Erinnerung behalten.

Antworten (Einlauf bis 1. September)

2. Umfrage. Im westlichen Erzgebirge wird vor Betreten des neuen Hauses ein Huhn hineingeworfen (Prof. Dr. Karl Götz, Schönkind bei Heinrichsgrün), in Arnsdorf bei Lettschen a. E. pflegt man Tiere, besonders Bügel in Neubauten einzusperrern (Lehrer Josef Haas, Arnsdorf).

3. Umfrage. In Arnsdorf bei Lettschen a. E. legte man am Vorabend des 1. Mai, an dem die Hezen nach dem Abendläuten kommen, grüne Reiser oder Birchen vor die Stalltür. Das Hezen austreiben hat sich als Hezenplätzchen im Kinderspiel erhalten (J. Haas).

4. Umfrage. Im Weltkrieg verursachte die Sorge um die eingerückten Angehörigen eine neuerliche Belebung des Lischrücken (Oberlehrer Karl Ledel, Grünau bei Mähr.-Trübau).

7. Umfrage. Der Reichenschmaus (Reicha-assa, Trauerassa, Lutanassa, Radvertrinken) ist in ganz Ostböhmen üblich, gewöhnlich in Trauerhause, zuweilen im Gasthaus, so im Riesengebirge. Wird ein Lediger begraben, der die richtige Hochzeit nicht mehr halten konnte, so feiert man im Braunauer Ländchen, Adlergebirge und Schönhengstgau die Totenhochzeit, bei welcher stets getanzt wird. Im Adlergebirge sagt man „s Beed vertanza“, wie man für den Trunk auch sagt „das Fell (oder Leder) vertrinken“ (cand. phil. Erwin Seidel, Prag). Auch in Berlin sagt man noch heute gelegentlich, wenn man nach dem Begräbnis ein Gasthaus aussucht, „das Fell verkaufen“ (Dr. Hermann Rügler, Berlin). Im Schönhengstgau bewirkt man vor dem Begräbnis die „Fraidschoft“ (= Verwante), aber auch die Reichen und Kerzenträger, Nachbarn u. a. im Trauerhause, nach dem Begräbnis findet das „Sodatrinf'n“, bei einer „großen Reich“ das nicht selten zwei bis drei Gänge umfassende Reichenessen, zu dem manchmal auch die Musik spielt, meist im Gasthaus statt (R. Ledel, Grünau).

9. Umfrage. Haus für Hausflur ist auch im westlichen Erzgebirge (Doktor R. Götz, Schönkind), in Nordböhmen (J. Haas, Arnsdorf) und im Schönhengstgau (R. Ledel, Grünau) üblich.

12. Umfrage. Der Ausdruck „Litška“ ist ferner in der Schönhengster und Deutsch-Bohdemer Sprachinsel daheim (R. Ledel, Grünau).

15. Umfrage. Noch um 1900 pflegte man einem gestorbenen Kinde eine Zitrone in die Hand zu geben (J. Haas, Arnsdorf bei Lettschen a. E.).

16. Umfrage. Wie in der Sprachinsel Deutsch-Brudel (vgl. Bösl, Volkskunde S. 37), herrscht auch im Schönhengstgau der Glaube, daß der Flachs hoch wächst, wenn man beim Faschingstanz recht hoch springt. Wer nicht tanzt, dem gerät der Flachs nicht (R. Ledel, Grünau).

17. Umfrage. Im Schönhengstgau werden die roten Wolfsteck, Dachsfellstücke und Messingplättchen am Kummel als bloßer Schmuck betrachtet. Solche Kummete heißen „steirische“. Segen das „Beriffen“ der kleinen Kinder helfen bei Mädchen rote, bei Knaben blaue Maschen an den Hauben, Wickelbändern und Kinderwagen (R. Ledel, Grünau).

18. Umfrage. Standuhren, wie sie das Holzmeister-Museum in Mähr.-Erbau aufbewahrt, gibt es im Schönhengstgau nur in großen Bauernwirtschaften, z. B. jetzt noch in den Erbgerichten in Grünau und Ranigsdorf, und in städtischen Bürgerhäusern (R. Ledel, Grünau).

20. Umfrage. Die vielfach als Schlafstätte für die größeren Kinder dienende Siedele heißt im Schönhengstgau „Kannabett“ (R. Ledel, Grünau).

24. Umfrage. Auf dem mit der Schneide nach oben liegenden Messer müssen die armen Seelen sitzen; legt man es um, so wird eine arme Seele erlöst (Oberlehrer Franz Meißner, Nieder-Langenau bei Hohenelbe). Im Schönhengstgau heißt es, daß dann die armen Seelen im Fegefeuer leiden müssen (R. Ledel, Grünau). Neu ist die Ansicht aus Niedermohrau bei Römerstadt in Mähren, daß die Lebensmittel teurer werden, wenn man ein Messer mit der Schneide nach oben liegen läßt (Lehrer Johann Bernard).

25. Umfrage. Um Prachatitz in Südböhmen schlafen die weiblichen Dienboten in der mit Fenstergittern versehenen Kammer, die Knechte im Sommer auf dem Heuboden, im Winter im Stall (Oberlehrer Franz Meißner, Frauental), im Riesengebirge schläft das Gesinde meist in einer Bodenkammer, der Knecht im Winter zuweilen im Stall (F. Meißner, Nieder-Langenau), im Schönhengstgau ist der Schlafraum für Mägde eine ungeheizte Kammer, für Knechte der Pferdestall; in großen Wirtschaften muß eine Magd im Kuhstall schlafen (R. Ledel, Grünau), im Ruhländchen schlafen heute auch die Knechte und Hütungen meist in Kammern unweit des Pferdestalles und nur noch in vereinzelt Fällen im Stalle selbst (Lehrerin Anna Bömisch, Sedlnitz).

26. Umfrage. Für Westböhmen hat Dr. Alois Bergmann in Staab in den letzten Jahren mit einer Reihe von Mitarbeitern eine großzügige Aufnahme aller Kreuzsteine durchgeführt und so die früheren Arbeiten Prof. Wilhelms ergänzt. Leider fehlen die Geldmittel für die Beendigung der Arbeit und Drucklegung des umfangreichen Stoffes. Ein Kreuzstein in Nieder-Langenau bei Hohenelbe wird Schwedenstein genannt, weil man meint, ein Schwede sei im 30jährigen Krieg dort begraben worden; nach einer anderen Überlieferung soll dort eine Frau verunglückt sein. Das Kreuz an der Straße von Arnau nach Gutsmuths soll an der Stelle stehen, wo bei der Belagerung Arnaus durch die Husiten der Feldkaplan Zizka von einer Nonne vom Kirchbium aus erschossen worden sein soll. Die Kreuze an der Straße von Arnau nach Tschermna sollen Sühnekreuze sein, die hier am Wege zum Galgen von begnadigten Verbrechern errichtet wurden (F. Meißner, Nieder-Langenau). Besonders reich an Kreuzsteinen ist der Schönhengstgau, worüber Alois Czerny mehrere Arbeiten veröffentlicht hat, auf die R. Ledel (Grünau) aufmerksam macht.

27. Umfrage. Das Erbrecht, daß der älteste Sohn den Besitz erhält, gilt auch um Prachatitz, wo die übrigen Kinder eine Geldsumme erhalten (F. Meißner, Frauental), ferner im Riesengebirge, wo aber nach alten Grundbüchern früher auch Fälle vorkamen, daß große Wirtschaften (ganze Hufen) in halbe Hufen geteilt wurden und so zwei Söhne sich in das Erbe teilten (F. Meißner, Nieder-Langenau), endlich auch im Schönhengstgau. Sind hier aber viele jüngere Kinder vorhanden, so trachtet man, dem ältesten Sohn durch Kauf oder Einheirat eine andere Wirtschaft zu beschaffen, worauf den Besitz ein jüngerer Sohn erhält. Nach der Übergabe bekommen die Eltern das Ausgedinge, die anderen Geschwister einen Gelbbetrag und, so lange sie ledig sind, das Wohnrecht im Elternhause (R. Ledel,

Grünau). Ähnliche Verhältnisse sind im Ruhländchen, wo nur dann, wenn sich der Vater noch sehr rüstig fühlt oder der älteste Sohn studiert hat, den Besitz ein anderer Sohn, meist der zweitälteste, erhält. Auch hier werden die anderen Kinder „ausgezahlt“, doch nur mit bescheidenen Beträgen. Aus alten Grundbüchern ist ebenfalls ersichtlich, daß früher Teilungen von Ganzbauerngründen in Halbbauerngründe und von diesen in Viertelsbauerngründe vorkamen (A. Bönnisch, Sedlnitz).

28. Umfrage. Opal als Schmuck gilt allgemein als unheilbringend (Prof. O. Bernerth, Sternberg i. M.). Im Riesengebirge gibt man kleinen Kindern Korallenschürze um die Handgelenke, nach älterer Meinung, um sie gegen Krankheiten und böse Geister zu feien, nach jüngerem Glauben, um an dem Verblaffen der roten Korallen zu erkennen, daß das Kind krank sei (F. Weiskner, Nieder-Rangenaue. Vgl. dazu B. Höfer, Wiener Kinder Glaube, WZBl. 33, 1928, S. 53). Im Schönhengstgau schütten geweihte Medaillons, die als Halschmuck getragen werden, und seidene Säckchen in Herzform gegen Unheil. Solche hatten vor allem im Weltkrieg die Soldaten bei sich. Ferner gilt das Ohrenstechen und Tragen von Ohrringen und Ohrplättchen bei Männern als Schutzmittel gegen Augenkrankheiten (R. Ledel, Grünau).

29. Umfrage. Um Prachatz steht der Backofen in allen alten Häusern in der Stube und wird vom Hausflur oder der schwarzen Küche aus bedient. Die Ofenbank ist beim Backofen, an dem der Küchenofen angebaut ist (F. Weiskner, Frauental). Im Riesengebirge ist die schlesische Art der Backöfen allgemein üblich (F. Weiskner, Nieder-Rangenaue). Im Schönhengstgau steht der Backofen in der Stube oder Küche und wird vom Hausflur aus geheizt (R. Ledel, Grünau), was früher auch im Ruhländchen der Fall war, wo man aber gegenwärtig den Backofen meist im Vorhause unter dem Ramine oder in einer Nebenkammer des Hauses anbringt und vom Vorhause oder der Küche aus bedient (A. Bönnisch, Sedlnitz).

30. Umfrage. Auch im Schönhengstgau, z. B. in Reichenau, und in Schlesien, z. B. in Gräfenberg, finden sich Kapellen mit Vordach (R. Ledel, Grünau).

31. Umfrage. Von Beerennamen ist in Südböhmen für Himbeeren allgemein der Ausdruck Malina, für Stachelbeeren Maruśln üblich (Prof. Th. Chmela, Prag; Schriftleiter Anton Schacherl, Plattetschlag-Budweis). Im Schönhengstgau heißen die Himbeeren Himpan, in Wachtl Jmptbär, in Deutsch-Protzel aber wieder Malänapar (R. Ledel, Grünau). Auch in einigen Gegenden der Mark ist der Name Malinen oder Malinelnis daheim (Dr. S. Rügler, Berlin).

32. Umfrage. Die Lokomotiven und Käder der Budweis-Salznauer Bahn rufen bei der Talfahrt „Davidl, Davidl“ und stöhnen bei der Bergfahrt „Bloch, Bloch“ (Th. Chmela, Prag). Hierzu wurde früher ein ähnlicher Schwanke erzählt, wie er heute noch in der Gegend von Heinrichsgrün im Erzgebirge zu finden ist: „Ein Jude namens David Bloch hatte sich auf einem Berg eine Bahn bauen lassen. Weil aber die Lokomotive bergab immer „Davidl, Davidl“ und bergauf „Bloch, Bloch“ schrie, ließ er die Bahn wieder auf (Dr. R. Götz, Schön-lind). Die Lokalbahn Asch-Kopfbach-Adorf i. S., Bockel genannt, ächt bergauf: „Höllts ma, höllts ma!“ Bergab ruft sie: „'s gähit scho besser, 's gähit scho besser!“ (H. Schmidt, Prag.) Dasselbe ruft bergauf die Bahn Reuhof-Weseritz, die aber bei der Talfahrt meint: „Brauch enk nimma, brauch enk nimma!“ (Fachlehrer Josef Schott, Kladrau.) Bei der Bahn Haid-Schweibitz gibt es ähnlich wie bei einer oberösterreichischen Bahn (vgl. Heimatgaur 9, 1928, S. 38) sogar vier Abstufungen. Zuerst faucht sie bergauf „Helsts, helsts“! Dann ruft sie „Gähit scho besser, gähit scho besser“, ferner „Brauch enk nimma, brauch enk nimma“ und schließt endlich mit der zweimaligen Aufforderung des Götz von Berlichingen (Lehrer Ad. Gückhorn, Pattersdorf bei Deutschbrod).

34. Umfrage. In Südböhmen ist seit 1900 die Überlieferung belegt, daß die Tochter Rothschilds trotz ihres Reichtums keinen Mann bekomme, weil sie einen Totentopf, nach anderen einen Frosch- oder Fischtopf habe (Th. Chmela, Prag). Auch in Milikau bei Mies wurde erzählt, daß sie einen Totentopf haben soll (Ad. Gückhorn, Pattersdorf). Im westlichen Erzgebirge war vor einigen Jahren das Gerücht im Umlauf, daß sich die Tochter Rothschilds, die einen

Schweinekopf habe, in Klingental i. S. aufhalte (Dr. R. Göß, Schönkind). Auch im Schönhengstgau ist die Sage bekannt, daß die Tochter Rothschilts einen Totenschädel habe und deshalb keinen Mann bekomme. Im Bezirke Jägerndorf meint man, daß sie einen Schweinsrüssel besäße und daher nie ohne Maske gehe (R. Ledel, Grünau).

35. Umfrage. Verlieren der Schürze bedeutet in Südböhmen, daß das Mädchen ein Kind bekommt. Es ist ein beliebter Scherz, den Mädchen die Schürzenbänder zu lockern. Vorstehen einer Haarnadel bedeutet, daß sich jemand nach dem Mädchen sehnt. Steht die Nadel oben heraus, ist es ein Schwarzer, unten ist es ein Roter, rechts ein Brauner, links ein Blonder. Verlieren der Haarnadel bedeutet, daß das Mädchen einen Verehrer verliert oder verloren hat (Th. Chmela, Prag). Um Plattetschlag bedeutet das Aufgehen des Schürzenbandes und Verlieren der Schürze Untreue des Liebhabers. Steht eine Haarnadel vor, so heißt es ebenfalls, daß sich jemand nach dem Mädchen sehnt (M. Schacherl, Budweis). Um Wies jagt man, daß der Schatz an das Mädchen denkt, wenn diesem die Schürze aufgeht (W. Güllhorn, Pattersdorf). Im westlichen Erzgebirge bedeutet das Aufgehen des Schürzenbandes oder das Verlieren einer Haarnadel, daß das Mädchen seinen Schatz verliert (Dr. R. Göß, Schönkind). Auch im Schönhengstgau besagt das Aufgehen des Schürzenbandes oder das Verlieren der Schürze Untreue des Geliebten. Gußt eine Haarnadel aus dem Zopf, so sehnt sich jemand nach dem Mädchen (R. Ledel, Grünau). Dieselbe Meinung ist im Bezirke Römerstadt verbreitet (J. Bernard, Niedermohrau).

37. Umfrage. Die Windeier heißen in Rosenberg und Malsching (Südböhmen) „hi(n)gschiafti Dar“. Hühner, die solche Eier legen, gelten als verhezt. In Rosenberg bestand (1880) der Glaube, daß man in einem solchen Hause kein Glück beim Aufziehen der Kälber habe. Dies gilt auch noch heute. Erst kürzlich (1928) erregte in Malsching ein Windei Entsetzen. Auf den Rat einer Alten wurde es über das Dach geworfen und „gleich) hat 's Raibl trunfa“ (Th. Chmela, Prag). In Plattetschlag wird ein „lauters Ei“ in manchen Familien nicht mit der bloßen Hand berührt. Man faßt es mit einem Handschuh und wirft es in den brennenden Backofen oder ins Ofenfeuer, damit die Hühner nicht verhezt werden. Manche Leute legten das Ei unter die Tür und schlugen diese zu, so daß das Ei zerquetscht und dadurch die Hexerei abgewendet wurde (M. Schacherl, Budweis). Im Schönhengstgau knüpft sich Aberglaube nicht an die Windeier (Eier mit weicher Schale), sondern an die „Urreigl“ genannten, außergewöhnlich kleinen Eier, die manchmal von Hennen gelegt werden. Diese bringen angeblich Krankheit ins Haus und werden daher über den Kopf und zugleich über das Dach des Hauses so lange geworfen, bis sie zerschellen (R. Ledel, Grünau). Auch im Bezirke Römerstadt werden die hier „Urgeil“ genannten kleinen Eier rücklings über das Haus geworfen, um Schaden zu verhüten. Wenn die Hühner Windeier legen, so meint man, dies rühre von einem Schlag oder Wurf her (J. Bernard, Niedermohrau).

38. Umfrage. Im Bezirke Krummau und Kapitz besteht der Glaube, daß die Warzen angehezt werden oder durch Angreifen einer Kröte entstehen. Man vertreibt sie durch Besmieren mit dem Saft von Schöllkraut oder „Warzenkraut“ (Hauswurz). Sie werden auch abgetet oder mit einem Zwirnfaden abgebunden, der dann vor Sonnenaufgang unter der Dachrinne vergraben werden muß (Th. Chmela, Prag). In Plattetschlag reibt man die Warzen während des Ausläutens für einen Verstorbenen mit einer Fleischschwarte ein und begräbt dann diese unter den Dachtropfen (M. Schacherl, Budweis). Um Wies wird die Warze mit einem Kophaar abgebunden, das man dann in einen Spalt des Türstodes steckt. Solange es darin ist, bleibt die Warze fern (W. Güllhorn, Pattersdorf). In Glatin bei Trautenau macht man in einen Faden so viele Knoten als man Warzen hat und wirft ihn einer Leiche nach. In Trsching bei Steden spricht man während des Läutens bei einem Begräbnis:

Jetzt läuten sie mir den Loten aus,
Jetzt wasche ich mir die Warzen aus!

(E. Seidel, Prag). Im Bezirk Freudenthal (Schlesien) betupft man mit dem Knoten eines Strohhalmes dreimal kreuzweise die Warze und gräbt dann den Palm unter der Dachtraufe ein. Wenn er verfault, fällt die Warze ab. Oder man betupft die Warze dreimal kreuzweise mit einer Erbsen und wirft diese über den Kopf ins Wasser; wenn sie verfault ist, vergeht die Warze (R. Sedel, Grünau).

39. Umfrage. Ausführliche Darstellungen des Fischfanges in der Moldau und in der Miesä haben Th. Chmela und Ad. Süßhorn eingesandt, Angaben aus dem Schönhengstgau lieferte R. Sedel.

40. Umfrage. Ebenso ausführlich sind die Antworten über selbstverfertigtes Spielzeug von Th. Chmela für Südböhmen, von A. Schacherl für Plattenschlag, von Ad. Süßhorn für die Gegend um Mies, von R. Baumann für Neusattl bei Eibogen, der insbesondere die verschiedenen Pfeifenarten und Brummer behandelt und hübsche Skizzen beigelegt hat. Diese Einkäufe werden dem Archiv zugeführt, bzw. fallweise in den „Kleinen Mitteilungen“ veröffentlicht.

Umfragen

41. Wo gebraucht das Volk bloß einen einzigen Sammelnamen für alle Schmetterlinge, z. B. Lustina, und wo unterscheidet es die einzelnen Arten auch durch besondere Namen, z. B. Kraudalina (Kohlweißlinge), Fische u. a.! (Bei diesen sind alte und durch die Schule vermittelte Ausdrücke zu trennen.)

42. Nach Mitteilung von Prof. Th. Chmela bedeutet in Südböhmen der Ruf des Totenvogels „Stirb, stirb!“ (bei den Tschachen *pojd, pojd* = komm', komm'!); die Goldammer ruft im Winter, wo sie viel hungern muß, den Dreschern zu: „Bitt', bitt'!“ Im Sommer, wo es Futter in Fülle gibt, spottet sie dagegen: „I bitt' in Bau(r)n um an Pfist (Bauchwind)!“ Wer kennt ähnliche Ausdeutungen der Vogelrufe?

43. Wo ist der Stoff der Rabenmutter, die das einer zweiten Heirat im Wege stehende Kind umbringt, in der Volkserzählung oder im Volkslied verbreitet? Ist jemand in Besitz eines diesbezüglichen Blattdruckes?

44. Von welchen Vorzeichen und Anzeichen berichten die Angehörigen der im Kriege Gefallenen? Wird auch erzählt, daß der Tote jemandem erschienen ist?

45. Wo wurden früher zum Vertreiben der Gewitter Wetterhörner verwendet? Wo hat sich die Erinnerung in der Sage erhalten?

46. Unter mehreren vom Lehrer Josef Haas in Urnsdorf bei Lettschen a. G. (zweiklassige Volksschule) eingesandten Schüleraufsätzen aus dem Sommer 1928 über „Sitte und Brauchtum“ befindet sich auch der folgende von der Schülerin Luise Beutel, die den auf das Feuer bezüglichen Glauben und Brauch zusammenfaßt: „Da man die Feuerspritze noch nicht erfunden hatte, mußte man sich mit Gebräuchen helfen. So war es noch zu Großmutter's Zeit. Bei einem Feuer wurde ein Ei von einer schwarzen Henne, die es am Karfreitag gelegt hatte, hineingeworfen. Da sollte sich der Wind drehen. Es wurde auch eine Backdöse vor die Haustür gestellt, da sollte sich das Feuer drehen. Wenn ein Stern sehr nahe beim Monde stand, so sollte in der nächsten Nacht ein Feuer sein. Aber nicht immer galt das Feuer als schlecht. Wenn man die Kinder über die Asche des Johannisfeuers trieb, da sollte keine Seuche in den Stall kommen. Die „Besenstumpel“ vom Johannisfeuer im Kraut sollten die Hasen nicht hineinlassen.“ Wo sind gleiche oder ähnliche Ansichten und Bräuche und wo wird insbesondere noch bei einem Gewitter ein Backtrog vor das Haus gestellt?

47. Wie vertreibt man Jähorn? (Reiben mit Brennesseln, Wasser in den Mund nehmen u. a.; vgl. WZfW. 33, 1928, S. 46).

48. Wird Hundesekt als Heilmittel verwendet und wofür (gegen Auszehrung u. a.)?

49. Wo wird von den Frauen, um eine Kropfbildung zu verhüten, während der Entbindung ein Tuch fest um den Hals gebunden?

50. Welche Arten von Hacken besitzt der Zimmermann und wie heißen sie (Bandhacke, Breithacke usw.)?

Besprechungen

Allgemeines

Friedrich Runze, Die Volkstunde und ihre Pflege in der Schule. Verlag Karl Schroeder, Bonn 1928. Preis 5 M.

Das vorliegende Buch verfolgt einen praktischen Zweck, es will die Auffassung des volkstündlichen Stoffes anregen und fördern und zeigen, wie die Volkstunde in der Schule nutzbringend verwertet werden kann. Es baut hauptsächlich auf jenen Werken auf, die über die Volkstunde im allgemeinen handeln, und lehnt sich besonders stark an R. F. Kaindl „Die Volkstunde“ (1903) an, woher auch manche veraltete Ansichten übernommen werden. Leider stört eine zu breite Darstellung, die unnötige Wiederholungen mit sich bringt, die Übersichtlichkeit. Zudem erfahren die einzelnen Stoffgebiete eine sehr ungleichmäßige Behandlung und neuere Literatur bleibt zuweilen unbeachtet. Statt der von E. Mogk übernommenen Einteilung (Überlieferungen im Wort, im Glauben, in Handlungen und in Werken) wäre die heute übliche (1. Volkssprache und Volksdichtung; 2. Glaube und Brauch; 3. Sachliche Volkstunde) vorzuziehen gewesen. Bei dem Literaturverzeichnis auf S. 70ff. und den im Buch verstreuten weiteren Literaturangaben fällt auf, daß wichtige volkstündliche Werke, die sich zum Teil gerade zur Einführung in die Stoffgebiete trefflich eignen, gar nicht namhaft gemacht werden, so z. B. zur Mundart, wo auch die Zeitschriften, die Wörterbücher und der Sprachatlas Erwähnung verdienen, die Einführung von A. Hübner (Der Heimatforscher, Bd. 1), zur Namenkunde die vorzügliche „Flurnamen-Sammlung“ von R. Vollmann u. a., zum Volkslied, das ganz vernachlässigt wird, wenigstens die Hauptwerke, zum Märchen die Arbeiten von Warne, Panzer u. a., wie auch die stattliche Reihe von Bänden der „Märchen der Weltliteratur“ (E. Diederichs, Jena), zur Sage die Bücher von Wehrhan, Rante, Kühnau u. a. und der im gleichen Verlag erscheinende „Deutsche Sagenschatz“, ferner die Bände von Eichblatts Deutschem Sagenschatz, zum Sprichwort die Werke Friedr. Seilers, zum Bergglauben die Werke von A. Lehmann, Seligmann, Stempfänger, Sehfarth u. a., ferner das Handwörterbuch, zum Hexenglauben, auf den gar nicht eingegangen wird, besonders Soldan-Hepppe und Hansen, zum Brauchtum die Bücher über Weihnachten von A. Lille und A. Meher, zur sachlichen Volkstunde, die auf einer halben Seite abgetan wird, wenigstens die Hauptwerke (vgl. J. Meier, Volkstunde S. 310f.) und zur Volkskunst die von E. Redzlob geleitete Reihenveröffentlichung.

Auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden. Zu S. 66 ist zu ergänzen, daß an der Prager deutschen Universität seit 1918 ein Lehrstuhl für deutsche Volkstunde (Prof. Dr. A. Hauffen) besteht und 1922 die Habilitation eines Privatdozenten für deutsche Volkstunde (Jungbauer) erfolgt ist, die erste an allen deutschen Universitäten. Der Vorzug des Buches liegt in den eingehenden Ausführungen über die Pflege der Volkstunde in der Schule, welche den erfahrenen Schulmann erkennen lassen. Endlich muß rühmend hervorgehoben werden, daß der Verfasser von warmer, aufrichtiger Liebe für sein Volk und von ehrlicher Begeisterung für die hohe Sendung der Volkstunde beseelt ist, daß ihm diese nicht — wie heute so manchem — Modefache, sondern wahre Herzenssache ist, daß er den Satz Otto Bauffers zu seinem Leitspruch erhoben hat: „Wer ein Buch von deutscher Volkstunde schreibt, schreibt ein Buch der Liebe.“

Die Volkstunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte. Drei Vorträge von P. Diepgen, O. Freiherr v. Schwerin, O. Tschumi. Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin 1928. Preis 4 M.

Diese mit Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ vom „Verband deutscher Vereine für Volkstunde“ herausgegebenen Vorträge wurden auf der Freiburger Tagung des Verbandes am 3. und 4. September 1927 gehalten. Im ersten werden die Berührungspunkte von Rechtsatz und Rechtsleben mit Volks-

brauch und das Verhältnis volkstündlicher und rechtsgeschichtlicher Forschung untersucht. Zu widersprechen ist der Meinung, daß es sich beim Unterlassen der Frage, ob der Diensthote bleiben will, nicht um eine stillschweigende Kündigung handelt. Im südlichen Böhmerwalde sieht sich der Diensthote, wenn er bis zu einem bestimmten Zeitpunkt vom Dienstherrn nicht gefragt wird, um eine andere Stelle um. Der zweite Vortrag „Volkshelkunde und wissenschaftliche Medizin“ stellt jene volksmedizinischen Überlieferungen in den Vordergrund, die sich auf die gelehrte Medizin des Altertums und Mittelalters zurückführen lassen, der dritte Vortrag nimmt seine Beispiele aus der Schweiz und zeigt für die Hausbauformen, insbesondere für das alpine Blockhaus, dann für Überreste primitiver Gemeinschaftskultur (Wasserleitungen und Gemeindebacköfen der Walliser Täler) und endlich für einzelne Volksgebräuche, wie oft die Volkshunde vorgegeschichtliche Erscheinungen zu erklären vermag und wie andererseits die Vorgeschichte eine nützliche Hilfs-wissenschaft der Volkshunde selbst ist.

Erich W e n t s c h e r, Die Rufnamen des deutschen Volkes. Mit einem Verzeichnis unserer gebräuchlichen Rufnamen nebst deren Wortf. Ver-lag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale) 1928. Preis 2 M. 40.

Die kurze und übersichtliche Schrift zeigt in großen Zügen die Entwicklung der deutschen Rufnamen und ist so eine treffliche Ergänzung zu den „Familiennamen“ von Heinke-Cascorbi. Sie verweist einleitend darauf, daß die griechische und römische Namengebung sich innerhalb der abendländischen und im besonderen der deutschen Namengebung wiederholt, daß man auch hier zuerst den Sinn und dann die Mechanik findet. Hervorgehoben wird, daß der Sieg der kirchlichen Rufnamen zur gleichen Zeit (gegen 1100) mit der Bildung der Familiennamen erfolgt und im Laufe der Entwicklung sich besonders große Unterschiede zwischen der katholischen und evangelischen Namengebung einstellen, indem die eine am Alten zäh festhält und die andere jeder kulturellen Schwankung und schließlich jeder Mode sofort elastisch nachgibt. Gegenüber den heute beliebten Kurzformen, die nicht selten zu reinem Unsinn führen, wenn etwa ein Mädchen die Vornamen Ilse Ella Liesbeth (= Elisabeth Elisabeth Elisabeth) erhält, wird die Rückkehr zu den alten schönen Vollformen gefordert. Da der Verfasser seine Beispiele hauptsächlich aus Östlich und der Oberlausitz nimmt, sind seine Darlegungen auch für das angrenzende subetendeutsche Gebiet wichtig. Allerdings befaßt er sich vorwiegend mit den urföndlich zur Verfügung stehenden Rufnamen der Oberschicht, der bürgerlich-städtischen Bevölkerung. Am Bande sind zum Teil andere Verhältnisse (vgl. z. B. „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkshunde“, 8. Bd., Prag 1908, S. 200f.), hier sind die Hausnamen zumeist auch die Rufnamen, die sich keineswegs immer mit den Vor- oder Laufnamen decken.

H a n d w ö r t e r b u c h d e s d e u t s c h e n U b e r g l a u b e n s (siehe Beschreibung im 1. und 3. Heft).

Zu den bereits besprochenen fünf Lieferungen sind mittlerweile drei neue (6., 7. und 8.) dazugekommen. Hierzu einige Ergänzungen. B a d: Beim Baden im Fluß oder Teich ist es im Böhmerwald vielfach üblich, daß sich der Badende, bevor er in das Wasser geht oder springt, bekreuzt. Zum Bad in Menschenblut vgl. auch Lewin, Die Gifte in der Weltgeschichte (1920), S. 51f. Für die Gegenwart wäre in den Kurorten (Karlsbad u. a.) festzustellen, wie weit der moderne Mensch im Zeit- und Zahlenaberglauben befangen ist. B a l s a m verlangt eine nähere Begriffsbestimmung und eingehendere Behandlung. Zu B a l t h a s a r vgl. Mbers Das Jahr, 53ff. Bei B a n n wäre die grundlegende Bedeutung der Suggestion und der Hypnose, besonders für das Stellen eines Menschen, stärker zu betonen. B ä r: Das slawische Wort bedeutet nicht Honigesser, sondern Honigwischer; auch bei den Russen ist медвѣдъ, nicht das angeführte звѣрь (= wildes Tier) die gewöhnliche Bezeichnung. Im Böhmerwalde (vgl. 8. Bd. der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkshunde“, S. 224) sagt man vom 12. März: Wenn es zu Gregori

wild (schlechtes Wetter) ist, zerreißt der Bär seine Hütte; wenn es schön ist, haut er sie wieder zu (weil dann schlechtes Wetter kommt). **Barbe:** Der Roggen verursacht tatsächlich neben Erbrechen auch choleraähnlichen Durchfall (Barbenscholera), vgl. Meyer Konv.-Lex. unter Barbe. Ergänzungen zu barfuß und barhaupt bringen die Stichwörter Schuh und Hut. Unter **Bauchweh** versteht das Volk doch meist die mit Magen- und Darmerkrankungen verbundenen Schmerzen, über deren Entstehung (s. **Beine krougen**), Vinderung oder Heilung es viel mehr abergläubische Meinungen und Handlungen gibt, als angeführt werden. Bei **Bauer** fehlt ein Hinweis auf die Arbeiten zur Psychologie des Bauerntums von Fouet, Geramb u. a., die manche Voraussetzung für den bäuerlichen Überglauben besprechen. Zum **Bauopfer** vgl. Jungbauer, Böhmerwald, S. 96, 250. Für das **Bedecken** des Kopfes ist nicht allein der Blick, sondern oft mehr das Haar von Bedeutung (vgl. Behr Eugen, Die magische Bedeutung der weiblichen Kopfbedeckung im schwedischen Volksglauben; Mitteil. der Anthropol. Ges. in Wien, 50. bgr. 20. Bd., Wien 1920, S. 81ff.). Sagen von **Begleitern** erklären sich wohl aus dem im Mondschein oft riesigen Schattenbild, das alle Bewegungen des Sehenden mitmacht. **Begräbnis:** Daß Leute lebendig begraben werden, wird auch aus Kriegszeiten und im besonderen von den Zigeunern erzählt, vgl. Jungbauer Böhmerwald S. 165, 260. Das Begraben im Herd, zu dem hier bloß eine Tiroler Sage angeführt wird, war in vorgeschichtlicher Zeit tatsächlich üblich und ist schon für die ältere Steinzeit nachgewiesen; vgl. D. Eschumi, Volkskunde und Vorgeschichte, (Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte, Berlin 1928, S. 62f.). Selbstmörder werden noch heute in katholischen Gegenden in einem ungeneigten Winkel des Friedhofes begraben. Anlaß zur **Beichte** ist im katholischen Gebiete auch das Abhalten einer Mission im Pfarrort. Im südlichen Böhmerwalde, wo die österliche Fastenbeichte der ledigen und verheirateten Männer und der Mädchen und Frauen getrennt an bestimmten Tagen erfolgt, hängen die Burschen an den Beichttagen der Mädchen Strohuppen an Bäumen auf. Zu **Bein**, das auch Knochen bedeutet, ist zu ergänzen, daß Kinder nicht zwischen den Beinen anderer Leute durchstrecken sollen (vgl. Wuttke § 603). **Bergentreuen:** In Deutschböhmen ist Karl IV. an die Stelle Karls des Großen getreten, vgl. Jungbauer Böhmerwald S. 40f., 244f. Zu den **Berggeistern** als „Personifikationen ganzer Berge oder Bergzüge“ kann man Flurgeister wie den **Rapenweit** oder den Namen einer Felsgruppe, z. B. Hans Heiling im Egertal (die Bezeichnung „Böhmer Bergland“ ist unrichtig) nicht zählen. **Bergwerk** wiederholt manches schon bei **Berg**, **bergentreuen** und besonders **Berggeister** Gesagte. Es hätte genügt, den meist in Sagen überlieferten Überglauben zu behandeln, der sich auf die Entstehung der Bergwerke, auf die Arbeit in den Gruben und auf das Ende des Bergwerksbetriebes bezieht. Ein häufiger Sagenzug ist, daß ein Bergwerk auf unzählige Jahre (so viele als Mohntörner aus einer Schüssel in den Schacht geworfen werden, als eine hinabgeworfene Bürste Haare hat u. a.) verwünscht wird; vgl. Gräber Kärnten 246, Jungbauer Böhmerwald 118f., Zaunert Rheinland 1, 121. Unrichtig ist die Behauptung, daß Rübezahl von Bergleuten aus dem Harz in das Riesengebirge verpflanzt wurde. Als **Berufe** kommen für den Überglauben noch andere, zum Teil Nebenberufe, in Betracht, z. B. Ameisler, Achenbrenner, Glasmacher, Holzhauer, Mistelsteiger, Pechler, Kräuber, Schmuggler, Vogelfänger, Waldimker (Zeidler) u. a. **Berufen**, beschreiben erfordert schon in Anm. 4 einen Hinweis auf Seligmann Blick. **Berühren** der Toten oder Geister bringt Schaden (z. B. Brandmal bei armen Seelen) und meist Tod. Erwähnenswert ist wohl auch, daß sich eine Schwangere, wenn sie erschrickt, nicht am Leib oder im Gesicht berühren darf, weil sonst das Kind an dieser Stelle ein Mal bekommt (vgl. Wuttke § 572). **Beschwörung:** Auch das Messen und Wenden ist zu nennen, vgl. Jungbauer Böhmerwald 183f. Zu **Besen** vgl. unsere 46. Umfrage. **Besessenheit** verdient eine eingehendere Behandlung. Schon für das alte Judentum gehörte Wandsucht und Lähmung hiesher, ferner ist der mittelalterliche Wernwolfsglauben zu erwähnen und endlich für die neuere Zeit die Besessenheit der spiritistischen Medien. Zur Lit. ist zu ergänzen F. Delitsch, Bib-

lische Psychologie (2. Aufl., Leipzig 1861), Pieper, Das Verhältnis des Besessenheits zum Irresein (Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein, Bd. 10 und 11, Bonn 1891) und besonders Lehmann Aberglaube (1908) S. 119, 163, 219, 687ff., 640ff. Bei Besitz ist auf die Stiefwörter Gürtel, Handschuh, Hut, Kleid, Mantel und Schuh zu verweisen, die wichtige Sinnbilder bei Besitzergreifungen sind. Besprechen: Vgl. noch Endt Sagen (Wunderdoktor Kötz). Beter konnte ruhig wegbleiben, da alles Angeführte zum Stichwort Zauberer gehört. Bett: Nach häufigem Glauben ist es der Gesundheit förderlich, wenn das Bett mit dem Kopfende gegen Norden aufgestellt ist. Zum Betteln von Geld zur Erlösung armer Seelen vgl. Jungbauer Böhmerwald 239, 267. Zu Bewegungswahrnehmung vgl. ebd. 136. Aus dieser letzten Forderung verdient die ausgezeichnete Behandlung des Stichwortes Biene durch Hoffmann-Krayer besondere Hervorhebung.

Felix Brühl, Neger-Gros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern. Mit 85 Abbildungen im Text und einer Tafel. Verlag A. Marcus & C. Weber, Berlin und Köln, 1928. Preis 9 M., geb. 10 M. 50.

Das aus persönlichen Erlebnissen und Beobachtungen in Ostafrika erwachsene Buch liefert nicht allein für die Völkertunde, sondern auch für die vergleichende Volkskunde wichtigen Stoff. Wie zwischen den schlanken und mageren Hirten- und Jägervölkern und den robusten, fettleibigen Ackerbauern Afrikas, so ist auch bei uns ein ähnlicher Unterschied zwischen den hageren Berglandbewohnern und den behäbigen Bauern der Ebene; wie bei uns dem kleinen Kind von der Mutter die Fingernägel abgebissen werden müssen und nicht geschnitten werden dürfen (vgl. Sehfarth Sachsen S. 58f.; auch im Böhmerwald allgemein üblich), so gilt daselbe für die Negermütter. Von den Mädchen und Frauen der Nandi wird berichtet, daß sie sich mit Kuh- oder Ziegenurin waschen und daß sie auch die Milchalebassen zuerst mit dem gleichen Urin waschen und dann erst mit reinem Wasser spülen. Dazu wird bemerkt, daß man offenbar die verfeisende Eigenschaft des im Urin enthaltenen Ammoniak erkannt hat. Doch dürfte auch Aberglaube mitspielen (vgl. Seligmann Bild 2, 219). Menschenharn wird noch heute auf deutschem Boden bei verschiedenen Krankheitszuständen als Waschmittel verwendet (vgl. Sehfarth Sachsen S. 280f.). Aus dem reichen Inhalt des Buches sei noch hervorgehoben, daß die Haartracht auch als Unterscheidungszeichen zwischen einzelnen Volksstämmen dient, daß man bei den Nandi eine Perlenkette aus rundgeschliffenen Straußeneislerben gegen Rheuma trägt, daß man bei verschiedenen Stämmen durch Brand- und Schnittwunden Kranke zu heilen sucht u. a. Den engen Zusammenhang zwischen Schmutz und Aberglaube beleuchtet, daß bei den Nandi eine junge Witwe die als Brustschmuck dienenden Messingscheiben (Tao) nicht tragen darf. Geht ein verheiratetes Weib ohne diesen Schmuck um, so meint der Mann, der dadurch an das Bild der Witwe erinnert wird, sie wünsche seinen Tod herbei.

Sudetendeutsches Schrifttum.

Dr. Bruno Schier, Die Friedländer Volkskunde. 2. Flur und Siedlung. (Allgemeiner Teil II. 2. Heft der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen.) Friedland 1927. Verlag des Friedländer Lehrervereines. Preis 8 K.

In dem mit vielen Abbildungen geschmückten Heft liefert unser Mitarbeiter unter gründlicher Benützung aller Quellen eine aufschlußreiche Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Gebietes vom 13. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die sich in fünf große Abschnitte gliedert: Wald, Gewässer, Wiesen, Felder, Gärten. Für die zeitliche Beschränkung bis um 1800 war der Umstand maßgebend, daß bis dahin durch Jahrhunderte nahezu die gleichen Arbeitsweisen bestanden und erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Übergang zu vorteilhafteren Betriebsarten ganz veränderte Verhältnisse entstehen, die eine gesonderte Behandlung erfordern. Die Arbeit zieht in reichem Maße die Flurnamen heran und gewinnt durch ihre

vorsichtige Deutung wesentliche Grundlagen. Auch der Volksglaube und das Brauchtum finden entsprechende Beachtung. So kann auch dieser Teil der Friedländer Heimatkunde als eine vorbildliche wissenschaftliche Leistung bezeichnet werden.

Udalbert Schmidt, Inhaltsverzeichnis zu Band 1—60 der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen und zu den Festschriften 1871 und 1902. Prag 1927. Verlag des Vereines. Preis 16 K.

Diese seit 1863 erscheinenden Mitteilungen sind besonders in den ersten Jahrzehnten eine wahre Fundgrube für die deutsche Volkskunde in Böhmen. Die Fülle von volkskundlichen Beiträgen verminderte sich erst, als später verschiedene Gauzeitungen (seit 1878 die Mitteilungen des Nordböhmisches ExcursionsAuss., seit 1880 die Eragebergszeitung u. a.) aufkamen und auch die Volkskunde in ihren Arbeitskreis einbezogen. Das neue Inhaltsverzeichnis, das zunächst die Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind, dann die alphabetisch nach den Verfassern geordneten Aufsätze und endlich ein Schlagwortverzeichnis bringt, bedeutet eine große Erleichterung für wissenschaftliche Arbeiten und macht das früher erschienene „Inhaltsverzeichnis zu Band 1 bis 30“ entbehrlich.

5. Jahrbuch der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“ in Teplitz, 1929.

Aus dem bunten Inhalt dieser 32 Seiten umfassenden Veröffentlichung ist vor allem die sorgfältige Untersuchung „Der Umlaut in der heimischen Mundart“ von Dr. Ernst Führlich herauszuheben. Zu nennen sind ferner Beiträge zur Familienforschung (Schlossitzer Familiennamen: Kühnel, Teufel, Joch, Rozelauch, Franz, Jungmann, Speck, Mitsch, Fünfarek, Lörmner, Girsch, Fieck; Familiennamen in Aufscholka: Melzer, Glawa, Dörfel, Böbel, Walter, Wenzel, Waßel und Waßka, Gerlitz, Rohlsdorf, Winkler, Lehmann, Mahbus, Bagell, Diewot u. a.; Familiennamen in Schüttenitz (1654, 1713): Poßenbauer, Pinkas, Horn, Falkin, Czech, Mathes, Schindler, Fürtler, Türmer u. a.), dann Sagen, Nachrichten über die Feier der „goldenen Stunde“ am Kirnesmontag, die sonst nur in Westböhmen bekannt ist (vgl. John, Sitte, Brauch und Volksglaube, 2. Aufl., S. 94), ein Mittel gegen Zahndreh u. a.

E. Aischmann, Familien-Stammbüchel. Selbstverlag, Teplitz-Schönan 1928. Preis 6 K.

Das Heft ist für den praktischen Gebrauch bestimmt. Eltern, welche alle Seiten gewissenhaft ausfüllen, schaffen damit ein Familien- und Hausbuch von großem Werte, von dem auch die Allgemeinheit Nutzen ziehen könnte, wenn eine Abschrift der Ortschronik beigelegt würde.

Zur Beachtung.

Neuen Abnehmern der Zeitschrift werden die bisher erschienenen Hefte nachgeliefert. Alle Hefte der Zeitschrift werden nach Jahreschluß auch in einem dauerhaften Einband erhältlich sein; Vorbestellungen auf diese Buchausgabe, die in keiner subetendentes Bücherei fehlen sollte, können schon jetzt erfolgen. Bezieher, welche eine gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis benötigen, erhalten eine solche bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Allen Lesern und Freunden unserer Zeitschrift, die neue Abnehmer und Mitarbeiter geworden haben, spricht die Schriftleitung für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen den herzlichsten Dank aus. Zur Werbung neuer Bezieher stehen jederzeit Probehefte in beliebiger Menge zur Verfügung.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10. Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vozelova 10

1. Jahrgang 1928

6. Heft

Dr. Adolf Hauffen

(Zum 65. Geburtstage)

Am 30. November d. J. feiert der Altmeister der deutschen Volkstunde in der Tschechoslowakischen Republik, Univ.-Prof. Dr. Adolf Hauffen, sein 65. Geburtsfest. Vor bald 40 Jahren, im Oktober 1889, begann Hauff-



fen seine Lehrtätigkeit als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der Prager deutschen Universität, vor 30 Jahren (1898) wurde er zum außerordentlichen Professor, und 1919 zum ordentlichen Professor für „Deutsche Volkstunde, sowie für deutsche Sprache und Literatur“ ernannt.

Diese fast vier Jahrzehnte umspannende Zeit ist für die sudetendeutsche Volkstunde von ausschlaggebender Bedeutung geworden. In zahlreichen Vorlesungen hat Hauffen seine Hörer für die Volkstunde zu begeistern verstanden und so zur glücklichen Tatsache gemacht, daß heute an den meisten deutschen Mittelschulen der Tschechoslowakei Professoren wirken, die auch auf volkstündlichem Gebiete hervorragend tätig sind. Durch volkstündliche Vorträge und insbesondere durch die im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur“ in den Jahren 1894—1900 mit Hilfe von rund 200 Lehrern und Lehrerinnen durchgeführte großzügige Auffammlung der volkstündlichen Überlieferungen Böhmens hat Hauffen nicht wenige Lehrer angeregt, sich dauernd der Erforschung ihres Volkes zu widmen. Einzelne von ihnen haben auch namhafte Leistungen zu verzeichnen, die zum Teil in den von Hauffen begründeten und geleiteten „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkstunde“, den jetzigen „Beiträgen zur sudetendeutschen Volkstunde“, erschienen sind. Wenn heute die sudetendeutsche Volkstunde in mancher Hinsicht vorbildlich ist für andere Länder, so ist dies hauptsächlich dem unermüdlchen Wirken Hauffens zuzuschreiben.

Unsere Zeitschrift, die Hauffen von Anfang an in seiner stillen und bescheidenen Weise emsig gefördert hat, spricht im Namen aller Vertreter der sudetendeutschen Volkstunde, wenn sie dem großen Gelehrten und liebenswürdigen, stets hilfsbereiten Manne die herzlichsten Wünsche zu seinem Geburtstage entbietet und dabei in aufrichtiger Dankbarkeit seiner bedeutenden Verdienste gedenkt.

Die heilige Kummernis

Von Dr. Rudolf Sadwich

Die heilige Kummernis gehört zu jenen Heiligen, die nicht durch den Urteilspruch der Kirche, sondern von der frommen Selbstherrlichkeit des Volkes auf den himmlischen Thron erhoben worden sind. Die Kirche hat diese Heilige niemals förmlich anerkannt, aber sie duldete ihre Verehrung, die tief und fest im Volke wurzelte, und begnügte sich damit, zügelnd einzugreifen, wenn etwa ein Zuviel die gebührenden Grenzen überwucherte¹⁾. Die Ehre des Hochaltars blieb der heiligen Kummernis versagt²⁾; und wenn sie sich ja einmal dahin verirrt hatte, wurde sie früher oder später auf einen Seitenaltar oder an die Kirchenwand verwiesen³⁾.

Unsere Heilige wird im westlichen Europa verehrt, in Spanien, Portugal, Frankreich, England, Belgien, Holland, in der Schweiz, in Deutschland, hier besonders am unteren Rhein, im Gebiete der Bischofsstadt Mainz, wo im Dome ehemals ihr vielbesuchtes Bild war⁴⁾, in der hessischen Rheinpfalz, vor allem aber in den deutschen Alpenländern, in Bayern, Tirol, Salzburg, Steiermark. Sie hat in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen: Wilgefortis, Liberata, Comerica, Eutropia, Combre, Souci, Regenfeldis, Dignefortis, Ontkomera, Ontcommene, Gehülfe, Hülf, Hülf, Döntummer, Kumini, Kumernus, Kummernis, Kummernis,

Cumera, Cumernissa; auch männliche Formen kommen vor: Cumerus, Sanctus Cumernus⁶⁾. Überall aber findet sich neben diesen und ähnlichen Benennungen der Name Wilgefortis; er hat eine Art amtlicher Geltung. Im oberdeutschen Lande, also auch in den Sudetengauen, ist der Name Kummernis üblich und geläufig.

Dargestellt wird die heilige Kummernis als behartete Jungfrau am Kreuze, mit einer Krone auf dem Haupte und in ein langes Gewand gehüllt. Aber während die Hände, von Nägeln durchbohrt, am Querbalken haften, sind die Füße nie genagelt; sie stehen auf einem Fußbrett, einem Felsblock u. dgl. auf, oder hängen frei, ohne Stütze. Einen ihrer Schuhe läßt die Heilige fallen, als Dankesgabe für den Mann, der vor ihr kniet und ein Spiellein spielt. Doch fehlt der Spielmann nicht selten. Zuweilen steht zu Füßen der Gekreuzigten ein Kelch. Auch die Wiedergabe der Heiligen selbst ist nicht gleich: sie erscheint einmal mit herben männlichen Zügen, ohne jedes weibliche Merkzeichen, wie z. B. in der alten Kapelle von S. Georgen bei Meran⁶⁾, dann wieder als bärartige Frauengestalt, wie in der Altertumsammlung zu Neisse⁷⁾, und schließlich bartlos, wie im Beghinenhause von Mecheln, und als schönes, feines Mädchen mit glattem Gesicht, wie auf dem Bilde aus Kastelrutt in Südtirol⁸⁾.



1. Prager Kummernis.

Die ältesten Aufzeichnungen der Legende, die sich erfassen lassen, stammen aus den Niederlanden und gehören dem fünfzehnten Jahrhundert an; sie weisen in den lateinischen Texten den Namen Wilgefortis, in den vlämischen den Namen Ontkommer auf. Mittelpunkt der Verehrung war damals in Holland die Stadt Steenberg, wo das Grab der Heiligen gezeigt wurde und wo auch Wunder geschahen⁹⁾. Die Legende, die bald knapper bald ausführlicher erzählt wird, hat folgenden Kern: Die heilige Magd Wilgefortis (Ontkommer) war die Tochter eines heidnischen Königs von Portugal. Der König von Sizilien verlangte sie zur Gemahlin. Sie aber wies die Werbung ab, denn sie wollte keinen irdischen Mann ehelichen, da sie sich ihrem gekreuzigten Gott angelobt hatte. Darob erzürnte der Vater und ließ sie in strengen Gewahrsam legen, damit sie ihren Sinn ändere. Im Kerker betete sie inständig zu Gott, er möge sie rein

und unbefleckt erhalten und sie so verwandeln, daß sie fürderhin von keinem Manne mehr begehrt würde. Ihr Flehen wurde erhört; es wuchs ihr ein langer Bart, wie wenn sie ein Mann wäre. Als ihr Vater dies wahrnahm, geriet er in großen Zorn und warf ihr vor, sie habe durch schwarze Künste das Wachsen des Bartes bewirkt. Sie antwortete, den habe ihr der gekreuzigte Gott auf ihre Bitte verliehen, damit sie ihre Keinheit bewahre. Da schwur der Vater, sie solle wie ihr gekreuzigter Gott am Kreuze sterben, wenn sie ihrem Wahne nicht entsage. Aber sie blieb standhaft und wurde gekreuzigt. In der großen Pein betete sie vor ihrem Ende, daß alle die, welche, ihres Leidens gedenkend, den Gekreuzigten anrufen würden, befreit werden mögen von allen Mühen und Drangsalen des Herzens, des Leibes und des Geistes. Eine Stimme von oben verhieß die Erfüllung dieser Bitte. Da gab die Gemarterte den Geist auf und fuhr gegen Himmel.

Im oberdeutschen Gebiet läßt sich die Legende bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zurückverfolgen. Hier wird das Bartwunder viel eigenartiger und reizvoller begründet: Sie bat Gott, er möge sie so gestalten, daß sie keinem Manne auf Erden gefalle, sondern nur ihm allein, und er möge sie so machen, wie sie ihm am besten gefalle; da verwandelte er sie, daß sie ihm gleich war. Der grausame Vater erkennt später seine Schuld, empfängt voll Reue die Taufe, läßt eine Kirche bauen und seiner Tochter ein Bildnis aus Silber mit goldenen Schuhen errichten¹⁰). Auch nach der deutschen Legende liegt die Heilige in Holland begraben, in Stainberg, Steinberg, Stangberg, Stangenberg, Stouberg. Die deutsche Sage macht den Vater der Kummernis vielfach zu einem niederländischen König und läßt sie in den Niederlanden den Martertod erleiden. So wird der Widerspruch beseitigt, daß der Vater in Portugal herrschte und das Grab der Tochter sich in Holland befindet.

In Deutschland wird mit der Kummernisgeschichte meist das Geigenwunder verknüpft: Ein armes Geigerlein spielte einst vor der Gekreuzigten so lange, bis sie ihm einen ihrer goldenen Schuhe zuwarf. Damit ging er zum Goldschmied. Der verdächtigte ihn des Diebstahls, und obwohl der Geängstigte beteuerte, die Jungfrau am Kreuze habe ihm den Schuh geschenkt, wurde er doch gefangen gesetzt und zum Tode durch den Strang verurteilt. Da bat er, man möge ihn noch einmal zu dem heiligen Bilde führen. Das geschah. Wieder strich er inniglich die Saiten, und siehe, die Heilige rührte sich und ließ den zweiten Schuh fallen. Da wurde der Geiger freigesprochen.

Die Erzählung verläuft nicht immer in derselben Weise. Einmal ist Kummernis die Tochter eines schottischen oder nordischen Königs, dann wieder wird sein Reich gar nicht genannt. Oft ist es der Vater, der die schöne Tochter in unnatürlicher Liebe begehrt¹¹). Der Fiedler spielt bald vor der noch Lebenden¹²), um sie in ihren Schmerzen zu trösten, bald kniet er vor ihrem Bilde¹³).

Schon im 17. und 18. Jahrhundert beschäftigte man sich mit der Kummernis und suchte die Widersprüche und Eigenheiten in Sage und bildlicher Darstellung zu lösen und zu deuten. Besonders betätigten sich in

dieser Richtung die Bollandisten, böhmische Jesuiten, die seit dem 17. Jahrhundert in einem großangelegten Werke, den Acta Sanctorum, die Urkunden über die Heiligen sammelten; vor allen war es Cuperus, der um 1725 dem Kummernis-Rätsel nachspürte, aber zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangen konnte¹⁴). Um die Mitte des verfloffenen Jahrhunderts setzte die



2. Bild aus der Leitmeritzer Stadtkirche (jetzt im Besitze des Archivverwalters G. Ankert in Leitmeritz).

Forschung nachdrücklich und entschlossen ein und förderte mancherlei Erklärungen zu Tage.

Man sah in der Kummernis-Neste aus einem alten heidnischen Gottesdienst¹⁵), z. B. einen vorchristlichen Aphroditenkult, der unmerklich ins Christentum übergegangen sei¹⁶); man leitete sie ab von Thor, dem Donnergott, der Wetter und Feldfrucht beherrschte, der die Ehen segnete, der in weiblicher Verkleidung auszog, um den Hammer, der ihm von den feindlichen Riesen entwendet worden war, wieder heimzuholen¹⁷); demnach sei der Ursprung des Kultes im westlichen Deutschland zu suchen, besonders

am Niederrhein und in den Alpen sei er urheimisch gewesen, die deutschen Stämme hätten ihn auf ihren Wanderungen mit sich geführt und so habe er überall Wurzel gefaßt, wo Germanen dauernd siedelten, in Spanien, Frankreich und in Oberitalien, wo das berühmte Erlöserbild im Dome zu Lucca, der Volto santo, dafür zeuge¹⁹⁾.

Die heute vorwaltende Auffassung geht dahin, die Kimmernis sei nichts anderes als ein Mißverständnis alter Christusbilder. Der gekreuzigte Heiland sei in alter Zeit mit einem langen Gewande bekleidet und mit einer Königskrone auf dem Haupte als der lebende Himmelsfürst dargestellt worden; erst seit dem 13. Jahrhundert erscheine im Abendlande Christus am Kreuze leidend und sterbend, mit dem Dornenkränze um die Stirn und fast nackt, nur mit einem Leinentuche versehen. Als man sich später an diesen entblößten und schmerzgequälten Heiland gewöhnt und als sich die Dornenkrone allgemein durchgesetzt habe, seien die alten Bildnisse befremdlich gewesen, das lange Kleid und die goldene Krone hätten die Einbildungskraft des Volkes angeregt und die Mär veranlaßt, hier hänge nicht Christus am Kreuze, sondern eine Königstochter, die zum Schutze ihrer Jungfräulichkeit auf wunderbare Weise härtig geworden. Alte Legenden hätten mit eingewirkt, z. B. die von den bebarteten Jungfrauen Paula und Galla. Ja, man beruft und beschränkt sich auf ein ganz bestimmtes Erlöserbild der alten Art, nämlich auf das Schnitzwerk im Dome zu Lucca, den Volto santo, der zur öffentlichen Schaustellung mit prächtigem Gewande bekleidet und beschützt wird²⁰⁾. Nachbildungen davon seien über die Alpen nach Norden verbreitet worden, und zwar durch Wallfahrer, vorzüglich aber durch die Bewohner der Stadt Lucca selbst, die mit den Erzeugnissen ihrer blühenden Seiden- und Tuchweberei einen schwungvollen Handel nach Deutschland und anderen Ländern betrieben²¹⁾. Wir finden die fromme Sage „von dem hyllyhen Kruce in der Stod Luca, dat me funte hulpe edder de godes hulpe heth“, erzählt in der Lübecker Legendensammlung aus dem Jahre 1492 und dargestellt in einem Wandgemälde der Nicolaiskirche in Rostock aus dem 15. Jahrhundert²²⁾. Die Nachbildungen des Volto santo seien dann wegen ihrer altertümlichen Form nicht mehr verstanden und also umgedeutet worden; es sei im 15. Jahrhundert die Fabel von der gekreuzigten Jungfrau aufgekommen. Und wie ehemals die Verehrung des Volto santo sich von Süden nach Norden fortgepflanzt habe, so sei nun die Kimmernislegende von Norden nach Süden gedrungen und habe bewirkt, daß das Volk allmählich in den fremdartigen Heilanddarstellungen, nicht nur in den Nachbildungen des Volto santo, sondern auch in den alten romanischen Kreuzen, das Bild der gekreuzigten Jungfrau sah; und schließlich habe die Kimmernis den Volto santo, aus dem sie gewissermaßen geboren worden sei, durch ihre Ähnlichkeit völlig verdrängt. Es werden auch mehrere Stufen der Entwicklung angenommen: Gegen Ende des 14. Jahrhunderts kannte man die Bedeutung der alten Kreuzbilder nicht mehr, die Sage bemächtigte sich ihrer und schuf zuerst einen schottischen König Rhmini, der als Blutzuge am Kreuze starb, und einen treuen Diener, der bis zum letzten Augenblicke bei ihm verharrte, reich beschenkte²³⁾; sein

Name wurde im Deutschen als Frauennamen üblich und sein härtiges Gesicht gab Veranlassung zu verschiedenen Erzählungen, wie eben auch der, daß der schönen Rummernis über Nacht ein Bart gewachsen sei, als ihr die Schönheit gefährlich wurde²³). Um die Mitte des 15. Jahrhunderts sei in den Niederlanden, später in England die Sage von der heiligen Milgeförtis entstanden, einer schottischen Königstochter, welche dann in Spanien und Mitteldeutschland, ferner in Böhmen, Belgien und Flandern sich in eine Portugiesin umgewandelt habe²⁴).

Diese Erklärung der Rummernisbilder als mißverständener Heilandbilder taucht bereits im 16. Jahrhundert auf und wiederholt sich im 17. und im 18. Jahrhundert²⁵).

Es mag gewiß zutreffen, daß manches alte Christusbild als Rummernis angesehen wurde, wie man denn im Grunde jedes Kreuz Rummernis benennen könnte, da es ja die Todesnot im wahrsten Sinn, den größten und tiefsten Kummer verkörpert, aber es muß doch wohl die Frage aufgeworfen werden, ob man die heilige Rummernis so rundweg, von der Wurzel aus, als eine Mißdeutung alter Christusbilder aburteilen darf, vor allem aber, ob die einseitige Ableitung vom Volto santo so entschieden und strack verfolgt werden darf. Zeigen doch auch andere alte, ja noch ältere Bildwerke, wie z. B. das aus Stein gehauene in der Kirche zu Oberwinter-



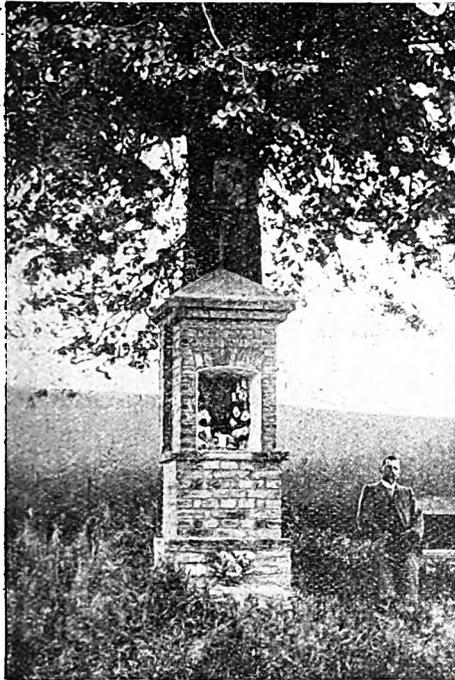
3. Frankstädter Rummernis.

thur in der Schweiz, dieselbe Art der Darstellung wie der Volto santo: eine härtige Gestalt mit ausgespannten Armen, in langem, gegürteten Gewande, trägt auf dem Haupte eine Krone, die Füße stehen auf, der eine ist beschuht, der andere Schuh liegt auf der Erde, zur Seite kniet ein Peter²⁶). Diese Bildnisse werden von den Erklärern, je nach dem Standpunkte, den sie vertreten, in verschiedener Weise ausgewertet: Ebenso werden auch Nebendinge herangeholt: der eine richtet sein Augenmerk auf den Gürtel, der keinem Rummernisbilde fehlt, der andere wieder auf einen Zierstreifen, der vorne an ihrem Kleide über die Brust bis zum Saume hinabläuft. Man hat aufmerksam gemacht, daß eine Verwechslung der Rummernisbilder mit dem gekreuzigten Christus unmöglich sei, denn die Gewandung der Rummernis sei stets völlig geschlossen und durch einen Gürtel zusammengehalten, Christus aber

sei niemals so bekleidet; er trage auf den ältesten Abbildungen wohl ein langes Gewand, aber ein hemdartiges, ohne Armel und Gürtel; in der romanischen Kunst habe sich dann der Bendschurz eingebürgert. Einer Verwechslung widerstrebe auch der Umstand, daß Christus Hände und Füße von Nägeln durchbohrt habe, bei der Kummernis hingegen die Füße immer frei seien²⁷). Was bezüglich der Kleidung als Beweis angeboten wird, ist nicht immer durchaus einwandfrei. Schon auf den ältesten Kreuzbildern finden wir den Erlöser mit dem Schamtuche, daneben allerdings auch mit einem langen, schlichten Armelleide angetan²⁸). Fast immer erscheint er mit unbedecktem Haupte; nur zuweilen schmückt ihn als den Herrn des Himmels eine Krone²⁹). Und so, bekrönt, wird der Kreuzigte noch um 1200 von Künstlerhand gebildet³⁰).

Man hat verschiedene Einzelheiten dafür angeführt, daß die Kummernisbilder mit den alten Heilanddarstellungen zusammenhängen. Man hat gesagt, daß manche derartige Bildwerke, die wir als Kummernis ansprechen, noch heute als Heilandbildnisse verehrt werden, wie das der Heiligen Hilfe zu Bamberg³¹), und daß andere früher, im 16. Jahrhundert, als solche betrachtet worden seien; Zeugnis dafür seien die Aufschriften „Salvator mundi“, „Die göttliche Hilfe“ und ähnliche, wie sie z. B. auf dem Steinbild zu Saalfeld aus dem Jahre 1516 und auf mehreren Bildereien in der Oberpfalz zu lesen sind³²), ferner die Anrufungen Gottes und Mariä, wie sie auf dem Holztafelbilde des Klosters Säben in Südtirol von Bedrängten eingeritzt oder hingeschrieben wurden³³). Dagegen läßt sich einwenden: Es ist fraglich, ob jene Aufschriften ursprünglich sind oder ob sie nicht etwa nachträglich, aus einem veränderten Zeitgeist heraus, bei einer Erneuerungsarbeit hinzugefügt wurden³⁴); und wenn die auf dem Säbener Bild verewigten Herzensseufzer wirklich aus dem 16. Jahrhundert herüberklingen, so wäre doch noch zu bedenken, daß die Heiligen nicht aus eigener Machtvollkommenheit zu helfen vermögen, sondern nur Vermittler am Throne Gottes sind, und weiters auch, ob nicht das Bild an einer Stelle hing, wo es überhaupt leicht zur Hand war. Man meinte, einen Beweis für den Zusammenhang zwischen der Kummernis- und Volto santo-Verehrung habe man auch darin zu erblicken, daß die in Deutschland üblichen Namen Kummernis und Göttliche Hilfe nicht nur auf die Abbilder des Volto santo, sondern zuletzt auch auf das Urbild selbst übertragen worden seien³⁵); so habe der Augsburger Maler und Zeichner Hans Burgkmair seinem Holzschnitt „Sanktümernis“ noch die Beischrift „Die Bildnus zu Luca“ gegeben und die Überschrift der Volto santo-Legende in der Lübecker Sammlung erwähne ausdrücklich, daß man das heilige Kreuz in der Stadt Lucca Heilige Hilfe oder Gotteshilfe heiße. Das Verfahren Burgkmairs ist kaum so allgemein, sondern wohl nur als persönlicher Irrtum einzuschätzen; der Künstler hielt eben den Volto santo, den er auf seiner Italienreise sah, für die heilige Kummernis, wie er sie von der Heimat³⁶) her kannte, und als er später (1507) den Holzschnitt anfertigte, glitt aus der täuschenden Erinnerung die betonte Beischrift in das stinke Messer. Auch der Kelch, der mitunter zu Füßen der heiligen Kummernis steht, soll ein ursprüngliches Heilandbild bestätigen³⁷).

Hand in Hand mit den eben dargelegten Erklärungsversuchen zehrt die Deutung des Spielmanns, dessen Geschichte mit der der Kümmernis ziemlich äußerlich verbunden ist. Die einen wollen wissen, daß der gespendete Schuh dem Heidentum entstamme; die nordische Sage berichte von manchem Götterbilde, daß es Geschenke angenommen und gegeben, einen Schuh fallen gelassen habe usw.; der Geiger selbst stelle von Haus aus einfach einen Väter, ohne näheres Abzeichen, dar, daraus habe sich der



4. Bildstock bei Frankstadt, in dem sich das vorige Bild befindet.

Spielmann entwickelt, der zunächst eine Laute in der Hand halte, und die sei nichts anderes als ein Sinnbild für den Vortrag der Bitte, denn das Gebet sei in alten Zeiten Dichtung gewesen und gesungen worden; und ebenso sei auch die Geige aufzufassen³⁸). Andere wieder behaupten, die Geigermär sei eigentlich eine Kreuzlegende und auf die Kümmernis übertragen worden³⁹); sie stamme aus Italien und sei mit dem Volto santo nach Norden gebracht worden, denn eine Überlieferung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts melde von diesem heiligen Bildnis, daß es einem Spielmann, der ihm zu Füßen andachtsvoll die Saiten schlug, einen seiner kostbaren Schuhe zugeworfen habe⁴⁰). Die Geigerzene ist auf verschiedenen alten Kunstwerken dargestellt, z. B. in einer französischen Elfenbeinschnitzerei aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts⁴¹). Sol-

len auch die ihr Dasein dem Volto santo zu danken haben? Es gibt verwandte Kreuzlegenden⁴²), aber es gibt auch noch andere Geigergeschichten und zahlreiche fromme Erzählungen des Mittelalters, die den Glauben offenbaren, daß die Macht des Heiligen auch in seinem Holz- und Steinbilde lebe und wirke und daß dieses, unter besonderen Umständen sich bewegen könne⁴³).

Diejenigen, welche die heilige Kümmernis aus alten Kreuzbildern herleiten, verlegen ihre Geburt und die Entstehung ihrer Legende in das 15. Jahrhundert. Da sie sich in der überkommenen Form vor jener Zeit nicht aufzeigen lasse, müsse sie so damals entstanden sein. Aber müssen

denn jene Aufzeichnungen und Stücke, auf die man sich beruft und stützt, unbedingt die ersten sein, die es überhaupt geben kann? Können sie nicht vielmehr nur als Zufälligkeiten, sowohl der Zeit als auch dem Orte nach, beurteilt werden? Man schenkte derlei Dingen früher, wie es jedoch auch heutzutage noch vielfach der Fall ist, wenig Beachtung und Sorgfalt. Und vieles, was uns als Urkunde dienen könnte, wurde sicherlich auch in den religiösen Wirren verflößerer Jahrhunderte vernichtet. Wenn der Herzog Adolf von Meve 1419 einen Altar stiftet zu Ehren des heiligen Georg und „sunte Wilgifortis, der h. jonfrouwen, geheiten sunte Unkommer“, und wenn noch früher, in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts, ein verzweigter Wallfahrtsbetrieb in Steenbergem blühte⁴⁴⁾, so muß doch wohl eine Entwicklung vorangegangen sein. Und wenn Christus am Kreuze noch um 1200 mit der Krone und um dieselbe Zeit auch noch mit einem langen Gewande bekleidet von kunstfertigen Händen gestaltet wurde, dann hat wohl diese Übung nicht gerade damals mit einem Schlage aufgehört, und so bleibt doch wohl eine zu kurze Frist, als daß sich ein so gründliches Ueberständnis solchen Bildnissen gegenüber hätte einstellen können. Beachtenswert ist auch, daß eine niederländische Handschrift aus dem 15. Jahrhundert ein Meßgebet zur hl. Wilgifortis überliefert, das auch in Frankreich und England gebräuchlich war⁴⁵⁾. Wenn die Rummernis-Verehrung tatsächlich im 15. Jahrhundert in den Niederlanden angekommen wäre, dann müßte sie sich ungemein rasch ausgebreitet haben: aus dem 15. Jahrhundert stammt das Wandgemälde in der Nicolaskirche zu Rostock⁴⁶⁾, 1507 schuf der Augsburger Hans Burgkmair den erwähnten Holzschnitt und 1469 wurde das Säbener Holztafelbild gemalt⁴⁷⁾.

Warum sollte man dieser Rummernis und ihrer Legende nicht ein eigenes, selbständiges Dasein gönnen wie den übrigen Legenden? 'Es gibt heilige Frauen und Jungfrauen, die um Christi willen am Kreuze starben, wie Benedikta, Eulalia, Julia; es gibt heilige Jungfrauen, welche um Jesu willen die Freier flohen und zum Schutze ihrer Keuschheit einen langen Bart erhielten, wie Paula und Galla⁴⁸⁾. Warum sollten sich Bartwunder und Kreuzestod nicht in einer Frauengestalt haben vereinigen können, ohne daß gerade mißverständene Heilandbilder die Ursache waren? Der allgemein übliche Name Wilgifortis und der Umstand, daß in den ältesten Aufzeichnungen der Rummernisfrage Portugal als die Heimat der Heiligen angegeben wird, weisen in eine bestimmte Richtung. Der Spanier J. Lucius Dexter, General des oströmischen Kaiserreiches, schrieb um 430 ein Zeitbuch und darin erzählt er, daß im Jahre 138 Wilgifortis oder Liberata, die Tochter eines heidnischen lusitanischen Häuptlings, in der Stadt Amphiloehium für Glauben und Keuschheit den Martertod erlitten habe; ihr heiliger Leib sei später nach Calle überführt und dort sehr verehrt worden. Dexters Schrift wird allerdings vielfach als eine Fälschung des spanischen Jesuiten Figuera (erschieneu 1619) verworfen⁴⁹⁾, aber dieser kann die Sache nicht aus der Luft gegriffen haben, denn es wird weiter berichtet, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Papst Hadrian der Sechste denen, welche zur heiligen Wilgifortis pilgerten, besondere Ablässe erteilt habe, daß 1537 der Leib der Heiligen von Portu-Calle nach

Segunt in eine neuerbaute herrliche Kirche übertragen worden sei; bei dieser Gelegenheit habe man die Gewänder der heiligen Jungfrau mit frischem Blut benetzt gefunden, als hätte der Martertod erst einen Tag zuvor stattgefunden⁶⁰). Das römische Martyrologium vermerkt zum 20. Seumonds, daß in Lusitanien die Jungfrau Wilgefortis für den christ-



5. Bild aus der Franziskanerkirche zu Eger.

lichen Glauben und die Keuschheit am Kreuze sterbend die himmlische Siegespalme erworben habe. Man meinte, dieser flüchtige Hinweis sei durch allerlei sagenhafte Zusätze erweitert⁶¹) worden und habe dann seit dem 15. Jahrhundert durch die neue Kunde von der Nord- und Ostsee her frisches Leben erhalten; es seien damals für die Volksheilige neue Namen aufgetaucht, wie Kummernis usw.; im Süden habe man mehr zu diesen gegriffen, im Norden die lateinischen Namen Wilgefortis, Liberata übernommen⁶²); es seien also Kummernis und Wilgefortis verschmolzen. Von

anderer Seite wieder wird auf eine Scheidung und Trennung der Wilgefortis von der Liberata hingearbeitet und diese Bestrebung setzt schon im 17. Jahrhundert ein; man nennt die Gleichsetzung unserer Heiligen, die auch Liberata heißt, mit der Heiligen dieses Namens in Spanien eine falsche gelehrte Verquickung⁵³). Trotz allem ist eine scharfe Sonderung nicht durchgedrungen.

Ebenso wenig einheitlich und endgültig wie die übrigen Erklärungsversuche sind auch die der Namen. Wilgefortis wird gewöhnlich gedeutet als Virgo fortis, aber auch als verderbt aus Hilge Barz (Fraz, facies, Antlitz)⁵⁴). Im Hinblick auf Thor suchte man für den Namen trotz der lateinischen Form einen deutschen Kern und fand ihn wenigstens für den ersten Teil: darin stecke die Wurzel fairg (got. fairgumi, Berg), die in mehreren Götter- und alten Bergnamen vorkomme; so z. B. heißt das sudetendeutsche Waldgebirge im Norddeutschen Fergunna, Firgun und der Gott Thor wird als Fairguns bezeichnet. Zugrunde liege die Vorstellung, daß die höchsten Götter auf Berggipfeln thronten, und diese Anschauung lebe noch fort in zahlreichen Bergnamen, wie Wodansberg, Donnersberg, Altvater u. dgl., und auch in dem Brauche, daß Wallfahrtskapellen mit Vorliebe auf Anhöhen erbaut werden. Und so stehe auch die Rummernis an verschiedenen Orten auf einem Felsen, einer steinigigen Bergspitze, wie in Saalfeld⁵⁵). Es wurde ferner geäußert, Wilgefortis sei altportugiesisch (keltisch) und gleichbedeutend mit dem lateinischen Liberata und dem deutschen Ohn-Kommerer (ohne Rummernis)⁵⁶). Die niederländische Benennung Ontkommerer wird verstanden als: ohne Rummer, entkummert, von Rummer befreit; und die vom Rummer Befreite entkummert auch die Bedrängten, befreit durch ihre Fürbitte die Bekümmerten. Damit stimmt überein die Übersetzung des Namens mit Deliberatrix in einer lateinischen Fassung der Legende⁵⁷). Aus dem niederländischen Ontkommerer soll der deutsche Name Rummernis geworden sein; die verneinende Vorsilbe Ont sei beim Übergang abgefallen⁵⁸). Andere wieder leiten Rummernis ab aus dem kornischen (kelt.) kymini (begaben)⁵⁹) oder aus Comeria oder erklären es als eine Verdeutschung des lateinischen Liberata: die ohne Rummer (Kommer niederdeutsch soviel wie Kerker), die Befreite⁶⁰). Das Wort Rummer hat im Mittelhochdeutschen die Bedeutung Schutt, dann Betrübniß, Mühe. Am Rhein werden die Weingärten noch heute gekümmert, mit Schieferschutt bedeckt, um den Sonnenbrand festzuhalten. Sinnverwandt ist französisch encombre (Schutt, Hindernis), spanisch combro (Damm, Deich). Darnach wäre Rummernis soviel wie Schutzwall in der Bedrängnis, etwa in Wassernot, wie denn auch z. B. die Rummernis von Saalfeld mitten im Flusse steht⁶¹). Überhaupt lassen sich die Benennungen unserer Heiligen gern zurückführen auf die Fähigkeit und Bereitwilligkeit zu helfen⁶²), und ihre Verehrung hat sich besonders bei solchen Orten erhalten, deren Namen mit Hilfe zusammenhängen⁶³).

Angerufen wird die heilige Rummernis um das Gedeihen der Feldsaat, bei Dürre und Überschwemmung, bei Mißwachs und Feuerung, in Kriegsdrangsal, also in Nöten und Gefahren, welche der Allgemeinheit zustößen; aber mehr noch wird sie angefleht in persönlichen Angelegen-

heiten, besonders von leidenden Frauen, von Frauen, welche bereits verheiratet sind, und von solchen, welche nach der Ehe verlangen; sie schützt den Ehestand, wendet Unheil ab vom häuslichen Glück, verleiht Ehesegen; daher hängt in Tirol oft ihr Bild in der Schlafkammer über den Ehebetten⁶⁴). In Oberbayern hat sie den Namen Weiberleonhard⁶⁵), und in den Kummerniskapellen werden auch die sogenannten Muettern aufgestellt, tröstenähnliche Figuren aus Wachs, Eisen oder Silber, die immer dann dargebracht werden, wenn es sich um Frauenleiden handelt, bei Nervenschmerz und Gebärmutterkrankheit,



6. Schnitzwerk aus dem Leitmeritzer Diözesan-Museum.

den verschiedenen Ausprägungen. Es gibt Bildwerke, welche die Heilandähnlichkeit zeigen, also rein männliche Formen, ohne weibliche Kennmale, wiedergeben, bald mit mehr ernstem, bald mit mehr ruhig heiterem Antlitz. In diese Gruppe gehört das Schnitzbild in einer Kapelle des Loretto-Kreuzganges bei den Kapuzinern in Prag, das als Nachahmung des Volto santo von einem Kaufmann aus Belgien im Jahre 1684 dorthin gestiftet worden sein soll⁶⁶), ferner das Steinbild beim Hirnsfner Teich in Nordböhmen, das 1705 vom Grafen Johann Wilhelm von Kaunitz aufgestellt wurde und folgende Inschrift trägt: S. Wilgefortis Virgo fortis Coram Deo ex passione et ex gratia gratiosa et grata pro nobis se sistat et existat patrona⁷⁰). Eine zweite Gruppe umfaßt solche Bilder, welche, das Frauenhafte stärker oder schwächer betonend, eine bebartete weibliche Gestalt mit sanften, friedlichen, weichen Zügen darstellen: das Bild in der Kirche zu Christophsgrund⁷¹), das aus der Stadtkirche zu Leitmeritz⁷²), das Gemälde im Kreuzgang des Kapuzinerklosters zu Rumburg, das nach dem Gedentbuche des Klosters um 1730 angebracht wurde und seit ungefähr 1900 verschwunden ist⁷³). Bei Mähr.-Schönberg steht an der Straße, die

aber auch, wie in Tirol, wegen Unfruchtbarkeit und in anderen Fällen⁶⁶). Die heilige Kummernis hilft auch bei sonstigen Leiden, besonders bei Augenübeln, ist doch das blinde Geigerlein durch den zugeworfenen Schuh wieder sehend geworden⁶⁷). Auch die Reisenden wenden sich an sie um Schutz, daher steht ihre Kapelle oft an Kreuzwegen und dort, wo Gefahr droht oder eine Untat geschehen ist; auch für die letzte große Reise wird sie angerufen, daher findet man ihr Bild in Totenkapellen. Nicht selten wurden Kummerniskapellen auf Anhöhen errichtet; so daß sie das fruchtbare Land überschauten; und wenn auch die Kapellen verschwunden sind, so hat die Örtlichkeit oft den Namen bewahrt⁶⁸).

Auch in unserem Sudetenland war und ist die Verehrung der heiligen Kummernis verbreitet, denn wir finden in allen Gauen ihr Bildnis, und zwar in

nach Rabenseifen führt, zwischen den Gemarkungen der Gemeinden Weikersdorf und Frankstadt in freiem Felde, an einem Orte, der früher verrufen war, ein Bildstock mit einer derartigen Kummernis. In Fulnek (Bezirk Neutitschein) ziert ihr Bild den Altar der Wilgefortis-Kapelle, die einen Teil des Gotteshauses ausmacht; meist wird sie aber Sammlungskapelle genannt, weil dort J. Amos Komenius für die Böhmiſchen Brüder Betstunden hielt; auch die vorübergehende Gaſſe heißt Sammlungsgaſſe. Gegenwärtig wird in der Kapelle wöchentlich einmal für die in der Nähe wohnenden Pfründner Meſſe geſeſen⁷⁴). In eine dritte Gruppe ſind jene Bilder einzureihen, die eine bartloſe Kummernis zeigen, alſo den Zuſammenhang mit der Legende, das Mann-Weibliche aufgegeben haben: das Obbild in der Franziskanerkirche zu Eger⁷⁵), das dieſem ähnliche in der Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Sepetou bei Tabor⁷⁶), das aus der Liebshauſener Pfarrkirche ſtammende Schnitzwert des Diözeſan-Muſeums in Leitmeritz⁷⁷), die kleine Holzſtatue in einer aus einem Felsblock gehauenen Kapellenniſche zwiſchen Hennersdorf und Guttendorf (Bez. Hohenelbe), an der Straße, die früher mitten durch weiten Wald lief, an einer einſamen Stelle, wo oft Leute angepaßt und erſchreckt wurden und wo man auch jezt noch nachts nicht gerne vorübergeht⁷⁸). Das Bild in der oberſten von den vier Kapellen zu St. Martha bei Obergrund (Bez. Freiwaldau) weicht dadurch von den übrigen Darſtellungen ab, daß hier auch die Füße genagelt ſind, und zwar wie bei Chriſtus übereinander; die Bindſohle, die der Spielmann hält, hat alſo keinen rechten Bezug. Zu erwähnen iſt hier auch Abendorf im Gläzer Keſſel, wohin in verfloſſenen Tagen aus Nordmähren, Oſtböhmen und auch weiterher viele Wallfahrten unternommen wurden; dort befindet ſich in einer Kapelle das Schnitzbild der heiligen Kummernis, übernatürlich ſchlank, mit buſenloſem Körper und bartloſem Geſicht⁷⁹). Bei den Schnitzwerten fehlt der Geiger gewöhnlich, ſo auch beim Prager Bildnis und bei dem im Leitmeritzer Muſeum. Die Kleidung der Kummernis iſt meiſt prächtig, ſeltener einfach und ſchlicht, wie beim Prager Bild und bei dem in der Nähe von Frankſtadt.

Es gibt gewiß noch mehr Kummernisbilder im Sudetengebiet; ſie wären nur aufzuſuchen. Und einſtens waren ſie, wie in anderen Landſtrichen, ohne Zweifel noch zahlreicher. Nicht wenige wurden aus Kirchen entſernt, wie auch anderwärts, in Gmünd⁸⁰), Mainz, Säben, Reiſſe uſw.; ſie wanderten in Muſeen, wie das aus der Kirche zu Liebshauſen, ſie gingen in Eigenbeſitz über, wie das aus der Leitmeritzer Stadtkirche, ſie verloren ſich ohne Nachricht, wie das aus dem Kumburger Kloſter. Wie viele mögen verſchwunden ſein, ohne eine greifbare Spur hinterlaſſen zu haben!

Wie rege und verbreitet die Verehrung der Kummernis früher war, dafür zeugen die vielen Bilder da und dort, die verhältnismäßig zahlreichen alten Niederſchriften und Faſſungen der Legende, dafür ſpricht deren Aufnahme in verſchiedene Sammlungen, ſo in die Lübeckſer aus dem Jahre 1492, und in die Sagen und Märchen der Brüder Grimm⁸¹). Die Legende, beſonders das Geigenwunder, wurde auch dichterisch behandelt, ſo von dem Geſchichtſchreiber Jakob Neutlinger zu Überlingen 1582⁸²), von Guido

Görres und Justinus Kerner; Görres verlegt im Gedichte „Der arme Spielmann“ den Schauplatz nach Mainz, nennt keinen Namen, spricht nur von einer heiligen Jungfrau, die für Gott ihr Blut gab⁸⁵⁾, Kerner macht sie in seiner Ballade „Der Geiger zu Gmünd“ zur hl. Cäcilie⁸⁶⁾. Es gibt auch volkstümliche Lieder über die hl. Kummernis und ihren Geiger; eines wurde im Schönhengstgau gesungen („O heilige Kummernis, Vor dir fall' ich auf meine Füß“⁸⁸⁾), ein anderes, holpriges, ungeschliffenes, war in Albendorf bekannt⁸⁹⁾ und dort war außerdem ein Sächseiler für die Kummerniskapelle bestimmt:

Seht hier am Kreuze hangen,
Mit Nägelwunden prangen
Eine Braut Jesu Christ!
Wenn euch auch Kummer drückt,
Vertraulich zu ihr blicket,
Sie ein' Fürbitt'rin ist⁹⁷⁾.

Vordem waren auch Einblätter von der hl. Kummernis in beliebtem Gebrauche. Sie waren mit einem Bilde der härtigen Jungfrau geschmückt und enthielten gewöhnlich eine kurze Lebensbeschreibung und ein Gebet. So beschaffen ist ein Blatt aus Nordmähren⁹⁸⁾ und das, welches bei den Kapuzinern in Prag deutsch und tschechisch zu haben ist; im Tschechischen heißt die Heilige Starosta. In diesen beiden Blättern, die sich decken, ist folgendes Gebet abgedruckt: „Wir knien hier vor deinem Bilde, o wunderbare Märthrin Gottes, hl. Kummernis, und bezeigen dir als Braut des höchsten Königs mit demüthigem Herzen unsere Verehrung. Wir preisen deinen Bräutigam zugleich mit dir und danken ihm, daß er dich aus der Finsternis des Heidentums entriß, zum Lichte des Christentums gebracht, so wunderbar deine Unschuld dir erhalten und dich im Leiden gestärkt hat. Ans Kreuz geheftete Jungfrau, wir erheben zu deinem Kreuze unsre Herzen und legen unseren Kummer auf dich, o heilige Kummernis! Dein Bräutigam Jesus Christus hat dir versprochen, daß er allen, welche zu dir ihre Zuflucht nehmen und dich anrufen werden, helfen will; erinnere also deinen Bräutigam auf sein Versprechen und erbitte uns, besonders in der Todesstunde, seine Barmherzigkeit. Amen.“ In Albendorf wurde früher ein Festchen verkauft mit der Kopfschrift: „Andacht zu der heiligen Jungfrau und Märthrin Wilgesfort oder Kummernis, Patronin in Kummer und Trübsal“; es bot neben dem schon erwähnten holprigen Liede ein Gebet, das daran erinnerte, wie sie vom Vater mit Anträgen und Drohungen verfolgt und gemartert wurde, und dann noch eine Vitanei, die ebenfalls auf ihr Schicksal Bezug nahm und auch das arme Geigerlein nicht vergaß⁹⁹⁾. In die Gebete zur hl. Kummernis werden überhaupt gerne ihre Erlebnisse eingeflochten. In der Gegend von Hohenelbe wurde ehemals unsere Heilige sehr verehrt und angerufen in trostlosem Stand, in Betrübniß und Trübseligkeiten, Kummer und Angsten; von dort kommt das nachstehende Gebet¹⁰⁰⁾: „O heilige, tapfere Heldin und reine Jungfrau, die du deiner Jungfrauschaft halber deines Vaters lieblosende Antragungen und königliche Präsenten durch Gottes Gnade verworfen, seine grausame

Marter und Kreuzigung nicht gefürchtet, deine gehabte zarte Gestalt nicht geachtet und um der Keuigkeit und katholischen Glaubens willen den Tod bereits überstanden, befehle ich dir meinen gegenwärtigen trostlosen Stand. Nimm hinweg die Bürde meines Jammers und Betrübnißes, die mir sehr schwer fürkommen, sei du bei Gott für mich eine Mittlerin, damit die Betrübnißes, die ich wohl verdienet, von mir abgewendet werden; ich verspreche entgegen, daß ich gegen dir allezeit ein dankbares Gemüt wolle tragen, verlasse mich nicht, sondern sende mir einen Trost, welchen ich von dir hoffe, mich deinem Schutz und Gnade ganz und gar ergebe. Amen.“ In der Kapelle bei den Prager Kapuzinern ist das folgende „Gebet zur heiligen Kümmeris in einer besonderen Not“ ausgehängt: „O du gloriwürdige Märthrin und auserwählte Gespons Jesu Christi, heilige Jungfrau Kümmeris, mit großem Vertrauen fliehe ich zu dir und mit herzlichster Andacht rufe ich deine heilige Hilfe und Fürbitte bei Gott an. Du weißt in Gott, in welchem großen Leide ich stehe und wie mein betrübtes Herz mit so vieler Qual und Betrübniß angefüllt ist; dies große Herzenleid lege ich vor dein heiliges Kreuz nieder und bitte, du wollest es mit deinen gnädigen Augen ansehen und lindern. Du kannst mich leicht von dieser Qual erretten, da dein liebster Bräutigam Jesu Christus dir keine Bitte zu versagen versprach, denn am Kreuze hängend ihn batest, daß er Betrübte, welche deine Marter ehren und deine Fürbitte anrufen werden, von ihren einer- und äußerlichen Trübsalen erretten wolle, hat er deine Bitte erhört und deine Fürbitte samt deinem Begehren durch eine himmlische Stimme bekräftigt. Oja! O liebe heilige Kümmeris, ich bitte dich durch deine unbefleckte Unschuld, durch dein heilig tugendhaftes Leben und deine schmerzliche Annagelung an das Kreuz, erhöere meine demütige Bitte und tröste mich in meiner großen Betrübniß. Gleichwie du viele Stunden lang an deinem Kreuze gehangen bist, hänge auch ich lebendig an einem großen geistlichen Kreuze. Ich rufe in meinem schmerzlichen Kreuze zu dir in den Himmel hinauf und werde nicht eher aufhören, bis du dich meiner erbarmst und mich von meinem Herzenkreuze sanft abnimmst. Du allmächtiger Gott dort oben, höre mein Seufzen und dieser heiligen Märthrin ihre Fürbitte gnädigst an, durch die Verdienste deines lieben Sohnes Jesu Christi. Amen.“



7. Bild zu St. Martha bei Obergrund.

erretten, da dein liebster Bräutigam Jesu Christus dir keine Bitte zu versagen versprach, denn am Kreuze hängend ihn batest, daß er Betrübte, welche deine Marter ehren und deine Fürbitte anrufen werden, von ihren einer- und äußerlichen Trübsalen erretten wolle, hat er deine Bitte erhört und deine Fürbitte samt deinem Begehren durch eine himmlische Stimme bekräftigt. Oja! O liebe heilige Kümmeris, ich bitte dich durch deine unbefleckte Unschuld, durch dein heilig tugendhaftes Leben und deine schmerzliche Annagelung an das Kreuz, erhöere meine demütige Bitte und tröste mich in meiner großen Betrübniß. Gleichwie du viele Stunden lang an deinem Kreuze gehangen bist, hänge auch ich lebendig an einem großen geistlichen Kreuze. Ich rufe in meinem schmerzlichen Kreuze zu dir in den Himmel hinauf und werde nicht eher aufhören, bis du dich meiner erbarmst und mich von meinem Herzenkreuze sanft abnimmst. Du allmächtiger Gott dort oben, höre mein Seufzen und dieser heiligen Märthrin ihre Fürbitte gnädigst an, durch die Verdienste deines lieben Sohnes Jesu Christi. Amen.“

Die lebhafteste Verbreitung der Kummernisverehrung beweisen auch noch andere Umstände; so die landschaftlich verschiedenen Gestaltungen der Legende. In der Daubaer Gegend wurde erzählt: Der Vater liebte die eigene Tochter, sie wies ihn ab, denn sie erschrak vor der Sünde; aber sie



8. Kummernisbild auf dem Einblatt aus Nordmähren.

fühlte sich nicht stark genug, ihm auf die Dauer zu widerstehen, deshalb betete sie zu Gott, er möge ihr helfen und sie verunstalten⁹²⁾. Bei Gennersdorf ging die Sage, sie habe beim Tanzen einen Schuh verloren, darum fehle er⁹³⁾. Merkwürdig ist eine Fassung aus Nordböhmen⁹⁴⁾, weil sie das Bartwunder gar nicht beachtet und die Geigermär innerlich verknüpft: Kummernis lebte in Nordböhmen und war die Tochter eines Ritters. Sie

war jung, schön, lebensfroh und liebte Tanz und Musik. Ihr Vater war hartherzig, er wollte sein Kind in strenger Zucht erziehen, und weil er ihren heiteren Sinn für sündhaft hielt, ermahnte er sie oft und drohte endlich mit grausamer Strafe. Als Kummernis ihr Wesen nicht änderte und weiterhin den Geiger, der ihr zum Tanze aufspielte, reich beschenkte, ließ sie der Vater in seinem Zorn an eine alte Eiche mit beiden Händen annageln und so an den Pranger stellen. Als der Geiger dies erfuhr, eilte er herbei und spielte seiner Gönnerin zum Troste in ihrer Qual die schönsten Stücklein. Um ihn zu belohnen, streifte sie von den Füßen die goldenen Pantoffel, das Letzte, was sie hatte. Bei den Klängen ihres Lieblingsliedes hauchte sie die Seele aus. Ihr Leib wurde in der Familiengruft beigelegt. Nach vielen Jahren ließ der Vater, von einsamem Gram und von Sehnsucht getrieben, den Sarg öffnen, um sein Kind noch einmal zu sehen. Da lag sie unverfehrt darin, als wäre sie eben erst hineingetan worden. Der Vater erkannte seine Schuld, und tief erschüttert von Reue und Schmerz, ließ er seiner Tochter dort, wo sie gemartert worden war, ein Denkmal errichten. Die Kittergruft soll in der Barbara-Kirche, die nicht weit vom Steinbild der Kummernis steht, gewesen sein⁹⁸). Dort wird alljährlich das Fest der Vierzehn Nothelfer feierlich begangen und Hunderte von Andächtigen strömen bei diesem Anlasse von allen Seiten herbei. Unter die Vierzehn Nothelfer wird auch Kummernis gerechnet⁹⁹). In Abenddorf war es Sitte, daß die Kirchfahrer vor dem Bildnis der hl. Kummernis jedesmal ein Tanzstücklein spielten. Dieser Brauch hängt mit der örtlichen Sage zusammen: Kummernis war eine sehr fromme Jungfrau, die nur einen Fehler hatte, nämlich daß sie leidenschaftlich tanzte; da Gott sie ganz für sich gewinnen wollte, ließ er ein Wunder geschehen: ihre Schuhe wurden plötzlich zu Gold; nach einer andern Wendung blieb ein Schuh in der Luft hängen⁹⁷).

Auch in der Namengebung hat die heilige Kummernis ihre Rolle. In Oberbayern gibt es unter den Alpenpflanzen ein Kummernrüßl¹⁰⁰), in den Niederlanden ist ein Sinte Ontcommerspolder (nach 1482 eingedeicht) bezeugt¹⁰¹) und in der Gemeinde Gerlsdorf nächst Fulnek heißt ein bewaldeter Flurteil noch heute „Die Kummernis“¹⁰²). In Eger sagt man von einer Frauensperson, die ein krankhaftes Aussehen hat: „Die sieht aus wie die hl. Kummernis.“

Sicherlich leben noch mehr derartige Gebräuche, Bezeichnungen usw. im Volke fort. Sie sind nur nicht festgelegt worden. Vielleicht regt dieser Hinweis dazu an, sie aufzusammeln, ehe sie gänzlich versickern. Unlängst erbat sich im Testal ein armes herumhörterndes Bürstenweiblein von einer bekannten Frau Blumen und meinte, sie wolle damit zur heiligen Kummernis (bei Frankfurt) gehen: „Die wird sich schon weiter bekümmern um mich, weil ich alt und krank bin.“

Anmerkungen:

Abkürzungen: Andree: Botive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland. Von Richard Andree. Braunschweig 1904. S. 14f., S. 131. — Volke: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von Johannes Volke und Georg Poltka. Band III. (Leipzig 1918),

S. 241ff. — Egerland: Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. Herausgegeben von Alois John. 1897ff. — Exkursionsklub: Mitteilungen des Nordböhmisches Exkursions-Clubs. 1878ff. — Höfler: Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Von Dr. M. Höfler. München 1888. — Menzel: Christliche Synthetik. Von Wolsfg. Menzel. Regensburg 1854. S. 110, 528, 535f. — Müller: Die hl. Kummernis. Von Robert Müller (Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschen-Fergaues, 16. Jg., 1922, S. 12ff., S. 45ff.). — Rehorn: Der heilige Kumeruus oder die heilige Wilgefortis. Ein Beitrag zur Geschichte und Deutung eines alten Kultes. Von R. Rehorn (Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, 32. Jg., 1887, S. 461ff.). — Schles. Mitt.: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 1899, Heft 6, S. 81f. — Schnürer: Die ältesten Legenden der heiligen Kummernis (Onkommer, Wilgefortis). Von Gustav Schnürer (Festschrift Georg von Hertling, dargebracht von der Görres-Gesellschaft, 1913, S. 96ff.). — Tscherneh: Zur St. Kummernis-Legende. U. Tscherneh (Exkursionsklub, 17. Jg., 1894, S. 317f.). — Weinhold: Sanct Kumeruus. Von Karl Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 9. Jg., 1899, S. 322ff.). — Zu vergleichen wäre außerdem Kirchliches Handlexikon, herausgegeben von Michael Buchberger, München 1912, II., Sp. 524, und Weper und Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl., IX. (Freiburg i. B. 1895), Sp. 851ff.

¹⁾ Rehorn. — ²⁾ Tscherneh. — ³⁾ Vgl. Egerland, 7, S. 25. — ⁴⁾ Rehorn; Egerland, 4, S. 13. — ¹⁰⁾ Menzel; Rehorn; Egerland, 6, S. 44 u. 11, S. 22; Grimm, — ⁹⁾ Schnürer. — ¹²⁾ Schnürer. — ¹¹⁾ Menzel; Exkursionsklub, 17, S. 327; Egerland, 4, S. 13. — ¹³⁾ Menzel; Rehorn; Egerland, 6, S. 44 u. 11, S. 22; Grimm (Sagen Wolke). — ¹⁴⁾ Egerland 4, S. 13 u. 6, S. 44; Grimm, Märchen (Wolke). — ¹⁵⁾ Andree; Tscherneh. — ¹⁶⁾ Menzel. — ¹⁷⁾ Rehorn. Gegen das Zurückführen der hl. Kummernis auf altgermanische Vorstellungen wendet sich H. Zeiß in „Volk und Rasse“ 3. (München 1928), S. 60, bei Besprechung von Georg Hüfings „Die deutschen Hochzeiten“ (Wien 1927). ¹⁸⁾ Rehorn; Friedrich Pfister. Der Reliquientum im Altertum. Sieben 1909. Erster Halbband, S. 251. — ¹⁹⁾ Weinhold. — ²⁰⁾ Andree. — ²¹⁾ Müller. — ²²⁾ Egerland 6, S. 44f. — ²³⁾ Exkursionsklub 17, S. 327. — ²⁴⁾ Egerland 6, S. 44. — ²⁵⁾ Egerland 6, S. 44f. — ²⁶⁾ Rehorn; Egerland 4, S. 13 u. 6, S. 44. — ²⁷⁾ Rehorn. — ²⁸⁾ Vgl. z. B. Karl Woermann, Geschichte der Kunst, 1922, III., S. 75, 109, 135, 210, 279, 287, 386, 425, Tafel 25, 38, Bildwerke aus dem 5. bis 14. Jahrhundert aus Italien, Deutschland, England: Christus mit Lententuch, ohne Krone; III., S. 146, 167, 190, Werke des 10. bis 12. Jhd. aus Italien, Deutschland, England: Christus bekleidet, ohne Krone. — ²⁹⁾ Vgl. die eben angeführten Wiedergaben bei Woermann; Grimm, Kleine Schriften, herausgegeben von Hinrichs, Berlin 1883, III., S. 187. — ³⁰⁾ Vgl. „Die Entwicklung der Kunst in der Schweiz“. St. Gallen 1914. S. 130. — ³¹⁾ Müller. — ³²⁾ Weinhold; Egerland, 13, S. 50 u. 6, S. 44. — ³³⁾ Weinhold. — ³⁴⁾ Rehorn. — ³⁵⁾ Schnürer; Wolke; Müller. — ³⁶⁾ Vgl. Egerland 7, S. 11. — ³⁷⁾ Weinhold; Tscherneh; vgl. Rehorn. — ³⁸⁾ Rehorn. — ³⁹⁾ Andree; Weinhold; Tscherneh. — ⁴⁰⁾ Wolke. — ⁴¹⁾ Wolke. — ⁴²⁾ Weinhold. — ⁴³⁾ Wolke. Vgl. U. Wesselski, Das bestohlene Heiligenbild. (Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 45. Jahrg. 1928, S. 127ff.). — ⁴⁴⁾ Schnürer. — ⁴⁵⁾ Schnürer. — ⁴⁶⁾ Müller. — ⁴⁷⁾ Weinhold. — ⁴⁸⁾ Menzel. — ⁴⁹⁾ P. B. Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien, Regensburg 1864, II., 1. Abtg., S. 334f. — ⁵⁰⁾ Tscherneh. — ⁵¹⁾ Rehorn. — ⁵²⁾ Müller. — ⁵³⁾ Schnürer. — ⁵⁴⁾ Egerland 13, S. 50. — ⁵⁵⁾ Rehorn. — ⁵⁶⁾ Tscherneh. — ⁵⁷⁾ Schnürer. — ⁵⁸⁾ Müller; Schnürer. — ⁵⁹⁾ Egerland 6, S. 44; vgl. Exkursionsklub 17, S. 327. — ⁶⁰⁾ Egerland 7, S. 11. — ⁶¹⁾ Rehorn. — ⁶²⁾ Rehorn. — ⁶³⁾ Höfler. — ⁶⁴⁾ Rehorn; Höfler. — ⁶⁵⁾ Höfler. — ⁶⁶⁾ Andree; Höfler; Exkursionsklub 19, S. 98. — ⁶⁷⁾ Höfler. — ⁶⁸⁾ Rehorn. — ⁶⁹⁾ Egerland 6, S. 44; Müller; Rehorn. — ⁷⁰⁾ Müller; A. Paudler, Ein deutsches Buch aus Böhmen, II., Leipa 1895, S. 26f.; Exkursionsklub 17, S. 391. — ⁷¹⁾ Müller. — ⁷²⁾ Egerland 5, S. 11; Müller. — ⁷³⁾ Mitteilung des H. Prof. H. Marschner in Rumburg; vgl. Tscherneh, Müller. — ⁷⁴⁾ Mitteilung des H. Dechant's Fr. Dcajet in Fulnek. — ⁷⁵⁾ Egerland 4, S. 13f.; Müller. — ⁷⁶⁾ Egerland 6, S. 44; Müller. — ⁷⁷⁾ Egerland 5, S. 11; Müller. — ⁷⁸⁾ Mitteilung des H. Pfarrers und

bisch. Vik. S. Albert Allwer in Hennerödorf. — ⁷⁹⁾ Schlef. Mitt. — ⁸⁰⁾ Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausgegeben von Lyon, 13. Jg. (1899), S. 40f. — ⁸¹⁾ Bolte. — ⁸²⁾ Schnürer. — ⁸³⁾ Mehorn; Bolte. — ⁸⁴⁾ Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht, a. a. O.; Bolte. — ⁸⁵⁾ Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes, 5. (1909), S. 157. Auch Adolf Kirchner gibt in den „Volksgefängen aus dem Aufstiger Gau“, Leipzig 1898, S. 38, ein Gedicht desselben Inhalts: „Der arme Geiger“, das aber unmöglich ein volkstümliches Lied sein kann, wie schon das erste von den 20 Gefängen dartut: Ein armer Geiger fühlte Not In schweren, teureren Zeiten, Sein Geigen brachte wenig Brot, Zuweilen kaum die Saiten. Violinum, Violinum, Violinosimo linofinium, Violum, violum, violum. Zu Kirchners Fälschungen vgl. Jungbauers Bibl. S. XXIVf. — ⁸⁶⁾ Schlef. Mitt. — ⁸⁷⁾ Aus dem Heftchen „Lieder beim Besuch der Kapellen des sogenannten neuen Berges bei Albendorf. Mit bischöflicher Approbation. Albendorf, Verlag von Anselm Hantscher.“ — ⁸⁸⁾ Ich hatte vor Jahren ein anderes, viel älteres Blatt in Händen; leider konnte ich es nicht mehr erreichen. — ⁸⁹⁾ Schlef. Mitt. — ⁹⁰⁾ Mitgeteilt von S. A. Allwer, Pfarrer in Hennerödorf, der es einem „uralten Gebetbuche“ entnommen hat. — ⁹¹⁾ Ein mit den Worten „O königl. Prinzessin und reine Braut des Allerhöchsten“ beginnendes Gebet aus einem alten Gebetbuch (wahrscheinlich aus dem Jahre 1759) hat A. König (Reichenberg) in der „Heimatbildung“ V (1924), S. 205, veröffentlicht. — ⁹²⁾ Müller. — ⁹³⁾ Müller. — ⁹⁴⁾ Exkursionsklub 17, S. 327; Egerland 11, S. 22; Müller. — ⁹⁵⁾ Egerland 11, S. 22. — ⁹⁶⁾ Paudler, a. a. O.; Egerland 11, S. 22. — ⁹⁷⁾ Schlef. Mitt. — ⁹⁸⁾ Höfler. — ⁹⁹⁾ Schnürer. — ¹⁰⁰⁾ Mitteilung des H. Dechant's Fr. Ocasek in Fulnek.

Von den Bildern verdanke ich 2 und 6 H. Archiv-Verwalter S. Anfert in Leitmeritz, 5 H. Rechtsanwalt Dr. J. Neißl in Eger; 3, 4 und 8 stammen aus dem Frankstädter Pfarrblatt „Unsere Heimat“ (Jg. 1924, Heft 6) und wurden von der Buchdruckerei Karl Kuradniczel in Sternberg zur Verfügung gestellt; 1 und 7 sind eigene Aufnahmen. — Das Hirnsner Steinbild und das Ölgemälde aus Christophsgrund sind bei Müller wiedergegeben; das Egerer Bild findet sich auch im „Egerland“ (4, S. 13), jedoch verberbt durch einen ungeschickten Eingriff des Bildhauers.

Die Tglauer Bauernhochzeit

Von Dr. Anton Altrichter

(Schluß)

Aus der Kirche geht es zurück in lustigem Getriebe, voran das neue Ehepaar. Im Hause des Bräutigams bittet die junge Frau die Schwiegermutter um liebevolle Aufnahme. Sie wird zum Rauchfang geführt¹⁾, in den sie, sich dreimal herumdrehend, hineinschaut und wird mit drei Köffeln Rindsuppe bewirtet, „damit ihr nicht nach dem Vaterhause bange werde“.

Endlich geht es zu Tisch. Der Druschmann spricht das T i s c h g e b e t:

„Aller Augen warten auf dich, o Herr!

Du gibst uns Speise und Trank zu rechter Zeit,

Luft deine milde Hand auf

Und segnest alles, was da lebet.

Segne auch diese deine Gabe,

Die wir von deiner milden Güte

Zu uns nehmen durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen.“

¹⁾ Vgl. Sartori 1, 117.

²⁾ Dasselbe Dehl S. 114.

Dieses bekannte Tischgebet ist eine Übersetzung aus dem Lateinischen: *Oculi omnium in te sperant Domine et tu das escam illorum in tempore opportuno. Aperis tu manum tuam et implet omne animal benedictione.* (Vgl. R. Zimmermann, Tischgebete, in den „Mitteilungen des Nordböh. Vereines für Heimatforschung“, 51. Jahrg. 1928, S. 46.)

✦

Herr Gott Vater vom Himmelreich,
Wir sein deine Kinder allzugleich,
Wir bitten Dich aus Herzensgrund,
Speise uns in dieser Stund,
Gib uns Freud und Einigkeit,
Bewahr uns Herr vor teurer Zeit,
Damit wir leben seliglich,
Dein Reich besitzen ewiglich
Durch unsern Herrn Jesum Christum, Amen.“

Nach einer alten Aufzeichnung lautete das Tischgebet früher:

Herr Gott Vater im Himmelreich,
Wir Deine Kinder allzugleich
Bitten Dich aus Herzensgrund,
Speis' uns, Herr, zu dieser Stund.
Tu auf Deine reiche und milde Hand,
Behüt' uns, Herr, vor Sünd und Schand
Damit wir werden seliglich,
Dein Reich besitzen ewiglich
Durch unsers Herrn Jesu Christi Namen.
Wer das begehrt, der sprech vom Herzen Amen.

✦

Herr, wir wollen essen,
Woll'n auf Dich nicht vergessen,
Wir woll'n Dir sagen Lob, Ehr und Dank
Für Deine väterliche Speis' und Trank,
Für Deine Angst und große Not,
Für Deinen Schmerz und bittern Tod.
Bescher uns der liebe Herr Jesu Christ
Das tägliche Brot, den seligen Tod. Amen.
Was aufgesetzt wird auf den Tisch,
Das segne uns, Herr Jesu Christ. Amen.

Manchmal schließt er mit einem Vaterunser für die Verstorbenen aus diesem Hause. Darauf fordert er die Gäste auf, sich zu den Tischen zu setzen:

„Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herrn, Schwager und Freunde! Wir hätten noch eine freundliche Bitte und Dankagung, wenn die geladnen Gäste die Gaben Gottes, die jetzt aufgewartet werden, annehmen und sich zu Tischen setzen möchten!“

Bei dem Sachsentaler Hochzeitsredner lautet die Aufforderung:

„Auch möcht ich ganz freundlich bitten, wenn sie möchten ein wenig zusammenrücken, damit sich die Beute, die schon weit gereift sind, auch ein wenig niederlassen können.“

1) Dasfelbe Dehl S. 115.

Das neue Ehepaar hat den Ehrensitz, oft in der Ecke, dem Brautwinkel, muß aber beim Hochzeitsmahle bis Mitternacht fasten¹⁾. Dazu muß es allerlei N e d e r e i e n über sich ergehen lassen. So erhält es bloß einen Teller ohne Besteck vorgefetzt, eine übermütige „Köchin“ bringt ein Schweinschwänzchen, umwunden mit einem roten Mäschlein und besteckt mit einem Rosmarinweig. Die Braut schleudert es weg und in lustigem Gallo wird es über die Tische herumgeschleudert. Andere Neckgerichte sind „Hennaprazeln“ (Hühnerfüße) oder der „Bischof“ von der Gans.

Neben dem jungen Paare sitzen die Zeugen, in einigen Dörfern zuerst die Brautmutter. In manchen Orten sind gesonderte Männer- und Weibertische²⁾. Da hat der Bräutigam mit den Beiständen den Ehrensitz bei dem ersteren, die Braut mit ihrer Mutter den Ehrenplatz am Weibertische, an dem Kranzjungfern, Brautweiber und Brautmädel Platz nehmen. Vor der Braut liegt ein Brotlaib. Sie schneidet das „Scherzel“ ab und steckt ein Geldstück hinein — als Gabe für einen Bettler.

Vorm Essen ist — wie schon im Mittelalter — der „E i n w u r f“³⁾. Auf die Tische werden große Schüsseln gestellt, manchmal so, daß noch ein Tischuch über sie gezogen wird — wohl zur Vergrößerung des Ausnahmerraumes. Jeder Gast legt ein Geschenk hinein, Geldstücke oder irgend ein Küchen- oder Hausgerät. Das Geld wird der jungen Frau in die Schürze geschüttet, „für die Wiege“.

Nun hebt das F e s t m a h l, „Mahl“ genannt, an. Zuerst kommt der Druschmann, über die Brust ein fransenbesetztes Doppelhandtuch geschlungen, in den Armen eine Schüssel. Er beginnt zu stolpern und plumps liegt die Schüssel in Scherben⁴⁾ — es war aber nur Wasser mit etwas Reis oder mit einigen Schnitten darin. Der Druschmann entschuldigt sich: „Es hat mich jemand bei den Füßen gezogen.“ verspricht eine andere Suppe zu holen oder gibt die Lehre, man solle den Zwischenfall als Fingerzeig betrachten, denn auch in der besten Ehe bleibe das Unglück nicht aus, man dürfe aber nicht gleich kleinmütig verzagen, wenn etwas nicht nach Wunsch gehe. Er geht in die Küche zurück und kommt mit einer Suppenschüssel wieder. Bei getrennten Tischen stellt er die erste Schüssel auf den Braut-, die zweite auf den Bräufertisch. Die Speisenfolge ist verschieden je nach der „Größe“ der Hochzeit, nach der Jahreszeit und nach dem Grade der „Modernisierung“. Die Hauptgerichte sind aber immer Rindfleisch mit „Lunkein“ (Kren-tunte oder süße Milchtunte) und Schweinsbraten mit Sauerkraut, das früher mit Gesang begrüßt wurde. Sonst gehören noch Hühner (mit Reis), Gänse, Rutteln, Würste, ehemals auch „süße Suppe“ (aus Schweinefleisch, gedörrten oder frischen Pflaumen, Rosinen, Lebkuchen, Eibrenn, Essig und Zucker) auf die Hochzeitstafel. Früher machte ein Hirsebrei⁵⁾ den Beschluß. Vorschneider oder Vorschneiderinnen verteilen das Fleisch. Zu essen gibt's immer genug und was nicht geessen wird, türmt jeder Gast

¹⁾ Vgl. Sartori 1, 94.

²⁾ Vgl. ebd. 1, 91.

³⁾ Vgl. ebd. 1, 98; Wissl 2, 71; Jungbauer S. 192.

⁴⁾ Vgl. Dehl S. 114.

⁵⁾ Vgl. Sartori 1, 92f.

auf seinem Teller auf, das „Bschoadessen“ (Bescheidessen), das man nach Hause nimmt. Während des Mahles werden Zuckerln, auch Erbsen, Rosinen und Mandeln geworfen, vor allen auf das Brautpaar, „daß sie recht viel Kinder haben sollen,“ — eine uralte Sitte¹⁾. Um Mitternacht wird der „Schirmkuchen“, auch „Schlänggalkuchen“ genannt, mit Kaffee aufgetischt. Zu den Tafelfreuden gehört natürlich auch der Trunk, dann Gesang und bei „großen“ Hochzeiten Musik. Es geht lustig zu, die Musikanten spielen in einer Ecke, die Gläser klingen, es wird allerlei Scherz getrieben. So sucht man unbemerkt unter den Tisch der Braut zu kommen und ihr einen Schuh auszuziehen²⁾. Das raube ihr das Regiment. Gelingt jemanden der Raub, so hat der Bräutigam den Schuh auszulösen.

Bevor das Mahl zu Ende geht, erscheint die Köchin mit verbundener Hand³⁾. Sie habe die Hand verbrannt und bitte um eine Kleinigkeit auf die „Salbe“. In der „gesunden“ Hand trägt sie einen Schöpfköffel voll Hirsebrei („Hirschtaschn“) und darenin werfen die Gäste „Sechserln“. Auch für die Musikanten wird ein „Beitrag auf d'Saiten“ gesammelt. Am Schlusse des Mahles kommt der „Druschmann“ mit einer Schüssel Wasser in den Händen und mit einem Handtuch über der Schulter⁴⁾. Er geht von Gast zu Gast. Die waschen die Hände und lassen Geldstücke in das Wasser gleiten („fürs Bier“). Früher sprach in manchen Orten der Druschmann hiebei die Verse:

„Da komm' ich her von Köln am Rhein,
 Ich bring ein kühles Brünnelein:
 Waschet ab zu dieser Stund
 Eure rosenfarbenen Mund,
 Eure rosenroten Wängelein,
 Wie auch schneeweiße Händelein.
 Werft's Dufaten und Taler 'nein,
 Wenns gleich nur Zwanziger und Zehner sein.“

Ist das geschehen, so dankt der Druschmann und entwirft den weiteren Plan⁵⁾.

„Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herren, Schwager und gute Freunde!
 Wir hätten noch eine freundliche Bitte und kleine Dankagung vorzubringen, wofern uns dasjenige möchte vergunnt und erlaubt sein. Da komme ich mit diesem gegenwärtigen Jungherrn Bräutigam wie auch mit seinen Eltern oder Schwieger-vater, lassen Euch einen guten Abend wünschen und den höchsten Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ und eine glückselige Wohlfahrt des Leibes und der Seele, Gesundheit hier und nach dem zeitlichen Leben die ewige Freud und Glückseligkeit.

Mehr und weiter tun wir auch kommen und tun uns bedanken gegen gegenwärtige Herren oder Frauen, Jünglinge oder Jungfrauen, oder wie sie möchten und können genannt werden, daß sie ihnen auch sein erschienen auf ihren hochzeit-

¹⁾ Dehl S. 121. Auch bei den Tschechen üblich, vgl. Piprek S. 95. Vgl. Samter S. 195ff.

²⁾ Vgl. Sartori 1, 100; Bächtold 1, 198; Dehl S. 122.

³⁾ Vgl. Sartori 1, 99; Panifa S. 71; N. Pfalz a. a. D. S. 73j.

⁴⁾ Früher auch im Riesengebirge üblich, vgl. Dehl S. 120; bei den Tschechen ebenso, vgl. Piprek S. 98.

⁵⁾ Zur Rede vgl. Dehl S. 140f.

lichen Ehrentag und haben helfen schmücken und zieren den christlichen Kirchengang und bei der Kopulation beigewohnt mit einem andächtigen Gebet, damit der Allmächtige Glück und Segen verleihe in ihrem Ehestande.

Mehr und weiter tun wir auch kommen und tun bitten für ihre Druschleut und Spielleut, wofern sie den eingeladenen Gästen nicht recht hätten aufgewartet oder die Gaben Gottes nicht recht hätten aufgetragen, wie es sein sollte, so lassen sie bitten, daß man ihnen dasjenige nicht möchte bevorzugen, sondern für eine Wohlthat erkennen. Weiter lassen sie auch bitten für ihre getreue Dienerin Köchin, wofern sie Gaben Gottes nicht recht hätte angerichtet, gesalzen oder geschmalzen oder wäre nicht genug dazu gewesen, wie es hätte sein sollen, so lassen sie auch bitten, daß man ihnen dasjenige nicht möcht bevorzugen, sondern alles zu gute halten.

Weiter lassen sie auch bitten nach vollendeter Mahlzeit, daß wir möchten zu Ehre Gottes aufstehen und mit ihnen reisen bis in das Schenkhauß, alldort auf einen Groschen oder auf zwei zu verzeihen oder auf einen Ehrentanz oder auf ein freundliches Gespräch, was einem jeden sein Verlangen oder Belieben sein wird.

Auch lassen sie noch bitten nach vollendeter Feierabendzeit, wenn sich einer mit einem Trunk übernehmen, so wollet ihr ihm Eure freundliche Behausung nicht versagen, weil ein jeder weiß, daß die Nacht nicht des Menschen Freund, sondern sein Feind ist, da möcht er in dieser Behauptung bleiben auf einem Bund Stroh, so sticht ihm keine Feder und so heißt ihm kein Floh und lassen sie endlich bitten auf den zukünftigen Morgen, wo uns Gott die Gnade erteilen möcht, so sollen wir aus dieser Behausung nicht austrücken, wills Gott bis 9 oder 10 Uhr auf ein kleines Frühstück, auf eine Wurst lang, die dreimal ums Haus g'langt oder auf eine Schüssel Sauerkraut oder auf einen Gansstragen oder auf ein Hühnerkopf, was heutigen Tages übrig geblieben ist, daß wir ihnen dasselbe helfen verzeihen und genießen und die hochzeitliche Freud helfen vollenden und beschließen. Gelobt sei Jesus Christus!"

Zu der Braut spricht er:

„Steht auf Jungfrau Braut mit Euren Gästen! Seid Ihr schon nicht satt gegessen, so seid Ihr doch trocken gegessen. Ueber Tisch und Eck mit der Jungfrau Braut ins Federbett.“

Die Hochzeiter kleiden sich nun gewöhnlich zum Tanze um.

Dann beginnen im Wirtshause die Fiedeln zu klingen, der Druschmann, den Hut auf dem Kopfe, ein weißes Schärpentuch von der linken Achsel zur rechten Hüfte, regelt die Ordnung. Den ersten *Tanz* eröffnet er selbst mit der Braut, der Bräutigam mit der ersten Kranzeljungfer¹⁾. Den Höhepunkt bedeutet der „Hatschoh“²⁾. Dieser Volkstanz beginnt in ländlerischer Behäbigkeit, gruppiert verschiedene Figuren und endet galoppierend im „Supperischen“³⁾.

Gegen Morgen wird der Braut der Kranz abgenommen und das *Ehestandslied* gesungen. Es lautet in Smilau⁴⁾:

¹⁾ Vgl. Dehl S. 143f.; Jungbauer S. 191; Sartori 1, 106f.

²⁾ Von J. Götz aufgezeichnet in „Das deutsche Volkslied“ 28 (1926) S. 29.

³⁾ Nähere Beschreibung bei Dehl S. 148f.

⁴⁾ Singweise und 1. Gesäß von Oberlehrer Braun in Schlappenz. Vgl. Jungbauer Bibliographie, S. 92; Hanita S. 62f., 69 mit Singweisen S. 76f.; F. Repp, Zipfer Niederblatt (Sternberg i. M., 1925) S. 4; Bösl 2, 73f. mit Singweise.



1. Hör' an, mein Christ, was ich er-klä'r! Wo kommt der Eh'-stand her? Von



Gott dem Herrn! Er ist von kei-nem Men-schen nicht, Gott hat ihn sel-ber



ein = ge = richt im Pa = ra = beis, ——— im Pa = ra = beis.

2. Als Gott den Adam erschaffen hat,
Macht er ihm einen süßen Schlaf,
Es tut ihm nichts weh.
Er nahm ihm eine Rippe aus seinem Leib
Und bauet ihm daraus ein Weib.
[: Setzt ein die Eh'. :]

3. Der Ehstand ist ein hartes Band,
Er muß durch Priesters Hand
Verbunden sein.
Es darf sich kein Mensch wagen dran,
Der dieses Band auflösen kann,
[: Der Tod allein. :]

4. Der Ehstand ist eine harte Buß,
Er bringt gar viel Verdruß.
Und Kreuz gibts viel!
Man muß sich geben geduldig drein,
Muß denken: es muß gelitten sein,
[: Solang Gott will. :]

5. Sanct Paulus spricht den Ehstand gut,
Den Eheleuten er sagen tut,
Die Seligkeit, wer ihn recht liebt
Und traut auf Gott
Und halten tut seinem Gebot,
[: Es sei schon gut. :]

6. Daß Gott der Ehstand angenehm sei.
Weil er wohnt der Hochzeit bei,
Zu Kanaan.
Er nahm den Ehstand wohl in Acht,
Weil er aus Wasser hat Wein gemach!
[: In Kanaan. :]

7. Ich bitt Euch alle unsere Hochzeitsgäst,
 Auf d' Brautleut net vergeßt,
 Und seid so gut,
 Tut nur fleißig für sie beten,
 Daß sie den Ehstand recht antreten
 [: Und halten gut. :]

8. Ich gratulier Euch,
 Den Frieden wünsch ich Euch
 Bis in den Tod
 Viel Glück und Segen.
 Nach dem Tod das ewige Leben,
 [: Das geb Euch Gott. :]

Manchmal wird das Ehestandslied, in dem es mehrere örtliche kleine
 Verschiedenheiten gibt, beim „Mahl“ oder zu Beginn des Tanzes gesungen.

Die Braut wehrt sich gegen das Abnehmen des Kranzes, ent-
 läuft, wird von den Kranzjungfern versteckt, hervorgeholt und endlich
 unter die Haube gesteckt¹⁾. Hierbei „gustiert“ man durch einen Dreifuß, ob
 das weiße Häubchen gut sitze. Während sich das Paar in die Kammer
 zurückzieht, wird es angefiedelt und angefungen²⁾. Aus den vielen Liedern,
 Tusch- und Bohla(Buhler)liedern, die bei der Hochzeit gesungen werden,
 sei zuerst eines aus Sangendorf vermerkt:

1. Was will ich jetzt singen, ein Lied ein neues
 Von Adam und Eva im Paradies.
2. Wie Gott Vater hat die Welt erschafft,
 So hat er vom ersten n Adam gemacht.
3. Jetzt war halt dem Adam die Zeit oft zu lang,
 Es war ihm um Eberl satrisch bang.
4. Jetzt hat halt Gott Vater was andres draus g'macht,
 Er hat ihm im Schlaf ein Eberl g'macht.
5. Jetzt führt sie Gott Vater ins Paradies
 Und gab ihnen zu Essen von allerhand Speiß.
6. „Von dem Baum isß Apfel, von dem Baum isß nichts!
 Wenn den Apfel anrührst, so kriegst!“
7. Jetzt hat halt die Eva ein Apfel aufg'hob'n
 Und hat ihn dem Adam in Mund eineg'schob'n.
8. Jetzt kommt halt Gott Vater und jammert und schreit,
 „Was habt Ihr getan, Ihr satrischen Leut!“
9. Jetzt laßt halt Gott Vater die Engel glei(ch) holn
 Und laß die Bagage aus dem Paradies jog'n³⁾“.

¹⁾ Zum Hauben vgl. Sartori 1, 100f.; Dehl S. 151f.; Hanika S. 53, 68, 75;
 Pipref S. 94.

²⁾ Vgl. Dehl S. 155; Sartori 1, 109; Pipref S. 96, 174ff.

³⁾ Weit verbreitetes Lied. Fassungen aus dem Böhmerwald mit Lit. bringt
 die demnächst erscheinende 1. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“.
 Ein Lied vom Sündenfall der ersten Menschen singt man auch zur Hochzeit bei den
 Tschechen (ein solches z. B. bei Bartoš-Janáček, Prag 1901, S. 1151f.), Polen und
 Slowenen (Pipref S. 96).

Andere alte Hochzeitslieder lauten:

Es jaget ein Jäger ein wildes Schwein,
Er jaget's bei Tag und bei Mondenschein,
Er jaget's über Berg und tiefen Strauch
Er jaget ein schwarzbraunes Madel heraus¹⁾.

✦

Ei wie der Hansl über Brücken ausreit,
Begegnet ihm fein Lieb.
Sei Gott willkumm Du wunderschön's Lieb.
Ei geht denn der Wind so kühl,
Ei geht denn der Wind noch a so kühl?
„Was hat es mich gefroren,
Ach weh, ich armes Mädelein,
Mein Brautkranz hab ich verloren.“
Hast Du verloren Deinen Brautkranz,
Schönslieb kaufst einen neuen,
Am Donnersti kumma d' Kromer in d' Stodt,
Schönslieb kauf' Dir an neuen.
„Zu was sollt mir der neue sein,
Da ist mir der alte viel liaba gewest
Als ondre drei neue.“
Es stand nit on a holbes Johr
Der Brautkranz findet sich wieder,
Ei findet sich derselbige Brautkranz
In einer grünen Wiega, ja Wiega.

✦

Wir stehen Dienstag früh auf,
Gleich wenn die Sonne aufgeht,
Die Sonne scheint über ein Heda,
Wohl über ein Wieselein grün.
Was wachst auf denselbigen Wieselein?
Zwei grüne Bäumelein.
Was wachst auf denselbigen Bäumelein?
Zwei rote Röselein.
Die Röselein wollen wir abbrechen,
Wollen binden zwei Kränzelein,
Das eine soll meinem Lieb sein,
Das andere will ich selbst austragen.
Ei soll ich mei Kränzal herleihen,
Viellieber will ichs reißen auf Stück.
Die Stücklein wollen wir abdörren,
Wollens reiben ins warme Bier,
Und wer das Bier wird trinken,
Bleibt jung, wird nicht alt allhier.

¹⁾ Jungbauer Bibliographie Nr. 49.

Der Hochzeitsübermut äußert sich in allerlei Schnadahüpfeln, Spottreden und Ulken. Beliebt sind auch Scherze, die mit den Scherznamen einzelner Orte zusammenhängen. So zündet man z. B. unter den Stühlen von Smilauern, die der Volkscherz „Hodaschmelzer“ nennt, alte Feszen an oder setzt den Schlappenzen, die den Scherznamen „G'stompelecker“ führen, G'stompe (Birnenmehl) vor. Solange die verheirateten Frauen noch den Brustlaß trugen, suchte man es einzurichten, daß der Bräutigam sich unversehens auf einen solchen setzte. Als Sühne dafür mußte er Bier auftragen lassen. Gern spielt man der Braut ein „Mündl“ (Mönnlein = Puppe, Kind) in die Hände¹⁾.

Mit Weinen beginnt der Hochzeitstag, mit Scherz endet er.

Ehemals dauerten Tanz und Schmaus bei großen Hochzeiten bis Donnerstag, in besonderen Fällen die ganze Woche und überdies wurde „acht Tage“ nach der Trauung noch eine Nachhochzeit²⁾ mit Gesang und Trunt gefeiert.

Jetzt wird schon meist am Morgen des Mittwochs nach dem Hochzeitsdienstag „Rechnung“ gemacht, bei der die Kostensumme zu gleichen Teilen unter den männlichen Gästen verrechnet wird.

Manchmal bringen die Hochzeitsgäste ein Morgenständchen dar. Sie versammeln sich vor der Brautstube, die Musikanten fiedeln drauf los und es erschallt das alte Lied:

„Herfür, herfür
Vors Bräutigams Tür!
In Züchten und Ehren,
Gott wird Euch segnen und mehren“³⁾.

Muntere, nicht selten recht übermütige Gesänge folgen. Ein kleines Frühstück ist die Segengabe für die Sänger. Es besteht jetzt meist aus Kaffee, Kuchen, Wein, früher aus saurem Fleisch, Kuchen und Branntwein.

Unter vielen Segenswünschen verabschieden sich die letzten Hochzeitsgäste.

Ein alter Brauch ließ früher am dritten Tage nach der Hochzeit die Nachbarinnen bei den neuen Eheleuten versammeln. Sie sangen zuerst vor den Fenstern ein Lied:

1. Hier stehn wir auf ein grünen Platz,
Dem neuen Weib eine gute Nacht!
Wir hören die Schlüssel klingen
Und seh'n die Hauben bringen.
2. Sie legt 's Kränzlein auf die Schoß,
Mit Zähren beweint sie 's noß.
Wie gern hob ich Dich trogen
In mein ledigen Logen.

¹⁾ Vgl. Sartori 1, 95.

²⁾ Vgl. ebd. 1, 119.

³⁾ Vgl. Jungbauer Bibliographie Nr. 464.

3. Sie nimmts Bärtl¹⁾ auf die Schoß,
Mit Zähren beweint sie 's noß,
Wie gern hob ich Dich trogen
In mein ledigen Logen.
4. Sie nimmts Bandl²⁾ auf die Schoß,
Mit Zähren beweint sie 's noß,
Wie gern hob ich Dich trogen
In mein ledigen Logen.
5. Nimmts weiße Vortuch auf die Schoß,
Mit Zähren beweint sie 's noß,
Wie gern hob ich Dich trogen
In mein ledigen Logen.

Dann gingen die Weiber in die Stube, setzten die Neuvermählte auf einen Stuhl, kämmten ihre Haare nach Frauenart und stülpten eine kleine weiße Haube über ihren Kopf. Sie begrüßten sie nun als liebe Nachbarin und wünschten ihr eine glückliche Ehe.



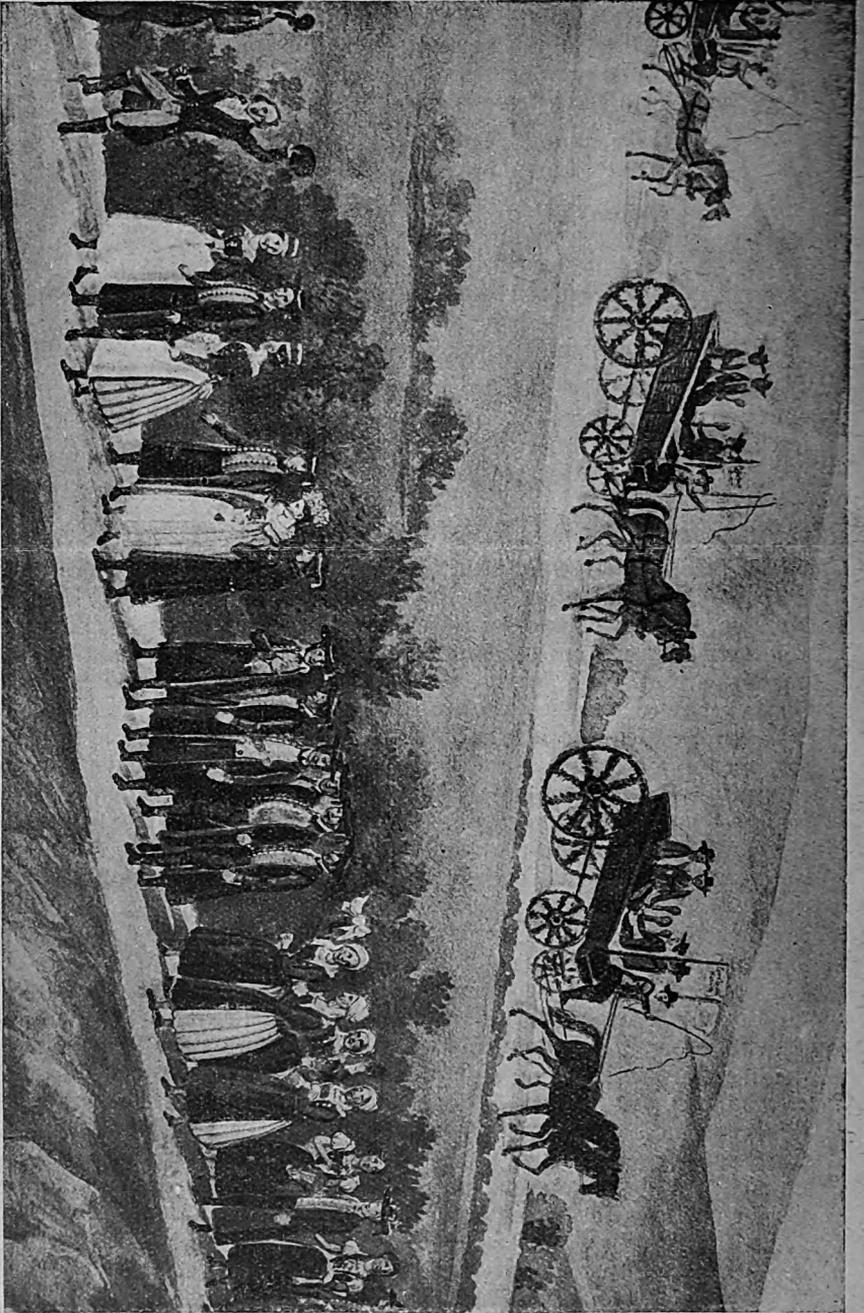
Eine Bauernhochzeit in der Jglauer Sprachinsel bietet mit der male-
rischen Volkstracht und dem Hochzeitschmucke ein so farbenprächtiges
Bild, daß es leicht begreiflich ist, daß bei dem großen Volksfeste in Prag,
das die Stände Böhmens zu Ehren der Krönungsfeier des Kaisers und
Königs Ferdinand am 14. September 1836 veranstaltet haben, im Festzuge
der Gzslauer Kreis durch eine Bauernhochzeit von der Steckener Herr-
schaft vertreten war³⁾.

Der Hochzeitszug wurde, wie das alte Bild zeigt, von sechs Musikan-
ten, deren Hüte mit blauen, bequasteten Schnüren geschmückt waren,
eröffnet. Fünf spielen auf Holzfielern, einer auf der Bassgeige. Auf sie
folgt — nach der alten Beschreibung — der Hochzeitsredner, auf diesen
der Bräutigam „in grünsamtener Untermütze, auf welcher ein breittrem-
piger Hut mit blauer Quastenschnur ruht. Seine bedeutsamste Auszeich-
nung ist ein rotes Halstuch, welches ihm die Braut bei der Abholung
zur gemeinsamen Beichte geschenkt, wogegen er ihr wieder ein Paar roter
Baumwollstrümpfe sowie ein Paar Stöckelschuhe mit Schnallen verehrt
hat. Er allein darf den reich mit Fliedervort gezierten Hochzeitsstrauß
im Knopfloche an der Brust tragen. Ihn begleiten zwei Kranzjungfern.
Nun folgt die Braut zwischen zwei Brautführern, die die kleinen Hochzeits-
sträuße am linken Arm tragen. Der Brautkranz ist ein mit Blumen
geschmücktes, kronartiges Geflecht aus Silberdraht, unter welchem man
jedoch die mit einer Spindel durchzogenen Zöpfe der Braut sieht. Diese
trägt insbesondere einen langen, unter der Halskrause befestigten Rad-
mantel, den sie fortan nur als gebetene Gebatterin oder bei dem ersten
Kirchzuge anzieht. Mit Ausnahme des Mantels und eines viel kleineren

¹⁾ Das rote Band um die Haare des Brautköpfe. Vgl. Hanika S. 41.

²⁾ Das schwarze Band um die Stirne.

³⁾ Vgl. Lehl, S. 87ff.



Reuerhochzeit im Festzug des Jahres 1836.

Halschmuckes sind die Kranzjungfern ebenso gekleidet wie die Braut, jedoch haben sie bei Trauungen im Sommer das Recht, ihr Pelzchen auf dem Arm zu tragen, während dies die Braut nie darf. Dem Brautpaare folgen die Brautkeltern mit den gewählten Beiständen, dann die sogenannten Brautweiber (alte Frauen tragen blaue Schürzen), endlich die aus 18 Paaren bestehenden Gäste, junge Leute (die Burschen haben die Hochzeitssträuße auf den Hüften).“

Der Bräutigam war Josef Kreuz aus Simmersdorf, die Braut stellte Theresia Altrichter aus Pfaffendorf dar.

Sprichwörter aus dem Riesengebirge in mundartlichem Gewande

Von Franz Meißner

(Schluß)

5. Jugend und Alter

Die Jugend ist unüberlegt und mutwillig: „Jughnd hot täne Lughnd“; aber man tut Nachsicht: „Jong hoppt gern, Olt brommt gern.“ „Die Jughnd muß sich austoben.“ Übermut ist aber auch gefahrbringend: „Wenn am Esel zu wuhl is, giht a offs Eis tonzn.“ Jugendgewohnheiten und Jugendliebe wirken auch im Alter noch nach: „Jong gewohnt, Olt geton.“ „Olde Sieb rost ná.“ Auch alte Männer bewahren sich ein junges Herz: „Ma is su olt, wie ma sich fiht.“ Ist einer schon im Jünglingsalter des Lebens überdrüssig und verübt Selbstmord, sagt man: „War ne well olt wan, muß sich jong hánga.“ Alte Leute ähneln in vielem den Kindern: „Olde Seit sein wie die Kendor.“ Den Segen der Eltern können Kinder nicht annähernd zurückerstatten: „A Botr kon ehndr zahn Kendr ernährn, ols zahn Kendr en Botr.“ Kinder machen den Eltern um so größere Sorgen, je größer sie werden: „Kláne Kendr, kláne Sorghn; grúße Kendr, grúße Sorghn.“ Erbrechen schadet den kleinen Kindern durchaus nicht: „Speifendr, Gedeihendr.“ Bei der Kindererziehung soll man der eigenen Jugend gedenken: „Kendr sein Kendr. Seimr ná aa amol jong gewast?“ Strenge Zucht ist für Kinder das Beste: „War Kendr drzihn well, darf met a Prighln ná geizn.“ Frühreise, allzu kluge Kinder leben nicht lange: „Gor zu geschichte Kendr wan ne olt.“ Die Wichtigkeit des Lernens wird anerkannt: „Zum Varna is niemand zu olt.“ „Ma larnt am Laben ne aus.“ „Olls well gelarnt sein“; denn: „'s is nooch ká Gelarnt (Mástr) bum Himmel gefolln.“ Mancher Schüler will seinen Lehrer übertreffen, „well olle eisockn“: „A hot die Weishät met Láßfln gefraßn.“ Ihn weist man mit den Worten: „Jch war dr gan, en Schulmástr gighn larna“, in die rechten Grenzen. Wer viel gelernt hat, von dem verlangt man viel: „War viel kon, muß viel mochn oder harholn (herhalten).“

6. Besitz und Erwerb

Den Gegensatz zwischen Armut und Reichtum empfindet das Volk besonders stark. Sie stehen einander geradezu feindlich gegenüber: „Armut

on Reichtum vrgenna anonda nischt" (Zangenau). „Dr Teißl mocht immer zum grußn Hoffm.“ Armut macht streitsüchtig, hat Hader im Gefolge: „Armut is a Godatofz“ (Zangenau). Reichtum bringt Vorteile: „Geld regiert die Welt.“ Er ist aber vergänglich: „Reichtum vrgiht, Tughnd keftiht.“ Was die Eltern erspart haben, verschwenden oft die Kinder: „Nooch em Spora kemmt a Zähra“ (Zangenau). Reichtum macht auch geizig: „Je rechr ennr werd desto hongrighr tut a.“ Wer nichts erwirbt, bleibt arm: „War nischt drheirrot un nischt drerbt, bleit a arm Gudr, bes a sterbt.“ Der Arme weiß sich in seiner mißlichen Lage zu trösten: „Dr Arme kon ruhich schlofn, braucht kä Ongst hon vir a Diebm.“ Reichtum allein macht nicht glücklich: „Gald mocht ne glectlich.“ Wer nichts verdient und nichts besitzt, muß betteln gehen, denn: „Du dr Lost komma ne labm.“ Das Betteln kann auch einträglich sein: „'s is noch kä Battlr drhongrt.“ Das Geld soll man nutzbringend anwenden: „'s Haisla soll ma steñn, 's Gald muß ma neñn“ (Zangenau). Sein ganzes Vermögen aber in ein einziges Unternehmen zu stecken, vermeide man: „Ma soll ne olls off äne Kummer señn.“ Der Lohn richtet sich nach der Arbeitsleistung: „Wie die Arbt, su dr Ruhn.“ „Wing Gald, wing Musich.“ Die Nahrung hat sich nach der Arbeit zu richten: „War arbtn soll, muß aa affn“ oder umgekehrt: „War well affn, soll ocd arbtn“ (Zangenau). Jeder aber will für seine Arbeit entlohnt werden: „Emsonst schorrt kä Penn.“ Wer spart, kommt zu Wohlstand: „War hält, dar hot“ oder: „War hot, dar hält.“ Gut ist es, wenn man schon mit geringen Sachen zu sparen beginnt: „Met Zendhälzlan fängt ma o zu sporn.“ Wenn aber einer es nicht versteht, zu sparen, führt dies zur Verschwendung und dadurch zur Armut: „War 's Gald ne kon sahn lieghn, dar fert's dann flieghn“ (Zangenau). „Guttischmedlan macha Battlseedlan“ (Trautenau). „Wos gutt schmeckt, mocht Battlseed.“ „Robl gih die Welt zugronb.“ Verschwendung sucht man auch zu entschuldigen: „'s Gald is rond, 's vrtault sich.“ Öfteres Umziehen ist auch eine Art Verschwendung: „Dreimol ausziehn is ärghr wie ämol obrien.“ Wer an seinem Besitztum nicht Schaden leiden will, muß vorsichtig sein: „Bessr is bessr.“ Kommt einer erst nach eingetretenem Schaden zu dieser Einsicht, sagt man: „Dar is geweziht.“ „Dorch Schodn werd ma flug.“ 's gebronnte Rend fercht sich virm Feier.“ Vorsicht empfiehlt sich auch beim Verleihen: „Die Nehmaschin, 's Fohrrod un 's Weib barght ma nä gern weg.“ Von jemand etwas ausleihen, bringt Kummer und das Wiedergeben fällt schwer: „Barghn mocht Sarghn“ (Spindlermühle; sonst Sorgghn). „Wiedergahn mocht Sauerfahn.“ Betrug gilt allgemein als schimpflich und bringt kein Glück: „Unrecht Gutt tutt nä gutt“ (oder gedeiht nä). „Bescheißa (betrügen) is schun 's Bekte.“ Ehrlichkeit bleibt zwar ewig bestehen: „Ehrlich währt am längstn“; aber mit ihr kommt man nicht zu Reichtum: „Met Ehrlichfät brengt ma's ne weit“ (oder zu nischt). Obwohl es leichter ist, etwas versprechen, als es zu halten, gilt doch das Sprichwort: „Wos ma vrsprochn hot, muß ma aa holln.“ Wie der Betrug gilt auch die Lüge als verwerflich; doch muß man die Fertigkeit im Lügen bei manchem anstaunen: „Schien lieghn is aa a Kunst.“

7. Planen und Handeln

Das Streben, im Leben etwas zu erreichen, ist jedem eigen. Man strebe aber nicht zu viel oder zu vielerlei gleichzeitig an: „Opocht soll ma od, was ma machtich is.“ „Ma soll sich ná off olls ufmochn.“ „War viel ofängt, brengt niischt ne fertich.“ Mancher „trefft“ aber dennoch „zwee fliegghn off en Echlog.“ Voraussetzung zur Erreichung eines Zieles ist der Wille. Bloßes Wünschen genügt nicht: „Bei a beßla gudm Welln gihst olls.“ „Wenn dos Wertkla „wenn“ ne wär, wär ich heit schun Millionär.“ Verzögern gewisse Schwierigkeiten die Entschlußfassung, gilt der Trost: „Kemmt Zeit, kemmt Rot.“ Mit seinem Rat soll man nicht aufdringlich sein: „Wam ná zu rotn is, dam is a ná zu helfn.“ Guter Rat ist wertvoll und schwer zu bekommen. „Gudr Rot is teier.“ Auch entschlossenes Handeln ist zur Erreichung eines Zieles zu empfehlen: „War woght, gewennt.“ Man darf auch die günstigen Umstände nicht versäumen: „Putten muß má, weil 's warm is“ (Bangenau). Bei der Ausführung einer geplanten Arbeit muß man die zweckdienlichsten Mittel anwenden: „Off a grob Kloß gehärt a growr Keil.“ Geht die Sache trotzdem nur langsam vonstatten, darf man nicht ungeduldig werden: „Off en Gieb fällt tá Dam.“ Erweist sich ein Mittel als ungenügend, soll man ein zweites noch versuchen: „Doppelt hält beßr.“ „Biel helst viel.“ Bei jedem Vorhaben ist der erste Schritt der schwerste: „Ollr Ofong is schwär“; dann darf man aber nicht Halt machen, sondern muß weiter fortschreiten: „War A sát, muß aa B sán.“ Das Ende eines Unternehmens entspricht nicht immer dem Anfange. Erst wenn jenes gut ausfällt, kann man sich des Gelingens freuen: „War sich gor zu stittich (gierig, übereilend) eis Zeig leet oder gor zu gelich (jährlings, rasch) opocht, drmocht's ná.“ „War zulezt locht, locht am bestn.“

8. Der Einzelne und sein Nächster

Die Pflicht, zunächst für sich selbst zu sorgen, artet oft in Selbstsucht aus: „Salwr affn mocht fett. Weggan mocht Battlsäd.“ Man kann nicht allen Deuten recht tun: „Ma kon ne olla Gánfa gleiche Schus macha“ (Trautenau), dann: „Biel Repp, viel Sinn.“ Tadeln ist leichter, als besser machen: „Todln kon a jedr, odr od beßr mochn!“ Oft tadeln man etwas bei andern, das einem selbst in noch höherem Grade anhaftet; darum „soll od jedes zuercht vür jenner Tir kehren.“ Man soll auch die eigenen Fehler erkennen und ihre üblen Folgen verhüten: „War Puttr am Kop hot, darf sich ná ei die Sonn stellen.“ Wer andere schlecht macht, ist meist selbst nicht besser: „War ondre schwarz mocht, is salwr schwarz.“ Verleumdungen und Schraßschneiden verursacht Schmerz: „Därner un Desfln siachn sehr, folsche Zonga noch viel mehr.“ Gerade das Beste ist der Verleumdung am meisten ausgesetzt: „Die schinnstn Appl sein wormstechich.“ Schmutzigen, anrühigen Sachen nachspüren, macht die Sache noch schlechter: „Je mehr ma am Dred rührt, desto mehr stenk't's.“ Mit Freundlichkeit kann man etwas erreichen: „A gutt Wort sendt en gudn Ort.“ Von einem, der nur gute Worte findet, aber nicht die Tat folgen läßt, sagt man: „Redn kon a sehr schin“ oder: „'s Redn mocht's ne aus.“ Das schöne Reden

zum Zwecke, um jemanden für eine Sache zu gewinnen, ist oft erfolglos: „Dodrmit locht ma kenn Hund aus dr Baud.“

Die Beziehungen zwischen den Menschen beruhen auf Gegenseitigkeit, im Guten wie im Bösen: „Wie die Arbt, su dr Luhn.“ „Wing Geld, wing Musich.“ „Off en settn Kop gehärt a settr Gutt.“ „Off a grob Kloß gehärt a grobr Keil.“ „Wie du mir, su ich dir.“ „Wie's ei a Pusck neischollt, su 's rauschollt.“ Gut ist es, sich nicht um alles zu kümmern, was um einen vorgeht: „Wos ma ne wäß, mocht em ne häß.“ Neugierde aber hat üble Folgen: „Neischierighe Beit warn ne olt.“ „War olls well wessn, dam werd off die Nos geschessn.“ Neugierige pflegen nach allem zu fragen: „War viel frögh, drfährt viel.“ Man bindet ihnen auch gern einen Bären auf: „War olls gläbt, drfährt viel.“ Denken und Handeln wird von der Umgebung beeinflusst: „Met wos ma emgihrt, dos bleit hänga.“ Wer mit gemeinen Menschen verkehrt, erfährt gemeine Behandlung: „War sich ondr a Trewa mischt, dan frassn die Schwein“ (Langenau). Schlechte Menschen halten zusammen: „Ane Kroh hocht dr ondrn ke Nagh raus.“ Gegen Mächte, die man nicht bezwingen kann, soll man den Kampf aufgeben und sich ins Unvermeidliche schicken: „Wos ma ne usholln kon, soll ma lasn lon; gih't's wie's gih't.“ Es muß doch jedes gewisse Unannehmlichkeiten ertragen: „'s hot a jedes sei Parla zu trän.“ Wer ruhig leben will, braucht nur auf Deute und herrschende Zustände Rücksicht nehmen: „Ma muß met a Wälfn heiln, a Montk nooch'm Wend drehn.“ Nachgiebigkeit und Geduld zeugen von Klugheit und ersparen manchen Streit: „Dr Klighere gett nooch.“ „Gedoldighe Schof gihn viel ei en Stol.“ Den Ungeduldigen tröstet man: „Och ne brumma, 's ward schun kumma.“ „A su geschwend schiffn die Preißn nä“ (Anspielung auf die besseren Gewehre der Preußen 1866). Unnachgiebigkeit bringt nichts Gutes: „Zwe harte Stän moln nä oder lä Korn.“ Wer aber gar zu gutmütig ist, läßt sich alles gefallen: „Dam komma off a Kop mochn“; „dan komma em a Fengr wecln.“ Von ihm verlangt man immer mehr Nachgiebigkeit: „Womma a klenn Fengr krieght, well ma die gonze Fond hon.“ Für den Lebenskampf muß man einen Vorrat zur endgültigen Entscheidung aufsparen: „Ma darf sich niemols ganz ausgan.“ „En Trompf muß ma sich ei dr Fond holln.“ Mißtrauen ist zuweilen berechtigt: „Monchen komma ne itor a Wag traun.“ Mißtrauisch ist meist der, der selber Mißtrauen verdient: „War ne traut, hot salwr a biese Haut.“

Mancher gebraucht Ausreden, um seine Nachlässigkeit oder Faulheit, bzw. seinen Geiz zu bemänteln und das eigene Gewissen zu beruhigen: „Ausred is gutt fir a Komma, a Steckla Brut fir a Songa“ (Langenau). Wer beim Fortgehen etwas vergißt, muß zurückgehen, bzw. den Weg nochmals machen: „Wos ma nä am Kop hot, muß ma ei a Benn hon.“ Wer zu Schaden kommt, muß mit der Schadenfreude gewisser Mitmenschen rechnen: „War a Schodn hot, braucht fir a Spot ne zu sorgn.“ Schlechte Angewöhnungen werden meist beibehalten: „Wenn die Kroh 's Goppm gelarnt hot, leßt se's wettr nä.“ Auch eine Arbeit, die mit Unangenehmem verbunden ist, die man als lästig empfindet, bringt Nutzen: „Wos stenk, dos dengt“ (Langenau). Wird jemandem bange gemacht oder Furcht

eingelöst vor einer Entscheidung oder fürchtet er sich selbst davor, gilt der Trost: „'s werd nisch afu häß gegassn, wie's gekocht is.“ Über einen Verlust tröstet man sich: „Wos weg is, brummt ne“ (ursprünglich wohl auf den Tod eines bösen Weibes bezogen). Anderer Meinung stellt man mit den Worten richtig: „Emgedreht is aa gefohrn.“ Das Ausplaudern wird gerügt: „Ma soll ne olls off die grüße Glock hänga“ (oder ausdrummln). Daß es der Zufall oft fügt, daß jemand in dem Augenblicke erscheint oder in der Nähe ist, wenn man von ihm spricht, besagt der Spruch: „Wemman vum Foz redt, is dr Schwonz ne weit.“ Unangebrachte Bescheidenheit wird getadelt: „Battln (anbieten) un gan is zu viel.“ Wer Angebotenes zurückweist, von dem meint man auch: „War ne mog, hot schun.“ An geschenkten Sachen soll man nichts aussetzen: „Em geschenkten Gaul fert ma ne eis Maul.“ Wer nur davon sprechen kann, was er gehabt hat, den trumpft man ab: „Fiz's Gehote gett dr Jud nisch.“ Eine unbequeme Fahrt ist immer noch besser als die Anstrengung des Laufens: „Bessr schlecht fohrn ols gutt lafm.“ Die Saunenhaftigkeit der Kinder bringt das Sprichwort zum Ausdruck: „Lochn un Flenna steckt ei em Sackla.“

9. Entwicklung, Vererbung, Leistungen

Jede Weiterentwicklung ist an das Vorhandensein eines Stoffes gebunden: „Aus nisch werd nisch.“ „Wu nisch is, komma nisch weg-nahma.“ „Wu nisch is, hot dr Kaiser 's Recht verlorn.“ Viele kleine wertlose Dinge bilden schließlich ein wertvolles Ganzes: „Brintalan mochn Brut.“ Jedem Geschöpfe sind Entwicklungsgrenzen gesteckt: „Dr liebe Got sorgt schun drfir, doß om die Bäm ne ei a Himmel wohn.“ „Wenn's Foz vul is, lefft's ihr.“ Der Charakter eines Menschen ist aus seinen Äußerungen zu erkennen: „A redt, wie om dr Schnowl geworn is.“ „A Voghl drkennt ma om Gesong“ (oder o a Fadrn). „Wu em Dgn komma ne mehr vrlonga wie a Steckla Rendfläsch.“ Der angeborene und anerzogene Charakter bleibt unveränderlich: „Wos a Dos is bleit a Dos.“ „Bomp bleit Bomp.“ Der Charakter vererbt sich auch: „Blos Olds, blos Jonge.“ „Dr Oppl fällt ne weit vum Stom“ (bzw. scherzhaft: vum Bernbam). Die Leistungen eines Menschen hängen von seiner Veranlagung ab: „Ennr kon ne olls kenna.“ Sie hängen von Fleiß und Übung ab: „Fbung mocht a Mästr.“ „'s is noch faj Gelarnta vum Himmel gefolln“ (Vangenau). „Olls muß gelarnt sein.“ Leute, die viel können, von denen verlangt man viel: „War viel kon, muß viel mochn.“ Wer mit seinem Können viel prahlt, dem mißtraut man: „Viel Geschrei un wing Woll.“ „Die Gusch is 's grißte onom“ (an ihm). „A mocht olls met dr Gusch.“ Die Erreichung eines Zieles hängt aber nicht bloß vom Können und Streben ab, sondern auch vom Glück: „Gled muß dr Mensch hon.“ Mancher ist und bleibt trotz aller Bemühungen ein Pechvogel: „War Pech (scherzhaft: Gled) hot, schest am Tram ei.“ Wer trotz seiner Nichteignung vom Glück begünstigt wird, „kemmt drzun wie die blende Feinn zum kernla.“ Ja, gerade törichte Menschen haben oft das größte Glück: „Dr Tomme hot's Gled.“ „Dr temmste Pauer hot die grißtn Ardäppl.“ Beim Kartenspiel heißt es: „Die Behrjonga gwenna ollemol, hon ollemol 's

Gled.“ Hier seien noch andere Sprüche vom Kartenspiel erwähnt. Wer endlich die guten Blätter erhält, auf die er schon lange wartet, um ein Spiel zu gewinnen, sagt: „Nimol kumma die Poscha“ (Langenau). Gewinn im Anfange des Spieles hat Verlust im Gefolge: „Die erscht'n Rälwa krieghn die Schwuß“ (Durchfall; Langenau). Nach großen Verlusten wagt man auch das Wenige, das man noch hat, als Einsatz: „Wenn die Ruh wag is, soll's Kolw a wag sein“ (Langenau). Bei Verlust gilt auch hier der Spruch: „Wos weg is, brummt nä.“ Fest steht auf alle Fälle: „Jedr Spieler is a Womp.“

10. Gesundheit, Krankheit, Körperpflege

Wer von Gesund froht „is a rechtr Riewozäl“¹⁾ (Rübezägel = Rübenschwanz, Berggeist des Riesengebirges). Oft schätzt man die Gesundheit erst, wenn man sie verloren hat: „Wos Gesundsein häßt, wäß ma erscht, wemma front is.“ Ein Kranker ist verdrießlich: „En Kronkn ärght die Flieg'h o dr Wond.“ Einen Hustenden tröstet man: „Weil ma hust, labt ma.“ Durch gutes Leben sich gesund erhalten, ist besser als das Gegenteil: „'s is bessr, ma tret's Geld zum Gläsch'r wie zum Doktr.“ Vom Schlaf weiß das Volk: „Dr Schlof vür Mettrnocht ist dr beste“, aber: „Mar viel schlest, hot's holbe Rabm.“ Essen soll man nie so viel, bis man völlig gesättigt ist: „Wenn's am besten schmedt, soll ma ushärn.“ Bei tüchtigem Hunger schmedt's am besten: „Hongr is dr beste Knoch.“ „Wenns Maisla fot is, schmedt's Kärnla pettr.“ Die Sorge um das leibliche Wohl hat auch einen Einfluß auf die Seele: „Affn und Trenkn hält Leib un Seel beisomma.“ Der Selbstüchtige meint: „Salvr affn mocht fett.“ Um ehelustig zu bleiben, „muß ma sich 's Beste off zulezt ushebm.“ Man darf aber nicht wählerisch sein, wenn einem das Essen bekommen soll, denn: „N gutt (gut aufzuziehendes) Schwein freßt olls.“ Wer alle möglichen, nicht zueinander passende Speisen hintereinander isst, entschuldigt dies mit „Am Moghn kemmt olls zomma.“ Auch die Genügsamkeit des Riesengebirglers kommt im Sprichwort zum Ausdruck: „Ei dr Rut freßt dr Teißl Flieg'h.“ „Riewoljauo (Suppe aus Sauerteig) stärkt a Pauo.“ „Quark on Putta is a gutt Futta“ (Langenau). Überhaupt von der Suppe wird viel gehalten: „Sopp mocht Womp, Womp mocht Osahn“ (Langenau). Tag für Tag aber gar zu magere Kost richtet zugrunde: „Apena (Erdbirnen) on Quark brenga a Paua ei a Sarg“ (Langenau). Gemüse schmedt dem Volke nicht: „Saurtraut un Ritwa, die hon mich od vrtriewa“ (Trautenau). Sogar die Berechtigung einer alten Spruchweisheit wird heutzutage angezweifelt: „Solz on Brut mocht Wonga rut ora (oder) siebm Johr ehnda tut“ (Langenau). Eine sonderbare Wirkung soll die mit Knoblauch und Pfeffer stark gewürzte Wassersuppe haben: „Vu Woffrsoppm larn ma hoppm, bzw. komma eis Bett hoppm“ (Langenau).

Auch vom Trinken wird viel gehalten: „Beim gudn Affn därf ma off's Trenkn ne vrgassin“ (Langenau). „Wein mocht lostich.“ Das Trinken stillt aber den Durst nicht: „Je mehr ma trenkt, desto griff'r dr Dorst.“ Wem

¹⁾ Sonst, z. B. im Böhmerwald, sagt man „Gesund wie eine Rübe“.

Bier und Brot zuwider, meint: „Bier on Brut, dos is mei Lud“ (Langenau). Über die Aufeinanderfolge der Getränke gilt folgende Regel: „Bier off Wein, dos loß sein; Wein off Bier, dos rot ich dir.“ Zur besseren Verdauung wird das Mittel empfohlen: „Noch'm Affa soll ma stiehn ora tausnd Schritte gihn“ (Langenau). Hunger macht verdrossen, übermäßige Sättigung faul, besonders zu geistiger Arbeit: „Bür'm Affa hängt ma's Maul, noch'm Affa is ma faul.“ „A vulr Bauch studiert ne gern.“ Bei den Mahlzeiten sieht man auf Ordnung und Pünktlichkeit: „War ne do is, eßt ne mit, bzw. braucht ne mitassn.“ „War ne kemmt zur rechtn Zeit, dar muß sahn, wos iwrich bleit.“

11. Der Tod

Dem Tod kann niemand entrinnen. „Amol missn olle dron gläbm“ (oder starbm). 's kon ju kais die Welt hittn“ (Langenau). „Bür 'm Lud is nimmand sechr.“ „Dr Lud mocht kenn Ondrschied“; er holt arm und reich. Es gibt auch kein Mittel, ihn fernzuhalten: „Seghn Lud is kä Kraut gwogn.“ Er kommt unaufgefordert: „Dr Lud kemmt ungeruffm.“ Den Armen und Glenden erscheint er als Retter: „A helfst aus ollr Nut.“ Andere wieder gehen ihm gern aus dem Wege: „Zum Starbm muß ma sich Zeit lon.“ Wer aber dazu bereit ist, meint: „Ma is ju od en Lud scheldich.“ Daß das Begräbnis eine teuere Sache ist, besagt das Sprichwort: „Ne amol dr Lud is emsonst.“ Die Ruhe der Toten soll man nicht stören: „Die Lutn soll ma ei Ruh lon.“

Kleine Mitteilungen

Das Spiel vom Tode

Den Spinnrocken finden wir heute nurmehr in Museen und auch die Stunden gemüthlichen Beisammenseins beim Federnschleifen gehören wohl schon der Vergangenheit an. Damit ist aber auch die Poesie dahin, die in den schummrigen, von alkehrwürdigem Hausrate angefüllten Bauernstuben erwuchs. Nur vereinzelt entsinnen sich noch die Ueberlebenden einer Zeit, die von Kino, Radio und Gramophon nichts wußte, jener Kurzweil, die die Einbildungskraft eines gesunden, kräftigen, schlichten Bauernvolkes in den langen Winterabenden erlennen hatte, da der Schneesturm gegen die Fensterchen der Wohnstube tobte, wo „die Freundschaft“ behaglich rund um den warmen Kachelofen saß. Das Werden und Vergehen lag dem Landmanne naturgemäß am nächsten und in der Furcht Gottes erzogen und groß geworden, war ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen und der Tod stets lebhaftest gegenwärtig. Diese Gedanken kehren darum auch in den dichterischen Schöpfungen, die in den Spinnstuben entstanden, am häufigsten wieder. Deren gibt es in allen Gegenden eine Menge und gewiß verdienten sie, gesammelt und der Nachwelt überliefert zu werden. Nur um dies anzuregen, sei im folgenden ein „Spiel vom Tode“ abgedruckt, wie es (nach der Darstellung des Herrn Dr. Kreibich) in der Gegend von Hirschberg in Böhmen einstmals im Schwange war. Ein Mann (stürzt zur Türe herein und stößt in höchster Erregung hervor):

„O welche Angst! Ein furchtbarer Mann! Er folgt mir nach bis vor die Türe!“

Die Zuhörer (antworten voll Spannung):

„Nun, lass'n wir'n kommen und lass'n wir'n hören, was er kann.“

Der erste Spieler (in Tönen höchsten Entsetzens):

„Er steht schon dal“

(Es erscheint ein älterer Mann in der Türe.)

Einer aus den Zuhörern (in leichtfertigerem Tone):

„Grüß dich Gott, mein lieber Alter! Viel Glück in deinen alten Tagen! Nun sage mir, wie weit steht noch deine Reise?“

Der ältere Mann (tritt in die Stube herein und spricht mit dumpfer Stimme):

„Meine Reise ist bis dorthin gerichtet, wo ich hergekommen bin. Aber meinen Wunsch und mein Glück bedarf wohl nicht ein reicher, stolzer Herr.“

Einer der Zuhörer (voll Überhebung):

„Aha! Ist das dein Scherz, mit dem du dich so prahlst, als hättest du die ganze Welt! Sieh', mein Kapital: vierhunderttausend Taler Geld!“

Der ältere Spieler (mit dramatischen Pathos):

„Ach, du blinde Welt, von Schatz und Pracht geblendet! Da ist ja keine Viertelstund', da du geschüßt vor Tod und Armut. — Oft sieht wer beim besten Schmaus, da kommt der Tod und spricht: ‚Dein Prahln ist aus!‘“ —

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß diese kurze Szene, gut gesprochen und gespielt, den Zuhörer ganz unglaublich zu packen vermag. Ein Beweis, welcher erstaunliche Kraft der Poesie des Volkes innewohnt.

Prag.

Dr. Ernst Hofer.

Schlesische Scherzgespräche mit Endschlager

Eine Eigentümlichkeit des schlesischen Mundartgebietes scheinen die aus kurzen Sätzen bestehenden, scherzhaften Zwiegespräche zu sein, Frage- und Antwortspiele, die meist mit einem drastischen oder humorvollen Schlußwort oder Schlußsatz enden. An Kinderspiele¹⁾ erinnert das folgende Zwiegespräch mit einem Hüftungen aus der Gegend von Römerstadt²⁾.

A. Wo hast du denn gehüt', ha?

B. Auf Scholzens Spizenbrächla (kleine Brache).

A. Was ist denn da kumma?

B. A Wulfla.

A. Was hat ersch denn genumma?

B. A Schäfla.

A. Wie hat es denn gemacht?

B. Bäh!

Dabei wird das klägliche Blöden des Schafes anschaulich nachgeahmt. Ein Seitenstück ist „Das Zicklein in der Mühle“, das A. Peter, Volkstümliches aus Osterreichisch-Schlesien (Troppau 1865) 207 bringt und ähnlich auch in Deutschland bekannt ist³⁾.

Herr: Wu warschten gewast, o Ziigla main?

Z.: Ai der Miil, ai der Miil, o Herre main.

Herr: Wu hosten geschlosen, o Ziigla main?

Z.: Onder der Bank, onder der Bank, o Herre main.

Herr: Mit was warscht'n zugebackt, o Ziigla main?

Z.: Mit mainer Haut, mit mainer Haut, o Herre main.

Herr: Mit was hosten Prügel kriegt, o Ziigla main?

Z.: Mit der Karwatsch, mit der Karwatsch, o Herre main.

Herr: Wi hosten gegränne, o Ziigla main?

Z.: Mäc, mäc, mäc, mäc, o Herre main.

An dieses Scherzlied schließt sich ein Haschenspiel mit Plumpschackprügeln an⁴⁾.

¹⁾ Vgl. Böhme, Kinderlied und Kinderpiel S. 572 ff. — ²⁾ Ausgezeichnet von Professor Dr. C. Jungwirth. — ³⁾ Vgl. Böhme a. a. D. S. 603 f.

⁴⁾ Ähnlich bringt das gleiche Scherzlied vom Zicklein (von Reinert, Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des südländens (Neubred, Brünn 1909, S. 188 f.). —

Auch außerhalb des Ruhländchens, von wo es seinerzeit veröffentlicht wurde¹⁾, ist das folgende köstliche Zwiegespräch zwischen dem Vater und dem auf dem Baume sitzenden Sohn verbreitet.

Vater: Hones, wu bist enn? Honnes: Uf em Bam.

Vater: Kumm runder! Honnes: Wägerwe?

Vater: 's duntert rächt fiere. Honnes: Jch konns drobe och hiere.

Selbstgemachtes Spielzeug

Unter den Schulkindern in Ottau, Südböhmen, waren um 1900 eine Menge von Spielsachen verbreitet, die sich die Kinder meist selbst gemacht hatten oder die ihnen von größeren Geschwistern, seltener von Erwachsenen, gemacht wurden. Aus Fichtenrinde wurden Hauttiere geschnitten, meist waren es „Rösser“. Aus einem Stück Rinde, das konvex zugeschnitten wurde, wurde der „Wolf“ gemacht, eine Art Brummer. Aus Wafferrüben wurden Gesichter geschnitten. Aus Holunderstäbchen wurde das Mark herausgedrückt und aus den Röhren Wasserspritzen und „Wehrpuffen“ (Knallbüchsen, die Pfropfen bestehen aus „Wehr“, dem Abfall des gebrechelten Flachses) gemacht. Aus dem Holundermark machte man Stehaufmännln, indem in ein Stückchen Mark ein „Mausköpfl“ (Holzschuh Nagel mit großem Kopf) eingedrückt wurde. Aus Schindeln machte man Schindelgewehre, eine Art Armbrust. Im Frühling wurden aus Weiden und Traubenkirschchen (Olefn) Pfeischn gemacht. Die kunstvollste Art war der Dudelsack, der folgendermaßen entstand: Von einem stärkeren Weidenast wurde die Rinde spiralförmig abgezogen und dann wieder spiralförmig zu einer Art Regel aufgerollt. Als Mundstück wurde eine „Gippe“ verwendet, ein Pfeischn, das kurz und ohne Loch war. „Gippen“ wurden auch aus Löwenzahn gemacht. Dieser war jedoch ein Lieblingspielzeug der Mädchen, die daraus Ketten und Ringe machten oder „Leinwand“, „Kerzen“ u. a. Von den Röhren des Schierlings wurden Wasserleitungen hergestellt. Aus Muschalen machte man Augengläser und „Frösche“ (Klappern). Schleudern wurden selbst gemacht. Die Peitschenstöcke wurden nicht bloß eigens gesucht, sondern oft auch mit Verzierungen ausgeschnitzt. Für die Karwoche machten die Größeren ihren Geschwistern „Katschen“ und „Hämmer“ (auch Glocke genannt). Kunstvoll ausgeführte Wasserräder, Schmiedehämmer und ähnliches Spielzeug konnte man oft bei einem Bauernhaus in Betrieb sehen. Selbstgezimberte Schubkarren, „Tragatsche“, Wagen wurden von den Knaben gelegentlich als Spielzeug verwendet. Die Mädchen machten sich „Fehendocken“, Ketten und Armbänder aus „Kralen“ (Glasperlen) u. a. Im Winter wurden die einfachsten Schlittschuhe in der Weise hergestellt, daß am Holzschuh ein Stück eines alten Eisenreifens befestigt wurde (die sogenannten Schiedln).

Prag.

Prof. T h. C h m e l a.

Unbewußte Anwendung von Blausäure zwecks Ausrottung von Maulwürfen

Gelegentlich meines Aufenthaltes in Klein-Mohrau (Bezirk Freudenthal in Schlesien) im Mai l. J. konnte ich durch die dortige Lehrerin Frau Elfride Orneß in Erfahrung bringen, daß die Bewohner zur Bekämpfung der Maulwurfsplage im Frühjahr zweige der Traubenkirsche (*Prunus padus*) in die Schließlöcher der tierischen Bauten stecken.

Da die Traubenkirsche — im Volksmunde auch Ahlbeere, Ahlkirsche, Eisenbeere, Eisbeere genannt — nach den Ausführungen von Prof. C. Wehmer in dessen Werk „Die Pflanzenstoffe“, Seite 304, sowohl in den Blüten, sowie auch in den Blütenknospen, besonders aber im Frühjahr in den Laubknospen (bis zu 0.05%) Blausäure enthält, erklärt sich die Anwendung seitens der Bevölkerung.

Prag.

N i k o l a u s K o l l i n g e r.

¹⁾ Zschr. 10 (1904) 112.

Zagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden

Die Zagung (14.—17. September), an der neben den zahlreichen deutschen Vertretern auch Gäste aus Schweden, Irland und Rußland teilnahmen, war ein erfreuliches Zeichen für den mächtigen Aufstieg der Volkskunde. Der umsichtige und weitsichtige Verbandsvorsitzende Prof. Dr. John Meier erstattete einen ausführlichen Jahresbericht. Daraus erregten besondere Aufmerksamkeit die Mitteilungen über den Atlas der deutschen Volkskunde, über den auch Prof. Doktor Hübner in einem besonderen, wegweisenden und gebiegenen Vortrag berichtete, dann über Volkskunde und Schule, über die volkskundliche Bibliographie, über die Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde und über die Volksliedausgaben des Verbandes. Von diesen dürfte ein Heft „Egerländer Volkslieder“ von G. Jungbauer schon im nächsten Jahre erscheinen. Mit der dringenden Frage der volkskundlichen Vorbildung der Museumsbeamten befaßten sich Vorträge von Professor Dr. Lehmann (Altona) und Prof. Dr. Sautter (Hamburg). Am Begrüßungsabend, der von rund 2000 Personen besucht war, entzückte der Begründer und Leiter des Museums für Sächsische Volkskunst, Prof. D. Seyffert, durch den humorvollen Filmvortrag „Schaffendes Volk — Fröhliches Volk“, in dem auch der deutschböhmisches Teil des Erzgebirges und sein Sänger A. Günther im Bild, Wort und Lied zur Geltung kamen. Aus der Tschechoslowakei beteiligten sich an der Zagung die Volkskundler G. Jungbauer als Vertreter der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik“ und des deutschen Volksliedauschusses und Dr. E. Schneeweis, ferner die Univ.-Prof. Doktor G. Gejermann und Dr. E. Gierach. Vom Landesverein Sächsischer Heimatsschutz wurde den Teilnehmern das Prachtwerk „Die alten Steintreue in Sachsen“ von Dr. Kuhfahl als Festgabe gewidmet. Im nächsten Jahre findet die Zagung des Verbandes in Berlin statt.

Volkskunstkongreß in Prag

Der im Auftrage des Völkerbundes vom „Institut International de Coopération Intellectuelle“ in Paris veranstaltete Kongreß (7.—13. Oktober) sollte sowohl der Wissenschaft als auch der Annäherung der Völker dienen. Er sollte das Gemeinsame, aber auch die nationalen Besonderheiten der Volkskunst herausarbeiten, das geographische Verbreitungsgebiet der Erscheinungen feststellen und über die Mittel zur Erhaltung der noch bestehenden Volkskunst beraten. Der Begriff Volkskunst war im weitesten Sinne gefaßt. Die Arbeit vollzog sich in fünf Abteilungen: 1. Geschichte, Methode, allgemeine Fragen. 2. Gegenstände aus Holz, Stein, Metall, Glas, Keramik u. a. 3. Volkstracht, Gewebe, Sticereien, Spitzen, Teppiche u. a. 4. Volksmusik und Volksgesang. 5. Volkstanz, Volksschauspiele, Volksfeste.

Über 300 Vorträge waren angemeldet, von welchen allerdings nur ein ganz kleiner Bruchteil in den zur Verfügung stehenden vier Tagen (8.—11.) tatsächlich gehalten wurde. Schuld war nicht zum geringsten aus der Umstand, daß die Teilnehmer durch Empfänge und gesellschaftliche Veranstaltungen sehr in Anspruch genommen wurden. Dennoch hat die Zagung greifbare Ergebnisse gezeitigt. Sie hat fruchtbare Anregungen geboten und den Gesichtskreis der Teilnehmer bedeutend erweitert. Nicht zu unterschätzen ist, daß durch die persönliche Fühlungnahme der auf dem gleichen Stoffgebiet Schaffenden die wissenschaftliche Arbeit gefördert wird. Bezeichnend war, daß sich betreffs des Begriffes Volkskunst, dann auch des Volksliedes, ein lebhafter Meinungsaustrausch entwickelte, daß sich auch hier bei der Frage des Verhältnisses zwischen Volkskunst und hoher Kunst zwei Lager gebildet haben, daß aber doch die Mehrheit auf dem Standpunkt beharrte, die Volkskunst sei keine abgeleitete Kunst, auch das Volk sei künstlerisch-schöpferisch tätig. Die Zagung hat auch für die Zukunft vorgeesehen, indem sie eine internationale Kommission für Volkskunst aus den Vertretern der am Kongresse beteiligten Staaten geschaffen hat, aus deren Mitte ein ständiger Ausschuß gewählt wurde, dem die folgenden fünf Herren angehören: A. Haberlandt (Österreich), J. Horák (Tschechoslowakei), Julien (Frankreich), Lehmann (Deutschland), Schrijnen (Holland). Die erste internationale Volkskunstausstellung soll 1934 in Bern stattfinden.

Ein Böhmerwaldweihnachtsspiel in Karpathenland

In den in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Böhmerwäldlern, namentlich aus den Ortschaften Ober- und Unterzassau bei Wallern, besiedelten Dörfern Sinjač, Unter-Grabovnik (Nižná Hrabovnica) und Dorndorf (Dračin) der Muntaczer Sprachinsel wird heute noch das alte Weihnachtsspiel von den Dorfbewohnern aufgeführt. Die Proben, bei welchen keine Zuschauer anwesend sein dürfen, erfolgen in der Adventzeit. Spielleiter ist gewöhnlich der Darsteller des Raiphas. Für die 17 auftretenden Personen sind nur 12 Spieler — außer Maria und dem Engel gewöhnlich verheiratete Männer — nötig, denn der erste Hirt spielt außerdem die Rolle des Bauern, des ersten Juden und des Teufels und der zweite Hirt die des zweiten Juden.

Die erste Aufführung findet meist am heiligen Abend statt. Die Spieler treten in der als Spielraum dienenden Stube, an der eine Kammer anschließen muß, vor der mit einem großen Tuch verhängten Kammertür auf. In dieser Kammer weilen auch einige gute Sänger, welche den Chor unterstützen. Manche Chorlieder singen auch die Zuschauer mit. In der Kammer halten sich die Spieler vor und nach ihrem Auftreten auf. Müssen sie aber länger untätig auf dem länglich runden als Bühne dienenden Spielraum bleiben, so stellen sie sich auf einen bestimmten Platz, die Hirten rechts (vom Zuschauer aus) von der Kammertür, die drei Könige links von der Tür, Raiphas, Herodes, der Trabant und der Wirt noch weiter links. Monologe und Ansprachen an die Zuschauer werden in der Weise vorgetragen, daß der Spieler hin- und hergeht, nach jeder Umkehrung stillsteht und einen Vers seines „Spruches“ jagt¹⁾.

Sinjač.

Lehrer Andreas Korn.

Umfragen²⁾

51. Wie nennt man das Kerngehäuse beim Obst (Buxen, Grips u. a.)?
52. Haben die meist unter der Decke des Stalles angebrachten Schloßstellen der Knechte besondere Namen, wie z. B. Barak im östlichen Schönhengstgau?
53. Kennen Sie Sagen mit dem Motiv der Erlösung eines in Tiergestalt (meist Schlange) verwunschenen Wesens durch einen Kuß?
54. Gibt es in unserem Gebiet Sagen von versunkenen Häusern, Dörfern und Städten?
55. Aus welchen Anzeichen (Grasfressen der Hunde u. a.) schließt man auf kommendes Regenwetter?
56. Welche Arten der Zukunftserforschung sind heute noch zur Weihnachtszeit üblich?
57. Wo pflegt man noch in der Silvesternacht das „Alte Jahr-Ausschießen“?
58. Wo werden von Männern oder Frauen noch altertümliche Pelzhauben (nähere Beschreibung, womöglich mit Bild) getragen?
59. Läßt sich nachweisen, daß Spizenklöppler mit einzelnen Spizenmustern, z. B. Nachbildungen von Tieren (Spinne, Fisch, Schnecke) oder Augen (Ochsenauge) abergläubische Vorstellungen verbinden?
60. Wo sind heute noch Windmühlen in Betrieb? (Skizzen und Bilder mit genauen Beschreibungen auch der Innenträume.)

¹⁾ Das ganze Spiel wird in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums“ erscheinen.

²⁾ Wegen Raumangels können die zu den früheren Umfragen eingelaufenen „Antworten“ erst im nächsten Heft gebracht werden (neue Einsendungen hiezu werden bis zum 1. Dezember erbeten).

Besprechungen

Bücher

Adolf Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. (Sächsisches Volkstum. Beiträge zur Volkskunde des Freistaates Sachsen und seiner Grenzgebiete. Herausgegeben von A. Spamer und A. Zirkler. Heft 1.) Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig 1928. Preis 2.25 Mark.

Dieser Band und ein zweiter, der die volkskundlichen Hauptgebiete (Sprache, Dichtung, Glaube, Brauchtum u. a.) behandeln wird, leiten die Festsreihe „Sächsisches Volkstum“ ein, die eine besondere Bedeutung für das sächsische Stammesgebiet Nordböhmens hat. Außer dem bereits erschienenen 1. und 3. Heft sind angekündigt: R. Lucas, Volkspflanzen; E. Müller, Sächsische Volksdichtungen im Kindermund; E. Zöllner, Von Elbschönern und Elbschiffern; A. Müller, Die sächsischen Weihnachtsspiele. Spamer, Professor für deutsche Philologie und Volkskunde an der Technischen Hochschule in Dresden, hat mit seiner gediegenen Arbeit alle Erwartungen weit übertroffen. Dieses unscheinbare Büchlein mit 67 Seiten ist keineswegs bloß eine Einführung etwa in die sächsische Volkskunde, sondern eine gedankenreiche Darstellung der Volkskunde überhaupt, aufschlußgebend und wegweisend, ein unentbehrlicher Führer für jeden volkskundlichen Arbeiter. Der Stoff ist in vier Hauptabschnitte zusammengefaßt: 1. Begriff und Aufgaben der Volkskunde. 2. Vom Problem des Volksgeistes zur Volkskunde als Wissenschaft. 3. Methode und Organisation der volkskundlichen Arbeit. 4. Die Bedeutung der Volkskunde für Gegenwart und Zukunft. Wenn auch manche Ausführungen Spamers sich schon in seinen früheren Arbeiten finden, so sind sie doch hier weitergebildet und ergänzt und liefern in ihrer wirksamen Zusammenfassung ein klares Bild des heutigen Standes der volkskundlichen Forschung und der noch zu lösenden Zukunftsaufgaben. Der zweite Abschnitt ist eine Geschichte der deutschen Volkskunde im kleinen, deren Hauptentwicklungsstufen bis zur Gegenwart vorgeführt werden, bis zur „Ablösung der Volkskunde aus der naturwissenschaftlichen Sphäre nebst ihrer Einreihung in die reinen Geisteswissenschaften und die Betonung der historischen Arbeitsweise bei psychologischer Zielsetzung“.

Ludwig Steglich, Vom sächsischen Volkslied. (Sächsisches Volkstum, Heft 2.) Derselbe Verlag, Leipzig 1928. Preis 4.50 Mark.

Das Buch bringt hauptsächlich vom Herausgeber seit 1908 selbstgesammelte Lieder aus der Großenhainer Pflege, umrahmt von erklärenden Begleitworten und allgemeinen Betrachtungen über das Verhältnis der Landschaft zum Volkslied, über die Herkunft des Volksliedes und seine Umgestaltung im Volksmund, über Ort und Art des Singens u. a. Gegenüber oberdeutschen Sammlungen überwiegt hier deutlich das volkstümlich gewordene Kunstlied. Bemerkenswert ist, daß sogar aus den Alpenländern Lieder bis nach Sachsen gedrungen sind, so S. 72 „Verliebtheit“ (Greinz-Kapferer, Tiroler Volkslieder I. 153ff.; aus dem Heanzenland in Zfvf. XV. 136; auch im Böhmerwald bekannt), ferner S. 98 „Der geköpfte Hans“ (Greinz-Kapferer I. 71ff.; Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen, Nr. 2041). Beide Lieder sind mehr kunstmäßig, während im Lied „Die Ungebuldige“ (S. 73) das zweite und dritte Gesäß auf bayrisch-österreichischem Gebiete sehr beliebte Schnaderhüpfel sind. Im Literaturverzeichnis der Sammlung fällt auf, daß wohl Müllenhoffs Sagenbuch angeführt wird, dagegen aber neuere und näher liegende Volksliedfassungen und die erwähnte Bibliographie, in der auch die Volkslieder aus dem sächsischen Stammesgebiet Deutschböhmens verzeichnet sind, fehlen. Die allgemeinen Abschnitte und besonders die Ratsschläge zur Pflege und Sammlung der Volkslieder lassen den Herausgeber als einen erfahrenen Fachmann und guten Beobachter des Volkslebens erkennen.

Dr. R u h f a h l, Die alten Steinkreuze in Sachsen. Ein Beitrag zur Erforschung des Steinkreuzproblems mit 128 Bildern und einer Übersichtskarte. Verlag des Landesvereines Sächsischer Heimatschutz. Dresden 1928.

Das mit genauen Verzeichnissen über vorhandene und verschwundene Steinkreuze und über die Literatur versehene, glänzend ausgestattete Buch ist eine Meisterleistung zu nennen. Vor allem ist die Feststellung wichtig, daß „im letzten Zeitabschnitt der Steinkreuzsitte, also in den Jahren zwischen 1300 und 1600, der Hauptgrund für die Errichtung von Steinkreuzen im Sühnebrauch nach germanischem Recht zu suchen ist“ (S. 209). Die beigegebene Übersichtskarte verzeichnet auch die nordböhmisches Standorte der Steinkreuze von Eger bis Gablonz, zu der unsere 26. Umfrage und insbesondere die Arbeiten von Dr. Bergmann (Staab) eine bedeutende Ergänzung darstellen.

Richard W o s s i d l o, Erntebräuche in Mecklenburg. (Band 36 der Quickbornbücher.) Quickborn-Verlag, Hamburg o. J. (1928).

Der verdiente Sammler und Erforscher der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen gibt hier im engsten Anschluß an die Schilderungen seiner Gewährspersonen eine mundartliche und daher lebendige Übersicht über die Erntebräuche und liefert damit zugleich einen schätzenswerten Beitrag zur Mundart, zum Sprichwort und zum Volksglauben. Ausführliche vergleichende und ergänzende „Anmerkungen“ schließen die Sammlung ab.

Karl P l e n z a t, Die ost- und westpreussischen Märchen und Schwänke nach Typen geordnet. (Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs der Pädagogischen Akademie Elbing Nr. 1.) Elbing 1927.

Dieser Sonderdruck aus Prussia, Zeitschrift der Altertums-Gesellschaft Prussia in Königsberg, 1927, Heft 27, gibt im Anschluß an Arnnes Verzeichnis der Märchentypen eine Übersicht der bisher gedruckten und handschriftlich in den Sammlungen der Prussia und des Preussischen Wörterbuches in Königsberg und des Volkskundlichen Archivs der Elbinger Akademie vorhandenen Märchen und Schwänke.

Karl P l e n z a t, Die volkskundliche Vorbildung der Lehrer. (Ebenda Nr. 2.) Elbing 1928.

Diese Arbeit ist zuerst im „Pädagogischen Zentralblatt“ (1928, Heft 2) erschienen. Sie behandelt kurz und klar die Umgestaltung des Schulwesens in Deutschland und besonders in Preußen zu Gunsten der Volkskunde, die an den vier bisher errichteten Pädagogischen Akademien Preußens Pflichtfach ist. Plenzat, der selbst Professor an der Elbinger Akademie ist, schildert anschaulich, wie dem zukünftigen Volksschullehrer die Volkskunde sowohl als Wissenschaft wie auch als Bildungsgut nahe gebracht wird, und gibt einen Überblick über die volkskundlichen Leistungen der Akademie, die über eine Bücherei von 35.000 Bänden verfügt, und des Volkskundlichen Archivs. Wenn bei uns die Verlegung der Lehrerausbildung an die den Universitäten angeschlossenen Pädagogischen Akademien verwirklicht sein wird, wird diese Schrift in mancher Hinsicht ein guter Wegweiser sein.

Max P e i n k o f e r, Wälderischer Bücherchatz. Verzeichnis des Schrifttums des Bahrnschen und Böhmerwaldes. Mit einem Geleitwort von Hans Waplik und vier Bildnissen. Verlag Otto Högn, Deggendorf 1928.

Das mit einem Bild Wapliks aus der Meisterhand H. Roepfels geschmückte Heft ist eine allerdings lückenhafte Zusammenstellung des neueren Schrifttums in vier Abschnitten (Führer, allgemeine Werke, besondere Werke, Werke über und von A. Stifter), wobei der dritte Abschnitt einen Überblick über das heimat- und volkskundliche Schrifttum bietet.

Dr. Bruno Schier, Die Friedländer Volkstunde. 2. Flur und Siedlung. (Allgemeiner Teil II. Heft 3 der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen.) Friedland 1928. Verlag des Friedländer Lehrervereines. Preis 8 Ktsch.

Dieser 2. Teil der gründlichen Arbeit (s. Besprechung im letzten Heft, S. 227) bringt den Schluß zur „Flur“ (Grenzen und Zäune) und den Abschnitt „Siedlungen“ (Straßen, Brücken und Wege; Dörfer, Städte). Auch hier ist eine Fülle von volkstundlichem, meist aus urkundlichen Quellen geschöpftem Stoff, so Nachrichten über Grenz bäume, Grenznägel und Grenzsteine mit Abbildungen, Belege über das Schlagen der als Zeugen beim Grenzsteinsetzen mitgenommenen Knaben aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, Schilderungen der verschiedenen Zaunformen, Zeugnisse zum früheren Vorkommen der sonst oberdeutschen Stiegele im Zaun, Beiträge zur Dorfanlage, zur Frage der slawischen Vorbesiedlung, über die soziale Schichtung der Dorfbewohner u. a. Von den zwei Städten des Gebietes Friedland und Neustadt wird die erste besonders ausführlich behandelt. Dem mit vielen Bildern versehenen Buch sind Ausführungen von Josef Schubert „Zur Flurgeschichte von Tschernhausen“ und wichtige Tabellen beigegeben.

Otto Fladerer, Deutsche Volkstänze. Heft 1: Deutsche Volkstänze aus verschiedenen Gauen mit einstimmiger Tanzweise, mit Beschreibung und Tanzschlüssel. (Erschienen als Heft 19 des „Musikalisch Hausgärtlein“, für die deutsche Jugend und die Singgemeinde angelegt von Walther Hensel.) Bärenreiter-Verlag zu Kassel, 1928.

Das Heft enthält die Tänze: Einzugsstets (Schönhengst), Schmied (Ostschlesien, Galizien), Tätzeln (Oberbayern), Schustertanz (Schlesien), Siebenschritt; Der paschade flugs ummi, Mädel wasch dich (beide Niederösterreich), Ruckuckstanz (Pommern). Das 2. und 3. Heft der Sammlung bringt „Subetendeutsche Volkstänze“, das 4. Heft „Österreichische Volkstänze“ von G. Commenda. Wo es nur angeht, sollte man trachten, diese hübschen Tänze wieder im Volke lebendig zu machen. Der Reichtum an deutschen Volkstänzen wird mit der Zeit die Gründung einer besonderen Vereinigung notwendig machen, welche sich bloß der Pflege und Erhaltung des Volkstanzes widmet. Wer beim Prager Volkskunstkongreß die Vorführungen der seit 1911 bestehenden „Englischen Volkstanz-Gesellschaft“ (English Folk Dance Society) gesehen hat, wird die Bedeutung einer solchen Vereinigung voll erkannt haben. Vielleicht entwickelt sich diese aus den Bestrebungen der „Deutschen Hochschule für Weibesübungen in Berlin-Charlottenburg“, die 1927 und 1928 in verschiedenen Orten, namentlich auch bei den Olympischen Spielen in Amsterdam, Volkstänze aufgeführt hat und nun auch außerhalb Berlins Volkstanzlehrgänge veranstaltet.

J. Marcus Marci von Kronland, Ein Gesundheitsbüchlein. Nach einem lateinischen Druck vom Jahre 1683 neu herausgegeben von Dr. G. Lehmann. (Landskroner Heimatbücherei Band 7.) Verlag J. Czerny, Landskron 1928. Preis 5 Ktsch.

Das Schriftchen erinnert an den 1595 zu Landskron geborenen Prager Universitätsprofessor und Arzt Marcus Marci (gest. 1667). Aus dem Anhang seines nachgelassenen, von seinem Schüler Jak. Joh. W. Dobrzensky 1683 zu Prag herausgegebenen Werkes „Othosophia“ sind diese Ratsschlüsse zur Verwahrung der Gesundheit in das Deutsche übertragen worden, die ein Jünger des berühmten

Argtes nach dessen Gesprächen aufgezeichnet hatte. Sie sind auch für die Volksmedizin nicht ohne Wert. So war Marcus Marci kein Freund des Aderlasses, aber der Meinung, daß ein Schnupfen vorteilhaft sei, weil er das Gehirn reinige.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgs-Vereines (Sitz Hohenelbe). Im Auftrage des Hauptausschusses herausgegeben von Dr. Karl Wilh. Fischer und Dr. Karl Schneider. 17. Jahrgang 1928. Hohenelbe 1928.

Das Buch bringt nach Vereinsberichten die anlässlich der 3. Schlesiſchen Kulturwoche (Juli 1927) in Hohenelbe gehaltenen Vorträge von R. Bornhausen über „Religion und Volkstum in Schlesien“ und J. Kapper über „Der schlesiſche Mensch im Spiegel der Volkskunst“, die sich eigentlich im Kern widersprechen. Für jenen sind „Mythos, Mythik, Christentum die religiösen Funktionen der schlesiſchen Volksseele“, bei jenem zeichnet den Schlesiſer besonders Phantastie und sogar Sentimentalität aus; bei diesem aber heißt es: „Ein hartes Arbeitsleben, der Wille, sich auf neugewonnenem Boden zu behaupten, hat unserer Phantastie den Höhenflug gelähmt. So schauen unsere alten Bauten gediegen, kraftvoll, dauerhaft auf uns hernieder, nüchtern, zweckhaft... Wir sind, das lehrt uns unsere Kunst, wesenhaft erdgebundene, naturtreue Bauern, zäh, aber ohne Schwung in unserem Gestalten.“ Aus dem Inhalt des Jahrbuches seien noch genannt „Dittendorf nach dem Urbare vom Jahre 1676“ von B. Matwald und die gediegenen, gegen 80 Seiten füllenden „Besprechungen“, von welchen sich die allzuweit gehende über die „Pädagogischen Aufsätze“ von J. Köppler vornehmlich mit Namenskunde befaßt. Im Abschnitte „Volkstümliche Forschungen“ werden neben anderen Werten die Bücher besprochen: A. Moepert, Die Anfänge der Ribbezahlsage; E. Schwarz, Die Ortsnamen des östlichen Österreich; J. Hamka, Hochzeitsbräuche der Krennitzer Sprachinsel.

Zeitschriften

Viktor v. Geramb, Zur Frage nach den Grenzen, Aufgaben und Methoden der deutschen Volkskunde. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin. Jahrgang 1928, S. 163—181.)

Die gehaltvollen Ausführungen sind veranlaßt durch den Aufsatz von Julius Schwietering, Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V. 1927), der sonderbarerweise in der deutschen Volkskunde eine bloße „deutsche Bauernkunde“ sieht, die von „soziologisch interessierten Historikern“ neben deren Hauptsach betrieben werden kann. Darauf hat A. Spamer in dem oben besprochenen Buch (S. 16) kurz und treffend geantwortet und nun nimmt auch Geramb die Volkskunde kräftig gegen alle unüberlegten Angriffe in Schutz und weist nach, daß der Volkskunde, die nur als selbständige Eigenwissenschaft zu denken ist und es in Wirklichkeit auch schon längst ist, neben anderen Aufgaben vor allem die zukommt, die Besonderungen innerhalb des deutschen vulgus zu erforschen. Diese „unterscheiden die materiellen und geistigen Lebensäußerungen der deutschen Mutterschicht sowohl von den ethnologischen und völkerverpsychologischen Erscheinungen der Primitivkulturen aller „Naturvölker“, wie auch von der individualisierten Kulturwelt ihrer eigenen Tochterstichten. Sie enthalten aber gerade dadurch, daß sie eben „Besonderungen“ sind und daß sie mit der national differenzierten Oberschicht in dauernder Wechselwirkung stehen, die Reime und Quellen „deutschen Wesens“, weshalb auch die Bezeichnung „deutsche Volkskunde“ in jeder Hinsicht zutrifft.

Heimtague, Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. A. Depint. 9. Jahrgang, Linz 1928.

Von diesem Jahrgang liegt das 1. und 2. Heft als ein stattliches Doppelheft mit vielen Bildbeigaben vor. Von den volkstündlichen Beiträgen verdienen besondere Hervorhebung: S. Comenda, Volkstündliche Streifzüge durch den SINGER Alttag (Geschichten, Gedentberse und Trinksprüche, Namenstagwunsch und Siebesgrüße, Langgesänge, Tierstimmen, Rhythmusbeutung, Volksgesang, Volksmusik und Volkstanz, SINGER Hirtenspiel) und E. GALLER, Oberösterreichische Passionsspiele; ferner aus dem Abschnitt „Bausteine zur Heimatkunde“ neben anderen wichtigen Aufsätzen und Mitteilungen namentlich die Arbeit von F. MEUNER über „Alte Zimmerdecken und Kerbschnitzereien in der Pfarre Münzbach“.

Die Singgemeinde. Herausgegeben von Konrad Ameln. Bärenreiter-Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe. 4. Jahrgang 1927/28.

Die sechsmal im Jahre erscheinende Zeitschrift pflegt vor allem Volksmusik und Volkslied. Von den Beiträgen dieses Jahrganges sind zu nennen: J. Pfisterer, W. G. Niehl. Seine Stellung zur Volksmusik; Fritz Bürger, Vom Singen auf dem Lande; J. M. Müller-Blattau, Die Beziehungen zwischen Kunstmusik und Volksmusik in Geschichte und Gegenwart; D. Haderer, Der Volkstanz im Rahmen der Finkensteiner Arbeit; R. Ameln, Die rhythmische Gestalt der alten Weisen u. a.

Bechisarland. Monatschrift des Heimatverbandes Huosigau. Geleitet von Dr. Bruno Schweizer. 4. Jahrgang, Dieffen a. A. 1928.

Aus dem Inhalt dieser Blätter ist bemerkenswert der mit Benützung des Deutschen Sprachatlas-Archives in Marburg a. Sahn geschriebene Aufsatz von B. Schweizer über „Die Pelzhaubentracht des Huosigau“, ferner die Untersuchung über „Altbairische Hausnamen“ von Dr. J. Scheidl, der auf die geschichtliche Entwicklung eingeht und besonders die verschiedene Namengebung bei Großbauern und Kleinbauern bespricht.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 44. und 45. Jahrgang, Berlin 1927 und 1928.

Der 44. Jahrgang enthält zwei gehaltvolle Beiträge zur vergleichenden Motivforschung: Dr. G. Rügler, Das Geld im Stock und der Strid um den Hals (nach einer Berliner Sage) und A. Wesselski, Der Müller von Sanspouci. Der 45. Jahrgang bringt eine ausgezeichnete, die gesamte Literatur benützende Untersuchung von G. Rügler über „Die Sage von der Weißen Frau im Schlosse zu Berlin“, die aber in Wirklichkeit eine abschließende Darstellung des ganzen Sagenstoffes genannt werden kann. Sie gliedert sich in folgende Abschnitte: 1. Das Erscheinen der Weißen Frau bei den Hohenzollern. a) Außerhalb Berlins. b) In Berlin. 2. Theorien über die Persönlichkeit der Weißen Frau. a) Die Gräfin von Orlamünde. b) Berta von Rosenberg. 3. Zusammenhang mit den übrigen Sagen von weißen Frauen. 4. Die Weiße Frau in der deutschen Literatur.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Geleitet von Dr. W. Wostry. 66. Jahrgang, Prag 1928.

In diesem Bande widmet W. Wostry den auch auf volkstündlichem Gebiete hochverdienten Forschern R. Wolkan und B. Schmidt gehaltvolle Nachrufe und bespricht eingehend unsere Zeitschrift. Die von A. Schmidt verfasste „Zeitschriftenschau 1925—1927“ ermöglicht einen raschen Überblick auch über die volkstündlichen Beiträge in den sudetendeutschen Zeitschriften.

Heimatbildung. Monatsblätter für heimatisches Volksbildungswesen. Geleitet von Dr. E. Lehmann und J. Blau. 9. Jahrgang 1927/28. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Aus dem engen Zusammenhang zwischen Volksbildung und Volkskunde erklärt sich vor allem, daß auch diese Zeitschrift, deren Herausgebern die sudetendeutsche

Volkstunde unendlich viel verdankt, die Volkstunde stark berücksichtigt. Der nun abgeschlossen vorliegende 9. Jahrgang enthält unter anderen die Beiträge: E. Sahlinger, Die Schallplatte im Dienste der Mundartenforschung; E. Behmann, Volkstundliches zur sudetendeutschen Landvolkbildung; G. Jungbauer, Der gegenwärtige Stand der volkstundlichen Arbeit auf sudetendeutschem Boden. Dazu kommen zahlreiche Besprechungen volkstundlicher Neuerscheinungen. Das Jahrbüchlein der „Heimatbildung“ 1928 (Die Bainschelrute) ist diesmal dem Karlsbader Heimatforscher Josef Hofmann zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. Es enthält einen aufschlußreichen Beitrag von E. Behmann über „Volksglaube und Volkstunde“, dem man aber nicht in allen Punkten beistimmen kann.

Deutsche Heimat. Sudetendeutsche Monatshefte für Literatur, Kunst, Heimat- und Volkstunde. Geleitet von Dr. L. G. Mally und G. Zirkwid. 4. Jahrgang, Plan bei Martenbad 1928.

Die vornehme, reich behilderte Zeitschrift bringt hie und da auch kleine Beiträge zur Volkstunde, so in diesem Jahrgang: E. Geseleisch, Die alte schlesische Volkstracht; J. Göth, Die Jglauer Volkstracht; J. Hofmann, Die ländliche Tracht des vorigen Jahrhunderts im achtstündigen Umkreise von Karlsbad. In der Beilage „Mittelungen für Heimatbildung und Heimatforschung“, Folge 7/9, die als Festschrift zur Haupttagung des Deutschen Kulturverbandes Westgau 7 am 5. August 1928 in Pfaumberg erschienen ist, gibt J. Misko eine Übersicht über „Doppelnamen von Ortschaften im nördlichen Böhmerwalde“ und erklärt sowohl den amtlichen wie auch den im Volke üblichen Namen.

Waldd Heimat. Monatschrift für den Böhmerwald. Geleitet von A. Schacherl. 5. Jahrgang, Budweis 1928.

Aus den volkstundlichen Beiträgen dieses Jahrganges sind besonders hervorzuheben: A. Schacherl, Die Kalender-Merklage der Böhmerwälder und Fremdwörter in der Böhmerwald-Mundart; F. Fischer, über die Entstehung der Gutwasserkirche in Oberplan, ferner A. Stiffters „Der beschriebene Lännling“; J. Misko, Ortsnamen im Böhmerwalde mit der Endung -au; E. Skalitzky, Kladrauer Sagen; W. Stiasny, Kinderreime, ferner Inschriften auf den Totenbrettern im Tausfurth Päßgebiet; G. Luma, Bierzeiler u. a.

Mitteilungen des Deutschen Kulturverbandes. Geleitet von Franz Breiner. 3. Jahrgang, Prag 1928.

Im 8. Heft (August) der Mitteilungen veröffentlicht Dr. Hans Klein einen sehr beachtenswerten Bericht über die Volksliedsahrt der Jägerndorfer Singgemeinde in die Slowakei im Juli d. J., bei der auch das Oberufenener Paradeis-spiel in Kremniž, Bela und anderen Orten aufgeführt wurde. Zu erwähnen ist ferner ein Bericht im 9. Heft (September) über „Heimatabende in Westböhmen“, bei welchen die Pflege des Volksliedes und der Volksmusik im Vordergrund steht.

Festschrift, herausgegeben zum 14. Gauturnfeste des Böhmerwaldgaues des Deutschen Turnverbandes (30. Juni bis 1. Juli 1928) vom Deutschen Turnverein Bergreichenstein. Selbstverlag.

Diese Schrift enthält unter andern einen Aufsatz von Dr. R. Kubitschek über Bergreichenstein, der im besondern über die Bildung des tschechischen Namens Kasparské hory aus dem alten Karlsberg handelt, ferner einen Beitrag von G. Jungbauer über „Kinderspiel und Leibesübung“.

Heimat-Stimmen. Festschrift zum 3. Friedberger Heimatfeste (August 1928). Geleitet von G. Preitschopf. Friedberg 1928.

Aus den zahlreichen Beiträgen, die sich meist auf A. Stiffters beziehen, dem bei diesem Heimatfest ein Denkmal errichtet wurde, seien genannt: G. Jungbauer, A. Stiffters Ansicht über den Ursprung Friedbergs; Janni Greipl,

Familiennamen der Heimat (Familiennamen Friedbergs von 1525 an; ferner die Familiennamen aus den eingepfarrten Dörfern von 1629); A. Schacherl, Stifters Name; F. Fischer, Das Stifterhaus in Oberplan (Geschichte des Hauses und seiner Besitzer von 1610 an).

Hochschulwissen. Monatschrift für das deutsche Volk und seine Schule. Geleitet von Dr. D. Großer, Dr. F. Niethammer, Dr. D. Kraus, R. Böhl und O. Gorphynka. Verlag Ed. Strache, Warnsdorf. Preis jährlich 60 Křfch.

Aus dem 5. Jahrgang (1928) dieser gediegenen Monatschrift ist aufmerksam zu machen auf die Beiträge „Der Ausklang des germanischen Altertums“ von Dr. E. Beninger, der auch auf den Totenbrauch (Reichenverbrennung) zu sprechen kommt, und besonders „Kräuterbücher“ von Dr. E. Starckenstein, der diesen Zweig volkstümlicher Literatur geschichtlich, kulturgeschichtlich und funktgeschichtlich behandelt und darüber noch ausführlicher in einem demnächst erscheinenden Buche sprechen wird.

Karpathenland (siehe Besprechung im 2. Heft, S. 85).

Zur Zeit liegen alle vier Hefte des 1. Jahrganges vor. Die letzten drei Hefte enthalten neben mehreren Beiträgen zur Namenforschung (zur allein richtigen Deutung von Oern als keilförmiges Flurstück, Zwickel vgl. auch Deutschmährische Heimat 1928, S. 78f.) eine gründliche Untersuchung des sachverständigen und umsichtigen Leiters der Vierteljahrschrift J. Hanika „Zur Wortgeographie der deutschen Mundarten in der Slowakei“, einen Aufsatz von W. Kuhn über „Die Erforschung der jungen deutschen Sprachinseln in Galizien“, bei der seit 1921 die Volkskunde im Vordergrund steht, ferner Volksdichtungen, meist Kinderreime, aus Zsche bei Deutsch-Pröben von R. Zeisel, drei Sagen aus Kremnitz von F. Jurasek, einen Beitrag über „Das Zunftleben in Deutsch-Pröben von St. M. Richter und eine ausschlufreiche Abhandlung von Alfred Karasek über „Das Sagenut der deutschböhmischen Siedlungen Galiziens“ mit mehreren Proben. Hier unterscheidet sich noch heute das Sagenut der aus dem Reichenberg-Gablonzer Gebiet stammenden Siedler von dem der Einwanderer aus dem Egerland und Böhmerwald. Karasek, der 420 Sagen in den schwäbischen und 250 Sagen in den deutschböhmischen Siedlungen gesammelt hat, weist nach, daß die Deutschböhmern viel zäher am Sagenschatz der alten Heimat festhalten, daß sich bei ihnen noch kein Ausgleich mit dem Sagenut der slawischen Umwelt vollzogen hat und auch noch kein Überwuchern einzelner Gruppen volklcher Überlieferungen bemerkbar ist, wie dies A. Hauffen als eine Erscheinung der Sprachinseln für Gottschee festgestellt und als geistige Inzucht bezeichnet hat.

Zur Beachtung.

Neuen Abnehmern der Zeitschrift werden die bisher erschienenen Hefte nachgeliefert. Alle Hefte der Zeitschrift werden noch vor Weihnachten auch in einem dauerhaften Einband erhältlich sein; Vorbestellungen auf diese Buchausgabe, die in keiner jüdelendeutschen Bücherei fehlen sollte, können schon jetzt erfolgen. Bezieser, welche eine gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis benötigen, erhalten eine solche bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Allen Lesern und Freunden unserer Zeitschrift, die neue Abnehmer und Mitarbeiter geworden haben, spricht die Schriftleitung für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen den herzlichsten Dank aus. Zur Werbung neuer Bezieser stehen jederzeit Probehefte in beliebiger Menge zur Verfügung. Mit der Bitte, der Zeitschrift auch im kommenden Jahre Treue zu bewahren, übermittelt die Leitung an alle Bezieser, Mitarbeiter und Leser die herzlichsten Neujahrswünsche.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10. Druck von Heinz Wersch Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

2. Jahrgang 1929

1. Heft



Gudetendendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur
und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die
Tschechoslowakische Republik in Prag

Jährlich 6 Hefte

Einzelpreis: 6 Křš. — Jahrespreis: 30 Křš.

Prag 1929

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Naub zu verwenden, Taufschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Ueberlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1 00 S., für das übrige Ausland 1 40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postscheckkonto Prag Nr. 207.729.

Anzeigen nach Uebereinkommen. Bei wiederholter oder ständiger Einschaltung erfahren sie eine bedeutende Ermäßigung.

16 Räume.

N. Stifter-Gedenkraum.

Böhmerwaldmuseum in Oberplan

Den ganzen Tag geöffnet.

Sehenswerter Museumsparl.

Sudetendeutsche Schule

Monatsblatt für zeitgemäße Schulgestaltung. Die einzige heimatische Fachzeitschrift der deutschen Lehrerschaft für wissenschaftliche und praktische Pädagogik. Ganzjährig Ktsch. 36.— Roland Berlag Morawik, Prag VII., Libeňská 62.

Der Deutsche Kulturverband

ist der einheitliche Schutzbundverein der Sudeten- und Karpathendeutschen.

Er erhält derzeit 29 eigene Schulen und 100 eigene Kindergärten und kommt in 17 Orten zur Gänze für den häuslichen Privatunterricht auf.

Er gewährt in mehr als 600 Fällen jährlich Beiträge für die Schulerhaltung, für Bauten und Bauherstellungen, für Lehr- und Lernmittel, für Suppenanstalten, für die Bekleidung armer Kinder, für Weihnachtsbescherungen und dgl.

Er schützt den bedrohten Unterbau
unseres volks eigenen Kulturlebens.

Gründet Ortsgruppen! Werbet Mitglieder! Veranstaltet Feste! Betreuet die Sammelkürme! Föhret die Zehnminutensammlung durch!

2. Jahrgang

1929

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1929

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Josef Hanika, Die Erforschung der westböhmischn Volkstrachten	1—15, 51—65, 110—119
Dr. Ellinor Johannson, Eine Schönhengster Sprachinsel in der Krim	15—23
Dr. Rudolf Kubitschek, Ein Beitrag zur Comica Legenda Aurea	24—29
Dr. Edmund Schneeweis, Zum Vampingglauben in Karpathenrußland	49—51
Dr. Emil Lehmann, Das Fortleben des Gefanges der Böhmischn Brüder	65—67
Dr. Bruno Schier, Zum Namen „Kortonosch“	67—69
Karl M. Klier, Ein Band Prager Flugblatt-Vieder von 1828	97—109
	172—182
Dr. Gustav Jungbauer, Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan	120—123
Dr. Gustav Jungbauer, Der Atlas der deutschen Volkskunde	145—148
Franz Meißner, Die Pflanzen im Volksleben des Riesengebirges	148—167
Dr. Bruno Schier, Ein Beispiel sachkundlicher Namensforschung	167—172
Dr. Ernst Hoyer, Arzt und Aberglaube	182—185
Karl Friedrich, Vom Federschnitzen in Nordwestböhmen	185—189
Adolf Südhorn, Von der Iglauer deutschen Bauernart	189—192
Dr. Gustav Jungbauer, Hans Wählit und die Volkskunde	221—228
Dr. Ernst Schwarz, „Das ist ein rechter Rübezahl“	229—235
Alfred Karasak-Langer, Sagen von Kaiser Josef II. unter den deutschböhmischn Kolonisten in Ostgalizien	235—238
A. Pius Ulbrich, Die Weihnachtstrippen in Schluckenau	238—241
Dr. Gustav Jungbauer, Kulturverband und Volkskunde	241—242

Kleine Mitteilungen

	Seite
Johann Salzer , Neujahrsspruch aus Deutsch-Bitta (Slowakei)	29
Franz Weisner , Festtagsgerichte des Riesengebirgers	29—31
Heimatfuchstagung in Troppau	31
Eine volkstundliche Abteilung im Brüger Stadtmuseum	31
Verein für Krippenpflege und Heimatkunst in Schluckenau	31
Dr. Alfred Meiche , Anfrage	31—32
Franz Wöchl , Haus sagen aus Pilsen	70
Franz Fischer , Alte Hausnamen in Oberplan	71—72
Oskar Bernerth , Das Judasaustreiben in Sternberg i. M.	72
Josef Stich , Das Wetterhorn von Neuloseimthal	73
Josef Kern , Der Schuhtruml (Eine Umfrage)	73—74
Hauszeichen	74—75
Dr. Ernst Hoyer , Rübzahl und Rechts Geschichte	123—125
Oskar Dhnheiser , Sagen vom Waldheger in Wapenta bei Starkstadt	125—126
J. Raschel , Zum westböhmischn Erntebrauch	126—127
Larftdecken	127—128
Zum Gedenken eines berühmten Nordmährers (W. A. Ritter von Hartel)	128
Zur Frage des Museums für judendeutsche Volkstunde	128—129
Hans Freising , Eine südmährische Wiege mit Drudenkreuz	192
Franz Andreß , Das Verbeten der Krankheiten	193
Richard Baumann , Ein Heiratskontrakt aus dem 18. Jahrhundert	193—195
Johann Bernard , Der Webstuhl der nordmährischen Hausweber	196—197
Alfred Karasjel-Langer , Ein schlesisches Scherzgespräch mit Endschlager aus Wolhymien	197
Oskar Dhnheiser , Die Holzkirche in Johannesberg bei Braumau	198—200
Volkstunde als Prüfungsfach	200—201
Wissenschaft (Volkstunde und Vorgesichte) und Wirtschaft	201—202
Volkstundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag	202
Nikolaus Kollinger , Schlangensalze	243
Dr. Franz Songin , Frais-Brief	243—244
Emma Szgl , Zádost eines Geliebten (Mischlied)	244—245
Verband deutscher Vereine für Volkstunde	245
Atlas der deutschen Volkstunde	246—247
Einlauf für das Archiv	32—33, 247—248
Antworten	33—39, 75—79, 129—135, 202—205, 249—254
Umfragen	39—41, 80—81, 135—136, 205, 254—255
Besprechungen	41—46, 84—96, 138—144, 206—220, 256—263
Rückbild	46—48
Kurze Nachrichten	81—83, 136—137, 205—206, 255
Nachträge	83—84, 138
Unsere Beihefte	96
Abbildungen 5, 11, 39, 40, 53, 57, 72, 74, 80, 81, 98, 99, 111, 117, 120, 121, 122, 127, 135, 136, 168, 169, 192, 196, 199, 221, 232 (Karte), 238, 239, 240, 252, 261	

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Anton Ulricher (Jglau—Nikolsburg). Franz Andref (Dobrujan bei Pilsen).

Richard Baumann (Neusattl bei Elbogen). F. J. Beranek (Prag). Dr. Alois Bergmann (Staab—Neutitschein). Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt). Oskar Bernerth (Sternberg i. M.). Josef Bezdel (Reichenau bei Mährisch-Trübau). Franz Blöchl (Pilsen). Anna Börnisch (Sedlnitz bei Freiberg i. M.). Engelbert Braun (Schlappenz bei Jglau). Franz Breiner (Prag). Josef Bütger (Kienbles bei Oberplan—Lieberau bei Reichenberg).

Theodor Chmela (Ottau bei Krummnu—Prag).

Kotvauc Deutsch (Römerstadt). Johann Dolak (Mähr.-Neustadt). Heinrich Dreßler (Winai bei Daurba).

Hans Englisch (Mähr.-Kopendorf).

Franz Fischer (Oberplan). Hans Fischer (Graslitz). Hans Freising (Brünn). Karl Friedrich (Ledau bei Pödersam—Salzburg).

Ignaz Göth (Jglau). Franz Göth (Poschbau bei Bodenstadt). Dr. Karl Göth (Schönlind bei Heinrichsgrün). Leopold Gouß (Söllnitz). Adolf Gückelhorn (Militau bei Mies—Prag).

Josef Haas (Arnsdorf bei Lettschen a. G.). Dr. Josef Hanika (Reichenberg). Dr. A. Herr (Warrnsdorf). Dr. Hugo Herrmann (Reichstadt). Dr. Ernst Hoyer (Prag). Karl Hübl (Dreihöf bei Wilderschnwert).

Adalbert Jiršchitzka (Klein-Borowitz). Alois John (Franzensbad). Dr. Ellinor Johansson (Keningrad). Dr. Gustav Jungbauer (Prag). Dr. Ernst Jungwirth (Römerstadt).

Anton Kahler (Prag). Alfred Karascl-Banger (Brünn). Josef Kern (Zeitmeritz). Johann Kehler (Petersdorf bei Gennersdorf). Dr. Armin Klein (Prag). R. M. Klier (Wien). Erich Knoll (Bergstadt bei Römerstadt). Adolf König (Reichenberg). Dr. Rudolf Kubitschek (Prachowitz—Eger). Dr. Hermann Kügler (Berlin). Leopold Kwidela (Pewel bei Olmitz).

Josef Lad (Sonenberg bei Grazen). Rudolf Lange (Nürnberg). Karl Ledel (Grünnau bei Mähr.-Trübau). Dr. Emil Lehmann (Reichenberg). Dr. Franz Longin (Prag).

J. Maschet (Holeischen bei Staab). Emil Mauder (Nieder-Gruppai—Bodenbach). Dr. Alfred Meiche (Dresden). Dr. Adolf Meißner (Seßdorf bei Freivaldau). Franz Meißner (Niederlangenu bei Hohenelbe).

Hubert Nerad (Prag). Josef Nitsche (Freivaldau).

Oskar Dhnheiser (Johannesberg bei Braunau).

Nikolaus Rollinger (Prag).

Johann Salzer (Dagau bei Krummnu). Emma Sayl (Grulich—Prag). Karl Schefzlik (Krummnu). Dr. Bruno Schier (Hohenelbe—Prag). Dr. Edmund Schneeweis (Prag). Julius Schumke (Zdice). Dr. Ernst Schwarz (Gablonz a. N.). W. Stiasny (Schrittens bei Jglau). Josef Stich (Neuhäusel bei Pstraumberg).

Josef Taschel (Budweis). Dr. Gustav Treidler (Graslitz).

A. Pius Ulbrich (Schludenu).

Johann Wasil (Krummnu). Erwin Weiser (Freudenthal). Albert Wesselski (Prag). Franz Wiesner (Dittershof bei Freivaldau). Dr. Karl Winter (Troppau).

Walter Zawadil (Schnobolin bei Olmitz).

Gudetendendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vozelova 10

2. Jahrgang 1929

1. Heft

Die Erforschung der westböhmisches Volkstrachten

Von Dr. Josef Hanita

Am 3. September 1825 überreichte der Egerer Polizeirat Johann Sebastian Grüner in Weimar dem Großherzog Karl August „bei Allerhöchst dessen Regierungsjubiläum“ eine Reinschrift seines Werkes „Über die Sitten und Gebräuche der Egerländer“. Goethe hat am Morgen dieses Tages von dem hohen Jubilar selbst die Erlaubnis dazu erbeten: „Wie denn der hier anwesende treulich Glück wünschende Grüner (sich) mit der Hoffnung schmickelt, daß das Egerische Sorbenvolk bei der heutigen hohen Feier gleichfalls bildlich in seinen Sitten, Gebräuchen und Kleidungen vertreten und in Maassen glückwünschen dürfe.“¹⁾

Die Egerländer ein Sorbenvolk? Wie kommt Goethe zu dieser irrigen Meinung?

In der Ausarbeitung der Grünerschen Schrift hat Goethe regen Anteil genommen. Als Muster empfahl er Grüner einen der wenigen damals vorhandenen Versuche volkstündlicher Darstellung, Kronbiegels Buch „Über die Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern“ (1806 in 2. Aufl. erschienen). Goethe hatte die Ähnlichkeit in der Altenburger und Egerländer Männertracht bemerkt und diese Beobachtung wurde der Ausgangspunkt für den heillosen Irrtum. Kronbiegel spricht nämlich in seinem Buche die Ansicht aus, die Altenburger seien „ächte Abkömmlinge der Sorben-Wenden“. Ein wichtiger Grund für die Behauptung war dabei, daß die Kleidertracht der Altenburger, besonders die weibliche, mit jener der in der Lausitz noch lebenden Wenden übereinstimme.

Da setzt nun Grüner ein: „Nachdem von ihm (Kronbiegel) angenommen wurde, daß die Altenburger von den Wenden abstammen, so dürfte es nicht überflüssig sein zu prüfen, inwiefern die Sitten und Gebräuche der noch in der Lausitz wohnenden Wenden mit den Altenburgern und Egerländern überein kommen.“

„Die Kleidertracht der Egerländer des männlichen Geschlechtes kommt mit jener der Altenburger sehr viel überein, besonders wenn der Egerländer den Rock ausgezogen hat. Diese Übereinstimmung der Kleidung

¹⁾ Bibl. dt. Schriftsteller aus Böhmen. 17. Bd. Prag 1917, S. XXIV.

mußte auch zur Erörterung der Frage führen, ob die Altenburger in Hinsicht ihrer Sitten, Gebräuche und sonstigen häuslichen Verhältnisse mit den Egerländern übereinstimmen, ob sie vielleicht vom gleichen Völkertamme sind.¹⁾

Beim Vergleich findet nun Grüner in einigen Punkten Übereinstimmungen, in ebenso vielen aber Abweichungen. Dabei kann nach unserer heutigen Auffassung keiner der angeführten Punkte mehr als völkisches Unterscheidungsmerkmal gelten. Trotzdem folgert Grüner, einmal im Gedanken an die wendische Herkunft der Egerländer befangen:

„Wenn auch die Tracht der Altenburgischen und wendischen Weiber von jener der Egerländerinnen größtenteils, die Sitten und Gebräuche der Altenburger in vielem abweichen, so dürfte aus der so viel übereinstimmenden Kleidung, Sitten, alten Gebräuchen nicht unwahrscheinlich gefolgert werden, daß die Egerländer mit den Altenburgern ehemals einen Stamm ausmachten“ (S. 34). Das heißt also, daß die Egerländer ebenfalls „ächte Abkömmlinge der Sorben-Wenden“ seien. Das wirkte wiederum auf Goethe zurück und so gelten die Egerländer in Weimar als ein Sorbenvolk — eine Hypothese, die heute längst widerlegt und aufgegeben ist.

Wir haben uns dieses klassische Beispiel eingehender in Erinnerung gerufen, weil es typisch ist und sich in unseren Tagen, wie wir sehen werden, ganz ähnlich wiederholt hat. Es führt uns zugleich auf eine Frage von hoher grundsätzlicher Bedeutung.

Bei der nahen Berührung, teilweisen Überschichtung und wechselseitigen Durchdringung deutschen und slawischen Volkstums in den Sudetenländern und sonst im Osten unseres Volks- und Kulturbodens ergibt sich für die volkstümliche Forschung bei jeder einzelnen Erscheinung immer wieder die Frage, ob deutsch oder slawisch. Diese Frage wurde bisher mit besonderer Vorliebe aufgeworfen und beantwortet. Dabei muß festgestellt werden, daß von deutscher Seite wiederum mit besonderer Vorliebe möglichst viel als „slawisch“ erklärt wurde. Kronbiegel und Grüner sind typisch. Viele solcher Urteile konnten einer eingehenden historischen und vergleichenden Untersuchung nicht standhalten und haben sich als bloße Vorurteile erwiesen.

Findet sich irgendwo auf ostdeutschem Boden eine Erscheinung, die aus dem deutschen Westen nicht ohne weiteres auch geläufig ist, dann wird diese Erscheinung ohne Bedenken mit der Marke „slawisch“ versehen, besonders wenn sich die gleiche oder eine ähnliche Erscheinung bei den Wenden, Polen oder Tschechen findet. Dabei wird eines vergessen. Bei den Tatsachen, die die Volkskunde bisher gesammelt hat, handelt es sich zumeist um Reste eines zeitlich und entwicklungsmäßig früheren Kulturzustandes. Der Zug der Kultur geht in unseren Gegenden im allgemeinen seit Jahrhunderten von dem Westen nach dem Osten. Der Westen ist fortschrittlich, der Osten folgt nach, zum Teil verharret er auch beim Alten. Je weiter wir gegen Osten wandern, desto mehr solcher Reste einer früheren

¹⁾ Hanffens Beiträge IV./1, S. 32, 107.

Kulturbewegung, eines niedrigeren, oder, wenn man will, ursprünglicheren Zustandes finden wir. Während im Westen der Gegensatz zwischen Stadt und Land in zivilisatorischer Hinsicht immer mehr verwischt wird, finden wir im Osten oft noch auf weite Strecken eine erstaunliche Primitivität. Auch deutsche Dörfer des Ostens zeigen einen solchen entwicklungs-mäßigen Rückstand der kulturellen Erscheinungsformen.

Finden wir nun in solchen deutschen Dörfern volkstündliche Tatsachen, die uns aus dem Westen nicht geläufig sind, so darf daraus nicht ohne weiteres gefolgert werden, daß sie von den slawischen Nachbarn übernommen worden seien. Eine eingehende Untersuchung kann vielleicht den Beweis erbringen, daß sie im Westen ebenfalls bestanden haben, als man dort in dem gleichen Kulturzustande lebte. In abgelegenen, rückständigen Gegenden des Westens wird man am ehesten auch heute noch Vergleichsmaterial finden. An Stelle der Bezeichnung „slawisch“ werden wir vielfach die Begriffe „primitiv“ oder „bäuerlich“ einzusetzen haben oder die Bezeichnung der kulturellen Bewegung, der die betreffende Erscheinungsform ihren Ursprung verdankt. Da wir dieses „Primitive“, „Bäuerliche“ und solche Reste früherer Zeitströmungen in den ostdeutsch-slawischen Gebieten viel häufiger finden als im Westen, ist die obige Verwechslung oder Gleichsetzung leicht erklärlich.

Wann dürfen wir überhaupt von einer Erscheinung behaupten, sie sei „slawisch“ oder „deutsch“? Eigentlich doch nur, wenn sie ein Ausdruck „slawischer“ oder „deutscher“ Wesensart ist. Und das besonders, wenn wir sie bei Angehörigen des fremden Volkes so nennen. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich gewisse Erscheinungsformen herausgebildet haben, die für das eine oder andere Volkstum charakteristisch sind. Nur muß in der Zuweisung mit viel mehr Vorsicht und Zurückhaltung vorgegangen werden. Und seit uns die Rassenkunde zwischen Volk, Rasse und Sprache unterscheiden gelehrt hat, wird die Sache noch verwickelter.

Auch bei den Volkstrachten auf ostdeutschem Boden ist die Frage „Deutsch oder slawisch“ immer wieder aufgeworfen worden. Und wie die Ansicht Grüners in bezug auf die Egerländer einer eingehenden Forschung nicht Stich halten konnte, so mußte auch manche andere Behauptung in dieser Richtung, die auf einem laienhaften, oberflächlichen Urteil beruhte, zurückgewiesen werden.

So berichtet E. Grabowski von der Tracht der Roßberger und Roslawagorer Bauern (Beuthner und Larnowitzer Kreis in Oberschlesien): „Die Tracht wurde lange Zeit für eine polnische gehalten; eingehende Studien haben den Beweis erbracht, daß sie in Polen nicht vorkommt, dagegen in vielen deutschen Kreisen ursprünglich war und heute noch in deutschen Gebieten der Nachbarländer getragen wird.“ Und dann wird festgestellt, daß sich diese Tracht erst nach dem dreißigjährigen Kriege aus der deutschen Bürgertracht entwickelt hat¹⁾! Wiederum ein recht typisches Beispiel!

¹⁾ Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jhd. München 1912. S. 88/89.

Alles das muß uns zu denken geben, und wenn nun von Heimatforschern behauptet wird, die im Pilsner Kreis (bes. Bezirk Mies) von den Deutschen getragenen Trachten seien „slawisch“, so wird sich der kritische Zweifel regen und wir werden die Hypothese einmal etwas genauer untersuchen müssen.

Um die Darstellung der westböhmisches Trachten hat sich Josef Hofmann ein außerordentliches Verdienst erworben und wir danken ihm jetzt, da er auf ein siebenzigjähriges, arbeitsreiches Leben zurückblicken kann, ganz besonders, daß er nicht nur auf das „historische“ Egerland und die Blutspuren Wallensteins geschaut, sondern daß er sich auch um die volkstündlichen Dinge des weiteren nordbairischen Siedlungsgebietes in Westböhmen, das eine gewaltige Leistung des Stammes darstellt, gekümmert hat. Neben der Beschreibung ist das Bildmaterial vor allem wertvoll¹⁾. Hofmanns Verdienst um die Trachten dieses weiteren Gebietes ist nicht geringer als das Grüners um die Trachten des „engeren“ Egerlandes.

Weider ist Hofmann nur allzu sehr Nachfolger Grüners. Er bemerkt eine Ähnlichkeit der Tracht der deutschen Chotieschauer mit der der tschechischen Choden und auch er folgert daraus: Die Chotieschauer Tracht ist eine „slawische“ Tracht, sie ist eine „Abart der Chodentracht“. Grüner hat sich seinerzeit auf die Tracht allein nicht verlassen, sondern die Namenkunde und andere volkstündliche Gebiete zur Stützung seiner Hypothese herangezogen. So stellt auch Hofmann fest, „die meisten Namen der Träger der Tracht und der von ihnen bewohnten Orte“ seien slawisch und „auch die Bauweise und die Anlage der Dörfer zeigen durchwegs slawische Führung“²⁾.

Wenn wir von einer „Abart der Chodentracht“ sprechen, dann müssen wir annehmen, daß die Chotieschauer ihre Tracht von den Choden übernommen hätten; bei den Choden aber müßte sie ursprünglich sein und durch Weiterbildung der aus der alten Heimat mitgebrachten Kleidung entstanden sein. Darum erörtert Hofmann auch eingehend die Herkunftfrage der Choden, was sonst in einer Darstellung der Chotieschauer Tracht überflüssig wäre. Waren die Irrtümer Grüners bei dem damaligen Stande unserer Kenntnis in diesen Dingen nur zu verständlich, so gerät Hofmann in bedenkliche Widersprüche mit den Ergebnissen der Wissenschaft, die doch an anderer Stelle auch seine eigenen sind.

Hofmann weiß, was die Trachtenforschung über die Entstehung unserer Volkstrachten festgestellt hat. Er selbst sagt (S. 6), daß die Volkstracht nichts Feststehendes ist. „Wie ich schon in meiner 1908 erschienenen „Westböhmisches Volkstracht“ festgestellt habe, entsteht jede Volkstracht aus der städtischen Tracht. Das Land greift eine Tracht zumeist erst dann auf, wenn sie in der Stadt in Verfall gerät, formt sie in Form und

¹⁾ Hofmann, Die nordwestböhmisches Volkstracht im 19. Jhd. Karlsbad 1908.

²⁾ Hofmann, Die Volkstracht und ländliche Bauweise des ehemaligen Herrschaftsgebietes von Chotieschau und eines Teiles des Kladtauer Herrschaftsgebietes im 19. Jhd. Karlsbad 1923. S. 8, 11.

Farbe nach bäuerlichem Geschmade um und hält an ihr dann durch mehrere Jahrzehnte fest.“

Hier verwickelt sich Hofmann nun leider in unlösbaren Widerspruch. Wenn jede Volkstracht aus der städtischen Tracht entsteht, hätte er sich doch fragen müssen, aus welcher städtischen Tracht (örtlich und zeitlich) ist die Chotieschauer Tracht entstanden. Die zeitliche Entstehung versucht Hofmann festzulegen. Um 1830 sei sie nachweisbar schon getragen worden, „doch dürfte sie wohl bis an die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zurückreichen“. Um jene Zeit findet in der europäischen Mode gerade der



Sonntag in Wies. Kirchenbesucher aus den umliegenden Dörfern.

scharfe Wechsel von der Kofototracht zum Empirekleid statt. Aus welcher der beiden städtischen Moden stammt dann die Chotieschauer Tracht. Doch nach Seite 8 ist sie ja eine Abart der Chodentracht. Da hätten ja dann die Chotieschauer nicht selbst aus der städtischen Tracht geschöpft, sondern eine schon bestehende bäuerliche Tracht übernommen. Wenn jede Volkstracht aus der städtischen Tracht entsteht, aus welcher stammt dann die Chodentracht? Worauf gründet sich dann die Behauptung, daß die Chotieschauer ihre Tracht von den Choden übernommen haben? Warum ist denn das Umgekehrte nicht möglich? Die Chotieschauer haben es jedenfalls näher nach Pilsen, in die große Stadt, die diese Landschaften beherrscht, als die Choden. Und die Richtung, in der hier Kulturgut sinkt, geht doch nicht aus den Böhmerwalddörfern in die fruchtbare und

industriereiche Ebene gegen Pilsen zu, sondern eher umgekehrt. Warum können auch nicht beide Landschaften ihre Tracht selbständig aus der städtischen entwickelt haben?

Daß die Ortsnamen slawisch sind, ist richtig. Daß wir sehr häufig das Gassen Dorf und den Kundling treffen, ebenso. Ob der Kundling freilich in seiner Entstehung nur slawisch sei, ist in letzter Zeit von Siedlungsforschern bestritten worden. Jedenfalls stellen die Kundlinge bei uns nichts „Altslawisches“ vor. Diese regelmäßig angelegten Gassen- und Runddörfer stammen in unseren Gegenden erst aus dem 13. Jahrhundert und verdanken ihr Entstehen einer planmäßigen Innentolonisation durch Klöster und Herrschaften, wie der tschechische Volkskundler für Westböhmen, E. Lábel, ausführt¹⁾. Und das stimmt sehr gut zu dem, was Mielle²⁾ über die Herkunft des Kundlings sagt. Auch hier gilt es, ein eingewurzeltcs Vorurteil zu berrichtigen.

Das spielt aber in unserem Zusammenhange keine Rolle, da die alte Form der Siedlung mit ihrem Namen von den Deutschen beibehalten worden ist. Daß die meisten Namen der Träger der Tracht slawisch seien, ist auch nur nach dem Augenmaß behauptet. Das bedarf erst einer einwandfreien statistischen Untersuchung, die für verschiedene Zeitepochen durchgeführt werden müßte. Dabei müßte zwischen Hofnamen und wirklichen Familiennamen unterschieden werden und die Möglichkeit der Namensübersetzung in älteren Quellen in Betracht gezogen werden.

Keinesfalls aber geht es an, auch die Bauweise einfach als „slawisch“ zu bezeichnen. Eine solche Behauptung wird nicht einmal von tschechischer Seite aufgestellt. Lábel stellt (a. a. O. S. 6) fest: Aus dem Nordwesten reicht zu uns aus dem deutschen Gebiet der Fachwerktyp, gegen Süden der „Typ der Holzbauten des Gebirgscharakters“. „Alle hier angeführten Typen haben aber die gleiche Inneneinteilung, durch welche das mitteleuropäische oder fränkische Haus gekennzeichnet ist.“ Doch soll hier auf diese Frage nicht näher eingegangen werden.

Als Kriterium bleibt eigentlich nur das übrig, was man aus der Tracht selbst herauslesen kann. Dagegen, daß die Tracht deutsch ist, spricht nach Hofmann „der ganze slawische Charakter der Tracht, deren ganze Aufmachung und Farbengebung“ (a. a. O. S. 8). Leider führt Hofmann nicht aus, was an der „Aufmachung und Farbengebung“ slawisch ist. Das Urteil beruht jedenfalls wiederum weniger auf erforschten Tatsachen als auf subjektiven, gefühlsmäßigen Eindrücken. Und das alles „trotz der deutschen Benennung fast aller Teile der Tracht“! Die Chotieschauer Bauern und Bäuerinnen hätten um 1800 die Tracht von den Tschechen übernommen und hätten nicht gleichzeitig auch alle oder wenigstens einen großen Teil der tschechischen Bezeichnungen übernommen? Und die Tschechen, bei denen die Tracht ursprünglich sein soll, gebrauchen für die einzelnen Teile eine Menge aus dem Deutschen ent-

¹⁾ Stručný národopisný popis Plzeňska i západních Čech v úbec. VII. Ročenka národopisného musea Plzeňska za rok 1925. Pilsen 1926.

²⁾ Ztschr. f. Ethnologie 1920/21. S. 273—301, und „Siedlungsfunde des deutschen Volkes, München 1927. S. 70/71.

lehnter Ausdrücke, die Hofmann z. T. selbst anführt, wie: Bajblík, Brustek (Brustfleck), Krájal (Kräuschen), šortuch, knípsetešchal, šnupftešchal, šorc, šlojtr (Schleier), pentle, tacle usw.? Das klingt mindestens sehr unwahr-scheinlich.

So dankbar wir Hofmann für die Auffammlung des Materials sind, so bedauerlich ist es, daß er ein derart wenig begründetes Urteil über den Ursprung ausspricht.

Spielt im allgemeinen beim deutschen Laien, nach anderen Fällen zu schließen, anscheinend ein gewisser Reiz mit, wenn er etwas für „slawisch“ erklären kann, ähnlich vielleicht dem, den er bei der Erklärung einer Sache als „heidnisch“ empfindet, so sind auf tschechischer Seite natürlich andere Gründe maßgebend.

Mit den Volkstrachten des Pilsner Kreises und dann in Westböhmen überhaupt befaßen sich der schon genannte Leiter des Pilsner Volkskunde-Museums Ladislav Šábel und Marie Šábel in mehreren Arbeiten¹⁾.

Mit der Frage der völkischen Zugehörigkeit unserer Tracht setzt sich L. Šábel, Ročenka III. S. 13, auseinander: „Schon diese allmähliche Germanisation, welche zwar in dem alten Zustrom deutscher Kolonisten wurzelte, aber welche erst durch die wirtschaftliche Vorherrschaft der Klöster in Tepl und Chotieschau richtige Lebendigkeit erlangte, schließt die Behauptung aus, daß die ganze Kultur des Kreises und besonders die Tracht und die bildende Volkskunst in ihrem Kerne deutsch und zu uns aus Bayern importiert wäre. Es ist wahr, es kam im Laufe des 18. Jahrhunderts sicher eine Menge bairischen Volkes hieher, aber es war das keine organisierte Invasion, sondern es kamen zerstreut Einzelne zu uns aus verschiedenen Orten und Landschaften Bayerns (und Sachsens) und der Kern (und die überwiegende Mehrheit) der altansässigen Bevölkerung blieb tschechisch. Es ist mehr als sicher, daß derartige Abkömmlinge keinen Einfluß auf das Leben der einheimischen Menschen und ihrer Kultur haben konnten, sondern daß sie eher zu einem Ganzen verschmolzen und sich spontan der neuen Umwelt anpaßten. Die Germanisierung der Gegend war also nur eine oberflächliche, obrigkeitliche (mocenská) (auf Verordnung und unter Druck der deutschen Obrigkeit), aber das kulturelle Leben wurde dadurch nicht berührt und blieb dasselbe wie früher.“

Daher müssen wir auch, wenn wir von der bildenden Kunst des Kunowitzer und Chotieschauer Gebietes sprechen, dafür halten, daß sie in ihrem Kerne und ganzen Charakter tschechisch — nur unbedeutend geändert — ist und das schon deshalb, als ihr Ursprung in eine Zeit fällt, in der sich die Welle der bairischen Emigranten beruhigt hatte (Ende des

¹⁾ Marie Lábková, Plzeňský kraj. II. vydání 1919 (vergriffen). — Plasský kraj. 1920 (vergriffen). — O původu lidového kroje ženského v západních Čechách. Čbenda VIII. 1927.

Ladislav Šábel, Lidový kraj a výšivky na Plzeňsku. Ročenka národopisného musea Plzeňska III. 1921. — Život a móda v Plzni v XIX. stol. Čbenda IV. 1922. — O vzniku a vývoji lidových výšivek v širším Plzeňsku. Čbenda VI. 1924.

Die ersten beiden vergriffenen Arbeiten waren mir leider nicht zugänglich.

18. Jhd.) und wo im Gegenteil die Tschechischeit in den genannten Gegenden noch stärker war als heute." Und in der Anmerkung stellt er fest, daß die genannten Trachten mit den bekannten bayrischen nichts Gemeinsames hätten.

„Der tschechische Charakter sowohl der Trachtenbestandteile als auch des Stickereschmuckes wird noch offener, wenn wir sie mit der bildenden Kunst in der Pfaffen Landschaft vergleichen.“

Welches sind seine Gründe dafür, daß die Chotieschauer Tracht eine tschechische und keine aus Bayern importierte Volkstracht sei? Daß sie sich von den anderen Trachten des Pilsner Kreises, besonders von der Pfaffen z. B. nicht wesentlich unterscheidet, daß sie entsteht, als der Zustrom bairischer Siedler schon aufgehört hatte (Ende des 18. Jhd.), daß die Eindeutschung nur eine oberflächliche war, die das kulturelle Leben nicht berührte. Worin aber eigentlich der tschechische Charakter der Trachten und Stickerereien besteht, darüber sagt auch Lábek weder in dieser noch in seinen anderen Abhandlungen etwas aus.

Wie wir schon oben gesehen haben, muß den Arbeiten Ladislaus Lábeks durchaus Unvoreingenommenheit zuerkannt werden. Seine Wissenschaftlichkeit zeigt sich auch darin, daß er die Trachten „tschechisch“ und nicht einfach „slawisch“ nennt. Und wenn wir in einzelnen seiner Sätze die Beifügung „česky“, die auf deutsch „tschechisch“ und „böhmisch“ bedeuten kann, als „böhmisch“ verstehen dürften, so könnten wir ohne weiteres zugeben, daß es sich um böhmische Trachten handelt, weil sie sich auf böhmischem Boden entwickelt haben. Freilich ist es richtig, wenn dem entgegengehalten wird, daß auch die bairischen Siedler und Siedlerinnen nicht nackt oder in Lumpen gehüllt ins Land kamen, sondern in die Tracht ihrer alten Heimat gekleidet. Leider sind wir über den ganzen Verlauf der Eindeutschung im einzelnen noch viel zu wenig unterrichtet. Besonders wertvoll wäre es da zu wissen, wie das Zahlenverhältnis zwischen den alteinsässigen Tschechen und den deutschen Siedlern in den einzelnen Landschaften und Orten war und wie sich die Verhältnisse nach und nach gestalteten. Erst dann hätten wir sichere Unterlagen, um an die Fragen, die Lábek anschnidet, herangehen zu können. Die Frage, wie hat die Eindeutschung auf die volkstümlichen Gegebenheiten und die kulturelle Entwicklung der bäuerlichen Schicht in jenen Gegenden gewirkt, ist äußerst anregend und nicht bloß von örtlicher Bedeutung. Das letzte Wort ist hier jedenfalls noch nicht gesprochen.

1921 wehrt sich L. Lábek noch gegen die Behauptung, die Trachten und die ganze Kultur des Pilsner Kreises seien aus Bayern importiert, 1923 behauptet Hofmann, die Chotieschauer und Kladrauer Tracht sei slawisch, ebenso die Bauweise und Dorfanlage, die Ortsnamen und die meisten Familiennamen, 1927 erscheint die Schrift von Marie Lábek, in der rundweg behauptet wird, alle Trachten in Westböhmen mit Einschluß der Egerländer seien slawisch, ja die deutschen Landschaften Westböhmens hätten „die frühere slawische Tracht in ihrer ganzen Ursprünglichkeit bewahrt“, besser als die tschechischen Gegenden. Nur im Egerlande treten im 18. Jhd. in geringem Maße (besonders beim vestový kabátek

(Westenwams oder Spenser) Einflüsse der bairischen Tracht hervor“ (S. 8/9). In bezug auf die Egerländer Tracht wären wir da wieder glücklich auf dem Stand vor hundert Jahren angelangt.

In der Zusammenfassung sagt die Verfasserin: „Die vorhergehende Untersuchung der westböhmisches Volkstracht erweist überzeugend, daß sie als Ganzes die Fortsetzung der allgemeinen tschechischen ist, welche wiederum ein Ableger der ursprünglichen slawischen Tracht ist.

Das ursprüngliche individuelle Leben und damit die Trachten und Gewohnheiten aller Slawen im Altertum erhielten sich in der Jahrhunderte langen kulturellen Entwicklung fast bis heute, wodurch sie so fast unbewußt die Schaffensrichtungen aufhielten, die zu uns ununterbrochen durch fremde Einflüsse getragen wurden. Das kann man besonders in Böhmen beobachten, welches durch seine Lage und Bedeutung der Fremde am nächsten war. Trotzdem aber bewahrten sich die abgelegeneren Gegenden Tracht, Bräuche und Mythologie bis jetzt sehr wenig verdorben. Je näher zum Siedlungsmittelpunkt, desto mehr wurden durch die Mode empfohlene Änderungen übernommen.

Die Hauptstadt selbst, zusammen mit den größeren Kreisstädten, wo ebenfalls keine andere Tracht herrschte als die slawische, nur auf einer höheren Stufe ihrer Entwicklung, erlagen schließlich dem fremden Einflüsse. In der zweiten Hälfte des 17. Jhd. herrscht hier schon die westliche Mode vor, welche aber das Land nicht beherrschte, weil sie nicht im Einklang war mit seiner wirtschaftlichen Lage. Daher ist in Böhmen die Volkstracht der Typus der slawischen Tracht, wie sie im 15. und 16. Jhd. in den Städten in Erscheinung trat, wo sie die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreichte, nur die oblečka¹⁾ und die Kopftracht blieben aus früherer Zeit.“

Und der Schlußabsatz ihrer Abhandlung lautet: „Das westböhmisches Volk übernahm die durch Prag bestimmten Änderungen weit langsamer als Mittelböhmen. Daher begegnen wir hier Trachtenbestandteilen, die sonst in Böhmen schon längst abgelegt wurden und außer in der Slowakei teilweise noch in Rußland, Polen und Jugoslawien gebraucht werden. Daher konnte auch der so interessante Pilsner Kreis die feste Grundlage geben zu dieser kleinen, aber ersten vergleichenden Studie der slawischen Tracht, in welcher die neue Anschauung über ihren Ursprung und ihre Entwicklung Anregung zu sein wünscht zu selbständigen Sonderstudien ihrer einzelnen Bestandteile“ (S. 44).

Daß ihre Ausführungen überzeugend sind, ist die subjektive Ansicht der Verfasserin. Messen wir das angeführte Ergebnis an den Grundlagen. Auf S. 7 stellt die Verfasserin selber fest: „Eine bestimmte Grenze festzusetzen, wann sich die rein slawische Tracht mit fremden Einflüssen zu mischen begann, ist heute noch unmöglich. Auch zur genauen Feststellung der ersten Trachtenteile unzweifelhaft slawischen Ursprungs kennen wir heute noch so wenig Belege, daß sie bei der Bestimmung nicht als Leitfäden (vodtkem) dienen können.“

¹⁾ Unterkleid, Hemd. In der Kremnitzer Sprachinsel heißt das gleiche Kleidungsstück „Bändlhemd“.

Die Verfasserin gibt also zu, daß sie selber nicht weiß, wie die „slawische“ Tracht eigentlich aussah und welche Teile unserer heutigen Volkstrachten slawischen Ursprungs sind. Auch seit wann eine Vermischung mit fremden Einflüssen stattfand, weiß sie nicht. Und trotzdem behauptet sie, die westböhmisches Volkstrachten sind der Typus der rein slawischen Tracht, nur bei den Egerländern dieser geringfügige bairische Einschlag. Und für den Beginn der fremden Einflüsse setzt sie ja eine bestimmte Grenze fest: Sie wirken nur in den Städten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wie aus der Tracht selber slawische Wesensart herauszulesen sei, darüber sagt auch Marie Šabět nichts aus. Es bleibt wiederum nur die Feststellung von Übereinstimmungen mit den Trachten anderer slawischer Völker, die sehr dürftig ausfällt und auch nicht in allen Punkten standhält, wie wir noch sehen werden. Der Vergleich ist äußerst einseitig durchgeführt und vor einer ganzen Reihe von Tatsachen, die gegen die vorgefaßte Meinung sprechen würden, werden einfach die Augen verschlossen. Die Verfasserin hätte sich auch mit dem bereits 1912 erschienenen Buche von Rose Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts (München, Bruckmann), dem darin gebotenen Material und den Ansichten auseinandersetzen müssen.

Was den Eindruck betrifft, den die Chotieschauer Tracht auf den Laien macht, so muß ich nun gestehen, daß ich selber, bevor ich noch wissenschaftlich auf dem Gebiete der Volkskunde gearbeitet habe, ebenso wie andere den Eindruck hatte, sie sei „slawisch“. Ich kann mich noch deutlich erinnern, daß wir Hochschüler damals einigermaßen peinlich berührt waren, wenn bei deutschen Volksfesten Bauerngruppen in diesen Trachten im Festzuge mitzogen. Und wenn wir uns dann fragten, was uns eigentlich an den Trachten „slawisch“ anmutet, so war die Antwort nicht anders als bei Hofmann: „Die ganze Aufmachung und Farbgebung!“ Die übertriebene Betonung der breiten Hüften, die Krönlein aus Flitterwerk auf dem Kopfe, die übertrieben breite Aufmachung an den Hauben, die gepauschten Ärmel, die grellroten Strümpfe, die bunten Tücher der Frauen; die gelben, enganliegenden Lederhosen, die breitkrepmpigen schwarzen Hüte, die Pelzmützen mit dem Sammetkopf der Männer — das erschien uns so recht „slawisch“. Die „Anklänge an die Chodenracht“ spielten da immer eine Rolle.

Um aus diesen verwirrenden, rein gefühlsmäßigen Beurteilungen, die in ähnlicher Weise auch für andere Volkstrachten gelten, wo sich deutsches und slawisches Volksstum berührt und mischt, herauszukommen und Anhaltspunkte für eine sachliche Beurteilung zu gewinnen, tun einige grundsätzliche Erörterungen über Volkstracht im allgemeinen und über unsere Verhältnisse im besonderen not.

Daß unsere „Volkstrachten“ im Sinne der wissenschaftlichen Volkskunde seit dem 16. Jhd. aus den modischen Trachten der Oberschicht entstanden sind, gilt heute als gesichertes Forschungsergebnis. Mag Naumanns scharfe Antithese „Gesunkenes Kulturgut — primitives Gemeinschaftsgut“ auf anderen Gebieten der Volkskunde noch so sehr umstritten sein, auf dem Gebiete der Trachtenkunde bietet sie uns eine willkommene

methodische Hilfe, besonders wenn es sich um die oben angedeuteten Fragen einer völklichen Zuweisung handelt. Daß wir in entlegenen, kulturell rückständigen Gegenden noch primitive Kleidungsstücke finden, wird nicht geleugnet; auch die Möglichkeit, daß ein primitives Kleidungs-



Baiernmädchen aus Saas bei Mies (Tracht der Steh- oder Kurzkittel).

stück in der Oberschicht Eingang findet, dort nach modischem Geschmack umgewandelt, „beredelt“ wird und dann in dieser Umwandlung wieder ins Bäuerliche sinkt, besteht. Gottenroth (Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum 19. Jhd. I. S. 20f.) sucht diesen Vorgang für die deutsche Bauernschau nachzuweisen. Von den Bauern kam sie zu den Soldaten, weil sie gegen Wind und Wetter treffliche Dienste leistete, gelangte dann auf die Schultern der Offiziere und damit in die höchsten Kreise. Das geschah während des dreißigjährigen Krieges; damals lernten sie auch französische

Offiziere schätzen, und so wurde sie dem König Ludwig XIV. bekannt. „Dieser, der einen guten Blick für kostümliche Sachen hatte, verschmähte es nicht, mit dem deutschen Bauerngewande die lustige Herrlichkeit seines Kostüms zu bedecken, wenn die Unbilden des Wetters sie bedrohten. So wurde die Bauernschauwe hoffähig und fesselte nun die Aufmerksamkeit der Mode im höchsten Grade.“ In Farbe und Ausgestaltung nimmt sie dann ein vornehmes Aussehen an und einen feinen Namen und als „Justaucorps“ kehrt sie wieder nach Deutschland zurück, wo sie bei den Bauern ebenso willkommene Aufnahme fand wie in der Oberschicht. Daß wir sie in dieser Form bei den deutschen Bauern als „gesunkenes Kulturgut“ bezeichnen müssen, wird niemand bestreiten¹⁾.

Dabei ist weiters einwandfrei festgestellt, daß die Männer fortschrittlicher sind, sie gehen rascher zur neuen Mode über als das weibliche Geschlecht und übertragen diese neue Mode auch als Ganzes ins Bäuerliche. Die weibliche Tracht erweist sich als viel zäher und konservativer. Auch wird nicht bei jedem neuen Wechsel der Mode die alte Kleidung ganz aufgegeben und die neue Mode als Ganzes übernommen. Es werden vielmehr nur einzelne Stücke übernommen, schon vorhandene zum Teil mit Zutaten und Änderungen nach der neuen Mode versehen, zum Teil in der alten Form beibehalten oder auch aufgegeben. So entstehen Mischungen aus Kleidungsstücken verschiedener Moden und Zeiten mit Umgestaltungen nach bäuerlichem Geschmacke, die sich immer wieder zu neuem Bilde zusammensügen. Daraus erklären sich zum Teil auch die vielen landschaftlichen Sonderformen, besonders der Frauentrachten.

*

Wie liegen nun die Dinge in dieser Richtung in Böhmen? Nun nimmt ja eigentlich auch Marie Sáběl an, daß die westböhmisches Volkstracht (sie spricht davon in der Einzahl) gesunkenes Kulturgut ist, wenn sie sagt, daß sie „als Ganzes die Fortsetzung der allgemeinen tschechischen Tracht ist . . . der Typ der slawischen Tracht, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert in den Städten in Erscheinung trat, wo sie die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreichte“. Nur das Unterkleid (oblečka) und die Kopftracht stammen „aus früherer Zeit“, wären als Reste primitiver Kleidung aufzufassen. Nur nimmt sie an, daß sich in Böhmen in den Städten die „slawische“ Tracht unbeeinflusst von fremden Einwirkungen selbständig emmentwickelt habe. Erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jhd. herrsche in den Städten die westliche Mode. Und zum Schluß spricht sie wieder von „Änderungen, die von Prag ausgehen“, die das „westböhmisches Volk weit langsamer übernimmt, als Innerböhmen“, aber es übernimmt sie doch!

Schon 1921 (S. 3) hat Rad. Sáběl darauf hingewiesen, daß über die tschechische Volkskunst in letzter Zeit heftige Polemiken geführt werden, an denen sich zwei Lager beteiligen. „Die Vertreter des einen wuchsen aus

¹⁾ Wir hätten da einen ähnlichen Vorgang, wie in der Sprachwissenschaft bei dem Worte „Balkon“. Das althochdeutsche Wort „balko“ = der Balken wird in die romanischen Sprachen entlehnt als „balcon“ und kommt in dem fremden Gewande mit der neuen Bedeutung im 17. Jhd. wieder nach Deutschland zurück.

der Zeit der nationalen Erhebung heraus und ihre heiße Liebe zu Volk und Land sahen sie verkörpert in der einfachen Kunst des tschechischen Volkes, dessen Kultur ihnen durch nichts berührt erschien, als sei sie unmittelbar aus dieser tschechischen Scholle herausgewachsen. Das Lager der zweiten — der jungen — hört nicht gern von nationaler Begeisterung, wenn es sich um die Wissenschaft handelt, und prüft und untersucht kritisch jede Äußerung der Gestaltungsfähigkeit des Volkes, forscht nach Mustern und Anregungen und kommt regelmäßig zu dem Urteil, die Volkskunst sei, schärfer geurteilt, degenerierte oder, milder gesprochen, rustikalisierte Stadt- und Herrenkunst. Und so, wie die ältere Generation die Volkskunst vielleicht zu hoch eingeschätzt hat, so beurteilt sie die jüngere vielleicht gar zu skeptisch.“ Šabek erklärt sich dann für den goldenen Mittelweg, dem die Zukunft gehöre. Als wichtigsten äußeren Faktor auch in der volkstümlichen Schickereiunst bezeichnet aber auch er „die allgemeine Entwicklung des europäischen Kulturlebens, welchem unwillkürlich alles erlag in Stadt und Land, früher oder später, aber mit eiserner Folgerichtigkeit.“

Marie Šabek gehört jedenfalls dem ersten Lager an und mit ihrer romanbischen Auffassung befindet sie sich wiederum im Widerspruche mit den Tatsachen, wie sie Šibrť und Winter in ihrem Werke „Dějiny kreje v zemích českých“ (Geschichte der Tracht in den böhmischen Ländern) (Prag, Šimáček, 1891—1894) in reicher Fülle zusammengetragen haben. Für uns kommt besonders der von Winter bearbeitete zweite Teil, vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis zur Schlacht am Weißen Berge (1620) in Betracht. Das zumeist aus direkten Quellen geschöpfte Material wird äußerst kritisch gesichtet und ausgewertet. Auf Grund dieser eingehenden Studien stellt Winter gleich zu Eingang seines Werkes (S. 9) fest: „Wie alles und überall in der Welt, so erlag auch die Tracht unserer lieben tschechischen Vorfahren seit alten Zeiten der Mode ... Die Mode änderte sich seit uralten Zeiten zeitlich, nicht völkisch (časem, ne národem) und wirkte frühzeitig in der Tracht aller europäischen Kulturnationen und das so, daß die älteste, reine und ursprüngliche Tracht bei keiner europäischen Kulturnation genau bekannt ist, und nach den Worten Palacký's gelingt es auch beim tschechischen Volke der sorgfältigsten Forschung nicht, sie aufzudecken.“ Wie bei allen Völkern finden wir auch bei den alten Tschechen die Nachäffung fremder Kleidermoden, das „opičeni“, und die alten Sittenprediger von Dalimil (um 1300) angefangen über Smil Flaška (1349—1403) bis J. Amos Komenský (1592—1670) kämpfen mit Strafpredigten und Warnungen gegen jede neue Mode an.

Schon in den ältesten Zeiten haben wir eine rege Einfuhr fremder Stoffe nach Böhmen anzunehmen, wie Šibrť (S. 39) ausführt, und erst dadurch kommt Farbe in die Kleidung der böhmischen Slaven, die bisher nach primitiver Art aus selbstverarbeiteter ungefärbter Schafwolle und Leinwand hergestellt wurde. Sich die alttschechische Volkstracht in bunten Farben vorzustellen, wäre unrichtig und unbegründet, hebt Šibrť hervor. In je engere Beziehungen Böhmen zu Deutschland und dem Westen gerät, desto stärker wird auch der westliche Einfluß in der Kleidung und so kann Šibrť dem letzten Kapitel seines dritten Buches, das die Kleidung in den

böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zur Ankunft Karls und seiner Gemahlin Blanka behandelt, die Überschrift geben: „Die fremde Mode erlangt allgemeine Beliebtheit“ (S. 271). Unter dem Einflusse Karls und besonders seiner Gemahlin, die französisch erzogen worden, erlangte die französische, westeuropäische Mode den größten Einfluß, der nicht auf die Oberschicht beschränkt bleibt, sondern sich auch der unteren Schichten bemächtigt. Es entsteht ein völliger Umchwung in der Kleidung, den die Chronisten bitter beklagen. Sehr beachtenswert ist, daß der Chronist Peter von Zittau († 1339) schon in jener Zeit auch dem Bauern seine Nachäffung der fremden Moden vorwerfen muß: „Nullum iam cernimus tam contemptum in agris arantem rusticum, qui non deferat latum capucium et oblongum. De caligis et sotularibus, crura et pedes stringentibus, senibus et prudentibus saepe admiratio fit et risus.“ (Fontes rerum bohemicarum IV. 301.)

Und diese fremden Einflüsse dauern ununterbrochen weiter auch in den folgenden Jahrhunderten und bei jedem neuen Wechsel treten die Sittenprediger gegen die neue Mode auf — es ist immer das gleiche Lied. Zámrský wirft sogar 1592 den Tschechen vor: „Es gibt kein Volk, das sich in der Kleidung, im Essen oder irgendeiner anderen Gepflogenheit so verhielte, wie unser tschechisches Volk; schon nicht nur sprechen, sondern auch gehen, sich anziehen, sitzen, nicht einmal essen und trinken können sie auf tschechisch, sondern alles sei bei ihnen auf welsche oder deutsche Art.“ Oder Bonnický wirft dem Tschechen vor (1615): „Kommt ein Ausländer hieher, ein Welscher, ein Spanier oder Deutscher und (der Tscheche) erblickt an ihm eine neue Tracht, so will er gleich auch eine solche haben.“

Und wie schon das angeführte Beispiel aus Peter von Zittau, also aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt, ahmen auch hier die unteren Schichten die oberen nach. So heißt es auch 1554 über die böhmischen Stände: „Was sie nur an Seiner königlichen Gnaden und an den Fürsten erblicken, — auch die Schuhe aus Samt —, alles müssen sie haben.“ Und über die Bauern heißt es aus derselben Zeit: „Wie der Herr oder der Junker geht, so will auch der Bauer und der Bursche gehen und wenn der Herr einen spitzen Hut trägt, will der Bauer auch einen solchen haben, und wird am Herrn eine Kugel ohne Zipfel sein, muß am Bauern auch eine solche sein.“ So werden, je weiter wir in dieser Entwicklung fortschreiten, die Unterschiede in der Kleidung der einzelnen Stände immer mehr verwischt, so daß Krupšohorský 1612 schreiben kann, daß man in dieser Zeit nach dem Anzug „nicht erkennt, wer Handwerker, Schüler, Soldat, Edelmann, ebenso, welches ein Dienstmädchen, Bürgermädchen oder eine Edelfrau ist; denn was der Bauer am Städter sieht, das will er haben; der Städter will wiederum dem Edelmann gleich sein“. Dabei war schon seit dem 13. Jhd. die Kleidung des Adels und des neuen Bürgerstandes im ganzen die gleiche, wie überall sonst in Europa. 1532 sagt z. B. Willejovský von der Bürger- und Herrentracht, daß man „nach dem Anzug nicht unterscheiden kann, ob es sich um einen einheimischen Menschen oder einen Ausländer handle“.

Es sind hier einige Beispiele aus dem Material, das Zibr (S. 270ff.) und Winter (S. 10ff.; 20ff.) zusammengetragen haben, herausgegriffen. Winter weist darauf hin, daß man mit solchen und ähnlichen Stimmen ein „dickliches Büchelchen“ füllen könnte.

Wir sehen also, daß das „ewig gleiche Bild“, das Raumann¹⁾ für die deutschen Verhältnisse zeichnet, in uneingeschränktem Maße auch für das Kleiderwesen in den böhmischen Ländern gilt.

So stellt denn auch schon Zibr (S. 30) fest: „Zu denken, daß die Volkstrachten, soweit wir ihnen jetzt noch in Böhmen und Mähren begegnen, das reine, unverdorbene und unverkehrte Muster sei, wie wir uns die älteste Volkstracht vorstellen sollen, wäre eine irrtümliche Meinung... die einzelnen Teile der jetzigen Volkstrachten entstanden erst durch eine natürliche historische Entwicklung... welche doch nur bewirkt wurde durch die zwingenden Verhältnisse der allgemeinen Bildung in den einzelnen Zeiten...“ Und Winter (S. 343) sagt: „Es ist zur Genüge bekannt, daß die Volkstrachten, soweit sie sich in unsere Zeiten erhielten, die resultierende Tracht mehrerer Jahrhunderte sind. Aus jedem hat sich das Volk etwas angeeignet, das meiste allerdings aus den letzten zwei Jahrhunderten (also aus dem 18. und 19.), genau so wie in Deutschland und anderwärts.“ „Daß die jetzigen „National“-trachten ein Gemisch verschiedener Stücke sind, wie sie in der geschichtlichen Entwicklung nach einander entstanden, erkennt der Kenner auf einen einzigen Blick“... „Es ist also zum Überflusse ersichtlich, daß auch das Volk (Lid = die unteren Schichten) den Moden erlag, allerdings langsamer als die höheren Stände, und daß es sich an die ausgegriffene Mode noch auf Jahre hinaus hielt, als sie die oberen Stände schon längst abgeworfen und vielleicht auch vergessen hatten...“ (S. 86f.).

Winter wirft dann (S. 343) die Frage auf, „wieweit im 16. Jhd. zu der Eigenart der einzelnen Trachtengruppen welche Stadt, welche Herrschaft, der praktische Bedarf, die Mode der Umgebung, der eigene Lokalgeschmack beigetragen“. Hier hätte Marie Lábek einsehen müssen, wenn sie sich zur Aufgabe gestellt hat, den Ursprung der westböhmischen Volkstrachten zu erforschen. Von Pilsen aus wäre in dieser Richtung sicherlich noch manches aus direkten Quellen zu schöpfen. Mit neuen Tatsachen und gesicherten Ergebnissen in dieser Richtung wäre der Wissenschaft mehr gedient, als mit längst überwundenen romantischen Hypothesen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schönhengster Sprachinsel in der Krim

Von Dr. Minor Johansson.

In der Sowjetunion ist man seit einigen Jahren auf volkskundlichem Gebiete eifrig tätig. Das „Forschungsinstitut für Sprache und Literatur des Ostens und Westens“ an der Universität in Leningrad besitzt eine Abteilung zur Erforschung der nationalen Minderheiten, geleitet von

¹⁾ Grundzüge der deutschen Volkskunde. Spz. 1922. S. 14.

Prof. N. Derzowin, der den bulgarischen Kolonien der Krim ein jahrelanges Studium gewidmet hat. Eine der Aufgaben dieses Institutes ist auch die deutsche Mundartforschung in Rußland. Ebenso rege arbeitet das „Reichsinstitut für Kunstgeschichte“ in Leningrad. Bei ausgiebiger Unterstützung von Seiten des Staates wurden in den letzten Jahren volkstümliche Erkundungsfahrten in das Gebiet der Flüsse Pinega und Misen unternommen. Daran beteiligten sich Gruppen von zwölf bis fünfzehn Personen, Sprachforscher, Musiker, Maler, Kunsthistoriker u. a. mit einer zweckmäßigen Arbeitsteilung. Die Texte der Volkslieder wurden von Fachleuten aufgezeichnet, die Singweisen durch Schallplatten aufgenommen, eine Menge von Lichtbilddaufnahmen wurden gemacht und von Einzelheiten in der Bauart der Bauernhäuser, von Erzeugnissen der Heimarbeit, Geweben u. a. genaue Stizzen angelegt, Volkstänze, Hochzeiten u. a. wurden gefilmt, Sagen, Märchen, Rätsel, Kinderreime und andere Volksdichtungen wurden zu Hunderten gesammelt. Ein Kiesenstoff harret hier der Bearbeitung und Veröffentlichung. Einsteifen sind nur einige Berichte im Verlage des Instituts „Academia“ (Leningrad) erschienen. In ähnlicher Weise werden nationale Minderheiten im Kaukasus und in Asien erforscht. Das Anwachsen dieser Arbeiten hatte bei dem von Prof. Theodor Schmit geleiteten Institut für Kunstgeschichte die Gründung einer besonderen Sektion zur Erforschung künstlerischer Kultur der nationalen Minderheiten zur Folge, an deren Spitze der gleichzeitige Leiter der deutschen Abteilung der Sektion Prof. Dr. V. Schirmunski steht, der schon eine Reihe von wertvollen Arbeiten zur deutschen Volkskunde in Rußland veröffentlicht hat¹⁾.

Als seine Assistentin erhielt ich die Aufgabe, die deutschen Siedlungen in der Krim volkstümlich zu erforschen und zunächst eine Sammlung von Volksliedern zustande zu bringen²⁾. Bei meiner ersten Reise im Winter

¹⁾ Besonders in den letzten Jahrgängen der Zeitschrift „Leuthonista“. Ferner sind zu nennen seine „Studien zur Volkskunde der deutschen Kolonien. 1. Mundarten“ (Zeitschrift „Zur neuen Schule“, Moskau, 1926, Nr. 14, 15) die Volksliedbeiträge „Das kolonistische Lied in Rußland (ZfVf. 1928)“, „Die Ballade vom König aus Mailand in den Wolga-Kolonien“ (Jahrbuch für Volksliedforschung I. 1928) und das Büchlein „Die deutschen Kolonien in der Ukraine“ (Zentralverlag 1928), das die Behrerschaft zur Sammelarbeit anregen soll. Für die Volkskunde der Wolga-deutschen ist Prof. Georg Dinges in Saratow tätig. Dort haben bereits 1914 J. Erbes und B. Sinner die „Volkslieder und Kinderreime aus den Wolga-kolonien“ herausgegeben, die man erst jetzt zu würdigen beginnt. In mancher Hinsicht kam die erste Anregung für die heutige volkstümliche Tätigkeit in Rußland aus Deutschland selbst, wo in den Kriegsgefangenenlagern Aufnahmen des Sprachgutes (W. v. Unwerth, Proben deutsch-russischer Mundarten aus den Wolga-kolonien und dem Gouvernment Cherson. Berlin 1918) und des Liederschazes (G. Schünemann, Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland. München 1923) erfolgt waren. Forschungen zur deutschen Mundart in Rußland betreibt gegenwärtig auch die Dozentin der Moskauer Universität Fr. Dr. Meier, deren Arbeiten demnächst im Druck erscheinen dürften.

²⁾ Durch die liebenswürdige Vermittlung von Prof. Dr. John Meier wird eine Auswahl in Freiburg i. B. erscheinen.

1927/28 stieß ich unerwartet auf zwei Dörfer im nördlichen Steppengebiet der Krim, deren Einwohner von Auswanderern aus dem böhmisch-mährischen Grenzgebiet um Leitomischl, Landskron und Wildenschwert abstammten, auf Alexandrowka und Zarekewitsch. Davon wurde der erste Ort von Deutschen und Tschechen, der zweite vorwiegend von Deutschen besiedelt. Meine Arbeit erforderte das Ausschuchen der Mutterdörfer in der Tschechoslowakei. Daher bereiste ich von Mitte Oktober bis Anfang Dezember 1928 die in Betracht kommenden deutschen Dörfer des Schönhengstgau's und auch die angrenzenden tschechischen Dörfer¹⁾. Dabei fand ich überall das größte Entgegenkommen von Seiten der Bevölkerung, was sich besonders bei meinen Vorträgen in Jansdorf, Zwittau, Brüßau und Landskron zeigte. Vor allem wurde ich von der Lehrerschaft und Geistlichkeit, dann von den Verwandten und Bekannten der ausgewanderten Familien bei meinen Nachforschungen unterstützt²⁾. Eine Sache von größter Wichtigkeit ist, daß sowohl in der Krim als auch im Schönhengstgau noch Augenzeugen der Auswanderung im Jahre 1862 leben, dort der 79jährige Anton Neubauer in Zarekewitsch, der als zwölfjähriger Knabe die Heimat verlassen hatte, hier der 80jährige Johann Schmied in Jansdorf und der 69jährige Eduard Zimprich in Knappendorf, der als zweijähriger Knabe mit seinem Vater in die Krim gezogen, aber schon nach einigen Monaten wieder heimgekehrt war.

Mit dem Ende des Krimkrieges (1856) hatten viele Tataren ihre Dörfer verlassen und waren in die Türkei gezogen. Rußland suchte für dieses Gebiet Ansiedler, denen große Vorteile winkten. Es war daher kein Wunder, wenn auch aus Böhmen Leute, die unter drückenden wirtschaftlichen Verhältnissen litten, bereit waren, in Rußland sich eine neue, freiere und bessere Heimat zu schaffen. Eine Gruppe landloser Tschechen war schon 1861 nach Cherson gezogen³⁾. Ihnen folgten im Frühjahr 1862 deutsche Familien aus Jansdorf, von wo schon früher ein Johann Forberger zu Erkundigungszwecken nach Rußland gefahren und nach der

¹⁾ Da ich die tschechische Sprache nicht beherrschte, war es mir sehr förderlich daß mich hier der tschechische Volkskundler Dr. Rudolf Lurčín, Assistent an der Handelshochschule in Prag, begleitet und mit Rat und Tat unterstützt hat.

²⁾ Es ist mir eine angenehme Pflicht, hier allen Förderern meiner Arbeit wärmstens zu danken, insbesondere Dr. G. Jungbauer, Dr. M. Murko, Dr. E. Schneeweis, Dr. J. Auerhan, Dr. R. Lurčín in Prag, Bürgermeister Karl Bidl, Ing. Bidl, A. Wolf und Prof. Vogt in Zwittau, Bürgermeister Leo Winter, Professor A. Grimm und G. Krausch in Landskron, den Oberlehrern, bzw. Lehrern Worm und Pfeiffer in Jansdorf, Thamm und Friml in Lauterbach, Säß und Pfeiffer in Schirndorf, Reichl in Knappendorf, Bock und Frau in Mändril, Wehrich in Bayer, Jilek, Hoffmann und Lincl in Mähr.-Rothmühl und der gesamten Lehrerschaft von Brüßau, ferner den Pfarrern Kral in Jansdorf, Hronel in Schirndorf und dem Pfarrer in Lauterbach, dem Ing. Zimprich in Knappendorf, den Wandervögeln Janischoffki und Hönig, vor allem aber meinen Gewährsleuten auf den Dörfern, zunächst Johann Schmied und seiner Frau in Jansdorf, deren Gast ich einen Monat lang war, dann Eduard Zimprich in Knappendorf und vielen anderen.

³⁾ Vgl. Dr. Jan Auerhan, České osady na Volynii, na Krymu a na Kavkaze. Prag, 1920. S. 41. Hier stehen auch einige Belege für die deutsche Auswanderung.

Rückkehr andere zum Auswandern angeregt haben soll, ferner aus Knappendorf, Mändrit, Nisl, Schirndorf, Lauterbach, Seiberzdorf, Thomigsdorf und anderen Orten. Mit Wagen und Pferden, ein Teil mit Hundefuhrwerken, zogen die Auswanderer über Galizien und Bukowina nach Odeffa, von dort zu Schiff bis Sebastopol und dann wieder auf der Landstraße bis Simferopol. Eine andere Gruppe, wohlhabendere Leute, fuhr auf Wagen bis Böhm.-Trübau, von dort mit der Eisenbahn bis Preßburg, dann zu Schiff bis Galaz, von wo es auf einem anderen Schiff weiter ging bis Cupatoria und endlich auf dem Landwege ebenfalls Simferopol erreicht wurde.

Ein Jahr lang mußten unsere Auswanderer warten, bis ihnen Land zugewiesen wurde. In dieser Zeit fanden sie Unterkunft in bereits bestehenden deutschen Dörfern. Denn schon von 1800 bis 1810 waren hier Siedlungen von Auswanderern aus Deutschland begründet worden, so Neusaß, Friedental, Rosental und Kronental bei Simferopol, Zürichthal, Heilbrunn, Herzenberg und Sudak im Gebiet von Feodosia. Heute zählt die Krim 242 deutsche Dörfer mit 40.000 Einwohnern. Im Herbst 1863 begann die Zuteilung von Land. In dem verlassenen Tatarendorf, 5 Kilometer von der Eisenbahnstation Kurman-Kemeltſchi entfernt, siedelten sich hauptsächlich Jansdorfer und Nachbarn aus Nisl, Mändrit und anderen Orten an. Man nannte das Dorf nach dem Orte Cerekwiß, tschechisch Cerekvice (Bezirk Leitomischl). Daraus machten die Russen in Anlehnung an *уар* und *царевич* den heute üblichen Namen *З а р е к в и т ſ ч*. Zu dem Dorfe gehörten 865 Desjatinen (gegen 900 Hektar) Land, jede männliche Seele erhielt 17 Desjatinen (über 18 Hektar). Eine zweite Gruppe, deren Grundstock Knappendorfer und Tschechen aus der Wildenschwerter Gegend waren, ließ sich in dem 18 Kilometer östlich von Zarekwiſch gelegenen *А л е к с а н д р о в к а* nieder, wo die verlassene Wirtschaft eines tatarischen Gutsherrn war. Hier kamen 25 Desjatin (also über 27 Hektar) auf jede männliche Seele¹⁾, so daß sich in Familien mit mehreren Söhnen ein ganz stattlicher Besitz ergab. Einige Tschechen verließen bald *Alexandrowka* und schlossen sich ihren Landsleuten in der rein tschechischen Kolonie *Bohemka* an oder übersiedelten nach *Tschehograd* an der *Molotschnaja*.

Liste der Auswanderer:²⁾

Franz Neubauer, Weinweber, mit Frau Katharina, geb. Jahl, und drei Söhnen, Philipp, Franz und Anton, aus Jansdorf.

Ignaz Merkel, Landwirt, mit Frau, Tochter Anna und fünf Söhnen, aus Rybnit.

Johann Seidl, Landwirt, aus Tschenkowitz bei Landskron.

Anton Maße, Landwirt, mit Frau, aus Seiberzdorf.

Johann Schlinger, Landwirt, mit Frau und Kindern, aus Nisl.

¹⁾ Vgl. Auerhan a. a. O. S. 41. — ²⁾ Von dem alten Anton Neubauer aus dem Gedächtnis mitgeteilt. Die Kirchenbücher von Zarekwiſch und Alexandrowka sind erst zu überprüfen. Doch sind diese Kirchen erst 23 Jahre nach der Gründung der Kolonien entstanden, weshalb ihre Akten auch keinen vollen Aufschluß geben können.

Franz Jahl, Zimmermann, mit Frau, aus Jansdorf.
Josef Wendolfski, Schuhmacher, mit Frau, aus Stangendorf.
Wenzel Praweß, Landwirt. Josef Feimann, Klempner. Johann Feimann,
Töpfer. Josef Karsti, Landwirt. Bei diesen konnte der Heimatort
nicht ermittelt werden.

Franz Gaschet, Landwirt, aus Zohsee.
Franz Duschek, Wagner, aus Nitl.
Josef Hiller, Landwirt, aus Jansdorf.
Johann Hiller, Landwirt, aus Ober-Johnsdorf.
Josef Schulz, Landwirt, aus Sichwe.
Josef Zimprich, Landwirt, aus Knappendorf.
Wenzel Dvořak aus Wildenschwert.
Josef Wendel, mit Braut, aus Mändrit.
Josef Ploß, mit Frau und einigen Kindern, aus Rhybnit.
Franz Habinger, mit Frau und Kindern, aus Triebitz.

Die jetzigen Einwohner von Jarekowitz (1928):

Georg Hörner aus Rosental (Krim), seit 17 Jahren Stellmacher, Frau
Cäcilie, geb. Krug.
Franz Schlinger (Nittl), Sohn des Auswanderers Johann Schl., Frau
Philomena, geb. Heß, aus Diantoi (Krim).
Anna Hiller (Jansdorf), Witwe.
Klement Maßke (Seibersdorf), Frau Anna, geb. Schlinger (Nittl).
Franz Mertel (Rhybnit), Frau Marie, geb. Gaschet (Zohsee).
Johann Praweß, Frau Marie, geb. Gaschet (Großeltern des Praweß
Tschechen, Mutter eine Deutsche, Kinder sprechen nur deutsch).
Rosalie Maßke (Seibersdorf), Witwe.
Anton Maßke, Frau Anna, geb. Praweß.
Franz Maßke (Seibersdorf), Frau Agnes, geb. Martineß, Tschechin;
Kinder sprechen nur deutsch.
Johann Weida (Jansdorf), Frau Franziska, geb. Kovař, Tschechin.
Anton Gaschet (Zohsee), Frau Philomena, geb. Mertel (Rhybnit).
Euphrosine Wendolfski, geb. Kotan, Russin (Kinder sprechen deutsch).
Lehrer Hirsch (Krimdeutscher), Frau Maria, geb. Hiller aus Alexandrowka
(Vorfahren aus Ober-Johnsdorf).
Therese Praweß, geb. Kovař, Tschechin, spricht nur deutsch.
Moiß Maßke (Seibersdorf), Frau Philomena Spolwind aus Alexan-
drowka (Vorfahren aus Jansdorf).
Wenzel Praweß, Frau Philomena, geb. Hiller (Jansdorf).
Maria Praweß, Theresia Gaschet (Zohsee), Mlois Gaschet, Anna Muzit,
geb. Schlinger (Nittl).
Moiß Neubauer (Jansdorf), Frau Maria, geb. Wendolfski (Dittersbach).
Franz Gaschet (Zohsee), Frau Anna Kolař, Tschechin, spricht deutsch.
Anna Eisenbraun, geb. Gaschet, Witwe (Mann war Krimdeutscher).
Franz Wendolfski (Dittersbach), Frau Maria, geb. Feist aus Kronental
(Krim).
Peter Gaschet (Zohsee), Frau Anna, geb. Maßke (Seibersdorf).

Anna Kuh, geb. Gafchel (Zohsee), Witwe.
 Wendelin Dufchel (Mittl), Frau aus Kronental (Krim).
 Anton Hiller (Zansdorf), Frau Maria, geb. Broulik aus Alexandrowka
 (Vorfahren Wildenschwert).
 Ignaz Merkel (Rybnik), Frau Anna, geb. Hurich aus Bohemka (deutscher
 Abstammung aus Niemtschitz bei Leitomischl).
 Klement Hiller (Zansdorf), Frau Rosalia, geb. Gabiger aus Alexandrowka
 (Rybnik).
 Philipp Hiller (Zansdorf), Frau Maria Hübl aus Alexandrowka (Vor-
 fahren aus Seibersdorf bei Wildenschwert).
 Josef Hiller (Zansdorf), Frau Emilie, geb. Hübl aus Alexandrowka (Sei-
 bersdorf).
 Theresie Neubauer, geb. Merkel (Rybnik).
 Anton Neubauer (Zansdorf), Frau Anna, geb. Merkel (Rybnik).
 Franz Merkel (Rybnik), Frau Anna, geb. Spolwind aus Alexandrowka
 (Vorfahren aus Zansdorf).
 Johann Weida (Schirmdorf), Frau Maria, geb. Spolwind aus Alexan-
 drowka (Zansdorf).
 Anton Wendolfski (Dittersbach), Frau Elisabeth, geb. Merkel (Rybnik).

Die jetzigen deutschen Einwohner von Alexandrowka (1928).

Alois, Johann und ein zweiter Johann Spolwind (Vorfahren aus Zans-
 dorf).
 Johann Frenzl (Alt-Stangendorf bei Mähr.-Erübau). Vinzenz und
 Johann Frenzl (Landskron). Clemens Frenzl (Tschernowier bei Wil-
 denschwert).
 Elisabeth Apel (Lufau bei Landskron).
 Paul Bofch, Johann und Georg Schleicher. Josef Pravec. Wendelin
 Feimann. (Bei diesen ließ sich der Herkunftsort noch nicht feststellen.)
 Maria, Bernhard und Franz Hiller (Ober-Zohnsdorf).
 Anton Leimer (Rehelsdorf).
 Leopold Waschodka (Wildenschwert).
 Leopold Koller (Dichwe).
 Franz, Josef, Anton, Emil, Nikolaus und ein zweiter Franz Broulik
 (Rybnik und Wildenschwert).
 Heinrich Hübl (Seibersdorf).
 Anton und Johann Seidel (Tschenkowitz).
 Johann Rönig (Hilbetten).
 Johann, Franz, Theresie und ein zweiter Johann Maßke (Tschernowier
 und Rathsdorf).
 Josef Ullmann (Zansdorf).
 Johann Herbst (Abtsdorf).
 Johann und ein zweiter Johann Hawla (Schirmdorf und Knappendorf).
 Johann Rasper (Seibersdorf).
 Peter, Franz, Josef und Leopold Gabiger (Triebitz).
 Josef Freudl (Knappendorf).
 Johann Bendel (Mändritz).

Josef und Anton Bloß (Zansdorf und Rhybnit).

Josef und Anton Forberger (Zansdorf).

Leopold und Anton Groh (Rhybnit).

Jakob Ruper (Zohsee).

Jakob Treiber (Umgebung von Sandskron).

Außer diesen kommen noch folgende tschechische Familiennamen in Alexandrowka vor: Kaplan, Jason, Adamel, Bednařík, Kolař, Balasch, Kral, Petrasch, Fendrich, Wodehnal, Kosteletzki, Reschny, Mihulka, Kutschera, Ruyh.

Den neuen Ansiedlern war das Land zu Erb und Eigen übergeben worden. Es mußte aber erst urbar gemacht werden. Die verlassenen Lehmhütten der Tataren dienten nur als Notbehelf, es mußten neue Häuser gebaut werden. Dabei fehlten vielfach die notwendigsten Geräte und Werkzeuge. Wer keinen Pflug hatte, mußte den harten, von den Tataren, die nur Schafzüchter waren, nie bearbeiteten Boden mit dem Spaten aufgraben. Neue Erfahrungen und Erkenntnisse im Wirtschaftslieben wurden oft mit schweren Opfern gemacht. Die ehemaligen Bewohner der bewaldeten böhmisch-mährischen Höhenzüge mußten sich den neuen Bodenverhältnissen der südrussischen Steppe anpassen. Dieser Boden vertrug keinen Dünger, der Mist wurde zu einem kostbaren Heizstoff und das Jauchensaß wurde unnötig. Man erkannte, daß der Winterweizen auf diesem Boden besser gedeihe als der Roggen. So lebten sich die Leute allmählich in die neuen Verhältnisse hinein und gelangten im Laufe der Jahre durch unermüdlichen Fleiß zu einem beträchtlichen Wohlstand. In Zarekowitz stellte man schon 1869 die erste Pflugmaschine ein, vorher hatte man jahrelang das mit dem Dreschstein gedroschene Getreide in der Weise gereinigt, daß man es mit der Schaufel gegen den Wind warf und nachher siebte. Im gleichen Orte besaß man schon 1882 — früher als in den Mutterfiedlungen des Schönhengstgaues — die erste Dreschmaschine; 1883 wurde die Kirche, 1885 die Schule erbaut.

Das deutsche Dorf der Steppe und Haus und Hof bieten dem Betrachter wenig Gemeinsames mit den Dorf- und Hausformen der alten Heimat. Hier im Schönhengstgau ziehen sich die Dörfer meist längs eines Bachlaufes hin, Holzbrücken führen über den von Bäumen umstandenen Bach, Lürmpel und Teiche laden die Gänse und Enten zum Bade ein. Dort in der Krim ist ödes Steppenland, kein Baum, kein Strauch — man vermeint in die Unendlichkeit hineinzufahren, wenn im Winter der weißgraue Himmel mit der beschneiten Linie des Horizontes zusammensinkt. Wohl gibt es beiderseits Reihendörfer, aber denen der Krim haftet nichts „Historisches“ an. Hier fehlt auch das vierseitige mitteldeutsche, gewöhnlich „fränkisch“ genannte Gehöft. Für die Bauart der Häuser in den neuen Siedlungen war maßgebend, daß die Einwanderer ein Jahr lang in den anderen deutschen Dörfern der Gegend gelebt hatten. Von dort haben sie sich ihr Vorbild geholt. Für diese älteren Siedler hatte aber eine amtliche Verordnung des „Fürsorgetomitees“ in Odessa, das im Anfang des 19. Jahrhunderts die Besiedlung leitete, für die Anlage der Dörfer und die Bauart der Häuser genaue

Weisungen erlassen. Diese Bestimmungen fand ich zufällig noch im Gemeinbeirchiv von Zürichthal.

Durch die deutschen Siedlungen in der Krim führt eine beiderseits mit Bäumen bepflanzte breite Straße. Kirche und Schule in der Mitte teilen, wie vielfach auch auf sudetendeutschem Boden, das Ganze in ein Ober- und Unterdorf. Oft steht in der Mitte auch der nicht selten über 40 Meter tiefe Dorfbrunnen, aus dem das Wasser durch Pferddegöpel gehoben wird. Die Häuser sind mit ihrer Schmalseite, dem ein Ziergarten vorgelagert ist, der Straße zugekehrt. An der Langseite im Hofe ist der Eingang. Ein Vorhaus mit anschließender Küche trennt die Wohnräume, links ist gewöhnlich die Vorderstube mit den Fenstern zur Straße und einer Nebenkammer, rechts die Schlafstube, oft auch mit einer anstoßenden Kammer. Unter dem gleichen Dach sind die Stallungen, zuweilen auch die Werkstätten. Den hinteren Teil des Hofes nimmt der Dreschplatz ein, dahinter liegen Gärten, „Baschtans“ (Melonenselder) und weitere Grundstücke. Auf der dem Wohnhause gegenüberliegenden Hofseite steht die Sommerküche, zuweilen auch der gemauerte Backofen und kleinere Stallungen. Das Vieh verbringt fast den ganzen Sommer und Spätherbst unter freiem Himmel. Ein Dorfhirt beaufsichtigt das ganze Hornvieh auf der gemeinsamen Viehweide. In Zarekewitsch war bei der Bestiedlung die folgende Flureinteilung gemacht worden. Die ganze Fläche war in Gewanne geteilt worden und gewisse Parzellen wurden für die Frühjahrssaat, für die Wintersaat, als Brachland und zur Viehweide zugewiesen. Auf diesen Gewannen erhielt jeder seinen Teil, nur die Viehweide blieb Allmende.

Während von einer Volkstracht in diesen Tochteriedlungen wie in den Mutterdörfern keine Rede mehr ist, haben sich Sitten und Bräuche in der Krimmer Steppe vielfach reiner als in der alten Heimat erhalten, wie dies besonders die Hochzeitsbräuche zeigen. Die Braut trägt den Schleier und Kranz, der Bräutigam und Brautführer haben weißseidene Schleifen mit Rosmarinzwieglein. In Zarekewitsch ist es heute noch üblich, daß die Brautleute vor dem Kirchgang die Eltern „abbitten“, wie dies in dem Liede „Merkt auf, ihr lieben Hochzeitsleut“, wo kommt der Ehestand her?“ gefordert wird. Dieses Lied und ein zweites (Ihr Eheleut, höret nur an, und nehmet zum Herzen den Gesang) werden noch heute während der Hochzeitstafel gesungen, was im Schönhengstgau nicht mehr vorkommt. In der Krim spielt ferner bei jeder Hochzeit die Brautmutter eine gewichtige Rolle. Dies ist nicht die Mutter der Braut, sondern eine ältere, erfahrene Frau, welche — wie sonst der Hochzeitslader oder Brautführer — alles leitet und schließlich auch um Mitternacht der jungen Frau den Brautkranz feierlich abnimmt.

Auch die Mundart der alten Heimat haben die Siedler im allgemeinen treu bewahrt, trotzdem einige Verschiebungen eingetreten sind. Die bisher beiderseits gemachten Aufnahmen werden noch ergänzt und die Ergebnisse der vergleichenden Untersuchung seinerzeit veröffentlicht werden. Hier wird es sich auch darum handeln, festzustellen, ob sich in der Krim nicht einzelne Ausdrücke, die im heutigen Wortschatz des Schön-

hengstgauer fehlen, bis jetzt erhalten haben. Beim Volkslied steht die Tatsache bereits fest, daß die aus der Heimat mitgenommenen Lieder in der Krim noch heute in der Form gesungen werden, die sie vor siebzig Jahren im Mutterlande hatten, da von Seiten der anderen Krimdeutschen kaum ein bemerkenswerter Einfluß auf die Entwicklung der Lieder genommen wurde. Wir haben damit die seltene Gelegenheit, an der Hand der vorbereiteten Volksliedsammlung verschiedene wichtige Fragen zu beantworten, zunächst die nach dem Stand der Volkslieder im Mutterlande um 1860, dann die nach der besonderen Entwicklung jener Volkslieder in den allen Kultureinflüssen des europäischen Westens und dem Volkslied der deutschen Umwelt ausgesetzten Mutterfiedlungen und in den abseits aller Einflüsse stehenden Tochterfiedlungen. Aus den bisher in den Dörfern Zarekowitz und Alexandrowka gesammelten Liedern führe ich folgende Beispiele an:

1. Ach Cheleut', höret nur an.
2. Als Gott den Herrn die Lust ankam.
3. Der Ehestand tut mich kränken, wenn ich gedente daran.
4. Der ledige Stand ist wahrhaftig meine Freud'.
5. Ein trohiger Ritter aus fränkischem Land.
6. Es freit ein wilder Wassermann.
7. Es stand eine Lind' in jenem Tal.
8. Es stand a Ruin in jener Tol.
9. Es stehn zwei Freunde Hand in Hand.
10. Es war ein Mädchen von dreißig Jahr.
11. Es war einmal ein alter Knecht.
12. Es war einmal ein kleiner Mann.
13. Heut scheint der Mond schön hell.
14. Ich hab' einmal ein Schatz gehabt.
15. Ich jagte einst nach einem Wilde.
16. Ich seh, ich seh nur immer, immer hin und her.
17. Ich stand auf hohen Bergen.
18. Merkt auf, ihr lieben Hochzeitsleut'.
19. Nach dem Winter kommt ja der Sommer.
20. Schöner Uman wollte spazieren gehn.
21. Weint mit mir, ihr nächstlich stillen Gaine.
22. Wie lustig ist das Zigeunerleben.
23. Wie schön ist das ländliche Leben.
24. Wir genießen die himmlischen Freuden.
25. Zu Straßburg auf der Brücke.

Die meisten dieser Lieder werden in den anderen deutschen Dörfern der Krim nicht gesungen, wohl aber im Schönhengstgaur¹⁾.

¹⁾ Bei G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Prag 1913) sind die folgenden Lieder verzeichnet: 5. (Bibl. Nr. 1656; Verf. Matsch 1779), 6. (Nr. 48), 7. (Nr. 93), 10. (Nr. 442), 12. (Nr. 532), 13. (Nr. 343), 14. (Nr. 376), 15. (Nr. 1775; Kunstlied), 17. (Nr. 102), 18. (Nr. 471), 20. (Nr. 57), 21. (Nr. 1924; Kunstlied), 23. (Nr. 1956; Kunstlied), 24. (Nr. 1960), 25. (Nr. 1264). Aus den Anmerkungen der Bibl. geht hervor, daß von fast allen Liedern bereits

Ein Beitrag zur Comica Legenda Aurea

Von Dr. Rudolf Kubitschek

Im 16. Jahrhundert, dem „aristophanischen Zeitalter der Deutschen“, war es Mode, für alle möglichen Laster und Torheiten Narren als Patrone zu erwählen. Sie und da hat man sogar Heilige als Schuttpatrone für Narreteien erdichtet und damit auch der Heiligenverehrung eins am Zeug geflickt, die von Luther verworfen und von den Humanisten verhöhnt wurde. Unsere Volksdichtung, deren Wurzeln zum größten Teil ins 16. Jahrhundert zurückreichen, wo das Volk mit der Dichtung verwachsen war, hat diese Gepflogenheit beibehalten und uns etliche Heilige überliefert und im Laufe der Zeit neue hinzugegedichtet. Aus dem Schrifttum der vergangenen Jahrhunderte und aus unserer Volksdichtung soll in den folgenden Zeilen von etlichen solchen wunderlichen Heiligen, die in keiner Legenda Aurea zu finden sind, erzählt und ein kleiner Beitrag zur Comica Legenda Aurea geliefert werden, damit sich Luthers scherzhafte Umdeutung der Legende als „Lügende“ einmal bewahrheitet.

Der Schutzheilige des 16. Jahrhunderts ist der heilige **Grobianus**, den Sebastian Brant in seinem Narrenschiff als den ersten sonderbaren Heiligen in humorvoller Weise in die Literatur eingeführt hat zu Anfang des Kapitels „Von groben Narren“ mit den Worten:

„ein nuer heilig heißt Grobian,

den will iez füren (feiern, verehren) iederman“¹⁾.

Nach diesem Heiligen hat man auch das ganze Jahrhundert oft als das „grobianische Jahrhundert“ bezeichnet. Eine schöne Schilderung des Heiligen hat Georg Wickram im Kollwagenbüchlein gegeben: „Wunderbarliche gesellen findet man oft inn den abenzehen; insonders so es umb die fünffte kanten (Kante: älter nhd. neben Kanne) wirt, so mag sich sant Grobrianus nit verbergen, kummt mit seinem sehtenspil zum sewtrog geloffen, bald hebt man die sewglocken zu leüten; dann kan niemants nit meer verderben: he gröber, he hüpscher, he wüster, he holtfeliger“²⁾. Nach dem Muster religiöser Bruderschaften hat man in alten und neuen Zeiten auch scherzhafte Orden erdichtet, deren Patrone komische Heilige sind; ein solcher ist die „Santk Grobrianusbruderschaft“, der nach Wickram ausgelassene Zechgesellen angehören³⁾; Hans Sachs nennt in einem Schwank unanständige Menschen „Ordensleute im Kloster Santk Grobrian“⁴⁾. Santk Grobrianus ist den meisten Schriftstellern des 16. Jahrhunderts gut bekannt. Heute noch bezeichnet das Volk grobe und ungeschliffene Heilige als Santk Grobrian, die, wie es oft vorkommt, wenn neue Straßen gebaut werden, dem Wanderer den Rücken zutehren⁵⁾.

Der Patron unsflätiger Menschen, zugleich der zweite Schutzheilige des 16. Jahrhunderts, ist der heilige **Schweinhard**, „der lieb heilig sankt Schweinhardus“, wie ihn das Kollwagenbüchlein nennt⁶⁾; der Heilige

besaßen aus dem Schönbengstgau vorliegen. Nr. 2 ist das auf bayrisch-österreichischem Gebiet allgemein verbreitete Schwanklied von Adam und Eva und ihrer Vertreibung aus dem Paradies; Nr. 8 ist ein Spottlied auf die Burtschen; Nr. 19 ist ein volkstümliches Loblied auf das Bauernleben.

wird oft genannt, meist zusammen mit Sanct Grobian; auch Fischart kennt ihn gut⁷). In einem Aem mit Sanct Schweinhardus nennt Widram im Loebuch noch Sanct Ueberwust (Wust: Schmutz) als Schutzheiligen unflätiger Menschen⁸). Zwei verwandte Heilige hat Gerwinus wiederum aufgefischt; da wo er vom Schmutz bei Murner spricht, meint er, er gehe viel zu weit in „der rohen Verkehrart der Verehrer von Sanct Schwarm und Sanct Schmoßmann und wie die groben Heiligen der Zeit alle heißen“⁹). Sanct Schmoßmann (Schmoß: wohl Schmutz, Gewäsch) taucht etliche Male auf, z. B. nennt ihn Fischart im Eulenspiegel Reimensweis¹⁰).

Ein alter und weltberühmter Heiliger ist Sanct Nimmerlein, auch Sanct Nimmar genannt. Vom Sanct Nimmerlstag spricht man, wenn man einen Tag nicht bestimmen kann oder will, an dem etwas geschehen soll, auch wenn man andeuten will, daß etwas gar nie geschehen wird, wie man oft sagt: „Auf Sanct Nimmerlstag, wenn die Juden von Mariazell heimreisen“¹¹). Der Tag ist auch die Zahlfrist für faule und säumige Schuldner. Widram erzählt im Kollwagenbüchlein einen Schwank von einem schlauen Bäuerlein, das einen Landknecht überlisten wollte und das Geld für einen Klepper zur Hälfte zahlte, die andere Hälfte aber am Sanct Nimmerlstag zu erlegen versprach; der Landknecht ging darauf ein, kam aber um Allerheiligen dahergezogen, die ausständige Schuld zu fordern mit der Begründung, er habe den Heiligen in keinem Kalender gefunden, alle Heiligen zusammen aber hätten an Allerheiligen ihren Festtag, da ja gar viele Heilige nicht in den Kalendern stünden. Das schlaue Bäuerlein hat in dieser Geschichte den kürzeren gezogen¹²). In derselben Bedeutung wie der Nimmerleinstag wird auch gelegentlich der Schweinhardustag gebraucht¹³).

Dem heiligen Nimmerlein verwandt ist Sanctus Nemo, zu deutsch der heilige Niemand, der ein vielgenannter Heiliger der parodistischen Gelehrtendichtung ist; von ihm gibt es eine scherzhafte Legende, in der mit viel Gelehrsamkeit allerlei Bibelstellen zusammengetragen sind, in denen das Wort nemo vorkommt¹⁴).

Die altbekannten Schutzheiligen unverträglicher Eheleute sind Sanct Siemann (dialektisch Simon, in der Verkleinerungsform Simandl) und Sanct Erwei, des ähnlichen Klanges halber angelehnt an Simon und Erwein, das heißt: „Sie“ ist der Mann und „Er“ ist das Weib; ihrer geschieht gar oft im alten Schrifttum Erwähnung¹⁵). Auch heute leben der heilige Siemandl und das heilige Erweibl noch fröhlich im Volke¹⁶). Nach der Volksmeinung soll an Sanct Simons Tag ja kein Mann seinem Weiblein widersprechen¹⁷). Sanct Siemann ist auch der Schutzheilige einer zum Scherz erdichteten Bruderschaft der Pantoffelhelden, die „Simonilad“ zubenannt ist; so wird in Philipp Hafners Komödie Megära ein alter Herr vom Hanswurst „jubiliertes Vorsteher der Simonilad“ tituliert¹⁸). Auch Abraham a Sancta Clara berichtet in seinem Judas von den Siemandlbruderschaften, die scherzhafte Diplome versandten und am Tage ihres Patrons Simon ihren Frauen Fesseln anlegten¹⁹). Noch jetzt soll es in Oesterreich solche Bruderschaften geben, deren Patron noch immer Sanct

Simon ist²⁰). Von streitsüchtigen Eheleuten heißt es einmal in Hans Wilhelm Kirchhoffs Wendunmuth, daß sie gar oft Sankt Haderleins Fest begingen, womit ein neuer Schutzheiliger streitender Eheleute aufgestellt wird²¹). Die Prügelfur an herrschsüchtigen Weibern besorgt Sankt Kolbmann (Kolbe: Stock), den Hans Sachs in einigen Fastnachtspielen im Scherze heilig gesprochen hat²²). Abraham a Sancta Clara hat in seinem Merks Wien! offenbar als Gegenstück zu diesen Heiligen unverträglicher Eheleute auch zwei Schutzheilige als Patrone einer einträchtigen Ehe erfunden; er vergleicht das Haus zweier liebenden Eheleute einmal am Ende einer langen Reihe von Vergleichen auch einem Kalender, „in dem die größten Heiligen Sankt Pacificus und Sankt Concordia sind“²³).

Vom Schutzpatron der Schneider erzählt Hans Wilhelm Kirchhoff gelegentlich eines Schwankes, wo er eines Schneiders gedenkt, der sich selber bestahl, und sagt, er habe einmal gehört, daß die Schneider „einen heiligen zum patron haben, mit nammen Sankt Tuchmann, der hab ein auge, da könne man drehffig elen thuch ehnerbergen“²⁴). Von einem andern Schneiderpatron, Sankt Gutmann geheiß, weiß Fischart im Bienenkorb zu berichten²⁵). Nach dem Fischartschen Eulenspiegel ist Sankt Thalmuth Patron der jüdischen Kaufleute²⁶).

Von dem großen Nothelfer und Weltheiligen Sankt Geld oder Sankt Pfennig hat Sebastian Francé ein weltliches Gedicht geschrieben²⁷). Einen verwandten Heiligen haben die Franzosen; wenn einem Franzosen das Geld ausgeht, so beklagt er sich über Saint Léger (léger: leicht)²⁸). Eine Sankt Armut erwähnt Fischart im Podagrammisch Trostbüchlein²⁹).

Von einem merkwürdigen Heiligen erzählt Michael Lindener in der Widmung seiner Schwanksammlung Rakipori: von Sankt Hipel und Hapel, „der ein badknechte zu Zinsing (dem bekannten Schilda der Altbayern) war und die jungen holdseligen diernlein und sawlen mägd, die kalter natur sein und gewärmbte stein mit in das bett nemen, daß sie nit erfrieren und die um ihren schönen leib hangen, welcher zart, schmal, schlank, lang und subtil ist wie ein hewstoc, der also diese diernlein im badt wol reyhben kundt und dem sie nit feindt waren“³⁰). Von den Lindenerschen Erfindungen sei bloß Sankt Beck und Bick hervorgehoben, dessen bei einer recht unsauberen Gelegenheit gedacht wird³¹).

Aus dem Schrifttum des 16. Jahrhunderts seien noch die Namen folgender wunderlicher Heiliger erwähnt: Sankt Reblinus, Sankt Kosmann³²), Sankt Zinzius³³), Sankt Cappauß, Sankt Fotzianus und Sankt Zimplianus³⁴).

Noch Grimmelshausen hat einen Heiligen erfunden, Sankt Nitglaf, angelehnt an Nikolaus; da wo Simplicius Simplicissimus die ärmliche Wohnung seines Vaters ironisch als „adelichen Sitz“ beschreibt, heißt es: „Die Fenster waren dem Sankt Nitglaf gewidmet“, das heißt, sie waren nicht von Glas³⁵).

Nun einige sonderbare Heilige aus der lebendigen Überlieferung, die viel harmloser sind als die obigen Heiligen aus kampflustigeren Zeiten.

Die niederländischen Zecher, die die Gumpen gern austranken, erkennen sich Sinte Rehnuit als Schutzpatron, zu deutsch Sanct Reinaus geheißten. Niederländische Heilige sind auch Sant Nojwerc, der Schutzheilige derer, die nicht gern arbeiten, und Sant Luhaert, der Patron der Faulenzer³⁰).

Weit und breit wird im Volk vom Sanct Neff erzählt, der sehr geizig war; wenn er sich Eier sott, so schenkte er das Wasser davon den armen Leuten³¹). Er gilt auch als Schutzpatron der Lölpel und Zimperlichen; wenn einer hölzern und ungeschickt dasteht, so sagt man, er stehe da wie der heilige Neff im Krautgarten, den die Burschen mit der Pelztappe umgeworfen hätten³²).

Die Bawern erzählen auch in einer Ablautspielerei von Sanct Nips-Naps, der der Schutzpatron der Diebe ist³³), und von Sanct Muff, der im Himmel die Mäuse zusammenfangen soll; er wird auch bei Mäuseplagen scherzhaft um Hilfe angerufen³⁴). Der Schutzpatron des Geflügels ist der heilige Gendrich, dessen Schutze in einem „Hennersegen“ das Federvieh anempfohlen wird³⁵). Wenn man im Volk nicht gleich weiß, was für ein Heiliger an einem bestimmten Tag im Kalender steht, so nennt man schnell den heiligen Schnick-Schnack³⁶).

Von einem komischen Heiligen, Sanct Sackfundus, erzählt das Bayerische Schelmen-Büchlein³⁷): Als die Leutenreuther im Oberfränkischen, die für ihre neu gebaute Kapelle ein Heiligenbild brauchten, einmal in Kulmbach den Getreidezehent ablieferten, fanden sie auf dem Dachboden eine Heiligenstatue, die für ihre Zwecke wie geschaffen war. Nachdem sie ihr Gewissen damit beruhigt hatten, daß die Kulmbacher ja Lutherische seien und einen Heiligen nicht brauchten, steckten sie den Fund in einen leeren Kornsack und brachten ihn auch unbemerkt und glücklich heim. Da würde der Sack geöffnet und das ganze Dorf bestaunte den neuen Heiligen; die Weiber aber wollten nun auch gerne wissen, wie der neue Heilige eigentlich heiße. Die Männer trakteten sich verlegen hinter den Ohren, bis ein alter Mann also Bescheid gab: „Ihr habt den Heiligen gefunden und im Sack habt ihr ihn hergebracht, darum ist es der heilige Sackfundus.“ In Zukunft hießen sie den Heiligen auch so.

Zum Schluß sei noch von drei komischen Heiligen berichtet, die in weiteren Kreisen bekannt sind. Bei Wandermüdigkeit wird weit und breit gerne der heilige Stolperianus um Schutz und Hilfe angerufen; diesen Heiligen nennt zum ersten Mal Hans Sachs in seinem Schwank Gulenspiegel mit dem Heiltum³⁸) und sonst noch etliche Male³⁹); sicherlich hat er ihn dem Volksmunde entnommen. Ein den Steuerzahlern gut bekannter Heiliger ist Sanct Fiskus⁴⁰). Weltberühmt und vielseitig in Anspruch genommen endlich ist der jüngste unter den wunderlichen Heiligen, Sanct Bureaukratius, den man gern als den Schutzpatron unserer Zeit bezeichnet⁴¹).

Anmerkungen:

- ¹⁾ Goedeke, Das Narrenschiff von Sebastian Brant, S. 137; vgl. auch Hauffen, Caspar Scheidt, Studien zur Geschichte der grobianischen Literatur in Deutschland, S. 22 ff. Das Wort Grobian selbst ist in Kreisen der Humanisten zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden und taucht zuerst als Übersetzung des lateinischen Wortes rusticus auf. — ²⁾ Volte, Georg Widram's Werke, III. Bd., Nr. 52, S. 68. — ³⁾ Ebenda, Nr. 52, S. 69. — ⁴⁾ Quellenangabe bei Goedeke a. a. D. S. 137, Anmerkung. — ⁵⁾ Volksüberlieferung im Böhmerwald. — ⁶⁾ Volte a. a. D. III. Bd., Nr. 104, S. 130. — ⁷⁾ Quellenangabe bei Goedeke a. a. D. S. 137, Anm.; vgl. auch Hauffen, Johann Fischart, ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation, S. 217. — ⁸⁾ Volte a. a. D. IV., S. 70. — ⁹⁾ Geschichte der deutschen Dichtung, II., S. 649. — ¹⁰⁾ Hauffen, Johann Fischart's Werke, II., S. 250, Vers 6818, ebenda S. 300, Vers 8378. Doktor Schmoßmann und Doktor Schwarm werden erwähnt als fingierte Verfasser derber und frevelhafter Narrenpredigten bei Wacernagel, Johann Fischart von Straßburg, S. 102 — ¹¹⁾ Volkstümlich im südlichen Böhmen. — ¹²⁾ Volte a. a. D. III., Nr. 43, S. 52f. — ¹³⁾ Alemannia, 16. Bd., S. 89f. — ¹⁴⁾ Wacernagel a. a. D. S. 101, Alemannia, 16. Bd., S. 193ff., Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters, 4. Bd., S. 330ff., Anzeiger für deutsches Altertum, 18. Bd., S. 379, Germania, 36. Bd., S. 186f. Die Legende vom heiligen Niemand ist auch abgedruckt bei Goswin Frenken, Wunder und Laten der Heiligen, S. 177ff. — ¹⁵⁾ Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 12. Jahrgang, S. 296ff.: Volte, Doktor Siemann und Doktor Kolbmann, zwei Bilderbogen des 16. Jahrhunderts. Das Wort Siemann (weiblicher Mann, herrschsüchtiges Weib, die zweite Bedeutung scheint die ursprüngliche zu sein) ist im 16. Jahrhundert allgemein verbreitet. — ¹⁶⁾ Volkstümlich im Böhmerwald; vgl. auch Schmeller-Frommann, Bahrisches Wörterbuch, II., 204. — ¹⁷⁾ Schmeller-Frommann a. a. D. ebenda. — ¹⁸⁾ Baum, Philipp Hafners Gesammelte Werke, I., S. 125; vgl. auch die Anm. dazu, S. 244. — ¹⁹⁾ Quellenangabe in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde a. a. D., S. 299. — ²⁰⁾ Spengler, Wolfgang Schmehl (1833), S. 57, Anm. — ²¹⁾ Österley, Kirchhoffs Wendunmuth, IV. Bd., Nr. 187, S. 176. — ²²⁾ Quellenangabe in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde a. a. D., S. 298, und bei Goedeke a. a. D., S. 137, Anm. — ²³⁾ Strigl, Abraham a Sancta Clara's Werke, II., S. 165. — ²⁴⁾ Österley a. a. D., I. Bd., Nr. 231, S. 285. — ²⁵⁾ Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum, 18. Bd., S. 379; der Name Gutmann ist wohl die Übersetzung von Sanct Homobonus, der kein fingierter Heiliger ist. — ²⁶⁾ Hauffen, Johann Fischart's Werke, II., S. 180, Vers 4639. — ²⁷⁾ Quellenangabe Germania, 36. Bd., S. 187, Anm. — ²⁸⁾ Nthrop-Vogt, Das Leben der Wörter, S. 210. — ²⁹⁾ Hauffen, Johann Fischart's Werke, III. Bd., S. V. — ³⁰⁾ Sichtenstein, Michael Lindeners Kastenbüchlein und Kapipori, S. 63 (gefürzt); wohl wie fast alles, das Lindener geschrieben, obszön. — ³¹⁾ Ebenda, Nr. 51, S. 109. — ³²⁾ Beide erwähnt, ohne daß eine Quelle angeführt wäre, im Weimari'schen Jahrbuch, 5. Bd., S. 480, Reblinus ohne Quellenangabe auch bei Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuchs, S. 12, Anm. Sanct Rosmann ist wahrscheinlich kein fingierter Heiliger; der Name scheint aus Rosmas durch Fernangleichung an Damian entstanden zu sein. Sebastian Franz nennt als Schutzheilige der Ärzte Sanct Rosman und Sanct Damian, angeführt bei Schmid, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, S. 126. — ³³⁾ Quellenangabe im Anzeiger für deutsches Altertum, 18. Bd., S. 379. — ³⁴⁾ Aus einem als Privatdruck neu gedruckten Büchlein des 16. Jahrhunderts's „Doktor Schmoßmanns predigt“, Germania, 36. Bd., S. 187, Anm. — ³⁵⁾ S o b e r t a g, Simplicius Simplicissimus, I. Buch, S. 8. — ³⁶⁾ Böckel, Psychologie der Volksdichtung (1913), S. 299. — ³⁷⁾ Volksüberlieferung im Böhmerwald. — ³⁸⁾ Vgl. Schmeller-Frommann a. a. D., I., 1730. Hier heißt es auch: Die Italiener haben eine hiemit vielleicht verwandte santa Nafissa, französisch sainte Nitouche (n'y touche). — ³⁹⁾, ⁴⁰⁾ Volkstümlich im südlichen

Böhmen. — ⁴¹) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 8. Jahrgang, S. 229. — ⁴²) Volksüberlieferung im westlichen Böhmen. — ⁴³) F. J. Bronner, Bayerisches Schelmen-Büchlein (1911), S. 68. — ⁴⁴) Quellenangabe bei Goedele a. a. O., S. 187, vgl. auch Weimarisches Jahrbuch a. a. O., S. 480, und Jesp a. a. O., S. 12, Anm. — ⁴⁵) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 8. Jahrgang, S. 73ff. — ⁴⁶) Volkstümlich im Böhmerwald. — ⁴⁷) Unter den einschlägigen Werken kennt bloß Büchmann, Gesüllgelte Worte (1926), den Heiligen; auf S. 284 wird auf Otto Ernsts Komödie Flachsmann als Erzieher (1901) verwiesen: der Lehrer Flemming sagt: „Bei dem heiligen Büroauftratus ist nichts unmöglich!“ was nachher der Schulrat wiederholt. Der Ausdruck Bürokratie selber ist nach Büchmann, S. 485, erst seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlich.

Kleine Mitteilungen

Neujahrspruch aus Deutsch-Bitta (Slowakei)

Bönsch glücklich, reichs neues Jahr!
 Wreisch, gwsaund, Wrauid und Einigkeit!
 Dor Lauisch eiss gadeck,
 On jedr Eck
 A gobrutener Wauisch,
 Uff dor Mitt' a Seidel Wein,
 Doß olle Leut' dabei lustig sein.
 's Sprauida 'naus, 's Gaubta rein!
 G'lobt sei's Kreistus!

(Wünsch glücklich, reichs neues Jahr!
 Frisch, gesund, Fried' und Einigkeit!
 Der Tisch ist gedeckt,
 An jeder Eck
 Ein gebratener Fisch,
 Auf der Mitt' ein Seidel Wein,
 Daß alle Leut' dabei lustig sein.
 Daß Spröde (Schlechte) hinaus, das Gute herein!
 Gelobt sei Christus!)

Sagau bei B.-Rummau.

Johann Salzer.

Festtagsgerichte des Riesengebirgler¹⁾

An den drei heiligen Tagen, Weihnachts-, Oster- und Pfingstsonntag, enthält sich die bäuerliche Bevölkerung seit altersher des Fleischgenusses, um das Vieh vor Krankheit zu bewahren. In Dels geschieht dies auch am Fronleichnamsfeste, und zwar deshalb, weil vor Zeiten in der Gegend eine Viehseuche herrschte, die erst aufhörte, als die Bauern das Gelübde getan hatten, an den genannten vier Tagen kein Fleisch zu essen. In Hohenelbe soll an den drei heiligen Tagen jedes Familienglied früh nüchtern ein Stück Brot essen, damit es bei Kräften bleibe.

Am Weihnachtsabende aber wurde und wird, nachdem man tagsüber wenig genossen hat, reichlich und gut gegessen. Allgemein üblich ist es, neuerlei Gerichte aufzutischen, unter denen sich in alter Zeit „Schwommafopp“, aus Milch und Mehl mit gedörrten Pilzen, „Schwommafessl“, Hirse mit der gleichen Zutat „Schwommafedl“ oder Knödel mit Kraut und gelochtes Dörrobst (Pflaumen, Birnen und Äpfel) besonderer Beliebtheit erfreuen. Andere übliche Speisen waren: Hirscherz (Hirsebrei; Arnau, Langenau), Semmelmilch (Arnau, Stupna, Widach), Sammlfessl oder -baba (Semmelchnitten, in Milch eingeweicht und mit einer Einlage von Äpfeln in einer Pfanne gebacken; Langenau) und als Nachriß Rüsse

¹⁾ Aber Volksnahrung vgl. Heimatkunde des Hohenelber Bezirkes von demselben Verfasser.

und Apfel (allgemein). Der Genuß von Hirse soll Reichtum (allgemein), der von Grießgash und Schwommafnebln in Arnau Kindersegen, bzw. Glück verbürgen; Erbsen und Linsen bewähren sich gegen Ausschlag und Abzesse (Arnau und Rottwitz), Kraut und Rüben gegen Krätze (Rottwitz), Hirse und Erbsen gegen Stopfbildung (Arnau), Hirse gegen Finnen (Rottwitz) und Semmelmilch bewirkt, daß die Kleider gut passen (Arnau). Die drei Sorten von Dörrobst, zusammen gefocht und genossen, sollen Eintracht im Gefolge haben (Arnau). In gleicher Meinung werden in Keilbauden Hirse, Reis, Grieß, Birnen, Apfel und Pflaumen gemeinsam in einer Pfanne gebacken und gemeinsam verspeist, während in Stupna jede Person von den neuerlei Speisen je drei Löffel erhält.

In neuerer Zeit kommen am Christabende Apfelstrudel, Reisküllsel, Fische, ja selbst Fleischspeisen, wie Bratwürsteln, Schnizel, Faschiertes u. dgl. auf die Tafel. Auch Brot darf dabei nicht fehlen. Das Hauptgebäck der Weihnachtstage aber ist seit alterzher der „Christstriezel“ (Stollen). Auch der Silvesterabend und der Abend vor Dreikönig galten früher als heilige Abende und waren mit einem besseren Nachtmahl verbunden. Als Festspeise des ersteren gelten heute allgemein die Bratwürstchen. Beliebte Getränke an den drei heiligen Tagen sind heißer Punsch und Tee mit Rum.

Am Neujahrstage gehört Schweinefleisch und Hirse auf den Mittagstisch (Rottwitz) und in Krausebauden wenigstens letztere. Hier soll man am Dreikönigstage eine Bähsschnitte (auf der Herdplatte geröstetes Brot, mit Butter bestrichen) essen, damit man nicht vom Wolfe geholt werde. Der Stephanstag ist auch hier berücksichtigt durch seine Mäufe.

Dem letzten Donnerstage im Fasching, dem sogenannten „Fettn Donerschtich“ sucht man dadurch gerecht zu werden, daß das Mittagmahl unbedingt aus Schweine- oder Selchfleisch mit Kraut und Knödeln, bzw. Erbsen bestehen muß. Das Festgebäck dieser vergnügungsreichen Zeit, besonders aber des letzten Faschingstages, der eigentlichen „Fosnocht“ sind die oft nur in Beinöl gebackenen Krapsen.

Am Aschermittwoch ist man mittags allgemein den Reichtum verheißenden Hirsebrei. Der Palmsonntag, um Trautenuau Nudelsonntag genannt, bringt auch hier Butternudeln, mit Pfefferkuchen bestreut, auf den Mittagstisch (Rottwitz, Dels, Stupna), damit man das ganze Jahr Geld im Hause habe. Ganz allgemein ist die Gepflogenheit, am Gründonnerstage zum Frühstück eine Honigsemmel zu verzehren (Rottwitz, gegen Husten). Geschieht dies im nüchternen Zustande, bleibt man das ganze Jahr nüchtern und besonnen (Arnau). Auch dem Vieh soll man von der Speise geben. In der Karwoche wird strenge Faste gehalten, besonders am Karfreitage, der in Lauterwasser und Langenau „Gubr Fretlich“ heißt. Am Oster-sonntage pflegt beim Mittagessen, dessen Hauptgericht heute meist gebackenes Zitel ist, die ganze Familie von einem hartgesottenen Eie zu essen (Tschermna, Rottwitz, Langenau). Wer sich hernach einmal verirrt, braucht nur an eine der Personen zu denken, mit denen er gemeinsam von dem Eie gegessen hat, so wird er sich sicher wieder zurecht finden (Dels, Döberney). Das Festgebäck der Osterfeiertage sind die „Ustrlablan“ (Arnau, allgemein) oder das „Eihbrut“, in das man in Langenau Strohhalme einbäckt, und das der Pfingsten die Kuchen. Am „Gehonns-“ (Johannisfest, 24. Juni) besteht das Mittagessen allgemein aus Eierkuchen, in die Holunderblüten, in Dels Krauseminze, eingebacken werden.

Wohl zu keiner anderen Zeit wird so viel gegessen und getrunken wie zur „Fohrt“ und „Kermeß“ (Kirchenfest und Kirchweihe). Kuchen sind da das Hauptgebäck: Wenn od inmr Kermeß wär un dr Bauch vil Kuchn wär! Nach dem Ausdreschen, mitunter auch schon nach der Ernte, gibt der Bauer seinen Leuten ein Festmahl, die „Dammalamolzet“ (wohl: Hangelmahlzeit = Flegelhenke), in Harta aus Kaffee, Buchten und Reißbrei, mit Pfefferkuchen bestreut und Rosmarin verziert, in Langenau aus Bieruppe mit Rosinen bestehend. Zu Martin wird da und dort noch die Martinsgans verzehrt. In keinem Hause aber fehlen die „Martin-härnlan“ (Ripfel mit Mohnfülle), deren Genuß als Schutzmittel gegen Ausgleiten und Fallen im Winter und gegen Gesichtskrose sich bewähren soll (Hohenelbe). Beliebte Gebäcke des Nikolaustages sind die aus Weizenmehl und Pfefferkuchen

gebäckenen Bischöfe, Teufel, Rauchfanglehrer, Kuprechte, Reiter und Hirsche, mit denen man die Kinder beschenkt. Apfel und Nüsse werden an diesem Tage von groß und klein genossen.

Niederlangenau.

Franz Meißner.

Heimatschutztagung in Troppau

Die von der Heimatschutzstelle des Vereines deutscher Ingenieure in Troppau im November 1928 veranstaltete Tagung eröffnete am Vorabend Baurat Dr. Karl Kühn aus Prag mit einem wirkungsvollen Vortrag, der in gekürzter Form am nächsten Tag wiederholt wurde. Eine ausgezeichnete Ergänzung dieser Vorträge war die von Baurat Ing. G. Stumpf, dem Sachwalter der Heimatschutzstelle Troppau, durchgeführte Heimatschutzausstellung. Aus den Beschlüssen der Tagung ist hervorzuheben: Ausbau der Heimatschutzstellen unter besonderer Mitwirkung der Bezirksbildungsausschüsse und Zusammenfassung der Schutzstellen, die keine neuen Vereine, sondern sachmännische Arbeitsgemeinschaften im Rahmen schon bestehender Körperschaften sind, in den „Arbeitsausschuß für Heimatschutz in der Tschechoslowakischen Republik“, der fallweise unter dem Vorsitz des Landeskonferators Dr. K. Kühn und des Professors der deutschen technischen Hochschule in Brünn Dr. Ferd. Frach zusammentritt.

Eine volkswundliche Abteilung im Brüxer Stadtmuseum

Schon im Jahresbericht für 1927 hat Dr. Kurt Oberdorffer kurz auf die geplante Ausgestaltung der volkswundlichen Abteilung des von ihm geleiteten Museums hingewiesen (vgl. Amtsblatt der Stadt Brüx VII. 14). Hierzu brachte er in einem Aufsatz „Die Neuordnung des Brüxer Stadtmuseums“ („Brüxer Zeitung“ vom 7. April 1928) nähere Angaben. Die Abteilung wird in die des Erzgebirgstales und die des Mittelgebirgstales des Bezirkes Brüx gegliedert, da sich die beiden nach Besiedlung und Wirtschaft weitgehend unterscheiden. Jene besitzt schon eine fertige Bauernstube, für diese hat das Museum anschauliche Trachtenmodelle. Die typischen Siedlungsformen werden an der Hand der Straßen-, Flur- und Dorfkarten gezeigt werden; Richterhand, Gemeindelade und Urkunden werden das Bild der alten Dorfverfassung auferstehen lassen. Im allgemeinen wird sich Oberdorffer an die Vorschläge von Dr. W. Pexler halten, dessen Buch „Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur“ er ausführlich in der Zeitschrift Wilito (I., 1928, S. 178ff.) gewürdigt hat.

Verein für Krippenpflege und Heimatkunde in Schludenan

Der 1913 vom Lehrer Anton Pius Ulrich gegründete und bis heute sachverständig und mit liebevollem Eifer geleitete Verein vereinigt über 100 Krippenbesitzer aus Schludenan. In dem Orte selbst stehen über 200 Krippen. Der Verein wird sich wahrscheinlich an der Internationalen Volkskunstausstellung in Bern (1934) beteiligen. In einem der nächsten Hefte wird ein ausführlicher Bericht über die nordböhmischen Krippen erscheinen.

Anfrage

Im böhmischen Niederlande und in der südlichen Oberlausitz sagt man von einer Person, die über eine unerwartete Erscheinung oder eine überraschende Mitteilung starr und stumm stehen bleibt: „Du stehst da, wie das Bild von Ribbern.“ Meiner Vermutung nach bezieht sich diese Redensart auf ein ehemals berühmtes Gnadenbild (Statue?) einer Kirche zu Ypern in Westflandern. Es wäre mir sehr wertvoll zu erfahren, ob dieser Vergleich auch anderwärts in Deutschland und besonders in der Tschechoslowakei üblich ist, auf welches Muttergottes- oder Heiligenbild zu Ypern (oder anderswo) man ihn zu beziehen pflegt, wie alt das

betreffende Kunstwerk ist (mir besonders wichtig) und ob jemand Literatur über das Gnadenbild oder die Redensart kennt. Kürzlich hörte ich, daß jenes bei dem Kampfe um Ipern im Weltkrieg beschädigt worden oder gar verloren gegangen sei. Für freundliche Auskunft danke ich hier schon herzlichst.

Prof. Dr. Alfred Meiche, Privatgelehrter, Dresden-Alft. 16, Wallotstraße. 5.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 31. Dezember 1928)

Nr. 16. Emil Mauder, Bürgerschuldirektor in Bodenbach: über 20 Zauberfegen gegen Krankheiten (gegen Verusen, Alptrüben, Hundswut, Blutungen, innere Leiden), Diebe, Feuer, Gewitter u. a. aus Niederkrupai (Bz. Müchengräß) und Umgebung und aus der Gegend um Dschiz, Wartenberg, Niemes und B.-Keipa, ferner 5 Hirtenreime aus Niederkrupai und eine Geschichte der Johanniskapelle bei Bodenbach mit Bild (Handzeichnung).

Nr. 17. Karl Scheszejil, Beamter in B.-Krummäu: Flurnamensammlung der Gemeinde Pernek.

Nr. 18. Johann Kessler, Schulleiter in Petersdorf bei Jennersdorf in Schlesien: 14 Hirtenreime und ein Bastlöfereim und mehrere abergläubische Überlieferungen in bezug auf Laufe und Begräbnis.

Nr. 19. Engelbert Braun, Oberlehrer in Schlappenz bei Jglau: Weise des Volkstanzes Hatzsch (eingesandt von Dr. A. Altrichter, Gymnasialdirektor in Nikolsburg).

Nr. 20. Adolf König, Fachlehrer in Reichenberg: Lichtbildaufnahme des Steinbildes der hl. Kimmernis beim Hirnsner Leich.

Nr. 21. Dr. A. Herr, Buchwart und Museumsleiter in Warnsdorf: Ein 1730 in Brünn gedrucktes geistliches Erbauungsbuch zu Ehren der Jungfrau Maria mit einer seltenen Ansicht von Brünn, einer geschichtlich und volkstümlich wichtigen Einleitung und einem Anhang von zehn alten geistlichen Liedern, darunter „Der grimmig Todt mit seinem Pfeil thut nach dem Leben ziehen“.

Nr. 22. Josef Haas, Lehrer in Arnsdorf bei Zetschen a. G.: 16 Aufsätze von Schülerinnen über Sitte und Brauch.

Nr. 23. Theodor Chmela, Professor in Prag: über 20 Volkslieder mit Singweisen, aufgezeichnet im Kriege nach dem Gesange österreichischer Soldaten, die dem Oesterreichischen Volksliedauschuß im Lauschnwege übergeben werden, ferner aus Südböhmen Volkslieder, Bierzeiler, 70 Kinderreime und Spiele, zum Teil mit Singweisen, und über 50 Beiträge zur Volksmedizin, zum Aberglauben und Brauch.

Nr. 24. Johann Salzer, Lehrer in Deutsch-Witta (Slowakei), derzeit in Bagau bei B.-Krummäu: über 100 mundartliche Pflanzennamen und 13 Pilznamen mit Erklärungen, ferner 14 Kinderreime.

Nr. 25. Johann Wastl, Professor in B.-Krummäu: Ein Märchen (die Geschichte vom närrischen Jogl) aus Chrobold bei Prachatitz (zu Bolke-Poliska I. S. 520, Nr. 59).

Nr. 26. Franz Götz, Oberlehrer in Poschbau bei Bodenstadt i. M.: Genaue Schilderung des Volksbrauches „Maibaumsfällen“ und mehrere Glodenausdeutungen mit Notizen.

Nr. 27. Adolf Süclhorn, Lehrer in Pattersdorf bei Deutschbrod: 70 Luschlieder (Bierzeiler) aus der Jglauer Sprachinsel und eine ausführliche Darstellung des Vogelsanges in Westböhmen.

Nr. 28. Johann Bernard, Lehrer in Niedermohrau bei Römerstadt: Eingehende Beschreibung des Wirtschaftslebens und des Bauernhauses mit 7 Skizzen und zwei Lichtbildaufnahmen, ein Verzeichnis der Flurnamen von Niedermohrau mit genauen Angaben über Lage, Geschichte und Umfang der Gemeinde, zwei Bastlöfereime, zwei Scherzreime und ein Volkslied mit Singweise (3 woar amol a floaner Monn = Jungbauer Bibl. Nr. 532).

Nr. 29. Richard Baumann, Lehrer in Neufattl bei Elbogen: Eine Liste von Tier- und Pflanzennamen, 37 Beiträge zum Volksglauben, genaue Angaben über Kapellen mit Vordach in Nordwestböhmen mit Stizzen und Grundrissen und über Steinkreuze und schmiedeeiserne Kreuze, ebenfalls mit sorgfältigen Skizzen.

Nr. 30. Dr. Ernst Jungwirth, Professor in Römerstadt: Eine ausführliche Stoffsammlung zu Glaube und Brauch bei der Schwangerschaft, Geburt und Laufe, eine Reihe von Patentbriefen, 40 Kinderspiele, mehrere Sagen und Märchen, 70 Sprichwörter und Redensarten, Rätsel u. a., ferner eine 200 Zettel umfassende Sammlung zum ganzen Stoffgebiet, besonders zu Glaube, Brauch und Volksmedizin, darunter auch ein Kümmerlied mit Singweise und ein Blattdruck „Vier schöne geistliche Lieder“. Gedruckt bei Rosenkranz u. Wä in Reize. 1. O heilige Sanft Kümmerlied. 2. Hör, willst du selig werden. 3. Wir genießen die himmlischen Freuden. 4. Laßt nur fröhlich triumphieren, endlich die in einem Band vereinigten ersten sechs Jahrgänge (1922—1927) des „Römerstädter Bändchens“, der zuerst von Prof. Franz Stowitschek und jetzt von Jungwirth geleiteten heimatkundlichen Beilage zur „Römerstädter Bezirkszeitung“.

Antworten

(Einlauf bis 31. Dezember 1928)

1. Umfrage. Der nach Balbin zum Nachzehrer gewordene Stefan Huber wird auch in der Chronik von Trautenau (1484—1603) des Simon Hüttel und in der Abhschrift der Chronik von Trautenau des Daniel Zeitl (1707) erwähnt (Lehrer Adalbert Jirschitzka, Klein-Borowitz). Ein Bericht aus Nordmähren beweist, daß im Volke noch immer der Blutaberglaube in bezug auf die Juden lebendig ist. Er lautet wörtlich: „Juden saugen Christenmädels 's Blut aus. Ich habe einmal ein Dienstmädchen gesehen. Das war bei einem Juden in Dienst. Die sagte: „Ich weiß nicht, wovon ich so bleichsüchtig bin. Ich habe so gute Kost und komme nicht fort.“ Sie ward im höchsten Grade blutarm, was sie zuvor nie gewesen ist. Dabei hatte sie sehr gute Kost. Aber an der Fußhohle zeigte sie lauter, lauter feine Wöcklein drin. Sie durfte in der Nacht nie die Lüre zusperrn. Neben ihrer Kammer aber schlief die alte Jüdin, die Mutter jener Frau, bei der sie im Dienst war. Die hat ihr des Nachts das Blut ausgefogen. — Früher hat man das öfter gehört, jetzt wird's ja auch nicht mehr so sein.“

2. Umfrage. In einem Neubau wird ein Tier (Kaze, Huhn, Kaninchen, Meerschweinchen) entweder gleich oder nach Tagen getötet. Auch ein Heiligenbild (Christus, Kreuz) wird zuerst hineingetragen (Lehrer Josef Haas, Arnsdorf bei Lettschen a. G., für Steinschönau und Blanfersdorf). In einem Neubau sollen böse Geister wohnen, welche die einziehende Partei zerreißen. Deshalb läßt man vorher ein Tier (Henne, Kaze, Hund) eine Nacht über im Hause. Geschieht ihnen nichts, so sind die „Bösen“ fortgezogen und man kann beruhigt einziehen. Es werden aber nachher alle Räume mit Weihwasser besprengt (Oberlehrer Franz Göß, Pöschkau bei Bodenstadt i. M.). Vor dem Einzug soll man einen Hund einsperren. Wenn er stirbt, soll man nicht einziehen. In ein neues Haus soll überhaupt zuerst der Himmelvater einziehen. Daher wirft oder trägt man zuerst ein Kreuzstück hinein. Man nimmt auch eine krusste Brot und ein Geldstück mit, damit das Geld niemals ausgeht, oder trägt zuerst Brot und Salz hinein, damit man nie Hunger leidet (Prof. Dr. E. Jungwirth, Römerstadt). Es heißt aber auch, daß man Brot, Geld und Salz mitnimmt, damit man Essen, Geld und Gesundheit (= Salz) habe (Erich Knoll, Bergstadt bei Römerstadt). Wer als erster in einem Neubau übernachtet, stirbt. Daher läßt man zuerst eine Henne oder einen anderen Vogel darin übernachten (Schulleiter Johann Reßler, Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien).

3. Umfrage. Das Hexenaustreiben geschah in Neufattl bei Elbogen vor 1870 am Vorabend des Walpurgistages auf dem Platz, auf dem heute das Haus Nr. 279 steht (Lehrer Richard Baumann).

6. Umfrage. Gegen das Jucken, von dem man „Stroffeln“ bekommen, krank werden oder auch sterben kann, ist man auch im Gebiet um Steinschönau (J. Haas, Arnsdorf).

7. Umfrage. Um Tefchen a. E. wird nach dem Begräbnis den Verwandten und Bekannten im Trauerhaus aufgetragen (Bier, Schnaps, Brot; Kaffee und Kuchen). Beim Begräbnis eines Junggesellen oder einer Jungfrau wurde „das Led vertanzt“ (J. Haas, Arnsdorf). Im gleichen Falle wird in Petersdorf in Schlesien die Totenhochzeit gehalten (J. Kefler, der den ganzen Totenbrauch ausführlich beschrieben hat).

10. Umfrage. Auf die Vogelbilder mit aufgelegten natürlichen Federn im städtischen Museum und in der Dr. Müller'schen Sammlung in Eger macht H. Baumann (Neusattl) aufmerksam. Man kennt sie ferner in Nordmähren. Auch im Eulengebirge (Glas) werden sie erzeugt (E. Jungwirth, Römerstadt).

12. Umfrage. Im Steinschönau heißt das Kinderspiel Pitscherln oder Pischkatln, eine deutliche Übergangsform vom westböhmischem Patschern zum ostböhmischem Litschern (J. Haas, Arnsdorf).

14. Umfrage. Das Kind wird schön, wenn die Schwangere viel Fisch isst (J. Kefler, Petersdorf).

17. Umfrage. Rote Wollfelle und Dachsfelle am Kummel sichern die Pferde gegen das Verufen (E. Jungwirth, Römerstadt).

20. Umfrage. Die Siedel heißt auch in Pattersdorf bei Deutschbrod, wo eine im Hause Nr. 8 verwendet wird, Kannabeet (H. Gückhorn), in Petersdorf in Schlesien Kanapee (J. Kefler).

22. Umfrage. Weitere Waggonaufschriften aus dem Weltkrieg: Wir ziehen frohgenut ins Feld, wenn auch der Feind uns rings umstellt; dem ersten Kummel macht ein End, das 9. Feldhaubitzregiment. — Wer traucht denn da im Klee? Ich glaub', 's ist Poincaré. Was hast du da im Klee zu krauchen? Bald wirst du, Poincaré, laufen. — Nikolaus, bleib zu Haus, sonst geht dir die Rüste aus (aus Ostpreußen). — Jeder Stoß ein Franzos', jeder Schuß ein Russ', jeder Serbe muß sterbe(n). — Ihr armen Serben, nun müßt ihr sterben; o armer Nikolaus, wir reißen dir die Haren aus. — Die Serben sind alle Verbrecher, ihr Land ist ein finsternes Loch; die Russen sind noch tausendmal frecher, aber Hebe kriegen sie doch. Den Franzosen zieht herunter die Hosen und laßt den Stock fest tanzen, daß sie uns nicht weiter pflanzen (Kottraut Deutsch, Römerstadt).

24. Umfrage. Messer mit der Schneide nach oben schneidenden Christus ins Herz (Steinschönau; J. Haas, Arnsdorf), verursachen den armen Seelen Leiden (Wilkau bei Mies, Pattersdorf und Weschnitz bei Steden; H. Gückhorn), was auch von einem Knoten im Strohseile gilt. Legt man das Messer um, so erlöst man eine arme Seele. Es heißt auch, daß die armen Seelen weinen oder darauf tanzen müssen oder sich im Grabe umdrehen, im Eulengebirge (Glas), daß dann der Teufel uns Haus geht. Die armen Seelen müssen auch leiden, wenn der Brotlaib auf der gewölbten Seite liegt (E. Knoll, Bergstadt und E. Jungwirth, Römerstadt), ferner wenn ein Rechen mit den Zinken nach oben liegt oder Bachholz aufgeworfen wird, das man hinlegen muß (J. Kefler, Petersdorf).

26. Umfrage. Über weitere Steinkreuze aus Nordwestböhmen berichtet H. Baumann (Neusattl).

27. Umfrage. Früher war allgemein der älteste Sohn Kleinerbe (J. Kefler, Petersdorf).

29. Umfrage. Der Backofen wird heute wenig benutzt. Es herrscht die schlesische Form vor, vereinzelt findet man auch die mittelgebirgische und bairische Art (J. Kefler, Petersdorf).

30. Umfrage. Über weitere Kapellen mit Vordach in Nordwestböhmen berichtet H. Baumann.

32. Umfrage. Nach der Taufe ist die Lauer = Rendlaassa = Lauffessen, wobei Verwandte, Paten, Bekannte und die Hebamme mit Butterbrot, Quargeln, Bier, Kuchen, Kaffee, Zigarren und Zigaretten bewirtet werden (J. Kefler, Petersdorf bei Heimersdorf).

33. Umfrage. Die Lokomotive der sächsischen Bahn Eger—Blauen jammert: „Ach, gähnt des schwa(r), äch, gähnt des schwa(r); äch wenn e scho(n) in Brämba (Brambach) wa(r)“ (H. Baumann, Neusattl). In Sieghardsdorf bei Sandstron heißt es von der Hauptstrecke Olmütz—Prag: „Der Zug der fährt nach Pardubitz und rackert über die Adlpsfüß' (Zauchenpflüze)“, die Bahn Troppau—Bennisch ächzt bergauf „Ihr wißt an Dreck, wie schwer das geht“ und ruft bergab „Weichs aus ihr Beut', der Satan stinmt“ (Oberlehrer Karl Bedel, Grünau bei Mähr.-Erlbau). Sonst heißt es in Nordmähren und Schlesien bergab „'s geht schon besser, 's geht schon besser (oder leichter)“ (E. Jungwirth, Römerstadt; J. Kefler, Petersdorf bei Hennersdorf; stud. phil. Walter Zawadil, Schnobolin bei Olmütz-Prag, für die Bahnstrecken Erbersdorf—Würbenthal und Freudenthal—Klein-Mohrau). Die Bezeichnung „Vocel“ (J. 1. Jahrgang, S. 221) stammt aus der altböhmischen Eisenbahnersprache, die eine größere Tenderlokomotive „Voc“ und eine kleinere „Vocerl“ nannte. Vgl. Wilhelm Biscan, Lokomotivtypen in der Sprache des Eisenbahners (Bohemia vom 5. Oktober 1928).

34. Umfrage. In Nordböhmen wurde um 1912 erzählt, daß von der Dame mit dem Totenkopf für einen Beischlaf viel geboten wurde, aber alle den Totenkopf fürchteten (J. Haas, Arnsdorf). Auch um Olmütz und Bodenstadt heißt es, daß Rothschild bei allem Reichthum der unglücklichste Mensch sei, weil seine Tochter einen Totenkopf hat (J. Göß, Pöschkau). Vgl. WZfV. 1928, S. 137.

35. Umfrage. Verlieren der Schürze bedeutet Untreue des Mannes um Steinschönau (J. Haas, Arnsdorf), Untreue des Schazes in Mähren und Schlesien (E. Jungwirth, Römerstadt; J. Kefler, Petersdorf; J. Göß, Pöschkau, wo es auch einen Streit bedeutet; W. Zawadil, Schnobolin bei Olmütz, wo aber bei einer älteren Frau das Aufgehen des Schürzenbandes befragt, daß ihr in nächster Zeit ein großes Glück bevorsteht). Eine hervorsteckende Haarnadel bedeutet, daß sich der Schatz nach dem Mädchen sehnt (J. Kefler, Petersdorf). Es sehnt sich ein Schwarzer nach dem Mädchen, wenn die Nadel nach oben, ein Blonder, wenn sie nach unten, und ein Roter, wenn sie nach rechts vorsteht (E. Jungwirth, Römerstadt).

36. Umfrage. Um Steinschönau ist am Gründonnerstag ein geflochtenes, rundes oder ovales Ostergebäck, Goultsch genannt, üblich (J. Haas, Arnsdorf). Den Hausenblasen entsprechen um Pöschkau die „Polsterlen“ oder „Schneeboeln“; bei den Tschechen um Propinitz heißt dies Gebäck „Bozi milosti“ (Gottes Gnade) (J. Göß, Pöschkau).

37. Umfrage. Windeier sind Unglücks Eier und sollen übers Haus geworfen werden (J. Haas, Arnsdorf). Sie werden von Hennen gelegt, die von einer Schlange begossen wurden (A. Südkhorn, Pattersdorf). Sie bringen dem Hause, in dem sie gelegt wurden, Unglück. Man darf sie nicht mit der bloßen Hand berühren. Ein solches Ei muß man noch vor Sonnenaufgang rücklings über den Kopf über das Dach werfen, ohne daß man nachschaut, wohin es fällt. Dadurch wird ein Diebstahl, ein Feuer oder sonst ein Unglück vom Hause abgewendet (J. Göß, Pöschkau). In Petersdorf (Schlesien) heißen die Windeier „gefliepte“ Eier (in Langenau bei Hohenelbe „Fliehpaja“; Franz Meißner). Laubenei-große Eier der Hennen werden „Trachader“ (Dracheneier) genannt. Wenn man sie über das Haus wirft, legen die Hennen wieder große Eier (J. Kefler).

38. Umfrage. Vor etwa 50 Jahren wurden die Warzen in Kuttenplan (Westböhmen) auf folgende Art beseitigt: Man verührte die Warze, sah die im ersten Viertel stehende Mondsfichel an und sprach dreimal: „Was ich seh', vergrößere sich; und was ich greif', verliere sich! Dazu helfe mir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.“ (Sanitätsrat Dr. A. Klein, Prag, der darauf verweist, daß wissenschaftlich beglaubigte Fälle von Beseitigung der Warzen durch Suggestion bekannt sind.) Man verreibt sie ferner durch Abbinden mit einem Pferdehaar oder Bestreichen mit Schöllkrautsaft (J. Haas, Arnsdorf), durch Abbinden mit einem geknoteten Zwirnsfaden oder Kopshaar, die man unter der Traufe vergräbt. Ist der Faden verkauft, verschwinden die Warzen. Oder man macht mit dem

Rehrwisch beim Brotbacken dreimal das Kreuz über die Warzen oder tut dasselbe mit einem Lappen, mit dem ein Loter abgewischt wurde, und gibt dann den Lappen zum Loten in den Sarg. Man kann sie bekommen, wenn, man einem, der Warzen hat, die Hand gibt (J. Repler, Petersdorf), überhaupt entstehen sie durch Berühren oder wenn man mit Einweiß in Verührung kommt. Man vertreibt sie auch durch Abbinden mit einem Frauenhaar oder indem man einen selbstgeponnenen Faden kreuzweis um die Warze legt und spricht: „Gilt dir Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist!“ Der Faden muß dann unter die Trause gelegt werden. Ferner verwendet man Schöllkraut oder legt die Hand mit den Warzen in den Backofen, wenn ihn der Bäcker mit dem Rehrwisch ausgefegt hat (E. Jungwirth, Römerstadt), oder auf den noch heißen Rehrbesen, mit dem eben der Backofen ausgefegt wurde, und macht dreimal das Zeichen des Kreuzes über die Hand (A. Glückhorn, Pattersdorf). Oder man macht in einen Faden so viel Knoten als man Warzen hat und begräbt ihn vor Sonnenaufgang unter der Trause. Beim Nachhausegehen darf man sich nicht umdrehen. Dann sind in 14 Tagen die Warzen weg. Oder man geht vor Sonnenaufgang dem ersten Wagen, den man begegnet, nach, wirft den Faden mit den Knoten unbemerkt darauf und sagt dreimal: „Bette, nahm mir mei Woarzen och met!“ Dann läuft man schnell nach Hause, ohne sich umzusehen. Auch durch Beschwören mit Wolfsmilch werden die Warzen vertrieben (J. Göß, Pöschlau).

40. Umfrage. Umfangreiche Angaben über selbstgemachtes Spielzeug hat ferner E. Jungwirth (Römerstadt) geliefert.

41. Umfrage. In Ottau (Südböhmen) werden Schmetterlinge meist nur Baisfultan oder Baisfultan (Bienenfalter) genannt, gefleckte zuweilen Fuchsn (Th. Chmela, Prag). Kleine Nachtschmetterlinge, die abends die Lampe umflattern, nennt man in Mikafu bei Wies „Lod“ (A. Glückhorn). Im Schönbengstgau wird der Kohlweißling „Moll'ndöb“ und jeder Abend- und Nachtschmetterling „Alb“ genannt (R. Ledel, Grünau), in Petersdorf bei Jennersdorf in Schlesien heißt jener „Molladieb“, der Zitronenfalter „Gälr“ (Selber), während alle anderen bunten Schmetterlinge den Namen Trauermantel haben (J. Repler).

42. Umfrage. Ausdeutungen der Vogelrufe sind in einem solchen Umfange eingelaufen, daß nur die Namen der Einsender angeführt werden können: Karl Wiegler, Schulleiter, Groß-Hammerschlag bei Neuhaus (eingesandt von Prof. Dr. Franz Vongin, Prag); Th. Chmela, Prag; A. Glückhorn, Pattersdorf; R. Ledel, Grünau; Johann Dolak, Bürgergeldirektor in Mähr.-Neustadt; E. Jungwirth, Römerstadt; J. Repler, Petersdorf in Schlesien.

43. Umfrage. Das Lied von der Rabenmutter wurde von E. Jungwirth eingesandt (aufgezeichnet von E. Knoll in Bergstadt bei Römerstadt, wo es früher zur Harfe gesungen wurde, 8 Gesäße, Singweise = Bei Seban auf den Höhen) und von J. Repler in Petersdorf (10 Gesäße. Anfang: Ach, mein Herz, das möcht' mir bluten).

44. Umfrage. Verschiedene Berichte vom Anmelden der Sterbenden hat E. Jungwirth (Römerstadt) geliefert, darunter den folgenden: Ein in Schludena (Nordböhmen) lebender Forstadjunkt hörte ein Klopfen an seinem Fenster. Auf seine Frage, wer da sei, erklang eine Stimme: „Josef, behält dich Gott!“ Am nächsten Tag erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner in Karlsdorf (Mähren) wohnenden Mutter. J. Göß (Pöschlau) berichtet: Als der Sohn Johann der Frau Theresia Röder in Pöschlau Nr. 8 auf dem russischen Kriegsschauplatz fiel, hat es „ein Stibla gelaecht“, d. h. sie hatte ein Anzeichen erhalten. Die alte Uhr blieb stehen, im Vorhaus fiel ein Brett und auf dem Boden krachte es. Das waren die feindlichen Kugeln. Einige Tage darauf erhielt sie die Mitteilung von dem Tode des Sohnes. J. Repler (Petersdorf in Schlesien) führt als besondere Anzeichen an: Reißen der Saiten auf Instrumenten, die der im Felde stehende Soldat spielte, Stehenbleiben der Uhr und böse Träume, und weist auf den allgemein verbreiteten Glauben hin, daß das Klirren der Werkzeuge des Totengräbers einen nahen Todesfall im Orte verkündet.

45. Umfrage. Wetterhörner scheint es nur auf bairisch-österreichischem Gebiet gegeben zu haben. Vgl. die Angaben bei Jungbauer Böhmerwaldsagen S. 265 zu S. 211, wozu noch auf das „Heimatbüchlein für den Böhmerwald“ von J. Klau (Prag 1921, S. 23) zu verweisen ist.

46. Umfrage. Bricht im Haus ein Feuer aus, so dreht man schnell die Tische um, so daß die Platten unten sind. Dies dämmt sofort das Feuer ein (W. Zawadil, Schnobolin bei Olmütz-Prag). Feuer gibt es, wenn ein Stern nahe beim Mond steht (E. Jungwirth, Römerstadt; J. Bernard, Nieder-Mohrau; J. Kessler, Petersdorf in Schlesien), oder wenn eine Henne kräht, was auch anderes Unglück bedeuten kann (Militau bei Mies; A. Südlhorn).

47. Umfrage. Um Jähzorn zu vertreiben, soll man Wasser in den Mund nehmen (Th. Chmela, Ottau-Prag; ebenso die Folgenden) oder bis zu einer bestimmten Zahl zählen (R. Bedel, Grünau), oder man soll dem Jähzornigen einen Spiegel vorhalten oder ihn auf den Friedhof führen (E. Jungwirth, Römerstadt).

48. Umfrage. Hundefett (Hundeschmalz) wird in Ottau (Südböhmen) besonders gegen Lungenfäule genommen (Th. Chmela, Prag), gegen Augenkrankheiten (Militau bei Mies) und gegen Brustleiden und Geschwüre (Langendorf bei Deutschbrod) verwendet (A. Südlhorn, Pattersdorf). Es gilt allgemein als Heilmittel bei Auszehrung (J. Haas, Arnsdorf bei Letzchen a. G.; Franz Meißner, Niederlangenau bei Hohenelbe) und wird noch heute neben Dachsfett im Schönhengstgau gegen Auszehrung löffelweise eingenommen oder auf die Brust gelegt (R. Bedel, Grünau). Es wird innerlich und äußerlich als Heilmittel gebraucht, wenn sich die Leute „weh“ getan, d. h. überarbeitet haben (J. Bernard, Niedermohrau bei Römerstadt und E. Jungwirth, der anführt, daß man sich auch in das warme Hundsfell hüllt und gegen innere Schmerzen sich ferner mit Kapensfett einreibt). Es wird innerlich bei Lungenkrankheiten und äußerlich bei Hautabschürfungen und Quetschungen verwendet, während Gänsefett bei Halsschmerzen und Hundebiß hilft (J. Kessler, Petersdorf in Schlesien).

49. Umfrage. Verbinden des Halses während der Entbindung zur Verhütung von Kropfbildung wurde in Rosenberg (Südböhmen) und Luffig beobachtet (Th. Chmela, Prag) und ist ferner üblich im Schönhengstgau, wo überdies der Hals der Wöchnerin mit einer Hand festgehalten wird (R. Bedel, Grünau), im Bezirk Römerstadt (J. Bernard, Niedermohrau) und in Schlesien (J. Kessler, Petersdorf). Es kommt auch vor, daß Eltern den Kindern, meist Mädchen, den Hals mit einem Tuch fest zubinden, um die Bildung eines Kropfes zu verhüten (F. Göß, Pöschkau).

50. Umfrage. Von Hacken kennt man um Römerstadt drei Arten, das Hackbeil, Breitbeil und Deckbeil (J. Bernard und E. Jungwirth), wozu im Schönhengstgau noch das „Lax“ genannte Spitzbeil dazukommt (R. Bedel, Grünau), in Schlesien als „Dachsl“ bezeichnet (J. Kessler, Petersdorf).

51. Umfrage. Das Kerngehäuse bei Äpfeln und Birnen heißt in Ottau (Südböhmen) die „Buazn“ (Puzen), daher etwas „mit Buaz und Stingl essen“ = ganz aufessen (Th. Chmela, Prag), um Mies „Kernhäusl“, um Bischofteinitz „Schneedhäusl“, bei Deutschbrod „Knorschpl“ oder „Popl“ (A. Südlhorn), im Schönhengstgau „Pepl“ (R. Bedel), in Jglau und Umgebung „Krepl“ (Hubert Nerad, Prag), um Neisfattl bei Elbogen „Gatz“ (R. Baumann), um Letzchen a. G. „Grips“ (J. Haas, Arnsdorf), im Riesengebirge „Griezl“ (F. Meißner), in Mähr.-Neustadt „Grips“ (J. Dolak), um Römerstadt „Griebes“ oder „Griebisch“ (J. Bernard und E. Jungwirth), in Pöschkau „Grebeßn“ oder „Raengehaes“ (F. Göß), in Petersdorf in Schlesien „Gräbisch“ (J. Kessler), um Freiwaldau „Gribisch“ oder „Griebisch“ (Fachlehrer Josef Mitsche, Freiwaldau).

52. Umfrage. In einigen Orten der Jglauer Sprachinsel heißen die übereinander gefügten Schlaffellen im Stalle „Schalander“ (Hubert Nerad, Prag). Sonst bezeichnet das tschech. Wort šalanda die Gefindestube, besonders in Mühlen und Brauereien. Auch im deutschen Südböhmen heißen die Schlaffstuden der Mühlburschen „Schalander“.

54. Umfrage. Sagen von versunkenen Häusern (Schlössern) und Dörfern, aber nicht von Städten, sind auch auf subetendischem Boden häufig, wie auch unsere Sagensammlungen beweisen, auf die einzelne Einsender aufmerksam machen. In Deutschweichenau bei Friedberg (Südböhmen) wird von einem auf Moorboden stehenden Wald erzählt, daß an der Stelle vor 300 Jahren ein Ort versunken sei. Der Wald selbst sei verzaubert und könne nie größer als manns hoch werden (Th. Chmela, Prag). Im Wälschgrund unterhalb Strahled bei Langendorf soll einst ein Dorf gestanden und versunken sein, als ganz Mähren von einem Wasser überschwemmt war. Die geretteten Leute sagten „Bauen wir ein anderes Dorf“ und siedelten sich auf der Höhe in dem neuen Andersdorf an (Wili Hohlfeld, Römerstadt, eingesandt von E. Jungwirth. Diese namendeutende Sage beweist, daß im Volke jede Erinnerung an die Bedeutung von Anders = Andreas geschwunden ist). Die Sage vom versunkenen Schloß am Wahnhübel zwischen Niedermohrau und Klein-Stöhl, an die sich die verbreitete Sage von der Mutter und dem Kind im Schatzberg anschließt, berichtet J. Bernard (Niedermohrau), auf Sagen in der Gegend von Bodenstadt berweist J. Götz (Poschtau), der eine druckfertige Sagensammlung besitzt, auf Hunstadt im Mosebruch bei Freinwaldau J. Kessler (Petersdorf).

55. Umfrage. Eine ausführliche Beantwortung lieferte Th. Chmela (Prag), der die Anzeichen für Regenwetter in die durch gute Naturbeobachtung erkannten und in die rein abergläubischen Überlieferungen scheidet. Weitere Antworten liefen ein von Prof. Dr. Franz Longin, Prag, für die Gegend um Kaplitz, Südböhmen, A. Glückhorn für Mies und Bischofteinitz, R. Baumann (Neusattl bei Elbogen), J. Meißner (Niederlangenau), Hubert Herad (Prag) für Jglau, J. Götz und Walter Zawadil für Poschtau, J. Dolak (M.-Neustadt), R. Ledel (Grünau) für den Schönhengstgau, E. Jungwirth für Römerstadt, J. Bernard für Niedermohrau, J. Kessler (Petersdorf).

56. Umfrage. Auch über die Arten der Zukunftsforchung sind so ausführliche Antworten eingelaufen, daß nur die Namen der Einsender genannt werden können: Th. Chmela (Südböhmen), A. Glückhorn für Mies und Bischofteinitz, J. Meißner (Niederlangenau), H. Herad für Jglau, J. Götz und W. Zawadil für Poschtau, J. Dolak (M.-Neustadt), E. Jungwirth (Römerstadt) und J. Kessler (Petersdorf).

57. Umfrage. Das „Alte Jahr-Ausschießen“ wurde in Südböhmen vor ungefähr 30 Jahren noch viel gepflegt. Wie am Weihnachtsabend wurde auch in der Silvester nacht an den Kreuzwegen geschossen, um die Hexen zu verschießen. Außerdem wurden im Hause drei Schüsse abgegeben, in das Butterfaß, in den Misthaufen und in den Kehrichtwinkel, damit die Butter „zusammengeht“, die Felder einen guten Ertrag hätten und im Hause kein Unglück geschehe (Th. Chmela, Prag). In Poschtau pflegt man noch heute am hl. Abend und in der Silvester nacht Pöllerschüsse abzufeuern. Als Grund wird angegeben, daß es eben ein alter Brauch sei (J. Götz).

58. Umfrage. Um Römerstadt wurden vor etwa 60 Jahren Pelzhäuben aus Samt oder Seide getragen, vorn am Kinn mit einer Masche geschlossen und ebenso im Nacken zusammengezogen und mit einer langen Schleife daran, wobei rings um das Gesicht und den Hals Pelzwerk lief (E. Jungwirth).

60. Umfrage. Im Bezirk Lettschen ist nur mehr die Windmühle bei Rosendorf im Betrieb (Rundbau aus Stein, drehbares Dach, angebaut ein Motor für windstille Tage). Windmühlen (alle runde Steintürme) waren ferner in Arnsdorf (zu Wohnräumen umgebaut), Jonsdorf und Güntersdorf (J. Haas Arnsdorf). Wir bringen ein etwa 30 Jahre altes Bild der Windmühle bei Rosendorf (eingesandt von Franz Blöchl (Pilsen). In Mähren stehen Windmühlen in Gaisdorf, Schmiedsrau, Lindenau (Bz. Mähr.-Weißkirchen), Epperswangen und Gabicht bei Olmütz, Botenwald bei Fulnek, Wessiedel (Bz. Odrau in Schlesien). Um 1920 wurde eine neue Windmühle am Westabhange des hl. Berges bei Olmütz gebaut (W. Zawadil, Schnobolin bei Olmütz-Prag). Diese Angaben ergänzt J. Götz (Poschtau), nach dem heute noch im Betriebe stehen die Windmühlen in

Schmiedsau, Vindenau, Gaisdorf, ferner in Bartelsdorf, Groß-Dittersdorf, Mittelwald und Rabelsdorf, alle vierseitige, drehbare Holzlasten. Gdh, der die Windmühle in Gaisdorf ausführlich schildert, berichtet auch von der Windmühle in Pöschkau, die in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts außer Betrieb gesetzt



wurde, weil dem Besitzer ein Mühlenflügel den Kopf vom Rumpfe getrennt hatte. Der verlassene Steinbau wurde 1927 vom Herrschaftsbesitzer Desfour's-Walderode erworben und es wurde daraus, ohne daß die Eigenart des Baues gestört worden wäre, ein Aussichtsturm gemacht, der im Oktober 1928 fertig war und im Frühjahr 1929 der Öffentlichkeit übergeben wird.

Umfragen

61. Wie nennt man bei Ihnen den M a u l w u r f? (Beim Worte Schermaus ist stets erst nachzuprüfen, ob das Volk damit tatsächlich den Maulwurf meint).

62. Prof. Dr. C. Jungwirth (Römerstadt) teilt folgenden Spottreim auf die bairische Grenzstadt Burghausen a. d. Salzach mit, über der der Wallfahrtsort Kimmernis liegt, während sich am andern Flußufer die Orte Ach und Klausen befinden:

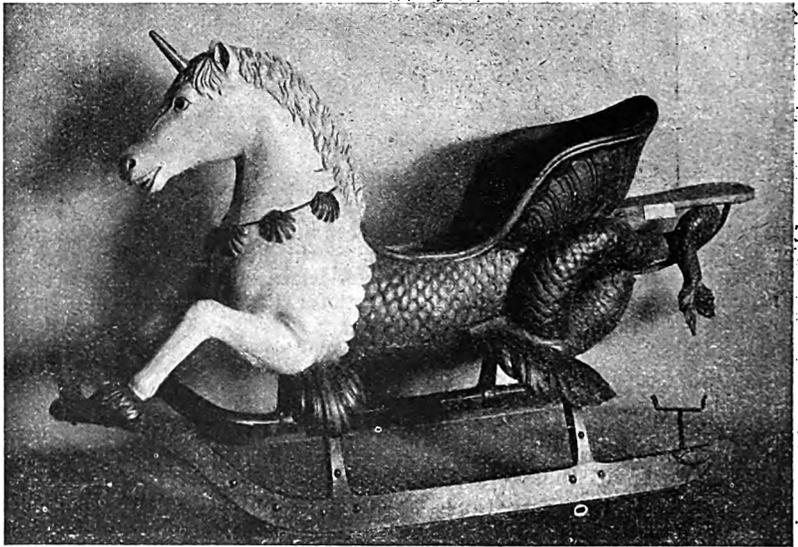
Zwischen Ach und Weh,
Zwischen Kimmernis und Klausen,
Liegt das Sumpfenloch Burghausen.

Wer kennt ähnliche, im Anschluß an die Namen benachbarter Orte entstandene Spottreime?

63. Wer kennt andere Formen von volkstümlichen Nutznadern?



(Zur 64. Umfrage.)



64. Wo gibt es Schlitten in Tierform oder solche mit holzgeschnitzten Köpfen? (Bilder und womöglich Angaben über den Verfertiger erwünscht¹⁾).

¹⁾ Das Bild (Nutznader) ist dem Bande „Thüringen“, die andern zwei Bilder dem Bande „Schlesien“ des Reichenwerkes „Deutsche Volkskunst“ (Delphin-Verlag in München) entnommen.

65. Wer kann Lieder und Reime mitteilen, die nachweisbar von einfachen Leuten aus dem Volke verfaßt worden sind?

66. Wer weiß Fälle, daß slawische Singweisen zu deutschen Liedern gesungen werden, wobei die alte deutsche Singweise verloren ging?

67. Wer kennt Besarten zu dem Rätsel vom Ei, in dem dies als ein Ding umschrieben wird, das vom Dache fällt und das kein Zimmermann mehr ganz machen kann?

68. Warum soll man einen Schuh nie auf den Tisch stellen?

69. Wo besteht noch der von Johann Kessler (Petersdorf in Schlesien) mitgeteilte Glaube, daß man einen Toten in die große Zehe beißen soll, wenn man die Furcht vor Toten verlieren will?

70. Nach nordmährischer Meinung soll man auf eine Glase benähte Windeln legen. Wer kennt ähnliche (auch scherzhafte) Mittel, um Haartwuchs und Bartwuchs zu fördern?

Besprechungen

Bibliographisches

Volkstündliche Bibliographie für die Jahre 1921 und 1922. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1927. Preis 18 Mark.

Das durch die opferwillige Zusammenarbeit vieler Volksforscher fertiggestellte, wertvolle Hilfsbuch unterrichtet über alle Erscheinungen der gesamten, nicht allein der deutschen Volkskunde. Die Bibliographie für 1923/24 wird 1929 erscheinen.

Edgar Sobinka, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien. 18. Band, 1. Heft der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“, im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, geleitet von Dr. A. Hauffen und Dr. G. Jungbauer. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1929.

Diese Zusammenstellung, die auch die wichtigste tschechische Literatur bezeichnet, bietet einen Überblick über alles bisher Geleistete und zeigt vor allem, wo noch Lücken auszufüllen sind. Als 2. Heft dieses Bandes wird eine „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern“ folgen, so daß nach Erscheinen der Neuauflage von Hauffens „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen“ das ganze Gebiet bibliographisch erfaßt sein wird.

Sudetendeutsches Jahrbuch, 4. Band, 1928. Herausgegeben von Otto Kleßl. Johannes Stauda Verlag, Rassel 1928. Gehftet 48 K., Halbkleinen 60 K.

Das Jahrbuch enthält wieder Beiträge aus allen Wissensgebieten, zum Beispiel einen von Dr. P. Krásnopolski über „Nürnbergger Meistersang in Mähren“, und aufschlußreiche Arbeitsberichte, darunter einen von G. Jungbauer über die sudetendeutsche Volkskunde der letzten Jahre. Das Jahrbuch wird 1929, wo es seinen zehnjährigen Bestand feiert — die ersten fünf Jahrgänge sind als „Böhmerland-Jahrbuch“ erschienen — einen Rückblick über die Entwicklung des Sudetendeutschums in den letzten zehn Jahren bringen. Es verdient die ernsteste Unterstützung aller sudetendeutschen Kreise.

Quellen zur deutschen Volkskunde

Unter diesem Namen geben Dr. B. von Geramb und Dr. Luß Mackensen im Verlag Walter de Gruyter & Co. (Berlin und Leipzig) eine Schriftenreihe in

zwangloser Folge heraus, welche vor allem den Zweck hat, unbekannte oder unvollständig und ungenau vorliegende Quellenwerte zugänglich zu machen. Bisher sind erschienen:

Georg Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. 1927. Preis 4 Mark.

Viktor von Geramb, Die Knaffl-Handschrift, eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813. 1928. Preis 24 Mark.

Aus der ersten Schrift ist der Bericht des Juden Ibrahim ibn Ja'qub über die Slawenländer, über Prag und über den Weg von Magdeburg bis nach Prag, wozu der Herausgeber genaue Anmerkungen beigibt, besonders hervorzuheben. Mit der zweiten Schrift wird eine Handschrift zugänglich, die nach den einstweiligen Feststellungen zum erstenmal das Wort Volkskunde verwendet. Sie geht auf die durch Erzherzog Johann veranlaßten, seit 1811 ausgesandten „statistischen Fragebogen“ zurück, die der Kameralverwalter Johann Felix Knaffl in Johnsdorf bei Judenburg ausführlich beantwortet hat, und bringt eine Fülle volkscundlichen Stoffes, darunter auch ein Krippenspiel und ein Paradeispiel und besonders wichtige Beiträge zur Volksmusik. Geramb hat die sowohl für wissenschaftliche wie auch für Laienkreise berechnete Ausgabe mit erklärenden Anmerkungen und ausführlichen literarischen Verweisen versehen. Zu dem Motiv, daß die Erde auf einem Fisch ruht, vgl. G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet S. 291, zum Spruch beim Hochzeitladen den 8. Band der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ S. 186f., zu den Reidsleden am Pferdegeschirr G. Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 197 und jetzt auch unsere 17. Umfrage (vgl. besonders S. 37. I. S. 220, wonach Kummerte mit roten Wolfstleden, Dachsfellstücken und Messingplättchen im Schönhengstgau „steirische“ heißen).

Der Heimatforscher

Die einzelnen Bände dieser vom Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen Prof. Dr. W. Schoenichen geleiteten und im Verlag von Ferd. Hirt in Breslau zum Preise von je 3 Mark erscheinenden Sammlung sind vorzügliche Einführungen in die betreffenden Stoffgebiete. Bisher sind erschienen:

Arthur Hübner, Die Mundart der Heimat, 1925. Kurt Hueck, Das Pflanzenkleid der Heimat, 1926. Robert Mielke, Die Siedlungen der Heimat, 1926. A. Hübner, Die Lieder der Heimat, 1926.

Vorbereitet werden Bände über den Boden, die Geschichte, Vorgeschichte und die Tierwelt der Heimat. Im 1. Band gibt Hübner einen sicheren Wegweiser für jeden Mundartforscher, der wissenschaftlich einwandfreie Arbeit leisten will. Er bespricht das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftdeutsch, behandelt die Grenzen und Gliederung der Mundart und befaßt sich eingehend mit der Phonetik, dem Lautstand, Formenbestand und Wortschatz. Sehrreiche Anleitungen zur Erforschung der Pflanzenwelt und ihrer in der Heimat liegenden Lebensbedingungen bietet das Buch von Hueck, dem prächtige Lichtbildaufnahmen beigegeben sind, über die Grundlagen der Siedlung, die Methode der Siedlungsforschung, die örtlichen Siedlungsformen (Einzelhof, Hausendorf, Runddorf usw.) und die städtischen Siedlungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung von der Römerstadt bis zur Hofstadt und Stadt der Gegenwart, in der man erst wieder das natürliche Landschaftsbild zu berücksichtigen beginnt und künstlerische Grundzüge voranstellt, unterrichtet klar und anschaulich R. Mielke. In dem aufschlußreichen Buch über das Volkslied hält sich Hübner hauptsächlich an die Arbeiten John Meiers und G. Mersmanns. Da er sich vorwiegend auf das westfälische Volkslied stützt, kommt es zu einer gewissen Einseitigkeit und das an Volksliedern so reiche Süddeutschland bleibt im Hintergrund. Im übrigen sind die angeführten westfälischen Lieder zum Teil auch da bekannt, so das von der dummen Fiese (vgl. Jungbauers Bibliographie Nr. 2058, die bei Hübner gar nicht erwähnt wird, trotzdem sie

nicht bloß für Deutschböhmen, sondern für das ganze mittel- und oberdeutsche Gebiet in Betracht kommt). Das im Elsaß aufgezeichnete Lied „Zwische Basel un Minscher“ kann nicht als Beispiel für eine Anlehnung an die Mundart dienen, da es nur eine Weiterführung eines von Natur aus mundartlichen Schnaderhüpffeliedes (vgl. Wibl. Nr. 195) ist. Sehr wichtig ist, daß Gübner erkannt hat, wie schädlich es ist, daß man das Volkslied, das doch aus anderen geistigen Verhältnissen heranzwächst und anderen Zwecken als das Kunstlied dient, immer wieder unter dem Gesichtswinkel seiner Abhängigkeit vom Kunstlied betrachtet.

Volksprache und Volksdichtung

Dr. Ernst F ü h r l i c h, Studien zur Mundartkunde. Herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“ in Leitmeritz. 1928.

In dem unscheinbaren Festchen findet der Mundartforscher eine Menge von lehrreichen Beispielen, die zumeist der Mundart von Raschowitz bei Aufscha entnommen sind. Sie beziehen sich auf Abweichungen im Geschlecht der Hauptwörter, auf die Bildung von Gattungsnamen aus Eigennamen, auf Rüdenteilnehmungen, so Zvalatsch (Schubkarren) aus tschech. trakař, das wieder auf das deutsche Träger zurückgeht, auf Verkleinerungswörter, auf den Ausfall des g zwischen Selbstlauten, auf die Ableitungssilbe -ig der Eigenschaftswörter, auf Schwächung und Schwund der schwach oder nicht betonten Silben, auf die beliebtesten Zusammensetzungen von Hauptwörtern mit -voll, auf alte Ausdrücke, die sich nur in der Mundart erhalten haben u. a.

Julius R o b e r n e, Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl, sprachgeschichtlich untersucht. Dissertation Freiburg i. Br. 1927.

Diese Arbeit kann jedem, der die Familiennamen seiner Heimat untersuchen will, als Muster empfohlen werden. Viele auch bei uns vorkommende Familiennamen werden hier behandelt und erklärt, so z. B. Baumann, Dengler, Dinter, Dreßler, Dürr, Eichhorn, Elschner, Engler, Fehr, Fries, Hansmann, Hauser, Heiser, Horner, Knoll, Kromer, Kößler, Moser, Pleyer, Kößler, Schramm, Senft, Ullmann, Weigel, Wunsch, Zind u. a.

Alfred M e i c h e, Das Flurbild von Sebnitz in der Sächsischen Schweiz. Ein Beispiel historischer Flurnamensforschung. Verlag Rothland und Berthold, Crimmitschau 1925.

Auf diese wertvolle, bisher wenig beachtete Untersuchung ist deshalb aufmerksam zu machen, weil sie zugleich ein Beitrag zur Flurnamensforschung des angrenzenden nordböhmisches Gebietes um Nirdorf und Schluckenau ist.

Ignaz G ö t h, Der Dorfpoet A. Siegl. Proben für einen Heimatabend. Herausgegeben vom Deutschen Volksbildungsverein Jglau. Verlag des „Altwaterboten“, Hohenstadt i. M.

Aus dieser kleinen Auswahl von Erzählungen und mundartlichen Gedichten des Müllers und Landwirts A. Siegl in Deutsch-Giehhübl (Jglauer Sprachinsel) sind die zwei Lieder „Di(n) la Tiroler net“ und „Heit is a schöna To(g)“ besonders bemerkenswert. Sie lehnen sich an bekannte Volkslieder des bairisch-österreichischen Stammesgebietes an und haben daher auch selbst wieder Verbreitung im Volke gefunden.

Hermann T r a n d l, Sagen und geschichtliche Erzählungen aus dem westlichen Erzgebirge für die Jugend. Selbstverlag Rothau bei Grassitz, 1927.

In ihrer landschaftlichen Anordnung (Grassitz, Heinrichsgrün, Um den Hohen Stein, Schönkind, Neudorf) und gewissenhaften Durchführung mit Quellenangaben und Anmerkungen, wozu noch hübsche Abbildungen nach Zeichnungen des akad. Malers Franz Gruf in Grassitz und Landschaftsansichten nach Lichtbildaufnahmen kommen, ist diese für Schulzwecke herausgegebene Sammlung eine treffliche Verfertigung und verdient auch außerhalb des Erzgebirges Verbreitung.

Dr. Viktor K a r e l l, Sagen aus dem Raadner Land. Verlag Vinzenz Uhl, Raaden a. d. Eger. Preis in halbsteifem Kartonband 30 K, in Leinen gebunden 40 K.

Karell, der schon J. Sieber bei der Herausgabe der Sächsischen Sagen (Jena 1928) für den deutschböhmisches Teil unterstützt hat, gibt hier eine schöne Zusammenfassung des Sagensgutes der Raadener Gegend. Der Verlag hat das mit Bildern von Toni Schönedler (Falkenau) geschmückte Buch in einer für sudetendeutsche Verhältnisse geradezu überraschend vornehmen Weise ausgestattet. Literatur- und Quellenangaben sind angeschlossen. Für eine Neuauflage wäre die Streichung einiger Sagen zu empfehlen, die deutlich Erfindungen sind, z. B. die von W. Nowak in der Erzgebirgszeitung 1894 und 1896 veröffentlichten.

Josef R i t t s c h e, Deutsche Volksagen aus Nordwestschlesien. Selbstverlag Freiwaldau, 1928.

Die Sammlung enthält fast nur Volksagen und nur wenige romantische Kunstagen, z. B. die von der Gründung von Einsiedel, von den Ruinen Gelsstein, Reichenstein u. a. Daher ist sie recht geeignet für die Wiederbelebung des Sagensgutes. Quellenangaben fehlen. Als Einleitung bringt sie einen ausgezeichneten Vortrag von Dr. Franz Weschel „Der Bildungswert der heimatischen Volksage“, der allgemeine Beachtung verdient. Wichtigzustellen ist nur, daß Prätorius seine Rübzahlagen in deutscher, nicht in lateinischer Sprache herausgegeben hat.

Dr. Emma F r a n k, Der Schlangenkfuß. Die Geschichte eines Erlösungsmotivs in deutscher Volksdichtung. Heft 9 von „Form und Geist“. Verlag Hermann Eichblatt, Leipzig 1928.

Das Ergebnis der sich vornehmlich auf Sagen und Märchen stützenden Untersuchung ist der Nachweis, daß dieses Motiv in den germanischen Ländern nicht bodenständig, sondern ein durch den mittelalterlichen Roman vermitteltes Wandermotiv ist, das Eingang in die Volksdichtung gefunden hat.

Dr. Hans K l e i n, Das Oberuferer Paradeissspiel in ursprünglicher Gestalt. Nach der letzten Aufführung durch die Oberuferer Bauern mit allen Singweisen neu herausgegeben. Bärenreiter-Verlag, Kassel 1928. Preis gebunden 2 Mark 50, Ausgabe ohne Bilder als Rollenbuch 1 Mark.

Das zuerst von R. J. Schröder veröffentlichte Spiel aus Oberufer bei Preßburg hat in den letzten Jahren mehrere Neuauflagen gefunden (Nr. 1 der Volksspiele des Mittelalters bei Breitkopf und Härtel, durch den Salzburger Wandervogel 1923, von Dr. A. Amanshauser in der Deutschen Hausbücherei Nr. 89). Die zwei letzten Ausgaben erwähnen Schröder gar nicht und weisen willkürliche Änderungen auf (vgl. R. M. Klier in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ 29, 1927, S. 7). Jetzt erst liegt es in einwandfreier Form vor, da Klein als erster die echten, alten Singweisen nach dem Gesange des 67jährigen Landwirtes Michael Wendelin aufgezeichnet hat. Hoffentlich verdrängt diese musterhafte Ausgabe, die mehrere Bilder von den Aufführungen im Winter 1926/27 bringt, die minderwertigen „Bearbeitungen“.

Hubert K e r a d, Die Weihnachtsfeier. Verzeichnis von Behelfen und Anleitungen. Nr. 1 der Flugschriftenreihe des Deutschen Kulturverbandes. 2. Auflage, Prag 1928.

Das Heft bietet eine willkommene Übersicht über die Weihnachtsspiele, eingeteilt in die Gruppen Volksdichtungen, Laienbühne, Vereinsbühne, Schulbühne. S c h l e s i s c h e s J a h r b u c h für deutsche Kulturarbeit im gesamt-schlesischen Raume. Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. I. 1928/29. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1928. Preis gebunden 4 Mark.

Dieses Werk ist aus den schlesischen Kulturwochen erwachsen (1925 Reichenberg, 1926 Troppau, 1927 Hohenelbe, 1928 Mähr.-Schönberg). Über die letzte

unterrichtet eine von der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ in Mähr.-Schönberg herausgegebene Schrift. Die nächste findet 1929 in Braunau statt. Gleich den Kulturwochen stellt sich auch das Jahrbuch auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Volkskunde und der Kulturbodenforschung, will aber das dort schrittweise und örtlich geleistete zusammenfassen, ausbauen und der gesamt-schlesischen Öffentlichkeit vernitteln. Neben Beiträgen von Dichtern, Künstlern, Geschichtsforschern u. a. kommt die Volkskunde in Aufsätzen zur Mundart (Dr. E. Schwarz, Schleifische Sprachgemeinschaft), zur Sage (Dr. G. Jungbauer, Der Berggeist Mübezahl) und zum Volkslied (Dr. W. Mat, Das slawische Volkslied in Oberschlesien) zur Geltung. Bemerkenswert ist aus den Ausführungen Mats, daß die meisten Balladen über Mähren nach Oberschlesien eingewandert zu sein scheinen, daß ferner aus Oberdeutschland über Böhmen hinweg ein starker deutscher Einfluß stattgefunden hat, der aber auch auf mittelbarem Wege durch die deutschen Oberschlesier wirksam war, und daß endlich das slawische Volkslied im deutschen Oberschlesien im Verfall ist und der sonst polnisch sprechende Oberschlesier heute zumeist deutsche Lieder singt.

Deutsche Volkskunst

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben vom Reichskunstwart Dr. E. Redlob. X. Band: Karl Heinz Clasen, Ostpreußen. Mit 230 Bildern. Delphin-Verlag, München 1928. Preis kartoniert 7 Mark 50, Pappband 8 Mark 50, Ganzleinenband 9 Mark 50.

Dieser Band der ausgezeichneten Sammlung ist besonders wichtig, weil er die Erzeugnisse der Volkskunst in einem Lande behandelt, an dessen Neubefiedlung, als es vom Deutschen Orden erschlossen wurde, vom 13. Jahrhundert bis in die Neuzeit fast alle deutschen Stämme beteiligt waren. Dies hatte, wenn auch der niederdeutsche Stamm überwiegt, eine wissenschaftlich noch nicht ausgebeutete Mischung im Volkstum und in der Volkskunst zur Folge, aus der sich aber scharf getrennte Ausdruckgebiete herausheben lassen, bestimmt durch den fremdvölkischen Untergrund, auf dem die deutsche Volkskultur sich aufbaut. Der Verfasser unterscheidet den litauisch-masurischen Kreis (Memelgebiet und Masuren), den mittelpreussischen Kreis (das altpreussische Kernland) und den pomerellischen Kreis mit seinem von den slawischen Russen gegebenen Untergrund. Die einzelnen Abschnitte (Haus und Hof, Kirche und Friedhof, Einrichtung des Hauses, Kleingerät, Trachten, Handwerk und häusliche Handarbeiten) verzeichnen daher auch eine Fülle von Erscheinungsformen, die zum Vergleich mit den in vieler Hinsicht ähnlichen Verhältnissen bei uns Grenzlanddeutschen anregen und auch für die slawische Volkskunde von Bedeutung sind.

Neuererscheinungen zu A. Stifter

Dr. Otto Pouzar, Ideen und Probleme in A. Stifters Dichtungen. 43. Heft der „Prager Deutschen Studien“. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1928.

Diese gedankenreiche, aus der Schule des großen Stifterkenners und Stifterforschers A. Sauer erwachsene Untersuchung zeigt anschaulich die Entwicklung des Dichters vom Romantiker zum Klassiker, vom himmelhoch schwärmenden Träumer zum erdverwurzelten, tätigen Manne, in dessen reifen Werken der edle, große Mensch an Stelle der Natur getreten ist.

Dr. Josef Bindtner, Adalbert Stifter. Sein Leben und sein Werk. Mit fünf Bildbeilagen. Verlag Ed. Strache, Wien-Prag-Leipzig. Preis geheftet 48 K., in Leinen 56 K.

Mit diesem gründlichen Buche hat der verdiente Obmann der A. Stifter-Gesellschaft in Wien Dr. J. Bindtner einem dringenden Bedürfnis abgeholfen und einen vollwertigen Ersatz für das zu breit geratene, seit langem vergriffene Werk von

U. H. Hein geliefert. In drei großen Abschnitten (Jugend, Wien, Sins) wird das Leben und Schaffen U. Stifters in ruhiger, liebevoller Sachlichkeit behandelt, die vorhandene Literatur wird erschöpfend herangezogen und auch manche bisher wenig oder gar nicht bekannte Quellen werden verwertet. Gegenüber den bisherigen Darstellungen wird versucht, die Gestalt der Gattin des Dichters in ein freundlicheres Licht zu rücken. Die nur auf eine einzige Quelle gestützte Angabe Heins über das tragische Lebensende Stifters wird stark in Zweifel gezogen. Nachrichten darüber waren aber schon im Todesjahr des Dichters in Oberplan selbst verbreitet, besonders sprach man darüber bei der Enthüllung der Gedenktafel an seinem Geburtshause (25. August 1868). Windtner's Buch, dem ein Namensverzeichnis beigegeben ist, ist volkstümlich und allgemein verständlich gehalten, genügt aber auch allen wissenschaftlichen Ansprüchen. Es ist die derzeit beste Einführung in die Werke unseres Dichters und daher allen Büchereien, Schulen und Stifterverehrern aufs wärmste zu empfehlen.

Julius Zerzer, Stifter in Kirchschlag. Eine Erzählung. Verlag Georg Müller, München 1929.

Der durch seine Dichtungen „Das Drama der Landschaft“ und „Johannes“ (eine Faustlegende) rasch bekannt gewordene Sinszer Zerzer besitzt ein wunderbares Einfühlungsvermögen in die Eigenart Stifters, vollstes Verständnis für alle seine künstlerischen Neigungen und ein feines Ohr und helles Auge für alle Erscheinungen der Natur, so daß er wie kein zweiter geeignet war, diesen Stifterroman zu schreiben und uns den großen Böhmerwäldler als Mensch und Dichter näher zu bringen. Wir begleiten Stifter, der im Nachsommer seines Lebens steht, auf dem Wege in sein geliebtes Kirchschlag nördlich von Sins und sehen, wie aus unmittelbarem Erleben sein einzigartiger „Nachsommer“ erwächst. Durch seinen Gedanktreue, seinen tiefen Lebensernst, zuweilen durch eine sonnige Heiterkeit aufgehell, durch seine sittliche Reinheit und nicht zum mindesten durch die edle Sprache und die dichterische Schönheit erhebt sich dieses Werk weit über den Alltagsroman unserer Zeit.

Rückblick

Beim Erscheinen unserer Zeitschrift wurde der Umstand, daß sie einem dringenden Bedürfnis entsprach, in einer Besprechung mit den Worten hervorgehoben: „Damit wird eine Lücke geschlossen, die vielleicht im alten Österreich noch begreiflich, in dem neuen Staate aber geradezu unverständlich war.“ Der Erfolg hat die Wahrheit dieses Satzes bestätigt. In kurzer Zeit haben sich um den neuen Mittelpunkt alle deutschen Volksforscher vom Egerland bis Karpathenrußland gesammelt und ein erfreulicher Aufschwung der volkstümlichen Stoffsammlung und Forschung war die Folge.

Mit Befriedigung können daher alle Mitarbeiter auf die geleistete Arbeit zurückblicken. Neben den wissenschaftlichen Untersuchungen und den stoffliefernden Beiträgen, bei welchen sich oft Beziehungen zur slawischen Volkskunde ergaben, neben den kurzen Berichten über volkstümlich wichtige Tagungen und Unternehmungen, neben der Förderung der volkstümlichen Abteilungen in unseren Heimatkreisen und der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften u. a. haben sich besonders die ständigen „Umfragen“ als eine ergiebige Quelle erwiesen, durch die eine Fülle von Stoff zustande kam, der durch die Veröffentlichung der Antworten der sofortigen wissenschaftlichen Verwertung zugeführt wird. Einzelne Umfragen wurden so ausführlich beantwortet, daß die Antworten sich ganz gut zu einer abschließenden Darstellung der betreffenden Fragen eignen. Auch über den Inhalt und Umfang der reichen Einläufe zum „Archiv für sudeten-deutsche Volkskunde“ wurde halbjährig berichtet. Eine große Bedeutung kommt den Besprechungen zu. Sie unterrichten über alle Neuererscheinungen und Fortschritte. Sie machen andererseits viele Arbeiten des Inlandes, die bisher ganz unbeachtet geblieben sind, erst weithin bekannt und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich. Als einzige volkstümliche

Zeitschrift, die jeden zweiten Monat alles Einschlägige sofort nach dem Erscheinen bespricht und anzeigt, ist unsere Zeitschrift in der Lage, viel früher als viertel- oder halbjährig oder als Jahrbücher erscheinende Zeitschriften über alle Neuererscheinungen zu berichten. Die für die Zeitschrift einlaufenden Besprechungsstücke und Lauschschriften werden dem Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universtität in Prag, dessen Errichtung bevorsteht, zugeführt, woraus sich erklärt, daß die Besprechungen vom Schriftleiter allein geschrieben werden.

Unsere Zeitschrift, die in dankenswerter Weise von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag und vom Ministerium für Schulwesen und Volkskultur unterstützt wird, ist von Monat zu Monat gewachsen, obwohl sie von der deutschen Presse der Tschechoslowakei im allgemeinen mit Stillschweigen übergegangen wurde¹⁾. Mehr Teilnahme haben die Zeitschriften gezeigt²⁾ und einzelne Schulpereine, deren Leiter sich gut bewußt sind, welche Bedeutung den volkstündlichen Bestrebungen in ihrer praktischen Auswertung (Pflege des Volksliedes, des Volkstanzes, der Volkstracht, von Sitte und Brauch, Förderung der Heimarbeit und Hausindustrie u. a.) für das Volkstum gerade der Grenzlanddeutschen zukommt. Außerdem ist nicht zu unterschätzen, daß unsere bereits im ganzen Ausland ausliegende Zeitschrift nicht allein auf die südetendeutsche Volkskunde aufmerksam macht, sondern auf die Deutschen der Tschechoslowakei selbst.

Das nächste Ziel muß sein, die Zeitschrift weiter auszubauen und ihren Abnehmerkreis, besonders im Inland, zu vergrößern. Dann wird auch die Möglichkeit gegeben sein, den Bezugspreis herabzusetzen. Hier kann jeder mithelfen und etwa dem Beispiel eines Freundes unserer Sache folgen, der in einem Orte Österreichs allein fünf Abnehmer geworden hat, oder dem eines Mitarbeiters in Mähren, der uns aus seinem Bekanntenkreis die gleiche Zahl neuer Bezahler zugeführt hat, oder dem eines Förderers in Ungarn, der uns Anskriften seiner Verwandten und Bekannten in der Slowakei mitgeteilt hat. Zur Zeit kommen im Inland hauptsächlich drei Gruppen von Abnehmern in Betracht: Gemeindebüchereien, Schulen und Einzelpersonen. Von den *Gemeindebüchereien* haben viele, die den richtigen Grundsatz vertreten, daß das heimische Schrifttum an erster Stelle zu berücksichtigen ist, es als selbstverständlich gefunden, unsere Zeitschrift zu beziehen und in ihren Leserkäufen aufzulegen. Sie bietet schließlich auch jenen Lesern, welchen die deutsche Volkskunde und vielleicht auch das deutsche Volk selbst eine gleichgültige Sache ist, genug Lese- und Bildungstoff. Von den deutschen *Schulen* beziehen fast alle Mittelschulen die Zeitschrift und stellen zugleich eine Reihe eifriger Mitarbeiter. Am stärksten ist der Anteil der Lehrerschaft der Volksschulen auf dem Bunde. In den größeren Städten sind nur hier und da einzelne Lehrer Abnehmer und Mitarbeiter, die Leitungen der Volks- und Bürgereschulen sind in dem Kreis

¹⁾ Vom 1. Heft wurden an 155 Zeitungen der Tschechoslowakei Besprechungsstücke gesandt. Belege über Besprechungen sind bloß von sieben Zeitungen eingelaufen (Bohemia, Prager Presse, Pilsner Tagblatt, Egerer Zeitung, Bischofteinitz-Staaber Bezirks-Nachrichten, Brünnner Tagesbote, Freudenthaler Zeitung). Alle sechs Hefte wurden regelmäßig, ohne irgendwelche besondere Aufforderung, nur von dem deutschgeschriebenen Regierungsblatt „Prager Presse“ besprochen. — ²⁾ Am erfolgreichsten war die Lauschanzeige in der Monatschrift „Hochschulwissen“, auf die sich viele neue Bezahler bei Bestellung der Zeitschrift berufen haben. Bloß eine einzige Monatschrift in Mähren war mit unserer Neugründung nicht ganz einverstanden und hat die Meinung geäußert, daß die Volkskunde auch in irgend einer schon bestehenden Zeitschrift hätte Unterschlupf finden können. Dieser Versuch ist vor einigen Jahren gemacht worden, aber kläglich gescheitert. Abgesehen davon, daß eine Wissenschaft von der großen Bedeutung der Volkskunde, die an den Universtitäten ihre besondere Vertretung hat, sich selbst erniedrigt, wenn sie sich als Anfängsel an irgend eine, vielleicht ganz andere Ziele verfolgende oder nicht rein wissenschaftlich gerichtete Stelle behandeln läßt, hat der Erfolg bewiesen, daß das selbständige Auftreten der allein richtige Weg ist.

der Bezieher sehr spärlich vertreten¹⁾. Es mag hier die irrige Ansicht mitspielen, daß die Volkskunde sich nur mit den Überlieferungen der ländlichen Volksschichten befaßt. Auch die städtische Bevölkerung bietet vielfältigen volkskundlichen Stoff in den sprachlichen, literarischen und sachlichen Überlieferungen und namentlich für Aberglauben und Brauchtum. Unter den Einzelpersonen, welche die Zeitschrift beziehen, gibt es wenige vermögende Leute. Neben dem Landlehrer, dem auch die traurigsten Lebensverhältnisse seinen idealen Sinn nicht zu rauben vermochten, steht der für allen geistigen Fortschritt, für Heimat und Volk begeisterte kleine Beamte und Angestellte. Diesen hilfreichen Mitstreitern und Freunden gebührt in erster Reihe der Dank unserer Zeitschrift.

Auf diesem mit so viel Erfolg begonnenem Wege wollen wir fortstreben. Unser Bestreben wird auch künftighin sein, neben der allgemeinen besonders die sudetendeutsche Volkskunde zu pflegen und dabei mit der selbstverständlichen Betonung des Landschaftlichen und Stammheitlichen stets den Blick auf die Gesamtheit des deutschen Volkstums in der Tschechoslowakei zu richten. Wir werden die volkskundlichen Erscheinungen nicht nur im geschlossenen Sprachgebiet, sondern auch in den weltverlorenen Sprachinseln und darüber hinaus bei den aus sudetendeutschem Boden in fernes, fremdes Land verschlagenen Volkssplittern gewissenhaft und liebevoll verfolgen und so der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke in ruhiger, sachlicher und nützlicher Arbeit dienen.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1928 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K. in Halbleinen gebunden 35 K. nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag II., Máltézské nám. 1, richten.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezieher bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probestefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbefehle“ steht.

¹⁾ Die Leitungen der Volks- und Bürger Schulen in Städten wie Auffig, Brünn, Gablonz, Jägerndorf, Neutitschein, Prag, Reichenberg, Saaz, Teplitz-Schönbau, Trautenau, Warnsdorf u. a. fehlen z. B. ganz, während die Schulen anderer Städte, z. B. Karlsbads, stark vertreten sind.

Gudetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocołova 10

2. Jahrgang 1929

2. Heft

Zum Vampirglauben in Karpathenrußland¹⁾

Von Dr. Edmund Schneeweis

Wie lebendig heute noch bei den Karpathenrussen der Glaube ist, daß Verstorbene aus dem Grabe wiedertehren, um den Lebenden Schaden zuzufügen, dafür zeugt das folgende Protokoll, welches der Gendarmerie-Postenkommandant Boh. Urbanek in Kalnik am 16. November 1927 unter Nummer 1550 an das Bezirksgericht in Munkacs (Munkács) geschickt hat. Das Original ist in tschechischer Sprache abgefaßt und wurde mir von Herrn Bezirksrichter Dr. Strach in Munkacs in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Ich bringe im folgenden die deutsche Übersetzung:

Inhalt:

Am 26. Oktober 1927 meldete Paul Havrilec, derzeit Soldat beim Inf.-Reg. 46 in Raaden in Böhmen, dem Gendarmerie-Postenkommando in Kalnik, daß seine Mutter Polanija Bišova aus Medvedovci infolge einer tödlichen Verbrennung am 6. Oktober 1927 gestorben und am 9. Oktober am griech.-kath. Friedhof in Medvedovci bestattet worden sei.

Paul Havrilec, der als Soldat Urlaub zum Begräbnis seiner Mutter erhalten hatte, traf mit Verspätung in der Heimat ein, als der Sarg schon neben dem Grabe stand und der Pfister die letzten Zeremonien verrichtete. Havrilec wollte seine geliebte Mutter noch einmal sehen und öffnete deshalb den Sarg. Als er das Leichentuch, mit dem die tote bedeckt war, hob, bemerkte er, daß man ihr die Füße mit Birkenruten zusammengebunden hatte. In den Sarg zu Füßen der Toten hatte man $\frac{1}{2}$ kg Moh'n geschüttet, ferner lagen da einige mit deutscher Schrift beschriebene Zettel, dann Stücke verschiedenfarbigen Papiers und einige nach Art der Kinderpielzeuge (Puppen) zusammengebundene Fäden. Auf der Brust der Toten lag ein altes jüdisches Buch und vier Stücke Brot. Außerdem bemerkte er, daß man der Toten die Fersen beschnitten und ihr die abgeschnittenen Stücke unter das Kinn geschoben hatte. In den Mund hatten sie ihr ein entzweigehacktes altösterreichisches Zweihellerstück (Kreuzer) gelegt.

¹⁾ Mit dem vorliegenden Aufsatz beginne ich die Veröffentlichung volkstümlichen Materials, gesammelt im Dezember 1928 auf einer mit Unterstützung der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik" ausgeführten Studienreise.

Havrilec löste die Binde von den Füßen der Toten, nahm alle oben genannten Gegenstände heraus, legte den Deckel auf den Sarg und dann wurde die Verstorbene unter den üblichen Zeremonien bestattet.

Nach dem Leichenbegängnis begann Havrilec nachzuforschen, wer den Leichnam seiner verstorbenen Mutter so geschändet hätte, und es gelang ihm festzustellen, daß das vier Frauen aus Medvedovci getan hatten, nämlich Marie Svidova (geb. 1867), Marie Kistulincova (geb. 1861), Anna Svidova (geb. 1881) und Anna Paulinova (geb. 1862). Sie hätten es deshalb getan, weil die Verstorbene zu Lebzeiten eine Hexe gewesen sei (eine sogenannte bosorkaňa), wofür ganz sicher auch der Umstand spreche, daß ihr Leichnam, trotzdem er schon dreieinhalb Tage gelegen war, nicht steif wurde; das gelte besonders von den Gliedmaßen und der Muskulatur, was nur bei Hexen vorkäme. Ferner spreche dafür die Tatsache, daß reines Blut floß, als ihr die genannten Frauen die Fersen beschnitten. Die oben erwähnten Abwehrmaßnahmen hätten die Frauen deshalb ergriffen, weil die Verstorbene sonst aus dem Grabe wiederkehren und der Bevölkerung durch Viehpest großen Schaden zufügen würde."

Wie mir Bezirksrichter Dr. Strach mitteilte, endete dieser Fall mit einer Einstellung des Verfahrens, da der Staatsanwalt keinen Antrag auf Bestrafung stellte und auch ein Privatanklage auf Bestrafung nicht vorlag. Dr. Strach kennt auch einen Fall, wo man der Toten einen Pfahl durch den Hals gestochen hat, damit sie nicht zum Vampir werde.

Im Jahre 1912 hat man in Volovoje, wie mir mein dort wohnhafter Gewährsmann Ivan Kubec erzählte, einer alten Frau, die man für eine Hexe hielt, nach ihrem Tode die Ober- und Unterlippe durchbohrt und ihr den Mund mit einem neuen, noch nicht gebrauchten Schloß verschlossen. Um den ganzen Leib wickelten und banden sie Brombeerstauden, mit dem Gesicht nach unten legten sie sie ins Grab.

Als es im Jahre 1913 in der Gemeinde Volobec zu einem großen Viehsterben kam, schrieben dies die Bewohner ebenfalls der Tätigkeit eines Vampirs (opir) zu. Sie öffneten das Grab eines Mannes, der bei Lebzeiten als Hexer galt, zerstückelten ihn im Grabe mit der Art und verbrannten ihn. Es kam deshalb zum Prozeß, bei dem der Sohn des Toten um Amnestie für die Leichenschänder bat, da sein Vater tatsächlich ein Hexer gewesen sei. (Gewährsmann: Petro Maghar aus Volobec.)

Die im obigen Protokoll erwähnten Abwehrmaßnahmen haben zahlreiche Parallelen bei anderen europäischen Völkern alter und neuer Zeit. (Siehe die zusammenfassenden Darstellungen über den Vampirglauben von Stefan Hock, Die Vampirfagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur, Berlin 1900. F. Wollmann, Vampyrické pověsti v oblasti středoevropské, Národopisný Věstník Československý XIV [1921], XV, XVI, XVIII.)

Nach der vollständigen Vorstellung gibt es Nachzehrer, welche im Grabe liegen bleiben und das Leichentuch, die Kleider, ja ihr eigenes Fleisch verzehren und die durch Fernwirkung den Hinterbliebenen schaden, dann eigentliche Vampire, die das Grab verlassen, Menschen und Tieren Blut entsaugen und deren Erkrankung und Tod herbeiführen.

Die im Protokoll erwähnte Münze, die man dem Toten in den Mund legt, ist ein Ersatz für die hinterlassene Habe. In Norddeutschland heißt diese Münze Nachzehrpennig. Das oben genannte Vorhängeschloß soll den Toten am Rauen verhindern. (Auch die Polen verwenden es: Jf. Lud XV 34.) Anderswo legt man dem Toten einen Stein in den Mund oder stopft ihm Erde hinein (Wollmann im N. V. C. XVI, 142). Das Binden des Toten soll ihn am Aufstehen und das Beschneiden der Ferse am Gehen hindern (Parallelen bei Wollmann, a. a. O. S. 139); Hod a. a. O. S. 28; Durchschneiden der Achillessehnen).

Die in den Sarg gestreuten Mohnkörner soll der Tote offenbar zählen, bevor er das Grab verlassen darf. Für diese Deutung spricht der serbische Brauch, nach dem man am Vorabend des Georgstages Hirse um die Schafshürde streut. Bevor die Hege dem Vieh schaden kann, muß sie die Körner auflesen. Damit verliert sie aber so viel Zeit, daß inzwischen die den Tag verkündenden Hähne krähen und aller Zauber erlischt.

Um den Toten an das Grab zu bannen, streuen die Polen vielfach geweihten Mohn um das Grab. (Wollmann a. a. O. S. 138.)

Der Beschäftigung des Toten im Grabe soll die Puppe dienen (vgl. Wollmann im N. V. C. XVI, 28).

Zetteln und Büchern mit ungewöhnlicher Schrift (in unserem Falle deutsch und hebräisch) schreibt das Volk apotropäische Wirkung zu. Die Balkanflaven z. B. tragen mit Vorliebe türkische Gebete als Amulette, die ihnen der mohammedanische Priester (Hodza) aufschreiben muß.

Das beigegebene Brot soll dem Toten als Wegzehrung dienen, damit er nicht aus Hunger das Grab verlassen müsse.

Die grausame Sitte, den Leichnam mit einem Pfahl zu durchbohren oder den vermeintlichen Vampir zu zerstückeln und zu verbrennen, ist auch bei den Balkanflaven bis in die jüngste Zeit bezeugt.

Die Erforschung der westböhmischen Volkstrachten

Von Dr. Josef Hanita

(Fortsetzung)

Sehen wir uns nun die Chotieschauer Tracht im einzelnen genauer an. Über die Männertracht ist in den Abhandlungen der Sabel sehr wenig die Rede. Und das ist aus dem, was schon oben über die Männerkleidung im allgemeinen gesagt wurde, leicht erklärlich. „Wie heute der Sandbewohner die Städtertracht unverändert als ganzes übernimmt, so hat er das schon vor Jahrhunderten getan.“ „Wenn nun der Sandbewohner

seine alte Tracht beiseite legt und in modische Kleider schlüpft, so tut er nur das, was er im Laufe der Jahrhunderte in bald größeren bald kleineren Zwischenräumen von je getan hat: er opfert seine Volkstracht, sondern er gibt ein altmodisches städtisches Gewand für ein neues auf.“ (Julien S. 10.) So wäre denn „Volkstracht“ eigentlich nur dem weiblichen Geschlechte zuzuschreiben.

Die angeführten Sätze gelten durchaus auch für die Chotieschauer Männerkleidung. Auch sie ist nichts anderes als eine „als Ganzes ins Bäuerliche übertragene Rokototracht“. Lad. Lábek selbst stellt (1921, S. 21) fest: Die Männertracht selbst „ist eine Schöpfung des Barock, welche sich irgend um das Jahr 1800 herum auf den Typ festlegte, wie sie sich uns erhalten hat“. Im ganzen war sie auch in allen Herrschaftsgebieten die gleiche mit ganz geringfügigen Abweichungen. Wenn Lábek freilich folgert, der Umstand, daß sich diese Tracht auch in den deutschen Gebieten unserer Heimat gehalten habe, sei ein „beredtes Zeugnis dafür, daß sich auch in diesen Gegenden die tschechische Kultur bis in die allerletzte Zeit erhalten habe“, so können wir das nur in dem Sinne annehmen, daß es ein Beweis dafür sei, daß diese Tracht nicht von den bairischen Bauern importiert und von den tschechischen Bauern übernommen worden sei, sondern daß sie unmittelbar auf böhmischem Boden aus der städtischen (allgemein westeuropäischen) Mode übernommen worden ist. Denn von einer eigenbestimmten individuellen tschechischen Kultur kann in Westböhmen in jenem Zeitraum weder in der Kleidung noch auf einem anderen Gebiete die Rede sein. Hat doch die Oberschicht in den böhmischen Städten im gesellschaftlichen Leben sogar die deutsche Sprache angenommen.

Und daß das in der kulturell und wirtschaftlich wichtigsten Stadt unserer engeren westböhmisches Heimat, in Pilsen, das allerwege treu kaiserlich und päpstlich gesinnt war, nicht anders lag, hat Lábek selbst in seiner Schrift „Život a Moda v Plzni v XIX. stol.“, 1923, S. 4, ausgeführt. „Zu den gnädigen Damen der kaiserlichen Beamten gesellten sich die Pilsner Frauen in gepuderten Gesichtern, riesigen Frisuren und noch riesigeren Krinolinen, bestrebt, etwas von den eleganten Bewegungen des Spielerschen Rokoko zu erhaschen. Die Damen und Herren der bürgerlichen Kreise verachteten einmütig und fast ohne Ausnahme die heimische tschechische Sprache und reden deutsch, wenn auch ziemlich ungeläufig, nur damit sie den deutschen Beamten das Leben erleichtern und sich selbst in die scheinbar höhere kulturelle Sphäre der anderen Nationalität erheben.“ Pilsen ist damals nach außen hin und kulturell noch eine deutsche Stadt. Und daß es sich bei der Bürgerschaft nicht durchwegs um deutsch sprechende Tschechen handelt, sondern daß auch der deutsche Bevölkerungsanteil vorhanden war, steht außer Zweifel. Eine unvoreingenommene Untersuchung des zahlenmäßigen Verhältnisses wäre auch hier sehr erwünscht¹⁾.

¹⁾ Wenn der Gründer der ersten Buchdruckerei in Pilsen nach 300jähriger Pause 1787 Jos. Johann Morgensäuler heißt, wenn andere Bürger Seitz, Konolzer, Schiebel heißen, wenn unter den Namen, die für die Entwicklung eines einzigen kleinen Zweiges des kulturellen Lebens, der Photographie, in Pilsen wichtig sind,

Das aus dieser Stadt in jener Zeit „gefundene Kulturgut“ kann darum auf keinen Fall als Fortsetzung tschechischer Kultur im deutschen Gebiet bezeichnet werden.

Wir wollen hier nur auf einzelne Teile der Männertracht eingehen, auf die, die dem Laien „flawisch“ erscheinen.

Die engen Kniehosen erscheinen in der europäischen Mode seit



Bäuerin in Preßmitteltracht und mit Haube. Bauer im blauen Schwenker und mit gelben Lederhosen (Schuhwerk modern).

1 französischer, 7 tschechische und 12 deutsche (Amerling, Menzel, Wagner, Bielefeld, Haas, Salzman, Kotjanderle, Voller, Hüttel, Schächtel, Bergmann, Böttinger) genannt werden (Lad. Lábek, Počátky a rozvoj Fotografie v Plzni. 1924), so sind das kleine Streiflichter. Ob diese Deutschen zum Teil erst zugewandert sind, spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle. Wenn in dem Papierladen des Ignát Schiebel der Mittelpunkt für die Bestrebungen auf Wiedererweckung des tschechischen Volkstums in Pilsen entstand, so beweist das, wie auch hier deutschstämmige Menschen an der tschechischen Wiedergeburt bedeutenden Anteil nahmen.

Anfang des 18. Jhd. und finden seitdem auch bei den deutschen Bauern Aufnahme. Besonders enganliegende Kniehosen aus gelbem Hirschleder erfreuen sich hier besonderer Beliebtheit. (Gottenroth, Deutsche Volks-trachten vom 16. bis zum 19. Jhd. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1923. S. 89.) So finden wir denn, wenn wir die Trachtenbilder bei Gottenroth durchblättern, wie in der Chotieschauer Tracht so auch in den verschiedensten deutschen Gegenden immer wieder diese gelbe Lederhose. Auch in der Volkstracht in Dalekarlien in Schweden (Buschan, Die Sitten der Völker. III. Abb. 263) finden wir diese gelbe Hose. Wenn Hofmann (S. 42) berichtet: „Sie und da sollen von älteren Männern auch schwarzgefärbte Lederne Hosen getragen worden sein“, so ist dies nicht etwa eine Ausnahme. Wenn die gelbe Lederhose abgetragen und schmutzig war (umzubringen ist so eine Hose nicht, vgl. Münchhausen, Lederhosenjagd), wurde sie einfach schwarz gefärbt und war wieder „wie neu“. Hofmann erwähnt nichts von Stickerei- oder Schnurverzierungen auf diesen Hosen. Auch die ich selbst noch zu sehen bekam, hatten keine. Wohl aber sind solche Verzierungen auf der Abbildung bei Gottenroth (III. Tafel 40) zu sehen. Daß es sich auch dabei nicht etwa um eine „slawische“ Eigenheit, sondern um eine modische Zutat handelt, beweist, daß auch die ehemaligen gelben Lederhosen der Bezinger Tracht in Württemberg „reich bestickt“ waren (Julien S. 45).

Auch die Pelzmütze, welche „aus grünem Samt und Iltisfell hergestellt war“ (Hofmann S. 47) ist durchaus nichts „Slawisches“. Wir finden diese „eigenartigen Pelzmützen mit hortenbesetztem Sammetkopf“ noch bei den Burschen in der Schwalm, im Hanauer Land, in einigen Dörfern der Rottweiler Gegend, in Hohenwald (Schwarzwald), in Oberschlesien, so daß sie Kretschmer sogar „deutsch, wo sie auch vorkommen mag“, nennt. (Julien S. 12, 91.) Die gelbe Lederhose und diese Pelzmütze finden wir auch in der Tracht der Kopberger und Roslowagorer Bauern, die, wie wir oben gesehen, für polnisch gehalten worden ist, vielleicht eben auch auf Grund dieser Kleidungsstücke.

Über die übrigen Teile der Männertracht, Schößlrock, Weste, Gut, Halstuch, Power usw. brauchen wir uns nicht erst zu verbreitern, sie sind Gemeingut der westeuropäischen Mode.¹⁾

Anders ist es mit den Pelzen. Im Osten, wo das Klima warme Kleidung verlangt und viele Pelztiere vorkommen, findet das Pelzwerk in der Bekleidung eine größere Anwendung als in Gegenden mit milderem Klima. Aus diesen östlichen slawischen Ländern findet auch seit jeher eine starke Pelzausfuhr statt. Schon aus dem frühen Mittelalter haben wir Nachricht, daß Prag einer der wichtigsten Umschlagsplätze für diesen östlichen Pelzhandel war (Zibrt 50). Pelzüberkleider finden wir denn auch bei den Bauern in Böhmen, so weit unsere Nachrichten über deren Kleidung zurückreichen. Winter wird denn auch nicht müde, immer wieder, wenn er auf die Pelze zu sprechen kommt, zu betonen, daß wir es hier mit einem unbestritten slawischen Kleidungsstück zu tun haben. So wäre es ja

¹⁾ Hofmann sagt, daß „ein Schwenter (Schößlrock) überhaupt nicht mehr aufzufinden war“. Sie und da findet man aber doch noch einen. Es ist mir 1926 gelungen, noch einen (s. Bild) zu photographieren.

durchaus möglich, daß der lange Pelz der Männer und der kurze der Männer- und Frauentracht in der Chotieschauer Herrschaft auf alter, einheimischer Tradition, die bis in die primitive slawische Zeit zurückreicht, beruht. Daß Pelzüberkleider nur den Slawen zukämen, ist damit natürlich nicht gesagt. Bei den Karolingischen Franken z. B. scheinen sie sich einer besonderen Beliebtheit erfreut zu haben. Köhler, Allgemeine Trachtenkunde II., 163, weist darauf hin, daß Karl d. G. eine Verordnung gegen die überhandnehmende Verteuerung des Pelzwerkes erließ. Und ebenda III., 27, heißt es: „Bis zum letzten Drittel des 13. Jhd. sollen die (deutschen) Bauern in pelzgefütterten und pelzverbrämten Röcken mit weiten Ärmeln (in Nachahmung der höfischen Kleidung) einhergegangen sein.“ Nach Gottenroth (S. 13) war der Bauernmantel in Deutschland im 16. Jhd. „ein Schutzgewand aus derbem Stoff, aus Loden oder Fell“. Von anderen, besonders den nordischen Völkern nicht zu sprechen.

Jedenfalls blieben auch die Pelze von Verzierungen und Zutaten nach den jeweiligen Moden nicht verschont. Ganz besonderer Beliebtheit scheint sich das Pelzwerk in der Oberschicht im 16. Jhd. erfreut zu haben. Noch im Jahre nach der Schlacht am Weißen Berge (1621), als Prag schon stark gesunken war, finden wir auf dem Altstädter ständigen Markte über 100 Kürschnerstände und -Gewölbe, nicht gerechnet jene Gewölbe, welche die Kürschner bei ihren Häusern in den verschiedenen Gassen besaßen (Winter 310). Wir finden in jener Zeit eine ganze Reihe von Pelzarten, die Winter S. 457ff. behandelt. In den Verlassenschaften einzelner Personen finden wir denn auch immer mehrere (vier bis acht) Pelze (Winter 472). Diese Beliebtheit des Pelzwerkes ist keineswegs auf Prag und Böhmen beschränkt. Winter (473) bringt ein Zitat, nach dem auch in Frankreich im 16. Jhd. siebenundzwanzigerlei Pelzwerk für die Kleidung verwendet wurde. Daß die westliche Mode in solchen Dingen sich vom Osten anregen ließ, wäre durchaus möglich und ist auch später immer wieder der Fall gewesen. Vgl. z. B. Fischel-Boehn, Die Mode 1790—1817 (München 1908) S. 115: „Erst um 1808 kommen in Paris Pelzmäntel für Damen auf, die man *Wischoura* nannte, weil sie ursprünglich aus Rußland stammten.“ Sind ja schon in früherer Zeit einzelne Trachtenstücke aus dem Osten, oder Böhmen im besondern, nach dem Westen gedrungen. (Vgl. darüber die Beispiele bei Zibrt, S. 29, Winter, S. 14ff.) Andererseits sind eine Reihe von Bezeichnungen für Pelze in Prag deutsch oder zumindest nicht tschechisch: *brustblech*, *sore* oder *sorepelz*, *horekop*, *skopelz*, *doloman*, ein Pelz wird als *franský* bezeichnet. Im Egerlande kommt um 1800 zu den heimischen Pelzen eine neue Art hinzu, über die Grüner (S. 111f.) schreibt: „Man fing an von Triest durch Fuhrleute ganz schwarze Pelze die dänischen, welche bloßliegende Krägen hatten, genannt, gelegentlich bringen zu lassen.“

Sind nun die Pelze der Chotieschauer Tracht zur Gänze „gesunkenes Kulturgut“, das ja wiederum aus dem slawischen Osten übernommen sein kann, aus der genannten Zeit oder stammen sie dort noch aus der primitiven bäuerlichen Kleidung und haben sie der Mode des 16. Jhd. und der Folgezeit nur ihren Schmuck zu verdanken? Hofmann weist z. B. auf die

Verwandtschaft der kurzen Frauenpelze mit den Spensern der Spanierinnen und Französinen hin. Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß die Pelze der Weiber in unserer Gegend zusammen mit der „Brellmitteltracht“, zu der sie getragen wurden, auch verschwinden und nicht zu der neuen Tracht der Stehmittel herübergenommen werden. Auch die Männer legen die Pelze zusammen mit den anderen Kleidungsstücken der älteren Mode ab. Diese Frage würde zur endgültigen Lösung eine Sonderuntersuchung wohl verdienen. —

Die Grundform der Chotieschauer (und anderen westböhmisches) weiblichen Tracht ist die Rock- und Niedertracht, die Grundform, die wir auch in Deutschland mit wenigen Ausnahmen überall dort finden, wo wir von „Volkstracht“ sprechen können. Julien (S. 11) nennt diese Grundform sogar „jene Rock- und Niedertracht, die im 16. Jhd. in Deutschland erfand, die erste und einzige Bekleidungsform, die als typisch Deutsche jemals geschaffen wurde. Auch sie ist anfänglich eine städtische Mode gewesen; nachdem sie sich aber durch vier Jahrhunderte ausschließlich bei der Landbevölkerung gehalten hat, darf man sie wohl unbedingt als eine Volkstracht ansprechen.“

Wir wollen uns auf das „typisch deutsch“ nicht versteifen. Uns genügt die Feststellung, daß es sich bei dieser Grundform nicht um eine „slawische“ handelt. Die Teilung des bisher im ganzen getragenen Gewandes in Rock und Leibchen findet in der westeuropäischen Kleidung seit dem Ende des 15. Jhd. statt. Diese Form dringt dann auch in die deutsche bäuerliche Schicht ein und Leibchen und Kopfsputz werden hier in ihren besonderen Ausgestaltungen zu den Hauptträgern der landschaftlichen Besonderheiten.

Auch in Böhmen fand diese neue Sitte Eingang seit etwa 1500. In den Prager Inventaren finden wir die erste Spur zum Jahre 1521: In der Hinterlassenschaft der edlen Frau Johanna Berková z Dubé werden zwei „životky“ (Leibchen) erwähnt. Auf den Miniaturen der „Životy svatých“ aus dem Jahre 1516 ist diese Teilung noch nicht zu ersehen. Die Chotieschauer weibliche Tracht kann also über die erste Hälfte des 16. Jhd. nicht zurückreichen.

Sehen wir uns die einzelnen Teile an: auffallend ist da vor allem der *Faltenrock* in seiner eigenartigen Aufmachung. (Beschreibung und Abbildungen der einzelnen Teile vgl. immer bei Hofmann.) M. Sáběl verweist auf die zwei Schürzen der Slowakinnen, die von vorne und rückwärts statt des Rockes umgebunden werden und vielleicht die älteste Art, das Hemd zu bedecken, darstellen. Der Chotieschauer Rock ist aber nicht, wie man für die fortschrittlicheren Gegenden der Slowakei annimmt, dadurch entstanden, daß man an die hintere Schürze nach vorn zu einen nicht-gefältelten Teil aus gröberem Stoffe ansetzte. Er verdankt seine Entstehung vielmehr letzten Endes der spanischen Mode des 16. Jhd. „Unter dem Schutze der alles versteifenden spanischen Mode kam der gefältelte Rock mehr und mehr in die bäuerliche Garderobe. Zwar für die Werktage blieb man bei dem alten bequemen Gewande; für den Feiertagsputz aber war schon gegen Ende des 16. Jhd. der Faltenrock unerläßlich. Man machte ihn stets fußfrei, verkürzte ihn sogar bis zum unteren Wadenrande, fertigte ihn aber stets

von derbem Stoffe und unterlegte ihn mit möglichst vielen Futterkleidern, damit er keinen Augenblick seine glockenartige Gestalt verlieren konnte. Nur in der Art, wie man den Rock faltete, auspukzte und unterfütterte, fand noch einiger Wechsel statt. . . Den schon im Anfang des 16. Jhd. herrschenden Brauch, den Rock . . . in seinem unteren Teile mit queren



Bräutigam und Braut (Prellmittelstracht). Brautkrönlein aus Fitterwerk.

Streifen zu benähen, behielt man stellenweise bei. . . Anderwärts, wie in der Gegend von Dachau (in Bayern) und Bilsen, trieb man den Rock durch untergelegte Polster so stark an den Hüften auseinander und an der Taille in die Höhe, daß der schönste Wuchs als Mißgestalt erschien.“ (Gottenroth I., 39.)

Das Urbild dieses Rockes stammt also aus der ersten Epoche des Reifrockes, der spanischen, die das 16. Jhd. einnimmt und in der hohen Mode mit dem 30jährigen Kriege endigt. Die Reifrockmode herrschte von der

Weichsel und vom Njemen bis Gibraltar und aus dieser Mode haben auch die deutschen Volkstrachten geschöpft. So finden wir überall in deutschen Landen, wo sich noch sehr alte Tracht erhalten hat, diesen in enge Falten gepreßten Rock aus schwerem Stoff mit Bandbesatz. Und meistens sind damit auch Hüftpölster verbunden, über die der Rock zur Glockenform gepauscht wird. Auch andere Mittel werden angewendet, um die Glockenform zu erzielen: so viele Unterröcke als man tragen kann, steif wattierte oder mit Federn ausgestopfte Unterröcke, oder es werden die Unterröcke gestärkt.

Nach Hofmann waren die Röcke der Ghotieschauer Tracht dunkelrot. Die ich in der Kladrauer Gegend noch zu sehen bekam, waren schwarz. Der rote Rock scheint der ältere zu sein, der schwarze der jüngere. Auch diesen Übergang vom roten zum schwarzen Faltenrock finden wir in alten deutschen Volkstrachten öfter. Wenn dann die Röcke aus schweren Wollstoffen aufgegeben und leichtere Stoffe verwendet werden, werden sie nicht mehr in enge Falten gepreßt, sondern bloß gereiht. Wir lassen nun einige Beispiele aus deutschen Volkstrachten, wie sie Julien bietet, folgen:

Hannover: Statt der früher dunkelroten, in Falten gepreßten Röcke findet man heute in Heeslingen, Selsingen schwarze, am Bund gereichte, die unten am Saum mehrmals mit Sammetband besetzt sind. (S. 126.)

Westfalen: Rechts der Weser sitzen die Rotröcke. (S. 109.)

Braunschweig: Der weite gebrannte Rock aus schwarzem, dickem Tuch wurde früher rot mit grünem Besatz getragen. (S. 104.)

Pommern, Weizackergebiet: Grelroter Rock mit grünem Bandbesatz . . . weite gebrannte Falten. (S. 137.)

Schleswig-Holstein, Probstei: Die ursprünglich roten Röcke verschwanden später ganz. (S. 147.)

Wenden: Weiter Rock aus schwarzem, dickem Wollstoff, grünem Rand. (S. 160.)

Elßaß: Weite pliffierte Röcke aus feinem Wollstoff leuchten in grün oder lila. (S. 35.)

Würzburg-Obhsenfurt: Faltig gebrannter Überrock, meist kräftiges Bordeauxrot, hellblauer Besatzstreifen.

Thüringen: Weiter schwarzer, pliffierter Rock aus friesartigem Tuch mit breiten Randstreifen verziert (grün oder Buntdruck auf blauem Grund). (S. 64.)

Tirol: Röcke der älteren Form sind in schwere dicke Falten gelegt, beliebt war unter anderen Farben das vornehme Rot. (Sentner, Ueber Volkstracht im Gebirge. Zf. f. öst. Wde. XI. 1905, S. 152.)

Sehr häufig haben diese Röcke in den Bauerntrachten unter der Schürze eine Bahn aus gröberem Zeug eingeseht. Marie Babel verweist bei dieser Gelegenheit wieder auf slowakische Trachten, in denen statt eines Rockes im Ganzen zwei gefälteste Schürzen, eine von rückwärts, die andere von vorn umgebunden werden. In fortschrittlicheren Gegenden hat man dann an die rückwärtige Schürze einen nichtgefältesten Teil angefeht, wodurch ein ganzer Rock entstand. Mit diesen slowakischen Schürzen haben aber unsere Röcke, wie gesagt, nichts zu tun. Es handelt

sich hier lediglich um häuerliche Sparsamkeit. An der Stelle, die so wie so stets von der Schürze bedeckt ist, wollte man, wie auch Hofmann richtig hervorhebt, mit dem teuren Wollstoffe sparen. Man spart ja an dieser Stelle auch mit dem Bandbesatz (Hofmann, Abb. 24a). Man nennt diesen Fleck daher auch „Gout foot“ (ebenda, S. 24), und ebenso im Schwarzwald „Sang gut“, in Westfalen „Mag sachte“. Julien verweist weiter auf eine Tafsache in der Tracht von Ziebingen Kurith und von Dahme in der Mark. Hier werden Wochentags selbstgewebte Röcke aus Wolle mit farbigen Streifen aus Baumwolle getragen. Vorne unter der Schürze sitzen diese Streifen viel dichter, um das bessere Material zu sparen (S. 191). Auch unsere Herrenweste trägt ja im Rücken, der vom Rock verdeckt ist, einen Einsatz aus geringerem Stoffe nach dem französischen Gilet. In der Festtracht der Wendinnen von Hoherswerda finden wir beim Rock vorne eine spitzeilige Öffnung und zu beiden Seiten solche Teile von geringem Stoff. Hier haben wir nicht etwa eine Übergangsform zwischen der slowakischen Schürze und dem ganzen Rock. Wir haben es hier vielmehr, wie Julien nachweist, mit der Mode des vorne offenen Rockes (16. Jhd. und später) zu tun. Es schließt sich nicht eine Schürze, sondern ein ganzer Rock wurde geöffnet.

Schon in der hohen Mode verwendete man bei den Reifröcken neben den Gestellen und Keifen aus Holz oder Draht auch ausgestopfte Polster, die man um die Hüften legte. Auch als man nach der zweiten Reifröcke-epoche das Reifengestell abzulegen begann (seit 1770), trug man als Übergang noch solche Wülste oder ausgesteifte Unterröcke (Köhler, Allgemeine Trachtenkunde, VI., 148). In Böhmen fanden diese Wülste in der Oberschicht ebenfalls Eingang und man nannte sie wegen ihres Aussehens „klobasy“ = Würste. Winter fand diesen Ausdruck im Prager Archiv zum Jahre 1618 (S. 320). In unserer westböhmischen Volkstracht haben sich diese „Würste“ unter diesem Namen bis heute erhalten.

Sie betonen hier die Formen des weiblichen Schönheitsideales, das z. B. die Bierzeiler besingen: „Schöin rund im Gesicht, schön dich in da Mitt, sua mou ma Moirdal sa...“, oder: „A Hirsch häut zwaa G'weihl, jeda Jacha'r an Hund, ma Mäidal häut a Gsichtl woi a Rouch'n schön rund“, oder „Gäih Mäidl i wüll di niat, du häst toi Wabl niat; du bist a stnst niat schön, Mäidl lau mi göin.“ Die Mädchen singen von sich selber: „Gräuß bin i niat gewächs'n, gräuß moch i niat wea(d)n, schön rund und schön stumpfat hom d' Böiwala sua gean.“ Ein solches Weib gilt auch als besonders gesund: „Kurz ba da Er(d)n, owa latta Kern“, sagt eine Redensart.

Auch da kann man nun nicht einfach behaupten, es sei „slawischer“ Geschmack. Der tschechische Maler Aug. Němejc malte im Gegenteil seine „Bittigerin am Zaun“ so, daß er sie die Hände am Gesäß falten und damit die gebauchten Röcke zusammenandrücken läßt. Dadurch wird die Gestalt schlank, aber der Charakter der Tracht wird verfälscht. Ich habe auch noch kein Bauernmädchen bei uns in solcher Haltung gesehen.

Wenn wir etwas tiefer sehen, so werden wir unschwer feststellen können, daß sich auch das weibliche Schönheitsideal in der Oberschicht

ändert. Wir haben nicht bloß Kleidermoden, sondern auch Körpermoden ja das Körperideal wird oft das ursprüngliche sein, die Kleidermode folgt nach mit der Betonung der betreffenden Körperform. Und meist geht es dann beim Weib um eine Zur-Schau-Stellung oder Verdrängung der Sexualität, um eine Betonung oder Verbergung der sekundären Geschlechtsmerkmale. Das Ideal unserer heutigen Zivilisation ist jedenfalls auf einen sportlich geschulten Frauenkörper gerichtet mit möglichster Abschwächung sekundärer Geschlechtsmerkmale. Der Bubitopf ist da ja nur eine Teilerscheinung und findet seine Fortsetzung im Bubitutzen, in schmalen Hüften, kurz in einer mehr puerilen Körperform. Das Angelfachscentum gibt da den Ton an und in ihm finden wir diesen Typ auch von vornherein viel häufiger als im Osten mit anderen rassistischen Voraussetzungen. Die Angleichung anders gearteter Körperformen an diesen Typ ist viel schwieriger als es früher umgekehrt der Fall war, und gibt dann sehr häufig Karikaturen.

Im Gegensatz zu unserer Zeit herrschte, als Paris und Wien den Ton angaben, eine Betonung der sekundären Geschlechtsmerkmale mit üppigem Busen, breiten Hüften usw. und die Mode hatte die Aufgabe, diesem Geschmack nachzukommen und nachzuhelfen, wo es fehlte. Wie wir sehen, wirkt sich jener frühere Geschmack in unseren Volkstrachten, vor allem in der Tracht der Steh- oder Kurzkitel, die auch die Prellkittel in ihrem Gebiete ablösen, aus und dieser Geschmack entspricht ja mit seiner Betonung des Weibchens von vornherein dem gegebenen naturalistischen unserer bäuerlichen Schicht, wie er in den Vierzeilern unterhöhlen zum Ausdruck kommt.

Ursprünglich hatte der Reifrock wölblich eine geschwungene Glockenform, war um die Hüften enger als unten herum. Später hat man den Rock um die Hüften verbreitert und unten mehr verengert, so daß er mehr die Gestalt eines Fasses bekam. Die ursprüngliche Glockenform zeigt die Abbildung der Weißen Frau aus dem Neuhauser Schlosse bei Winter, S. 319. Wir erkennen diese Form auch bei Hottenroth auf Abbildungen aus der zweiten Hälfte des 16. Jhd. Z. B. I. 55. bei Figur 4, die eine adelige Jungfrau darstellt, sehen wir auch, daß der Rock nicht bloß eng gefältelt ist, sondern auch in mehrere große Falten fällt. Diese Röcke, nach bäuerlicher Art fußfrei gemacht bis zum untern Rand der Wade — und wir werden über das Urbild des Chotieschauer Frauenrocks nicht mehr im Zweifel sein. Die wirkliche geschweifte Glockenform, bewirkt durch die Würste und die steife Einlage im unteren Saum (Seil, gerollte Hausleinwand, nach Hofmann Watte), schwerer Stoff in enge Falten gepreßt, die aufgenähten Bänder am unteren Teil — alles das kennzeichnet die Herkunft dieses Rockes aus der ersten Epoche der Reifrockmode, die in der Oberschicht bis in die erste Hälfte des 17. Jhd. hineinreicht. Wann er bei unseren Bäuerinnen in Aufnahme kam, ist leider noch nicht festgestellt. Vielleicht bringen hier noch archivalische Quellen Aufklärung. Das Hüftpulster ist auch in der heutigen Tracht der Mieser Gegend noch in Verwendung. Es werden aber nicht mehr schwere in Falten gebraunnte Röcke verwendet, sondern leichte, gereihte (meist Samt oder Seide). Diese Röcke

haben auch nicht die steife Einlage im unteren Saum und die geschwungene Form. Diese Steh- oder Kurzkittel werden gleich über den Hüften herausgepauscht und fallen dann mehr gerade herunter. Darunter werden mehrere weiße Unterröcke getragen, alle gestärkt, so daß der obere Kittel „steht“, die runde Form hält. Diesem Zwecke diente früher ein mit Federn oder Wolle ausgestopfter und abgesteppter Unterkittel. Diese Stehkittel werden beinahe noch etwas kürzer getragen als die Chotieschauer „Prellkittel“ (nach der steifen Einlage so benannt). Nach Form, Farben und Stoff sind sie jünger als die Chotieschauer. Sie verdanken ihre Entstehung der dritten Epoche des Reifrockes, der Krinoline, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß der Chotieschauer Faltenrock der ältere ist, die Stehkittel auf den Dörfern gewissermaßen die „neue Mode“ darstellen, kommt auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß die Tracht der Faltenröcke in ihrem Gebiete von den Stehkitteln verdrängt wird. So haben wir heute in manchen Dörfern drei Entwicklungsstufen nebeneinander: die älteren Weiber tragen noch den Faltenrock (Prellkittel), das mittlere Alter trägt die Stehkittel und bei den Jüngsten finden wir vielfach schon modernes städtisches Kleid. Über die Verbreitung der Krinoline heißt es bei Fischel-Boehn, Die Mode, 1843—1878, S. 48: „Sie verbreitet sich durch alle Stände; die Dame im Salon trug sie, die Köchin am Herd, wie die Bettel-frau und das Höckerweib, ja 1865 schreibt Albrecht von Koon aus Ostpreußen, daß die littauischen Bauernmädchen sogar bei der Feldarbeit die Krinoline tragen! In manchen Gegenden Oberbaherns hat sich in der sogenannten „Volkstracht“ der weite Kleiderrock dieser Epoche bis heute behauptet.“

Zu dem altertümlichen Charakter der Chotieschauer Tracht gehören auch die roten Strümpfe. Auch ihr Vorkommen ist nicht etwa slawischem Geschmacke zu verdanken. Die langen gestrickten Strümpfe kommen in die Garderobe der unteren Schichten in der zweiten Hälfte des 16. Jhd. und Gottenroth (I, 42) weist darauf hin, daß die roten Strümpfe die ältesten zu sein scheinen. Außer in unseren Gegenden finden wir daher rote Strümpfe in vielen alten deutschen Trachten heute noch, so in Schwaben, Baden, Südtirol, Vorarlberg und Pommern, auch in Oberschlesien, auf den friesischen Inseln usw. In manchen deutschen Gegenden werden sie noch bunter dadurch, daß man sie mit Stickereien schmückte.

Das Reichen führt in der Chotieschauer Tracht ein verborgenes Dasein, weil es vom Brusttuch völlig verdeckt wird. Es ist daher auf einen Rückenteil mit Trägern zusammengeschrunpft und hat die Aufgabe, die Würsche zu tragen. Trotzdem war es reich geschmückt.

Über der Brust wird ein Brusttuch gekreuzt, dessen Zipfel im Rücken verknüpft werden. Diese Tücher mit bunten Blumenmustern auf dunklem Grunde wurden, soweit sie aus Baumwolle waren, im Inlande erzeugt. Bessere Seidentücher kamen von England und wurden durch wandernde Händler und auf Märkten vertrieben. (Hofmann, S. 33.) Auch die Sitte dieser Busen- und Brusttücher hat ihre Geschichte. In der hohen Mode waren sie zeitweise nötig, um den tiefen Brustausschnitt zu bedecken. Wir finden sie in den deutschen Volkstrachten allenthalben wieder.

Ein unerläßlicher Bestandteil der bürgerlichen und dann auch der bäuerlichen Frauentracht ist seit dem 16. Jhd. die viereckige Schürze (Hottenroth, I., 44). Sie dient nicht bloß als Schutz des Kleides, wie im Haushalt, sondern wurde in der Festtracht bald zum Zierstück, wie im solchen mit Stickereien geschmückt, aus gestreiften oder sonstwie gemusterten kostbareren Stoffen in allen Farben hergestellt usw. Dafür hat man, wie schon erwähnt, am Rock darunter gespart.

Auch diese Prunkschürzen kommen in Böhmen um dieselbe Zeit in Mode. Zuerst die schmalen Schürzen in adeligen Kreisen (z. B. ein Beleg aus 1521 bei Winter 506), seit der zweiten Hälfte des 16. Jhd. werden dann die breiteren Prunkschürzen in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen immer häufiger, und zwar fast ausschließlich unter der aus dem deutschen „Fürtuch“ entlehnten Bezeichnung, „förtuch, fertoeh“. Auch die Choden sagen heute noch so, was auf den Weg, den dieses Kulturgut genommen hat, ein deutliches Licht wirft¹⁾.

Bei manchen alten Volkstrachten ist das unterste Kleidungsstück nicht eigentlich ein Hemd in unserem Sinne. Es besteht aus zwei Teilen. Der untere, rockartige Teil ist aus gröberem Stoffe (Hausleinen) hergestellt, der obere Teil ist eigentlich ein ärmellofes Weibchen aus besserem Material. In der Plesser Tracht in Oberschlesien (Julien, 98) vertritt z. B. dieser gröbere Unterteil häufig noch den Unterrock. „Arme Leute wählen dazu auch Korn-, Kaffee- oder Salzsäcke mit aufgedruckter Firma, die weithin leuchtet, wenn solch eine Dame bei plötzlichem Regen die Kleider über dem Kopfe zusammennimmt.“ Wir finden dieses Kleidungsstück heute noch außer in Oberschlesien bei den Wenden, in der Krennitzer Sprachinsel, bei mährischen Slawen. Also durchwegs auf ostdeutsch-slawischem Boden. Es wäre nun sehr oberflächlich, wollte man aus dieser Tatsache den Schluß ziehen, es sei auch bei den Deutschen in Oberschlesien und der Krennitzer Sprachinsel ein slawisches Gewandstück. Wir haben es hier nur mit einem alten Kleidungsstück zu tun, das auch bei den Deutschen früher üblich war, auch in der Obersicht. Nur ist es hier verdrängt oder umgewandelt worden, während es sich in diesen östlichen volkstümlichen Rückzugsgebieten bis heute erhalten hat. Rose Julien sieht in dem Grundschmitt dieses Kleidungsstückes sogar die Form des „germanischen Urkleides“ erhalten. „Es bildete sich daraus mit der Zeit auch das Oberkleid, das wir heute als Volkstracht bezeichnen.“ (Volk und Rasse, 1928, S. 83.) Dieser deutsche Grundschmitt des Gewandes finde sich auch „gegen Osten hin bei Litauern, Böhmen, Mähren, in Teilen Rußlands und Galiziens“ . . . „So wandert das deutsche Rassekleid mit germanisierten Einflüssen als deren äußerer Ausdruck gegen Osten.“ (Ebenda, S. 86.) Danach hätten die „Anklänge an die Chodentracht“ einen ganz anderen Sinn, und ist es wohl begreiflich, daß, wie M. Sabel feststellt, die deutschen Gebiete Westböhmens den ursprünglichen Charakter dieser Tracht besser bewahrt

¹⁾ Schon früher haben die Tschechen und auch die Slowaken für eine andere Art Schürze einen deutschen Ausdruck übernommen, so daß schon Hus zählt, daß sie statt des alten Wortes *zástěra* das aus dem Deutschen übernommene *šore* (*šorec*) = Schurz gebrauchen. Zibrt 378.

haben als die Tschechen. Nicht die Egerländer haben eine „slawische“ Tracht übernommen, sondern den tschechischen Trachten liegt ein nichtslawischer, nach Julien „deutsch-germanischer“ Gewandstil zu Grunde.

Bei den Tschechen heißt dieses Gewand *rubáš*, der obere Teil *opleček*, dann auch das Ganze *oblečka* (Choden) und ähnliche Formen. Winter (S. 344) zeigt, wie es im 16. Jhd. bei den Bürgerinnen noch häufig im Gebrauch ist, gegen die Wende zum 17. Jhd. aber immer seltener wird und verschwindet, während es in der Unterschicht noch weiterlebt. Bei den Deutschen ist dieses Gewand nach Winter z. B. in den Ambrasser Miniaturen aus dem Jahre 1387 belegt (Schulze, Deutsches Leben, I., 304).

In der Kremnitzer Sprachinsel heißt es *Bändelhemd* („Pentlhemd“) und wird heute noch in Deutsch-Witta getragen. Auch hier war es in den Bergstädten in der bürgerlichen Kleidung noch im 16. Jhd. üblich. In der Verlassenschaft des Stadtrichters Salius von Schemnitz aus 1555 werden neben „Frauen vnder Hemdbern, Kinder Hemdbern mit Erml“ auch „Kinder Pentl Hemdbder“ genannt. (Karpthenland, I., 72.)

Die *Bauschärmel* selber wurden dazu gesondert angezogen, sei es, daß sie an den Schultern festgenestelt wurden, ~~ist~~ es, und das ist in den Volkstrachten meistens der Fall, daß sie an einem besonderen weißen Sinnenleibchen (Brusthemdchen, Oberhemd, falsches Hemd) sitzen. Wie dieses Trachtenstück bei den Tschechen *rukávce* heißt, so heißt es auch bei den Deutschen oft einfach *Ärmel*. So werden in dem genannten Schemnitzer Verlassenschaftsinventar auch „18 frauen muedel vnnnd ein Par erml“ genannt (Karpthenland, I., 72). Dieser Trachtenbrauch reicht so wie in Deutschland auch in Böhmen bis ins Mittelalter zurück, erhält sich in der bürgerlichen Tracht bis ins 17. Jhd., in den Volkstrachten finden wir sie heute noch. Dabei ist es gewöhnlich Sitte, daß die Weiber eine Jacke darüber anziehen. Die Mädchen gehen in bloßen Ärmeln, nur bei hohen Festen oder beim Kirchgang tragen auch sie oft eine Jacke darüber. Diese Ärmel werden mehr oder weniger gepauscht und gehören mit zu einem charakteristischen Bestandteil der deutschen Volkstracht. Von der Mode werden sie verschiedentlich mit Zubaten versehen. Neben Stickereien kommen *Krößen* (oder *Krausen*) am Hals in verschiedenen Größen in Betracht. Bei den Tschechen z. B. in der Plasser Gegend heißen sie dann *Krajzle*, in der Chotieschauer Tracht finden wir sie (nach Hofmann) nicht mehr,¹⁾ weil sie von den Halsstüchern verdeckt würden. An den Ärmeln treten zur selben Zeit die *Taßen* auf, bei den Tschechen „*tacle*“ genannt. Alles zuerst in der Oberschicht, dann in der bäuerlichen. 1629 wird z. B. auf einem Augsburgser fliegenden Druck eine Dame abgebildet mit „Kragen, Handtälein zierlich sein . . .“ (Scherer, Kulturgeschichte der deutschen Frau, Abb. vor Seite 139.)

Ungemein mannigfaltig sind die *Haubenformen*, wie sie sich in Mitteleuropa im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet haben. Beinahe jede größere Stadt hatte seine Haubenform. Daß die Hauben in Böhmen und auch bei den Slowaken aus einer „fremden, adeligen und bürgerlichen

¹⁾ Aber Hottenroth III., Tafel 40, zeichnet die mittlere Figur auch mit Halskraufe.

Welt stammen“, hebt Winter im Anschluß an Koula (S. 96) hervor. Wie die größeren Städte Deutschlands, war auch die Oberschicht in Böhmen in der Ausbildung neuer Haubenformen tätig, die dann auch in deutschen Städten Eingang fanden. Wie schon die Simburger Chronik „beheimische Gogeln“ erwähnt, so heißt es auf dem fliegenden Druck 1629: „Den Kopf ein böhmische Hauben deckt“. Diese waren nach Winter (S. 15) um 1600 rot, mit einer Quaste nach rückwärts.

Julien sieht die Hauben in den einzelnen Volkstrachten für so charakteristisch an, daß sie einzelne Grundformen herausarbeitet und sie als Kennzeichen für die Abgrenzung stammesmäßiger Trachtengruppen verwendet. Die Kopftracht zeigt nach ihrer Ansicht „die Stammeszugehörigkeit mit solcher Deutlichkeit, daß sich noch heute, da Volkstracht längst im Schwinden ist, die Gruppen deutscher Volkstracht nach Stammesart bestimmen lassen“ (Buschan, IV., 239). Restlos geht die Sache freilich nicht auf. Im Westen des Reiches ergibt sich ein auffallender, in unzähligen Spielarten abgewandelter Haupttyp, mit dessen Verbreitung sich „kein völkisches, kein staatliches Gebiet alter oder neuer Zeit deckt“. Auch „die großen einheitlichen Trachtengruppen sind mehrfach durchsetzt mit Sonderformen, die meistens als Überreste älterer Kopftracht anzusprechen sind“. (Julien, 172). Solche Dinge lassen uns freilich an der stammesmäßigen Bedingtheit der einzelnen Formen zweifeln. Zu den 1912 aufgestellten Haubenformen gesellt sich 1922 noch eine besondere „deutsch-slawische“ Haube. Diese und „das slawische Kopftuch sind fast immer gemeinsam anzutreffen und verdeutlichen mit überraschender Anschaulichkeit die Schwankungen völkischer Verschmelzung. Darauf, daß das Kopftuch, wo es nicht Gelegenheitskleidung, sondern Trachtenbestandteil ist, slawischen Volkseinschlag anzeigt, haben schon Eduard Fentsch und O. Seiffert hingewiesen. Andererseits kennzeichnet das Vorkommen der Haube den deutschen Einfluß“. „Die deutsch-slawische Haube hat bei den Wenden einen runden, weiter im Osten einen hufeisenförmigen, wenig gezogenen Boden, der von einem breiteren oder schmälern Bändchen gehalten wird, das die eigentliche Haube bildet.“ So sieht jedenfalls die Chotieschauer Haube nicht aus. Wollten wir sie einer der aufgestellten Haubenformen eingliedern, so käme nur die „schlesische“ in Betracht. Das einzige angegebene Merkmal, daß sie „den ganzen Kopf bis zur Wange umfaßt, auch Haar und Ohr bedeckend“ trifft zu, wenn wir die beiden Teile als Ganzes ansehen. Als Verbreitungsgebiet gibt Julien an (1922): Das ganze schlesische Gebiet mit Ausnahme Oberschlesiens. „Von sehr ähnlicher Schnittart sind die nordwestböhmischen Hauptzierden der angrenzenden Gebiete, nur etwas zierlicher, und haben statt der Rinnbänder Schmudschleifen im Nacken.“ Die Schmudschleife im Nacken trifft für die Chotieschauer Haube zu. Doch werden wir nicht behaupten wollen, die Haube sei eine schlesische.

Julien hat erstmalig den Versuch unternommen, die zahlreichen deutschen Haubenformen nach einheitlichen Gesichtspunkten zu gruppieren und einigermaßen Ordnung hineinzubringen. Ob wir dabei freilich von geschlossenen Stammestümmern auszugehen haben, ist noch die Frage. Dieses Prinzip hat sich, wie Julien selbst zugibt, nicht überall restlos durch-

lassen und dann ist es ja eigentlich mit der „fränkischen“ Haube durchwachsen. Hier ergibt sich im Hennin ein klares Vorbild in der hohen Mode, das in diesem Falle aus dem Auslande stammt und in mittel-deutschen (nicht bloß fränkischen) Trachten mannigfaltige Nachbildungen und Abwandlungen erfahren hat. Es fragt sich, ob dieser Weg zu einer Gliederung der Formen nicht der richtigere wäre. Die Tatsache, daß sich das Verbreitungsgebiet einer Haubenform mit keiner völkischen oder staatlichen Gebietseinheit deckt, brauchte uns dann nicht zu beeinträchtigen.

Auch wird man unterscheiden müssen zwischen Hauben, die eine selbständige Kopfbedeckung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen, auch der unverheirateten, darstellen und solchen, die ausgesprochen das Abzeichen der verheirateten Frau sind. Die Abnahme des Jungfrauenschmuckes und die Aufsetzung der Frauenhaube bildet dann eine besondere Brauchhandlung bei der Hochzeit („unter die Haube kommen“). Besteht da ein Unterschied zwischen weißen Sinnen- und Spitzenhäubchen und solchen aus farbigen, anderen Stoffen? Welche Rolle spielen verschiedene Haubenformen zu verschiedenen Zeiten in der Oberschicht und wie spiegeln sich solche Dinge im bäuerlichen Leben wider? Alle diese Dinge harren erst noch der Untersuchung. Während wir in dem spitzegelegten Kopfpuz aus gestärkten Sinnen, wie ihn Grüner für die Egerländerinnen zeichnet, einen Nachkommen des Hennin, also eine „fränkische“ Haube erkennen, hat sich die Haube in unseren Gebieten aus einer äußerst einfachen Form entwickelt. Auch sie wurde modisch weitergebildet, mit Stidereien und Spitzenflügeln versehen, und galt nur für verheiratete Frauen, während der egerländische Schmuck von Frauen und Mädchen getragen wurde, beide aber durch das rote oder weiße „Nest“ gekennzeichnet waren. In der Pilsner Gegend kommt erst um 1800 eine neue, steife Haubenform mit großen Flügelmafschen für Frauen und Mädchen auf, die aber von den Deutschen nicht übernommen wurde. Die Entwicklung der Hauben im Pilsner Kreis ist in den Arbeiten von E. und M. Sabel sehr hübsch gezeichnet, und wo es sich wie hier um die Darstellung tatsächlicher Gegebenheiten handelt, kann auch die Arbeit von M. Sabel als wertvolle Unterlage dienen. Für unsere Zwecke genügt hier die Feststellung, daß die Haube keinesfalls als Kennzeichen des „slawischen“ Charakters der Tracht angesehen werden darf.

(Schluß folgt.)

Das Fortleben des Gesanges der Böhmisches Brüder

Von Dr. Emil Lehmann

In seiner verdienstvollen Volkstunde der Sprachinsel Deutsch-Brodet—Wachtel, die den zweiten Band seiner Gesamtdarstellung dieses Gebietes bildet (Die Sprachinsel Deutsch-Brodet—Wachtel, Verlag J. Czerny, Vardskron), schildert Dr. Joachim Bösl auch die Begräbnisgebräuche. Dabei berichtet er (S. 76) folgendes:

„Bei den Kunarznern und Schüttnern, die keine Kirche und daher auch keinen Friedhof im Orte besitzen, nimmt der Vorbeter beim Grenzkreuz hinterm Dorfe im Namen des Toten ergreifenden Abschied von der Gemeinde mit dem Biede:

Lassen wir den Leib begraben,
daß wir keinen Zweifel haben.
Er wird am jüngsten Tag wieder aufstehn
und unversehen hervorgehn.“

Dieses Lied ist nichts anderes als die erste Strophe des bekannten Grabliedes aus dem Gesangbuch des Michael Weiße, das er im Jahre 1531 zu Jungbunzlau herausgegeben hat. Dieses erste deutsche Kirchengesangbuch der Böhmisches Brüder, über das vor allem Rudolf Wolkon gehandelt hat, ist nur in ganz wenigen Stücken erhalten. Da es für die Geschichte und Heimatkunde von Landskron besonders wichtig ist, habe ich zur Fünfzigjahrfeier des Landskroner Gymnasiums einen Auszug veröffentlicht — bei J. Czerny in Landskron, 1922 — und darin auch auf Seite 9 dieses Grablied im Lichtbild wiedergegeben. Seine erste Strophe lautet hier:

Iu laßt uns den leib begraben,
beh dem wir keinen zweifel haben,
er werd am leztenn tag aufstehn,
und unverrücklich erfür gehn.

Die Abänderung des Anfangswortes erklärt sich aus der Situation: der Vorbeter nimmt im Namen der Gemeinde Abschied — sie müssen nun den Leichnam in der anderen Gemeinde begraben lassen — wenn ich die Bemerkung richtig verstehe. Oder meint er: Lassen wir ihn begraben sein.

Wir sehen also, daß in dieser kleinen Sprachinsel von 5000 Deutschen, die in Nordmähren, südlich vom Schönhengstgau liegt, ein Lied der Böhmisches Brüder deutscher Zunge aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in volkstümlicher Weise verwendet wird. Muß das ein unmittelbares Fortleben bedeuten, das zugleich auch für das Weiterwirken dieses Bekenntnisses Zeugnis gäbe, oder läßt sich das auf andere Weise erklären?

Das Grablied Weißes wird ja in der protestantischen Kirche noch heute gesungen, es steht noch jetzt in den evangelischen Niederbüchern. Sollte es von da aus in den volkstümlichen Begräbnisbrauch der Sprachinsel, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit deutschen Siedlern neu besetzt wurde, gekommen sein? Am stärksten spricht wohl dagegen die fast ausschließliche Zugehörigkeit der Sprachinsel zum Katholizismus.

Auf der andern Seite ist auf die Herkunft eines Teiles der Sprachinseln-Gewohner hinzuweisen. Die Ortschaft Wachtel ist nämlich nach dem Ausweis der Mundart, wie Bösl, 1. Bd., S. 208, nachweist, von der Landskroner Gegend aus besiedelt worden, und zwar zwischen 1553 und 1566. Auf diese Zeit führen geschichtliche Angaben.

Nun hat Michael Weiße seine Sammlung „Ein New Geseng buchlen“ von 1531 erscheinen lassen, als er bereits in Landskron Vorsteher der „Gemein Gottes und Christlichen Brüderschaft“ geworden war. Er ist ja auch hier 1534 gestorben. Das Buch erschien dann noch in weiteren Auflagen. Jedenfalls aber ist eine besondere Verbreitung der Lieder gerade

im Landskroneer Gebiet anzunehmen, das nicht nur ein Hauptstz der deutschen Anhänger dieses Bekenntnisses gewesen ist, sondern deren Gemeinde es neben der von Fulnek durch Michael Weiße insbesondere geradezu gewidmet worden war.

Es ist sonach mit einiger Gewißheit anzunehmen, daß die Siedler, die zwischen 1553 und 1566 aus dem Landskroneer Gebiet nach Wachtel zogen, diese Lieder Weißes gekannt und in ihre neue Heimat mitgenommen haben. Damals hatte ja auch die eigentliche strengere Verfolgung der Böhmischn Brüder noch nicht eingesezt.

In dem entlegeneren Gebiet der neuen Heimat, wo die wenigen Deutschen auch in kirchlicher Hinsicht auf sich angewiesen waren — eigene Geistliche erhielt Wachtel erst 1785, Brodet erst 1800 — kann sich dieses mitgebrachte Gut leicht und gewissermaßen unbemerkt erhalten haben. Wir haben ja auch für das Landskroneer Gebiet selbst Anzeichen, daß sich die Überlieferung der Brüderzeit bis zum Toleranzpatent Josefs II. erhalten hat — vgl. m. Aufsatz „Das Toleranzpatent im Landskroneer Gebiet“ im 16. Jg. der Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes, Mähr.-Erzbau, 1920.

Ist dieser Zusammenhang richtig, so steht die Aufgabe vor uns, das Fortleben von Liedern der Brüderbewegung in unseren Volksüberlieferungen im ganzen zu untersuchen, wozu natürlich auch die Behandlung der Singweisen gehört. Bei Wösl ist die Weise, nach der in der Sprachinsel das Grablied vom Vorbeter gesungen wird, nach einer Aufzeichnung von G. Tilscher wiedergegeben. Im alten Liederbuch Weißes fehlt zu diesem Lied die Weise. Ich habe in meiner kleinen Auswahl aus Weißes 153 Liedern nur die Weise des ersten Liedes wiedergegeben, „Von Adam her“, aber schon diese scheint mir eine gewisse Ähnlichkeit mit der des Grabliedes aus der Sprachinsel aufzuweisen.

Dieser größeren Zusammenhänge wegen, die auch ein Licht auf das Fortleben später untedrückter Bekenntnisse fallen lassen, schien mir diese Sache der Veröffentlichung wert — vielleicht führt es auf weitere Spuren.

Zum Namen „Korkonosch“

Von Dr. Bruno Schier

Die 1928 erschienene Schrift Adolf Moeperts über die Anfänge der Mübezahllage ist von der wissenschaftlichen Kritik einmütig abgelehnt worden, da ihre wichtigsten Beweismittel, neue Ethnologien der Namen „Mübezahl“ (< ru + bezale = rauhes Kopftuch) und Krkonos (= Halstuch), unhaltbar sind (Jungbauer G., Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I, 1928, S. 173; Grünh H., Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 62, 1928, S. 388; Peudert W. G., Wanderer im Riesengebirge, 1928, S. 156; Schier Br., Jahrbuch des Riesengebirgsvereins, 17, 1928, S. 100). Moepert setzt nun alle Hebel wissenschaftlicher und rhetorischer Art in Bewegung, um meine 1925 vorgetragene Gleichung Krkonos = „Knieholzträger, Knieholzberg“ (Jb. des Riesengebirgsvereins, 14, 1925, S. 147ff., und Zeitschrift für Ortsnamenforschung, II, 1926, S. 61ff.) zum Falle zu bringen (Mübezahl und Korkonosch = „Die Kultur“, Wissenschaftliche Beilage der „Schle-

fischen Volkszeitung", 1928, S. 256—264; dazu die Erwiderung von H. Grubn, ebda., S. 283—285). Zunächst bezieht er sich bewährter Methode die wissenschaftliche Haltung der unbequemen Aufsätze durch den Hinweis auf zwei Vermutungen, die dort anhangsweise über die Namen „Gulengebirge“ (Hlové hory) und „Reifträger“ ausgesprochen wurden. Es ist verzeihlich, wenn Moepert nicht weiß, daß zahlreiche mit „Gule“ gebildete Orts- und Flurnamen Ostdeutschlands auf das sl. *ily* zurückgehen; als grobe Unterstellung ist es jedoch zu bezeichnen, wenn er diese mit aller Vorsicht ausgesprochene Vermutung als wissenschaftlichen Nachweis hinstellt, wo in dem gleichen Satze auf den Mangel gründlicher Untersuchungen über diesen Namen ausdrücklich hingewiesen wird. An keiner Stelle meines Aufsatzes wurde der Name Riphæi montes als Übersetzung eines „Reifgebirges“ bezeichnet, sondern der Vermutung Raum gegeben, daß das Vorhandensein eines Bergnamens mit dem Bestimmungsworte „Reif“ den Anlaß für die Übertragung des antiken Eigennamens gab. Der vermutete Zusammenhang dieses „Reif“ mit dem mhd. *rife* = *pruina* oder dem germ. *rip* = *mons* läßt sich nicht durch das einmal belegte „Reifträger“ auf der Karte des Rhinovius († 1675) widerlegen, da hier leicht eine Verlesung oder Verschreibung vorliegen kann. Die Berge im Westflügel des Riesengebirges haben häufig ihren Namen gewechselt; das Wirrsal der Bezeichnungen wird sich erst durch eine gründliche Verwertung des archivalischen Materials aufklären lassen, wofür bisher weder von der böhmischen, noch von der schlesischen Seite genügend geleistet wurde.

Beide Tatsachen sind für die Erklärung des Wortes Krkonos völlig belanglos. Leider ging meine Deutung nicht, wie Moepert annimmt, von der Stelle bei Stranšky aus, dessen erste Auflage den deutschen Bergnamen nicht enthält; sie war mir längst klar, bevor mir der Zufall auch die zweite Auflage des Buches in die Hand spielte, meine Ansicht bestätigte und den Anstoß zur Abfassung des Aufsatzes gab. Diese Erklärung glaubt nun Moepert durch die Mitteilung erschüttern zu können, daß man seit alters her in der Quelle des Weißwassers den Ursprung der Elbe sah. Doch leider gilt dies nur für die schlesischen Schriftsteller. Moepert vertritt die höchst sonderbare Meinung, daß erst durch den Grogismus und die Weihe, die der Bischof von Königgrätz 1684 auf der Elberiefe vornahm, diese Stelle für alle Zukunft zur Elbequelle gestempelt wurde. Nach unserer Meinung wurde jedoch diese Handlung deshalb hier vorgenommen, weil man eben in Böhmen seit alter Zeit gerade diese Quellen als den Elbeursprung ansah, wie ja auch Moepert aus der alten Erzählung von dem Hahnopfer weiß. Nach Bienenberg und Krolmus wurde dieser Brauch vor allem von Landleuten aus der Gegend von Melnik und den Niederungen der Elbe geliebt, mit denen Stranšky als langjähriger Stadtschreiber von Seitmeritz sicher in Beziehungen stand. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß auch Stranšky wie seine Landleute im westlichen Teile des Riesengebirges den Ursprung der Elbe suchte.

Moepert wünscht von einer wertvollen Kritik Stellungnahme zu dem Worte *krkonos* = „Halsstück“, das er in dem Handwörterbuch von J. P. Jordan gefunden hat. Tatsache ist, daß dieses Wort in keinem der großen

wissenschaftlichen Wörterbücher der tschechischen Sprache verzeichnet wird. Auch in den Sammlungen der tschechischen Wörterbuchkanzlei (Slovník jazyka českého) zu Prag ist krkonoš in der Bedeutung „Falkstuch“ völlig unbekannt. Es findet sich offenbar nur bei J. P. Jordan (1818—1891), der 1845 zum ersten Male sein kleines Handwörterbuch herausgab. Jordan habilitierte sich zwar 1846 an der Universität Leipzig für Slavistik, mußte jedoch auf Veranlassung der Professoren Raube und Wittke zwei Semester später die akademische Laufbahn aufgeben. Er sammelte wendische Volkslieder, gab ein polnisches, tschechisches Wörterbuch und eine polnische und wendische Grammatik heraus. Doch trotz aller Anerkennung, die er als Erwecker des Sorbenvolkes und Verfechter panslawistischer Ideen genießt, muß A. Cerný gestehen, daß der Wert seiner wissenschaftlichen Arbeiten gering ist (Ovšem cena těchto prací jest nevalná. Vgl. Cerný A., Ottův slovník, 13, 1898, S. 613; ders., J. P. Jordan = Zlatá Praha, 8, 1891, S. 415, 427f., 435ff.). Moepert scheint also mit seinem krkonoš = „Falkstuch“ tatsächlich „einer Mystifikation zum Opfer gefallen“ zu sein. Schließlich weist Moepert gegenüber *krka = „Knieholz“, das aus tsch. krě, krěi, krkoška usw. erschlossen wurde, auf kleč als das geläufige tschechische Wort für Knieholz hin. Bei einiger sprachwissenschaftlicher Schulung hätte nun Moepert der enge Zusammenhang zwischen diesen beiden Wörtern auffallen müssen. Neben einem ursl. kꙋrěiti (Berneser, I, 665) steht ursl. kꙋlěiti (Berneser, I, 659), ein tsch. krě hat ein slowak. klě der gleichen Bedeutung neben sich. Dem tsch. kleč entspricht genau das tsch. kreč; wie dieses nach Berneser, I, 665, aus einer Nebenform zu kꙋrěč, dem nasalinfigierten krečq hervorgegangen ist, so kann kleč zu einem aus kꙋlěč entstandenen klečq gehören. Es gelten also die Gleichungen:

krě : kreč = klě : kleč; kꙋrěč : krečq = kꙋlěč : klečq.

Wenn Berneser, I, 515, kleč zu klečqti = „knien“ stellt, so scheint dies mit durch die deutsche Bedeutung des Wortes bedingt zu sein. In beiden Fällen gelangt man zu der ursl. Wurzel klek—, die dem tsch. kleč zugrunde liegen muß. Wenn man daher nicht vom Wortkörper, sondern von der Wortbedeutung ausgeht, wird man sich mit viel Wahrscheinlichkeit für einen Zusammenhang von krě und klě, von kreč und kleč entscheiden, da nach A. Brückner r- und l-Formen häufig nebeneinander stehen (Brückner A., Über Ethnologien und Ethnologisieren = Zeitschrift für vgl. Sprachforschung, 45, 1912, S. 45; den Nachweis dieses Aufsatzes verdanke ich Herrn Doz. Dr. F. Biewehr. Vgl. auch Biewehr F., Die Ortsnamen des Rußländchens, 1927, S. 51, Anm. 3). Mit der nahen Verwandtschaft von kleč und krě fällt auch der letzte Einwand Moeperts und die Schlüsse, welche er aus einem nicht bestehenden tschechischen Worte zieht, erledigen sich von selbst. Die Ethnologien Moeperts zeugen von einem Geiste, der die Namensforschung vor mehr als 80 Jahren beherrschte. Die moderne Namenskunde ist weitaus nüchterner geworden und hat so manche phantastische Konstruktion der Vergangenheit gestürzt. Sie wird darüber entscheiden, ob die Gleichung Krkonoš = „Knieholzberg“, über die letztlich der tsch. Indogermanist O. Fußer (Jdg. Jahrbuch, 12, 1928, S. 292) berichtete, „eine der kurzlebigen“ sein wird, wie es ihr Moepert weis sagt.

Kleine Mitteilungen

Hausfagen aus Pilsen

Nicht nur an die alten Burgen im Lande und ihre Ruinen knüpfen sich Sagen, sondern auch an alte Stadthäuser, so in Pilsen an das Haus Nr. 90 in der Pragergasse. Dieses Haus wurde 1907 vollständig umgebaut, wobei das schöne, alte 1584 von dem italienischen Steinmetzmeister Johann Merkan gefetzte Portal mit der Inschrift: Si Deus pro nobis Quis contra nos (Wenn Gott mit uns, wer gegen uns) und Ama Dio e non falire — fa pur bene e lasse dire (Liebe Gott und betrüge nicht — Tue gut und lasse reden), wieder beibehalten wurde. Dieser Umbau des Salzmänn-Hauses, dessen Besitzer bis auf das Jahr 1411 (Hons Kbel) zurückführen, war nicht der erste, wohl aber der gründlichste, dem leider die ausgebehtnten unteren sogenannten nassen Keller, welche zumeist die Sagenbildung veranlassen, geopfert werden mußten.

In dem alten Hause befand sich links vor dem Eingange in den Hof eine gotisch eingewölbte größere Käumlichkeit, welche ihres Aussehens halber für eine Kapelle gehalten wurde. Aus diesem Raume soll vor langer Zeit ein unterhalb der Stadtmauer führender Seheingang aus der Stadt ins Freie geführt haben¹⁾. Ein früherer Hausbesitzer soll einstmals im Vereine mit zwei beherzten Knechten eine Untersuchung dieses unbenützten Ganges vorgenommen haben, wobei sie darauf kamen, daß sich der unheimliche Gang in seinem weiteren Verlaufe nach zwei Seiten teilte. Die eine Abzweigung führte sie in den Kellerraum eines Hauses der Franziskanergasse, in welchem sie mit den Bewohnern dieses Hauses zusammentrafen, die gerade in ihrem Keller zu schaffen hatten und höchst erstaunt waren, als sie die fremden Männer erblickten. Ein andermal begaben sie sich wieder zur Erforschung der zweiten Abzweigung des Ganges. Nach langem Gehen stießen sie auf eine eiserne Türe, die auszuheben ihnen erst nach längerer Anstrengung gelang. Mit Schaudern erblickten sie hier in dem dumpfen, spärlich beleuchteten Gange Haufen von Menschenköpfen und Knochen. Der Hausherr ließ später die Gänge mittelst einer starken Mauer abschließen.

Von der erwähnten, gotisch eingewölbten Käumlichkeit, die bis zum Jahre 1842 als Malztenne benützt wurde, erzählen sich die Nachbarn, daß in ihr zur Hussitenzeit geheime Zusammenkünfte der Hussiten stattfanden, die das Gewölbe als Gebetshaus verwendet haben, in das sie längs der Stadtmauer über den hinteren Hausgarten durch ein Pfortchen gelangten.

In dem gleichen Hause spukte vor Jahren der Geist eines früheren Besitzers (J. Stejskal), eines alten Brauers, der sich hier am Türstode seiner Wohnung 1862 erhängte. Die Ursache seines Selbstmordes soll das große Leid über den Verlust seiner Gattin, die er überaus liebte, in Verbindung mit dem vorzeitigen Tode seines geistesumnachteten Sohnes, gewesen sein. Auch das Gewissen soll ihn in solge Ablegung eines falschen Eides in einer seiner Streifsachen arg gedrückt haben. Als sein Nachfolger Martin Salzmänn dieses Haus und die darin befindliche Bierhalle übernahm, stieß er selbst einmal um Mitternacht mit dem Geiste zusammen, welcher mit einem tiefen Seufzer verschwand, als ihn Salzmänn im Namen der heiligen Dreifaltigkeit verfluchte.

Nebenher geht noch die Sage von dem Funde eines Schazes, den der Wirt Salzmänn in den ausgebehtnten Kellereien gemacht haben soll, dem er seine Wohlhabenheit zu verdanken hatte. Doch dürfte der Schatz in den geeigneten Kellereien und der dementsprechend vorzüglichen Beschaffenheit seines Bieres gelegen gewesen sein.

Pilsen.

Franz Böckl.

¹⁾ Vgl. Deutsch-mähr.-schles. Heimat 14 (1928) S. 370 (Auffindung unterirdischer Gänge im Woblan in Mähren).

Alte Hausnamen in Oberplan

In den heute noch fast allseits gebrauchten Hausnamen liegt ein Stück alten deutschen Volksgutes. In den Städten ist die auch früher üblich gewesene Hausnamengebung meist geschwunden, am Lande hat sie sich fast durchwegs unverfälscht erhalten, wenn auch die Familie des Hausnamengebers längst ausgestorben ist und andere Besitzer mit verschiedenen Familiennamen Eigentümer des Anwesens sind.

Die bestehenden Hausnamen reichen hier in verschiedene Zeitperioden zurück und es konnte festgestellt werden, daß fast stets eine markantere Persönlichkeit die Hausnamengebung veranlaßt hat, die, da der frühere, jetzt unbekannte, in Vergessenheit geriet, ganz ohne sein Zutun im Volke entstand und sich bis heute erhielt.

Die meisten Hausnamen von hier und Umgebung entstanden am Ende des 16., im 17. und 18. Jahrhundert und stammen von Tauf-, auch von Familiennamen, sind öfter auch ein Ausfluß der Beschäftigung des Besitzers, seiner körperlichen Eigenschaften, selten der Lage des Hauses oder Hofes; in das 15. Jahrhundert geht keiner zurück. Damals sind hier nach und nach die fremden, biblischen Namen auch auf dem Lande durchgedrungen, während man noch im 15. Jahrhundert an den heimischen deutschen Namen, z. B. Heinrich, Bernhard, Rudolf, Konrad, Wolfgang u. a., festhielt. Wenn Adalbert Stifter in seinem Roman „Witiko“ (12. Jahrhundert) Oberplaner Hausnamen gebraucht, so bedeutet dies nichts anderes als eine Verehrung solcher alter, schöner Namen.

Hausnamen von Oberplan sind (die Jahreszahl deutet den Besitzantritt des Hausnamengebers an): Haus Nr. 3 (heute Volksschule) „Gupset Rorl“, 1744 Karl Mayer, Sohn des lahmen Waters. — Nr. 4 „Magerl“, 1590 Steffl Magerle (von 1680 bis 1791 war hier die Familie Friepeß, bis 1866 Habert, dann Reiningger, der Hausname blieb). — Nr. 6 „Schmied Albrecht“, 1692 Albrecht Scharner, Schmied und Katsverwandter. — Nr. 8 „Wallechn“, 1690 Niklas Mayer, diente 20 Jahre in „Wälschland“. — Nr. 9 „Schuachwoßtl“, 1700 Sebastian Bederer, „ein Schuhmacher“. — Nr. 11 „Kroma Steffl“, 1684 Stefan Saraver, ein Krämer, auch Katsburger. — Nr. 12 „Zacherl Veitl“, 1730 Veit Prambhoffer, Sohn des Zacharias vom Zacherlhause. — Nr. 13 „Fleischenzl“, 1760 Wenzel Stiffner, Fleischer und Katsburger. — Nr. 14 „Färber“, 1670 Simon Tragl, Färbermeister, Primator. — Nr. 15 „Reichertn“, 1737 „Reichardt Stiffner“, ein Kürschner. — Nr. 17 „Gassl“, 1654 vom engen Gäßchen zwischen Nr. 17 und 18. — Nr. 18 „Jogal“, auch „Guteter“, 1628 Jakob Friepeß. — Nr. 21, das Geburtshaus Adalbert Stifters, „Möhl“, 1678 Matthias Stifter, ein Weber, Katsverwandter. — Nr. 27 „Broatschopf“, 1630 Georg Breitschopf, Senator. — Nr. 29 „Stübl“, „Stinl“, 1701 Augustin Prambhoffer, belesener Mann, Händler, Senator. — Nr. 32 „Grilln“, 1637 Veit Grill, Senator, Weirweber. — Nr. 34 „Puidhaneßl“, 1739 Johannes Hofner, war Besitzer eines Hauses in der Poird, d. i. ein gegen Kulturland abgezaunter Weideplatz. — Nr. 35 „Christala“, 1590 Christoph Starck, Bader. — Nr. 36 „Bäcknertl“, 1743 Bäcker Adalbert Keiff. — Nr. 37 „Longschuster“, 1655 Matthias Lang, Schuhmacher. — Nr. 39 „Schmiedbäden“, 1734 Martin Scharner, Schmied und Bäcker. — Nr. 41 „Stefala“, 1753 Stefan Rehberger, Weber, Kirchenkammerer. — Nr. 42 „Bodschneider“, hier und Nr. 41 war seit 1600. das allgemeine Bad, Schneiden der Gühneraugen, um 1650 wohnten hier die Bader. — Nr. 44 „Priz Miagl“, 1728 Nikolaus Priz, Viehhändler, Fleischer. — Nr. 45 „Bäck Rorl“, 1701 Karl Keiff, Bäcker. — Nr. 47 „Guissl“, 1664 Matthias Stiffner, Weber. — Nr. 48 „Gfenri Lorenz“, auch „Boirahal“, 1736 Katsburger Lorenz Friepeß, Sohn der Eufemia. — Nr. 50 „Ultrichter“, 1660 Georg Mayer, Primator. — Nr. 52 „Wosjal“, 1755 Katsburger Blasius Friepeß. — Nr. 53 „Gobriel“, 1702 Simon Gabriel, Händler. — Nr. 55 „Mautner“, alt, hier stand die Maut. — Nr. 56 „Fleisch Odum“, 1700 Viehhändler und Fleischer Adam Stiffner, damals der reichste Bürger, auch „Breitschopf“, 1781 Franz Breitschopf, Markttrichter. — Nr. 57 „Prigen“, 1640 Matthias Priz, Primator. — Nr. 58 „Seifensieder“, 1795 Franz Stiffner, Seifensieder. — Nr. 59 „Lederer“, 1699 Gregor Willner, Lederermeister, Katsburger. — Nr. 60 „Grillnweber“, 1660 Adam Schopper, Weber von grobgrüner Leinwand.

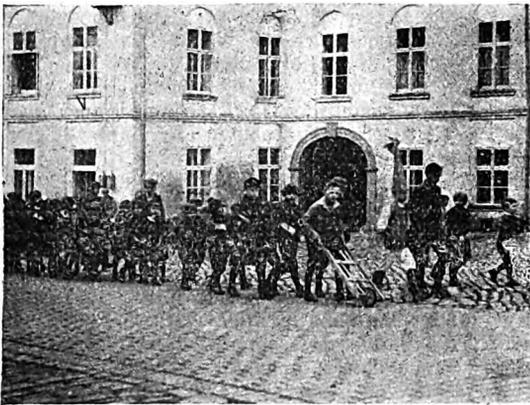
— Nr. 61 „Zocherl“, 1680 Zacharias Brambhoffer, war Güttenmeister der Kaltenbrunner Glashütte. — Nr. 62 „Kloabädl“, 1700 Matthias Bangerl, Bäcker. — Nr. 63 „Wirlgrieger“, um 1680 Gregor Grill. — Nr. 64 „Bartal“, 1730 Franz Springer, Bäcker. — Nr. 65 „Lederehannes“, 1731 Johannes Millner, Sohn eines Ledervers. — Nr. 66 „Neubäc Thoma“, 1738 Bäcker Thomas Mayer. — Nr. 68 „Doltinal“, 1755 Valentin Stifter, Fleischer. — Nr. 69 „Steig Thomal“, 1694 Thomas Wintelsbauer, zum Hauseingang führte eine steile Stiege. — Nr. 71 „Siasn“, 1751 Kirchenvater Elias Reiningger, der das von Untermoldau widerrechtlich zurückgehaltene Gnadenbild „zuer Schmerzhafften Muetter Gottes“ in die Oberplaner Gutwassertapelle zurückbrachte. — Nr. 79 „Lederer Loni“, 1784 Anton Müller, Rotgenber. — Nr. 81 „Gstecken Piaßl“, 1740 Matthias Friepeß, Haus an der Berglehne. — Nr. 85 „Poidinger“, 1660 Thomas Hofler, Hof in der Poid. — Nr. 86 „Karl Obenaus“, 1750 Karl Holzinger, letztes Haus der geschlossenen Reihe, auch „Augustin“, 1809 Augustin Holzinger. — Nr. 87 „Bäc Fenzl“, 1759 Wenzel Riemmüller, Bäcker. — Nr. 88 „Wallisch Kaspar“, 1750 Kaspar Mayer, Abstammung des „Wallischen“. — Nr. 90 „Kund Jogl“, 1699 Jakob Stiffler, Bäcker. — Nr. 91 „Odun“, 1776 Adam Stifter, Fleischer. — Nr. 91 „Weißschmid“, 1748 Christian Haidler, Schmied. — Nr. 96 „Dragemühle“, 1581 Christl Dragemüller, Müller. — Nr. 98 „David“, 1669 David Stiffler. — Nr. 99 „Maurer Pauli“, 1715 Paul Briz. — Nr. 100 „Hammermüller“, 1650 „Egghy Brigmüller“.

Oberplan.

Franz Fischer.

Das Judasaustreiben in Sternberg i. M.

Dieser Brauch — eine besondere Art des sonst allgemein üblichen Osterkattschens — besteht darin, daß Kinder am Charfreitag durch die Straßen ziehen, um das Läuten der Glocken und die Stundenschläge zu ersetzen. Sie verwenden dazu kleine Handklappern und größere fahrbare und drehbare Schnarren und Matschen. Sie klappern in folgendem Rhythmus:



Der Zug wird angeführt vom sogenannten Judas, der mit einer hohen und spitzen Mütze, Panzer, Stiefel, Stulpen und einem Schwerte ausgerüstet ist. Jedes Stadtviertel hat seinen eigenen Judas. Wenn dann bei den Umzügen die Gebietsgrenzen manchmal überschritten werden, so kommt es auch zu heftigen Zusammenstößen der einzelnen Züge. — Am Charfreitag geht dann der Judas von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln, eine die Mütze des Judas,

Er wird von zwei Gefährten begleitet, von denen der andere den Sack oder Korb mit den Gaben trägt.

Sternberg i. M.

Oskar Bernerth.

Das Wetterhorn von Neulofimthal

In Neulofimthal bei Tachau wurde früher bei Gewittern ein Wetterhorn geblasen. Es war eine angeblich vom Papste geweihte Meerenschel (Trumpeterschnecke oder Rintornia¹⁾) mit der Inschrift „Rom 1794“. Es war schwer zu blasen und war immer im Besitze der ehemaligen Richterfamilie, bzw. auf dem Richtershofe. Weiber konnten es nicht blasen. Der Bläser mußte einen geweihten Handschuh anziehen, bevor er das Horn ergriff. Einst ging mein Großvater bei aufsteigendem Gewitter an jenem Hause vorbei. Es war gerade kein Mann daheim und da ersuchten ihn die Weiber, das Horn zu blasen. Er tat es, und wie er blies, fingen die Wolken über ihm an, sich zu zerteilen und das Gewitter ging andernorts nieder. Auch mein Vater sah noch dieses Horn und blies es. Freilich glaubte man da nicht mehr so recht an die Wirkung.

Als das Gewitterblasen gesehlich verboten wurde, wollten Gendarmen das Horn anlässlich eines Gewitters konfiszieren. Es war gerade Mittag, als die Patrouille das Haus betrat. Und da sich schnell kein passendes Versteck finden ließ, warf es der Bauer rasch in die auf dem Tische stehende, dampfende Suppenschüssel und rettete es. Noch vor dem Kriege hieß es, daß das Horn noch immer geblasen werde; es dürfte noch heute im Besitze der Familie sein.

Nach alter Überlieferung hatten die Neulofimthaler in noch früherer Zeit ein Gewitterhorn, das sie während Kriegsnöten in der Hagenlohe vergruben, nachher aber nimmer fanden. Bei schweren Gewittern soll man das verlorene Horn noch blasen hören. Diese Sage dürfte insofern einen geschichtlichen Kern haben, als Neulofimthal (früher Donnhäusen) einst an anderer Stelle stand, durch Krieg zerstört und unter Baron Husmann²⁾, der von 1623 bis 1653 Besitzer der Herrschaft Tachau war, neu besiedelt wurde³⁾.

Neuhäusel bei Kothaupt.

Josef Stich.

Der Schuhtrunk

(Eine Umfrage)

Der Schuhtrunk, dessen vorgebliche Heilwirkung Wilke⁴⁾ mit der Fußemanation in Verbindung bringt, ist in seinen Ausklängen auch bei uns nachweisbar. Als Tierheilmittel habe ich ihn im „Rezeptbuch des herrschaftlich Drumer Schafmeisters Wenzel“⁵⁾ noch 1833 in der hiesigen Gegend lebendig gefunden. Löcherne Schuhnachbildungen in Gefäßform sind uns aus der Frühheiligenzeit Böhmens⁶⁾ bekannt. Im Kaukasus wird, wie ich eben aus einer Aufschrift Dr. A. Jessens vom Eremitage-Museum in Serningrad⁷⁾ ersehe, die Sitte des Trinkens aus einem Schuh heute noch geübt. Aus Leitmeritz sind mir zwei Trintgläser und eine Flasche in Stiefelform bekannt geworden. Die Gläser dürften ein halbes Liter fassen und waren aus gewöhnlichem farblosen Glase hergestellt und ziemlich einfach geformt. Die Flasche aus grünlichem Glase schien älter. Wie mir Herr Bürgerchuldirektor Rudolf Hübnert, Leitmeritz, mitteilte, war die Sitte, aus gläsernen Stiefelgefäßen zu trinken, noch um 1892 im Tetschener Bezirke verbreitet und wurde damals in den Orten Mittelgrund bei Tetschen,

¹⁾ Sonst Tritonshorn, das an der Spitze abgeschnittene Gehäuse des im Mittelmeer vorkommenden Tritonium nodiferum Lam. Es ist dasselbe wie die Buccina der Alten, welche die Quiriten zu den Waffen rief und auch heute noch zum Signalgeben bei ländlichen Arbeiten verwendet wird. Ähnlich dient noch jetzt das Gehäuse des Tritonium Tritonis Cuv., das im Indischen Ozean vorkommt, als Kriegstrumpete. Eine große Rolle spielten die Tritonshörner in den mythologischen Darstellungen und besonders in den Bildern, Statuen und Reliefs der Rokokozeit. (Vgl. Meyers Konv.-Lex., 6. Aufl. unter „Tritonshörner“. — ²⁾ Zur Husmannsage vgl. Jungbauer Böhmerwaldsagen, S. 224 f. ³⁾ Zur ganzen Sage vgl. ebd. S. 211 f.

⁴⁾ Georg Wilke, Weitere Beiträge zur Heilkunde in der indogermanischen Vorzeit. Mannus VII, 1/2, S. 3.

⁵⁾ Josef Kern, Aberglaube in der Tierheilkunde. Mitteilungen des Nordböhmischen Vereins für Heimatforschung und Wanderpflege, 46. Jg., S. 24.

⁶⁾ Derselbe, Schuh und Schuhverklebung in der Frühheiligenzeit Nordwestböhmens. Sudeta, II. Jg., 1/2, S. 22 ff. — ⁷⁾ Brief vom 5. 12. 1928.

Perrnskretichen und besonders Johndorf viel geübt. Auf dem Gläser-
schrank hinter dem Schenktische stand in den Gasthäusern überall der gläserne
„Stiefel“, der dort den heutigen „Doppelliter“ vertrat. Das eigenartige Trink-
gefäß bildete einen Stiefel mit Absatz nach, war aus gewöhnlichem Glase in Form
geblasen, zeigte daher über die ganze Außenseite noch die von den Fugen der
Formhälften hervührende „Naht“ und faßte auch zwei Liter. Bei fröhlicher
Stimmung am Stammtische ging es, wenn jemand gefreudig einen „Stiefel“
zahlte, mit Bier gefüllt reihum und jeder Zechgenosse tat aus ihm einen herzhaften
Zug. Besonders beim Hochzeitsmahle war, wenn es in Gasthäusern gehalten
wurde, der Stiefelumtrunk ein allgemein üblicher Brauch.

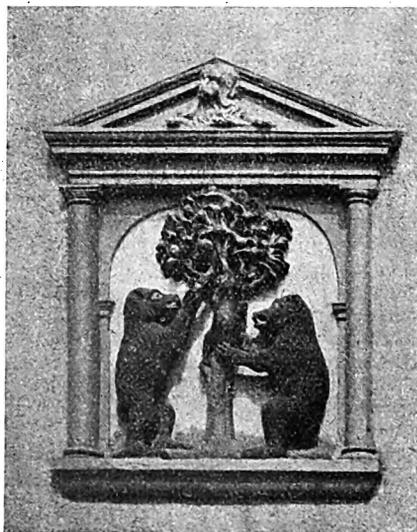
Die Umfrage bezweckt, festzustellen, ob und wo diese Sitte heute noch üblich
ist, ob der Brauch, einen „Stiefel“ zu trinken, irgendwo mit Sprüchen oder
Zeremonien verknüpft war, ob und wo noch solche „Stiefel“ erhalten sind (Wirts-
haus, Privatbesitz, Museum), wo diese Glasstiefel hergestellt wurden — sie müssen
ja heimisches Erzeugnis gewesen sein —, kurz alles, was mit der Sitte des Schuh-
und Stiefeltrunkes irgendwie in Zusammenhang gebracht werden könnte.

Seitmeritz.

Josef Kern.

Hauszeichen

Ein ergiebiges Arbeitsfeld für den in der Stadt lebenden Volksforscher bieten
die meist über dem Haustor angebrachten Hauszeichen, die nicht allein im Hinblick
auf die Haus- und Ortsgeschichte, sondern auch vom Standpunkt der Volkskunst



oft sehr bedeutsam sind. Bei Bildaufnahmen oder Skizzen soll man aber nicht
allein das Hauszeichen festhalten, wie es auf unserem Bilde¹⁾ (vom Haus zum
Bären in Arnstadt) geschieht, sondern stets auch eine zweite Aufnahme des ganzen
Haustores machen. Denn das Hauszeichen ist nicht selten zugleich auch der künst-

¹⁾ Entnommen dem Band „Thüringen“ des Sammelwerkes „Deutsche Volkskunst“ (Delphin
Verlag, München).

lerische Abschluß der Torumfassung und bildet mit dieser eine stilvolle Einheit. Alle Aufnahmen müssen durch eine geschichtliche Darstellung des betreffenden Hauses und seiner Besitzer, durch Angaben, ob der Hausname mit dem Hauszeichen übereinstimmt, und insbesondere durch die genaue Ermittlung des Jahres, seitdem das Hauszeichen besteht — meist ist es das Jahr des Neubaus oder eines Umbaus des Hauses —, ergänzt werden. Damit wird nicht bloß für die Orts- und Familiengeschichte eine wichtige Vorarbeit geleistet, sondern auch Stoff für vergleichende Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Volkskunst, geliefert.

Antworten

(Einlauf bis 28. Feber 1929)

1. Umfrage über den bei den Karpathenrussen noch ungeschwächt lebenden Glauben an Nachzehrer vgl. den Beitrag von Dr. E. Schneeweis. Zu dem im letzten Heft angeführten Blutaberglauben brachte die „Bohemia“ vom 15. Jänner 1929 einen neuen Beleg aus Raaden. Der Bericht lautet: „In den letzten Tagen wurde unsere Stadt in nicht geringe Aufregung versetzt, indem eine tschechische Magd gegen ihren Dienstgeber Dr. Sagher bei der Gendarmerie die Anzeige erstattete, Dr. Sagher und zwei Juden aus R. hätten ihr in der Nacht Blut abgezapft. Die amtliche Untersuchung stellte fest, daß sämtliche Angaben lügenhaft und vollkommen aus der Luft gegriffen sind, nichtsdestoweniger hat die Blige in der urteillosen Menge zahlreiche Gläubige gefunden.“

2. Umfrage. Bei einem Neubau wird um Pfraumberg zuerst ein Tier, z. B. eine Katze, in das Haus gejagt (Josef Stich, Oberlehrer in Neuhäusel bei Kofshaupt).

3. Umfrage. Das Hegenauspeitschen am Walpurgisabend war im Gebiet um Tachau—Pfraumberg in manchen Orten noch um 1900 üblich (J. Stich). In Nordmähren wird von dem von Kriegsdorf nach Neurode führenden Weg, der „Hegenachleife“, erzählt, daß dort früher die Hegen ausgepeitscht wurden (Motraut Deutsch, Römerstadt; eingesandt von Prof. Dr. E. Jungwirth).

4. Umfrage. Auch um Tachau—Pfraumberg kam das Lischrüden durch den Weltkrieg vorübergehend in Schwung. Dabei tanzte in Neuhäusel einmal ein Tisch so stark, daß alle Teilnehmer entsezt wegliefen (J. Stich).

7. Umfrage. Das Leichenbier (Leichbódia) wird noch heute hie und da um Pfraumberg gehalten (J. Stich). Eine Bewirtung der Trauergäste ist in ganz Südmähren bis in die Neuhäuser Sprachzunge hinein üblich. In Woitowitz bei Brünn heißt sie „Pšchadessn“¹⁾, in Kiegerschlag bei Neuhäusel Ploibier (mhd. beleit = Geleite). Ebenso kennen die deutschen Holzacker in den Kleinen Karpathen das Totenmahl (karmina), das bei den Ansiedlern in Deutsch-Mokra in Karpathenrußland „Loudnmähl“ genannt wird (Dr. F. J. Beranek, Prag).

9. Umfrage. Auch im Braunauer Ländchen sagt man statt Hausflur kurz Haus (Prof. Dr. Hugo Herrmann, Reichstadt).

11. Umfrage. Reunte kommt auch in Südmähren als Flurname vor, so in Prittlach und in Dürnholz (Dr. F. J. Beranek).

12. Umfrage. In Gundenburg (Südmähren) heißt das Kinderspiel Pjetchel (Dr. F. J. Beranek), um Freudenthal (Schlesien) meist Litschkerschlohn = Litschkerschlagen (Schriftleiter Erwin Weiser, Freudenthal).

18. Umfrage. Eine alte Standuhr mit der Inschrift „una ex his“ befindet sich im Kloster Braunau vor der Wohnung des Gymnasialdirektors (Doktor G. Herrmann, Reichstadt), eine andere im Gasthaus „Schwan“ in Nikolsburg (Dr. F. J. Beranek).

22. Umfrage. Weitere Waggonaufschriften aus dem Weltkrieg teilt Dr. F. J. Beranek (Prag) mit: Jeder Schuß — ein Kuss, jeder Stoß — ein

¹⁾ Auffällig, da das „Pšchadessn“ sonst, z. B. bei Hochzeiten, den nicht verzehrten, sondern nachhause mitgenommenen Teil des Mahles bezeichnet.

Franzose; jeder Tritt — ein Britt. — O Kussen und Serben, wir hauen euch in Scherben! König Peter — später. — Wir stammen aus Ruditz und fahren wie der Blitz. — Einen Kussen möcht' ich nicht zum Mann, weil ich ihn ohne Kopf nicht brauchen kann. — Alle Serben müssen sterben. — O Nikolaus, o Nikolaus, wir klopfen dir die Hosen aus! — Kussen und Serben wird Osterreich erben. — Nach Mitteilung von Prof. Dr. Franz Longin (Prag) war zur Zeit der Belagerung Lüttichs auf dem Waggon eines Zuges, der ein Kärntner Regiment an die Front brachte, eine Zeichnung, die einen Mann mit bittend gefalteten Händen darstellte, mit den Worten:

„Lieber Willi, ich bitt' dich,
 Laß mir doch mein Lüttich!“
 „Wart nur a bissel,
 Ich komm' gleich nach Brüssel.“

Dasselbe teilt Fachlehrer Josef Würger (Liebenau bei Reichenberg) folgendenmaßen mit:

Albert: Lieber Willi, ich bitt' dich,
 Sei so gut, gib mir Lüttich!
 Willi: Mein lieber Albert,
 Ich tu nichts halb. Ich
 Wart nur ein bissel,
 Ich komm' eh (ohnehin) nach Brüssel.

Vom gleichen Einsender wurde der erstmitgeteilte Reim (Jeder Schuß usw.), aber mit einer vierten Zeile (Und die Serben in Scherben) und der folgende Reim übermittelt: Die Kussen geben den Serben die Schuh — Und wir ihnen die Wische dazu.

26. Umfrage. Steinkreuze in der Gegend von Tachau zeigen nicht selten ein erhaben gemeißeltes Beil. Von einem solchen bei Peltarn nächst der Kapelle stehenden Steinkreuz mit Beil berichtet die Sage, daß ein Zimmermann beim Decken des Kapellendaches abgestürzt und in sein Beil gefallen sei, wodurch er den Tod fand. Zuweilen werden je drei Steinkreuze miteinander in Verbindung gebracht, sie sollen z. B. an drei Verurteilte erinnern, die nackt wettlaufen mußten, um ihr Leben zu retten (J. Stich, Neuhäusel). Von zwei alten Sühnekreuzen aus Stein an der alten Waldstraße Wellnitz—Klemensdorf bei Reichstadt besagt auf einem die zum Teil erhaltene Inschrift, daß hier Georg Schille, Richter aus Wellnitz, im Jahre 1633 erschlagen wurde (Dr. G. Herrmann). Von zwei Steinkreuzen in Neudorfel bei Freudenthal wird erzählt, daß sich dort zwei Brüder wegen eines Mädchens im Zweikampfe mit Sense getötet haben (E. Weiser).

29. Umfrage. Im östlichen Südmähren stand der Backofen früher in der Stube und wurde von der Küche aus bedient (Dr. F. J. Beranek).

31. Umfrage. Im Bezirke Kaplitz sagt man statt „Maliener“ gewöhnlich „Malienerbe(i)n“ (Malienerbeeren). In der Sprachinsel Neuhaus-Neubistritz heißen die Himbeeren „Himbe(i)n“, in Kiegerschlag „Himbe(i)n“ und nur in dem hart an der Sprachgrenze gelegenen Hostererschlag „Maliener“ (Dr. Franz Longin, Prag). Im Gebiet um Tachau-Fraumberg ist „Hengbia“ oder „Heangbia“ gebräuchlich, nahe der oberpfälzischen Grenze aber „Gulpa“ (J. Stich, Neuhäusel).

33. Umfrage. In Subweis pflegten vor dem Kriege die Gymnasiasten ihre die Bahnstrecke Burdweis—Salnau benützenden Mitschüler mit den folgenden, der Lokomotive in den Mund gelegten Sätzen zu necken: „Helsts ma, helsts ma! Schiabts a weng, schiabts a weng! I fän net, i fän net! 's geht schouä, 's geht schouä! Dänk schön, dänk schön!“ (Dr. F. Longin). Eine Lotalbahn, die von Mähr.-Osttrau nach einem Arbeiterdorf geht, brüstet sich, wenn am Samstag die Arbeiter mit dem Wochenlohn in der Tasche heimfahren „s panami, s panami“ (mit tschischer Betonung der vorletzten Silbe), d. h. sie fährt mit (feinen) „Herren“. Am Montag aber, wenn die Arbeiter mit leeren Taschen in die Stadt fahren, meint sie verächtlich „s chacharami, s chacharami“ (etwa = mit armen Schlußkern) (Dr. F. J. Beranek).

34. U m f r a g e. Daß die Tochter Rothschlids einen Totenkopf hat und daher keinen Mann bekommt, erzählt man auch um Arnau—Trautenau (Oberlehrer Franz Weiskner, Niederlangenau). Sie hat deshalb das Gesicht stets verhüllt (J. Stich, Neuhäusel bei Roshaupt). In Rundenburg heißt es, daß sie einen Schweinskopf hat (Dr. F. J. Beranek).

35. U m f r a g e. Verlieren der Schürze bedeutet Untreue des Schatzes auch in Südmähren (Dr. F. J. Beranek) und in Schlesien (E. Weiser, Freudenthal); ebenso das Aufgehen des Schürzenbandes um Arnau—Trautenau, wo das Hervorstehen einer Haarnadel besagt, daß der Schatz Sehnsucht hat (F. Weiskner).

37. U m f r a g e. Um Pfaumberg heißen die Windeier, die man nicht ißt, „gfläijt Dia“; kleine Eier ohne Dotter nennt man „Her'noia“ (J. Stich).

38. U m f r a g e. Als sicherer Vertreiber von Warzen genosß der vor etwa 40 Jahren verstorbene Anton Oder, Oberlehrer in Wenferschlag (Sprachinsel Neuhaus-Neubistritz), weiten Ruf. Er zählte sämtliche Warzen an den Händen des Besuchers, dann sah er sie mit starrem Blicke an. Sonst war äußerlich an ihm nichts wahrzunehmen. Endlich sagte er: „Geh nur hoam, 's wird bald gu(i)t ween (werden).“ Tatsächlich schwanden die Warzen, wie viele Personen noch heute versichern, in einigen Tagen (Dr. F. Longin, nach Mitteilung von Josef Rüd, Oberlehrer i. R. in Riegereschlag). Im Riesengebirge meinte man, daß Warzen durch Schmutz entstehen. Wohin das Blut einer weggetrapten Warze spritzt, wächst wieder eine. Mittel zum Vertreiben sind: Bei einem Begräbnis gebe man als letzter, bestreiche die Warze mit Erde vom frischen Grabe und spreche die Worte: Eins, zwei, drei, vier — Hühnvorz! marschier!“ — Man bestreiche die Warze mit einem Apfel und werfe diesen dann in ein offenes Grab, damit er dort vermodere. — Man bestreiche sie bei abnehmendem Monde mit vor Sonnenaufgang gepflückter Wollswilch. — Man mache mit der Warze ein Kreuz an die Kirchhofmauer. — Man lege Brot auf und gebe es dann den Hühnern zu fressen. — Man werfe eine Schnecke über den Kopf, ohne zu sprechen oder sich umzuschauen. — Wenn man eine Krähenseder findet, lehre man sich nicht um und mache dreimal das Kreuz, ohne Amen zu sagen (F. Weiskner, Niederlangenau).

40. U m f r a g e. Weitere Angaben über selbstgemachtes Spielzeug lieferte Dr. F. Longin nach Mitteilungen von Karl Migl, Schulleiter in Groß-Rammereschlag bei Neuhaus.

41. U m f r a g e. Im Bezirke Pfaumberg heißen die Schmetterlinge „Sumatzbüagl“ (Sommervögel), in manchen Orten auch „Feisfoalkn“ (Feuersalzen). Die meisten Nachtschmetterlinge führen den Namen „Laodnbüagl“ (Totenvögel). Als „Gratfcheißa“ (Krautscheißer) wird der Kohlweißling bezeichnet (J. Stich). Im Riesengebirge werden neben dem allgemein üblichen „Schmetterling“ nur kleine, weiße Schmetterlinge „Molkndieb“ genannt (F. Weiskner). In der Wischauer Sprachinsel (Südmähren) ist für alle Schmetterlinge der Name „Kappenweihal“ (Kappenvöglein) üblich (Lehrer J. Bernard, Niedermohrau bei Römerstadt). „Tut“ (Tod) nennt man auch in Petersdorf bei Pennerzdorf in Schlesien die kleinen Nachtschmetterlinge (Schulleiter Johann Kessler).

42. U m f r a g e. Ausdeutungen von Vogelrufen fanden ferner ein: J. Stich, Neuhäusel, und Dr. E. Jungwirth, Römerstadt (nach Aufzeichnungen von Kottraut Deutsch).

43. U m f r a g e. Ein anderes Lied (Wie der Hüter in Wald eintreibt = Jungbauer Bibl. Nr. 159) zum Stoff von der Rabenmutter sandte J. Stich ein, der außerdem eine größere Sammlung von Volksliedern mit Singweisen aus dem Bezirke Pfaumberg lieferte.

44. U m f r a g e. Einige Fälle vom Anmelden der Sterbenden berichtet Dr. F. J. Beranek aus Südmähren: Ein mir bekannter Arzt hörte, als sein Bruder fiel, einen Schlag wie mit einem Hutensbesen gegen die Haustür; gleichzeitig war ihm der Tod seines Bruders gewißheit. — Als der Bruder einer mir bekannten Dame im Weltkrieg fiel, hörte man zu Hause ein Geräusch, ähnlich dem Zubodensfallen einer Bündholzhackel. — Ein Beamter in Rundenburg er-

zählte, daß in der Sterbestunde seiner Mutter der Boden eines Trinkglases in seiner Kanäle glatt abgesprungen sei.

45. Umfrage. Vgl. Kleine Mitteilungen: Das Wetterhorn von Neu-Loosimthal.

48. Umfrage. In der Gegend von Kaplitz wird Hundesett gegen Schwindsucht verwendet. Dort war eine merkwürdige Gestalt vor dem Kriege der „Hundsandres“ aus Buggaus, der Hunde schlachtete, das Fleisch aß und Fett und Haut verkaufte (Dr. F. Longin). Auch im nördlichen Böhmerwald gilt Hundesett allgemein als Heilmittel gegen Auszehrung, in Reichenthal (Bez. Pfaumberg) gebraucht man auch Igelfett (J. Stich). Um Römerstadt i. M. verwendet man das Fett einer lebend abgezogenen Kreuzotter bei Augenleiden (J. Bernard, Niedermohrau).

49. Umfrage. Auch im Bezirke Pfaumberg ist das Verbinden des Halses mit einem Tuch bei Beginn der Geburtswehen üblich (J. Stich). Bei Halsentzündungen wird der Hals mit dem vom Fuß gezogenen warmen Strumpf umwickelt (E. Weiser, Freudenthal).

50. Umfrage. Um Pfaumberg kennt man von Gaden die Handhade, Breithade und Schrotthade (J. Stich). In Deutsch-Mokra (Karpathenrußland) heißt die Breithade „Pruatpal“, in Palanof bei Munkacz wird das magyar. „bart“ gebraucht (Dr. F. J. Beranek).

51. Umfrage. Im Bezirke Kaplitz heißt das Kerngehäuse des Obstes die „Bo(u)hn“ (Dr. F. Longin), um Pfaumberg „Rea(r)nhaus“ (J. Stich), in Elbogen bei Apfeln „Gäß“ (Dr. Alois Bergmann, Staab), um Braunau „Griebisch“ (Direktor i. R. Anton Kahler, Prag; Dr. G. Herrmann, Reichstadt), ebenso um „Griebisch“ um Freudenthal (E. Weiser). In Lundenburg (Südmähren) gebrauchen auch die Deutschen das tschech. ohryzek (Dr. F. J. Beranek), in der Wischauer Sprachinsel ist der Name „Gaupt“ üblich (J. Bernard, Niedermohrau). Zu den Antworten im letzten Heft S. 37 wird von mehreren Einsendern aufmerksam gemacht, daß bei „Popl“ und „Pepl“ ein Mißverständnis vorliegt. Dieß Wort (vgl. tschech. pupek, Kabele) bezeichnet nicht das Kerngehäuse, sondern den schwarzen Blütenrest am oberen Teile der Frucht.

54. Umfrage. Von einem Hügelgrab auf der Kopeine bei Honositz (Staab) wird erzählt, daß dort ein Schloß versunken sei (Dr. A. Bergmann). In Niederlangenau, im sogenannten Mustlich, ist an einem Bächlein eine sumpfige Wiese; dort soll eine Mühle versunken sein (F. Meißner). Im östlichen Südmähren sind Erzählungen von verschwundenen Dörfern häufig. Meist liegt die Erinnerung an tatsächlich untergegangene Ortschaften zugrunde, deren Bestand um das Jahr 1500 noch nachzuweisen ist. Eine Lundenburger Sage erzählt, daß im Lämpel hinter dem Fürstl. Liechtenstein'schen Jagdschloß Pohanska eine versunkene Stadt liege, deren Glocken man am Ostersonntag zu Mittag läuten hört. Dieser Lämpel befindet sich neben einem frühgeschichtlichen Ringwall (Dr. F. J. Beranek).

55. Umfrage. Zu den Anzeichen für Regenwetter liefern weitere Berichte ein von Dr. A. Bergmann (Staab) und Dr. F. J. Beranek für Lundenburg, der unter anderem auch mitteilt, daß ein dortiger Ghmn.-Professor, wenn zwei Schüler rauchten, so sagen pflegte: „Es wird regnen, zwei Esel stoßen einander.“

60. Umfrage. In Alliebe bei Bärn ist eine Windmühle (viereckiger Holzbau) noch in Betrieb, eine ähnliche bei Neuwogelseifen steht still (med. Hans Englisch, Mähr.-Kopendorf-Prag).

61. Umfrage. Um Pfaumberg hieß der Maulwurf früher allgemein „Echere“, jetzt hört man oft auch „Maltwurf“ (J. Stich), um Braunau ist „Moltwurf“ (das erste o ist kurz und geschlossen) üblich (A. Kahler, Prag), gelegentlich auch Moltwurm (Dr. G. Herrmann). Moltwurm sagt man auch in Patterdorf bei Deutschbrod (Lehrer A. Süchhorn). Um Mähr.-Kopendorf wird der „Murtwurf“ oder „Arbschnöffel“, auch „Arbschlößl“, durch Einfliegen von Ulkirschenzweigen (vgl. unsere Zs. 1928, S. 267) vertrieben (med. G. Englisch); in Würbenthal ist der Name „Arbschlößel“ daheim (E. Weiser, Freudenthal), den in Petersdorf bei

Gennersdorf nur ältere Leute gebrauchen, sonst spricht man hier vom „Molkwolf“ (J. Kessler). Um Römerstadt lautet der Name „Mölkwurf“, in der Wischauer Sprachinsel, wie im oberen Böhmerwald „Scherer“ (J. Bernard, Niedermohrau); ebenso auch in der Brünner Sprachinsel und in Müdlau (Bz. Pohlitz), während im westlichen Südmähren, von Grusbach bis zur Neuhaus-Neubistritzer Sprachinsel das auch in Südböhmen übliche „Scher“ gebräuchlich ist, das auch die Holzhaider in den Kleinen Karpathen und die Bewohner der Böhmerwaldsiedlungen Sinjač, Dubi und Unter-Grabonitz bei Munkacz verwenden. Östlich einer Linie, die etwa von Pohlitz im Norden über Pausram, Tracht, Voitelšbrunn nach Garšönthal bei Feldsberg im Süden führt, erscheint die auch in den Dörfern um Preshburg heimische Form „Scheawe“. In Karpathenrußland findet sich in den Dörfern mit der Mundart des oberen Böhmerwaldes und Egerlandes (Dorndorf, Grünisdorf, Deutsch-Wofra und zum Teil auch Unter-Grabonitz) die Bezeichnung „Scherer“, in Ober-Schönborn, Deutsch-Kutschowa, Balowo und Berejinka „Maulwurf“; in Paurching „Maulwurf“ und „Maulwafr“, in Unter-Schönborn „Maulwurf“, in Uzhord „Moukwurf“, in Palanot „Mauswurf“, in Huft „Moldrof“ und im Jiddischen von Batju „Mildmorem“ (Dr. F. J. Beranek, Prag). Über die Verbreitung der in der Slowakei üblichen Formen „Molwurf“ und „Molwurm“ vgl. Dr. J. Hanika in „Karpathenland“ I. 1928, S. 115.

62. Umfrage. Einen Spottreim auf drei mährische Städte fandte med. H. Englisch, eine Reihe von Redensarten, durch welche die abweichende mundartliche Aussprache in Nachbarorten verspottet wird, teilt J. Kessler (Petersdorf in Schles.) mit, auf das häufige Vorkommen solcher Spottreime in der Mark Brandenburg macht, zugleich mit literarischen Hinweisen, Dr. H. Rügler (Berlin) aufmerksam.

65. Umfrage. Einzelne Erulantenlieder der Evangelischen in Graslitz aus den Jahren 1658 und 1659 dürften den Bergmann Matthäus Wieser aus Graslitz zum Verfasser haben, dessen Gedichtsammlung „Der Geistliche Brunnquell“ 1668 gedruckt wurde und von dem eine Reihe von Liedern in dem 1721 erschienenen „Vergnügungsbuch“ stammt (Gymn.-Direktor Dr. Gustav Treizler, Graslitz). Von dem Bauer Josef Walmner in Bratelsbrunn stammt das im „Südmähr. Heimatbuch für Volk und Schule“ (S. 319) veröffentlichte „Lied vom Weinstock“ (Dr. F. J. Beranek). Von Verkäufern auf dem Berliner Weihnachtsmarkt herührende Reime wird Dr. H. Rügler in einem Beitrag (Niederd. ZfV.) mitteilen.

67. Umfrage. Andere Cirätsel sandten Dr. E. Jungwirth (Römerstadt), der zugleich eine Sammlung von mehr als 100 Volksrätseln dem Archiv übermittelte, Karl Hübl (Dreihöf bei Wildenschwert), A. Südhorn (Pattersdorf) und J. Kessler (Petersdorf). Literarische Nachweise lieferte Dr. H. Rügler (Berlin).

68. Umfrage. Ein Schuh auf dem Tische bringt Verdruß (J. Kessler, Petersdorf). Er drückt dann (Wilitau bei Mies) oder man bekommt schmerzende Behen (Pattersdorf, A. Südhorn), oder er snarrt (K. Hübl).

69. Umfrage. Auch um Römerstadt heißt es, daß man einen Toten in die große Zehe beißen soll, wenn man die Furcht vor Toten verlieren will (J. Bernard, Niedermohrau).

70. Umfrage. Als Bartwachsmittel wird allgemein scherzhaft das Auflegen von Gähnermist empfohlen. In Westböhmen (A. Südhorn), im Braunauer Bändchen (Dr. H. Herrmann), in Ostböhmen (K. Hübl, Dreihöf), in Lundenburg (Dr. F. J. Beranek), um Römerstadt (J. Bernard) und in Schlefien (E. Weiser, Freudenthal; med. Hans Englisch, Mähr.-Kopendorf) rät man, die Oberlippe innen mit Gähnerdreck und außen mit Honig zu bestreichen, denn „Dr Ginnerdreck treibt (in Dreihöf „stößt) und dr Honig zieht“ (zieht); in Petersdorf wird ferner empfohlen, junge Saat zu tochen und in dem Wasser den Kopf zu baden (J. Kessler). Auch in Berlin und in der Mark empfiehlt man, die Oberlippe außen mit Honig und innen mit Taubendreck zu bestreichen (Dr. H. Rügler).

Umfragen

71. Wo gibt es Dörfer mit Wehranlagen, mit Mauer, Toren, Tor- und Mauertürmen, wie sie in Franken (vgl. das Bild) nicht selten unter städtischem Einfluß entstanden sind?



72. Wie wird der Sauerteig genannt (Urhab, Ura, Dampf, Kid u. a.) und gegen welche Krankheiten wird er verwendet?

73. Wer kennt neue, im Volke entstandene Umdeutungen von Fremdwörtern (z. B. Milchschleudern für Zentrifuge)?

74. Wo sind noch volkstümliche Aufführungen von Weihnachtsspielen (Abvent-, Schäfer-, Christkindl-, Hirten-, Dreikönig-, Herodes- und Paradiesspiele, Sternsingerumzüge) üblich?

75. Wer kennt Sagen, in welchen mit einem Krach berstende Feuerkugeln auftreten? (Notwendig ist eine genaue Angabe der Ortlichkeit, z. B. ob es sich um sumpfigen Boden handelt.)

76. Welche Redensarten, Vorstellungen und abergläubischen Meinungen knüpfen sich an langes Haar, besonders der Frauen und Mädchen?

77. Nach Mitteilung der 83jährigen, aus Borotitz gebürtigen Frau Anna Weiß in Znaim, aufgezeichnet von Sekretär Franz Breiner in Prag, wurden in ihrer Jugend geschwollene (gefallene) Mandeln mit den Worten besprochen:

Mändl, heb de,

Mändl, leg de,

Mändl, geh af dein Ghörichsort (d. h. wo du hingehörst),

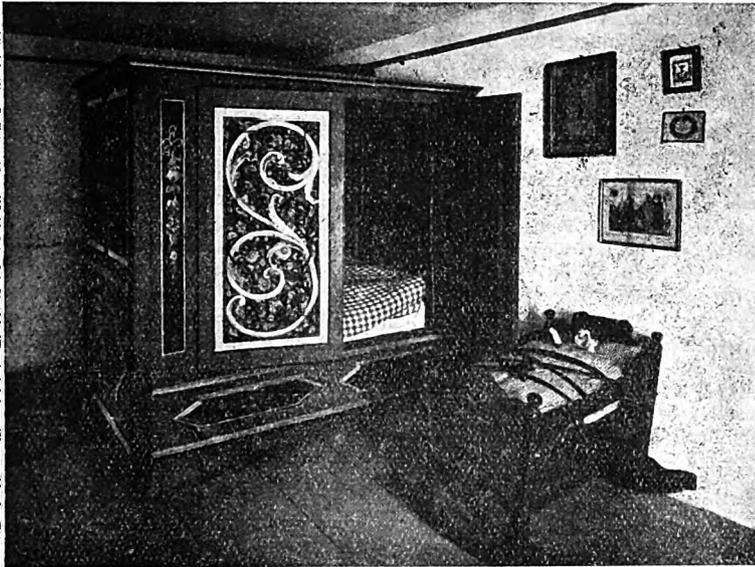
Wo de Gott und unsa liebe Frau erschaffa hat!

Wer kennt ähnliche in Befehlsform gehaltene Krankheitsregeln?

78. Um Hörterstadt heißt es, daß sich zwei miteinander gehende junge Leute nicht zusammen photographieren lassen sollen, weil sie sonst nie ein Paar werden. Wer kennt gleichen oder ähnlichen Aberglauben über Sichtbildaufnahmen?

79. Wo wird noch Hirse als besonderes Gericht an bestimmten Festtagen gegessen?

80. Wo sind ähnliche Bettstränke wie auf dem Bilde (hier mit geschnitzten Türen) in Gebrauch?)



Kurze Nachrichten²⁾

Die volkskundlichen Vorlesungen an der Prager deutschen Universität werden durchschnittlich von 150 Personen, also mehr als einem Viertel aller Hörer der philosophischen Fakultät, besucht. Im Sommersemester 1929 lesen Dr. G. Jungbauer „Einführung in die deutsche Volkskunde“ (Besonderer Teil) und „Volkskunde und Schule“, und Dr. E. Schneeweis, dem von diesem Semester an ein Lehrauftrag für slawische Volks- und Altertumskunde erteilt wurde, „Einführung in die tschechische Volkskunde“ und „Übungen in der slawischen Volkskunde“.

An der Jahresitzung der Staatsanstalt für das Volkslied am 9. Jänner 1929 nahmen als Vertreter des deutschen Volksliedausschusses Dr. G. Jungbauer, der den Tätigkeitsbericht für das Jahr 1928 erstattete, und Dr. Bruno Schier teil. Die Ausgabe des 1. Bandes tschechischer Volkslieder erlitt durch das unerwartete Ableben seines Verfassers V. Janáček eine längere Unterbrechung. Die Weiterführung der Arbeit haben die Mitglieder des slawischen Ausschusses für Mähren und Schlesien Helfert und Váša übernommen. Für die Ausgabe der

¹⁾ Die Bilder zur 71. und 80. Umfrage sind den Bänden „Franken“ und „Thüringen“ der „Deutschen Volkskunde“ (Delphin-Verlag, München) entnommen.

²⁾ Unsere Mitarbeiter und Leser werden ersucht, der Schriftleitung volkskundlich wichtige Ereignisse (Veranstaltungen, Vorträge u. a.) bekanntzugeben, damit an dieser Stelle ein möglichst umfassender Überblick über die volkskundliche Arbeit auf sudetendeutschem Boden gegeben werden kann.

deutschen Volkslieder, welche als Reihe C der Gesamtausgabe erscheint, wurde folgende Zählung der Bände vereinbart: I. Geschichtliche Lieder und Soldatenlieder. II. Geistliche Lieder. III. Volkslieder aus Böhmen. IV. Volkslieder aus Mähren und Schlesien. V. Volkslieder aus den Karpatenländern. VI. Kinderlieder. Zunächst erscheint vom III. Band der 1. Teil, „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ von Dr. G. Jungbauer. Die erste Lieferung ist bereits im Druck. Für die deutsche Ausgabe hat die J. G. Calvesche Univ.-Buchhandlung in Prag den Vertrieb übernommen.

Beim Internationalen Volkskunstkongreß in Prag wurde aus den Vertretern von 23 Staaten eine fünfgliedrige Leitung gewählt, der Österreich, Deutschland, Holland, Frankreich und die Tschechoslowakei angehören. Diese beriet zu Ende Jänner 1929 in Paris über die weitere Arbeit. Es ergab sich die Notwendigkeit, auch in der Tschechoslowakei einen Ausschuß zu wählen, der mit der fünfgliedrigen Hauptleitung und später unmittelbar mit dem Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit (Institut international de coopération intellectuelle) beim Völkerbund in ständige Beziehung tritt. Zu diesem Zwecke berief die tschechische volkskundliche Gesellschaft für den 16. Feber d. J. eine Versammlung ein, bei welcher nach Berichten von Dr. J. Horák und Rudolf Ruda, der die Tschechoslowakei in der fünfgliedrigen Leitung vertritt, dieser Ausschuß gewählt wurde. Von deutscher Seite gehört ihm Dr. G. Jungbauer an.

Dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde gehören nach dem Ausweise in Nr. 37 der Mitteilungen des Verbandes (Dezember 1928) in der Tschechoslowakei an die Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, das Seminar für deutsche Philologie, die volkskundliche Abteilung des slavischen Seminars der deutschen Universität in Prag, das schlesische Landesmuseum in Troppau und der Verein Böhmerwaldmuseum in Oberplan.

Mit Vorarbeiten zu größeren Werken sind derzeit folgende unserer Mitarbeiter beschäftigt: Fr. Biesl Hamka, Reichenberg (Das sudeten-deutsche Volksrätsel), Prof. Dr. J. Hamka, ebenda (Volkskundliche Bibliographie der Karpatenländer, Die sudeten-deutsche Volkstracht), Prof. Dr. L. Gerold, Karlsbad (Volks Glaube und Volksbrauch in Nordwestböhmen), Prof. Dr. G. Herrmann, Reichstadt (Weihnachtsspiele), Prof. Dr. V. Karel, Karlsbad (Volkskunde des Bezirkes Komotau), Franz Breiner, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes in Prag (Volksbrände in Südmähren).

Die Flurnamensammlung in Schlesien macht rasche Fortschritte. Prof. Dr. Karl Winter in Troppau hat für 269 Gemeinden und 125 Teilgemeinden Westschlesiens und des mährischen Ruhländchens die Aufnahmefarten fertiggestellt und hofft, die ganze Arbeit bis zum Herbst des Jahres zu beenden.

Im Prager Rundfunk vom 2. März d. J. brachte die deutsche Sendung als „Jugendstunde mit Musik“ unter Mitwirkung von E. Studtlik-Deutlmoser und Emma Sarl das Streitspiel von Sommer und Winter in der Fassung aus Grulich, nach Wort und Weise aufgezeichnet von Emma Sarl.

Volkskundliche Vorträge fanden in letzter Zeit statt in Prag: Doktor B. Schner, Das sudeten-deutsche Bauernhaus (mit Lichtbildern), in Teplitz: Doktor G. Jungbauer, Sudeten-deutsche Volkskunde (mit Lichtbildern). Ein vom deutschen Gau-Bildungsausschuß in Olmütz zu Anfang Feber geplanter Volksbildner-Lehrgang, bei dem auch ein Lichtbildervortrag über sudeten-deutsche Volkskunde von Dr. G. Jungbauer angelegt war, mußte auf eine spätere Zeit verschoben werden.

Das Böhmerwald-Weihnachtsspiel aus Einjak in Karpatenrußland, von Lehrer Andreas Korn nach den Angaben der Spieler aufgezeichnet, erscheint in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums“. Es enthält 23 zum größten Teil aus dem Böhmerwalde bisher nicht aufgezeichnete Singweisen. Bestellungen erledigt die Versandstelle des Böhmerwaldmuseums in Prag XII., Vocolova 10. Preis 7 Ktsch.

Von der Sprache Hans Wapfiks handelt ein anregender Aufsatz Dr. Eduard Sattlers im Feberheft der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins „Muttersprache“, der vor allem zeigt, wie tief Wortwahl und Satzbau unserer

Dichters in seiner Heimatmundart wurzelt und wie bedeutsam die Bereicherung unserer Sprache durch Neuschöpfungen Wajlitz ist. Die gediegene Monatschrift „Muttersprache“ ist die billigste Zeitschrift der Welt, da sie den Mitgliedern des Deutschen Sprachvereines Groß-Prag (Prag XII., Voceľova 10), der gerne Anmeldungen entgegennimmt, um den Jahresbeitrag von 10 Křjř, regelmäßig zugeht.

Ein tschechisches Minderheitsmuseum in Haida wird von einer neu gegründeten Gesellschaft geplant. Darin sollen die vergangenen und gegenwärtigen Verhältnisse der tschechischen Bevölkerung im Gebiete von B.-Leipa veranschaulicht werden.

Nachträge

Der Schriftleitung kommen wiederholt Bemerkungen und ergänzende Mitteilungen zu einzelnen Beiträgen zu. Über das Wichtigste wird an dieser Stelle fallweise berichtet werden.

Zu Dr. E. Schwarz, Ein Beispiel volkstümlicher Flurnamenforschung, teilt A. Böniř, Lehrerin in Sedniř (Ruhländchen), mit, daß kleinere, der Sage nach von Zwergen bevölkert gewesene Höhlen des Kotouč von den Deutschen der Umgebung „Quirgellächer“, mundartlich „Quijellächer“, genannt werden und daß man in der gleichen Gegend noch heute ein unartiges, boshaftes Kind ein „Quijel“ nennt, in Anlehnung an die Sagen von den boshaften Zwergen des Kotoučberges.

— Prof. Dr. S. Herrmann (Reichstadt) macht aufmerksam, daß Startstadt bei Braunau im Volksmunde gelegentlich Quartstadt heißt, was als Spottname (Quarf = Löffel, aber im Sinne von „kleine, unbedeutende Sache“) gilt, daß aber eine Beziehung zu twere (quereh = Zwerg) noch in der Sage fortlebt. Danach soll die Stadt ursprünglich Zwergstadt geheißen haben, die Zwerge seien aber ausgewandert, weil sie — wie es ebenso in den gleichen Sagen anderer Gaue erzählt wird — das Läuten der Kirchenglocken nicht vertrugen (vgl. Braunauer Heimatkunde, 1894, S. 229).

Zu Dr. R. Kubitschek, Altes und Neues zur Volksetymologie, verweist Prof. Dr. Karl Göb (Schönkind bei Heinrichsgrün) auf die Ausdeutung der Abkürzung B. E. B. = Bleibe ewig Bettler) der ehemaligen Buschtiehrader Eisenbahn. — Lehrer A. Gückhorn (Pattersdorf bei Deutschbrod) bringt folgende Abkürzungen: Die Wochentage S M D M D F S = So macht die Mutter die Fleischsuppe. U. T. D. (Ustecké-Teplické dráhy = Aussig-Teplitzer Bahn) = Unser trauriges Dasein oder Und trotzdem deutsch. Die allgemeine Bezeichnung der tschechischen Staatsbahnen Č. S. D. (Československé státní dráhy) bedeutet bei den Tschechen „Člověk, sedí doma!“ = Mensch, sitze (bleibe) zuhause! — In dem Roman „Der Philosoph von Schneizled“ von H. R. Wang (vgl. Anzeige im 2. Heft 1928) liest ein hamsternder Sackse K + M + B von rückwärts „Butter, Milch und Käse.“¹⁾

Zu Dr. R. Kubitschek, Ein Beitrag zur Comica Legenda Aurea, bemerkt Rudolf Lange (Nürnberg, Krefingstraße 53), daß nach Joh. Westenhöffer, Märchen und Erzählungen aus dem Elßäser Sagenkreise (Meř 1880, Nr. 18) die auch bei A. Stöber, Sagen des Elßasses (1858, Nr. 164) erwähnte und in einem Sonderdruck (Vagertatolag 604 von Joseph Baer und Co. auf der Hochstraße in Frankfurt a. M. Nr. 2579) behandelte St. Arnuth-Kapelle bei Wolzheim im Elßaß von einem Eremit, mundartlich Arnüt, erbaut wurde, woraus später ein St. Arnuth entstand. Ferner teilt er zwei Nürnbergger Redensarten über den St. Neff mit und meint zu der in Cham (Bahr. Wald) gehörten Wendung von dem Heiligen, „der den Fänger in der Nas'n abbrochen hat“, daß darunter wohl der hl. Johann von Nepomuk zu ver-

¹⁾ Zeitgemäß ist ein Hinweis auf Ausdeutungen der Abkürzung SČS. in Südslawien. Die Kroaten sagen dazu „Srbin hoće sve“ (Der Serbe will alles), die Serben meinen aber „Samo Hrvat smeta“ (Nur der Kroate hindert, d. h. macht Schwierigkeiten).

stehen sei, der die Finger an die Rippen legt. Zu einem trüb und traurig Dastehenden sagt man: „Du stehst so do wie Sankt Meff, wie sen hân met Roß gemartert“ (gemartert). (E. Weiser Freundenthal.)

Zu den Besprechungen im letzten Heft ist bezüglich der „Deutschen Volksagen aus Nordwestschlesien“ von Josef Nitsche zu bemerken, daß nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. F. Peschel der Satz der Einleitung, nach dem die Rübzahlagen des Prätorius in lateinischer Sprache erschienen sind, durch ein Versetzen beim Druck entstanden ist. In der Handschrift hieß es: „Das Gebiet unserer weiteren Heimat hat Johann Praetorius zum erstenmale betreten, indem er die Rübzahlagen (in lat. Sprache: Daemonologia Rubinzalii) schrieb.“ Beim Reindruck ist die Klammer und der lateinische Buchtitel weggefallen.

Zum Rückblick im letzten Heft ist nachzutragen, daß weitere Besprechungen unserer Zeitschrift in der „Deutschen Landpost“ (Prag) und in der Neujaahrsfolge 1929 der „Zeitmerker Zeitung“ (hier durch J. Kern) erschienen sind. Jahresbesprechungen bringt endlich unser Mitarbeiter Dr. A. Bergmann in der „Sudetendeutschen Tageszeitung“, in der „Bundeszeitung“, im „Pilsner Tagblatt“ und im „Landboten“.

Besprechungen

Allgemeines

Dr. Josef Wřížner, August Sauer's Kulturpolitische Reden und Schriften. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. Reichenberg 1928.

Dieses im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik herausgegebene Werk zeigt anschaulich, welche überragende Bedeutung dem umhergebliebenen Germanisten der Prager Universität innerhalb des sudetendeutschen Kulturlebens zukam, der sich nicht einseitig auf seine wissenschaftlichen Arbeiten beschränkte, sondern den Blick stets auf das Ganze gerichtet hielt, der durch vier Jahrzehnte anregend, anfeuernd und oft wegweisend wirkte, so z. B. durch seinen Vorschlag einer deutschböhmisches Biographie (1905), der in den „Sudetendeutschen Lebensbildern“ seine Verwirklichung fand, oder durch seine Forderung nach Errichtung einer deutschen Nationalbibliothek in Böhmen (1909), aus der sich die „Bücherei der Deutschen“ in Reichenberg entwickelt hat. Am lebhaftesten hat sich Sauer mit den Fragen der Volksbildung beschäftigt, von 1902 an, als er in der „Bohemia“ über die volkstümlichen Hochschulkurse der deutschen Universität schrieb, bis zu dem Aufsatz „Deutsche Bildung“ (1922). In diesem kam er auch auf die geänderten Verhältnisse zu sprechen, welche eine ganz andere Ausbildung der Deutschlehrer verlangen. „Sie dürfen nicht mehr bloß in deutscher Sprache und Literatur ausgebildet werden, sie verlangen eine ebenso gründliche Ausbildung in deutscher Volks- und Stammeskunde und den mittelalterlichen Realien und man verlangt mit Recht eine dreifache Befähigung des Faches an der Universität... Von diesen Forderungen ist bei uns in Prag die Dreiteilung des Faches längst durchgeführt, deutsche Volkskunde zum eigenen Fach erhoben worden.“ (S. 210.)

Wřížner hat eine geübene, lebendig geschriebene Einleitung „August Sauer als Kulturpolitiker“ vorangestellt, die zugleich ein anschauliches Geschichtsbild der letzten 50 Jahre ist, der Zeit, in welcher die Deutschen in Böhmen in die Verteidigungsstellung gedrängt wurden. Nachzutragen ist, daß neben Sauer, der 1886 nach Prag kam, seit 1889 auch A. Hauffen an der Prager Universität wirkt. Hauffens volkstündliche Arbeit ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Rektoratsrede Sauer's über „Literaturgeschichte und Volkskunde“. Durch Hauffen gelangte Sauer zu der Hochschätzung der Volkskunde, die sich nicht allein in Worten, sondern auch in Taten aussprach, wie die angeführte Stelle aus dem Aufsatz „Deutsche Bildung“ beweist. Zu berücksichtigen ist endlich eine Unklarheit auf Seite XXII der „Einleitung“. Danach hätte der Bund der Deutschen in Böhmen die Erneuerung der Höriger

Passionsspiele durchgeführt. Als dieser begründet wurde (1894), hatten die vom Deutschen Böhmerwaldbund geschaffenen Spiele bereits die ersten, erfolgreichen Vorstellungen (1898) hinter sich.

Deutscher Kulturatlas. Herausgegeben von Gerhard Lüdtke und Ruz Mackensen. Verlag Walter de Gruyter und Co. Berlin und Leipzig 1928.

Die Gegenwart äußert eine besondere Vorliebe für die kartographische Darstellung bestimmter Erscheinungen. So will auch dieses Werk die Entwicklung der deutschen Kultur auf einzelnen Gebieten (Vorgeschichte, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft und Verkehr, Religionsgeschichte, Recht, Sprache, Literaturgeschichte, Bildungsgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte, Musik, Volkskunde) in der Weise anschaulich vorführen, daß jede Erscheinung auf einer Tafel kartographisch dargestellt wird, wozu erklärende Worte die nötige Ergänzung liefern. Was sich auf Karten nicht darstellen läßt, erfährt eine graphische Darstellung oder eine Erläuterung durch Bilder. Der Atlas ist in fünf Bände gegliedert: 1. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1000. 2. Vom Ritter zum Patrizier. 3. Vom Humanismus zum Rokoko. 4. Von Goethe bis Bismarck. 5. Die neueste Zeit. Er wird rund 500 Karten umfassen, die in vier Lieferungen erscheinen. Jede Lieferung (8 Karten) kostet bei Subskription 1.60 Mark. Die Bedeutung dieses Kulturatlases liegt weniger in den einzelnen Karten — eine Karte oder graphische Darstellung mit Randbemerkungen wird nie eine gründliche Abhandlung über den gleichen Gegenstand ersetzen — als vielmehr darin, daß nach Vorliegen des ganzen Werkes die bequeme Möglichkeit geboten ist, die verschiedensten Erscheinungen rasch und leicht zu vergleichen. Allerdings wird sich bei manchen Karten die Notwendigkeit herausstellen, daß sie auch von einem anderen Gesichtspunkte verfaßt werden, daß etwa zu einer Karte, die vom geschichtlichen Standpunkt hergestellt wurde, eine zweite ergänzend treten muß, die volkstümlich ist. Die 1. Lieferung bringt z. B. die Karte „Jahresanfänge im Mittelalter“ (Geschichte). Hier heißt es, daß für Deutschland nur vier Jahresanfänge in Betracht kommen, der 25. Dezember, der 25. März, Ostern, wo ein Hinweis auf den französischen Einfluß am Platze gewesen wäre, und der 1. Januar, „der wohl immer im Volke der Jahresanfang war“. Die Volkskunde ist da anderer Meinung. Der altrömische Jahresanfang am 1. März war auch bei den Franken, Alamannen und Langobarden beliebt, verlor seine Bedeutung erst mit der Umwandlung des Märzfeldes in das Maifeld (755) (vgl. Hoops Reallex. 2, 611), lebt aber in Volksmeinungen und Volksbräuchen noch in der Gegenwart weiter (vgl. Sartori, Sitte und Brauch 3, 127). Dasselbe gilt vom 6. Jänner als Jahresanfang, dem „alten, bäuerlichen Neujahrstag“ (Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Seite 7).

Dr. Walthert Schöniichen, Heimatmuseen. Wesen und Gestaltung. Verlag Hugo Bernhäuser, Berlin-Lichterfelde. 1928. Preis gebunden 20 M.

Das Buch faßt mehrere Vorträge zusammen, die bei dem von der Staatlichen Stelle für Naturschutzmalpflege in Preußen zu Ostern 1926 veranstalteten Lehrgang gehalten wurden. Die Frage der Heimatmuseen wird von Vertretern verschiedener Wissenschaften (Geologie, Botanik, Vorgeschichte, Landeskunde, Volkskunde u. a.) behandelt. Den einschließenden Beitrag über das Heimatmuseum, seine Aufgaben und Ziele, Formen und Organisation schrieb ein erfahrener Fachmann Dr. Hans Lehner, der die Museen in drei Hauptgruppen gliedert: Ortsmuseen, Territorialmuseen (bei uns etwa das Riesengebirgsmuseum oder das Böhmerwaldmuseum) und Zentralmuseen. Bei den letzten hätte das Museum für Volkskunde in Berlin Erwähnung verdient. Von Schöniichen selbst stammt ein anregender Aufsatz über „Naturschutz und Museumsarbeit“. Mehr auf die Volkskunde gehen die Beiträge ein von O. Vehmann, O. Kauffer, W. Lindner, Theba Böhme u. a. Das nachahmenswerte Heimatkundliche Schulmuseum des Dresdner Lehrervereins führt A. Frenzel in Wort und Bild vor. Jeder Museumsleiter wird aus diesem mit vielen Bildern und Skizzen ausgestatteten Buch reiche Anregung und Belehrung schöpfen.

Volksdichtung

Ignaz G ö t h, Sagen aus Südwestmähren. Znaim 1929.

Diese im Auftrage der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Znaimer Bändchen“ herausgegebene Sammlung umfaßt gegen 150, zum größten Teil noch nicht veröffentlichte Sagen aus dem Gebiet um Znaim, Mißlitz, Mähr.-Kromau und Zlabings. Sie weisen zuweilen eine ausgeprägt landschaftliche Eigenart auf, so die auf Weinbau bezüglichen Sagen oder die in sumpfigen Gegenden nicht seltenen von den mit einem Knall zerplatzenden Feuervogeln, die gewöhnlich durch das Auftreten bestimmter Vichterscheinungen, besonders von Rangelblitzen, veranlaßt werden. Bei manchen Stücken muß man bezweifeln, daß sie in der vorliegenden Form im Volksmunde je gelebt haben, z. B. bei den Sagen von der Thahafee, von der Thahana, von der Nymphenkönigin Felicitas, bei der langen, romantischen Erzählung vom Schrat (S. 31ff.), bei den verschiedenen Ritterfagen, die mitunter wie eine Inhaltsangabe alter Schauerromane anmuten und in manchen Fällen, z. B. die Sage „Der Kobenstein“ mit ihrer unglaublichen Häufung grauenhafter Untaten, überall eher hingehören als in ein Sagenbuch, das altes, schönes Volksgut und damit Bildungsgut heben und neu beleben will. Gefährlich sind ferner mythologische Deutungen, wie sie in den ersten drei Sagen aus Mißlitz verfaßt werden. Die erste Sage hat mit dem Stoff von der wilden Jagd nichts zu tun, die zweite gehört zur Gruppe der Milchbergenfagen, die 3. zu den Baumtrubenfagen. Daß auch Roggenweibchen in Bäumen leben, muß erst nachgewiesen werden. Bei der 2. Sage (Kind und Kröte-Sere) könnte höchstens dann der Ausdruck Fyglie — von den so benannten Schutzgeistern weiß nur die nordische Mythologie, die von der deutschen zu scheiden ist — gebraucht werden, wenn die Kröte das sogenannte Schmpathietier des Kindes wäre und mit dem Erschlagen der Kröte auch das Kind sein Leben verlieren würde.

Oswald F l a d e r e r, Deutsche Volkstänze aus verschiedenen Gauen. Bärenreiterverlag Kassel. 1928. Jedes Heft 80 Pf.

In dieser Reihe (vgl. unsere Zf. I., S. 272) sind weitere drei Hefte erschienen, zwei sudetendeutsche und ein oberösterreichisches von Hans Commenda. Unter den ersten treffen wir gute Bekannte, so den Schustertanz, Musline (Muhnlene), Herr Schmied und Ei de Hartert (Auf die Freite) aus dem Theßtal i. M., Kuttatla (Kotkhlchen) und Einzugsstetis aus dem Schönhengst, der Neubayrische und der Spinnradtanz — dieser nach der Aufzeichnung der Winterberger Wandervögel — aus dem Böhmerwald, der Stürzpantanz (Wurzelbaumtanz) und der Spazierer aus der Wischauer Sprachinsel, der Dreifuß und das Stodlfürl aus dem Egerland, die Hühnerscharre aus Nordwestmähren und Schlesien, der Gulaner aus dem Obergebirge, der Segentanz und das Mühlrad aus dem Kuhländchen (aufgezeichnet von Fritz Kubiena). Von den oberösterreichischen Tänzen sind in Südböhmen außer dem Spinnradtanz noch der Zipf Adam (mit derbem Texte) und der Schwabentanz bekannt. Allen Tänzen sind genaue Beschreibungen beigegeben.

Albert W e s s e l s k i, Erlesenes. 8. Veröffentlichung der Gesellschaft deutscher Bücherfreunde in Böhmen. Prag 1928.

Das hübsch ausgestattete Buch bringt 20 Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte und Volkskunde, die nicht allein Ergebnisse einer jahrelangen Lesetätigkeit sind, durch Wesen erarbeitet wurden, wie die Überschrift meint, sondern ruhig auch als „erlesen“ in dem Sinne bezeichnet werden können, daß sie hervorragende Leistungen sind. Bei jeder Frage werden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit die aus der gesamten Weltliteratur geschöpften Quellen und Belege überprüft, gar oft werden neue Quellen aufgedeckt, bisher ungeklärte Erscheinungen richtig gedeutet und wichtige Zusammenhänge bloßgelegt. Zwei Aufsätze (Das Totbeten, Der säugende Finger) sind zuerst im 1. Jahrgang unserer Zeitschrift erschienen. Für Arbeiten über Lautausdeutungen ist der Beitrag „Die Glocken läuten“ eine wertvolle Fundgrube, die Entstehung und Entwicklung der Redensart „für jemand

Raffanien aus dem Feuer holen" wird in der Untersuchung „Der Affe, die Raze und die Raffanien" behandelt usw. Das Buch schließt ein über 14 Seiten umfassendes Literaturverzeichnis ab.

Albert Wesselski, Angelo Polizianos Tagebuch (1477—1479).
Verlag Eugen Diederichs, Jena 1929.

Durch seine innige Vertrautheit mit der italienischen Literatur, namentlich des 15. und 16. Jahrhunderts, war der Deutsche Wesselski eher als italienische Gelehrte imstande, diese vorliegende Arbeit zu leisten, nicht allein das Tagebuch mit den 400 Schwänken und Schnurren herauszugeben, sondern auch genaue Angaben über Geschichte und Verfasser des Tagebuchs, über die Zeit der Abfassung, über das Verhältnis zur Fabelsammlung Nicolo' Angelios u. a. zu liefern. Er bespricht auch, warum gerade im damaligen Florenz alle Volksüberlieferungen — die von Poliziano verwendeten Märchen, Schwänke, Fabeln und Sprichwörter zeigen es anschaulich — so stark beachtet wurden. Bei jeder Nummer folgen dem italienischen Text die deutsche Übersetzung und erklärende und vergleichende Anmerkungen.

J. Šoráň, Výbor slovenskej poezie ľudovej. II. Piesne lyrické.
Verlag der Matica Slovenská. St. Martin a. Turz 1927.

Diese Auswahl lyrischer Volkslieder der Slowaken ist in der Sammlung „Cítanie študujúcej mládeže slovenskej" als 11. Band erschienen. Epische Lieder brachte der 8. Band, eine Auswahl von Volkserzählungen der 9. Band, den J. Polišta mit einer Übersicht über die Märchenammlung und Märchenforschung im allgemeinen und über das slowakische Märchen im besonderen versehen hat. Auch der vorliegende Band bringt gründliche Anmerkungen zu den einzelnen Liedern und Betrachtungen über das slowakische Volkslied. Er wird nicht allein der studierenden slowakischen Jugend, sondern auch unseren deutschen Slavisten, besonders für den Gebrauch bei Seminarübungen, willkommen sein.

Neue Schriften über die Karpathendeutschen

Dr. Erich Fausel, Das Zipser Deutschtum. Schriften des Instituts für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg Nr. 6.
Verlag Gustav Fischer. Jena 1927.

Mit diesem Werke hat ein ausgezeichnete Kenner der Verhältnisse unter Benützung der gesamten einschlägigen Literatur die erste wissenschaftlich einwandfreie Darstellung des Zipser Deutschtums und seiner Geschichte geliefert. Vor allem wird geschilbert, wie die Zipser immer mehr und mehr in den Banatkreis des Magyarentums gerieten und erst durch ihre Einbeziehung in die Tschechoslowakei wieder allmählich zu ihrem Volkstum zurückfanden. Ferner werden schwer wiegende Verfallserscheinungen besprochen, so der Geburtenrückgang, der bei den Bauern größer ist als bei den Arbeitern, bei den Evangelischen stärker ist als bei den Katholiken, die wieder mehr der gegenwärtig immer drohender werdenden Slowakisierung ausgesetzt sind als jene, ferner der wirtschaftliche Rückgang im Laufe des 19. Jahrhunderts, die Auswandererbewegung, der Alkoholismus u. a. Im Abschnitt „Erhaltung" wird auch die erhaltende Kraft der Volksüberlieferungen gestreift, das Volkslied, das noch immer lebendig ist, während von den alten Volkstänzen nur mehr Reste vorhanden sind, die Mundart und die mundartliche Kunstbildung besprochen. Anregend ist das „Erwachen" der Zipser von 1918 an geschrieben. Als Ziel der tschechischen Staatspolitik wird angeführt, daß man die Deutschen durch Zugeständnisse zuerst von den Magyaren abziehen will, um sie dann leichter entnationalisieren zu können. Das mit vielen statistischen Tabellen, zwei Karten und einem Literaturverzeichnis versehene Buch kann in mancher Hinsicht geradezu eine Psychologie des Sprachinseldesutschen genannt werden.

Gustav Willcher, Das Schulwesen der karpathendeutschen Siedlungen im Gebiete der Tschechoslowakischen Republik. Mit vier Karten. Verlag des Deutschen Kulturverbandes. Prag I. (Karlsplatz 12) 1928. Preis 15 Ksch.

Klar und sachlich wird der Leidensweg der deutschen Schulen in den Karpathenländern geschildert und insbesondere ihr Niedergang in den letzten Jahrzehnten der ungarischen Herrschaft dargestellt. Auch die jetzige Lage wird eingehend besprochen, wobei neben den Karten übersichtliche Tabellen und verschiedene Verzeichnisse — so auch eine Namensliste der gegenwärtig an den deutschen Lehranstalten in der Slowakei und Karpathenrußland wirkenden Lehrer — die Verhältnisse näher beleuchten.

Zeitschriftenchau

Weitere Hefte sind uns von folgenden, schon früher angezeigten Zeitschriften zugekommen:

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Im 4. Heft 1927 und 1. Heft 1928 setzt Hilde Boesebeck ihre stofflich bemerkenswerte Untersuchung über „Verwünschung und Erlösung des Menschen in der deutschen Volkslage der Gegenwart“ fort; über die Geheimsprache der Lütten, der Händler aus dem Dorfe Mettingen (Kreis Tecklenburg) unterrichtet Chr. Barth; die Entfischung und Entwicklung der Länze in Kirchen und auf Kirchhöfen behandelt J. Balogh (Budapest) und weist auch auf den Zusammenhang mit der Lanzkrankheit und dem in Resten erhaltenen Leichenschmaus hin; R. Mielke führt gegenüber S. Behlen aus, daß das Mischchenhaus nicht aus einer Vereinigung eines mitteldeutschen Wohnteils mit einem Scheunenraum entstanden ist, sondern durch das Auswachsen der germanischen Halle zu einem Stall und weiterhin zu einem abgetrennten Wohnteil; endlich befaßt sich H. Rügler in einer gründlichen Untersuchung mit der Geschichte und dem Schicksal eines Berliner Volksfestes, dem Stralauer Fischzug. — Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Die Hefte des Jahrganges 1928 liegen vollständig vor. Daraus ist zu nennen: G. Wilke, Die mitteldeutsche Kirnenschaukel; S. Rißfl, Deutsche Bauernhochzeit in Nordböhmen (eine Plauderei, die den Stoff wahllos aus nicht angeführten alten und neuen Quellen nimmt und überfließt, daß das ganze Gebiet vom Egerland bis zum Riesengebirge keine volkskundliche Einheit ist); Fritz Karg, Mundartenforschung in Sachsen. Diese führt das Germanistische Institut an der Universität Leipzig durch. Karg betont besonders die ganz eigenartigen mundartlichen Verhältnisse des Ostens und den Umstand, daß eine Reihe von Fragen erst gelöst werden kann, wenn die zum Wenter'schen Sprachatlas in Böhmen und Mähren gemachten Aufnahmen verarbeitet sein werden. Kartenbilder (nach den Marburger Karten) und ein Merkblatt ergänzen die trefflichen Ausführungen. Das Augustheft bringt die 1. Folge der Beilage „Heimattmuseum“, herausgegeben von der Vereinigung mitteldeutscher Ortsmuseen“. Das Septemberheft ist der Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Dresden gewidmet. Darin berichtet A. Spamer über die nach längerer Unterbrechung wieder in Angriff genommene „Landesammlung des sächsischen Volksliedes“, A. Wirth befaßt sich mit „Wilhelm Müller und das Volkslied“ (vgl. dazu R. M. Klier, Das deutsche Volkslied, Wien 1926, 5. und 6. Heft), ferner werden mehrere Pieder mitgeteilt, darunter auch das in Südböhmen schon vor dem Kriege gesungene Wänkeli von der Scheintoten (In der Hauptstadt Kopenhagen), wozu der Herausgeber die ihm unbekanntes Lit. in der ZfVf. 20, 1910, S. 373ff. findet. Im Oktoberheft verfolgt D. Link das Lied des Verkauften Müllerin im Kindermunde (vgl. Jungbauer, Bibl. Nr. 64); im Jännerheft 1929 berichtet Dr. R. Beitz über den Deutschen Volkskunenatlas, im Februarheft veröffentlicht A. Steglich drei sächsische Spottlieder. — Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Das wertvolle Wörterbuch zum Wiener Kindererglauben von A. Höfer wird in allen Heften 1928 fortgesetzt und 1929 beendet. A. Haberlandt bespricht den „Schneckenkirchtag“ im Bezirk Wiener-Neustadt, allerdings mit zu weitgehenden Deutungen und Folgerungen, und gibt im letzten

Heft 1928 einen längeren Bericht über den Volkskunstkongress in Prag. Vorzüglich sind die Besprechungen, darunter auch die sudetendeutscher Werke (Hamka, Hochzeitsbräuche; Blau, Von Räubern, Wildschützen usw.; Hofmann, Die ländliche Bauweise ... der Karlsbader Landschaft). — Das deutsche Volkslied (Wien). Aus den weiteren Heften dieser sehr empfehlenswerten Zeitschrift sind herauszuheben: Fritz Koberg, Die Siedlung im Osten im deutschen Volkslied; G. Mraz, Zwei Volkslieder aus Südmähren (Schattau), und zwar „Das Leben ist ein Würfelspiel“ (Aus der Oper „Das Schlangenfest in Sangora“, Verfasser R. Friedr. Hensler, Musik von dem aus Türrau i. M. stammenden Lieddichter Wenzel Müller, 1796) und „Glaubst denn du, du bist die Schönste“; Wieder aus dem Nachlaß Josef Götz aus dem Schönhengstgau und aus der Iglauer Sprachinsel; A. Böschl, Schubert und das Volkslied, mit Hinweis auf die enge Verwandtschaft der Singweise eines Totenliedes aus Oberfröschau i. M. mit dem choralartigen Teile von Schuberts „Der Tod und das Mädchen“; A. Worresch, Der Bettelmann, ein Volkslied aus Oberfröschau. Besprochen wird unsere Zeitschrift, der auch ein Auszug aus dem Bericht über die Staatsanstalt für das Volkslied entnommen wird, ferner O. Fladerer, Deutsche Volkstänze. — Blätter für Heimatkunde (Graz). Diese bringen im 6. Jahrgang (1928) ferner: V. Geramb, Das Florianifest bei Graz, das auf ein altes kultisches Maiest zurückgehen soll, und „Hofrecht aufmachen“ (ein Ständchen spielen); R. Kniel, Der „Diebsweg“ bei Leoben, der das Wort mit einem alten Personennamen Deupo (Deup) in Zusammenhang bringt; F. Blyhoff, Die Zaubereibeschildigung gegen Anna Neumann von Wasserleonburg, die — 1535 geboren — überal, wo sie begütert war, in Gurk und Maltatal, in Murau und Weißkirchen im Ruße einer Heze stand. Als sie sich in ihrem 82. Lebensjahre zum sechsten Male verheiratete, und zwar mit dem 31 Jahre alten Georg Ludwig Grafen von Schwarzenberg, kamen ihre großen Besitzungen an die Familie Schwarzenberg (1617), die später auch in Böhmen den größten Grundbesitz erwarb. Über diese 1623 verstorbene Frau, die der Sage nach eine weiße Leber hatte und als weiße Frau im Schloß Ober-Murau umgehen soll, vgl. noch ZfVl. 7, 1897, S. 253f. — Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Das 3. und 4. Heft des 28. Bandes (1928) enthält eine sehr beachtenswerte Arbeit von L. Rüttimeyer über Schalen- und Gleitsteine im Kanton Wallis und anderwärts und ihre Bedeutung. Da man auch bei uns solche Schalensteine meist kurz als heidnische Opfersteine ansieht, sei ihr verschiedener Zweck nach den Feststellungen Rüttimeyers angeführt. Gewöhnlich handelt es sich um Mörsel, die zur Zerkleinerung von Körnern und harten Früchten dienen. Ferner können sie gewesen sein: Opfersteine für religiös-kultische Handlungen, besonders bei Begräbniskriten, dann steinkultische Opferstätten, besonders als Pflöpper auf Bergpässen zur Sicherung der Reise, weiter Denkmäler eines frühen Steinkultes im allgemeinen und damit zugleich auch Opferstätten bei blutigen Opfern von Menschen oder Tieren, endlich Opferstätten besonders für sexual-kultische Fruchtbarkeitsriten, was aber mehr für die Gleit- und Wehsteine gilt (vgl. zu diesen noch G. Jungbauer, Märchen aus Turkestan, S. 195. Hier liegt auch die Erklärung für den Namen „Weiber-Wehstein“ in den Thüringer Sagen von P. Quensel, Jena 1926, S. 153). Zu ergänzen ist, daß Schalensteine vor Burgen, bzw. Ruinen, die heute meist als Futtersteine für die Funde gedeutet werden (vgl. Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 79) Pechschüsseln für Feuerzeichen gewesen sein können oder auch, wie die vor Friedhofkapellen und Kirchhofeingängen, Fackelschüsseln (vgl. dazu Deutsche Gauen 7, 1906, S. 222ff.). In einem anderen Beitrag nimmt R. Hilfsler zur Frage der „Volks-

¹⁾ Zu R. Jüttner, Die Schalensteine, eine Verwitterungserscheinung des Granits (Sudeta III. 1927) schreibt Rüttimeyer (S. 154): „Hier möge noch die fast unglaubliche Notiz beigefügt werden, daß Prof. Jüttner alle Schalensteine als ledigliche Naturprodukte durch Auswitterung aus dem Granit bedingt erklärt. Eine solche Auffassung läßt sich nur dadurch erklären, daß dieser Autor niemals einen wirklichen authentischen Schalen- oder Skulpturenstein gesehen haben muß. Auch scheint ihm entgangen zu sein, daß massenhaft Schalen- oder Grabürensteine,

religion“ gegenüber Luß Madensens Stellung, überschätzt aber viel zu stark die Bedeutung der Magie, was Madensen in einer kurzen Entgegnung betont. Zu zwei Murgauer Volksliedern (Jungbauer Bibl. Nr. 130 und 84) bringt S. Singet Seitenstücke aus Kärnten. Besprochen werden von sudetendeutschen Schriften: Gadowich, Grablieder; Hanika, Hochzeitsbräuche; Schwarz, Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich; J. Blau, S. L. Weisel. Eine teilweise Ergänzung zu Müllmeiers Arbeit ist der Aufsatz „Legendes et coutumes populaires relatives à quelques mégalithes fribourgois“ von P. Weisiger im 1. Heft des 29. Jahrganges (1929), das ferner unter anderem auch eine Untersuchung „Heilige Längengänge“ von A. Jacoby enthält. — Deutsche G. u. e. Vielseitigen Stoff bieten die 3.—7. Lieferung 1928 und 1. Lieferung 1929, so neben Schwänken, Segen u. a. Mitteilungen über Weinbrecher (eiserne Bitter vor Friedhofseingängen, zuweilen auch vor Kirchen, um Tieren, z. B. Schweinen, ein Eindringen unmöglich zu machen), über schiefe Türme in Deutschland, über das Regelscheiden, über die Toten in der Flurnamengebung — die letzte, hier veröffentlichte Arbeit des verdienten H. Dollmann —, über Grabsteine, Ruffentreuze, Pilgerherbergen des 12. und 13. Jahrhunderts u. a. — *Rechisarland*. Aus dem 4. Jahrgang sind noch „Alte volkstümliche Gebete“ (Freitag- und Samstaggebete) zu erwähnen, die Bruno Schweizer mitteilt, der ferner die geographische Verbreitung des Namens Knöpflesnacht feststellt, der sich aus Knöpflesnacht in Anlehnung an Knöpfe (Knödel) entwickelt hat. Einen Nachtrag hiezu und eine Besprechung unserer Zeitschrift bringt das 1. Heft 1929; im 2. Heft bespricht Schweizer den Ausdruck Fasenacht, der westlich einer Linie von Regensburg nach Ruffstätt üblich ist, während östlich davon das Wort Fasching gebraucht wird. — Die Singgemeinde (Kassel) bietet im 2. Heft des 5. Jahrganges (Dezember 1928 und Jänner 1929) einen ausführlichen Bericht von Erich Sedlatzschel über die „Singsahrt einer sudetendeutschen Singgemeinde in die Slowakei“, die von Jägerndorf aus unter der Leitung des Prof. Dr. G. Klein und mit Unterstützung des Deutschen Kulturverbandes unternommen wurde. Beigegeben ist eine Karte der Slowakei und ein Lichtbild, das Mädchen der Singgemeinde in der Volkstracht von Deutsch-Pröben zeigt. — *Glasnik*. Der 3. Band (1928) dieses vom Leiter des volkstümlichen Museums in Belgrad herausgegebenen Jahrbuches enthält wertvolle Beiträge zur südslawischen Volkskunde, so zur Volkstracht, zur Volksmedizin, über die Hochschätzung der Jungfräulichkeit, über Hausgeschirr und Gefäße, aus Kurbücher verfertigt, über die Windmühlen bei den Slowenen u. a. *Schischulwissen*. Aus dem Novemberheft 1928 ist volkstümlich beachtenswert der Beitrag von W. Weizsäcker über „Das Recht des Alltags in der Vergangenheit“. Im Dezemberheft befaßt sich E. Pöyer im Anschluß an den in unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatz von F. Repp eingehend mit dem „Affenzins“, vorwiegend vom rechtlichen und geschichtlichen Standpunkt. Das Jännerheft 1929 bringt den Anfang einer wichtigen Abhandlung von R. Ludwig über „Goethe als Kurgast in Karlsbad 1785—1823“, in der die auch in Leipzig üblich gewesene alte Sitte, daß jeder ankommende Kurgast durch eine Trompetenfahre des Stadttürmers begrüßt wurde, erwähnt wird. — *Walld Heimat* (Budweis). Im

z. B. in Schottland, gar nicht aus Granit, sondern aus Sandstein und andere aus Kalk bestehen. Auch dürfte es schwer fallen, auch auf Granitgestein die Schalen auf der Unter- oder Innenfläche megalithischer Grabmonumente oder Grabstiftendeckel durch Verwitterung zu erklären! Daß übrigens von erfahrenen Autoren immer aufs sorgfältigste von jeher geprüft wurde, ob vorgefundene Schalen natürliche Verwitterungsprodukte seien oder von Menschenhand gemacht, ist selbstverständlich. In diesem Zusammenhang ist auf Folge 1 der „Schlesischen heimatkundlichen Bücherei“ (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des schlesischen Landesmuseums, Troppau, Jahrgang 1925/26), Troppau, 1926, zu verweisen, welche die folgenden drei Arbeiten bringt: 1. Dr. R. Züttner, Die Schalensteine und Venusnappla des Friedberger Granitstockes. 2. G. Petzsch, Aus dem Reiche der Sage (Sagen zu den Schalen- und Kesselsteinen). 3. Dr. Fr. Pöschel, Beiträge zur Erklärung der Sagenreihe über „Jenseite“ und Kesselsteine.

Jännerheft 1929 berichtet R. Boblik über vorgeschichtliche Funde im Kalkfingertale, die dem Böhmerwaldmuseum in Oberplan zugeführt wurden, und R. Wagner liefert eine wichtige Übersicht über „Alte Brände in Südböhmen“, aus der sich z. B. für viele Orte feststellen läßt, wann an Stelle der Holzhäuser Stein- und Ziegelbauten getreten sind. Im Feberheft steht ein von dem verstorbenen Heimatforscher Ferd. Maurer stammendes Lebensbild des Böhmerwälder Lieddichters Josef Drechsler (1782—1852), der vor allem verschiedene, volkstümlich gewordene Lieder der Zauberpossen Ferd. Kaimunds vertont hat, darunter auch „Brüderlein fein“. Das Märzheft bringt vier nette Trachtenbilder aus der Budweiser deutschen Sprachinsel. — Unser Egerland. Die weiteren Hefte bringen die Fortsetzung der Beiträge von R. Siegl, Ratsherren, Gerichtsherren und Gemeinherren in Alt-Eger von 1384 bis 1777 (zugleich eine reiche Stoffsammlung für die Erforschung der Familiennamen) und von Joh. Steiner, Bemerkenswerte Ausdrücke in Egerländer Mundart. Die wichtigsten Heilpflanzen aus der Umgebung von Falkenau a. G. stellt A. Horner zusammen, über den Beginn einer systematischen Flurnamensammlung im Egerland berichtet J. Kaufcher. Zu dem im 1. und 2. Heft 1929 veröffentlichten Kindergebet (Bet, Kindlein, bet) ist zu bemerken, daß die Literatur hiezu bei Jungbauer Bibl. Nr. 1375 (Ein zweiter Schwedenspruch) verzeichnet ist. — Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbißer Bezirkes. Das 2. bis 4. Heft dieser Vierteljahrschrift enthalten unter anderem A. Marian, Gassen- und Straßennamen in Aussig; G. R. Kreibich, Eine alte heimatkundliche Zeitschrift Nordböhmens (Der Vaterlandsbote, 1840 und 1841); G. Lipser, Die Morgengabe (nach Belegen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts); R. Schmidt, Haus- und Spitznamen in Böhmerle (manche Hausnamen haben sich vom 17. Jahrhundert bis heute erhalten); A. Hauptvogel, Der Wassermann. — Mitteilungen des Nordböhmischen Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege (W.-Veipa). Das letzte Heft (3/4) des 51. Jahrganges (1928) bringt neben vielen anderen Beiträgen einen Aufsatz von R. Lichtenfeld über „Das Gregorigehn“ mit dem bei diesem Umzug der Schulkinder, dessen Ertrag vornehmlich dem Wehrer zufiel, gesungenen Lied. Diese Sitte bestand in Sobenitz bei Leitmeritz bis kurz nach 1870. Belege über die Bräuche bei der Grenzsteinbegehung verzeichnet R. Zimmermann, der in der umfangreichen „Bücherschau“ auch unsere Zeitschrift bespricht und besonders eingehend die Abhandlung von R. Gabrich, Die heilige Kimmernis. — Deutsch-mähr. Schles. Heimat (Brünn). Aus dem Inhalt des letzten Jahrganges ist im besondern herauszuheben: F. Bürger, Volkstümspflege an der Deutschen Bauernschule zu Bad Illersdorf (mit vielen Bildern); D. Wenzelides, Etwas über die Heimarbeit und Heimatforschung in Schlessien und Nordmähren; J. Pöschel, Viktor Heeger, ein schlesischer Heimatdichter (zu dessen 70. Geburtstag). Von der „Familienskundlichen Beilage“ liegt die 6. Folge dem Dezemberheft, die 7. Folge dem Feberheft 1929 bei, das mit dem Jännerheft soeben als Doppelheft erschienen ist und neben andern einen kurzen Aufsatz von O. Fladerer, Volkslied, Volkslied und Volksschauspiel in Mähren, enthält. — Karpathenland. Das 1. Heft 1929 bringt einen Neujahrswunsch aus Johannesberg bei Kremnitz, nähere Angaben von A. Korn über das Böhmerwälder Weihnachtsspiel in Karpathenrußland“ und einen Vergleich der Fassungen von Sinjal, Unter-Grabonitz und Dorndorf, ferner Nachrichten über die Weihnachtsspiele in Wiesenberg bei Bemberg von A. Karasch, dann eine Reihe von Volksdichtungen aus Jeddo bei Deutsch-Proben von R. Zeisel, weiters einen Aufsatz von J. Hanika über die Entstehung des Namens Kremnitz aus einem älteren Nachnamen Kremnic, der auf ein aSl. kremy zurückgeht und so nach dem Feuerstein im Bachbett benannt ist, endlich neben Besprechungen den Anfang einer Übersicht über das Schrifttum, das sich auf die deutschen Sprachinseln in Galizien bezieht, zusammengestellt von W. Kuhn. — Slavistische Schulblätter. Das 2. Doppelheft 1928 enthält neben verschiedenen biographischen, literaturgeschichtlichen, sprachlichen und pädagogischen Beiträgen die Fortsetzung der „Einführung in die tschechische Volkskunde“ von J. Vongin, welche sich mit der Zeit bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigt, ferner einen Aufsatz von

E. Schneeweis, über die Totenlage bei den Serben, mit einem ausgewählten Beispiel in serbischer Sprache und in deutscher Übersetzung, dann die Fortsetzung des „Beitrages zur tschech.-deutschen Lehnwörterkunde“ und den Beginn eines „Beitrages zur lachischen Frage“ (d. h. zu der im südöstlichen Teile der Sudetenlandschaft gesprochenen lachischen Mundart, deren Kerngebiet die Gegend von Friebeł-Witzel und Nähr.-Ostrau ist, deren Ausläufer sich aber bis in das Tropauer Land und nach Preuß.-Schlesien erstrecken), beide von F. Vietwehr, endlich einen Nachtrag „Zur tschechischen Studentensprache“ von E. Rippl, von dem auch die Mehrzahl der gediegenen Besprechungen stammt.

Neu eingelaufen sind die folgenden Zeitschriften:

Leuthonist. Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte. Herausgegeben von Dr. Hermann Leuchert. Fritz Kloppe Verlag G. m. b. H., Bonn a. Rh. Jahrespreis (vier Hefte) 15 M.

Im 1. Heft des 5. Jahrgangs (Oktober 1928) behandelt Peter Jørgensen eingehend die „Formenlehre der dithmarsischen Mundart“ mit Berücksichtigung der Sprache Klaus Groths, B. Schirmunki veröffentlicht den ersten Teil einer sprachliche und geschichtliche Gesichtspunkte geschicht vereinigenden Untersuchung der schwäbischen Mundart in Transkaukasien und Südrumänien und O. Kiefer setzt seine „Wortgeographischen Studien in Obersachsen“ mit der Besprechung der mundartlichen Ausdrücke für den Ackerpörgel oder Knöterich und für Gewirre (= die auf dem Felde verstreut liegende bleibenden Halme) fort. Von weiteren Beiträgen sind zu nennen: G. S. Kloete, Zur niederländischen u-a-Frage (gegen W. de Vries), Bruno Schweizer, Die schwäbisch-bairischen Mundarten am Lechraim (gegen E. Kozanmayer) und R. Fuß, Die rheinischen Germanen im Altertum (gegen S. Feist).

Der Erdball. Illustrierte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Anthropologie, Länder- und Völkertunde. Geleitet von Dr. S. Kunike. Verlag Hugo Bernwähler, Berlin-Nichtersfelde. Preis des Einzelheftes 1 M.

Die vorliegenden ersten zwei Hefte des 3. Jahrganges (1929) bieten eine Fülle von belehrendem und unterhaltendem Stoff aus aller Herren Länder und zahlreiche Bilder auf eigenen Tafeln. Für die vergleichende Volkskunde sind besonders wichtig die Beiträge über Hochzeitsbräuche in Indonien und Ozeanien, über das Ljatijl-Spiel der Manggaraier, über Baukunst auf den Südseeinseln, über die Witwe im Volksbrauch, über den Pflug und namentlich der auch durch Bilder ergänzte Aufsatz von Maria Scheremeteff, Das rituelle Gebäck in Rußland. Acht kurze, zum Teil verstümmelte Märchen der Jenissejostjaken teilt S. Findeisen in seinem Beitrag, Aus meinen Reisen in Nordibirien 1927 und 1928, im Festschrift mit.

Sudetendeutsche Familienforschung. Herausgegeben von der Mittelstelle für Familienforschung des Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung. Geleitet von Dr. Anton Diehl und Dr. Franz Josef Umlauf. Auffig a. G. Selbstverlag. Preis des Heftes 6 M.

Von dieser neuen Vierteljahrsschrift liegt das 1. Heft vor, das durch seinen vielfältigen Inhalt am besten beweist, wie notwendig die Gründung dieser Zeitschrift und damit die Schaffung eines geeigneten Mittelpunktes für die sudetendeutsche Familienforschung war. Es läßt auch erkennen, daß von Anfang an der gerade auf diesem Gebiete häufige Dilettantismus ausgeschaltet bleibt. Sehr wertvoll sind die Ausführungen von Dr. Gustav Treizler über „Latein in Kirchenmatriken“; ebenso verdienstlich ist die Feststellung von Dr. A. Blaschka, daß es sich bei den in bürgerlichen Kreisen nicht seltenen „Familienwappen“ gewöhnlich um einen aufgelegten Schwindel handelt.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des
Schönhengster Landes. Geleitet von Maximilian Hansmann.
Mähr.-Erzbau.

Den 24. Jahrgang (1928) eröffnet eine Abhandlung des Herausgebers „Zur Geschichte von Mähr.-Erzbau im 13., 14. und 15. Jahrhundert“, die ihren Ausgang von den Ortsnamen des Bezirkes nimmt, bei welchen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sachlichkeit die Namen slawischen Ursprungs von den deutschen geschieden werden. „Schönhengster Volkschauspiele“ (Der Sommer und der Winter; Seibersdorfer Hirtenpiel; Lotentanz) teilt R. Hübl mit, Vieder aus der Müglitzer Gegend, die fast durchwegs auch in Böhmen und weiterhin bekannt sind, wie ein Blick in die Bibliographie von Jungbauer zeigt. J. Kunzfeld und einige Rätsel aus Kurnarz G. Lilscher. In der „Bücherschau“ wird unsere Zeitschrift eingehend besprochen und warm empfohlen.

Národopisný věstník československý. Herausgegeben von der Tschechoslowakischen volkstundlichen Gesellschaft (Národopisná společnost československá). Prag. Verlag der Gesellschaft. Preis des Heftes 13 K.

Diese führende Zeitschrift der slawischen Volkskunde in der Tschechoslowakei erscheint viermal im Jahre. Vom 21. Jahrgang (1928) sind bereits alle vier Hefte eingelaufen. Das 1. Heft ist eine gehaltvolle Festschrift zum 70. Geburtstag des auch um die deutsche und allgemeine Volkskunde hochverdienten Seniors der tschechischen Volksforscher, Prof. Dr. J. Polivka, dessen Lebenswerk J. Poráz in klarer Weise darlegt. Zu dem schon anlässlich des 60. Geburtstages Polivkas erschienenen Verzeichnis seiner Schriften folgt hier eine Ergänzung, welche die Arbeiten von 1918 bis 1928 verzeichnet. Im gleichen Heft weist B. Lilla nach, daß Němcová, allerdings nicht so mechanisch wie J. Malý, als Vorlage für ihre Erzählungen auch magharische Märchen benützt hat, und zwar das magharische Märchen „Die Zauberhelene“ aus der Sammlung „Magharische Sagen, Märchen und Erzählungen“ von Johann Grafen Mabláth, bzw. aus Klette S., Märchensaal. 2. Bd., der das Märchen aus Mabláth entnommen hatte, für ihr Märchen „O slunečniku, měsíčníku a větrníku“ (Nár. Báčorky I. 125 Nr. 11). Wichtig ist ferner ein ausführlicher Beitrag zur Geschichte der mährischen Gläserzeugung von J. F. Svoboda, der mit vielen Abbildungen versehen ist. — Im 2. und 3. Heft liefert R. Vaněček genaue Anmerkungen und Ergänzungen zu seinem Buche „Lidová vypravování z Podbrdská a jiných českých krajů“ (Pilsen 1928), im 2. Heft bringt F. Pátek Nachrichten und Belege über Bauopfer, in allen vier Heften veröffentlicht Mark Uzadovskij Märchen aus Sibirien, deren 1. Teil in der Zeitschrift „Sibirskaja Zivaja Starina“ (Irkutsk, 1924f.) erschienen ist. Im 4. Heft veröffentlicht R. V. Udámel handschriftliche Zauberbücher aus der Gegend von Hlinsko, deren Inhalt sich mit ähnlichen deutschen Anweisungen zum Geisterbeschwören u. a. deckt. Die 6. Handschrift „Vědomost o horách Krkonošských“ bringt einen Auschnitt aus einem Walenbuch. Im gleichen Heft liefert J. Polivka vergleichende Anmerkungen zu der Sammlung serbischer Märchen von V. Cajkanović (Srpske narodne pripovetke. 1927). Die Zeitschrift bietet endlich fortlaufend eingehende Berichte über die volkstundlichen Museen und Gesellschaften und gründliche Besprechungen, darunter aus sudetendeutschen Schriften von den Sagen der Karlsbader Landschaft (1926), zu welchen bemerkt wird, daß höchstens zwei oder drei Sagen auf wirkliche Volksüberlieferungen zurückgehen und nähere Angaben über Ort, Zeit und andere Umstände der Aufzeichnungen gewöhnlich fehlen, ferner von Hanika, Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel, mit Hinweisen auf die einschlägige slowakische Literatur.

Béaloides. The Journal of the Folklore of Ireland Society. Herausgegeben von Séamas Ó Duilearga. Verlag des University College in Dublin.

Seit Beginn 1927 besitzt auch Irland seine volkskundliche Gesellschaft und Zeitschrift, die zweimal im Jahre erscheint. Bisher liegen je zwei Hefte 1927 und 1928 vor. Die in gälischer Sprache und Schrift und meist auch englischer Übersetzung erscheinenden Beiträge dienen vornehmlich der Stoffsammlung. Es überwiegt die Volkszählung, besonders das Märchen (Seitenstücke zum dankbaren Toten, zu den Bremer Stadtmusikanten, den zwölf Brüdern, dem gestiefelten Kater u. a.). Daneben wird auch Aberglaube und Brauchtum stark berücksichtigt.

Budlavien. Organ für Brages Sektion für folkliedsforskning och Institutet för nordisk etnologia vid Åbo Akademie. Geleitet von R. Nov. B. Witmann. VII. Åbo 1928.

Diese hauptsächlich der schwedischen Volkskunde in Finnland gewidmete Zeitschrift erscheint viermal im Jahre. Die vier Hefte 1928 enthalten neben einem Bericht über das Institut für nordische Ethnologie von Otto Andersson eine Reihe bemerkenswerter Beiträge von Sven Andersson (über das Fangsteinspiel auf Åland), Wikman, G. Wikander, John Gardberg, Greta Dahlström, Ingvar Heikel, B. G. B. Weßmann u. a., das 4. Heft bringt zum 65. Geburtstag Kaarle Krohns sein Bild und eine Würdigung seiner Arbeit von Walter W. Forsblom.

Bermischtes

Dr. Ludwig Ferd. Clausz, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. Mit 231 Abbildungen auf 86 Kunstdrucktafeln. J. F. Lehmanns Verlag, München 1929. Preis geheftet 10 Mark, gebunden 13 Mark.

Das vom Verlag in gewohnter Art überreich ausgestattete Buch geht von der Ansicht aus, daß die Seele sich durch ihren Ausdruck in Gesicht, Mienenenspiel, Gang, Haltung und Bewegung offenbart, und sucht dies an der Hand von „mimischen Bildreihen“ darzulegen. Die angewandte Methode ist mehr als bedenklich. Da wird z. B. ein dem Verfasser ganz unbekannter kurdischer Jude, der durch die Straßen Jerusalems als Lastträger wandert, angehalten, es werden im Laufe eines Gespräches mehrere Lichtbildaufnahmen gemacht und daraus weitgehende Schlüsse auf das Seelenleben gezogen. Diese und andere Lichtbildaufnahmen und ihre scheinbaren Ergebnisse werden verallgemeinert und bestimmte Stiltypen aufgestellt, der Leistungstypus (nordisch), der Darbietungstypus (mittelländisch), der Berufungstypus (wüstenländisch), der Erlösungstypus (vorderasiatisch), der Enthebungstypus (turantisch). Dieselben Stiltypen und beliebige andere könnte man ohne große Kosten in jedem deutschen Dorfe ebenfalls entdecken, könnte man auch bei jedem einzelnen Menschen in verschiedenen Zeiten seiner Entwicklung von der Jugend bis zum Alter und bei verschiedenen seelischen Zuständen im Bilde festhalten. Jeder Mensch hat sein besonderes Seelenleben, das sich aus dem Antlitz allein gar nicht erschließen läßt, von dem man erst reden kann, wenn man die ganze Entwicklung des betreffenden Menschen von Grund aus kennt. Gang und Haltung im besonderen haben oft mit dem Seelenleben wenig zu tun, sind im Beruf, in der Lebensweise, in der Kleidung und anderen mehr äußerlichen Umständen begründet. Leute, die in schweren Holzschuhen oder Stiefeln zu gehen gewöhnt sind, haben einen ganz anderen Gang als die, welche leichte Sandalen zu tragen pflegen. Diese vergleichende Ausdrucksforschung, so geistreich und anregend sie auch in mancher Hinsicht sein mag, ist sehr problematisch, mehr Phantasie, zum Teil Spielerei, keineswegs aber eine ernste Wissenschaft.

Nikolaus Paul Becker, Die Schäden der deutschen Zeitungssprache, ihre Ursachen und ihre Heilung. Verlag des Deutschen Sprachvereins. Berlin 1929.

Otto Briegleb, Vom Wesen der Zusammensetzung (Zusammensetzung mit der Mehrzahl?). Verlag der Reßner'schen Hofbuchdruckerei Meiningen 1928. Preis geheftet 90 Pfennig.

Zwei lehrreiche Schriften, von welchen die erste — die beste Bearbeitung einer Kreisauflage des Sprachvereins — sich gründlich mit der oberflächlichen Zeitungssprache auseinandersetzt, während die zweite eine einzelne Zeitercheinung, die Vorliebe für Zusammenstellungen mit der Mehrzahl, z. B. Gästebuch für Gastbuch, dem wohl bald ein Gästehaus für Gasthaus folgen wird, und andere damit zusammenhängende Fragen erörtert. Es ist aber doch ein Unterschied zwischen einem einmaligen Heftverkauf und einem ständigen Heftverkauf (in Nordböhmen auch Resten- und Kesterverkauf).

Hermann Brandl, *Geschichtliche Mitteilungen aus dem Bezirke Graslitz*. Selbstverlag, Rothau bei Graslitz 1928. Preis 35 Ktsch.

Das umfangreiche Buch, dem eine Übersichtskarte des Gerichtsbezirkes Graslitz mit den angrenzenden Gebieten beigegeben ist, hat den Zweck, den Verfassern der Gemeindegedenkbücher geeignete Grundlagen für ihre Arbeit zu liefern. Daher enthält es auch einen vollständigen Abdruck der „Steuer Rolla von 1654“ für die Herrschaften Graslitz, Heinrichsgrün und Schönbach. Der fleißige Verfasser, dessen Sagenammlung in unserem letzten Heft angezeigt wurde, hat damit ein verdienstliches Quellenwerk für das ganze westliche Erzgebirge und nördliche Egerland geschaffen.

Josef Kern, *Vorzeitglaube im nordwestböhmischem Volksbrauch*. (Eudeta IV. 1928.)

Wir machen auf diesen Beitrag aufmerksam, weil er lehrt, wie unentbehrlich die Mitarbeit des Volkskundlers in den Fragen der Ur- und Vorgeschichtsforschung ist. Der Verfasser bringt hauptsächlich aus der Gegend um Leitmeritz Belege zum Nüppchenkult, Sonnenkult, Verhüllungszauber, Bosheitszauber und zu den Umwehr- und Glückssymbolen.

Rudolf Frisch, *Egerländer Sprachinseln in Galizien*. (Winkelried. Halbmonatsschrift für deutsche Erneuerung. Gossengrün bei Eger. VII. 1928, S. 37—41.)

Ein Bericht über die heutigen Verhältnisse in den von Böhmerwäldlern und Egerländern 1835 begründeten Dörfern Felzienthal, Annaberg und Karlsdorf und in den nur von Egerländern von 1823 an bestellten Dörfern um Nachliniec. Bei diesen wird erwähnt, daß sie in den ersten Jahren, als sie weder ein Gotteshaus noch einen Pfarrer besaßen, eine mächtige hohle Eiche mit Bildern schmückten und dort an Sonn- und Feiertagen den Rosenkranz beteten, ein schönes Beispiel, wie der religiöse Sinn im Notfall zu Urformen zurückgreift.

Fünfundzwanzig Jahre Slavistik an der Deutschen Universität in Prag (1903—1928). Eine Denkschrift. Privatdruck der slavischen Seminare und Proseminare an der Deutschen Universität in Prag, 1928.

Aus der von den Professoren Dr. Spina und Dr. Geseemann gezeichneten Denkschrift ist besonders herauszuheben, daß seit dem Sommersemester 1928 innerhalb der Seminarbibliothek eine Sonderabteilung für slawische Volkskunde besteht, geleitet von Dr. G. Schneeweis, deren Grundstock von dem in Belgrad lebenden deutschen Baron von Gießfeldt gespendet wurde. Diese Bücherbestände bilden eine geschlossene und als „Gießfeldt-Savič'sche Schenkung“ gesondert signierte Bibliothek. Ob sich auch für die Bücherei des „Seminars für deutsche Volkskunde“, das im Laufe dieses Jahres an der deutschen Universität errichtet wird, ein gleicher Gönner findet? Ferner erwähnt die Denkschrift, daß sich dieser volkstümlichen Bibliothek des slawistischen Seminars ein kleines Museum für slawische Volkskunde anschließen wird, für das schon mancherlei wertvolle Schenkungen in Aussicht stehen. Endlich wird gefordert, daß mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung und die zentrale Stellung der slawischen Volkskunde eine Lehrkanzel für dieses Fach systemisiert wird.

Rudolf Slawitschel, Anastasius Kazenichluder, der große Zauberer. Ein frühliches Märchenbuch für kleine und große Leute. Verlag des Deutschen Kulturverbandes. Prag I (Karlsplatz 12) 1928.

Mit diesem von Ernst Ruzer mit farbigen Kunstblättern und vielen hübschen Zeichnungen geschmückten Buch hat R. Slawitschel, dessen Roman „Der blaue Herrgott“ (erschienen in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums“) allgemeinen Beifall gefunden hat, ein Werk geschaffen, das keineswegs, wie sonst üblich, bekannte Märchenmotive in geänderter Form wiedergibt, sondern so neu und urwüchsig ist, daß es auch jeder Erwachsene mit Vergnügen lesen wird. Es spielt in Südböhmen (Budweis und Prachatitz).

Josef Stibitz, Gedichte. Selbstverlag. Veitmeritz 1929.

Das schlichte Büchlein — gewidmet dem verdienten Bürgermeister von Gablung R. M. Fischer — bringt über 80 Gedichte, darunter wahre Perlen, manche so singbar und volksliedmäßig, daß sie bei entsprechender Vertonung sicher auf weiteste Verbreitung rechnen könnten. Für viele Gedichte lieferte die heimische Volksüberlieferung (Sage, Märchen, Schwank, Brauchtum) den Stoff. Im allgemeinen überwiegt das Motiv „Geimat und Volk“ und ein schwermütiger Grundzug, doch fehlen auch Jugend, Liebe und Lebenslust besingende Lieder nicht.

Unsere Beihefte

Der erfreuliche Aufstieg der sudetendeutschen Volkstunde äußert sich in zahlreichen Arbeiten, für deren Veröffentlichung die „Beiträge zur sudetendeutschen Volkstunde“, bei welchen bestimmte Bände bereits für mehrere Jahre vorgesehen sind, und unsere Zeitschrift nicht genügen. Um nun wertvolle Leistungen, die für unsere Zeitschrift zu umfangreich sind oder die stofflich sich auf ein engeres, vielen Abnehmern ferner liegendes Sondergebiet beschränken, dennoch nutzbar zu machen, hat sich die Leitung der Zeitschrift zur fallweisen Herausgabe von „Beiheften“ entschlossen, die nur auf Bestellung geliefert werden. Als

1. Beiheft

ist neben ein für engere Fachgelehrte bestimmter Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung erschienen, dessen Herausgabe durch eine Unterstützung der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in der Tschechoslowakischen Republik“ ermöglicht wurde, und zwar

Albert Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen. Das Heft kann zu den gleichen Preisen wie jedes Heft der Zeitschrift (6 Kř. im Inland, 1 M. für Deutschland, 1.60 S. für Oesterreich und 1.40 Schw. Fr. für das übrige Ausland) von der Verwaltung der Zeitschrift bezogen werden.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1928 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K. in Halbleinen gebunden 35 K. nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie bis 31. März ein diesbezügliches Ansuchen (ungekempelt) an den staatlichen Büchereinstruktur Dr. Anton Moucha in Prag III., Málteské nám. 1, richten.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezüher bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbeschwerde“ steht. Durch den Postverlust stark beschädigte Hefte werden nach Möglichkeit umsonst nachgeliefert.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10.
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Endetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Boceloba 10

2. Jahrgang 1929

3. Heft

Ein Band Prager Flugblatt-Lieder von 1828

Von Karl M. Alier

Während des Krieges erwarb ich in einem unweit der Karlsbrücke gelegenen Prager Antiquariat ein altes Büchlein, aus fünfundzwanzig „Liegenden Blättern“ zusammengebunden und ungefähr siebenzig Liedtexte enthaltend. Es war wohl ein sangesfrohes Mädchen oder eine Frau, die einst den meist kurzlebigen Blättern diese Sorgfalt angedeihen ließ. Wir gewinnen durch sie Einblick in einen bestimmten Teil dessen, was vor hundert Jahren von breiten Schichten gesungen worden ist. Es sind keine echten Volkslieder, sondern durchwegs volkstümliche Texte, deren Verfasser zum guten Teil noch heute nachgewiesen werden können. Die Sammlung stellt förmlich ein Musterbeispiel für den Satz vom „gesunkenen Kulturgut“ dar. Die weitaus überwiegende Anzahl der Lieder gehört dem 18. Jahrhundert an, ist aber noch — oder besser: erst — Jahrzehnte nach der Entstehung und Drucklegung vollkündig, in einem Wortlaut, der fast immer vom Originaltext abweicht, ja auch Gefüge durcheinander wirft, wegläßt oder hinzusetzt. Die Verfasser, und wären es Schiller und Goethe, sind den Druckern und Käufern gleichgültig; nie werden ihre Namen beigelegt. Was der Masse gefällt, wird gedruckt, und so ist die Reihe bunt genug: galante Lyrik, Schäferdichtung, klassisches Lied, Wertheriaden, Balladen, Freimauredlieder, Stücke vergessener Dichter aus Musenalmanachen, Texte von Opernarrien und Wiener Theaterliedern, schließlich Parodien und Umdichtungen. Das Moralische ist vorherrschend, nur wenig Zweideutiges dringt in diesem Zeitpunkte ein. Der Einfluß des Tages ist verschwindend, kaum daß die großen Kriege eine Spur zurücklassen. Ebenso wenig ist landschaftlich Begrenztes anzutreffen, und in der vorliegenden Sammlung ist ein Lied mit tschechischem Rehrreim eine seltene Ausnahme¹⁾.

Daß diese Lieder im Bande auch wirklich gesungen wurden, beweisen nicht nur die in Jungbauers Bibliographie leicht aufzufindenden Aufzeichnungen aus späterer Zeit, sondern auch einige ungedruckte Niederschriften im Anhang dieser Arbeit. Daß manches Lied noch heute im Gedächtnis des Volkes lebt, würde sich durch einiges Umfragen gewiß fest-

¹⁾ Vgl. den Aufsatz „Deutsche Lieder aus Alt-Prag“ bei D. Wiener, Alt-Prager Buchkasten (A. Haase, 1922) S. 13—16.

stellen lassen; so erinnerte sich meine Frau, eine gebürtige Pragerin, daß sie vor ungefähr 20 Jahren ein Dienstmädchen oft das Lied Nr. 6, eine langatmige Wertherparodie, singen hörte.

Das Liederbuch und seine Bestandteile.

Das Buch ist ein brauner Pappband im Ausmaß 11 : 17 mit gelbem Schnitt und besteht aus 25 Stück fliegenden Blättern in der gewöhnlichen Größe. Auf der Innenseite des Vorderdeckels ist in alter Schrift der Name „Theresia Zavorak“, offenbar einer Besitzerin, geschrieben.

I. fl. Bl.: Gedruckt in Prag beim Joseph Hofos in Karolin. 4 Bl. Drei sehr schöne/ neue Lieder (47, 25, 58). Titelholzschnitt: Engel mit Posaune, Schlußstück: Segelschiff.

II. fl. Bl.: Prag 1828. Zu haben in A. Strašchiripka's Buchdruckerei. Ohne Titel. Ein neues Lied (16), dann 24, 40, 13 unter ihren Titeln. 4 Bl. Schlußstück: Todesengel mit Totenkopf, Sense und Sanduhr (s. Bild).



III. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bei Matthias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis¹⁾. 2 Bl. Titelvignette: ein merkwürdiges Barockornament im Rhombus. An den Mond (33).

IV. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bei Matthias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis. 2 Bl. Zwei weltliche Lieder (31, 26):

V. fl. Bl.: Prag, 1828. Zu haben in A. Strašchiripka's Buchdruckerei. 4 Bl. Titelvignette: gekreuzte Zweige mit Masche. Klage-Lied (6), Holzschnitt: Todesengel, wie bei II. Entsaugung (21).

VI. fl. Bl.: Ohne Druckerangabe. Aus den gleichen gekreuzten Zweigen wie bei V. kann auf A. Strašchiripka geschlossen werden. 2 Bl. Lohn der Liebe (42). Schlußbild: Zwei Amoretten bei einem Säulenstumpf, der vorn mit einem flammenden Herzen geziert ist (s. Bild auf der nächsten Seite).

VII. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bei Matthias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis. 4 Bl. Fünf weltliche Lieder (67, 27, 7, 60, 55).

¹⁾ Platteis, ein altes Durchhaus in der Prager Altstadt.

VIII. fl. Bl.: Gedruckt in Prag beim Johann Veranek. 4 Bl. Vier sehr schöne / neue Arien (3, 63, 5, 34).

IX. fl. Bl.: Ohne Druckvermerk. Aus zwei Holzschnitten, Amoretten und Todesengel, kann auf N. Strašchiripka geschlossen werden. 4 Bl. Titelbild: Barockkartuschen, Mädchen mit Blume, links neben ihr ein Bienenstock. Lied aus der Ferne (70), Bild: Amoretten wie bei VI. Entfagung der Welt (68), Bild: Todesengel wie bei II und V. An Emma (59), Bild: Architektur mit Türmen und einer Brücke, italienischer Charakter. Das Geglück (69), Schlußbild: Amorette mit Blumenbase.

X. fl. Bl.: Gedruckt in Prag beim Johann Veranek. 4 Bl. Drei sehr schöne / neue Arien (20, 12, 4). Schlußstück: sich kreuzende halbbrunde Palmzweige umschließen ein Herz.

XI. fl. Bl.: Prag 1828. N. Strašchiripka's Buchdruckerei. 4 Bl. Drei schöne neue Lieder. Das Erste (72), Holzschnitt: rosenbetränzte Säule,



von zwei Bäumen umgeben. Das Zweyte (54), Holzschnitt: Fackel und Röcher mit Pfeilen, von Blumengewinden umschlossen. Das Dritte (30).

XII. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bey Mathias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis. 2 Bl. Titelbild: Barockvase mit sitzender Gestalt. Arie des Joseph aus Agypten (23), Arie des Benjamin (2).

XIII. fl. Bl.: Prag 1828. Zu haben in Strašchiripka's Buchdruckerei. 4 Bl. Fünf schöne neue Lieder (8, 19, 11, 35, 50). Schlußbild: wie das Titelbild bei IX, Mädchen und Bienenstock.

XIV. fl. Bl.: Ohne Druckvermerk. 2 Bl. Zwei sehr schöne / neue Lieder (22, 66).

XV. fl. Bl.: Prag, bei Wenzel Schleret, in der Siliengasse. 4 Bl. fünf sehr schöne / neue Arien (49, 44, 36, 10, 64).

XVI. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bei Mathias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis. 4 Bl. Drei weltliche Lieder (46, 18, 29).

XVII. fl. Bl.: 1795. Vier schöne Arien (53, 45, 51, 56). Randleiste auf der 2. Seite: Barockornament mit Bändererschlingung. Schlußstück auf S. 7: Getreidefeld, Baum, rechts Kartuschen. 4 Bl.

XVIII. fl. Bl.: Prag, 1828. Zu haben in A. Straßchiripfa's Buchdruckerei. 4 Bl. Randleiste: 2 Zweige mit Masche (41, 39, 28, 38).

XIX. fl. Bl.: Prag, zu haben im Gasthofe Platteis im Buchbindergewölbe (aufgelebt). 2 Bl. Barockfartusche. Ein schönes / Neues Lied (15).

XX. fl. Bl.: Ohne Druckvermerk. 4 Bl. Die Kindesmörderin / und / Die Erkenntniß (37, 14).

XXI. fl. Bl.: Gedruckt in Prag beim Joseph Kofos in Karolin. 4 Bl. Vier sehr schöne / neue Lieder (61, 65, 43, 48). Titelvignette: Baumgruppe, weidendes Schaf. Schlußbild: Füllhorn mit Blumen.

XXII. fl. Bl.: Verlegt und zu haben bei Matthias Gintl, bürgerl. Buchbinder im Platteis, 4 Bl. Fünf weltliche Lieder (71, 57, 17, 52, 73).

XXIII. fl. Bl.: Ohne Druckvermerk. 2 Bl. Empire-Kopfleiste. Ein schönes neues Lied (32).

XXIV. fl. Bl.: Ohne Druckvermerk. 2 Bl. Ein schöner / Gesang (9).

XXV. fl. Bl.: Ohne Druckerangabe; aus der Vignette auf Seite 3 (Todesengel, wie bei II, V und IX) kann auf A. Straßchiripfa geschlossen werden. 4 Bl. Titel: Ein schöner / Gesang (9), dann 62 und 1.

Fünf Blätter (XIV, XVII, XX, XXIII, XXIV) sind ohne Druckerbezeichnung; die übrigen 20 sind in Prag, u. zw. 8 bei A. Straßchiripfa, 7 bei Matthias Gintl, je 2 bei Johann Beranek und Joseph Kofos und 1 bei Wenzel Schleret gedruckt. Die in den unbezeichneten Blättern enthaltenen Lieder können zum Teil in Böhmen nachgewiesen werden.

Ein Stück (XVII) sticht durch altertümliches Papier und abweichende Lettern vollkommen von den andern ab und ist mit 1795 datiert. Vier Blätter Straßchiripfa's zeigen die Jahreszahl 1828; alles andere ist ohne Zeitbestimmung, wohl um die „neuen“ Lieder und Arien von dem erkennbaren Veralten zu bewahren. Doch machen die 24 Stück einen einheitlichen Eindruck und dürften von der Zeit um 1828 nicht weit entfernt sein.

Die Lieder der 25 Flugblätter in alphabetischer Reihenfolge.

(Die römische Zahl bezeichnet das Flugblatt innerhalb des Bandes, die arabische das Lied innerhalb des Einzelblattes.)

- 1. Ach ich fühle, — es ist verschwunden,** XXV/2
Ewig hin der Liebe Glück. 3 Str. zu 8 Z.
1791. Verf. G. Schikaneder. Arie Paminens aus der Zauberflöte (Ach, ich fühl's, es ist verschwunden). Böhme, Volkstüml. Lieder Nr. 473; J. Meier, Kl. i. Vm. Nr. 9.
- 2. Als ihm der Tod den Sohn entriß,** XII/2
Den er so inniglich geliebt. 3 Str. zu 8 Z.
1807. Verf. A. Duval. Arie des Benjamin aus Méhul's Oper „Joseph in Ägypten“. Vgl. unten Lied Nr. 23.
- 3. Als Lottchen sechzehn Sommer alt,** VIII/1
Da kannte sie die Lieb' gar bald. 15 Str. zu 4 Z.
1811 nachweisbar. Nach einem geschriebenen Liederbuch bringt G. K. Blümmel 19 Str. und die Singweise aus Böhmen: Jung-

bauer, Bibliographie Nr. 1542. Das Gedicht — die verliebten Götter — mit stark erotischem Einschlag ist vielleicht eine Parodie von „Ich war erst sechs Sommer alt, unschuldig und nichts weiter“ (Gedicht von Claudius 1770; Prahlf-Hoffmann Nr. 665).

4. **Auf! auf zum fröhlichen Jagen,
Auf in die grüne Heid.** X/3
11 Str. zu 8 Z.
1724. Verf. G. B. Sante. Prahlf-Hoffmann Nr. 80; J. Meier Nr. 26; Friedlaender II, S. 10 und 522; Friedlaender im Kongressbericht Basel 1924 (Eigenleben von Volksmelodien). — Ähnlich Fouqué: Frisch auf zum fröhlichen Jagen (Gedichte, 1814).
5. **Ausgelitten hast du, ausgerungen,
Armer Jüngling deinen Todesstreit.** VII/3
12 Str. zu 4 Z.
1775. Verf. C. C. v. Reizenstein. Prahlf-Hoffmann Nr. 106; Friedlaender II, S. 210; Goedecke-Goepke IV, 3, S. 149f. — Eines der zahlreichen Werther-Lieder. Dem Original gegenüber (Wustmann 5. Aufl., S. 239) stehen in dem Flugblatt vier Zeilen mehr:
7. Hier am Grabe saß mich heiliger Schauer,
Jetzt noch trauert die Natur um dich!
Rosen pflanz' ich an der Kirchhofs Mauer,
Selbst die Rosen, ach! sie blühen nicht.
6. **Ausgelitten hat sie, ausgerungen,
Sie vollendete, die Dulderin.** V/1
24 Str. zu 4 Z.
Parodie auf das vorhergehende Lied; vgl. den Text unten! „Ausgelitten hast du, ausgerungen“ wurde zum geflügelten Wort (Büchmann, 13. Aufl., S. 130); es steht als 5. Zeile auch im Lied Nr. 63 (s. u.).
7. **Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.** VII/3
1 Str. zu 6, 1 Str. zu 8 Z.
1791. Verf. C. Schikaneder. Duett Pamina-Paganeno aus der Zauberflöte. Prahlf-Hoffmann Nr. 116; Friedlaender II, S. 471; Fink, Musikal. Schatzk. (Leipz. 1843) Nr. 896.
8. **Bleich flimmert in stürmender Nacht
Der Mond durch die klirrenden Fenster.** VIII/1
4 Str. zu 8 Z.
Behandelt das Leandermotiv. Die Liebenden heißen Una und Guglielmo. Fink, Mus. Schatzk. Nr. 803; im „Liederlexikon“ von Aug. Gärtel (Leipz. 1865) Nr. 177, steht das Lied als Komposition Zumsteegs; als Verfasser wird Meyer (?) angegeben.
9. **Das ganze Dorf versammelt sich,
Die Kirchweih tanzt in Reihen.** XXIV
15 Str. zu 4 Z.
(im Original: Zum Kircestanz in Reihen.)
1773. Verf. J. M. Miller. Prahlf-Hoffmann Nr. 151; Friedlaender II, S. 274, 396; J. Meier, Kl. i. Vm. Nr. 39; der Ton des Liedes wird erwähnt bei Wolfan, Wiener Volkslieder I/2,

S. 181, für ein „Kriegslied“ von 1788. Auf die Verbindung mit einem deutschböhmischen Volkslied hat zuerst J. Meier (s. Kunstlied u. Volkslied, S. 30; G. Jungbauer, Bibliographie Nr. 39) hingewiesen; dazu R. Zoder, Das Lied vom ermordeten Tischlergesellen (Ztschr. Das deutsche Volkslied 28, S. 116). Eine Aufzeichnung mit 15 Str. und Weise aus d. J. 1911 folgt unten.

10. Das waren mir selige Tage
 Bewimpeltes Schiffchen, o trage. XV/4
 4 Str. zu 6 Z.
 1781. Verf. Chr. A. Overbeck. Prahl-Hoffmann Nr. 176; Friedlaender II, S. 287, 569; J. Meier, Nr. 43.
11. Dein dent ich und ein sanft Entzücken
 überströmt die Seele, die ich liebt. XIII/3
 8 Str. zu 4 Z.
 1771. Verf. J. J. Eschenburg. Prahl-Hoffmann Nr. 181; Friedlaender II, S. 138, 453, 538; J. Meier Nr. 45. Das Original beginnt (nach Wustmann a. a. O., S. 224):
 Dein gedent' ich, und ein sanft Entzücken
 überströmt die Seele, die dich liebt.
12. Dein gedent ich, röthet sich der Morgen,
 Dein gedent ich, fliehet der junge Tag. X/2
 8 Str. zu 4 Z.
 1786. Verf. R. Müchler (angelehnt an das vorige). Prahl-Hoffmann Nr. 180; Friedlaender II, S. 138.
13. Dem Teufel verschreib ich mich nicht,
 Daß wäre wider Gewissen und Pflicht. II/4
 3 Str. zu 4 Z.
 1792. Verf. R. F. Hensler. Aus der Oper „Das Donauweibchen“, komp. von F. Rauer. Prahl-Hoffmann Nr. 183; W. v. Wurzbach, Alte Wiener Volkslieder. Monatschr. Alt-Wien VII 1898, S. 65; J. M. Bauer, Auswahl der schönsten Lieder und Gesänge f. fröhl. Gesellschaften. 3. A. Nürnberg 1827, S. 362.
14. Der Mensch begreift das Leben
 Mit seinen Rätseln nicht. XX/2
 5 Str. zu 4 Z.
 „Die Erkenntniß.“
15. Die Feiherabendstunde schlägt
 Wie sehn't ich mich nach ihr! XIX
 8 Str. zu 4 Z.
 1789 steht ein „Lied eines alten Tagelöhners am Feiherabend“: Die Liebe Feiherstunde schlägt... in dem Liederheft von J. M. Wiese (Friedlaender I, S. 384, 329; Textdichter nicht angeführt). 1819 aus Neunkirchen, Niederösterreich, mit Weise überliefert (Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien). Mittheimisches Liederbuch (Melodien 2. A. 1800, Nr. 486); J. M. Bauer, Auswahl S. 23; Neues Liederbuch f. frohe Gesellschaften (5. A. Nürnberg 1828 Compé) S. 153; J. Kruppert, Volksliederschaz eines Speffartldorfes (Diff. 1915) Nr. 64.
16. Die ganze Welt ist ein Theater,
 Wir Menschen sind hier die Akteurs. II/1
 7 Str. zu 8 Z.
 Parodie nach einem Lied aus „Fanchon, das Behermädchen“, 1805:

Die Welt ist nichts als ein Orchester. — Prahl-Hoffmann Nr. 274; Friedlaender II, S. 477; Böhme S. 496. — Fint, Musikal. Hauschatz Nr. 123.

17. **Die Milch ist gesünder,
Ist lauter, ist rein.** XXII/3
2 Str. zu 8 Z.
1794. Verf. G. Schikaneder. Aus dem Singspiel „Der Spiegel aus Arkadien“, komp. von F. X. Süßmahr. Prahl-Hoffmann Nr. 263. J. M. Bauer, Auswahl S. 376. — Wiener Theaterlied.
18. **Scho! du Freundin der zärtlichen Lieder,
Rufe mir meine Geliebte zurück.** XVI/2
6 Str. zu 6 Z.
Vor 1777. Enthaltten in der Niederhandschrift Gaelle's (National-Bibl. Wien; herausgeg. von E. R. Blümmel, Quellen u. Forschungen zur deutschen Volkskunde VIII, Wien 1912). Blümmel führt ein fl. Blatt, bei Solbrig in Leipzig vor 1802 gedruckt, an. Als „Schäfer-Aria“ nach einem fl. Blatt angeführt bei Ropp, Volks- u. Studentenlied, S. 40. D. Wiener, Arien u. Tänkel (Leipzig 1914) S. 47 druckt das Lied nach einem fl. Bl., gedr. bei Anton Leitner in Wien („Sehnsucht nach Doris“).
19. **Ein Greis, mit silberweißen Haaren,
Die Zeit von Jedermann genannt.** XIII/2
4 Str. zu 8 Z.
Zeit und Amor begegnen einander; Amor will die Zeit aufhalten und bekämpfen; vergeblich: die Zeit vertreibt die Liebe, ihr Los ist Vergänglichkeit.
20. **Ein Mädchen sah ich jüngst im Traum,
Hört nur was da geschehen.** X/1
6 Str. zu 8 Z.
Vor 1819. Verf. unbekannt. J. Meier Nr. 390. Aus Ober-Stodtall, Niederösterreich, 1819 mit Weife überliefert (Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien).
21. **Einst liebt ich dich — einst trug ich deine Ketten V/2
In wonnetrunken Schwärmerei.** 7 Str. zu 4 Z.
„Entsagung.“
22. **Einst verliebte sich ein Jüngling,
Kaum noch zwanzig Jahre alt.** XIV/1
5 Str. zu 8 Z.
1789. Verf. G. Schikaneder. Aus dem Singspiel „Anton, der dumme Gärtner“, komp. von B. Schack. Glossy-Haas, Wiener Komödienlieder; J. Meier im Jahrbuch f. Volksliedforschung I 1928, S. 187. Raumann, Primitive Gemeinschaftskultur (Jena 1921) S. 183 (fl. Bl. bei Trowitsch & Sohn, Berlin). — Eine Aufzeichnung mit 5 Str. und Weife aus d. J. 1811 folgt unten.
23. **Einst zog ich an meiner Brüder Seite,
Ich zählte kaum noch vierzehn Jahr.** XII/1
3 Str. zu 8 Z.
1807. Verf. A. Duval. Arie des Joseph aus Mchuls Oper „Joseph in Egypten“. Prahl-Hoffmann Nr. 667; J. Meier Nr. 165; Jungbauer, Bibliographie Nr. 1122. Ein Lied über den von seinen Brüdern verkauften Joseph wurde im 16. Jh. häufig auf fl. Bln. gedruckt; vgl. E. R. Blümmel, Uhlands Sammelband fl. Bl. a. d. zweiten Hälfte des 16. Jh. (Straßburg 1911) S. 25, 84, 5.

24. **Es haben viele Dichter, die schon längst
verblühen,** II/2
Mit einer Postreise das Leben verglichen. 6 Str. zu 4 Z.
(„Die Poststationen des Lebens.“)
1788. Verf. A. Langbein. Das Original beginnt: „Schon
haben viele Dichter...“ Prahł-Hoffmann Nr. 1005;
J. Meier Nr. 258; mit Melodie: „Der angenehme Gesellschafter“,
3. Aufl. Graz 1794. Aus Neunkirchen, Niederösterreich, 1819 mit
Weise überliefert (Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde
in Wien). — Eine Parodie: „Die Zollstationen des Lebens“ ver-
faßte Castelli (J. F. Castelli's Gedichte, Berlin 1835, I. Bd.,
S. 177).
25. **Es ist geschahn, sie hat gesiegt die Siebe,** I/2
Erreicht ist nun der Wunsch für uns zum Ziel. 7 Str. zu 4 Z.
1815 nachweisbar; Verfasser unbekannt. J. Meier Nr. 408.
26. **Es kann ja nicht immer so bleiben** IV/2
Hier unter dem wechselnden Mond. 7 Str. zu 4 Z.
1802. Verf. A. v. K o ß e b u e. Prahł-Hoffmann Nr. 393; J. Meier
Nr. 89; Jungbauer, Bibliographie Nr. 1666.
27. **Es war einmal ein Gärtner,** VII/2
Der sang ein traurig Lied. 7 Str. zu 5 Z.
1776. Verf. J. M. M i l l e r. Prahł-Hoffmann Nr. 429; Friedlaen-
der II, S. 279; J. Meier Nr. 96.
28. **Freund! viel Glück und Gottes Segen** XVIII/3
Seh auf allen deinen Wegen. 10 Str. zu 4 Z.
„Zum Abschiede.“
Anscheinend ein Freimaurerlied; vgl. den Text unten!
29. **Freund, wo sind die Beilchen hin,** XVI/3
Die auf jenem Rasen. 6 Str. zu 6 Z.
In den 50er Jahren des 18. Jh. entstanden. Verf. R. A.
Schwabe. Friedlaender II, S. 85, 531; Prahł-Hoffmann
Nr. 985; J. Meier Nr. 253; Pommer, Blattl = Nieder Nr. 63;
Jungbauer, Bibliographie Nr. 1851. Das Original beginnt:
„Sagt, wo sind die Beilchen hin.“
30. **Freut euch des Lebens, weil noch das** XI
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht; 7 Str. zu 4 Z. (ohne
Rehrreim).
1793. Verf. M. U s t e r i. Prahł-Hoffmann Nr. 464; Friedlaender II,
S. 372, 577; Böhme S. 230; als Ton eines „Friedensliedes“
1797 bei Woltan, Wiener Volkslieder I/2, S. 284; Jungbauer,
Bibliographie Nr. 1682. — Zur Weise sei bemerkt, daß diese als
„Tagwacht“ in den „Basler Trommel = Märschen“, eingerichtet
von F. Boller (Basel, Gebr. Hug, o. J.) steht; tatsächlich hat sie
ganz den Charakter der Pfeifermusik des 18. Jh., wie ein Ver-
gleich z. B. mit den theresianischen Signalen lehrt.

31. **Freut euch des Lebens, nun ist der Winter hin!** IV/1
Weilchen, Tulpen, Rosen uns blühen! 4 Str. zu 8 Z.
 „Frühlings-Lied.“
 Umwidmung des vorigen Liedes. Angeführt nach einem fliegenden Blatt aus den Sudetenländern: Ztschr. Das deutsche Volkslied XXIX, S. 35, Nr. 8.
32. **Geh, Betti, schließ die Halle zu,** XXIII
Und reich die Harfe mir. 19 Str. zu 4 Z.
 (Eginhart und Emma.)
 1776. Verf. G. R. Pfeffel. Vgl. Dr. G. May, Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma (Berlin 1900).
33. **Guter Mond, du gehst so stille** III
In den Abendwolken hin. 7 Str. zu 8 Z.
 Um 1800. Verf. unbekannt. Prahl-Hoffmann Nr. 519; Friedlaender II, S. 451; J. Meier Nr. 427; G. Jungbauer, Bibliographie Nr. 1699, 1718.
34. **Hand in Hand und Ripp' auf Rippe,** VIII/4
Liebes Mädchen, bleibe treu. 3 Str. zu 8 Z.
 1792. Verf. J. W. Goethe. J. Meier Nr. 126.
35. **Hartes Schicksal meiner Jahre,** XIII/4
Weil ich jetzt bin entseelt. 6 Str. zu 8 Z.
 Mitte des 18. Jh. — Ditzfurth, Volks- und Gesellschaftslieder des 17. u. 18. Jh., Nr. 55 (mit Weise und Literatur).
36. **Hinweg, wer nicht Gefang und Weib,** XV/3
Und Wein wie Luther liebt! 6 Str. zu 5 Z.
 Neues Biederbuch f. frohe Gesellschaften 5. A. Nürnberg 1828 Campe S. 40 (nach der Melodie: „Auf, auf, ihr Brüder“ zu singen).
37. **Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen;** XX/1
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf. 15 Str. zu 8 Z.
 „Die Kindesmörderin.“
 1782. Verf. Fr. Schiller, „Anthologie a. d. Jahr 1782.“ Der Stoff erscheint schon 1776 in L. G. Wagners Drama „Die Kindermörderin“, einer Erweiterung der Gretchentragödie, behandelt.
38. **Hört, liebe Weiber, ich sag euch ganz frei,** XVIII/4
Die Männer, die lieben euch niemals getreu. 4 Str. zu 4 Z.
 „Aus dem Donauweibchen.“
 1798. Verf. R. F. Hensler. Aus der komischen Oper F. Rauer's „Das Donauweibchen“. Wiener Theaterlied.
39. **Ich bin der Hans Klachel ja,** XVIII/2
Reit immer lustig wistaha. 3 Str. zu 10 Z.
 „Vom dummen Hans Klachel von Przelautsch.“
 Vielleicht aus einem lokalen Prager Theaterstück? Vgl. den Text unten!
40. **Ich bin der Herr vom Frühlingsfelde,** II/3
Das in dem Reich der Armuth liegt. 6 Str. zu 4 Z.
 „Zufriedenheit.“

41. Ich folge dem Schicksal und lebe zufrieden,
Es sey mir gleich Freud' oder Kummer
beschieden. XVIII/1
7 Str. zu 4 Z.
„Genügsamkeit.“
42. Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Es steht auf einer düstern Flur.
„Lohn der Liebe.“ VI
18 Str. zu 4 Z.
1775. Verf. J. W. L. Gleim. Prahl-Hoffmann Nr. 628; Friedlaender II, S. 63, 528; Meier Nr. 158. — In Böhmen: Jungbauer, Bibliographie Nr. 480, 1625, 1732.
43. Ich habe viel gelitten
In dieser schönen Welt. XXI/3
5 Str. zu 8 Z.
In Böhmen: Jungbauer, Bibliographie Nr. 1733.
44. Ich bin ein Franzos mes Dames,
Boll Muth wie Champagner Wein. XV/2
7 Str. zu 4 Z.
(der französische Invalide Jean Crillon.)
Mit Melodie in Fink's Musikal. Hausbuch, Nr. 84. F. Rebiezet, Der Wiener Volks- u. Bänkelfesang 1800—1848 (Wien v. J.), S. 89.
45. Ihren Hirten zu erwarten
Schlich sich Philis in den Garten. XVII/2
9 Str. zu 4 Z.
1771. Verf. unbekannt. Prahl-Hoffmann Nr. 690a; Friedlaender II, S. 347, 575; Meier S. CXXXVII, 467.
46. Ihr Leut, helft mir vom Wagen doch,
Denn seht, mein Arm ist schwach. XVI/1
6 Str. zu 8 Z.
1813. Verf. G. Veith. Prahl-Hoffmann Nr. 542. — Ein fl. Blatt, gedruckt in Znaim (Neues weltliches Lied. Der Invalid und seine Flasche. Holzschnitt: Gastmahl mit 5 Personen) in meinem Besitz. „Das Taschenliederbuch“ 2. Aufl., Passau 1828, Nr. 79, bringt das Lied mit einer Weise, die sehr an die aus Böhmen überlieferte anklingt (vgl. unten, Notenbeispiele). Der Text steht noch 1855 in einem h. Liederbuch des Hallstätter Museums. Die erste Fassung beginnt: „Helft, Leuten, mir vom Wagen doch.“
47. In des Waldes tiefsten Gründen,
In der Höhle tief versteckt. I/1
11 Str. zu 4 Z.
1799. Verf. Chr. A. Vulpius. Prahl-Hoffmann Nr. 726; Meier Nr. 180; Friedlaender II, S. 430. — In Böhmen: Jungbauer, Bibliographie Nr. 1766.
48. Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle? XI/4
4 Str. zu 4 Z.
Auf einem fl. Blatt aus den Sudetenländern angeführt: Ztschr. „Das deutsche Volkslied“ 1927 (XXIX), S. 35, Nr. 8.
49. Liebchen einst wirst du die Meine,
Liebchen einst werd ich der Deine. XV/1
6 Str. zu 6 Z.
1783. Verf. J. E. W. (anonym). „Als der Großvater die Großmutter nahm“ (Wurstmann, 5. Aufl.), S. 293, 565: „Eheglück“;

die dortigen Gesäße 5 und 8 fehlen im Flugblatt, das übrigens nicht wörtlich mit der Vorlage übereinstimmt, sondern kleine Abweichungen, wie bei mündlicher Überlieferung zeigt. Die Melodie nach einer handschriftlichen Sammlung von 1811 angeführt bei Tappert, Wandernde Melodien (2. A., Leipzig 1890), S. 9, Nr. 19.

50. **Mädchen! ach schlumm're noch nicht,** XIII/5
Siehe beim zitternden Licht. 3 Str. zu 8 Z.
 Eine Gegenüberstellung mit dem Wiegenlied „Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn“ (Prahl-Hoffmann Nr. 992, Friedlaender II, S. 294) zeigt, daß dieses Ständchen zu ihm in einer jetzt noch nicht näher zu bestimmenden Beziehung steht; eines von beiden war früher da, das andere ist dessen Parodie. Geschmackvoller erscheint mir der Ständchentext, der weiter unten folgt. Er läßt sich auch auf einem fl. Blatt aus Steyer, O., nachweisen [Kranawetter*], S. 99, Nr. 62].
51. **Mädchen diese letzte Zähre** XVII/3
Brennet tief in deiner Hand. 8 Str. zu 4 Z.
 Vor 1795 (Flugblattdatum). Mit dem Beginn: „Mina, diese letzte Zähre, Präge tief in deine Hand“ steht das Lied mit Weise in dem „Taschenliederbuch“, Passau 1828, Nr. 107. — In Böhmen: Jungbauer, Bibliographie Nr. 1811.
52. **Mein Mädchen blüht in voller Jugend,** XXII/4
Voll Schönheit, Unschuld, Wig und Tugend. Ohne Gintlg., 10 Z.
 Vielleicht ein Wiener Theaterlied; die zwei vorhergehenden Lieder (17, 57) sind aus einem Singpieltext Schikaneders.
53. **Mein Mädchen ist nicht adelich,** XVII/1
Doch ist sie jung und schön. 8 Str. zu 4 Z.
 Vor 1793: ein Wiener Flugblatt von 1793 „Zwey schöne neue Krieglieder“ sind nach seinem Thon zu singen (Wolfan, Wiener Volkslieder I, S. 224). Zeitschr. d. Ver. f. Volkskde 1905, S. 101; Abdruck in 3 Str. nach einem fl. Bl. „Dreh schöne neue Lieder. Petersburg, o. J. Auch auf Steyrer Flugblättern wiederholt (Kranawetter, a. a. O., S. 94, Nr. 8; S. 100, Nr. 71).
54. **Mir ist auf der Welt nichts lieber,** XI/2
Als das Stübchen, wo ich bin. 2 Str. zu 10 Z.
 1729. Verf. Le P a n s i v, mit bürgerl. Namen wahrscheinlich Johann Carl Kell (ZfVf. 23, 1913, S. 391ff.), vertont von Peter von Winter 1810 (vgl. E. L. Schellenberg, Das deutsche Volkslied I, 1914/15, S. 132). Fink, Musikal. Hauschatz Nr. 188 und Härtel, Liederlexikon Nr. 528.
55. **Mir ist doch nie so wohl zu muth,** XVII/4
Als wenn du bey mir bist. 5 Str. zu 6 Z.
 Vor 1795. Verf. J. M. M i l l e r. Prahl-Hoffmann Nr. 874, Fried-

*) Steyr in O.-Ö. als Druckort fl. Blätter des 18. u. 19. Jh.“ Bayerische Feste f. Volkskunde VI, 1919, S. 35—105.

laender II, S. 282, Meier Nr. 223. Neues Liederbuch S. 171. Mel. „Ein Mädchen & ein Gläschen Wein“. Also schon 1828 besteht diese Verbindung von Gedicht & Weise (Prah!l). Als fl. Blatt, Stehr vgl. Kranawetter, S. 95, Nr. 13. — Unser Flugblatt ist von 1795 datiert und zeigt einen bereits etwas verderbten Text, während die bisherige Nachweise das Lied frühestens mit 1796 ansetzen.

56. **Mir ist doch nie so wohl zu Muth,
Als wenn Du bei mir bist.** VII/7
6 Str. zu 6 Z.
Späterer Druck des gleichen Liedes, aber mit besserem Text als bei 55.
57. **Muß ich fern vom Weibchen leben,
So wird mir die Zeit so lang.** XXII/2
4 Str. zu 4. Z.
(„Arie des Metallio.“)
1794. Verf. E. Schikaneder, Oper „Der Spiegel von Arkadien“. W. v. Wurzbach, Alte Wiener Volkslieder. Monatschrift Mt-Wien VII (Wien 1898) S. 96, Nr. 32. Smekal, Altwiener Theaterlieder S. 39.
58. **Närchen, seh nicht spröde,
Komm und küsse mich.** I/3
5 Str. zu 8 Z.
1782. Verf. J. A. Blumauer. Gedichte. Wien und Prag. bei Joh. Ferd. Edlen v. Schönfeld, S. 136.
Für den Zustand der Flugblatt-Texte ist das folgende Beispiel bezeichnend:
- | | |
|---------------------------|-----------------------------|
| Prager Flugblatt, 4. Str. | Blumauers Original, 7. Str. |
| Jezo sprühn die Augen | Deine Augen funkeln |
| Liebesfunken aus, | Ist mir, weißt du das? |
| Doch die Jahre saugen | Wisse, bald verdunkeln |
| Alles Feuer aus. | Sie wie trübes Glas. |
- Bei gleichem Inhalt ist kein einziger Reim erhalten!
59. **Nimm hin, o Emma, sanft und gut:
Den leisen Hartengruß.** IX/3
4 Str. zu 4 Z.
1798. Verf. J. H. W. Wittschel. John Meier im Jahrbuch f. Volksliedforschung I (1928), S. 189. Dazu: Kuppert, Volksliederschätze eines Spessartdorfes Nr. 150. — Handelt von Eginhardt und Emma, vgl. oben Nr. 32.
60. **O wie herrlich, o wie labend!
Ißs auf einen heißen Tag.** VII/4
4 Str. zu 4 Z.
1787. Verf. Dittersdorf, „Doktor u. Apotheker“. Prah!l-Hoffmann Nr. 962.
61. **O wunderbares Glück!
Denk doch einmal zurück.** XXI/1
8 Str. zu 6 Z.
1782. Verf. D. Schubart. Prah!l-Hoffmann Nr. 966; Meier Nr. 550.
In Böhmen: Jungbauer, Bibliographie Nr. 1845.
62. **Röschen, wann wird unf'rer Thränen
Wohl ein Ende sehn?** XXV/1
7 Str. zu 8 Z.

63. Schatten, seh zufrieden, wann ich weine!
Mancher Ehmann weinte dir wohl nicht.
 Wertheriade: Albert am Grabe Werthers. Eine Handschrift im Hallstätter Museum vom J. 1855 enthält dieses Lied mit 5 Gesäßen. Nicht bei Goedele-Goetze, wo 176 Nrn. Wertherliteratur verzeichnet sind. VIII/2
 4 Str. zu 8 Z.
64. Schönste, sollst belennen,
 Ob ich dich darf nennen. XV/5
 3 Str. zu 10 Z.
65. Vergiß mich nur, du Ungetreue,
 Du brichst den Schwur, und ich bereue. XXI/2
 14 Str. zu 3 Z.
66. Von allen Farben in der Welt,
 Mir doch am besten Blau gefällt.
 1793. Verf. R. Müchler. Prahlf-Hoffmann Nr. 1151; Friedlaender II, S. 346; Wustmann, 5. Aufl., S. 356, 569. XIV/2
 6 Str. zu 4 Z.
67. Weine nicht, es ist vergebens!
 Alle Freuden dieses Lebens. VII/1
 6 Str. zu 6 Z.
 Bestes Drittel des 18. Jh. Verf. unbekannt. Prahlf-Hoffmann Nr. 1208; Meier Nr. 553; Friedlaender II, S. 421. J. M. Mauer, Auswahl, S. 427. Mel. „Alles liebt und paart sich wieder“.
68. Wenn ich einsam trostlos mich verzehre,
 Wenn der Gram an meinem Herzen nagt.
 („Entsagung der Welt.“) IX/2
 8 Str. zu 8 Z.
69. Wenn ihr Liebe suchen wollt,
 Und nach Reichtum strebet.
 („Das Eheglück.“) IX/4
 5 Str. zu 6 Z.
70. Wenn in des Abends lehen (!) Scheine
 Dir eine lächelnde Gestalt.
 1793. Verf. J. v. Matthiffon. Prahlf-Hoffmann Nr. 1233a; Friedlaender II, S. 408. IX/1
 4 Str. zu 6 Z.
71. Wenn in des Abends letztem Scheine. XXII/1
 4 Str. zu 6 Z.
 In unwesentlichen Druckfehlern von 70 abweichend.
72. Wer seinen Bruder herzlich liebt,
 Ihm seine Fehler gern vergiebt. XI/1
 6 Str. zu 6 Z.
73. Zu tändeln und zu scherzen,
 Gefällt den Weiberherzen. XXII/5
 2 Str. zu 8 Z.
 Ein fl. Blatt in meinem Besitz, gedruckt „Zum Zeitvertreib“ in Dresden, bey dem Buchbinder Abrecht, v. J., doch ungesähr den Prager Drucken entsprechend, enthält „Sieben schöne / neue Arien“, darunter als 6. „Zu tändeln und zu scherzen“, ebenfalls mit 16 Zeilen, was auf die gleiche Melodie hindeutet, aber mit Ausnahme der Anfangszeiten ganz abweichend, ein Beweis dafür, wie frei die Drucker mit den Texten umgingen.

(Schluß folgt.)

Die Erforschung der westböhmisches Volkstrachten

Von Dr. Josef Hanita

(Schluß.)

Wie steht es nun mit den Kopftüchern? Das Auftreten des Kopftuches, wo es nicht „Gelegenheitskleidung sondern Trachtenbestandteil“ ist, zeigt nach Julien und anderen slawischen Volkseinschlag an. „Das slawische Kopftuch überschreitet nach allen Seiten hin die Zone der Haube bei weitem und gefellt sich mit Verlässigkeit überall dort, wo slawischer Volkseinschlag nachweisbar, den Hauben deutscher Stämme oder bildet ganz allein malerische haubenartige Kopfspitze, für die auf dem Böhmerwald sich der bezeichnende Ausdruck „Häubeltüchl“ findet. . . wir sehen eine annähernd einheitliche Trachtengruppe sich vom Thüringer Wald über Franken zum Bährischen und Böhmerwald hinziehen, sich im Egerland und einem großen Teile des übrigen Nordwestböhmen ausbreiten, an den Hängen des Erzgebirges hinauf im Vogtland wieder die Zone des ober-sächsischen Häubchens erreichen und durchdringen, in Deutsch- und Osterreichisch-Schlesien an slawischen Volkseinschlag mahnen und schließlich im Wendlande des Spreengebietes die originellsten, bauschigsten Kopstrachten entwickeln. Auch im Altenburgischen, in der Gegend von Frankfurt a. O., wie im Fläminggebiet der Mark sind mannigfaltige Abwandlungen solcher Haubentücher anzutreffen.“

Wir haben aber in unserer Chotieschauer Tracht nicht „das Kopftuch“ schlechtlin, sondern verschiedene Arten. Hofmann zählt viererlei auf. Das eine, das große Umschlag Tuch kam erst um 1860 in Mode, schaltet also hier aus.

Das „große Kopftuch“, das nach Hofmann aus Seide und reich bestickt ist, war früher aus weißer Leinwand und ebenfalls mit Stickerei verziert, bei den Tschechen „plena“ genannt. Es kommt erst mit Ende des 18. Jhd. als Kopfbedeckung in Aufnahme. Hat sich dieses Kopftuch wirklich, wie M. Labeł (S. 39ff.) ausführt, aus den mit Spitzen und Stickereien geschmückten Tüchern entwickelt, die von den Frauen (1½ Meter im Geviert) unter dem Namen ubrus (Tischtuch) und von den Mädchen (50 mal 80 Zentimeter) unter dem Namen fazaletty ursprünglich nur für alle Fälle in der Hand getragen wurden? Jedenfalls sind sie auch sehr jung und stehen, wie die Bezeichnung fazaletty ausdrückt, mit der west-europäischen Mode in irgendwelchen Beziehungen, sind also nicht das, was man als „slawisches Kopftuch“ bezeichnen könnte.

Viel jünger sind wiederum die beiden anderen Tücher, das kleine Kopftuch und das Schöpplerl. „Die deutschen Frauen. . . banden auf die böhmischen (oder „tschechischen“?) Hauben bunte, gekaufte Tücher, sei es seidene oder bedruckte baumwollene, welche um die Mitte des 19. Jhd. auch in den tschechischen Gegenden in Aufnahme kamen, und zwar in Westböhmen bei den Choden, im Kürschaner, Bischofteiniger, Weseriker und Stankauer Gebiet. Sie wurden entweder eng zusammen gelegt oder

sehr künstlich turbanartig um den Kopf gebunden, besonders in den deutschen Gemeinden.“ (M. Sábek, S. 42.) Wir sehen, diese Kopftücher werden nicht einmal von M. Sábek als „slawisch“ empfunden, sondern als importierte Fremdware¹⁾. Was die kunstvoll um den Kopf geschlungenen Tücher betrifft, so wird man sich auch hier erst in der europäischen Mode



Neubäuerin aus Rapsch bei Kladrau in der älteren (Prell-Kittel-)Tracht. Im weißen Spenzer. Diese Tracht stirbt hier mit den Weibern über 50 Jahre aus. Im Hintergrunde die Kirche, aus der jüngere Weiber und Mädchen in der neueren Stehkittel-Tracht kommen.

umsehen müssen, wie dies schon Hofmann (Die nordwestböhmisches Volks-tracht, S. 22) versucht hat, bevor man aus ihrem Vorkommen auf slawischen Volkseinschlag schließt. Wenn man in der europäischen Mode

¹⁾ Während die deutsche Forscherin die Haube für deutsch ansieht, das Kopftuch für slawisch, hat die tschechische Forscherin gerade den umgekehrten Eindruck, ein Beweis, wie wenig geklärt diese Dinge sind und wie übereilt die völkische Zuweisung ist.

statt der Haube vielfach „ein kleines schwarzes Knüpfstuch um die Frisur schlägt“ (Köhler, VI., 156) und bei den tschechischen Choden ein Kopftüchlein die deutsche Bezeichnung „Knipfeteichal“ führt, so wirft das ein Streiflicht auf die Herkunft. Und daß die ältere weibliche Kopftracht in Westböhmen, bei den Tschechen bis zum 16. Jhd. „šlojře“ (aus dem deutschen „Schleier“) genannt, durch ganz Europa verbreitet war, darauf weist M. Šábel im Anschluß an andere Forscher hin (27).

Nach Gottenroth (46ff.) war „die gewöhnliche Kopfhülle der Bäuerinnen von altersher ein Tuch, das um den Kopf gebunden und nach Bedarf zugleich auch um den Hals geschlungen wurde, so daß nur das Gesicht frei blieb. . . Die bürgerlichen Frauen bedienten sich gleichfalls eines Kopftuches; doch ordneten sie es gesteift und vielfach gebrochen über ein Drahtgestell und nahmen es unter dem Kinn zusammen, so daß es eine Art von sehr großer Haube bildete. Diese Kopftücher verschwanden indes schon frühe im 16. Jhd., wenigstens in dieser Anlage. . . Dazu (zu den Hauben) kamen dann noch die zahllosen Kopftücher, die noch heute in ganz Deutschland die ständigen Kopfhüllen der Bäuerinnen an Werktagen und selbst an Festtagen sind. Die augenfälligste unter dieser Art von Hüllen war das „Regentuch“ und in der ganzen Osthälfte von Deutschland verbreitet, soweit sie von Slawen durchsetzt ist.“ Ist diese Form das „slawische“ Kopftuch? Wir finden es aber nach Gottenroth selbst nicht bloß in Ostdeutschland. Die Guite „vertrat die Stelle der in Bayern und Schwaben üblichen Regentücher, die über den Kopf genommen und unter dem Kinn zusammengesteckt wurden“ (II., 83). Und nach I., Figur 25, finden wir es auch in Böhrender Trachten: „Weit uraltmlicher, als der Kopfsuß, in dem die Damen von Meß paradierten, waren die Kopftücher der Bäuerinnen auf dem offenen Lande. Ein Tuch über dem Kopfe, vertrat während des Mittelalters bis tief in die neue Zeit hinein die Stelle des Regenschirmes und wurde tatsächlich erst durch dieses Instrument beseitigt usw.“ (S. I., 53.) „Die üblichste Verwahrung des Kopfes geschah (in der Fränkischen Schweiz, Nürnberg, Bamberg, Bayreuth), wie auch sonst im nordöstlichen Deutschland bis nach Moskau hinein mit einem Tuche, das man zugleich um den Hals nahm und, wenn das Wetter es verlangte, über den unteren Teil des Gesichtes hinaufziehen konnte; darüber setzte man die runde Kalotte von schwarzem Wollstoffe mit braunem Pelzbräme.“ I., S. 181, sagt Gottenroth, daß die Regentücher in Nürnberg je nach der Feinheit des Stoffes und der Schönheit der Kante von sehr verschiedenem Werte waren. „Zur vornehmen Tracht gehörten sie gerade nicht; doch fanden sie sich bis in die Kreise des wohlhabenden Bürgerstandes hinauf. Indes waren sie am wenigsten das, was sie ihrem Namen nach hätten sein sollen; wenn es regnete, nahmen die Marktfrauen ihr Tuch vom Kopfe weg, legten es sorgfältig zusammen und verbargen es in ihrem Korbe.“

Nach all dem haben wir es bei diesem Regentuch mit einem ursprünglich primitiven Kleidungsstück zu tun, das früher auch im westlichen und südlichen Deutschland üblich war, stellenweise zum Zierkleid wurde und auch in höheren Kreisen Eingang fand. Während es im Westen verdrängt

wurde, hat es sich im Osten bis in unsere Tage gehalten und konnte dann gegebenenfalls als modische Neuerung, wenn wir überhaupt einen Zusammenhang annehmen wollen, auch im Westen wieder auftauchen.

Wir sehen jedenfalls, daß wir die einzelnen Arten von Kopftüchern auseinanderhalten müssen und daß es nicht so ohne weiteres angeht, einfach von dem „slawischen“ Kopftuch an und für sich zu sprechen, und statt das Vorkommen der einzelnen Formen kulturgeographisch zu erklären, sie mit der Blutzusammensetzung der Bevölkerung in Zusammenhang zu bringen.

Andererseits macht der Trachtenforscher freilich immer wieder die Beobachtung, daß gerade der Kopfsputz die eigentümlichsten Formen bildet, daß an seiner Ausbildung und Formung die bäuerliche Schicht selbst gestaltend tätig ist. Darum ist ja auch die Theorie Rose Juliens so verlockend. Auf ihrer Trachtenkarte in Petermanns Mitteilungen (1920, Märzheft, Tafel 18) wirkt z. B. der Zusammenfall der Westgrenze des Kopftuches mit der Westgrenze ehemaliger slawischer Siedlung in Deutschland geradezu verblüffend. Aber gerade deswegen müssen wir in starkem Maße den methodischen Zweifel anwenden, um zu einer eindeutigen Gewißheit zu gelangen. Beispiele dafür, wie die bäuerliche Schicht in der Formung der Kopfbedeckung ihren eigenen Geschmack betätigt, bietet z. B. unsere Egerländer Tracht. Grüner (a. a. O. S. 109) schreibt vom Männerhut: „Der Rand war anfänglich nicht so schmal wie jetzt gerundet, hatte beinahe keinen rechten Form. Der Bauer richtete ihn erst zu Hause zu, goß warmes Wasser darauf und wenn der Filz erweicht war, wurden Ketten auf den gebogenen Rand gelegt. Als die Hutmacher diese ihnen beliebte Form wahrnahmen, richteten sie auch die Hüte hiernach zu.“ Von der Egerländer Puhuhaube sagten wir oben, daß wir sie in ihrer spitzkegeligen Form, wie wir sie bei Grüner abgebildet finden, als eine Spielart der fränkisch-mitteldeutschen Haube auffassen können, die nach Julien auf den spätgotischen Henrin zurückgeht. Interessant wird die Sache erst, wenn wir die Entstehung dieser Form berücksichtigen. Grüner (S. 115) berichtet, daß das Tüchlein früher „den Kopf gleich niedergedrückt“ war. Erst als der „Nebanitz Knoten“ aufkam, erhielt es die hochstehende Kegelform, die nun Puhuhaube genannt wird. Im Dorfe Nebanitz wurde dieser Knoten zuerst gemacht und danach benannt. Nun kann man sagen, diese Form hat mit dem Henrin nichts zu tun, sie ist eine reine Zufallsform. Auf jeden Fall aber ist beachtenswert, daß sie auf dem Dorfe selbst aufkam und im übrigen Egerland Anklang und allgemeine Beliebtheit erlangt hat. Vom Standpunkte der Theorie, die an die blutmäßige Bedingtheit solcher Dinge glaubt, könnte man dagegen behaupten, diese Tatsache gehe auf die Wirksamkeit des auch im Egerland z. T. vorhandenen fränkisch-mitteldeutschen Blutes zurück. Gerade die Neuschaffung der alten Form durch Urzeugung könnte als schlagender Beweis für die blutmäßige Bedingtheit dieser Form angesehen werden. Daß zur Bildung dieser Haube ein Tüchel, und noch dazu ein weißes, verwendet wird, könnte dabei an „slawischen Volkseinschlag gemahnen“, die Puhuhaube als ganzes „mit überraschender Anschaulichkeit die Schwankungen völkischer Verschmelzung

verdeutlichen“. Es würde dann nur noch das bairische Element fehlen. Wie entscheiden wir diese Frage?

Nun lesen wir bei Julien (Buschan IV. S. 254) über den siebenbürgischen Frauenschleier: „Er entspricht durchaus einer im weiteren erörterten, dem O r i e n t entstammenden Sitte, auf die sowohl das verhüllende Kopftuch der ukrainischen und rumänischen Frau, wie die deutsche Frauenhaube zurückzuführen ist.“ Wie sollen wir da die rassen- und blutsmäßige Einordnung finden? Die früher, besonders z. B. im 16. Jhd. in Europa sehr beliebten Schleier bilden sicherlich eine weitere Quelle für Hauptzierden, zu denen ein Tuch verwendet wird (vgl. Hanika, Das Drümmel. Ein Beitrag zur Karpathendeutschen Trachtenkunde. Spina-Festschrift, Reichenberg i. B. 1929). Das Kopftuch als die „gewöhnliche Kopfhülle der Bäuerinnen von altersher“, die „gesteift und vielfach gebrochen über ein Drahtgestell geordneten“, zu haubenartigen Gebilden geformten Kopftücher der Bürgerfrauen bis ins 16. Jhd., die Regentücher, die Schleier — alles das bietet uns die Möglichkeit, das Vorkommen von Kopstrachten, zu denen ein Tuch verwendet wird, anders zu erklären als aus einem slawischen Blutseinschlag in der Bevölkerung deutscher Gegenden. Solange diese Möglichkeiten nicht einwandfrei widerlegt sind, haben wir die Pflicht, die Blutstheorie immer wieder scharf zu prüfen, eben weil sie so bestechlich klingt, besonders bei der großen Popularität der Rassenkunde in unserer Zeit.

Wie in dieser Hinsicht noch manche eingewurzelte Ansicht revidiert werden muß, dafür ein Beispiel bei Julien selbst. 1912 schreibt sie: „Dessgleichen weist die „Borta“, die sammetene Jungfrauentrone auf slawischen Ursprung.“ Dazu die Anmerkung: „Die Kopstracht der Mädchen bei den Siebenbürger Sachsen heißt ebenfalls „Borta“ oder „Burte“ und gleicht der wendischen“ (S. 153). 1922 aber sagt sie nach Beschreibung der wendischen Borta: „Und man denkt unwillkürlich an slawische Zusammenhänge. Aber wie erklärt es sich dann, daß die Siebenbürger Sachsenmädchen, die nach Ansicht mancher Forscher eine rein deutsche Tracht bewahrt haben, ganz genau ebensolche Kopfszierden mit der gleichen Bezeichnung „Burten“ tragen. . .“ Das „unwillkürlich“ in obigem Satze möchten wir in unserem Zusammenhange besonders unterstreichen. Der Jungfrauenschmuck heißt auch in der Krennitzer Sprachinsel in der Slowakei „Pörtl“, eine Verkleinerung zu dem Worte Borte, das ja in dieser Form kein slawisches Wort ist. (Vgl. dazu Hanika, Hochzeitsbräuche der Krennitzer Sprachinsel, Reichenberg i. B., 1927, S. 41.) Die Madjaren haben das Wort als Páta übernommen.

Typisch ist weiterhin folgender Satz (S. 135): „In Mecklenburg begegnen wir zum erstenmal jenem Trachtenstück, das jenseits der Elbe nirgends vorkommt, sich aber im ganzen Osten Europas findet, was ich d e s h a l b (!) als eine slawische Zubat bezeichnen möchte, es ist die verzierte U m h ä n g e t a s c h e . . . sie wird um die Taille gebunden oder am Schürzenband befestigt.“ Steht sie in gar keinem Zusammenhange mit dem Gürteltäschchen der deutschen Bürgerfrauen oder wie es nach Hottenroth I., 49, „im 16. Jhd. ein charakteristischer Bestandteil der weiblichen Tracht

war; jede Dienstmagd trug ihr Täschchen seitwärts am Gürtel oder an Gürtelschnüren“. Oder zeigt auch die wunderschön gestickte Gürteltasche der Schwedin aus Dalekarlien (Buschan, III. Abb., 263) slawischen Volkseinschlag an?

Eine besondere Untersuchung würde die Farbe in der Volkstracht verdienen. Auch hier tut es not, oberflächliche Beurteilungen zu überprüfen. „Die Deutschen bevorzugen in ihren Trachten dünnlere Töne, die Slawen dagegen helle bunte Farben.“ Das ist das feststehende Urteil in diesen Dingen. Wir könnten das nach dem heutigen Zustande der Volkstrachten im allgemeinen gelten lassen, wenn nicht daraus die Berechtigung abgeleitet würde, eine mehr oder weniger bunte deutsche Tracht auf ostdeutschem Boden als „slawisch“ zu bezeichnen. Wenn wir von den dunkleren Tönen der deutschen Trachten reden, dann haben wir die Trachten vor Augen, die auf den Schultern alter Leute zum Absterben verurteilt sind, oder sich in solchem Zustande in die Museen gerettet haben, oder die, wenn sie noch getragen werden, ihre Farbengebung einem neueren Geschmack verdanken.

Auch in der Farbengebung der Kleider herrscht bekanntlich die Mode, jede Mode hat ihre „Modefarbe“. Aus dem 16. Jhd. hören wir z. B.: „Rot hatte den Beigeschmack des Vornehmen, nur die besseren Stände konnten es tragen; als sich im Bauernkrieg die gemeinen Leute in Langensalza empörten, lautete eine ihrer Hauptforderungen, sie wollten jetzt auch rote Schauben tragen, wie die Reichen.“ (Fischel-Boehn, Die Mode im 16. Jhd., S. 116)¹⁾. So können wir im großen auch den Wandel des Geschmacks der Oberschicht in diesen Dingen durch die verschiedenen Kulturepochen verfolgen. Finden wir im Mittelalter bis ins 16. Jhd. leuchtende, bunte Farben (denken wir nur an die Landsknechte), ist auch die Barockzeit noch farberfreudig genug, so finden wir mit dem Wechsel vom Barock zum Empir auch einen Übergang zur Farblosigkeit. „Augenfällig war es jedoch, daß man sich beständig mehr und mehr der Farbe entfremdete. Namentlich gilt dies in bezug auf die Männertracht; doch auch die Frauentracht verlor zeitweilig jedwede Farbenwirkung; am meisten in der Straßentracht.“ (Röhler, VI., 173.) Wie sich in den Volkstrachten die einzelnen Kleidungsstücke aus früheren Kulturepochen erhalten haben, so finden wir bei den alten Trachten auch in der Farbengebung den Geschmack jener Zeit erhalten, wenn auch verbäuerlicht. Wir müssen uns da vor allem Trachten ansehen, die auch noch bei Mädchen und Burschen in Blüte stehen, denn das Alter kleidet sich dunkler als die Jugend. Langsam wirkt dann der veränderte Geschmack der Oberschicht auch wieder auf die bäuerliche ein und bricht die Farbenpracht auch hier.

Diesen Verlust der Farbe und das Dunklerwerden der deutschen Volkstrachten hat Julien immer wieder beobachten können. (S. 17): „In St. Georgen (Schwaben) beginnt sich das Schwinden der Tracht langsam durch das Dunklerwerden der Farbentöne anzudeuten. Wie eine Blüte,

¹⁾ Das ist eine Quelle für die rote Farbe in der Volkstracht. Eine andere ist wohl die, daß der roten Farbe im Volksglauben eine besondere Bedeutung zukommt.

die welt, zuerst den Glanz der Farben einblüßt, so verliert auch die schwindende Tracht zuerst die Farbenfülle. Das kommt einerseits daher, daß immer weniger junges Volk sie trägt, dessen Kleidung fast überall heiterer und bunter ist als die der Frauen, anderseits werden prinzipiell die bunteren Farben ausgeschaltet, weil sie den Trägerinnen „bäuerlicher“ erscheinen.“ (Buschan, IV., 234): „In Tirol sind die Formen wie bei der bairischen Tracht mit der Zeit weitergeschritten und die Neigung, statt der früheren bunten Farben mehr städtisch-dunklere Töne zu wählen, macht sich auch hier geltend.“

Farbenfrohe Trachten finden wir auch sonst noch in deutschen Landen. „Das Elßaß ist ein reiches Land, das kommt auch allerwärts in den Trachten zum Ausdruck. Ihre Mannigfaltigkeit ist außerordentlich groß und sie sind bunter und farbenfroher als bei den Alemannen“ (Julien, S. 34). „Es sind nicht viele unter den deutschen Trachten an malerischem Farbenreize der Bessinger Tracht (Württemberg) zu vergleichen. . . Da ist keine Farbe des Regenbogens, die an diesem Gewande nicht vertreten wäre. . . Aber die bunten Felder sind so geschmackvoll verteilt und gegliedert, daß sie zwischen den großen dunklen und weißen Flächen von Rock, Schürze und Hemdärmeln künstlerisch wie Mosaik wirken“ (S. 41). „Die als „Bückeburgische“ bekannte Tracht von Schaumburg-Bippe. . . ist um den Glanz und Reichtum ihrer Farben willen. . . weit bekannt geworden“ (S. 116). „Auf den nordfriesischen Inseln Föhr, Amrum und den Halligen findet sich heute noch eine feierlich-schöne Tracht. Auch sie hat keinerlei Zusammenhang mehr mit den g r e l l b u n t e n altfriesischen. Die dunklen Töne, die Stimmung des ganzen auf feierlichen Ernst sind unzweifelhaft auf Einflüsse der Trachten des nahen Festlandes zurückzuführen, die vor ihrem Aussterben unverkennbare Ähnlichkeit mit der heutigen insel-friesischen Bekleidungsart zeigten“ (S. 147). Sehen wir uns einmal diese altfriesischen Trachten aus dem 17. und 18. Jhd. auf den farbigen Tafeln bei Gottenroth (II., 38, 39, 40) an. Das leuchtet nur so in hellen, grellen Farben blau, weiß, rot und gelb, weiß und rot herrschen vor. Was sind da unsere Schotieschauer dagegen, wie sie III. Taf., 40, abgebildet sind. Auf ost-deutschem Boden würden diese bunten Farben ganz sicher slawischen Volkseinschlag anzeigen und beweisen, daß die Trägerinnen echte Abkömmlinge eines slawischen Stammes sind. Auf den nordfriesischen Inseln läßt sich das doch nicht gut behaupten. Die Tafel II., 41 vom Ende des 18. Jhd. und 42 von 1850 zeigen uns sehr schön das immer stärkere Dunkler- und Eristerwerden der Tracht.

In äußerst treffender Weise hat Sad. Låbel für unsere Verhältnisse noch auf ein anderes Moment als Grund für die Buntheit der Tracht hingewiesen. Bis ins 17. Jhd. hinein lebte unsere Bauernschaft in äußerst drückenden Untertänigkeitsverhältnissen. „Der Demotratismus und Humanismus bereitet nur langsam den Boden für eine bessere Zukunft und so gewinnt das Landvolk immer größeres Selbstvertrauen und fühlt sich wieder Mensch. Es liegt auf der Hand, daß ihm für diese ganze lange Zeit der Unterdrückung und wirtschaftlichen Armuteligkeit keine Bedingungen zu teil wurden, daß es über seine notwendigsten Lebensbedürfnisse hinaus

an deren Ausschmückung gedacht hätte. . . In der zweiten Hälfte des 18. Jhd., als wäre sie von einem Zauberstab getroffen, wächst auf einmal die Volkskunst so vielgestaltig empor, daß sie in alle Zweige der handwerklichen Arbeit hineinreicht. . . Der freiheitliche Geist, welcher das Volk in



Bauernmädchen aus Beshorsch bei Kladrau in der neueren Tracht (Stehkittel). Die Jacke wird zum Kirchgang angelegt, zum Tanz geht man in den Bauschärmeln.

Böhmen durchdrang, gab ihm die Lebensfreude wieder und die war so mächtig, daß sie sich alles unterwarf, die letzte Fessel der Untertänigkeit zerriß und sich erwärmte in hellen lebendigen Farben an Tracht, Wohnung und der ganzen Umwelt. Das, was die Städte im Zeitalter der Gotik erlebten, wiederholt sich hier auf dem Lande; es ist dieselbe gesunde und ungefesselte Uppigkeit der roten, blauen und gelben Farbe, wie sie an den

Gewölben der Dome und an der Tracht der Bürger und des Adels vor fünf Jahrhunderten zum Ausdruck kam. . . Für die breiten Schichten des Volkes endet jetzt erst das Mittelalter, um einige Jahrhunderte später" (1921, S. 5).¹⁾

Aber auch hier in Westböhmen verschwinden dort, wo sich die Tracht lebendig weiter entwickelt, wie es auf den Dörfern um Mies der Fall ist, die leuchtenden satten Farben. Zwar wird die Tracht nicht dunkel, sie bleibt bei den Mädchen licht und hell, aber ein leuchtendes Rot zum Beispiel wird der Beobachter nirgends, auch in den Blumenmustern nicht finden. Es ist im Gegenteil streng verpönt und der Händler muß auf diese Dinge achten, da ihm ein Stück, in dem sich Rot findet, liegen bleiben würde. Der Geschmack hat sich also auch hier zwangsläufig geändert. Welch weiter Abstand von den grellroten Wollstrümpfen der Barockzeit zu den hautfarbenen feinsten Seidenstrümpfen, die seit dem letzten Jahre auch von den Bauernmädchen zu den Stehtiteln getragen werden.

Daß auch eine Hypertrophie einzelner Stücke, besonders des Kopfpuzes nicht etwa eine „slawische“ Besonderheit darstellt, sondern vielmehr eine allgemeine Erscheinung in den Volkstrachten ist, das lehren die Abbildungen unserer Trachtenkunden zur Genüge. Groteske Vergrößerungen finden wir hier ebenso wie übertriebene Verkürzungen und Verkleinerungen, wobei besonders letztere Erscheinung oft komisch wirkt. Übertreibung ist andererseits geradezu das innerste Wesen der Mode.



Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß unsere Trachten in Westböhmen keine „slawischen“ Trachten sind, da die einzelnen Stücke, mit Ausnahme vielleicht der Pelze, nicht in einem slawischen Volke ihren Ursprung haben, sondern mit der allgemeinen west- und mitteleuropäischen Modelleidung früherer Zeiten in Zusammenhang stehen und als Rock- und Niedergewand in der ganzen Aufmachung und Farbengebung, in ihrem Charakter, durchaus mit anderen altertümlichen deutschen Trachten übereinstimmen. Sie sind „deutsche“, „deutschböhmisches“, nach unserer heutigen Terminologie „sudetendeutsche“ Trachten, weil sie von Deutschen, Deutschböhmen, Sudetendeutschen getragen werden, bzw. wurden. Die von unseren anderssprachigen Nachbarn getragenen sind „tschechische“, und da die

¹⁾ Ein eigenes Kapitel widmet M. Vábel S. 13 der „slawischen weißen Trauerfarbe“. Wenn sie dabei auch die egerländer und westdeutsche Trachten heranzieht, so hätte sie sich mit der Stelle bei Julien 161 auseinandersetzen müssen: „Es ist häufig behauptet worden, die Sitte, in Weiß zu trauern, sei eine wendische Besonderheit. Sie findet sich aber durchaus nicht ausschließlich bei ihnen, sondern in verschiedenen Gegenden, wo sich alte Tracht erhalten hat, in Hessen (Steinperff), Westfalen (Hille), Hannover (Selling), Schlesien (Schönwald, bis 1905). Es handelt sich hier um Reste der einst allgemein üblichen Sitte, in Schwarz und Weiß zu trauern, die im 17. Jhd. auch noch an Höfen Sitte war. Die weißen Äcker, die das Gewand völlig oder doch zum größten Teil bedeckten, und die von den Wendinnen beim Begräbnis noch getragen werden, hießen „Leibschleier“ und es gab eigene „Schleierfrauen für das Frauzenzimmer, so in Leid gehet“, welche ganz genau das Zeremoniell der Vorschriften nach dem Grade der Verwandtschaft zu „Schleiern“ kannten.“ Auch diese Frage ist noch nicht endgültig gelöst.

Tschechen ihrer Sprache wegen zu den slawischen Völkern zählen, insofern auch „slawische“ Trachten.

Bessere Zuweisung der Tracht erfolgt auf Grund der Muttersprache der Träger und ist darum rein äußerlich. Auch die Tatsache, daß das eine oder andere Trachtenstück auch sonstwo zu finden sei, sagt bloß über seine kulturgeographische Verbreitung etwas aus, aber vorderhand nichts über seine völkische Eigenart. Nach solchen Gesichtspunkten könnte ein und dasselbe Kleidungsstück bald deutsch, bald slawisch sein, je nachdem es von deutsch sprechenden oder eine slawische Sprache redenden Menschen getragen wird.

Wollen wir tiefer gehen, müßten wir fragen: „Welches sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen deutscher, im besonderen bairischer, nordbairischer und tschechischer, westtschechischer Wesensart, wie sie sich in der Volkstracht und Volkskunst überhaupt äußert?“ Wer könnte heute schon auf diese Frage eine eindeutige und sichere Antwort geben?

Zu solchem Urgrund über die Fülle der Erscheinungsformen vorzudringen ist aber Aufgabe der wissenschaftlichen Volkskunde. Die Trachtenkunde fällt da überwiegend nur insofern in das Gebiet dieser Wissenschaft, als in der Art der Übernahme modischer Kleidungsstücke, in der Auslese, Umgestaltung, Neubildung, nach der volkstundlichen Theorie sich die Wesensart des Stammes irgendwie äußern, der „schaffende Volksgeist“ sich irgendwie tätig erweisen soll. Mit zwei oder drei oberflächlichen Schlagworten ist hier aber nicht gedient.

✱

In den vorstehenden Ausführungen wurden mehr Fragen bloß angeschnitten als einer Lösung zugeführt. Es kam vor allem einmal darauf an, zu zeigen, daß es erst noch eines gründlichen Studiums der volkstundlichen Gegebenheiten in unserer westböhmisches Heimat auf vergleichender, geschichtlicher und volkspshologischer Grundlage bedarf, bevor wir daran gehen können, eine vollkliche Zuweisung zu versuchen und damit den Anteil der beiden Volksstämme an der Volkskultur unserer Heimat festzulegen.

Wie hier für die Volkstracht, so wird auch für so manches andere Gebiet erst der Boden für eine vorurteilsfreie Betrachtung gelockert werden müssen. Wir werden uns dabei nicht vor der Tatsache verschließen, daß bei einer solchen Untersuchung sich so mancher Überrest aus der tschechischen Vergangenheit, besonders z. B. im Mieser Bezirke, ergeben wird. Darauf weisen z. B. Spuren im Wortschatz der Umgangssprache, wie: Wawa, Teta, Pawlatsch, Raps, Patschet, Trutschka, Wumaf, Kulitschka, Dalka, Darwitscha, Koleda usw. Alles Worte und Dinge, die uns von klein auf geläufig sind und deren fremder Ursprung uns daher erst nach Erlernung der tschechischen Sprache bewußt wird.

Hier ergibt sich noch ein weites Brachfeld und deutsche und tschechische Forscher sollten es vorurteilsfrei in möglichster Zusammenarbeit bebauen zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung unserer engeren Heimat auch in volkstundlicher Hinsicht.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan

Von Dr. Gustav Jungbauer

Im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift hat Dr. Karl Schneider einen ausführlichen Bericht über das Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe veröffentlicht und die gewaltige Bedeutung dieser einzigartigen Bildungsstätte der 200.000 Schlesier Nordostböhmens eingehend erörtert. Diesem Landschaftsmuseum steht für die rund 300.000 Böhmerwälder, im westlichen und südlichen Böhmen das Böhmerwaldmuseum in Oberplan zur Seite. Der Geburtsort Adalbert Stifters, des größten sudetendeutschen



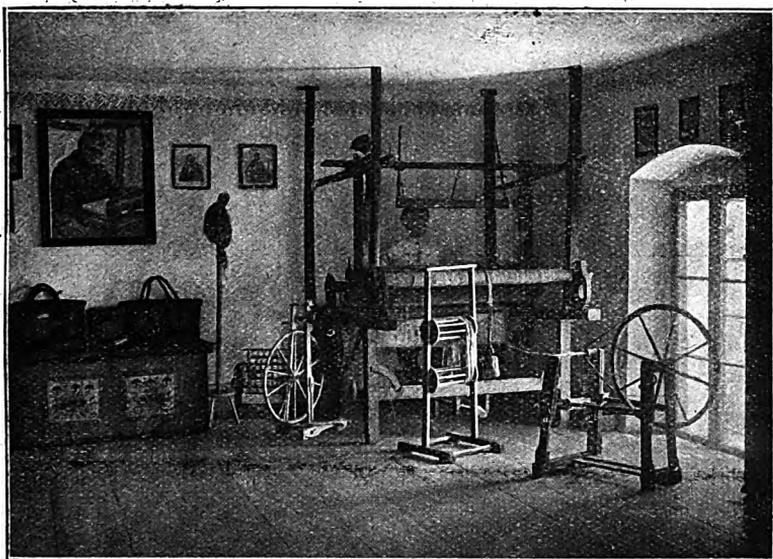
Torfstube mit Blick in die Tierstube.

Dichters, war der gegebene Mittelpunkt für dieses Stammesmuseum, das zu einem Wallfahrtsort für alle geworden ist, die sich über die geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse, über die Geschichte und Volkstümde des Böhmerwaldes unterrichten wollen.

Am 8. Juli 1923 wurde das Böhmerwaldmuseum bei einer massenhaften Beteiligung der Bevölkerung feierlich eröffnet. Hans Waplik hielt die eindrucksvolle Festrede. Seine Segensworte sind in Erfüllung gegangen, das Schachhaus des Böhmerwaldes hat in kurzer Zeit eine prächtige Entwicklung genommen, ist zu einem mächtigen Werte emporgewachsen. Derzeit umfaßt es 16 plattmäßig aufgebaute Schauräume. Zuerst wird die Natur (Steine, Pflanzen, Tiere) vorgestellt, dann der Mensch und seine Geschichte, wobei auch die Vor- und Frühgeschichte des Landes durch zahlreiche Fundstücke zur Geltung kommt. Weitere Räume (Bauernstube,

Trachtenstube, Holzstube u. a.) zeigen das Volksleben und Wirtschaftsleben des Gebietes. Daran schließt sich ein Raum, der die Leistungen der Böhmerwälder in der Literatur, Kunst und Wissenschaft veranschaulicht und überleitet zu dem wohlthätigen U. Stifter-Gedenkraum, der neben vielen anderen kostbaren Erinnerungen auch die Handschrift des „Nachsommer“ enthält.

Dem Museum ist die „Böhmerwaldbücherei“ des „Vereins für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde“ angegliedert, in der sich alle über den Böhmerwald oder von Böhmerwäldern geschriebenen Werke, ferner Zeitungen, Zeitschriften, Bilder, Pläne und Karten, soweit sie sich



Aus der Bauernstube.

auf das Gebiet beziehen, befinden. Ihre Benützung ist nur wissenschaftlichen Arbeitern vorbehalten, denen auch die im Museum selbst aufbewahrten Handschriften, Bücher und Schaustücke zur Verfügung stehen. Wie der Wissenschaft, so dient das Museum, das alljährlich von rund 5000 Personen besucht wird, der Volksbildung, zu deren Förderung und Hebung zeitweise Heimattagungen stattfinden und besondere Schriften herausgegeben werden. Bisher sind folgende Museumschriften erschienen: Dr. Gustav Jungbauer, Die fünfblättrige Rose (Sagen); Dr. Valentin Schmidt, Versuch einer Siedlungsgeschichte des Böhmerwaldes; Dr. Rudolf Kubitschek, Von den Namen der Heimat; Karl Wagner, Kernworte der Böhmerwaldmarchen; Hans Wachtel, Mein Wulfbalund; Dr. Rudolf Slawitschek, Der blaue Herrgott (Roman); Josef Blau, Von Räubern, Wildschützen und

anderen Waldbrüdern; Andreas Korn, Das Bethlehemspiel (Weihnachts-
spiel der vor hundert Jahren nach Karpathenrußland ausgewanderten
Böhmerwälder), ferner die Sonderdrucke aus unserer Zeitschrift: Dr. Karl
Epl, A. Stiflers Bauerntum; Dr. Josef Hanita, Die Erforschung der west-
böhmisches Volkstrachten.

So wird das Böhmerwaldmuseum auch der großen Aufgabe gerecht,
das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Böhmerwälder zu pflegen



Aus dem A. Stifter-Gedenkraum.

und ihre Heimatliebe und ihr Volksbewußtsein zu stärken. Durch die
Dauerausstellung heimischer Erzeugnisse (Holzwaren, Weinschnitzereien, Glas
u. a.) wird außerdem die Heimarbeit und Hausindustrie, aber auch das
Handwerk und Großgewerbe gefördert. An das Museumsgebäude schließen
sich weite Parkanlagen an, die bis zu dem von R. Wilfert geschaffenen
A. Stifter-Denkmal reichen. Von hier aus genießt der Besucher eine herr-
liche Rundsicht über die Böhmerwaldberge, vom Kubant im Nordwesten
über den Dreifessel und den Plöckenstein, über dessen Seewand an Klaven

Tagen der weiße Obelisk des Stifterdenkmals sichtbar ist, bis zu den Ausläufern des Böhmerwaldes südöstlich vom St. Thoma mit der Ruine Wittingshausen.

Das Museum wird von dem 1921 gegründeten Verein Böhmerwaldmuseum in Oberplan erhalten, der Mitglied des Verbandes deutscher Museen für Heimatkunde in der Tschechoslowakischen Republik und des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde ist.

Kleine Mitteilungen

Rübezahl und Rechtsgeschichte

Wohl jeder Leser dieser Zeitschrift hat mit Interesse von der Arbeit Bruno Schiers, Zum Namen „Rorlonosch“ (2. Jg., 2. H., S. 67ff.) Kenntnis genommen, in welcher die sprachliche Erklärung des Namens „Rorlonos“ als „Rnieholzberg“ — scheinbar mit gutem Grunde — gegen die von Adolf Moepert angeregte („Rorlonos“ = „Galstuch“) verteidigt und dessen Ableitung des Namens „Rübezahl“ von < ru + bezale (= rauhes Kopfstuch) zurückgewiesen wird. Der Scharfsinn und der Eifer, der auf die Erforschung des Ursprungs der Bezeichnung des Berggeistes am Quellgebiete der Elbe verwendet wird, verdient alle Anerkennung. Dessen ungeachtet scheint es mir aber doch, als ob selbst durch eine allgemein anerkannte Lösung dieses Rätsels nicht allzu viel gewonnen wird, wenigstens bietet schon der kurze Überblick, den Gustav Jungbauer, Die Rübezahlsage (Reichenberg 1923), über die geschichtliche Entwicklung der Rübezahlsage gegeben hat, einen viel wertvolleren Einblick in die Geschichte und die Kulturgeschichte unseres deutschen Volkes, als es auch die zuverlässigste Ableitung des Namens „Rübezahl“ oder „Rorlonos“ vermöchte. Es sei deshalb die Anregung gestattet, bei der Erforschung dieser Namen und bei der Sammlung und dichterischen Bearbeitung der Rübezahlsagen nicht stehen zu bleiben, sondern den Weg einzuschlagen, auf dem Jungbauer (S. 22, 28ff.) bereits die ersten Schritte getan hat, und an die historische Deutung der einzelnen Sagen heranzutreten. Gelingt es, deren Entstehungsort und -zeit durch Rückschlüsse aus bekannten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zuständen annähernd zu bestimmen, so wird die Heimatforschung gewiß hinsichtlich der einen oder der anderen Sage in der Lage sein, einen historischen Kern aus dem Kranze phantastischen Beiwerks herauszuschälen. Man vergleiche nur die Ergebnisse von Hans Schreuer's Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit (Staats- u. soz.-wiss. Forsch., 20. Bd., 4. H., Leipzig 1902), oder meine Arbeit über den Affenzins von Pejna (Hochschulwissen, Jg. 1928, 12. H.). Die Ortsgeschichte würde so um manche Züge bereichert werden; sagt doch schon Jakob Grimm: „Wo ferne Ereignisse verworren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen“. Man nehme nur z. B. die Geschichte: „Rübezahl läßt sein Pferd halten“, die M. Johannes Praetorius im zweiten Teile seiner Daemologia Rubinzalii Silesii (Leipzig 1665) mit dem Privilegium zum Goldsuchen zusammenbringt, das Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch am 16. Dezember 1613 dem Bürger und „Chymisten Medico“ Hans Zimmermann aus Leipzig gegeben hat (siehe dazu Jungbauer, S. 22). Aber selbst wenn die Versuche fehlschlagen sollten, eine historische Persönlichkeit, wie den genannten Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch oder den Schneider Krebs aus Jettzdorf (siehe Jungbauer, S. 28), oder eine geschichtliche Begebenheit aus dem Gewande der einen oder anderen Rübezahlsage zu enthüllen, so wäre dieses Bemühen doch nicht ohne Gewinn. Denn dann wird angenommen werden können, daß die betreffenden Erzählungen eigens dazu erdacht wurden, um Mißstände zu geißeln oder Narreteien zu verpöten (vgl. Jungbauer, S. 24ff.), und daß gerade bei ihnen „die Moral von der Geschichte“ im Mittelpunkt der ganzen Darstellung steht. Betrachten wir sodann diese moralischen

Grundsätze näher, so werden wir unzweifelhaft auch einen Einblick in die Rechtsanschauungen jener Zeit gewinnen, der die betreffende Sage ihre Entstehung verdankt. Hat doch nach dem Vorgange Jakob Grimms, Von der Poesie im Recht (Savigny-Ztschr. f. gesch. R.-W., 2. Bd., 1816, S. 25—99), besonders Otto Gierke, Der Pinnor im deutschen Recht (2. Aufl., Berlin 1886, S. 17, 25), das Dichterische im Rechte als eine Eigentümlichkeit gerade des deutschen Rechtes erklärt und „zu den eigenthümlichen deutschen Zügen des poetischen Elements im Recht“ „schließlich auch das nicht seltene Walten des Humors im Recht“ gezählt (vgl. auch L. Günther, Recht und Sprache, Berlin 1898, S. 8ff.). So war das deutsche Recht offenbar vor allen anderen dazu geeignet, in Sagen und Satiren festgehalten und späteren Geschlechtern überliefert zu werden, deren Schicksal eine volksfremde, nüchterne Sägung, das römische Recht, ganz in die Hand einiger weniger „böser Christen“ — wie die Rechtsgelehrten noch zu Beginn der Neuzeit vom beißenden Volkswitze nicht ohne Ursache genannt wurden — und deren hochadeligen Auftraggeber gelegt hatte. Nehmen wir nur z. B. die Erzählungen, in denen Ritzbezahl als Bergwerksgeist auftritt. Sehen wir hier nicht deutlich das Grundeigentum im Widerstreit mit dem sog. Bergwerksbesitz, das im 15. Jahrhunderte den böhmischen Ständen überantwortete königliche Bergregal (siehe darüber die Gold. Bulle von 1356, c. 9, und die Angaben Wilhelm Weizsäcker, Geschichte des Bergbaues in den Sudetenländern, Prag 1928, S. 10) und die jedermann eingeräumte Bergbaufreiheit (vgl. Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1928, S. 92, 93)? Die Regalität der Bergwerke auf anderen als königlichen und Reichsgütern war ja selbst im 13. Jahrhunderte sicher noch keine allgemeine Rechtsansicht und nur schwer fand sich das Volk mit dieser, das ursprüngliche Recht des Grundeigentümers auf alle auf seinem Grunde gefundenen Schätze und Erze einschränkende Auswirkung eines dominium mundi des Kaisers ab, von dem erst seit der Zeit der Hohenstaufen infolge einer unrichtigen Auffassung einiger Stellen des römischen Rechtes (z. B. l. 31 D. de legibus I 3, l. 1 D. de constit. princip. I 4, l. 9 D. de lego Rhodia XIV 2) überhaupt gesprochen wurde (vgl. u. a. Heinrich Zoepfl, Deutsche Rechtsgeschichte, 2. Bd., Braunschweig 1872, S. 258 m. N. 29). Es hat übrigens noch der zwischen 1215 und 1235 entstandene Sachsenspiegel (I 35 § 2) das Silberbrechen ausdrücklich als ein Recht des Grundeigentümers erklärt: „Silber ne mut of neman breken w enes anderen mannes gude, ane des willen des de stat is; gist he's aber orlof, de bogedie is sin dar ober.“ Die gegen 1325 von Johann von Buch verfaßte Glosse bemerkt allerdings schon (zu Esp. I 35 § 1: „Al schat under der erde begraven deper den ein pluch ga, die hort to der koningliken gewalt.“), daß ein jedes Erzvorkommen dem königlichen Bergregale unterliegt: „dat alle schat here in dat rike, dat is war, war man schat nimit vor ercze“. Diese offenbare Zusammenstellung von abgebautem Bodenschätze und gefundenem Schätze macht auch erklärlich, daß die Walenlage sich des Ritzbezahls bemächtigte und dazu stimmt gut, was neuestens Weizsäcker (S. 20) über die Verbreitung der „Walenbüchlein“ im 17. Jahrhunderte sagte. In dieser Beziehung verdient erwähnt zu werden, daß die vom Esp. getroffene Regelung dem Eigennutze des Finders zu wenig Rechnung trug, der seinen Fund lieber verschwieg als ablieferte, und daß deshalb der zwischen 1257 und 1274 entstandene Schwabenspiegel im c. 286 die Bestimmung des Esp. I 35 § 1 dahin abänderte, daß vom gehobenen Schätze „dem vinder daz vierde teil werden“ solle (siehe dazu auch Schwsp. 284, 285 und II Feud. 56; das Verfahren mit gefundenen Sachen regelt Esp. II 37. — Ueber die Verbreitung des Esp. und des Schwsp. in den böhmischen Ländern siehe Peterka, 1. Bd., S. 158ff.). Wie aber die, welche nach Bodenschätzen und Schätzen überhaupt suchten, den Grundeigentümer belästigten (vgl. Weizsäcker, S. 2) und nur deshalb geduldet oder berufen wurden, weil durch ihre Tätigkeit der Bodenertrag gesteigert wurde, so waren die, welche auf fremdem Grunde nach Wurzeln und Kräutern suchten und von denen der Eigentümer des Grundstückes — dem alles, was der Boden hervorbrachte, gehörte — keinerlei Entschädigung erwarten konnte, eine noch viel empfindlichere Landplage. Daher ergießt sich der Zorn Ritzbezahls oft über die Kräuterverweiblein, deren Armut wir unser Mitgefühl nicht versagen können; es ist das nicht Bosheit,

sondern gerechte Entrüstung des in seinen Rechten gekränkten Herrn des Berges, wie ja schon Esp. II 28 demjenigen bestrafen will, der „dem anderen scadet an holte, gräse, vischen“ (ähnlich Schwsp. 169, 170). Und wenn Rübzahl sich Reisenden höchst ungnädig zeigt, so sehen wir hierin nur eine Auswirkung jener Rechtsanschauung, der auch die Bestimmung des Esp. II 27 über die Mautgebühren und das Reiten und Fahren über fremden Grund ihre Entstehung verdankt. (vgl. auch Esp. II 39 § 2 und II 68: Reisende dürfen zwar Korn von den Feldern, an denen sie vorbeifahren, verzehren und an ihr Pferd verfüttern, soweit sie es vom Wege aus erreichen, aber nur zur Deckung des augenblicklichen Bedarfes und gegen Bezahlung; Esp. II 47 § 5: Fahren über unbebautes Land bleibt „ane wandel“, es sei denn eine gehegte Wiese; Esp. II 47 §§ 1—4: Verbot des Viehtriebes über fremden Grund; Esp. II 48 § 1: Haftung des Hirten für den von seiner Herde verursachten Schaden, dazu Esp. II § 5. — Schwsp. 166—168, 174 § 2, 180 § 4). Noch deutlicher verweisen uns auf die Rechtsgeschichte jene Sagen, in denen Rübzahl als der wilde Jäger eingeführt wird, der „keinen Hund auf dem Gebirge duldet, weil er selber der einzige Jäger sein will“ (vgl. Jungbauer, S. 21). Man lese nur Esp. II 61 nach oder Schwsp. 197: „Wie man daz wilt iagen sol“. Worum es bei allen diesen Erzählungen geht, zeigt am deutlichsten Schwsp. 197 § 1 auf: „Do got den menschen geschuf, do gap er im gewalt über vische und über vogel und über wildiu tier... Doch hant die herren ban forste; swer da inne iht tut, da hant si buze uf gefezet, als wir hier nach wol gefagen. Si hant ouch über vische und über vogel ban gefezet“. „Eve so durch den ban vorst rit“, der mußte zufolge Esp. II 61 § 3 (oder Schwsp. 197 § 4) „sine hunde gefoppelet“ führen, und „jaget en man en wilt buten deme vorste, unde volgent ime die hunde binnen den vorst“, so darf er die Hunde nicht „an daz wilt“ hezen, sondern „sinen huntun mit he wol wederrupen“ (Esp. II 61 § 4, Schwsp. 197 § 5). Überhaupt soll zufolge Esp. III 49 „swelk hunt to velde gat“, „in benden“ gehalten werden, „durch dat he nemanne ne scade. Dut he aber scaden, den sal die gelden, deme die hunt volget to velde, oder sine herre, dar he't nicht gelden ne mach“ (Esp. II 40 §§ 1, 2, 5 enthält nähere Bestimmungen über die Ersatzleistung für den durch einen solchen Hund verursachten Schaden).

Das alles macht wohl hinreichend glaubhaft, daß die Heimatsforschung gut daran täte, sich nicht vom „unmöglichen Rankenwerke der Phantasie verleiten“ zu lassen und die im Volke lebenden Rübzahlagen nicht „in Wusch und Wogen ins Fabelreich zu verbannen“, sondern sich an deren geschichtliche und rechtsgeschichtliche Deutung zu machen.

Prag.

Priv.-Doz. Dr. Ernst Hoher.

Sagen vom Waldheger in Wapenka bei Starkstadt

In Wapenka bei Starkstadt lebte vor nicht allzu langer Zeit ein Heger. Er trug einen langen Kinn- und Backenbart, Jägerkleider und Stulpenstiefel. Auf dem Hute wiegte sich eine Spielhahnsfeder. Er soll in Diensten der Herrschaft Starkstadt gestanden sein. Morgens mußte er, Berichten von Gewährsmännern zufolge, wohl häufig zum Rapport ins Starkstädter Schloß, wo die Baronin mit ihren Untergebenen verhandelte. Eines Tages kam er ohne Bart dort an. Die Baronin soll ihn mit den Worten: „Wenn du dich deines Bartes geschämt hast, so schämst du dich auch meines Brotes!“ kurzerhand entlassen haben. Er soll dann ein fleißiger Besucher der Wirtschaften, insbesondere der Wapenkaer Schenke gewesen sein. Nur einmal wird berichtet, daß er in die Kirche ging. Er besaß nämlich ein Zauberbuch. Während seiner Abwesenheit blätterte ein Unberufener in diesem Buche. Mit Schrecken bemerkte dieser, daß sich auf dem Dungehaufen vor dem Hause plötzlich zahllose Krähen einfanden. Zum Glück kam der Heger heim, warf eine Unmenge Körner den Tieren vor und las in dem Buche rasch die Stellen zurück, bis die letzte Krähe verschwand. Erbst und eingedenk des Unglückes, das geschehen könnte, wenn nochmals ein Unwissender das Buch in die Hand bekäme, verbrannte er es.

Zu jener Zeit war eine fremde Schauspieltruppe in der Wapenkaer Schenke eingelehrt. Insbesondere wurde ein kleiner Hund mit auffallender Gelehrsamkeit

gezeigt. Nach der Vorstellung ließen die Besitzer das Tierchen hinaus auf die Wiese, daß es sich austolle. Plötzlich erhob sich der Waldjäger und schuß durch das Wirtschaftfenster den Hund tot. Blutüberströmt lag er auf der Wiese. Gerührt durch das Wehklagen der Besitzer ließ sich der Heger erweichen, holte den Hund herein und übergab ihn lebend der Truppe.

Nun waren die Herbstjagden der Herrschaft Stadtstadt gekommen, die bei einem bekannt hervorragenden Wildstand eine reiche Strecke versprachen. Aber nirgends zeigte sich ein Tier. Ratlos und erlaunt standen die Jäger an der Waldante. Endlich sagte ein Jäger den Mut und sagte: „Ja, wenn der Wapenkaer Heger hier wäre.“ Unverzüglich schickte die Herrschaft nach dem Heger. Der Bote fand ihn angetrunken in der Schenke. „Dreimal muß mich die Herrschaft bitten, bis ich komme“ war seine Antwort. Als den nächsten Tag wieder Wild gesehen noch geschossen wurde, wurde der Waldjäger um sein Kommen gebeten. Erst das dritte Mal ging er. Er traf die Jagdgesellschaft bei einem kleinen Wiesemäldchen, das eben erfolglos durchjagt wurde. Raun hatte der Waldjäger den Fuß in das Mäldchen gesetzt, da trat das Wild ungezählt heraus und jeder schuß nach Hergenslust, ohne daß der Wildbestand erschöpft worden wäre.

Statt Heger wird hier fast durchwegs „Jäger“ gesprochen. Heutigentags wird der wilde Jäger häufig nur Waldjäger genannt, und die Gestalten des wilden Jägers und des „Waldjägers von Wapenka“ werden von der jüngeren Generation in einem Atemzuge genannt. In nicht zu ferner Zeit wird vielleicht die Gestalt des „Wapenkaer Waldjägers“ mit der des „wilden Jägers“ verschmolzen sein.

Johannesberg bei Braunau.

Oskar Ohnheiser.

Zum westböhmischem Erntebrauch¹⁾

Die Erntefeiern (Sichalan) wurden in früherer Zeit viel mehr gefeiert als gegenwärtig, da nahmen die Nachbarn, Freunde und Bekannte lebhaften Anteil. Gegenwärtig ist wohl noch der Brauch des Krapsenbadens, auch der Stodel²⁾ wird bei der letzten Frucht noch errichtet, doch geschieht dies nicht mehr mit ganzer Seele, es ist nur mehr ein ererbter mechanischer Brauch. Bei unseren Vorfahren kam es aus dem Gemüte, sie feierten auch den Erntebeginn mit Dankfage und Bitte an Gott. Sie knieten vor dem Felde nieder, nahmen Erde in die Hand und sprachen ein Dank- und Bittgebet. Letzteres lautete:

Heiliger Sankt Veit,
Behüt mich vor der Sichel,
daß i mi niat stich und niat schneid.
Heiliger Sankt Michel, behüt mich vor der Sichel.

Bis um das Jahr 1882 schnitten sie das Getreide bei uns mit der Sichel. Trotz der kurzen Spanne Zeit von 45 Jahren kennt sie von den Jungen fast niemand mehr. Sie war um die Hälfte größer als eine gewöhnliche Sichel, später wurde mit dem Hovarechen (Säferrechen) gearbeitet, aus diesem entwickelte sich der heutige Wackler (Getreidesense). Man sagt jetzt nicht mehr „schneiden“, sondern „wackeln“ oder „hauen“, zum Unterschiede vom Gras, das „gemäht“ wird. Der Schnitter nahm beim Schneiden das Getreide mit der einen Hand bei den Ähren, mit der Sichel schnitt er es in einer Breite von etwa 70 Zentimeter an die Seite des stehenden Getreides ab. Nach einigen Schritten vorwärts wurde das Häufel beiseite gelegt, zum Schluß sämtliches Getreide gesammelt, in Bänder gelegt und gebunden. Damals war auch noch meist Beetkultur, jeder Schnitter nahm ein Beet.

Die Arbeit soll ganz gut vorwärtsgegangen sein, aber der Rücken mag nicht wenig geschmerzt haben. Fünfzehn Garben ergaben eine Mandel. Die erste Garbe wurde mit den Ähren gegen die Wetterseite am Boden gelegt, die zweite über dieselbe quer und so fort bis zwölf Garben, mit drei Garben wurde zugedeckt.

¹⁾ Vgl. die Aufsätze desselben Verfassers in „Unser Egerland“ 28. Jahrg. (1924) S. 41 ff. und in „Deutsche westböhmisches Stimmen“, Folge 71 des Jahrg. 17 (1920).

²⁾ Vgl. A. J o h n, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen (1924) S. 188.

Jetzt stellt man Kuppeln, fünf Garben ergeben das Kreuz, vier Garben kommen in die vier Ecken, das sind zusammen neun aufrechtstehende Garben, die Kuppel wird nicht zugedeckt. Wer das letzte Getreide abhaute, wurde als Herrl (Großvater), wer das letzte Häufel aufhob, als Warwa (Großmutter) ausgelacht¹⁾. Häufig fand der Bauer im letzten stehenden Getreide einen Pfahl geschlagen, an einer Schnur war ein lebender Frosch gebunden, er galt für dieses Jahr als Froschschinder.

Soleschen.

J. Maschel.

Laufdecken

Unser Bild²⁾ zeigt eine Laufdecke in Tüllstickerei aus dem reichsdeutschen Riesengebirge (um 1840). Dort war die schon seit langem entwickelte weibliche Handfertigkeit auf diesem Gebiete eine günstige Voraussetzung für die Einführung der Spitzenindustrie, die auf Veranlassung der preussischen Staatsregierung im Jahre 1855 im Riesengebirge erfolgte. Rund 1600 Frauen und Kindern wurde diese



Technik in Handschulen beigebracht, die durch eine städtische Zentrale mit Material und Stechmustern versorgt wurden. Die Schulen unterstanden einer Obermeisterin, welche die einzelnen Motive zum Zusammensetzen und zur Montage in die Zentrale abliefern ließ.

Es wäre eine schöne Aufgabe, festzustellen, ob dadurch seinerzeit auch die Bevölkerung auf der deutschböhmisches Seite des Riesengebirges zu einer ähnlichen Betätigung angeregt wurde, ob hier Spitzenmuster eingeführt und nachgeahmt wurden. Was die Laufdecken selbst anbelangt, so ist darauf hinzuweisen, daß auch heute noch viele Familien, besonders in bürgerlichen Kreisen, kunstvoll ausgestickte Decken als kostbares Erbgut bewahren. Gerade auf dem Gebiete der Volkskunst benötigt die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei eine gründliche Sammlung des Stoffes, um endlich einmal einen Überblick über alle Gegenstände der Volkskunst zu gewinnen und insbesondere die Herkunft, Entwicklung und Eigenart der Stickereimotive zu erforschen. J. Blau hat in seinem prächtigen Buche „Böhmer-

¹⁾ Vgl. John a. a. D.

²⁾ Entnommen dem Band „Schlesien“ des Sammelwerkes „Deutsche Volkskunst“ (Delphin-Verlag, München).

wälder Hausindustrie und Volkskunst“ (2. Teil, Prag 1918, S. 184) die traurige Tatsache betont, daß auf dem Gebiet der Stickerei unserer Bevölkerung fast alles verloren gegangen ist, was es an altem Kunstgute besaß, zum Teil auch aus Verschulden der deutschen Schule, die das Volkstümliche bis in die jüngste Zeit heraus nicht beachtet hat, während die Tschechen schon lange sowohl im Zeichen- wie auch im Handarbeitsunterrichte den Erzeugnissen der Volkskunst besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben¹⁾.

Zum Gedenten eines berühmten Nordmährens

Am 28. Mai sind es 90 Jahre, seit der berühmte Gelehrte und österreichische Unterrichtsminister Wilh. Aug. Ritter von Hartel zu Hof in Mähren geboren wurde. Nach zurückgelegten Mittelschul- und Hochschulstudien habilitierte er sich 1866 an der Wiener Universität für klassische Philologie, wurde 1869 zum außerordentlichen und 1872 zum ordentlichen Professor ernannt, und im Jahre 1882 durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelsstand erhoben. Von 1874 an leitete er die „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“, 1879 begründete er mit Schenkl die „Wiener Studien“. Nachdem er 1891 zum Direktor der Hofbibliothek und zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt worden war, begann sich Hartel mehr als Staatsmann denn als Philologe zu betätigen. Er wurde 1896 Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht, mit 1. Oktober 1899 Leiter dieses Ministeriums und mit 19. Jänner 1900 wirklicher Unterrichtsminister.

In dieser Stellung hat er sich auch um die Volkskunde bedeutende Verdienste erworben. Ihm ist zu danken, daß mit Regierungsmitteln die planmäßige Aufsammlung und wissenschaftliche Verarbeitung der Volkslieder Österreichs unternommen wurde. Die erste Vorbesprechung zu diesem großartigen Unternehmen fand am 26. September 1904 in den Räumen des Unterrichtsministeriums in Wien unter dem Vorsitze des Ministers Hartel statt. Aus seiner Eröffnungsansprache seien die folgenden Sätze herausgehoben:

„Die Beratung, zu welcher ich Sie hieher berufen habe, gilt der Sammlung und Pflege des Volksliedes innerhalb der Grenzen unseres Staates. Ich habe Sie berufen, indem ich überzeugt war, daß jeder einzelne von Ihnen für diese Aufgabe mit Begeisterung eintreten und mit Freude und opferwillig die Intentionen der Unterrichtsverwaltung fördern wird. Sie alle haben ja schon vorher, jeder in seinem Kreise, mehr oder weniger Ihr lebhaftes Interesse für das österreichische Volkslied bekundet, ein Interesse, welches auf dem richtigen Verständnisse für die Bedeutung dieser das seelische Leben des Volkes trau widerspiegelnden Weisen und auf der innigen Anhänglichkeit an Ihr Volkstum beruht.

Einen je tieferen und reicherem Einblick aber das Volkslied, dieser ursprüngliche Ausdruck inneren Lebens, in die Volksseele gewährt und je rascher und leichter diese natürlichen Ausbrüche einer freudig oder schmerzlich erregten Stimmung, dem Augenblick dienend, der sie erzeugt, verfliegen und verschwinden, desto lohnender ist es, aber auch um so notwendiger, zu sammeln, solange es Zeit ist, das Gesammelte vor dem Untergange zu bewahren und für die wissenschaftliche Forschung fruchtbar zu machen.“

Weiter hat Hartel den Fortschritt dieses Volksliedunternehmens, das auch nach dem Weltkriege in einzelnen Nachfolgestaaten und insbesondere in der Tschechoslowakei seine Fortsetzung gefunden hat, nicht mehr erlebt. Im Jahre 1905 trat er von seinem Amte zurück und am 14. Jänner 1907 ist er gestorben. Ein Jahr vorher hatte ihn der Deutsche Volksgefängnisverein in Wien zu seinem Ehrenmitgliede ernannt.

Zur Frage des Museums für sudetendeutsche Volkskunde

In einem Aufsatz über „Die Reichenberger Gemäldegalerie“ in der „Bohemia“ vom 24. April 1929 kommt Otto Kiehl auf die große Bedeutung und Notwendigkeit eines Volkskundemuseums der Sudetendeutschen zu sprechen. Seinen ausgezeichneten Ausführungen entnehmen wir die folgenden Zeilen:

¹⁾ Vgl. auch J. Blau, Der Heimatforscher, 2. Aufl. S. 110 ff.

„Das Sudetendeutschtum, in der schöpferischen Gegenseitlichkeit von Bruchteilen aus vier großdeutschen Stammeseinheiten sich vollendend, verfügt daher auch über eine im Verhältnis zu seiner Seelenzahl und zu seinem Siedlungsraum unverhältnismäßig abwechslungsreich gegliederte Volkskunde. Diese Volkskunde wird durch eine Wissenschaft von vorbildlicher Regsamkeit erschlossen, gesammelt, verlebendigt. In einer sehr stattlichen Zahl von Bänden ist die systematische Arbeit Hauffens, Jungbauers und so mancher anderer bereits niedergelegt; insbesondere jene Universitätslehrer, die aus der Jugendbewegung stammen, wählen mit Vorliebe gerade dieses Arbeitsgebiet, dem als Denkmäleransammlungen bisher nur die Kleinmuseen der einzelnen Landschaften zur Verfügung standen. Die Wissenschaft hat also gerade hier schon außerordentlich vorgearbeitet, die brennende Notwendigkeit aber auch der Schaffung eines großen Museums für sudetendeutsche Volkskunst und -kunde klar erkannt und oft genug ausgesprochen. (Zuletzt Jungbauer in der von ihm begründeten „Zeitschrift für sudetendeutsche Volkskunde.“) Was eine derartige Pflege und Herausstellung der Volkskunde für die Tschechen, für alle Westslaven überhaupt bedeutet hat, weiß jeder, dem die Geistesgeschichte der böhmischen Länder nicht ganz fremd geblieben ist. Das böhmische Landesmuseum in Prag, das nach dem Umsturz durch die Umtaufe in „Nationalmuseum“ nur in einem Wesen auch gekennzeichnet wurde, das längst schon ausgebildet war, ist der Mittelpunkt allein für die slawische Volkskunde der böhmischen Länder. Wie ungeheuer wichtig ist es, auch für das Deutschtum der Sudetenländer eine solche machtvolle Zusammenfassung zu gewinnen, das durch eine ungefunde Entwicklung von den Instituten des Landes, welches auch seine Heimat ist, sich bald nach deren Gründung ausgeschlossen sah.

Reichenberg, das die Bücherei der (Sudeten-)Deutschen besitzt, die so schön sich entwickelt, das eine Galerie der Kunst des Deutschtums in den Sudetenländern zu schaffen gewillt ist und in dem alten, gesicherten Institut des Nordböhmischen Gewerbemuseums eine ergänzende Sammelstätte für die reich entwickelte Kunstindustrie dieses Grenzdeutschiums schaffen kann, sollte auch das Museum des sudetendeutschen Volkes erhalten, das ähnlich wie Bücherei und Galerie nicht nur als eine Angelegenheit der Stadt, sondern des ganzen Grenzdeutschiums bezeichnet werden kann. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß die Schaffung auch dieser Pflege- und Sammelstätte sudetendeutscher Kultur zu den wichtigsten Aufgaben unserer Kulturpolitik überhaupt gehört. Die Diskussion über die endgültige Anlage der Gemäldegalerie sollte diese Aufgabe in den Fragenkreis der Erweiterung und Ausgestaltung des Nordböhmischen Gewerbemuseums jedenfalls einbeziehen. Sind hier doch langhin wirkende Entscheidungen zu treffen.“

Antworten

(Eingang bis 30. April 1929)

1. U m f r a g e. Weitere Belege zu dem Aberglauben, daß Juden Christenmädchen das Blut abzapfen, lieferte A. Süßhorn (Pattersdorf bei Deutschbrod) für Tschernoschin bei Mies, Pfaffendorf und Polna bei Stefen.

2. U m f r a g e. In Chodau bei Karlsbad pflegt man eine schwarze Henne im Ne u b a u einzusperrern, bis sie verhungert ist. Erst dann wird das Haus bezogen. In Böhmen-Wiesenthal gibt man auf ein bis zwei Nächte ein Tier — in einem Falle vor zwei Jahren war es ein Hahnschwänzchen — in den Neubau, bevor man einzieht. (Nach Mitteilungen von Schülern der Prager deutschen Handelsakademie eingesandt von Prof. Dr. Franz Vongin, der darauf verweist, daß dieser Brauch in Südböhmen unbekannt ist, daß man aber auch hier genau darauf sieht, bestimmte Gegenstände, z. B. Kreuz, Brot, Salz, Weihwasser, zuerst in das neue Haus zu tragen.) H. Bittner führt in seinem Buch (vgl. Besprechungen) für die Gegend von Brüx an, daß man meist eine Kaze im Neubau einsperrt und darin umkommen läßt, daß aber noch der weitere Glaube besteht, man habe dann in dem Hause kein Glück mit den Katzen, indem alle eingingen.

3. Umfrage. In Mogolzen (Bez. Bischofteinitz) werden am Abend des 30. April Rafenkrüde vor die Haustüre gelegt. Man sagt, die Heze könne erst ins Haus, wenn sie alle Grashalme gezählt habe. Das dauere ihr aber zu lange und sie ginge lieber fort. Am gleichen Tage hängt man Kreuze aus Fliederstämmdchen ans Fenster (N. Südlhorn). Im Schönhengstgau steckt man einen Birkenzweig vor die Stalltür. Die Heze, die am 1. Mai um 6 Uhr früh in den Stall einzudringen sucht, um die Kühe auszumessen, muß zuerst die Birkenblätter zählen und hat dann keine Zeit mehr zur Melken (Karl Bedel, Oberlehrer in Grünau bei Mähr.-Arübau).

7. Umfrage. Auch bei den Gründlern in der Slowakei ist das Reichenbier üblich. Es wird dabei neben Bier auch Schnaps getrunken (Bürgerschuldirektor Leopold Gruß, Göllnitz).

9. Umfrage. Ebenda sagt man gleichfalls statt Hausflur kurz Haus (K. Gruß).

12. Umfrage. In Patterzdorf und Langendorf bei Deutschbrod wird das Kinderspiel Titscha genannt (N. Südlhorn).

26. Umfrage. Zwei Steinkreuze (Schwedensteine) befinden sich in Haid bei Tachau in der Nähe der Bürgerschule, an der Straße nach Piraumberg. Ein Stein mit einem eingemeißelten Kreuz steht hinter der Mühle von Langendorf bei Deutschbrod. An dieser Stelle sollen einst Kartenspieler gefessen sein. Einer von diesen spielte falsch. Den soll deshalb der Kottkönig erwürgt haben. Zur Erinnerung hat man den Stein gesetzt (N. Südlhorn).

28. Umfrage. Nicht als Schutz, sondern zum Schutz gegen Augenkrankheiten werden Ohrplättchen auch in Milikau bei Mies und in Patterzdorf und Langendorf bei Deutschbrod getragen (N. Südlhorn).

30. Umfrage. Eine Kapelle mit Vordach steht neben dem von Reichenau a. M. nach dem Wallfahrtsort Maria Schnee (Bez. Kaplitz) führenden Weg (Dr. F. Longin).

31. Umfrage. Weitere Beerennamen: Die Himbeeren heißen in Petersheim bei Dobruzan Malienner, in Mogolzen bei Bischofteinitz Freckn, die Johannisbeeren in Mogolzen und Milikau bei Mies Kowisala, die Brombeeren in Patterzdorf bei Deutschbrod Nebnbüala (N. Südlhorn).

33. Umfrage. Die Petschau-Rakoniker Eisenbahn klappert im $\frac{1}{4}$ Takt: „Rakoniker Pflackschmizer“ (Mitgeteilt von Wenzel Hujer, Zuckerbäckerlehrling aus Landek, eingesandt von Richard Baumann, Lehrer in Neufattl bei Elbogen).

34. Umfrage. Auch in Patterzdorf bei Deutschbrod erzählt man, die Tochter Kothschild's müsse eine Maste tragen, um ihr häßliches Gesicht zu verdecken (N. Südlhorn). Daß sie einen Totenkopf habe, erzählte man in Wien schon in den 80er Jahren (Dr. F. Longin).

37. Umfrage. Auch um Kaplitz in Südböhmen ist der Ausdruck Winderi unbekannt. Man sagt: „D' Henn hat hig'schürft.“ (Ebenso in Südmähren, F. J. Beranek, Prag.) Kleine Eier in der Größe eines Laubeneies nennt man „Heynoa“. Diese Unglücksseier sollen übers Dach geworfen werden. Von ihnen hat jemand anderer (die Heze) den Nutzen (Dr. F. Longin).

38. Umfrage. Im Kaplitz gilt als sicherstes Mittel zur Vertreibung von Warzen das Abbinden mit Pferdehaaren oder das Einreiben mit einem gesunden Knochen. Diesen muß man dann über den Kopf zurückwerfen, wobei man sich nicht umsehen darf (Dr. F. Longin, dem Schüler die folgenden, heute noch gebräuchlichen Warzenregeln mitgeteilt haben:

Aus Weigensdorf bei Kupferberg im Erzgebirge:

Was ich seh', ist eine Sünd';
Was ich greif', verschwind'!

Aus Chodau bei Karlsbad:

Warzen von Fleisch sollen werd'n weid,
Warzen von Blut sollen werd'n wieder gut!
Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Aus Eger:

Warzen weich,
Es kummt a Reich!

Diesen letzten Spruch muß man sagen, sobald man einen Reichenzug sieht oder die Reichenmusik hört, doch darf man nicht auf den Reichenzug warten. Zu diesem Spruch vgl. C. Sehfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens, S. 210ff.; zum ersten vgl. ebd. S. 96ff.). Weitere Heilmittel: Man reibt die Warze mit einem Bändchen ein und legt dieses auf den Weg. Wer es aufhebt, bekommt die Warze. — Heilkundige Frauen zerschneiden einen mitgebrachten Apfel und reiden die Warzen unter leisem Herzsagen eines Spruches damit ein. Die Apfelmstücke muß man dann unter einen Stein legen. Wenn sie verfault sind, sind auch die Warzen weg. — Man geht am Begräbnistag eines Mannes zu einer heilkundigen Frau und bringt eine Schnecke mit. Die Frau reibt damit, indem sie einen Spruch leise herzsagt, die Warze ein und wirft dann die Schnecke weg. Am Heimweg darf man sich aber nicht umsehen (Johann Kessler, Lehrer in Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien).

41. Umfrage. Die Schmetterlinge nennt man in Mogsolzen „Summatsoliagl“, in Watterdorf neben „Schmetterling“ auch „Summabüaga“, in Langendorf „Nectabüaga“ (A. Südhorn). Der Kohlweißling wird in der Karlsbader Gegend „Boba“ genannt (R. Baumann, Neusattl bei Elbogen). Molsndäib (nicht Molsndöib) heißt im Mähr.-Erzbau nicht allein der Kahlweißling, sondern jeder Weißling (Karl Ledel).

44. Umfrage. Zum Anmelden der Sterbenden haben Berichte und fagenhafte Erzählungen eingesandt Dr. F. Longin (Siebenmal habe es nach der Erzählung einer Gastwirtin in Kaplitz ans Fenster geklopft, als vor wenigen Wochen ihr Mann im Krankenhaus in Krummau starb), A. Südhorn, R. Baumann und J. Kessler (An dem Tage, an dem der einzige Sohn eines alten Wütterchens im Weltkrieg den Tod fand, fiel daheim ein Ziegel aus der neuen „Feueresse“).

45. Umfrage. Das Wetterhorn wurde noch 1879 geblasen (J. Maschel, Landwirt in Holeischen bei Staab).

46. Umfrage. Nach südböhmischem Glauben bricht im Orte ein Feuer aus oder geschieht sonst ein Unglück, wenn die Hunde stark heulen. Bei einer Feuerbrunst im Orte schickt man das eigene Haus vor der Gefahr durch Umdrehen der Tische (Dr. F. Longin). Beim Brand in Holeischen (1892) wurde zum letztenmal die Feuerglocke geläutet, der Pfarrer sprach beim Feuer den Feuersegen, um ein Weitergreifen des Feuers zu verhindern. Zu dem gleichen Zwecke ließ eine Wöchnerin einen Laib Brot in das Feuer werfen (J. Maschel).

49. Umfrage. Verbinden des Halses mit dem vom Fuß gezogenen warmen Strumpf ist bei Halsentzündungen auch in der Zips üblich (E. Grub, Göllnitz).

50. Umfrage. In der Kaplitzer Gegend sind drei Arten von Hacken üblich, die langstiellige „Bändhaca“, das kurzstiellige, breite „Brotbeil“ und das kleine „Zimmerhackl“ (Dr. F. Longin).

52. Umfrage. Auch um Mies heißen die Schlafstube der Mühlgesellen „Schalander“ (A. Südhorn). Im Schönhengstgau bedeutet dieses Wort eine große Stube (K. Ledel).

55. Umfrage. In Umlowitz bei Kaplitz schließt man aus der Art des Finkensrufes auf Regen oder schönes Wetter. Baldigen Regen besagt der Ruf „Fink, fink...“, schönes Wetter der Ruf „Tschia, tschia, Muschlabliah“ (Muskatblüte). Ebenda und in Rosenthal sagen die Leute, daß es bald regnen werde, wenn der Geistliche beim Hochamte das grüne Weßkleid trägt (Dr. F. Longin). Regen ist bald zu erwarten, wenn ein Stern nahe beim Monde steht (J. Kessler).

61. Umfrage. Der in Südböhmen allgemein „Scher“ genannte Maulwurf heißt in Böhm.-Wiesenthal im Erzgebirge „Mutwurf“ (Dr. F. Longin, der auch Mitteilungen macht über den Fang, die Vertreibung der Maulwürfe durch Dreschen auf der Wiese am Karfreitag vor Sonnenaufgang und den um Umlowitz

herrschenden Glauben, daß man den sogenannten „Schwerm“ (ein freßendes Fingergeschwür) mit Erfolg besprechen kann, wenn man vom Fuße eines getötenen Maulwurfs ein Stück vom „Brast“ abbeißt. Dazu vgl. C. Sehfarth, Sachsen S. 298). Um Trautenau und Arnau heißt der Maulwurf „Molkvorf“, um Langenau „Molkvorf“; in beiden Fällen ist das erste o geschlossen, das zweite o offen (Franz Weißner, Oberlehrer in Niederlangenau bei Hohenelbe). Um Dreihöf bei Wildenschwert lautet der Name „Molkua(r)“ (Karl Hübl, Landwirt in Dreihöf), im Schönhengstgau „Mu(ar)mu(a)s“ und um Bennisch in Schlesien „Molkvolf“ (K. Vedel, Grünau).

62. U m f r a g e. Spöttreime auf einzelne Ortschaften und deren Bewohner haben eingefandt Dr. F. Longin aus Südböhmen und F. Weißner aus dem Gebiet um Arnau, Trautenau und Hohenelbe.

65. U m f r a g e. Auf weitere Volksdichter macht R. Hübl in Dreihöf aufmerksam, so auf den im Weltkrieg gefallenen Bauernknecht Johann Blaschke aus Knappendorf und den Schönhengstauer Bauer Habicher, von dem wahrscheinlich das Lied „Schäpela kum zum Kummerfenster“ verfaßt wurde (vgl. zu diesem J. Janiczek, Im Zeichen des Volksliedes, Reichenberg 1923, S. 50f.).

68. U m f r a g e. Einen Schuh oder Strumpf soll man nicht auf den Tisch geben, weil man sonst müde Füße, nach anderen Schweißfüße bekommt (Dr. F. Longin für die Kaplitzer Gegend). Der auf den Tisch gestellte Schuh hat Zank und Streit zur Folge (F. Weißner für Trautenau). Dasselbe sagt man um Bennisch in Schlesien, während es im Schönhengstgau heißt, daß er dann drückt, daß man darin nicht gehen kann (K. Vedel, Grünau).

69. U m f r a g e. Die im Jahre 1865 in Rischwe geborene Häuslerin Marie Spindler, die den Toten in der Gemeinde Dreihöf bei Wildenschwert die letzten Dienste erweist und zu Grab bitten geht, erzählt folgendes: „Als ich meinen Mann geheiratet hatte und nach Dreihöf kam, lebte bei uns ein uraltes Weiblein, mit der es zum Sterben kam. Da sagte ich oft zu meiner Schwiegermutter: „Mutter, wenn die Alte sterben sollte, bleibe ich nicht bei euch. Ich fürchte mich so sehr vor der Toten. Wenn sie stirbt, geh' ich heim nach Rischwe.“ „Du wirst dich nicht fürchten“, belehrte mich die Mutter. „Sobald die Alte stirbt, mußt du ihr sofort die große Zehe küssen und alle Totenfurcht wird für immer von dir weichen.“ Bald darauf starb die Alte. Kaum hatte sie verreckt — die Mutter hielt ihr die Kerze —, so stürzte ich auf die Alte zu und küßte ihre große Zehe. Seit diesem Tage fürchte ich keinen Toten mehr.“ (R. Hübl, Dreihöf).

70. U m f r a g e. Auch um Kaplitz empfiehlt man als B a r t w u c h s m i t t e l, die Oberlippe außen mit Honig und innen mit Hühnerdreck zu beschmieren. Denn „Da Hühnerdreck schiabt und da Ge(i)mi jagt“ (Dr. F. Longin). Im Riesengebirge sagt man: Der Honig zieht und der Hühnerdreck düngt (F. Weißner, Niederlangenau), im Schönhengstgau: Der Honig zieht, der Hühnerdreck treibt (oder stößt). Ebenda gelten als Haar- und Bartwuchsmittel Klettenwurzenöl, Birkenasche, abgekochtes Quendelwasser, verdünnter Franzbranntwein. Man soll sich, wenn der Mond im Zunehmen ist, die Spitzen der Haare abschneiden; wie nun der Mond zunimmt, nehmen auch die Haare zu. Um Bennisch in Schlesien streift man im Mai zeitlich früh mit der Hand den Tau von der Weizenstange und macht damit das Haar naß (K. Vedel, Grünau). Endlich heißt es auch bei den Gründlern, daß Hühnermist ein gutes Bartwuchsmittel ist (K. Gruß, Göllnitz).

71. U m f r a g e. Ein altes Dorf mit Wehranlage ist Sitzkreis¹⁾ zwischen Deutschbenschau und Schweinitz in Südböhmen. Durch das Tor des Wehrganges geht die Bezirksstraße hindurch (Dr. F. Longin). Mit der langen Wehrmauer ist das Tor gegen Norden noch gut erhalten. Auch Sonnberg hat fünf Schanztürme, die wie das alte Schloß und der Gutshof bewohnt sind (Josef Lad, Oberlehrer in

¹⁾ Der amtliche Name des Dorfes lautet jetzt Otkrajice. Es hat 154 tschechische und 37 deutsche Einwohner. Bis 1922 gehörte es zu der vormitigend deutschen Gemeinde Reudorf (Bez. Schweinitz), die 624 Deutsche und 299 Tschechen zählte, dann wurde es mit Gorskow (86 Tschechen) und Schwaltzshof (46 Tschechen, 91 Deutsche) von Reudorf abgetrennt und zu einer selbständigen Gemeinde mit tschechischer Mehrheit (285 Tschechen gegen 128 Deutsche) gemacht

Sonnberg bei Grahen). Ein eingedecktes Tor, ähnlich dem zur Umfrage abgebildeten, stand in Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien bis 1914. Nach dem Brande des Wirtschaftsgebäudes wurde es abgetragen (J. Reßler). Auf Überreste ehemaliger Schlösser in den Egerländer Dörfern Marthausen und Waßgenreuth macht R. Baumann aufmerksam auf die Wehrkirche in Gurdau bei Kuspiß und darauf daß wahrscheinlich auch die Kirche in Saß (Südmähren) einst verteidigungsfähig war, F. J. Beranek (Wrag).

72. Umfrage. In der Kaplitzer Gegend wird der „Urai“ — um Oberplan wie in Südmähren (F. J. Beranek) „Ura“ (inhd. urhap) — genannte Sauer-teig allgemein als Hausmittel gegen „d' Hiß“ (Fieber) verwendet, wobei man ihn zwischen zwei Leinwandstücken entweder auf das Gesicht oder auf die Fußsohlen, bei Seitenstechen aber zwischen die Schultern legt. Im Eger und Chodau bei Karlsbad wird der „Gärteig“ ebenfalls gegen das Fieber gebraucht, in Chodau auch gegen schwärende Finger, erfrorene Füße und entzündete Augen (Dr. F. Longin). In Wilschau bei Mies nennt man den Sauerteig „Dampfl“, in Bischofteinitz und auch in Pattersdorf bei Deutschbrod „Sauerteich“ (M. Glückhorn). Im sächsischen Sebnitz an der nordböhmischen Grenze fehlt ebenfalls ein besonderer Name. Er wird hier benutzt, um das Fieber „herunterzuziehen“, indem man ihn möglichst frisch auf Leinwandtücher streicht und diese um die Füße wickelt (Dr. A. Meide, Dresden). Im Riesengebirge wird der Sauataig, Sawa (Langenau), Sauertäg, Kienlsawo (Arenau) gegen Kopfschmerz und Hitze aufgelegt (J. Meißner). Im Schönhengstgau heißt er Sauatoik und Dohn (K. Ledel, Grünau), in Mähr.-Neustadt Sauertag oder Sauerteig. Hier wird er gegen Fieber mit Essig angewührt, auf Leinwandstreifen gestrichen und auf die Hand- und Fußgelenke und auf die Fußsohlen aufgelegt. Eine ähnliche Anwendung geschieht auch bei Geschwüren, Geschwülsten und bei Wienesfischen (Johann Dolak, Bürgerchuldirektor in M.-Neustadt). In Niedermohrau bei Römerstadt ist nur der Name „Sauerteich“ üblich. Man legt ihn bei allen Entzündungen als Pflaster auf, auch in Verbindung mit Kren (Johann Bernard, Lehrer in Niedermohrau). Wenn man für längere Zeit gebacken hat, rührt man nun Teigreste etwas Mehl und macht „Wolgarn“. Sie werden getrocknet aufbewahrt. Sonst formt man den restlichen Teig zu einem kleinen Brot, streut Salz darauf und macht mit einem Messer drei Längs- und drei Querstriche #. Sauerteig zieht die Hitze aus, zertreibt „Geschwülste“ oder zieht sie auf. Suppe aus Sauerteig heißt „Tagesauer“; der dünne Teig, den man über Nacht zum Sauern stehen läßt, heißt „de Sauer“ (J. Reßler, Petersdorf).

73. Umfrage. Weitere Umdeutschungen von Fremdwörtern aus der Gegend um Kaplitz teilt Dr. F. Longin mit: Da Ausmesta (Ausmesser) für Geometer, Wurznreißa für den Kultivator (Egge mit mehreren kleinen Pflugscharen), Nachtgeist oder Elgeist für Petroleum. Ferner erwähnt er, daß hier zuweilen auch der im Kriege von Soldaten aus Oberösterreich und Tirol gebrauchte Ausdruck „Zuwizahra“ (Herzuzieher) für Trieder gebraucht wird. In Niedermohrau bei Römerstadt nennen alte Leute die Zentrifuge „Milchpläder“ (J. Bernard), in Petersdorf bei Hennersdorf heißt sie „Schleidr“ und die Getreideputzmaschine „Plädr“. Hier wird das Motorrad scherzhaft mit „Schnätträd“ oder „Leffteff“ bezeichnet (J. Reßler).

74. Umfrage. Vor ungefähr 25 Jahren zogen drei Burschen aus Oppolz in der Gegend von Reichenau a. M. als hl. Dreikönige um und sangen einen Spruch. Heute ist dies nicht mehr üblich. In Oberwiesenthal im sächsischen Erzgebirge führt man noch jetzt ein Krippenspiel und Dreikönigspiel auf (Dr. F. Longin). In Pattersdorf und Langendorf bei Deutschbrod ist das Dreikönigssingen bei der deutschen Bevölkerung abgekomen, später wurde es nur mehr von den Tschechen, die tschechisch sangen, gepflegt (M. Glückhorn). Das Sternsingen ist noch in der Gegend von Elbogen üblich. Drei Knaben, die Gesichter mit Ruß geschwärzt oder mit Tüchern verhüllt, einer von ihnen mit einer Papiermütze und einem Stab, an dessen oberem Ende ein Stern befestigt ist, ziehen am Vorabend des Festes (5. Jänner) von Haus zu Haus und singen das Dreikönigslied (R. Baumann). Eigentliche Weihnachtsspiele (Christkindl-, Hirten-, Drei-

Königspiele) sind auch im Riesengebirge verschwunden, nur das Singen von Weihnachtsliedern und das Dreikönigssingen von Haus zu Haus wird noch gepflegt (J. Meißner). Ein aus der Gegend von Hohenploh hierher verpflanztes Christkindelspiel wurde vor zwei Jahren aufgeführt (J. Repler, Petersdorf bei Hennersdorf, der die Niederschrift veranlassen wird). Bei den Gründlern in der Zips sind noch Weihnachtsspiele zu finden (L. Grub, Söllnitz, ebenso in Sinjat und Unter-Grabonitz in Karpathenrußland und in Gurdau in Südmähren (J. J. Beranek).

76. U m f r a g e. Die Redensart „Langes Haar, kurzer Verstand“ ist allgemein verbreitet (Einsendungen aus Westböhmen von A. Gückhorn, Nordwestböhmen von R. Baumann, aus dem Riesengebirge von J. Meißner, aus dem Schönhengstgau von R. Ledel, aus Niedermohrau bei Römerstadt von J. Bernard und aus Petersdorf in Schlesien von J. Repler). In Westböhmen setzt man noch hinzu: Gar keine Haare, gar kein Verstand. Ebenda soll man die Haare nicht mit Speichel anfeuchten, da einem sonst die Leute nicht gut sind. Schlecht wachsende Haare schneidet man (meist bei Mädchen) bei zunehmendem Monde ab oder stuft sie ein wenig (A. Gückhorn, Milikau bei Mies). In Neusattl bei Elbogen sagt man: Lange Haare, kurzer Sinn; kurze Haare, langer Sinn. Dazu kommt der ganz neue Reim: Lange Haare, kurzer Sinn; Wubikopf ist auch nig drin (R. Baumann). Im Schönhengstgau heißt es: Wenn der Zopf von hinten über den Kopf gelegt, vorne bis zum Munde reicht, so kann das Mädchen schon Brot backen. Und um Bennisch in Schlesien setzt man fort: Wenn der Zopf bereits um den Hals gewickelt werden kann, darf das Mädchen schon heiraten (R. Ledel, Grünau). Wird in Hennersdorf ein Kahlköpfiger geneckt, so antwortet er: „Besser a Plätte (Glase) wie gár fá Háare“ (J. Repler).

77. U m f r a g e. In Befehlsform ist ein von Dr. F. Longin nach Mitteilung eines Prager Handelsakademikers aus Chodau bei Karlsbad aufgezeichneter Krankheitssegen (Blutsegen) gehalten:

Blut, steh' still und gerinn',
So wie unser Christus am Kreuze hing!

Ein Gerstentorn bespricht man um Arnau (J. Meißner) mit folgenden Worten (vgl. dazu Seyfarth Sachsen S. 84):

Waneckl,
Ich streich dich mem Bettzepl.
Wenn de ne wärst wie a Haus,
Do kumm gor ne raus!

Das Fröschen¹⁾ ('s Fräschla) wird, wie J. Repler aus Petersdorf mitteilt, in der folgenden Weise geheilt: Mit dem „Ungenannta“ (dem ungenannten, dem Ringfinger) streicht man unter der Zunge des Erkrankten hin und her und spricht dabei unhörbar für die anderen: „Kretafrosch, vrgieh uf dar schmäla wie uf dar bräta (gemeint ist „Seite“), daß bei dr (Name des Kranken) de Krankrt nie a Murga drächt! Ich widerjage der hl. Dreifaltigkeit! Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem hl. Geiste!“ Dies muß zweimal im Tage, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, gemacht werden. Die Kunde von diesem Heilmittel darf nicht in der Verwandtschaft vererbt und auch nur andersgeschlechtlichen Personen gelehrt werden.

78. U m f r a g e. Auch in Südböhmen ist der Aberglaube verbreitet, daß sich Liebesleute vor der Hochzeit nicht zusammen photographieren lassen sollen. In Budweis meint man, man solle auch keine Bücher schenken, denn da verblättere sich die Liebe. Der Aberglaube über die Sichtbildaufnahmen ist auch in Auffig zu finden, wie auch die Ansicht, Liebesleute dürfen nicht gemeinsam auf

¹⁾ Nach Seyfarth Sachsen S. 78 Anm. ist das „Fröschel“ eine nicht seltene Cystengeschwulst in der Mundhöhle unter der Zunge, die nach der Volksmeinung durch einen Krankheitsdämon in Froschgestalt verursacht wird. Die sonderbare, pralle, kugelige Vorwölbung der Cyste, deren Farbe infolge der deutlichen Transparenz ins Bläuliche spielt, die oberflächliche Ähnlichkeit mit der Kehle eines Frosches oder auch mit dem glatten Froschauche ließen diesen Glauben entstehen. Vgl. den ebd. S. 79 abgedruckten Spruch und Höfner, Krankheitsnamenbuch S. 170. Nach Angabe unkeres Einsenders sollen daran Kinder gestorben sein und die Krankheit soll, wenn sie vernachlässigt wird, auch auf den Hals übergehen.

einen Friedhof gehen und einander keine Nadeln schenken, da dadurch die Liebe zerstoehen werde (Dr. F. Longin). Nach dem Glauben des Riesengebirges sollen sich Liebesleute ebenfalls nicht miteinander photographieren lassen, weil sie sonst kein Paar wuerden (F. Meißner). Dasselbe gilt im Schönhengstgau (R. Bedel) und in Petersdorf in Schlessien (J. Repler). In Niedermohrau bei Römertadt heißt es, daß zwei junge Leute, die beim selben Kinde Paten stehen, nie ein Paar werden (J. Bernard).

79. Umfrage. Hirsebrei. „Pfe(i)ningbrei“ (Pfennigbrei), mit Sirup wurde in der Kaplitzer Gegend früher bei allen Hochzeiten gegessen und auch den vor der Stube neugierig wartenden Knaben verabreicht, die den heißen Brei in die hohle Hand nahmen, was zu mancherlei Späßen Anlaß gab. Auch heute wird das Gericht noch bei den meisten größeren Bauernhochzeiten verzehrt (Dr. F. Longin). Im sächsischen Sebnitz an der nordböhmischen Grenze wurde noch vor 50 Jahren in den meisten Familien am Neujahrshelligabend Hirse gegessen, weil man dann im neuen Jahre immer „kleines Geld“ haben sollte. Am Neujahrstage gab es dann mittags Kartoffelköße, damit auch „großes Geld“ im neuen Jahre nicht ausbliebe. Vereinzelt wird an dieser Sitte noch jetzt festgehalten (Dr. U. Meiche, Dresden). Auch im Riesengebirge wird zuweilen noch Hirsebrei am Weihnachtabend, am Neujahrstage und am Aschermittwoch verzehrt, um Reichthum zu erlangen (F. Meißner, Niederlangenau bei Hohenelbe).

Umfragen

81. Wo wurden oder werden noch Spizenbilder (vgl. die Abbildung), insbesondere Heiligenbilder in Aquarellmalerei in durchbrochen gearbeitetem Rahmen hergestellt?

82. G. Wittner führt in seinem Buche (J. Besprechungen) an, daß in jener Gegend früher als Pferdennamen meist Hans, Fritz und Liese gebräuchlich waren. Wo gibt man noch heute häuslichen Taufnamen?

83. Wann kommen viele Kinder auf die Welt? (Z. B. wenn die Ebereschen im Herbst viele Früchte haben, wie J. Bernard aus Niedermohrau bei Römertadt mittheilt).

84. Welche abergläubische Meinungen bestehen über Kraftfahrzeuge (Puppe im Rückfenster u. a.)?

85. Welche Autorätsel, z. B.: Es fängt mit a an, man sieht darauf, es fährt und stinkt (Einsender Dr. C. Jungwirth, Römertadt), sind im Volke verbreitet?

86. Wann ist ein schönes Wetter zu erwarten (Abendrot, Müdcntanz u. a.)?

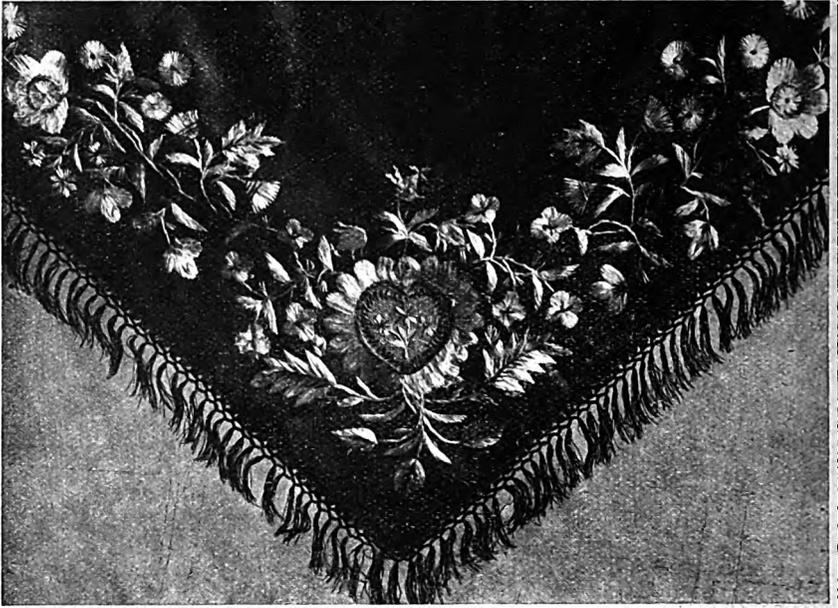
87. Welche Mittel empfiehlt und gebraucht man gegen Epilepsie (hinfallende Krankheit)?

88. Wo wird ein Maibaum (1. Mai) und wo ein Pfingstbaum (Pfingstsonntag) gesetzt?

89. Um Römertadt heißt der untere Walm am Hausgiebel Schmeißdachel. Wo ist der gleiche Ausdruck noch zu finden?



90. Wo werden gestickte Halstücher (vgl. die Abbildung) in Heimarbeit erzeugt und wo werden solche noch getragen?¹⁾



Kurze Nachrichten

Der Verein für Volkstunde in Wien hat in seiner Jahresversammlung am 8. April Dr. G. Jungbauer, Priv.-Doz. für deutsche Volkstunde, und Dr. E. Schneeweis, Priv.-Doz. für slawische Volkstunde, beide an der deutschen Universität in Prag, zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt.

Ein Nordmährisch-schlesisches Heimatarchiv wurde in Troppau gegründet. Es umfaßt folgende Gebiete: Heimatliches Schrifttum, Verzeichnis der Natur- und Kunstdenkmale, die Heimat im Bilde, Plan- und Kartenammlung, Flurnamensforschung, Urkunden, Familienforschung, Volkstunde, Mundartenforschung, Sichtbildplatten, Glasbilder und Druckstöcke. Beiträge für das Archiv sind zu senden an Ernst Sieler, Lehrer in Troppau, Flurgasse 12.

Zu einem Egerländer Stammesmuseum gedenkt man die bisherige Müller'sche Sammlung in Eger zu erweitern, ein Unternehmen, das sehr zu begrüßen ist.

Die Wiener Urania brachte zu Beginn des Jahres wiederholt einen von Ekfriede Fürstenfeld ausgearbeiteten Vortrag mit Sichtbildern, Film, Gesang, Tanz und szenischen Einlagen: Tief im Böhmerwald. Hierbei kamen das Volkslied und der Volkstanz des Böhmerwaldes sehr wirkungsvoll zur Geltung.

Volkstündliche Vorträge fanden statt in Reichenberg am 6. April: Dr. Josef Hanika, Volkstrachten im Egerland; in der Prager Urania am 20. April: A. König (Reichenberg), Das nordböhmisches Volkslied (mit Sichtbildern und vielen Volksliedproben, gesungen von Ed. Ulbrich, Reichenberg).

¹⁾ Die Bilder zur 81. und 90. Umfrage sind den Bänden „Westfalen“ und „Franken“ des Sammelwerkes „Deutsche Volkskunst“ (Delphin-Verlag, München) entnommen.

Im Prager Rundfunk sang am 16. März Prof. Dr. Franz Longin, begleitet vom Obmann des Verbandes deutscher Gitarren- und Lautenspieler in der Tschechoslowakischen Republik, Hugo Dvoešchel, acht ausgewählte Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert. Vorher hielt der Sprecher der Sendung einen von Longin verfaßten Vortrag über Wert und Innigkeit des altdeutschen Volksliedgutes. Am 18. April sprach Karl R. Fischer, Bürgermeister von Gablonz, über „Nordböhmische Sagen und Legenden, am 20. April A. König über „Nordböhmische Volkslieder“, wobei die Lieder von Ed. Ubrich gesungen und von A. König am Klavier begleitet wurden.

Mit Vorarbeiten zu größeren Werken sind derzeit beschäftigt: Prof. Dr. Franz Longin, Prag (Kinderlied und Kinderspiel), Prof. Dr. Ernst Jungwirth, Römertstadt (Der deutsche Volkschwank in der Tschechoslowakei).

Ein Wörterbuch der Jglauer Mundart wird der Deutsche Volksbildungsverein in Jglau herausgeben.

Ein Ausschuß für Heimatforschung wurde auf Antrag Doktor F. Longins im „Verein südböhmischer Landsleute des Neuhaus-Neubistritziger Hügellandes“ in Prag gebildet.

In einem Aufsatz „Volkskunde und Mittelschule“ in der „Bohemia“ vom 20. April schildert Dr. G. Jungbauer die Verhältnisse in Deutschland. In Preußen hat man 1924 die Volkskunde in den Lehrplanmäßigen Unterricht aller höheren Schulen einbezogen. In den diesbezüglichen „Richtlinien“ des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung aus dem Jahre 1925 heißt es: „Das oberste Ziel der Volkskunde ist, in den Schülern das Gefühl zu wecken für die in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Stämme sich offenbarende einheitliche Volksgemeinschaft, die hinter allem Wechsel der Geschlechter und Lebensformen steht und alle Standes- und Bildungsunterschiede hinter sich läßt.“ Das gleiche Ministerium hat mit Erlaß vom 28. Dezember 1927 die deutsche Volkskunde als Zufachfach bei der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen eingeführt. Dies haben auch die Universitäten in Baden, Danzig und Hamburg (hier schon früher als Preußen) getan. Seit 1928 (Min.-Erlaß vom 26. März) verlangt Preußen auch bei der Lehramtsprüfung für Deutsch als Hauptfach „Vertrautheit mit dem Wesen und den Zielen der deutschen Volkskunde und den Haupterscheinungsformen volkstümlichen Lebens auf geistigem und gegenständlichem Gebiete“. Preußen hat überdies an seinen vier Pädagogischen Akademien die Volkskunde als Pflichtfach eingeführt, an den Pädagogischen Instituten Sachsens ist sie einstweilen bloß Wahlfach. Dem gegenüber fehlt auf sudetendeutschem Boden, trotzdem hier die Volkskunde in mancher Beziehung vorgeschrittener als in Deutschland ist, ihre Berücksichtigung in der Prüfungsordnung für das Lehramt an den deutschen Mittelschulen und im Lehrplan der Mittelschulen.

Weges Verständnis und eifrige Förderung der Volkskunde gibt sich besonders unter der Lehrrerschaft des Bezirkes Freivaldau (Schlesien) Kund. Zu Ostern hielt cand. phil. Adolf Meißner, der einige Jahre in diesem Bezirke als Volksschullehrer wirkte, in einer Versammlung des Lehrervereines einen Vortrag über „Volkskunde in der Volksschule“, wobei auch Probehefte unserer Zeitschrift, deren Bezug den Schulleitungen wärmstens empfohlen wurde, zur Verteilung kamen.

Besprechungen unserer Zeitschrift erfolgen außer an den im letzten Heft (S. 84) angeführten Stellen ferner regelmäßig in der „Zeitschrift für Deutschkunde“ (Verlag Leubner, Leipzig) durch Studienrat Dr. Hermann Kügler, weiters in der „Elbogener Zeitung“ durch Lehrer R. Baumann in Neusattl bei Elbogen. Dieser hat überdies in derselben Zeitung vom 20. April d. J. einen vorbildlichen Aufsatz über „Die Volkskunde“ veröffentlicht, in dem er das ganze Stoffgebiet bespricht, kurz die geschichtliche Entwicklung der Volkskunde streift, ausführlicher die Arbeit auf sudetendeutschem Boden behandelt und schließlich eine Übersicht über die für den sudetendeutschen Volksforscher und im besonderen für Nordwestböhmen in Betracht kommenden wichtigsten Bücher und Zeitschriften gibt.

+

Nachträge

Zu Dr. E. Schwarz, Ein Beispiel volkstümlicher Flurnamenforschung, verweist R. Baumann, Lehrer in Neusattl bei Elbogen, auf die Zwerglöcher bei Gießhübel-Sauerbrunn (vgl. auch „Führer durch das Erz- und Mittelgebirge, Duppauergebirge und den Kaiserwald“, Prag 1914, S. 50, ferner „Sagen der Karlsbader Landschaft“, Karlsbad 1926, S. 35) und auf eine Stelle in Johann Hübners Neu-vernichtetes und verbessertes Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexicon (Regensburg und Wien. In Verlegung Emrich Felig Baders, Buchhändlers. 1757) S. 1279: „Zwerch-Böcher sind auf dem Harz, sonderlich zwischen Elbingeroda und dem Kriebeland, gewisse Berg-Höhlen, welche zu den Zeiten, da Alttila mit seinen Hunnen in Teutschland alles verwüstet, von denen Irwohnern zu ihrer Sicherheit und Lebens Rettung gemacht worden. Viele von denselben sind inwendig so glatt und sauber, als ob sie gemauert wären.“

Zu Dr. R. Kubitschek, Altes und Neues zur Volksetymologie, teilt R. Baumann mit, daß die drei Buchstaben R+M+W nicht allein „Kathl, mach 's Bett!“ gedeutet werden, sondern auch „Kathreiner Malz-Bafl“ (Päckchen). Die im letzten Heft (S. 83) erwähnte tschechische Ausdeutung von C. S. D. muß natürlich lauten „Clověče, sed doma!“

Zu Dr. B. Schier, Steilgiebel, Bollwalm usw., macht R. Baumann aufmerksam, daß die „eingeebnete kukla“ in St. Katharina bei Pfsaunberg sowohl an Wohnhäusern, wie auch an Nebengebäuden (Schuppen) vorkommt. Sie reicht von der Spitze bis etwa zur halben Giebelwand hinab, die untere Kante verläuft geradlinig und wagrecht, ein Grundbrett schließt ab.

Zu Dr. J. Hanika, Besprechungsformeln usw. Nr. 1 und J. Meisinger, Besprechungsformeln usw. Nr. 6, liefert J. Maschel aus Holeischen bei Staab ein bemerkenswertes Seitenstück. Dieser Segen wird aber gegen Halbschmerzen und nicht gegen Würmer gesprochen, statt der Würmer werden hier Maulwürfe ausgedeutet (Lit. dazu s. das 1. Heft unserer Zeitschrift S. 35 Anm.). Er lautet:

Der Herr Jesus fuhr adern aus.

Aus jeder Furch' adert er drei Maulwurf aus.

Der erste war rot,

Der zweite war weiß,

Der dritte war schwarz. Hilf dir Gott Vater usw.

Ferner sendet J. Maschel eine Fassung zum 6. von Hanika mitgeteilten Segen. Dort aber ist es ein Segen gegen die Blasen im Auge, hier gegen die Blattern. Er lautet:

Una löiva Frau gähnt inwa d' Bruch.

Hät se neu(n) Blauran (Blattern) in da Händ',

Hät se ächt Blauran in da Händ' (usw. zurückzählen bis)

Hät se tua (keine) Blauran in da Händ'.

Hilf da Gott Vätta, Gott Sohn, Gott heilga Geist! Amen.

Zu Dr. E. Lehmann, Das Fortleben des Gesangs der böhmischen Brüder, erwähnt Leopold Gruf, Bürgerschuldirektor in Göllnitz, daß das Lied „Rassen wir den Leib begraben“ auch bei den Gründlern in der Zips gesungen wird.

Zu Dr. B. Schier, Zum Namen „Kortonosch“, macht Dr. A. Meiche in Dresden auf den Namen des Dorfes Gorknitz (ein Doppelrundling) bei Dohna (Amtshauptmannschaft Pirna) aufmerksam und führt alle urkundlichen Formen an. Die ältesten sind: 1321 Chorkenuz, 1378 Korgfanus, 1420 Kortonos.

Besprechungen

Bücher

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von Doktor W. Hoffstaetter und Dr. F. Schnabel. 2. Band. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1929. Geheftet 8 M., gebunden 10 M.

Die Forderung, daß der deutschkundliche Unterricht in Verbindung mit der Pflege der gesamten deutschen Kultur, der Volkskunde, der deutschen Kunst, Musik, Philosophie usw. im Mittelpunkt des Lehrplanes der höheren Schulen stehen soll, ist eigentlich so selbstverständlich, daß man sich wundern muß, wieso es jahrelanger Arbeit — besonders durch den 1912 gegründeten Deutschen Germanistenverband und durch die Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die jetzige Zeitschrift für Deutschkunde — bedurft hat, bis endlich wenigstens eine teilweise Erfüllung dieser Forderung erfolgt ist. Dieses Werk bietet willkommenen Stoff, da es die verschiedenen Bereiche unseres nationalen Lebens in ihrem Wesen und ihrer Entwicklung unter dem einheitlichen Gesichtspunkte deutschkundlicher Betrachtung schildert. Der früher erschienene 1. Band behandelt die sprachlichen und künstlerischen Stoffgebiete, der vorliegende 2. Band die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums im weitesten Sinne (Das Land, Die politische Entwicklung, Kriegswesen, Staat und Recht, Wirtschaft, Die katholische und evangelische Religion, Mythologie, Volkskunde). Der von A. Spamer geschriebene Beitrag über Volkskunde berücksichtigt mehr das geistige als das gegenständliche Volksgut. Einiges zum Siedlungsweisen enthält der Aufsatz „Das Land“ von F. Gränz. Im Herbst 1929 wird im gleichen Verlage ein „Sachwörterbuch der Deutschkunde“ erscheinen.

Dr. Eugen F e h r l e, P. C. Tacitus Germania. Verlag J. F. Lehmann. München 1929. Geheftet 4 M. 50, gebunden 6 M.

Wenn auch Tacitus in Fragestellung und Formgebung von der völker- und volkscundlichen Literatur der Griechen und Römer abhängig ist, so ist doch an der Glaubwürdigkeit seiner Ausführungen nicht zu zweifeln. Insbesondere seine Germania ist und bleibt die erste Quelle und das Ausgangsbuch für die deutsche Altertums- und Volkskunde. Mit Freuden muß man daher begrüßen, daß uns hier eine ausgezeichnete Ausgabe mit gegenübergestelltem lateinischem und deutschem Text und gründlichen Anmerkungen von einem Gelehrten geboten wird, der klassischer Philologe, aber zugleich auch hervorragender Fachmann auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde ist. Deshalb sind die Anmerkungen geradezu eine Fundgrube für volkscundliche Arbeiter, die hier auch in allen Fällen die allerneueste Literatur verzeichnet finden.

Heinrich G e r d e s, Geschichte des deutschen Bauernstandes. Dritte, verbesserte Auflage. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ Nr. 320. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1928. Gebunden 2 M.

Diese zum Vorteile für die vielen Abbildungen auf besserem Papier als die 2. Auflage (1918) hergestellte Neuauflage zeigt mehrere Kürzungen, aber auch zwei neue wichtige Abschnitte, welche den deutschen Bauernstand im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit behandeln. Auch hier wird die Tatsache bestätigt, daß im Kriege die Soldaten vom Lande und aus dem Bauernstande in mehrfacher Hinsicht, besonders an praktischem Geschick, ihren Kameraden aus der Stadt überlegen waren. Was der Friede von Versailles für die deutsche Landwirtschaft bedeutet, beweist schlagend das kurze Verzeichnis der Haustiere, welche an Frankreich und Belgien ausgeliefert werden mußten. Mit den Verhältnissen in anderen Ländern stimmt die Beobachtung überein, daß derzeit die wirtschaftliche Lage des deutschen Bauern nicht entfernt so günstig ist wie in der Vorkriegszeit.

J. W. B r u n i e r, Das deutsche Volkslied. Siebente, verbesserte Auflage. In der gleichen Sammlung Nr. 7.

Diese im gleichen Verlage und zu dem gleichen Preise wie das Buch von Gerdes erschienene Neuauflage (1927) ist gegenüber früher wenig verändert. Und gerade dies so weit verbreitete Büchlein hätte eine gründliche Umarbeitung dringend nötig, wenn es auch als Einführung für Volksliedsammler und Volksliedsforscher Dienste leisten soll. In der gegenwärtigen Form ist es mehr eine Sammlung von Liedproben mit kurzer Kennzeichnung als eine Darstellung des „Wesens und Werdens des deutschen Volksesanges“. Das Fehlen von Quellenangaben und Verweisen auf die Literatur — nur die Schriften des Verfassers über „Minnesang“ und „Germanische

Heldensage" werden erwähnt — ist ein großer Nachteil, der keineswegs durch den warmen Gefühlston, der das Buch auszeichnet, wettgemacht werden kann. Von vielen Einzelheiten sei nur einiges herausgegriffen. Was soll ein Satz wie „Der Anteil des Volkes an seinem Giede erstreckt sich grundsätzlich ganz und gar nicht auf dessen Erzeugung...“ (S. 27), wenn einige Zeilen vorher doch zugegeben wird: „Nur ein sehr kleiner Bruchteil des Volksliederschazes nämlich ist dem Dichtertriebe eines noch ganz ursprünglichen Mannes aus dem Volke zu verdanken.“ Beim Soldatenlied des Weltkrieges hätten doch eher als verschleierte andere Sachen die zwei von John Meier untersuchten Lieblingstypen eine Erwähnung verdient. Auf S. 83 heißt es: „Daß aus Herders „Stimmen der Völker“ die beiden schönen Balladen: „Herr Oluf reitet spät und weit“ aus dem Scandinavischen und „Weshalb ist dein Schwert von Blut so rot?“ aus dem Englisch-Schottischen in den Volksgefang (Deutschböhmen z. B.) übernommen worden sind, ist bemerkenswert und erfreulich zugleich.“ Dem Verfasser ist unbekannt, daß diese zwei Lieder aus Deutschböhmen bloß in einer als Fälschung (vgl. Jungbauer Bibliographie S. XXIV.) nachgewiesenen Sammlung erschienen sind, im Volke überhaupt nie Aufnahme gefunden haben. Auf S. 95f. steht die sonderbare Bemertung: „Wenn die Totenrittäre, von der Bürger „in einem Nebenzimmer“ ein Gesetz singen hörte, das ihn zur Leonore anregte, wirklich im Volksmunde gelebt hat — woran man billig zweifeln darf, da bisher keine Spur davon gefunden wurde —, so kann sie nur neueren Ursprungs und schon deshalb kaum viel wert gewesen sein.“ Abgesehen davon, daß Bürgers Ballade nur eine Lenore kennt, und abgesehen von der sonderbaren Ansicht, daß mit einem neueren Ursprung schon eine Minderwertigkeit verknüpft sein muß, kann der Verfasser den ausgesprochenen Zweifel durch einen Blick in die einschlägige Literatur beheben, etwa bei Bolte-Polivka 1, 408, wo kurz die wichtigsten Werke zum Totenreiterlied angeführt werden, oder auch in der Vorrede zu Jahn, Volksjagen aus Pommern und Rügen u. a. Unverständlich ist, wieso man das Motiv vom Schneekind einen „uralten Totenstoff“ (S. 105) nennen kann. Schließlich sei noch besonders festgestellt, daß das Büchlein einseitig das volkstümliche Kunstlied gegenüber dem Volkslied im engeren Sinne bevorzugt und daß vor allem das so reich blühende Volkslied Süddeutschlands und der Alpenländer fast gar nicht zur Geltung kommt.

Gustav W i l l s c h e r, Cernany. Ein Beitrag zur karpathendeutschen Siedlungsgeschichte. Mit 2 Karten und 6 Bildern. Verlag des Deutschen Kulturverbandes (Prag I. Karlsqasse 12), 1928. Geheftet 6 K.

Die Bewohner dieser bei Preßburg gelegenen Siedlung sind 1858 aus ihrer norddeutschen Heimat in dieses einst ungarische, jetzt tschechoslowakische Gebiet eingewandert und haben ihr Deutschtum bis heute treu bewahrt. Der Heinertrag der lesenswerten Schrift Willschers ist der Errichtung einer dringend notwendigen deutschen Schule in Cernany gewidmet. Eine Ergänzung zu dieser Arbeit ist der Aufsatz von Hans Beyer, „Vergessene hannoversch-oldenburgische Siedlungen in der Slowakei“ in „Der Auslandsdeutsche“ (2. Märzheft 1929), wo auch auf das volkstümliche (Mundart, Brauchtum u. a.) eingegangen wird.

Heinrich W i t t n e r, Zwischen Lonz- und Konnsbarch. Zweiter Band der Brüder Heimatbücherei, herausgegeben von der Vereinigung für Heimaterkundung im Bezirke Brüy, 1929. Geheftet 25 K, gebunden 30 K.

Der Verfasser dieses Gedenkbuches der Schulgemeinde Sedlitz-Kolosoruk ist seit 25 Jahren Lehrer in Sedlitz und kennt daher Land und Leute um den Langberg und Johannesberg wie kein zweiter. Abwechslungsreich und vielseitig ist daher auch der Inhalt des Buches, das uns von der Landschaft und dem Boden, von der Pflanzen- und Tierwelt, von der Vorgeschichte und Geschichte, von dem wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Bevölkerung erzählt und auch einen volkstümlichen Abschnitt mit vielen Beantwortungen der ersten 70 Umfragen unserer Zeitschrift enthält. Das 244 Seiten umfassende Heimatbuch ist mit zahlreichen Federzeichnungen und Lichtbildern geschmückt.

Dr. Alfred Meiche, Die Familiennamen von Sebnitz. Sonderdruck aus dem „Grenzblatt“ (Jänner 1929) in Sebnitz.

Diese Arbeit erklärt fast alle 1280 Namen des Sebnitzer Adressbuches. Die meisten dieser Namen sind auch im angrenzenden Böhmen daheim, einzelne sind slowakischer Herkunft, z. B. Patel zu tschech. pátek (Freitag) oder Pivonka zu tschech. pivonka (Pfingstrose), ferner Halama (= Bengel, Bümmel), Gaffal (tschech. hasák) = Lärmmacher, Winde (am Wagen) u. a.

Hans Beschorner, Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926. Verlag Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1928. Geheftet 12 M.

Dieses in zwanzigjähriger mühsamer Arbeit fertiggestellte Werk ist unentbehrlich für jeden deutschen Flurnamenforscher. Es verzeichnet 2049 Bücher, Schriften, Aufsätze usw. und erleichtert die Benützung durch das beigegebene Verzeichnis der Verfasseramen und der Flurnamen und sonstigen Namen. Den Hauptteil bildet „Die Flurnamen-Sonderliteratur, nach Ländern geordnet“. Hier ist das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei auf sechs Seiten (Nr. 1416—1468) fast vollständig erfasst. Für Mähren und Schlesien wären noch die Nummern 473, 500, 536 und 537 aus der Bibliographie von Sobinka nachzutragen. Eine Neuausgabe könnte vielleicht noch jene Vereine, Körperschaften und Stellen namhaft machen, die sich mit der Sammlung und Erforschung der Flurnamen beschäftigen und zumeist auch in ihren Archiven handschriftlichen Stoff liegen haben.

Emma Grüner, Sagen aus Schlesien, nach neuen Forschungen gesammelt. Verlag Heinz und Co., Troppau 1929. Geheftet in Kartonumschlag 17 K, in Halbleinen gebunden 19 K 50.

Die Überschrift dieses Buches ist irreführend. Sie sollte richtig lauten „Erzählungen aus Schlesien mit teilweiser Benützung volkstümlicher Sagenmotive.“ Die Bemerkung „nach neuen Forschungen“ ist unverständlich. Im Vorwort gibt die Verfasserin an, daß ihr „schon vor langer Zeit“ diese Sagen von einer 1912 verstorbenen Frau Florentine Koske in einer einsamen Mühle des Mohratales erzählt worden sind. Bestimmt aber wurden sie nicht in derselben Form erzählt, wie sie das Buch bietet. Hier kann man ja in vielen Fällen gar nicht mehr von Sagen sprechen, da örtliche, persönliche oder zeitliche Beziehungen oft ganz fehlen, da nicht selten weit ausgepönnene Geschichten dargeboten werden, zuweilen mit einem märchenhaften Einschlag oder mit einer moralischen Endabsicht, wie z. B. in der Erzählung von der Erbauung eines Armenhauses im Dorfe. Ein Sagenbuch, das „nach neuen Forschungen gesammelt“ ist und wissenschaftlich verwertbar sein soll, muß wirkliche Volksagen und diese ungeändert und ungeschminkt enthalten, muß bei jeder Sage genaue Angaben über die Gewährsperson, über Ort und Zeit der Aufzeichnung bringen. Für die Wissenschaft hat das vorliegende Sagenbuch keinen Wert. Dagegen muß zugegeben werden, daß es ein vorzügliches Unterhaltungsbuch ist, das einen großen Leserkreis verdient. Alle Erzählungen zeugen von edler Gesinnung und warmer Gemütsiefe, die Sprache ist einfach und volkstümlich.

W. Rickberg, Märchen der Azteken und Inkaperuaner, Maya und Muisca. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1928. Gebunden 7 M., in Halbleder 9 M. 50, in Leder 14 M.

In diesem neuen Band der „Märchen der Weltliteratur“, die bereits 34 Bände umfassen und eine Fierde jeder Bicherei bilden, stehen mehr Sagen, besonders Schöpfungssagen, als Märchen im gewöhnlichen Sinne, die alle ein reizvolles, eigenartiges Gepräge haben, trotzdem sich die Verwandschaft mit der europäisch-asiatischen Volksliteratur und die allgemein menschliche Grundlage nicht verlernen läßt.

Dr. Joachim v. Trauwitz-Hellwig, Urnensch und Totenglaube. Verlag der Bayerischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., München 1929. Geheftet 6 M., gebunden 7 M. 50.

Dieser aufschlußreiche Beitrag zum Totenkult des vorgeschichtlichen Menschen zeigt wieder deutlich, wie eng verbunden Vorgeschichte und Volkskunde sind. Der Verfasser betont vor allem, daß man es mit zwei grundverschiedenen Vorstellungen zu tun hat, indem bei den einen Stämmen die Furcht vor den als lebende Leichname angesehenen Toten zu Abwehrmaßnahmen (Fesselung des Toten, Kopfabtrennung, Verbrennung, Pfählen u. a.) geführt hat, während bei anderen Stämmen die Nichtfurcht vor den Toten, die man als ungefährlich betrachtete, solche Abwehrmaßnahmen unnötig gemacht hat. Gegen diese scharfe Scheidung muß vom Standpunkt der Volkskunde ein Einwand erhoben werden. Wie alle Belege beweisen (vgl. auch den Beitrag über den Vampirglauben in unserem letzten Hefte), handelt es sich, so weit wir auf geschichtlichem Boden stehen, stets um individuelle Fälle, um Ausnahmeerscheinungen, wenn ein Toter gefürchtet wird und man deshalb Abwehrmaßnahmen trifft. Man macht dies nur bei Leuten, die bei Lebzeiten aus irgendeinem Grunde für böse galten oder in dem Rufe von Zauberern oder Hexen standen. Daß zwischen dem Denken und Handeln des vorgeschichtlichen und des geschichtlichen Menschen ein grundsätzlicher Unterschied besteht, wird wohl niemand behaupten. Und wir können daher auch für die vorgeschichtliche Zeit annehmen, daß auch dort nur Ausnahmefälle bei dem Glauben an die Gefährlichkeit eines Toten in Betracht kommen und daß insbesondere solche Ausnahmefälle auch bei jenen Stämmen vorgekommen sein werden, welche ansonsten die Toten für ungefährlich hielten. Aus dem reichen Inhalt des Buches ist ferner noch auf die Ausführungen über die Auswurföffnungen an Gräbern (vgl. namentlich S. 192f. Anm. 366a) zu verweisen, die sich mit der Entwicklung des Glaubens an den lebenden Leichnam zum Seelenglauben verkleinert haben und ihr Seitenstück in den noch heute an Wohnhäusern angebrachten Seelenlöchern (vgl. unsere 8. Hinfage und die Antworten auf S. 80 und 121 des vorigen Jahrgangs) besitzen, ferner auf die Abschnitte über Kopfbestattungen und den damit zusammenhängenden Schädelbecherkult, über die Leichenverbrennung u. a. Wichtig ist auch der Gedanke, daß die geographischen Voraussetzungen mitbestimmend waren für die verschiedene Einstellung der vorgeschichtlichen Stämme ihren Toten gegenüber.

Mois Reimund Hein, Künstlerische Wirbeltypen. Ein kunstethnographischer Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte. Mit 620 Motiven in 114 Textfiguren. Verlag Josef Grinfeld, Wien 1929. In Ganzleinen gebunden 12 M.

Der vielseitige Gelehrte, dem wir neben Schriften zur Kunst der Naturvölker und Hilfsbüchern für Zeichner, Maler, Kunsthandwerker und für die Schule auch das Hauptwerk über Adalbert Stifter verdanken, überrascht hier mit einem Werke, das die reife Frucht einer 50jährigen Beschäftigung mit diesem Stoffe ist. Es braucht daher nicht erst betont zu werden, daß das Buch mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben ist. Es behandelt vor allem die Entwicklung des Kreuzes und insbesondere des weit verbreiteten Hakenkreuzes, dieser „merkwürdigsten Urform der ganzen Ornamentgeschichte“, dessen Beziehung zum Geschlechtsleben eingehend erörtert wird, endlich auch die mit dem Hakenkreuz zusammenhängenden Wirbeltypen geometrischer Art mit Pflanzenformen, Tier- und Menschengestalten.

КРЕСТЬЯНСКОЕ ИСКУССТВО СССР II. ИСКУССТВО СЕВЕРА. Verlag Academia, Veringrad 1928.

Dieser die Bauernkunst des Nordens behandelnde 2. Band der Ausgabe des Reichsinstitutes für Kunstgeschichte in Leningrad ist das Ergebnis der vor einigen Jahren mit Staatsmitteln unternommenen Erkundungsfahrt in das Gebiet der Flüsse Pinega und Wisen. Er bringt eine reiche Fülle von Stoff zum Bauernhaus, zur Volksmedizin, zum Aberglauben, zur Sage, zum Volksgefang, zum Hochzeitsbrauch, Volkstanz und Kinderpiel.

Zeitschriften

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Herausgegeben von Josef Müller und R. Schulte-Kemninghausen. Verlag A. Martini und Grüttelien, Elberfeld.

Der 25. Jahrgang (1928) der jährlich in zwei Doppelheften erscheinenden Zeitschrift würdigt die verdienstvolle Arbeit der volkskundlichen Forscher O. Schell und P. Sartori anlässlich ihres 70. Geburtstages und bringt eine Reihe von Beiträgen aus den verschiedensten Stoffgebieten, darunter außer einer auch als Sonderdruck erschienenen Arbeit von Dr. Juliane Büzler u. a. die folgenden: Dr. G. Henken, Bergische Märchen; J. Müller, Maria Lichtmess in rheinischem Spruch und Brauch; R. Wehrhan, Zaubersprüche, Segen u. a. vom Hunzrück; R. Schulte-Kemninghausen, Volkskunde und Schule, der zur Einführung der Volkskunde als Zusatzfach bei der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen bemerkt, daß hiezu als Ergänzung eine Verfügung notwendig ist, nach der bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmter Hundertsatz der an den Schulen tätigen Deutsch- und Geschichtslehrer diese Zusatzprüfung bestanden haben muß, und daß zweitens eine unerläßliche Voraussetzung die Schaffung von Lehrstühlen für deutsche Volkskunde an den Universitäten ist, damit die Hörer, welche das Zusatzfach wählen wollen, auch Gelegenheit haben, die dazu erforderlichen Kenntnisse zu erwerben; ferner J. Kust, Der Einfluß des Christentums und der Kirche auf das Volkstum, nachgewiesen an den Sitten und Bräuchen des Warburger Landes u. a. Aus dem 1./2. Heft des 26. Jahrganges (1929) sind herauszuheben: Dr. W. Werning, Beispiele westfälischen Aberglaubens; Dr. G. Klar, Volksleben an der oberen Nahe; O. Kunkel, Das Nichtfest. Alle Hefte enthalten „Kleinere Mitteilungen“ und Bücherbesprechungen.

Cesti Rahva Muuseumi Aastaraamat. 4. Jahrgang. Tartu 1928.

Dieses Jahrbuch des Estnischen Nationalmuseums in Dorpat, das auch Auszüge der einzelnen Beiträge in deutscher Sprache bietet, ist ein berechtes Zeugnis eifriger volkskundlicher Betätigung bei Lehrern und Studenten. Es enthält die folgenden Arbeiten: Architekt G. Ederberg, Forschungen über estnische Bauernhäuser; stud. phil. Helene Lõnson, Die Badestuben in Cesti; stud. phil. G. Ränk, Der estnische Pflug; Doz. J. Manninen, Ethnographische Anmerkungen aus Estnisch-Ungermanland; stud. phil. G. Kurrik, Deckengehänge; Prof. Dr. M. J. Eisen, Die unterschobene Brant; Mag. phil. E. Vaid, Riempanhalter (hiezu wird in unserem nächsten Heft ein Beitrag von Dr. B. Schier erscheinen); Prof. Dr. J. Mark, Hochzeitsbräuche der Lappen; Mag. phil. J. Veinbock, über den Fisch- und Krebsfang der Liven.

Deutsch-ungarische Heimatblätter. Vierteljahrschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen. Herausgegeben von Jakob Bleyer. Budapest 1929.

Diese neue Zeitschrift, deren Schriftleiter der Sekretär des „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins“ Dr. F. Bosh ist, verdient die Unterstützung aller Deutschen. Denn die kulturelle Lage der 551.211 Deutschen des heutigen Ungarn ist alles eher als zukunftsversprechend. Rund vier Fünftel von ihnen hat überhaupt keine deutsche Schule, in Budapest selbst mit seinen 60.000 Deutschen gibt es nur eine einzige rein deutsche Schule, die aber von reichsdeutschen Staatsangehörigen begründet wurde, von diesen auch erhalten und deshalb auch hauptsächlich von Kindern reichsdeutscher Eltern besucht wird, während das bodenständige Deutschtum dieser Stadt keine deutsche Schule hat (vgl. Der Auslandsdeutsche, zweites Märzheft 1929). Im vorliegenden Heft der Zeitschrift, in dem leider viele Druckfehler stören, kommt auch die deutsche Volkskunde in mehreren Beiträgen zum Wort, so z. B. Béla v. Puskászy, Die Anfänge der deutschen Kalenderliteratur in Ungarn; Dr. J. Gréb, Kulturgeschichtliches in der Zipser Mundart; Dr. E. v. Schwarz, Ein altes Neujahreslied aus Rumplungarn; Ella Triebnigg-Pirkhert, Das Leveler

Mliingerlied. Sehr beachtenswert sind die Aufsätze: Dr. Th. Thienemann, Erinnerungen an Goethe in einem ungarischen Dorfe; Dr. J. Kojáb, Das romantische Ungarn in der neueren deutschen Dichtung. Im zweiten weist der Verfasser nach, daß Hebbel aus Abneigung gegen die Ungarn und Fontane in seinem Roman „Graf Petöfi“ und A. Stifter in seiner Erzählung (nicht Roman, wie es hier heißt) „Brigitta“, diese beiden aus einer falschen Romantik heraus, ganz unrichtige Bilder von Ungarn geliefert und das ungarische Volk völlig verkannt haben.

Der Pilsner Kreis. Zeitschrift für Heimatforschung, Heimatbildung und andere kulturelle Belange in Westböhmen. Herausgegeben von Dr. A. Bergmann. Staab 1929.

Zu den Zeitschriften des südlichen Böhmerwaldes (Waldheimat, Budweis) und des nördlichen Böhmerwaldes und Westböhmens (Deutsche Heimat, Plan bei Marienbad) ist mit dieser Dreimonatschrift eine neue getreten, die schon im ersten Heft auch die Volkskunde stark berücksichtigt, und zwar durch den Abdruck des schon an anderer Stelle erschienenen Aufsatzes „Volkskunde und Volksbildung“ von G. Schreiber, durch drei Pilsener Sagen, die F. Blöchl dem Sagenbuche von Ignaz Leberer entnahm, und durch Mitteilungen J. Mascheks über Schatzgrabungen am Zerny im Jahre 1875, wobei tatsächlich neben anderen Dingen auch eine goldene Drahtspirale und gegen 10 goldene Mantelspangen gefunden wurden. Es wäre wichtig zu erfahren, wohin diese allem Anschein nach vor- oder frühgeschichtlichen Bodensfunde der Schatzgrabenden Landleute gekommen sind.

Ein Buch über Hans Wajlit

von R. F. Vepva wird die A. Stifter-Gesellschaft in Eger herausgeben. Da es bei Vorausbestellung zu dem ermäßigten Preise von 25 K geliefert wird, empfiehlt es sich, das umfangreiche Werk sofort bei der genannten Gesellschaft zu bestellen.

Unser 1. Heft

A. Wesselski, Der Knabenkönig und das fluge Mädchen hat in allen Fachkreisen lebhaften Beifall gefunden. Es kann zu den gleichen Preisen wie jedes Heft der Zeitschrift bezogen werden.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1928 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K, in Halbleinen gebunden 35 K, nachgeliefert.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbestellung“ steht. Durch den Postversand stark beschädigte Hefte werden nach Möglichkeit umsonst nachgeliefert.

Im vorigen Jahre wurde die Erfahrung gemacht, daß es bei unserer hauptsächlich in Lehrerkreisen verbreiteten Zeitschrift nicht gut am Platze ist, zum Schluß und zu Beginn der Ferien ein Heft erscheinen zu lassen. Deshalb wird das 4. Heft mit dem 5. als Doppelheft im September zum Versand kommen.

Soeben erschien Katalog 147:

Volkskunde und deutsche Kulturgeschichte

Zusendung kostenlos durch **Wilhelm Seims, Leipzig, Talstr. 17**

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10. Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

2. Jahrgang 1929

4./5. Heft

Der Atlas der deutschen Volkskunde¹⁾

Von Dr. Gustav Jungbauer

Bisher wurden die volkskundlichen Erscheinungen vorwiegend in ihrer geschichtlichen Entwicklung, also in ihren zeitlichen Zusammenhängen beachtet und erforscht. Wo man die räumliche Ausdehnung berücksichtigte und daraus Folgerungen zog, beschränkte man sich meist auf das Gebiet eines bestimmten Volkes oder Volkstammes in der Meinung, daß sich der Verbreitungsraum volkskundlicher Formen mehr oder minder mit den Volks- und Stammesgrenzen decke. Daß dies unrichtig ist, daß man es auch in der Volkskunde mit Kulturgütern zu tun hat, die an Sprach- und Stammesgrenzen nicht Halt machen, haben die Ergebnisse des deutschen Sprachatlas, der richtig Mundartenatlas heißen sollte, klar bewiesen und damit zugleich die Sprachwissenschaft auf neue Wege und zu neuen Aufgaben geführt.

Dieser deutsche Sprachatlas, der das Sprachgut kartographisch erfasst und so die gewaltige Bedeutung der Fläche im Sprachleben veranschaulicht, mußte seine Fortsetzung auch auf den übrigen volkskundlichen Stoffgebieten finden. Denn auch bei der Volksdichtung, beim Volkslied, bei der Sage und dem Märchen, beim Volksschauspiel, beim Rätsel und Sprichwort, beim Kinderlied und Kinderspiel, noch mehr im Volksglauben und Brauchtum und am meisten in der gegenständlichen Volkskunde, in den Siedlungs- und Hausformen, im Wirtschaftsleben, in der Volkstracht, Volkskunst u. a. ist die Feststellung, auf welchem Raume die einzelnen Erscheinungen verbreitet sind, eine grundlegende Vorbedingung für die wissenschaftliche Forschung.

Dies wurde insbesondere von Wilhelm P e b l e r erkannt, der zuerst auf der Tagung des „Aussschusses für deutsche Volks- und Heimatforschung“ in Reife im Jahre 1926 und ein Jahr später auf dem Geographentag in

¹⁾ Vgl. H. S ü b n e r, Der deutsche Volkskundeatlas (Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Heft 6. Deutsche Volkskunde. Berlin 1928. S. 44 ff.) und Der Atlas der deutschen Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde. Neue Folge. Band I. Berlin und Leipzig 1929. S. 1 ff.), wo auf weitere Literatur verwiesen ist. — S i z u n g s b e r i c h t über die Besprechung am 16. und 17. Juni 1928 über den Plan eines Atlas der deutschen Volkskunde. Berlin 1929. — J o h n M e i e r, Arbeitsplan für den Atlas der deutschen Volkskunde. Freiburg i. Br. 1929.

Carlsruhe die Forderung nach einem deutschen Volkskundeatlas erhob. Die Ausführung dieses Planes übernahm der „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“ im engsten Einvernehmen mit der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft“ in Berlin. Am 16. und 17. Juni 1928 fand die vom Präsidenten der „Notgemeinschaft“ Erzellenz Staatsminister Dr. F. Schmidt-Ott einberufene und geleitete erste Besprechung in Berlin statt. Anwesend waren 48 Vertreter der Sprachwissenschaft und Volkskunde aus Deutschland, Österreich, aus der Schweiz und der Tschechoslowakei (Dr. C. Gierach und Dr. G. Jungbauer). Über die Geschichte des Atlasplanes berichtete der unermüdlich tätige Obmann des Verbandes Univ.-Prof. Dr. John Meier, den Gesamtplan selbst besprach Univ.-Prof. Dr. A. Gübner. Dieser betonte besonders, daß der Volkskundeatlas kein bloßes Sammelwerk, sondern ein Forschungsmittel sein soll, das seine weitere Ergänzung noch in geschichtlichen, sprachlichen, wirtschaftlichen, klimatischen und anderen Karten benötigt. Der Atlas will das geschlossene deutsche Kulturgebiet in Mitteleuropa ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen erfassen; auch das koloniale Deutschtum in Ost- und Südosteuropa soll tunlichst einbezogen werden. Betreffs der zeitlichen Begrenzung der Aufnahme gilt, daß der Atlas den Gegenwartsstandpunkt darzustellen hat. Was von Lebenden noch erfragt werden kann, wird aufgenommen. Denn nur so läßt sich ein unverfälschtes Bild der tatsächlichen Verhältnisse gewinnen. Die Ergebnisse früherer Sammlungen und historisches Gut werden selbstverständlich auch verwertet werden, können z. B. ebenfalls kartenmäßig mit dem Befunde der Gegenwart in Vergleich gesetzt werden. Zur Erleichterung der Arbeit ist vorläufig eine stoffliche Abgrenzung notwendig; aus dem Fragekreis werden Somatik (Körper- und Rassenkunde), Siedlungsforschung und einstweilen auch Volkskunst ausgeschlossen.

Organisation und Arbeitsweise behandelte auf der gleichen Tagung Univ.-Prof. Dr. Th. Frings. Um eine Zentralstelle, deren Sitz in Berlin ist, wird sich eine große Zahl von Lokalstellen schließen. Die Arbeit der Lokalstellen umfaßt 1. die Ausschickung der von der Zentrale übergebenen Fragebogen und ihre Einsammlung. Die Zentrale holt zur Aufstellung der Fragebogen den Rat der Lokalstellen ein, verschiebt sie in doppelter Ausführung (Durchschreiberverfahren), so daß ein Stück der Antwort in der Lokalstelle verbleibt. Die Lokalstellen sind im übrigen selbständige Organisationen, die für ihre besonderen Zwecke ergänzendes Material einsammeln sollen. 2. Die Zusammenstellung von Vorschlägen für neue Fragebogen. 3. Die praktische Verantwortung in der Werbung der Mitarbeiter und bei der Erledigung der wissenschaftlichen Rückfragen der Zentrale. Das wissenschaftliche Verhältnis wird sich so gestalten, daß die provinzielle Arbeit neue Gesichtspunkte beibringen, die Zentrale aber immer wieder auf die Probleme des Gesamtgebietes hinweisen wird. So wird die zentrale Sammlung dauernd belebt und andererseits die landschaftliche Isolierung überwunden. Betreffs der Art der Aufnahme muß das Fragebogensystem dort, wo Lücken entstehen, durch die direkte Befragung ergänzt werden. Hierzu werden von den Lokalstellen geeignete Personen in das betreffende Gebiet entsandt.

Zwecks Gewinnung praktischer Erfahrungen und Klärung der Arbeitsweise wurden zu Beginn 1929 inhaltlich bunt zusammengesetzte Fragebogen in zwei technisch verschiedenen Ausführungen verschickt, und zwar in ausgewählten Bezirken Deutschlands, in welchen ein großer Kreis von volkswundlich geschulten und besonders befähigten Mitarbeitern vorhanden war. Die Ergebnisse dieser Probeaufnahme wurden bei Aufstellung des vorläufigen Arbeitsplanes verwertet, der für die nächsten fünf Jahre gilt und über 1000 Fragen umfaßt, von welchen vierteljährlich rund 50 Fragen zur Beantwortung ausgesandt werden sollen. Der Arbeitsplan bringt folgende Stoffgruppen: 1. Klurformen. 2. Haus. 3. Häusliches Leben, Arbeit, Gefinde. 4. Nahrung. 5. Kleidung. 6. Landwirtschaft. 7. Das Jahr. 8. Geburt, Laufe. 9. Liebe, Ehe. 10. Tod. 11. Recht und Wirtschaft. 12. Hexen, Zauberer. 13. Dämonen, Geister. 14. Religiöses (heidnisches und Christliches). 15. Aberglauben. 16. Sage. 17. Volkslied. Die ersten Fragebogen werden noch vor Ende des Jahres verschickt werden.

Im deutschen Gebiet der Tschechoslowakei kann die Arbeit am deutschen Volkskundeatlas unter günstigen Bedingungen einsetzen. Der Grenzlanddeutsche hat von Natur aus mehr Verständnis und Liebe für seine Volkskunde als der Binnendeutsche; für ihn ist sie nicht allein eine Wissenschaft, sondern auch eine Herzenssache. Dazu kommt, daß die deutsche Volkskunde an der deutschen Universität in Prag seit langem eine hervorragende Pflegestätte besitzt, daß durch die jahrzehntelange Tätigkeit des Univ.-Prof. Dr. A. Gauß die regste Teilnahme an allen volkswundlichen Fragen in den weitesten Kreisen der Bevölkerung geweckt worden ist und namentlich innerhalb der Lehrerschaft an Volks- und Mittelschulen eine stattliche Reihe von bewährten volkswundlichen Fachleuten vorhanden ist. An diese, die zumeist auch praktische Erfahrungen bei der Beantwortung von Fragebogen besitzen, wie auch an alle Freunde der Volkskunde aus anderen Berufskreisen ergeht die Bitte, mit gleicher Freudigkeit und Ausdauer wie bisher auch an dem neuen Unternehmen mitzuwirken.

Den Mittelpunkt bildet die von mir geleitete „Arbeitsstelle des deutschen Volkskunde-Atlas für die Tschechoslowakische Republik“ in Prag. Anmeldungen von Mitarbeitern sind einstweilen an meine Anschrift „Prag XII., Vocelova 10“ zu richten. Der erste Fragebogen wird in den nächsten Wochen verschickt werden. Da ihm ein zweiter mit Rückmarken versehenen Umschlag beigegeben wird, erwachsen den Mitarbeitern keine Kosten. Der Fragebogen ist womöglich mit Tintenstift auszufüllen; durch eingelegetes Blaupapier werden zwei Belege hergestellt. Einer wird an die Zentralstelle in Berlin C 2, Schloßplatz 1, weitergeleitet, der andere bleibt in der „Arbeitsstelle“ und wird später dem „Seminar für deutsche Volkskunde“ der deutschen Universität in Prag zugeführt, wo das Material seine wissenschaftliche Verarbeitung finden wird.

Diese bisher größte volkswundliche Bestandsaufnahme hat für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei eine besondere Bedeutung. Dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgehen, daß sich hier die deutsche

Bevölkerung volkshundlich umschichtet, sich anzugleichen und auszugleichen beginnt. Von Jahr zu Jahr äußert sich immer deutlicher dieser mächtige Einfluß der neuen Staatsgrenzen. Zwischen dem deutschen Südböhmen, das im alten Österreich ganz nach Ober- und Niederösterreich und hier insbesondere nach Wien eingestellt gewesen ist, und dem deutschen Nordböhmen gab es vor 1918 fast gar keine Berührungspunkte. Heute leben Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen aus Südböhmen und aus dem Böhmerwalde in Nordböhmen und verpflanzen dorthin Volkslieder, Sitten und Bräuche ihrer Heimat. Daher werden bei uns die Aufnahmen zum Volkskundeatlas wohl noch im allgemeinen auf altösterreichische Verhältnisse stoßen, aber auch schon Übergangsformen darbieten und so einerseits ein Bild vergangener Zeiten liefern, andererseits aber in die Zukunft weisen, in welcher die deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei zu einer festen Schicksals- und Volksgemeinschaft verwachsen dürfte.

Welche Früchte die deutsche Volkskunde aus dem Volkskundeatlas ernten wird, läßt sich derzeit noch nicht abschätzen. Sicher ist, daß dadurch die volkshundliche Forschung wesentlich gefördert und in ihren wissenschaftlichen Grundlagen und Methoden gestärkt werden wird, zumal sich die Zentralstelle in Berlin wahrscheinlich zu einem großen Institut für Volkskunde entwickeln wird. Zu übersehen ist aber nicht, daß auch die Volkskunde der Nachbarvölker dauernden Gewinn aus diesem Unternehmen ziehen wird. Gerade wir Grenzlanddeutschen wissen gut, daß viele Erscheinungen weit über die Sprachgrenzen hinausgreifen und ihre wissenschaftliche Erforschung nur dann von Erfolg sein kann, wenn auch die Verhältnisse bei diesen Nachbarvölkern berücksichtigt werden. Es ist immer wichtig festzustellen, wie weit sich etwa bestimmte Formen über das deutsche und tschechische Gebiet verbreiten, welches Volk daran einen stärkeren Anteil hat und welche Besonderheiten sich hier oder dort herausgebildet haben. Und so ist es auch begreiflich, daß auf dem Prager Volkskundekongreß im Oktober 1928 bereits die Forderung nach einem internationalen Volkskundeatlas erhoben wurde. Wird dieser einmal verwirklicht, so kann er auf den gesicherten Ergebnissen des deutschen Volkskundeatlas aufbauen.

Die Pflanzen im Volksleben des Riesengebirges^{*}

Von Franz Meißner

Die engen Beziehungen zwischen dem Menschen im Urzustande und den Pflanzen seiner Umgebung haben sich mit zunehmendem Kulturfortschritt allerdings wesentlich gelockert. In der volkshundlichen Benennung

^{*} Angeregt durch Heinrich Marzell, Die Pflanzen im deutschen Volksleben (Jena 1925), John Meier, Deutsche Volkskunde (Berlin und Leipzig 1926), Franz Edhns, Urreze Pflanzen (Leipzig 1899) und unter Benützung der Heimatkunden des Hohenelber und Trautenaus Bezirkes und von Franz Knothes Wörterbuch der Schlesiichen Mundart in Nordböhmen (Hohenelbe 1888) auf Grund eigener langjähriger Stoffsammlungen zusammengestellt.

der Pflanzen, in Brauch und Aberglaube, in Kinderspiel und Volksheilkunst aber spielen sie heute noch eine wichtige Rolle oder spiegeln sich in diesen Äußerungen des Volkslebens wenigstens unverkennbar wider.

Ganz besonders gilt dies auch für unser Riesengebirge. Die hier noch wahrnehmbaren Beziehungen des Volkes zur Pflanzenwelt zu verfolgen, halten wir zunächst Amtschau beim Bauernhause.

In den kleinen Gärtchen an der der Straße zugekehrten Siebelseite des Wohn-Stallhauses treffen wir neben neueren Zier- und Kuppflanzen von altersher beliebte Blumen und Heilkräuter an: duftende Rosen, Nelken und Reseda, farbenprächtige „Gorbustiefmittlerlan“ (Arnau, Trautenau), bzw. „Grüße Wällen“ (Weilelein; Sanganau), so genannt zum Unterschiede von den kleineren „richtichn Wällen“, wohlriechenden Veilchen (*Viola odorata*), die an Zaun und Rändern blühen und um Arnau und Trautenau früher als „Blouvalkn“ bezeichnet wurden; ferner „vule Gänseblimlan“, den „Herlastof“ (*Diklytra spectabilis*) mit seinen kunstvoll gebauten rosaroten „Herzlan“ (Blüten) und die „Pumpkrus“ (pump = plump, unförmlich dick; Arnau) oder Patenich (Sanganau), Potenighe, Potenichrus (Trautenau), d. i. Pfingtrose (*Paeonia*), die zum Schmücken der Fronleichnamsaltäre dient und deren Blumenblätter einen Hauptbestandteil des von verschiedenen Blumen gesammelten „Stressk“ (Streuwerk) ausmachen, den die „Jempfalan“ vor den Altären austreuen. Die mit einem roten „Rammla“ gezierten Fruchtknoten (Früchte) der Pflanze machen den Kindern als „Pahnla un Sihnla“ ebenso Freude, wie die blauen Blüten des in den Bergen heimischen, aber auch im Gärtchen gepflanzten Eisenhutes (*Aconitum napellus*), die sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer von zwei Pferdchen gezogenen Kutsche „Getschlan“ nennen. Als „Zohnkrallen“ (Sanganau, Hohenelbe) werden die Früchte erstgenannter Blume den Kindern gewissermaßen als Talisman beim Zahnen umgehängt. Auch ausländische Strohblumen und Immergrün (*Vinca minor*), die man zu Kränzen und Gräberschmuck (Allerseelen), letztere auch zu Grabeinfassungen verwendet, hegt man im Garten.

Von den Heilkräutern, die wir hier finden, gebraucht man die „Solbmlättr“, den Salbei (*Salvia officinalis*) gegen Entzündung im Munde und Halse, Wermut (*Artemisia absinthium*) als Magenstärkung und gegen Appetitlosigkeit, den Eibisch (*Althaea officin.*) gegen Heiserkeit, Husten und Verkühlung, den Absurd des Pfefferkrautes (*Satureja hortensis*) gegen Schwindelanfälle, die Pfeffer- und Krauseminze (*Mentha*) zu Gurgelwasser, gegen Durchfall und Unterleibschmerzen. Den Lavendel (*Lavandula vera*) aber gibt man in die Kleiderschränke und -Truhen gegen Mottenfraß.

„A Schmeckla“ (Sträußchen) aus Gartenblumen und wohlriechenden Kräutern, vor allem Minzen, pflügten bis vor einigen Jahren die Mädchen zum sonntägigen Kirchgange mit Gebetbuch und Taschentuch in der Hand zu tragen.

In den Wohnungsfenstern streben Polfominlan (Balsaminen), Pelargonien, Fuchsen, Monatsrosen, „Vanille“ (*Heliotropium peruvianum*) und Christudorn, „Dornenkronen“ (*Euphorbia splendens*) dem Sonnenlichte entgegen. Besonders geschätzte Zimmerpflanzen sind außer diesen der Esen,

die Aloe, deren fleischige und saftige Blätter bei Quetschungen, Hautabschürfungen und Brandwunden aufgeschnitten und aufgelegt werden, und endlich die zahlreichen „Rosmarin- und Myrthenstäcklein“, deren Zweiglein als „Suchtstengel“ und in „Kranzlan“ sowohl bei Hochzeiten, als auch in ähnlicher Weise bei Begräbnissen von Kindern und ledigen Personen eine so bedeutende Rolle spielen. Jedes Mädchen betreut mit liebevoller Sorgfalt sein Myrthenstöcklein, damit es blühe, was Hochzeit bedeutet, und nicht etwa verdorre, wodurch ihm das Los einer „Alten Jungfer“ beschieden würde. Bei der „Gangalamolzt, Ganglamolzet“, bzw. verstümmelt „Gammalamolzt“ (in anderen Gegenden „Flegelhente“), dem Festessen nach dem Ausdreschen, wird in Carta der mit Pfefferkuchen bestreute „Reispapp“ mit Rosmarin verziert.

In nächster Umgebung des Hauses wächst auch das „Metrum“ (Niederhof), Mutterkraut, Bertramwurze (Chrysanthemum parthenicum), das scheinbar vor und nach der Entbindung zu Trant diene und dort besonders gut fortkommt, wohin am Weihnachtsabende die Fischgräten geworfen werden. Ebenda finden wir auch die gleichfalls als „Mutterkraut“ bezeichnete Echte Kamille (Matricaria chamomila), deren Abjud gegen Magenleiden und „zum Schwitzen“, bei kleinen Kindern gegen Bauchschmerzen eingegeben wird. Andere Namen für die Pflanze im Riesengebirge sind: Herml, Hermla (schles.-unterirdische Holde, Hermmännlein; nach Krotze, Wörterb. d. schles. Wdt. i. Nordböhmen), Hermantala (Rangenau), Hermenzala (Sl.-Borowik). An der Hausmauer wuchert der „Vogelmeier“, Vogelmeiere, Hühnerdarm (Stellaria media), der den Stubenvögeln im Frühling ein willkommenes Beißbissen ist, und die Käsepappel (Malva rotundifolia), deren kleine Handläschen ähnliche Früchte, die „Raslan“ von Kindern als Spiel- und Raschwert geschätzt werden. Am gleichen Orte nehmen auch Brennesseln überhand. Ihr Abjud dient gegen Brustleiden und im Bade beheben sie das Nesselfieber. Im Weltkrieg wurden sie über amtlichen Auftrag gesammelt oder auch gezüchtet, um zur Herstellung von Geweben verwendet zu werden. Aus ihren ersten Frühjahrstrieben bereitet man „falschen Spenat“. Fein gehackt werden sie den gekochten und fein zerteilten Eiern beigemengt, mit denen man die ausgebrüteten Gänschen und Entlein füttert.

Sowohl beim Bauernhofs, als auch bei den niedriger gelegenen Gebirgsbauden darf das „Liebstäckla“ (Levisticum officinalis) nicht fehlen; denn es hilft gegen allerlei Gebrechen bei Mensch und Vieh. Liebstöckl, scheinbar ein Stöcklein der Liebe, ist in Wirklichkeit eine Umbildung von Levisticum, der Nebenform von Ligusticum, das Sigurien als Heimat der Pflanze zu kennzeichnen scheint. Es wird bei Halsleiden als magenstärkendes und blutstillendes Mittel angewendet und dem Vieh gegen Hitze und zum Kalben ins Futter gegeben. Einreibungen mit dieser Pflanze schützen Menschen und Vieh gegen Fliegenstich, bzw. Bremsenplage. Gegen den Biß der Kreuzotter sich zu feien, reibe man damit die Füße ein oder lege Teile der Pflanze in die Schuhe.

Ein steter Begleiter bäuerlicher Anwesen ist auch der „Schwarze Hölndr“, Hölunder (Sambucus nigra), dem man eine ans Wunderbare

grenzende Heil- und Zauberkräft zuschreibt. Aus seinen Blüten bereitet man einen schweißtreibenden Tee und die Beeren kocht man zu einem dicken Saft ein, der die gleiche Wirkung hat. Die Holunderblüte gehört auch zu den neuerlei Kräutern und Blumen, die am „Sehonnstog“ (Johannstage, 24. Juni) mittags unter den Tisch gelegt werden, um sie erst abends oder am nächsten Tage behufs Trocknens aufzubewahren. Aus diesen stellt man im Bedarfsfalle einen Trant her, der Mensch und Vieh als Heilmittel dienlich ist. Als weitere derartige Kräuter gelten noch: Liebstöckl, Kessel, Laubentropf, Johannisblume, Hauswurz, Ehrenpreis, Rainfarn, Quendel, Spitzwegerich, Fingerkraut, Schafgarbe und Pfingstrose. In Widach bedeckt man die unter den Tisch gelegten Kräuter mit einer Viehfette und in Krausebauden nennt man sie „Johannisboocht“ (Sager für den hl. Johannes). Die Pommendorfer Hausfrauen rupfen statt der Kräuter wohl auch einen Arm voll Gras, unter dem sich Johannisblumen befinden, womöglich auf fremdem Grunde, und werfen es unter den Mittagstisch. Holunderblüten werden zu Johanni in Gierfuchen gebacken und genossen, um Dämonen abzuwehren, die Krankheit und Seuchen verursachen. Aus demselben Grunde legt man in der Walpurgisnacht in dem Dorfe Forst nebst Hade drei Kreuze aus Holunderholz vor die Stalltür. Solche Kreuze legt man auch auf Leichen und Gräber. Fieberkranke berührt man mit einem Holunderzweige und steckt diesen dann in die Erde, damit sie die Krankheit wegnehme. In den Holunderstrauch wirkt man Waschlappen, Wasser und Geschirr vom Waschen einer Leiche. Zerquetschte Blätter des Strauches dienen zum Einreiben gegen lästige Insekten¹⁾. Sogar im Rinderspiele wird des Strauches Erwähnung getan:

„Kengl, vengl, veia,
 Kenda seima dreia;
 Gimma ei a Hollabusch,
 Mochn olla: husch, husch, husch.“²⁾ (Langenau.)

Am Gartenzaune liebt man auch den „Nochtschotn“ (Langenau), „Jasmin“ (Arnau), Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius) und den „blauen und weißen Hölondr“, Flieder (Syringa vulgaris), aus dessen Blüten die Kinder Kränzchen machen, indem sie die Blumentronen in einander stecken.

Auf eigenen Beeten oder einem Abteil des Gärtchens setzt man Gemüse, und zwar folgende Spielarten des Gemüsekohls (Brassia oleracea): die „Kellreib“ (Kohlrübe, Kohlrabi), den „Kapust“ (Welschkohl), den „Karsiol“ (Blumentohl) und die „Krauthätlan“ (weißen und roten Kohlkopf); ferner „Mährn“ (Mohrrüben), „Blättrsolotn“ (allg.), „Grosolotn“ (Langenau), d. h. Salat, „Zellr“ (Sellerie), „Knoblich“ (Knoblauch), „Schnietlich“ (Schnittlauch), „Zweppln“ (Zwiebeln) und „Krin“ (tschech. křen; Meer-

¹⁾ Aus dem Marke der Äste machen Kinder „Stehaufmännlein“, indem sie Zweige zur Verschiebung des Schwergewichtes verwenden.

²⁾ Vgl. F. W. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1897). S. 438ff.

rettig). Das Weißkraut wird im Herbst gehobelt und unter Zutat von Salz, etwas Kümmel und „Lill“ (Dille) in Fässern zu dem beliebten Sauerkraut eingelegt. Beim Abblatten des Krautes soll man kein Brot essen (?). Will man es gegen Raupenfraß schützen, begieße man die jungen Pflanzen mit dem Schmelzwasser des Märzschnees. Große Krautköpfe erntet man, sobald man die verkohlten Stümpe der alten Besen, die beim „Gehonnsfeier“ (24. Juni) entzündet und geschwungen wurden, auf den Krautacker steckt; denn „su long die Stemp, su brät die Häplan“. — Sellerie erhält und fördert die Mannbarkeit. — Knoblauch ist eine unbedingt notwendige Würze der Wassersuppe, wird aber auch behufs Linderung der Zahnschmerzen ins Ohr gesteckt oder gegen Gelbsucht auf die Decke gehängt. — Schnittlauch, fein zerschnitten, gibt man außer in die Suppe, auch in den Quark (Töpfen). Aus Zwiebelstroh macht man zu Pauli Betehrung (25. Jänner) die Kester der Hühner, damit diese gut legen. Am Weihnachtsabende stellt man zwölf Zwiebelschalen in eine Reihe und gibt in jede etwas Salz; nach der Christmette oder früh sieht man nach, in welchen Schalen das Salz naß geworden oder trocken geblieben ist, und schließt daraus auf Kälte oder Trockenheit der entsprechenden Monate. Auf die Häute der Zwiebeln bezieht sich auch das Rätsel: „s hot siebm Heit un best olle Leit.“ Der Kren dient nicht nur zur Bereitung von Krentunke, sondern auch zu Zugplastern und Umschlägen; seine frischen Blätter verwendet man im Sommer als kühlende Umhüllung für fortzuschaffende Butter.

Besonderer Liebe seitens unserer Bewohner erfreuen sich die Obstbäume, Johannisbeer- (Ribes rubrum) und Stachelbeersträucher (Ribes Grossularia), (Gangenau: Weinbär). Frisches Obst, gebackene oder gedörrte Birnen, Apfelspalten und Pflaumen, Nüsse, Apfelschmelz, Semmelfüllsel (Sanmlbaba) mit eingelegten Schichten gehobelter Apfel, Reisküllsel mit gebackenen Pflaumen, Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Pomidlsuchen (aus Pflaumenmus), bzw. Buchten mit derselben Fülle und Krapsen mit Eingefottenem aus Johannisbeeren oder Hagebutten sind Festgerichte zu den verschiedenen Jahres- und Familienfeiern. Am Gedeihen der Obstbäume ist daher, wie anderwärts, dem Riesengebirgler viel gelegen; dies bezeugen die zahlreichen Bräuche, die darauf Bezug haben. Die Fruchtbarkeit der Bäume zu fördern, legt man in Hls-Döbernen die ersten Kuchen, die zu Weihnachten aus dem Ofen kommen, auf Stroh und mit diesem umwickelt man die Obstbäume. In Oberprausnitz bindet man um Mitternacht des Christabends Strohschleife um die Bäume. Allgemein üblich ist es, die Überreste vom Weihnachtsmahl, namentlich Nuß- und Apfelschalen, ins Tisch-tuch einzuschlagen und vor Sonnenaufgang unter die Obstbäume zu streuen; ferner in der Karwoche beim letzten und ersten Läuten der Kirchenglocken die Bäume zu schütteln. Auf reiche Obsternte darf man auch hoffen, wenn am Weihnachtsabende oder in den Zwölfnächten die Obstbäume „bereimt“, d. h. mit Rauhref behangen sind. Gefährdet aber wird sie, wenn in dieser Zeit gedroschen wird; soweit der Schall der Flegel reicht, wächst kein Obst. Das späte oder zweimalige Blühen der Bäume deutet auf ein bevorstehendes Unglück. .

In den Rosnächten, hauptsächlich am Andreas- und Weihnachtsabende bedient man sich der Früchte, bzw. Zweige der Obstbäume, zum Erforschen der Zukunft. Am Andreasabende schält das Mädchen einen Apfel so, daß die Schale ganz bleibt, und wirft diese Spirale über den Kopf; aus der Figur der niedergefallenen Schale glaubt es die Anfangsbuchstaben des Zukünftigen zu erkennen. An diesem Abende oder am Barbaratage steckt manche Heiratslustige einen Kirschenzweig in einen Topf voll Sand und bewahrt ihn im Keller oder an einem anderen passenden Orte auf; blüht er am Christabende oder noch zuvor, dann hat sie im kommenden Jahre Hochzeit. (Vgl. auch Marzell, S. 80.) Mit einem solchen „Barbarazweig“ kann man in der Christnacht die Hegen sehen. Zwei Nußschalen mit bronnenenden Kerzen, die das orakelnde Mädchen und seinen Liebsten versinnbilden, läßt man in einer Schüssel mit Wasser schwimmen; kommen die Schalen zusammen, werden die Liebenden binnen Jahresfrist ein Paar. Nach Marzell (S. 80) schütteln im Böhmerwalde die Mädchen einen Pflaumenbaum und sagen dabei folgenden Spruch:

„Zwetschnbaum i' schüttl di';
 Wo wird a Hundrl belln,
 Wird sie mei Liebst'r melln.“¹⁾

In Gennersdorf (Riesengebirge) scheint an Stelle des Pflaumenbaumes der Zaunpfahl getreten zu sein; denn hier rüttelt man an diesem und spricht:

„Zaunpfahl, ich schüttle dich
 Andreas, ich bitte dich,
 Beschär mr doch en Mon!“²⁾

Hier horcht man, wie „in Steiermark auf dem Zwetschgenbaume“ (Marzell S. 80), statt dessen am Zaune, woher Hundegebell erschallt; denn von dort kommt auch der Bräutigam. Am Weihnachtsabende werden folgende Orakel ausgeführt: Ein Apfel, den man in der Christmette bei sich trug, wird senkrecht zur Achse zerschnitten; je nachdem das Kernhaus einen fünfstrahligen Stern oder ein Kreuz aufweist, hat man Glück oder Unglück zu erwarten. Mädchen und Burschen pflegen einen Apfel vom Weihnachtsmahl am hl. Tage, wenn die Leute aus dem Hochamte kommen, vor dem Hause zu verzehren; die erste ledige männliche, bzw. weibliche Person, die vorüber geht, gilt als die zu erhoffende Ergänzung zum Brautpaare oder gleicht ihr wenigstens im Aussehen oder Berufe. Krankheit oder Tod steht dem bevor, der einen wurmstichigen oder einen faulen Apfel aufschneidet oder eine schwarze Nuß öffnet. Vier Nüsse werden untersucht und aus der Qualität der Kerne folgert man die Beschaffenheit des entsprechenden Vierteljahres.

¹⁾ Bei J. Schramel, Der Böhmerwaldbauer (Prag 1915), S. 118 in besserer Schreibung:

Zwetschenbaum, ich schüttle dich,
 Wo wird ein Hundertl bell'n,
 Dort wird sich mein Liebster mell'n.

²⁾ Vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch, 3. Bd. (Leipzig 1914), S. 10.

Auch zu Heilzwecken und Kinderspiel wird das Obst verwendet. Mit einem aufgeschnittenen Apfel bestreicht man „Hühneraugen“ (Warzen) und wirft ihn dann in ein offenes Grab, damit er vermodere und dadurch die Wucherungen beseitigt werden. Dunstobst, besonders Pflaumen dienen zur besseren Verdauung und gegen Verstopfung. Aus Pflaumen und Birnen stellen die Kinder Schweinchen und andere Tiere her, indem sie Zündhölzchen als Beine anbringen, während der Stiel das Schwänzchen darstellt. Mit Schalen der Walnuß, die man an der einen Spitze abbrückt und mit Bindfaden mehrmals umwickelt, durch dessen Fadenbündel ein Hölzchen gezwängt wird, erzeugen sie „Pechpredn“, so genannt nach dem Schalle, den man bei raschem Darübergleiten der Finger (mit Ausnahme des Daumens) hervorbringt. In jüngster Zeit macht man aus Äpfeln, Pflaumen, auch Apfelsinen und Datteln mit durchgesteckten Hölzchen „Necklaufe“ und „Weihnachtsmänner“.

Im Obst- und Gemüsegarten und auf Rasenplätzen blühen im Frühlinge die „Puttschmähghelen“ (Niederhof), der Feigwurzelige Hahnenfuß (*Ranunculus Ficaria*), die „Hofblum“ (Arnau), Gelbstern (*Gagea lutea*), die in Langenau zum Unterschiede von der „Sternblum“, sonst allgemein „Märznpachr“ (*Narcissus Pseudo-Narcissus*), „Welde Sternblum“ heißt, ferner im Mai die „Popl“ (allgemein), „Mäjäpopl“ (Trautenau), Löwenzahn (*Taraxacum officinale*). Die jungen Blätter dieser Pflanze werden als Salat verspeist. Aus den hohlen Schäften der Blütenköpfe machen die Kinder Ringe, Ketten und „Pfuplan“, mit welsch letzteren „Gepfup“ sie einen „Seidnspektakl“ vollführen. Nach der Mahd benutzen sie die halbgedörrten, schlaffen Röhrenstiele zum Knallen, indem sie Teile derselben aufblasen und schnell zusammendrücken. Die kugeligen Fruchtstände dienen ihnen als „Datänklan“ oder „Sichklan“ zum Spielen. Der Kimmel wird vor oder nach dem Mähen ausgeklaut und in Bündeln auf dem Dachboden oder in der Stube getrocknet, um als Würze und auch gegen Bauchschmerzen verwendet zu werden. Im Absude der Staude badet man kleine Kinder, wenn sie unruhig sind und wenig schlafen. Aus den dicken und hohlen Stielen des Kälberkopfes (*Chärophyllym*) und anderer gleichstieliger Doldengewächse erzeugen die Kinder Flöten und ähnliche Musikinstrumente.

Die Krausergiebigkeit zu erhöhen, treibt man am Pfingstsonntage das Vieh womöglich in hohes Gras. Dem Grase, das eine Frau am „Gehonstog“ dem Nachbarn heimlich abmäht, soll Zauberkraft innewohnen, die man in Siebengründen dadurch unwirksam macht, daß man die Frau überraschend anruft.

Beim Bauernhose, auch an Straßen und Wegen, liebt man außer Obstbäumen: die „Osch“ oder „Msch“ (Esche), die das Haus vor Blitzschlag bewahre und mit deren Zweigen man Ottern vertreiben, ja töten könne; die Rinde, von der man die in getrocknetem Zustande zu schweißtreibendem Tee dienenden Blüten pflückt; die „Osp“ (Espe), die Schwarzpappel, den „Abschärbam“ (Eberesche) und den „Kostornichbam“ (Kostkastanie). Einen Büschel reifer Ebereschbeerens hängt man im Herbst ins Siebelfenster, wohl um Blitzschlag und feindliche Mächte abzuwehren. Diese Früchte,

besonders vom veredelten Baume, werden auch wie Preiselbeeren eingekocht oder getrocknet gegen Husten verwendet; auch aus den Blüten macht man einen gleichem Zwecke dienenden Trank. Blüten der Koffkastanie, mit Weingeist versetzt, sind als Einreibung gegen Sicht geschätzt. Die glänzenden braunen Früchte machen den Kindern unbeschreibliche Freude und dienen ihnen zu allerlei Schmirgwerk: Pilzen, Tieren, Dosen, Tabakpfeifchen u. dgl. Das abgefallene Laub der Bäume benützt man als Viehfutter, Stallstreu und Heizstoff.

Feldfrüchte, wie Kartoffeln (um Arnau und Trautenau „Adäppl“, im Hohenelber Gerichtsbezirke „Alpena“ = Erdbirnen), Futterrübe und Mohn, die mehr Pflege und Arbeit erfordern, hat der Bauer ebenfalls gern in seiner Nähe, im Ortsriede. Die Kartoffeln, Mensch und Vieh als Nahrung dienend, wurden früher auch zur Herstellung von Stärke für den Hausbedarf verwendet. Nach dem Stecken der Erdäpfel setzen oder legen sich alle daran Beteiligten auf den Acker, damit die Früchte „Ruhe zum Wachsen haben“. In der Mittagsstunde des Johannistages soll zumindest ein kleiner Teil der Pflanzung behackt werden. Um einen Kartoffeldieb zu strafen, sammelt man von dessen Fußspuren Erde und wirft sie ins Feuer; der Dieb bekommt dann wundte Füße. Nach der alten Bauernregel: „Stäckte mich am Aprill, kumm ich, wenn ich well; stäckte mich am Mai, kumm ich glei“ gilt der Mai als günstigere Zeit zum Stecken. — Die verkohlten Besenstümpfe vom Johannisfeuer steckt man auch ins Rübenfeld. Im Weltkriege wurden neben der Futterrübe auch vielfach „Dumlichn“ (Dorfschen) angebaut, die eine Hauptnahrung des Hinterlandes waren. Hier half man sich mit dem Scherzworte: „Dumlichn und Nährn wärds Krestkend beschärm“ über den tieftraurigen Ernst der Verhältnisse hinweg. — Aus gemahlenem Mohnsamen, der zu „Kronzbuchtn“ (Arnau) oder „Tertschn Bund“ (Langenau), d. i. Guglhupf, zu „Martinhärnlan“ und anderen Festgebäcken unerlässlich ist, gewinnt man auch den Mohnsaft, der früher kleinen Kindern als Schlaftrunk eingegeben wurde. Heute ist man von der Schädlichkeit dieses betäubenden Mittels so ziemlich überzeugt und es gilt der Spruch: Mohn mocht tomn.

An den Ortsried schließen sich auf dem bis zur Grenze des Nachbardorfes reichenden Wirtschaftstreifen, ausgenommen den Wald und die Hutweide am äußersten Ende, die Felder und Wiesen an. Hier baut der Landwirt: „Korn“ (Roggen), „Wäß“ (Arnau), „Wajß“ (Langenau) oder „Waaß“ (Hohenelbe), d. i. Weizen, beide zumeist als Winterfaat, ferner „Hovr, Hofr“ (Hafer), „Garscht“ (Gerste) Klee und „Semenge“ (von Hafer, Wicken und Erbsen), welche letztere zwei Ackerfrüchte neben dem Ertrag der Wiesen, Gärten und Hutweiden zum Füttern des Viehs dienen und heute schon seltener Wein oder Klachs und Erbsen.

Mit dem Gedeihen oder Nichtgedeihen der Feldfrüchte steigt und fällt der Wohlstand des Bauern. Ihnen muß er seine ganze Umsicht und Liebe zuwenden und aus diesem innigen Verhältnisse heraus erklären sich die zahlreichen Bräuche, die diese Kulturpflanzen und all die mit Anbau und Ernte verbundenen Arbeit umranken.

Vor der Aussaat des Getreides betete früher der Bauer kniend ein Vaterunser oder machte wenigstens das Kreuzeszeichen und sprach: „Gott walt's!“ Einen Teil des Saatgutes ließ man zu Maria Geburt (9. IX.) in der Kirche weihen (Neuschloß). Gesät wird mit Vorliebe bei zunehmendem oder Vollmond. An dem Tage, der den ersten Märzschnee bringt, soll kein Hafer gesät werden. Vor dem Hafersäen reibe man den Handteller mit Schmalz vom Backen der Faschingskrapfen ein; so bewahrt man den Hafer vor Brand (Krankheit). Wird beim Säen ein Beet ausgelassen, stirbt jemand in der Familie. Bei der Roggenfaat wird der erste Sack mit dem „Pepl“ (verbundenes Ende) auf den Acker gestellt, damit die Schnecken das Korn nicht abfressen (Forst). Vor dem Schmitte verrichtet der Bauer dieselbe Andacht wie vor der Aussaat. Gegen Mäuseplage sollen folgende Vorkehrungen helfen: Die zum Binden des Getreides bestimmten Knebel läßt man während des Schmittes auf dem Felde. Die ersten Garben bindet man mit Strohseilen, die am Karfreitag angefertigt wurden, und legt sie zuunterst in den Bansen (Trautenau). In Ols-Deberney steckt man Erlenzweige in die vier Ecken dieses Raumes, der zuvor gereinigt, mit Stroh bedeckt und mit Weihwasser besprengt wurde. Die erste Garbe wird mitunter auf ein strohseilenes Kreuz gestellt. Beim Einfahren der ersten Fuhrre Korn klopft der Bauer mit dem Peitschensteden an das geschlossene Scheumentor. Die Bäuerin wartet schon mit einer Schüssel Weihwasser und fragt: „Bauer, was brängste?“ Dieser antwortet: „A Rendrn off Brut, a Meirn (Mäusen) a Tud!“ Dann wird die Scheuer geöffnet und dem Gespann entgegen Weihwasser gesprengt. Nach der Ernte ist in Müchsdorf und Stupna „Stoppelmusch“ (Lanz). Wer beim Ausdreschen den letzten Flegelschlag macht, heißt in Hennesdorf „Sook“, in Trautenau „Moz“, in Rottwitz „dr Olde“ und muß jemanden, gewöhnlich den Jüngsten oder einen Einfältigen nach dem „Kränznstochr“ zum Nachbar schicken; dieser gibt ihm einen Besen und eine Mistgabel, womit er die in Spalten und Ritzen verstreuten Körner herausstochern muß. Grüne Spitzen des Roggens nimmt man zu Gустentee. Kranke Augen bestreicht man mit einer blühenden Kornähre. Wer die erste Kornähre ableckt, bekommt kein Sodbrennen, und wer die erste Haferrisse in den Nacken steckt, bleibt von Kreuzschmerzen verschont. Am Andreasabende nimmt man auch Haferrörner zum Drafseln, ähnlich wie die Nusschalen (Haferschwemmen). Ein vierblättriges Kleeblatt, mit der rechten Hand gepflückt, bringt dem Finder Glück, aber auch dem, der es unbewußt bei sich trägt. Sieht ein Reiter eine Erbsen auf dem Wege liegen, soll er absteigen und sie auslesen, weil der Kelch darauf gezeichnet ist. Streut man am Weihnachtسابende gekochte Erbsen in alle Zimmerecken, hat man das ganze Jahr Geld. Wer einem Nachbar die erste Erbsenblüte abschneidet und zwischen zwei Steine steckt, bewirkt, daß dessen Erbsen nicht weich kochen; hat aber der Nachbar schon zuvor eine Blüte entdeckt und in frische Milch gelegt, bleibt die zugebackte üble Wirkung aus. Wenn Kinder dem Bauer „in die Schoten gehen“, müssen sie vorsichtig sein, damit sie nicht eine zertreten; denn dann würden sie ertappt werden. Doch auch Übermut macht sich geltend, z. B.:

„Schuta ruppa, Schuta ruppa,
 Dr Pauo is nej drheim,
 Die Paieren muß Kaslan mocha,
 Kon ons doch nej jähn.“ (Hennersdorf.)

Ober:

Schuta roppa, Schuta roppa,
 Dr Pauo is ne drhäm,
 U leit am longa Rän;
 Wenn a ward drhämne sein,
 Warn om olle Schutn blein.“ (Kleinborowiz.)

Aus der Zeit, da noch in jedem Hause gesponnen und gewebt und darum auch mehr Flachß angebaut wurde, sind noch viele Bräuche erinnerlich, die auf das Gedeihen dieser Feldfrucht hingen. Wenn zu Vichmeß (2. II.) die Sonne scheint, gerät der Flachß (Forst). Im Fasching, besonders die letzten Tage, soll viel getanzt werden; sogar „Alte Weiber“ sollen da tanzen. Mit den vom Baden der Faschingstrapsen (in Weindl) fetten Händen wirft die Bäuerin Weinsamen in die Höhe. Aus der Länge der am letzten Fasching abgekehrten Spinnweben schließt man auf die Länge des Flachßes. Sät man zu jeder Stunde dieses Tages etwas Weizen, so gibt der aufgehende Same die zur Weinsaat günstige Woche an. Beim Säen wird der Sack nicht eingerollt, sondern lang gebunden, damit der Flachß gedeihe. Diesen gegen Unkraut zu schützen, gibt der Bauer den Weinsamen in einen Mehlsack; auch steckt er die verkohlten Besenstümpfe vom Johannisfeuer auf die Weinsfelder (Harta). Hier sprang man früher durch das Feuer, hielt lange Fichtenäste so lange in die Flammen, daß nur die Nadeln verbrannten, und pflanzte dann die kahlen Gerippe in den Flachßacker: „Su long die Schwuppm, su long dr Flor.“

Von den vielen Unkräutern der bebauten Acker und Brachfelder weiß das Volk gar manche zu benennen und Heilzwecken dienstbar zu machen. Das „Stiefmütterlein“ (allg.), dreifarbiges Veilchen (*viola tricolor*) und die „Gewitter-, Durr- oder Blüßblum“ (allg.), Gebräuchlicher und Samander-Ghrenpreis (*Veronica officinalis* und *chamaedris*) dienen ihm zu Hustentee, ersteres auch gegen Bleichsucht und zur Blutreinigung. Im Gegensatz zu Nordböhmen, wo der Ghrenpreis das Einschlagen des Blüßes verhindert, zieht er und das „Feierblümlein“ (Arnau), „Durrblum“ (Langenau), Acker-gauchheil (*Anagallis arvensis*) im Riesengebirge den Blüß an, wenn man ein solches Blümlein pflückt oder gar ins Haus bringt. Der fruchtbare Frühjahrstrieb des Ackerhahnenfußes (*Equisetum arvense*), der „Kohnjäl“ (=jagel = Schwanz; allg.) und der unfruchtbare Sommertrieb, das Zinnkraut, „Zinngrös“ (allg.) helfen gegen Blutungen, letzteres auch gegen Halsbeschwerden; seinen Namen hat dieses davon, daß man früher das Zinngeschirr damit scheuerte. Von den Samen der „Rutn Kornbluma“ (Arnau), „Kotn“ (Langenau), Kornrade (*Agrostemma githago*) und den Klossen (Langenau), Klappertopf (*Rinanthus major* und *minor*) gilt der Spruch: „Klossen on Kotn mochn a Pauen Wotn“ (Waden). Die Feldstabiöse (*Knautia arvensis*) heißt in Arnau „Müllerknopp“, in Langenau „Ziteinariska“ und die Ackerwinde (*Convolvulus arvensis*) allg. „Parr-

kappla". Der gemeine Dosten, der auch gegen Ohren- und Zahnschmerzen hilft, Wohlgemut (*Origanum vulgare*) das bereits genannte Dillenkraut und das scharfe Berufskraut, Dauron (*Erigeron acris*) werden in Hennesdorf als Abwehrmittel gegen Unholden geschätzt: „Lost, Tell on Lauerond gan a Hexa Widerfond.“ Die trockenen braunen Früchte der großblättrigen Umpfer (*Rumex maximus* und *aquaticus*) sind uns aus der Knabenzeit, da wir die ersten Zigaretten daraus drehten und rauchten, in nicht gerade angenehmer Erinnerung.

Zum bunten Schmuck der Wiesen vereinigen sich: die „Puttbluma“, d. i. alle gelben Hahnenfüße (*Ranunculaceae*), darunter der häufige scharfe Hahnenfuß *R. acris*, der zu Fußbädern und zum Auflegen auf die Füße dient; die „Glockenblum“ (*Campanula patula*); „Zompfblumla“ (Arnau), „Stärkblum“ (Langenau), Wiesenfcharumkraut (*Cardamine pratensis*), nach Knothe auch „Gewittrblum“ (Wildschütz), „Watrblum“ genannt; „Bluttbluma“ (Langenau), u. zw. „Herrgotsblutt“ (Niederhof), Kuckuckslichtnelke (*Lychnis flos cuculi*) und „Wänschmierblum“ (Wildschütz), Pechnelke (*Lychnis viscaria*); Gebraüchlicher Augentrost (*Euphrasia officinalis*) zu Augenwasser; „Jummersiß“ (Niederhof), ateleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum aquelegifolium*); „Gale Wecka“ (allg.), Wiesenplatterbse (*Lathyrus pratensis*); „Wiettschlan“ (Arnau, Rinderopr.), „Ottrogros“ (Langenau, Gebirge), Wiesenknöterich (*Poligonum bistorta*); „Schwarzmozrl“ (Langenau), Wiesenknopf (*Sanguisorba offic.*) gegen Keuchhusten; Wiesenstorchschnabel (*Geranium pratense*) zu Bädern; „Barnwell“ (Langenau), verstümmelt aus Bänwall (nach Knothe: zu Walze, von Wiederrundmachen, d. i. Zusammenheilen der Knochenbrüche), Beinwell (*Symphytum offic.*), der auf Wunden aufgelegt wird; „Gänseblumla“ (Arnau), „Gänseriela“ (Langenau), Maßliebchen (*Bellis perennis*), das bei zahlreichem Blühen allgemeinen Kindersegen voraus sagt, nach anderer Meinung aber das Aufziehen junger Gänse und Enten erschwert, ja zumichte macht; endlich die auch auf Brachen und Rändern wuchernde „Gehonsblum“, Wucherblume (*Chrysanthemum leucanthemum*). Sie blüht am „Gehonsstog“, zur Sommer Sonnenmende und dient zur Erforschung der Zukunft. Kinder zupfen die zungenförmigen Blüten einzeln heraus und sprechen dazu:

„Edlmon, Battlmon, Jongggessel, Schmied“ (Arnau) oder „Klai Haus, gruß Haus, Wertshaus“ (Langenau). Das beim letzten Blatte gesprochene Wort zeigt den künftigen Stand oder Beruf, bzw. Grad der Wohlhabenheit an. In der Zeit der ersten Liebe sucht man sich der Gegenliebe mit jagendem Herzen zu vergewissern:

„Sie liebt mich von Herzen,
Mit Schmerzen,
Inßeheim,
Ganz allein,
Ein wenig oder gar nicht.“ (Allg.)

Kinder gehen oft noch weiter und wollen den zu erhoffenden Kindersegen erschließen. Sie legen die gelben Röhrenblüten auf den Handteller werfen sie in die Höhe und fangen sie mit dem Handrücken auf. Das

Ergebnis ist meist so günstig, daß uns um das Schwinden der Volkskraft nicht bange sein braucht.

Sumpfige Wiesen und Bachufer lieben: „Schnievalla“ (Langenau), „Schnievalke“ (Trautenau), „Schniegläcka“ (allg.), Frühlingsknotenblume (*Leucojum vernum*); die eigentliche „Puttblum“, Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*); „Schmärgel“, Trollblume (*Trollius europaeus*); „Mädesiß“, Sumpfspierstaube (*Spirea Ulmaria*), zum Baden von Wunden und als Tee gegen Halserkrankung; „Kranzlan“ (allg., KinderSpr.), rundblättrige Lysimachie (*Lysimachia Nummularia*); Bergißmeinnicht (*Mysotis palustris*); Pestwurz (*Petasites offic.*), mit deren großen Blättern Kinder sich gegen überraschenden Regen schützen, indem sie diese Schirme mit dem Stiele nach außen auf den Kopf nehmen; „Bronntreß“, Brunnenkresse (*Nasturtium offic.*), deren junge Triebe gern gegessen werden und auch zu Salat dienen; „Himmelschlessalan“ (allg.), gemeine und hohe Schlüsselblume (*Primula offic. und elatior*), zu Hustentee, im Kriege als Tabakersatz verwendet; mit einem Himmelschlüssel, den man während der Christmette im Freien blühend findet, kann man den Zugang zu allen Schätzen der Erde öffnen.

Anderer weniger auffallende Wiesenpflanzen sind: „Sauerompomp“ (allg.), „Sauarada“ (Langenau), Sauerampfer (*Rumex acetosa*), an dessen Stielen Kinder gern „Katschen“; Grines Bergißmeinnicht (Arnau), „Grines Gros“ oder „Kraghelen“ (Langenau), Frauenmantel (*Alchemilla vulgaris*), zum Auflegen auf Wunden und Entzündungen; „Zittrogros“ (Arnau), „Mittelen“ (Langenau; von Mittern = Zitterschein von sich gehen, Nebenform zu flattern, nach Knothe), *Brisa media*; „Kaufongkehren“, Simsen (*Juncaceae*); „Zockrogros“, Wiesenlieschgras (*Phleum pratense*); „Zwadn“, Quecke (*Tricium repens*), gegen Wasserfucht und Wasserlauf; „Zochal“ (Langenau), Spitzwegerich (*Plantago lanceolata*), auch „Zochäl, Sachäl“ genannt (gach = übereilt, schnell, also schnell heilende Pflanze). Lungenschwindfüchtige nehmen die getrockneten und pulverisierten Blätter oder einen Aufsud davon ein; auch verdorbenen Magen und Wunden sollen die Blätter heilen.

Auf sonnigen Rändern treffen wir an: „Schutnklee“ (allg.), Muttergotespantoffeln“ oder „-patschfelen“ (Langenau), Hornklee (*Lotus corniculatus*); „Kuckud“ (Langenau, Niederhof), kriechenden und pyramidenförmigen Günsel (*Ajuga reptans und pyramidalis*); „Sondrvomp, Sondrmon“ (Langenau), „Sondrtromp“ (Niederhof), Gandelrebe (*Glechoma hederacea*); „Braunal“ (Niederhof), Braunelle (*Prunella vulgaris*), gegen Halsleiden und Mundfäule; „Sihnragn“ (Arnau), „Saighrblimla“ (Langenau; Saigha = Wanduhr, ursprünglich Sand-Wasseruhr, von fidern, mhd. figen, ahd. fikan, figan = sinken, tropfend sich abwärts bewegen, *Dianthus deltoides*); „Quanlan“ (allg.), Quendel (*Thymus serpyllum*), zu Wasserfuppen, Hustentee und Bädern; Wolfsmilch (*Euphorbia Cyparissias*) gegen Warzen, besonders, wenn man sie bei abnehmendem Monde und vor Sonnenaufgang pflückt; „Soldotrivisla“ (Langenau), Huflattig (*Tussilago Farfara*), gegen Lungenkrankheiten, die Blätter auch auf Geschwüre; „Rajnerich“ (Langenau), Rainfarn (*Tanacetum vulgare*), dessen Abguß Kindern und Vieh

von den Würmern hilft; „Schofgarm“, Schaugarbe (*Achillea millefolium*), gegen Husten, Lungenleiden und zu Bädern; Taubenkropf (*Cucubalus baccifer*), zur Förderung der Harnfähigkeit; Beifuß (*Artemisia vulgaris*), gegen Nierenleiden; „Gliedergras, -kretlich“ (Langenau und andernwärts), Labraut (*Galium*); „Tausndgeldkraut“ (*Eurythrea Centaurium*) gegen Magenschmerzen, Bruststechen, Appetitlosigkeit und zur Blutreinigung; Guter Heinerich (*Blitum Bonus Henricus*) auf Schnitt- und Rißwunden; „Johanniszinkelen“ (Niederhof), Kreuzblume (*Polygala vulgaris*); Odermennig (*Agrimonia Eupatoria*) gegen Husten, Lungenleiden, Erkrankung der Verdauungsorgane und Rückenschmerzen; Ratterkopf (*Echium vulgare*) und Johanniskraut (*Hypericum elegans*) gegen Frauenleiden; Wegwarte (*Cychorium Intybus*) gegen Magenleiden; Hohlzahn (*Galeopsis Ladanum*) gegen Lungenwindsucht; Hauhechel (*Ononis*) als harntreibendes Mittel; „Brutlan“ (allg.), Eberwurz (*Carlina vulgaris*), deren Fruchthoden von Kindern gegessen wird, und auf feinigem Boden die „Stänzkalkan“ (Arnau; Zolkr = Zotte, Troddel), Mauerpfeffer (*Sedum acre*) und die Hauswurz (*Sempervivum tectorum*) gegen Ohrenstechen. Auf oder unter dem Dache angebracht, schützt sie gegen Blitz- und Hagelschlag. Auf Bienenstöcken wendet sie Feuergefähr ab. Am Johannistage werden so viele Hauswurzpflanzen an die Stubendecke gehängt, als Hausbewohner sind und mit deren Namen belegt; diejenige Pflanze, die zuerst verdorrt, kündigt an, daß der gleichnamige Bewohner zuerst sterben werde.

An den Begrändern bieten die Dornsträucher, als „Schlenna“, Schleh-dorn (*Prunus spinosa*), „Mahlbär“, Weißdorn (*Crataegus Oxyacantha*) und „Hundsruß“ (Arnau), „Häputtnstreichr“ (Langenau), Heckenrose (*Rosa canina*) den Singvögeln geeignete Nistgelegenheit. Die Blüten der Schlehe dienen zu Blutreinigungstee und gegen Abführen, die reifen, vom Frost befallenen Früchte und die Mehlbeeren werden von den Kindern verspeist. Auswüchse an Heckenrosen bringen guten Schlaf, wenn man sie ins Bett legt. Am „Wolprobm“ (30. April) steckt man nebst Birken auch Dornsträucher, mit bunten Bändern beschmückt, zur Abwehr der Hexen um die Düngerhaufen. Mit Dornruten soll man die verhexte Milch peitschen. Aus dem Fleisch der Hagebutten macht man Hätschepätzchen-Lunke und Eingefottenes. Auf diese Früchte bezieht sich auch das Volks-rätsel:

„'s sezt am Käne,
 Got a Bauch vul Stäne,
 A rut Jaekla

On a schworz Kappla.“ (Um Trautenau; vgl. Marzell S. 50.)

Das Bachufer begleiten „Arten“ (Langenau), Erlen, deren junge Blätter eiternden Wunden aufgelegt werden, „Olkärshn“ (allg.; nach der Ähnlichkeit der Früchte mit denen der Mant), Traubentirschen (*Prunus Padus*), an deren kleinen Beeren Kinder Geschmack finden, und die brauch- und fagenumspinnenen Weiden, allen voran die „Polmweid“ (allg.), Salweide (*Salix caprea*). „Polma“, Zweige mit Blütenkätzchen von diesem Bäume, läßt man am Palmsonntage in der Kirche weihen. Der Bauer unwickelt die Palmbüschchen mit einem Peitschenriemen und verwendet

diesen beim Austreiben des Viehes, damit es nicht „hiesle“, wild werde. Zwischen die Zweige versteckt er mitunter Kreide, Salz, Schwefel und andere Dinge, sie mit weissen zu lassen; denn dadurch werden sie zu Geheimmitteln mannigfacher Art. Kreide z. B. gibt man dem Vieh gegen Krankheit und am Walpurgisabend werden damit drei Kreuze an Türen und Tore geschrieben, um Hexen abzuwehren. Nach der Palmweihe pflegen die Leute drei Palmfäpchen zu verschlucken, sich gegen Halsschmerzen und andere Leiden zu schützen. Wer dies von Jugend auf alljährlich tut, erreicht ein hohes Alter. Palmzweige werden auch auf die Saatsfelder gesteckt, diese vor Hagelschlag zu bewahren. Im Schüttgetreide auf dem Dachboden sichern sie gegen Blitzschlag, über der Stalltür wehren sie Krankheit und Beherung des Viehes ab; in Stuben, hinter Heiligenbilder gesteckt, bewahren sie ebenfalls gegen Ungemach und erhalten den Hausfrieden. Blitzschlag abzuhalten, werden bei Gewittern Palmzweige verbrannt. In Siebengründen verbrennt man zu diesem Zwecke am Palmsonntage eine Hand voll Palmen im Stalle. Wer auf eine geweihte Palme tritt, dem wird ein Leid widerfahren. Wenn am Palmsonntage der Wind geht, gedeiht der Handel gut. Aus Weidenruten verfertigen Kinder und Burschen die „Schmedustrn“, mit denen sie am Ostermontage oder schon in der Vornacht die Mädchen schmectostern (auspeitschen). Dabei sind neben anderen auch folgende Sprüche üblich:

„Schmedustr, schmectustr em a Nj un äs zu“ (Arnau).

„Schmedustr em en Siebmkreiza,
's gonza Johr kaj Wärmabeissa.“ (Pommerndorf.)

„Ich bin a Mannr Pommer
Un ho en gruffn Hongr;
Dott mich nä zu lange stöhn,
Ich muß a Haisla wettr gihn.“ (Verbreitet.)

„Schmedustr off die Zinna (Zehen),

Ich nächst woß vrdinna;
Schmedustr off die Fisse,
Die Schmedustr schmectt fisse;
Schmedustr off die Sohla,
Ich kumm nä ganz vrhohla;
Schmedustr em die Wota,
Mir sein gude Romeroda;
Schmedustr off die Knie,
's is gutt fir die Klieh (Klöße);
Schmedustr em die decka Bäne,
Wärmr od jez ganz alläne;
Schmedustr off a Drsch,
Wenn's wiß tut, forscht!
Schmedustr em a Rauch,
's is alr Brauch;
Schmedustr offm Bede,
Du best mr zu decke;
Schmedustr ems Gwrbrat (Brüste),

's is tausnd Lolt wa(r)t;
 Schmeduſtr em die Arma,
 Doß dich doch Orbarma!
 Schmeduſtr em a Naſa,
 Sein die Kucha gebada?
 Schmeduſtr ems Maul,
 Bies oda nä zu faul!
 Schmeduſtr em a Kop,
 Zrſchlo 's gonze Johr kenn Top! (Verbreitet, hier Mundart von
 Trautenau.)

Bekommt der Schmedofterbursche, bzw. -junge nichts, spricht er:

„Zed, zed, zed, Zieghabol,
 Die Beite ei dam Hauſe ſein gor zu grob'!“ (Um Trautenau.) Oder:
 „Nä pſoi, du konntſt dich ſchama,
 Nä pſoi, dos is nä ſchin,
 A ſu a jonges Majla,
 An mir miſſn wiera gihn!“ (Lauterwasser.)

Vom erſten Schmedofterjungen leiht ſich in Nedarſch und Eſchermna die Bäuerin die Schmedofter und peitſcht damit das Vieh, damit es nicht faul ſei und Nutzen bringe.

Zur Zeit des Safttriebes klopfen die Knaben fingerlange Zweigſtücklein der Weide, Traubenkirſche u. a. Bäume mit dem Meſſerrücken, indem ſie das Knie als Unterlage benützen, und ſingen dazu:

„Pſeiſla, Pſeiſla, du mußt wa(r)n,
 Drum tu ich dich ſu longe han.“ (Hohenelbe.)
 „Fengpſeiſla, gimma Soft,
 Weil dr Paua Gowa rofft!
 Geſt ma tenna, ſchmeiß ich dich ei a Grobm,
 Fraſſn dich die Kobm,
 Kemmt a gruße Flaſſchahund,
 Ziehſta 's Fahl vum Puckl rond.“ (Häckelsdorf.)

Auch unſere Sagen berichten von der Zauberkraft der Weidenruten. In Ols wurde einmal die Hilfe einer Kindesfrau von einem Männchen angerufen, das ſich nicht zu erkennen gab. Die Hebamme folgte ihm bis zum Bache. Hier peitſchte das Männlein mit einer Weidenrute das Waſſer und ſchuf ſo einen trockenen Durchgang. Obzwar die Frau jezt wußte, daß ſie es mit dem Waſſermanne zu tun habe, folgte ſie ihm in der Erkenntnis, daß es zur Umkehr zu ſpät ſei, in die Tiefe. Dort lag ein Waſſerweiblein darnieder und ſie leiſtete ihm Geburtshilfe. Aus Dankbarkeit riet das Weiblein der Frau, beim Emporſteigen aus dem Waſſer ſchnell nach einer Weidenrute zu haſchen, damit ihr der Waſſermann nichts anhaben könne. Als dieſer die Hebamme ans Ufer zurückgeleitet hatte, dankte er und ſtreute ihr ein Häuflein Birkenlaub in die Schürze. Die Frau warf es weg. Zu Hauſe aber fand ſie ein Goldblättchen in der Schürze. Schnell lief ſie zurück, um das weggeworfene Laub zu holen; allein es war verſchwunden. — In Niederöls will man auch

Wassermanns Töchter beobachtet haben, wie sie mit Weidenruten ins Wasser schlugen und dann darin verschwanden.

Wenden wir uns nun dem äußersten Ende der Bauernhufe zu. Auf der Hutweide erfreuen uns verschiedene, meist rot blühende Knabenkräuter (Orchideae) durch die Pracht ihrer Blütenstände. Sie werden gegen Durchfall bei Kindern angewendet. Den weißblühenden „Nachtichotn“ (Arnau), Breitblüschchen (Platanthera bifolia) bringen Kinder gern nach Hause; während des Schlafens aber bannst man die Pflanze, die durch ihren starken Duft betäubt und den Tod herbeiführen könne, aus der Stube. Aus den „Rohrpfitlan“ (allg.) Ruhrkraut (Gnaphalium dioicum) macht man einen Trank gegen Durchfall. Auch „Olde Najs“ (Sangenau und Gebirge), Wollgras (Eriphorum angustifolium) und „Olde Kall“ (Niederhof, Gebirge), großköpfige rote Disteln finden wir hier und im Waldgrase. In Waldrändern und wegen, bzw. auf „Roländrn“ (= Rodeland) und im Laubgebüsch blühen: Blutwurz (Potentilla Tormentilla), ein Fingerkraut, das zum Blutstillen dient; „Bartschutn“ oder „Bodkrätlich“ (Sangenau), Tragant (Astragalus Glycyphyllos) zu Bädern gegen Rheumatismus; die schöne Taglichtnelke (Lychnis diurna), wie ihre Verwandten „Blutblum“ (Sangenau) genannt; Baldrian (Valeria offic.) gegen Magen- und Nervenleiden und „Hinfallende Krankheit“; „rute“, bzw. „bløe Himmlschleffelen“ (Sangenau), Lungenkraut (Pulmonaria offic.), gegen Brustleiden; „Hundsblum“ (Sangenau), Buschwindröschen (Anemone nemorosa); Königsferze (Verbascum phlomoides) gegen stechende Schmerzen; die „Feierblum“ (Niederhof), Rupprechtskraut (Peranium Robertianum); Waldmeister (Asperula cynauchica) gegen Lungenentzündung und als Beimischung zum Pfeisentabak; „Kollintbär“ (Niederhof), Schneeball (Viburnum Opulus); „Voghbär“ oder „Kuttallabär“ (allgemein), traubiger Holunder (Sambucus racimosa), dessen Beeren die Stubenvögel gern naschen, und endlich der „Fuschhajn“ (Sangenau), die „Hädn“ (Arnau), Besenheide (Calluna vulgaris). Blüht diese Pflanze von unten nach oben, darf der Bauer spät säen; blüht sie dagegen von der Spitze nach unten, muß er die Arbeit zeitig beginnen. In diesem Paradiese der Kinder reisen auch die „rutn“ und „schwarzjn Bär“, Erd- und Heidelbeeren (Fragaria vesca und Vaccinium myrtillus), die „Preißbär“ (Arnau, Trautenau) oder „Zodrbar“ (Sangenau), Hügelerdbeere (Fragaria collina), die Preißbär (Arnau) „Preißeln“ (Sangenau), Preißelbeere (Vaccinium Vitis idaea), die „Himmlbär“ (allgemein), Himbeere (Rubus idaeus) und die „Krozbär“, Brombeere (Rubus fruticosus). Das „Si die Bär gihn“ (Beeren sammeln), ob nun zur Befriedigung des eigenen Gaumens oder aber zur Versorgung des Haushaltes, bzw. nur zum Verkaufe, macht den Kindern immer Vergnügen; denn selbst im letzten Falle fällt immer noch genug für sie selbst ab. Mit den Worten: „Arta, Bärla, kumm od azu!“ geht es an die Arbeit und auf dem Heimwege wird gesungen:

Häle, häle, hu,
Kriegh un Läpp sein vu(l),
Preiß gekumma,
Ols genumma;

Hon zum Fensho neigeschoffa,
 Hon am Pauo 's Baim juroschha.
 Paua prallt: „Kunich, kunich,
 Schist ma ne mei Baim atzwei!“
 Hon se a Weschla Struh gemamma,
 Hon 's om wiera zommagebonna.“ (Sangenaur.)

Im Mai gesammelte Erdbeer-, Brombeerblätter und Heidelbeertraut werden zu Brusttee verwendet, der Abguß von Brombeerblättern zum Gurgeln bei Halsleiden und der von Preiselbeertraut zum Auspflücken des Mundes bei Zahngeschwülsten. Zu Margarethe gesammelte und getrocknete Heidelbeeren sind gut gegen „Abführen“ (Durchfall). Blätter von Himbeeren und Brombeeren waren im Weltkriege ein beliebter Tabakerzatz.

An Laubholz finden wir im Walde: Eichen, Buchen, Birken und Haselsträucher, an Nadelholz: größtenteils Fichten, ferner Tannen, Kiefern, „Kärbäm“ (Kärchen, allgemein) und stellenweise Wacholder.

Eichenblätter wendet man gegen Magenleiden und Strofeln an; in Abfude der Eichenrinde werden Kinder gebadet, wenn sie „roh“, d. h. aufgetrieben sind. Der durch Anbohren von Birken gewonnene Saft dient zum Einreiben der Kopfhaut; das fördert den Haarwuchs. Wer sich im Walde verirrt, werfe Buchen- oder Haselzweige in die Höhe; nach dem Auffallen zeigen ihre Spitzen die Richtung an, in der man zu gehen hat. Die „Schläßn“ (Reuchtpäne) erzeugte man früher zumeist aus Kiefern-, aber auch aus Buchenholz. In Ols-Döberney machte man letztere am Karfsamstage vor Sonnenaufgang, um sie bei Gewittern gegen Blitzschlag anzuzünden. Mit Birkenreisern und Dornsträuchern umsteckt man, wie bereits erwähnt, in der Walpurgisnacht die Düngrgrube. In Ols-Döberney werden aus einem einjährigen Haseltriebe zwölf Reile geschnitten und zu je drei Stück in die Seitenwände des Stalles, in Schwelle und Kopf balken des Tierfutters getrieben; auch dies hält die Hexen fern. Birken werden zum Fronleichnamsfeste neben die Altäre gestellt und neben anderem Laubwerk zum Schmücken der Häuser verwendet, an denen die Prozession vorüberzieht. Nach der Feierlichkeit steckt man Zweige dieses Laubzweiges zur Abwehr von Blitzschlag und Krankheit hinter Kreuz und Heiligenbilder. Die Rute des Nikolaus und die Rehrbesen sind ebenfalls aus Birkenreisern. Mit letzteren kehrt der Bauer am Karfsamstag um die Felder und Wiesen, um die Mäuse zu vertreiben. Den Röhren auf die Hörner gesteckt, helfen sie gegen Verherzung. Geben Röhren keinen Nutzen, werden sie am Karfsamstage mit Haselruten geschlagen. Kleine Kinder gegen den Alp zu schützen, der sie in unbewachten Augenblicken gegen einen „Wechselbalg“ umtauschen könnte, legt man einen Besen (auch eine Hacke) unter die Schlafstätte des Kindes oder lehnt ihn an die Stubentür. Auf Besen reiten in der Walpurgisnacht die Hexen. Das Schwingen und Werfen am „Gehonßfeuer“ entzündeter Besen ist allgemein. Ein in der Johannisnacht unter verschiedenen Zeremonien und Hersagen von nur Eingeweihten bekannten Zaubersprüchen abgeschchnittener „Zwieschl“ (Sabelzweig) des Haselstrauches gibt eine Wünschelrute. Mit ihr kann man am Karfsamstag und während der Passion zu Schätzen gelangen. „Otterfarn“ (Wurmfarn),

der nach dem Glauben der Gebirgler in der Johannisnacht blüht und dessen Same in derselben Stunde noch reift und abfällt, dient dem gleichen Zwecke; nur muß man das weiße Lücklein, das der Priester über den Kelch gedeckt hat, unterbreiten.

Birke (Beseu) und Hasel spielen ebenfalls in unseren Sagen eine Rolle. Unter einer Birke auf dem „Klingelberge“ bei Arnau war ein Wässerlein, das einen Blinden sehend machte. — In Pollendorf schnitt ein Stummer in der Mittagsstunde auf einer Birke Stuben zum Besenbinden. Als er zufällig einmal vom Baume herabblickte, sah er ein tolschwarzes Männlein unter demselben sitzen, das Geld in eine Kiste zählte und ihm winkte, herabzukommen. Erschreckt schnitt sich der Mann in den Daumen und stürzte herab auf die moosweiche Wiese. Daheim verständigte er seine Leute davon. Diese ritten zur Stelle, fanden aber weder das schwarze Männlein, noch einen Schatz. — In den „Haseln“ südlich vom Galgenberge in Pollendorf soll ein großer Schatz vergraben sein, den nur einer aus der Familie „Jörg Bäd“ um 12 Uhr nachts heben könne. Als Jörg Bäd einmal sich an das Unternehmen wagte, sah er in den Haseln auf einem großen Stein eine zarte Frauengestalt und neben ihr einen furchterregenden Drachen liegen. Die Frau forderte den Mann auf, aus dem tiefen Rachen des Untieres den Schlüssel zu dem Schatze herauszuholen. Zitternd lief Jörg davon und noch lange hörte er das Weinen der Frau, deren Hoffnung auf Erlösung nun wieder entschwunden war. — In Kleinborowitz bemerkte ein Bauer nach seiner Verheiratung, daß sein Weib täglich um Mitternacht das Haus verließ und nach Ablauf der „Geisterstunde“ frierend wiederkam. Die Bäuerin bekannte nun weinend, daß sie ein „Alp“ sei und allnächtlich eine Birke drücken müsse. Der Bauer ließ die Birke absägen und in den Hof schleppen, damit seine Frau es leichter habe. Als er darnach die Stube betrat, lag seine Frau tot auf den Dielen. Nun erkannte er, daß er die Birke hätte ausgraben und in den Hof verpflanzen müssen, um seinem Weib das Leben zu erhalten. — Nach einer Sage aus Niederhof hätte ein Beseu die Gestalt einer Magd angenommen und ihre Obliegenheiten besorgt, während sie als Opfer eines Hexenzaubers in der Fremde umherirrte.

Von den Nadelbäumen finden wie anderwärts auch hier junge Tannen, vornehmlich aber Fichten als „Christbäume“ Verwendung. Der „Hochandl“ (allgemein), Wacholder, auch „Lebensbaum“ genannt, gilt beim Blähen und Kalben des Kindes als vorzügliches Heilmittel. Seine Beeren wirken harntreibend und nervenstärkend und werden gegen Nierenleiden angewendet. Auch gegen Bauchschmerzen werden sie eingenommen. Als Heilmittel besonders beliebt ist der Wacholderkast, der früher in Proschwitz bei Arnau erzeugt wurde, was den dortigen Bewohnern seitens der Umgebung den Spitznamen „Sofhonga“ eintrug. Der aus den Wachholderbeeren erzeugte Schnaps, in BANGENAU „Hochwalder“ genannt, ist nicht nur als Genußmittel, sondern in heißem Zustande und gesüßt als bestes Mittel gegen Grippe geschätzt. Ist im Hause jemand gestorben, wird „Hochandelreiß“ auf einem Teller verbrannt oder im Ofen angezündet und herausgenommen, um die Stube auszuräuchern.

Das Waldmoos wird im Herbst als Schutz gegen Kälte in die Fenster gegeben und dient gleichzeitig in der Zeit der abgestorbenen Natur, mit Blumen aus rotem Seidenpapier besteckt, als Fensterschmuck. Zu Allerseelen schmückt man die Gräber mit Moos und Renttiersflechte. An essbaren „Schwomma“, Pilzen kennt das Volk: den „Herrnpelz“ (allgemein), Steinpilz (*Boletus edulis*), die „Rutkopp“, Rothhautpilz (*B. rufus*), die „Putzpilz“, Ringpilz (*B. luteus*) und Gelber Röhrling (*B. flavus*), den „Kleghn“ (von den Killen zwischen den Samellen des Pilzfutters so benannt), Pfifferling (*Cantharellus cibarius*), den „Stänrelghn“, Semmelstoppelpilz (*Hydnum repandum*) und den „Kestn“, echten Reizter (*Sactaria deliciosa*). Alle diese Pilze werden gesammelt, grün und gedörrt in Suppen, Lunken und anderen Speisen genossen. Das „Schwommafuchn“ macht jung und alt Vergnügen, schon wegen der Freude des Findens. Allgemein herrscht die Meinung: „Viel Schnee, viel Schwomma“. Als „Schwommapatron“ gilt der hl. Prokop. Von den giftigen, bzw. ungenießbaren Pilzen kennt man nur den „Klieghnpelz“ (*Amanita nuscaria*).

Der Baudenbewohner weiß noch folgende Pflanzen zu benennen, bzw. als Heilmittel zu verwenden: „Schöne Albine“ (*Anemone alpina*) oder „Teilsbort“ (Fruchtsengel); „Schodnblum“, Arnika (*Arnica montana*), in Weingeist eingelegt zur Einreibung bei Verwundungen; „Enzian“ Schwalbenwurzengian (*Gentiana asclepiadea*), aus dessen Wurzeln man einen Trank zu Magenstärkung und gegen Husten braut; „Zohnedl“, Heilsteck (*Sanicula europaea*) zum Heilen aller Schäden und besonders von Lungenleiden; „Rihzäl“, Kreuzkraut (*Senecio vulgaris*), zu Bädern bei Hautausschlägen; — letztere beiden findet man auch in den Vorbergen; — ferner „Ottfarn“, Wurmarn (*Aspidium Felix mes. Sw.*) gegen Würmer und „Weilchenmoos“, eine Alge (*Chroolepus Jolithus*), die ob ihres Weilchenduftes mit einem Stück Unterlage vom Felsboden abgemeißelt und an die Besucher des Gebirges verkauft wird.

Zum Abschlusse dieser Darstellung sei noch vermerkt, welche Stellung das jedem Riesengebirgswanderer unvergeßliche „Knieholz“, Krummholz (*Pinus pumilio* Haenke) im Glauben und vor allem in der Sage des Riesengebirglers einnimmt. Nach einer Sage lebte hier (angeblich in Ols oder Oberprausnitz) ein Geisterbanner, namens „Pfonnafranz“. Er war eigentlich ein Pfannenflücker, fing aber auch Geister, trug sie in einem Lederranzen, zuweilen auch in Flaschen ins Knieholz und verbannte sie dort auf Hunderte von Jahren oder für immer. Als er einmal in der Hofbaude übernachtete und die Geisterbürde in einen Winkel gestellt hatte, öffneten, während er schlief, die neugierigen Jungen des Besitzers den Ranzen, worauf die Geister entwichen und mit furchtbarem Geheul in der Stube umhertobten. Sie hätten die Kinder zerrissen, wenn sie der Meister nicht eingefangen hätte. Auch in Niederhof erlangten die Geister einmal die Freiheit und „verdunkelten“ bereits Stube und Garten. Nur mit Mühe wurde Pfannenfranz ihrer wieder habhaft. Ein andermal schlug ein Mann auf den Ranzen, bis dieser anschwoll und barst. Es wäre um den Verwegenen geschehen gewesen, wenn der Gebieter nicht eingegriffen hätte.

Aus einer Flasche mit einem gebannten Geiste, die Pfannenfranz ins Knieholz getragen hatte, vernahm einst ein Pascher (Schmuggler) die Frage: „Ist es Zeit?“ Verneinend warf er die Flasche weg. Ein anderer Pascher, der bejahend antwortete, sollte statt des so erlösten Geistes in die Flasche schlüpfen. Pfißig bezweifelte er, ob er in der Flasche Platz habe. Als es ihm der Geist zeigte, indem er in die Flasche zurücktröh, lorkte der Pascher die Flasche zu und lief davon. — In der Hampelbaude fing der Geisterbanner einmal die Plagegeister, die eine gewisse Zeit lang jeden Nachtgast ermordeten, und trug sie ins Knieholz. Am nächsten Tage dankten ihm zwei vornehme Reiter, die er dadurch erlöst hatte. — In Kleinborowitz und Mohren erzählt man, daß Ringels (eines Bösewichts) Geist ins Knieholz gebannt wurde. — Nach einer Sage aus Widach kam öfters ein Weib aus dem Gebirge, das Geister fing und in einem Sacke ins Knieholz schafft.

Eine Sage aus Mohren erzählt: In einer wilden Wetternacht schleppeten einst mehrere Pascher allerlei Waren aus Schlessien über das Gebirge. Untweit der Wiesenbaude wurde es plötzlich im Knieholze lebendig. Die Grenzwächter hatten die Pascher umstellt, die nun nach allen Richtungen auseinanderstoben. Ein Pascher, dem man besonders scharf auf den Fersen war, entschwand plötzlich ihren Blicken. Mit wildklopfendem Herzen ruhete er in einer Mulde des dichtesten Knieholzes. Vor Mattigkeit schlief er ein. Als er wieder zu sich kam, ruhete er auf dem Backofen einer großen Stube. Dort saßen an einer Tafel eine große Anzahl wildbärtiger Männer, die lustig zechten und allerlei Kurzweil trieben. Als sie den Pascher bemerkten, nötigten sie ihn, sich zu ihnen zu setzen und zuzugreifen. Nachdem der Mann Hunger und Durst gestillt hatte, füllte er seine Taschen mit Lebensmitteln, dankte und machte sich auf den Heimweg. Kaum war er aus dem Hause getreten, verschwand der Spuß. Verschlafen, als habe er nur geträumt, stand er beim Knieholzgestrüppe, wo er niedergesunken war. Seine Taschen waren mit Zapfen, Erde und Steinen vollgepfropft. Jetzt erkannte er, daß ihn ins Knieholz verbannte Pascher bewirtet hatten.

Damit wären wir am Ende dieser Abhandlung angelangt, die einerseits zeigen sollte, wie tief die Pflanzen auch im Volksleben des Riesengebirges verwurzelt sind, und andererseits zu ähnlichen Arbeiten im ganzen sudeten-deutschen Gebiete anregen möge.

Ein Beispiel sachkundlicher Namensforschung*)

Von Dr. Bruno Schier

Bei allen Arbeiten über Gegenstände der sachlichen Volkskunde ist die Beobachtung und Erklärung der volkstümlichen Ausdrücke von besonderem Wert. Ist doch häufig der Name, gleichgültig ob Behn- oder Erbwort, die

*) Die Druckstöcke zu den drei ersten Abbildungen wurden in liebenswürdigster Weise vom Verein für Volkskunde in Wien zur Verfügung gestellt; den Druckstock zur 4. Abbildung verdanken wir der freundlichen Vermittlung des Herrn Dr. Friß Boehm und dem Entgegenkommen der „Staatlichen Sammlung für deutsche Volks-

einzigste Quelle für die Geschichte des Gerätes. Ein Reimwort, das nicht nur einer fremden Sprache, sondern auch einer entfernten Mundart oder Ständesprache entstammen kann, sagt aus, daß die Erscheinung unter fremdem Einfluß übernommen, oder doch entscheidend verbessert wurde. Ein bodenständiges Wort läßt durch seinen Bedeutungsgehalt Schlüsse auf das ursprüngliche Aussehen und die Entwicklung des Gegenstandes zu. Ein schönes Beispiel für Beobachtungen dieser Art ist der Name „Gähnappe“, den der Rienspanhalter in einem noch nicht näher bekannten Umkreise des hochdeutschen Sprachgebietes führt¹⁾. Es mutet sonderbar an, daß ein so ehrwürdiges Gerät seit alters mit einem Schimpfnamen bezeichnet worden



Abb. 1. Bauer und Bäuerin mit brennendem Rienspan im Munde.
Nach Claus Magnus, 1555.

sei; außerdem bietet sein Aussehen, ein Holz- oder Eisengestell mit einer Klemme zum Festhalten des Spanes, keinen Anknüpfungspunkt für diese Benennung. Es muß also wohl eine Namensübertragung vorliegen.

Der Hauptzweck des Spanhalters bestand darin, den brennenden Rien aus der feuergefährlichen Umgebung herauszuheben und ein weithin sichtbares Leuchten zu ermöglichen. Dieser Grundgedanke hat seit dem Mittelalter zur Entwicklung der mannigfaltigsten Leuchtgeräte aus Holz, Ton, Stein und Eisen geführt²⁾. Am ursprünglichsten mutet natürlich der Brauch an, daß man sich bei der Arbeit im Dunkeln selbst leuchtete oder den Span

kunde“ in Berlin, für deren Leitung Dr. Bramm zu diesem Lontopf die folgenden Angaben macht: „Er stammt aus Bayern, ist 8,3 Zentimeter hoch. Der rotbraune Ton ist auf der Rückseite (!) rußgeschwärzt. Obwohl wir nicht daran zweifeln, daß dieser Kopf als Spanhalter benutzt worden ist, machen wir Sie doch darauf aufmerksam, daß er vielleicht ursprünglich nicht zu diesem Zwecke bestimmt war. Er hat nämlich eine auffällige Ähnlichkeit mit den Lontöpfen von Dachziegeln aus dem Schwarzwald. Als Stirnziegel verwandt, boten sie dem Beschauer den Unheil abwendenden Blick. Einer dieser Dachziegelköpfe hat ebenfalls den schmalhälsigen Mund, der zur Aufnahme des Spanes bestimmt zu sein scheint.“

durch ein Kind halten ließ³⁾). Waren beide Hände beschäftigt und stand kein lebendiger Spanträger zur Verfügung, so hielt man den Rien einfach mit den Zähnen, wie es Olaus Magnus bereits im 16. Jahrhundert für die



Abb. 2. Tonkopf, als Spanhalter verwendet. 13.—14. Jahrh., Oberösterreich.

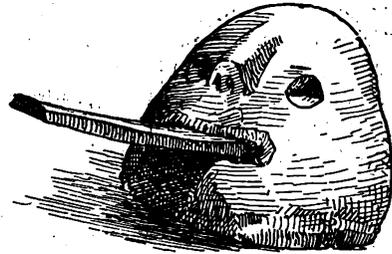


Abb. 3. „Geänmaul“, Spanhalter aus Ton, Oberösterreich.



Abb. 4. Tonkopf aus Bayern.

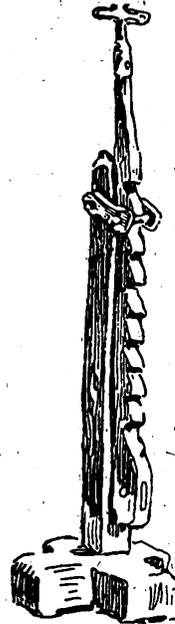


Abb. 5. Eiserner Rienspanklemme, im südlichen Böhmerwald „Mäul-äck“ genannt.

nordischen Völker und die Kalevala für die Finnen berichtet⁴⁾). Es lag daher nahe, den Tonloz, welcher beim Ofen häufig dem brennenden Rienspan als Unterlage diente, in einen menschlichen Kopf umzubilden, dessen verbreiteter Mund den Span hielt. Tatsächlich sind Tonköpfe dieser Art

seit dem 13. bis 14. Jahrhundert aus Ober- und Niederösterreich und Steiermark nachweisbar. Sie werden dort noch heute als „Geßmaul“, „Maulauf“⁸⁾ oder „Germaue“ bezeichnet⁹⁾. Zu den Stücken in österreichischen Museen gesellt sich ein bisher wenig beachteter Lontopf in den Sammlungen für deutsche Volkskunde zu Berlin (vgl. Abb. 4). Das estnische Nationalmuseum zu Dorpat bewahrt einen von der Insel Arnikatti stammenden Menschenkopf aus Kalkstein, der als Spanträger diente⁷⁾. Sein Name „Pirru-Jaak“ („Rienspanhansel“) läßt sich mit der englischen Bezeichnung des mechanischen Bratenwenders = „Smokejacks“ („Rauchhansel“) vergleichen, der keinen geringeren als Leonardo da Vinci zum Erfinder hat⁶⁾.

Da nach der sachlichen Überlieferung und einer böhmischen Miniatur des 15. Jahrhunderts in früherer Zeit der Ton am Aufbau der heimischen Herdgeräte stark beteiligt war⁵⁾, dürfte er auch bei den Rauchgeräten verwendet worden sein; für Innerböhmen wird dies durch eine Abbildung bei Zibrt belegt¹⁰⁾. In den deutschen Randgebieten wurde der Lontopf mit dem klaffenden Mund und den klopfenden Augen treffend als „Gähnsaffe“ (ma. gänofe) bezeichnet und damit ein schönes Gegenstück zu dem ähnlich benannten „Raucherweibchen“¹¹⁾ und dem „Algöhen“¹²⁾ der Kerzen- bzw. Ölbeleuchtung geschaffen. Nordböhmische Stadtrechnungsbücher des 16. Jahrhunderts verzeichnen zwar sorgfältig jeden kleinsten im Hauswesen verwendeten Eisenbestandteil, sie erwähnen auch wiederholt den Kauf eines Bündels von „Rauchspänen“ oder einer „Spanbuche“ zur Herstellung von Fackeln¹³⁾; aber die Eisenklammer für den Rienspanhalter wird nie genannt. Erst mit der zunehmenden Verwendung von Eisennägeln scheint auch der eiserne Spanträger den Lontopf ersetzt und dessen kennzeichnenden Namen übernommen zu haben. Jedenfalls besaß er in Nordböhmen bereits am Ausgang des 18. Jahrhunderts das Übergewicht¹⁴⁾.

Freilich kam damit die eiserne Rienspanklammer nicht erst auf; sie ist seit alters in den Ostalpen, in den Sudeten- und westlichen Karpathenländern, ferner in Irland und Schweden verbreitet¹⁵⁾. In den deutschen Landschaften mag sie früher einen eigenen Namen besessen haben, der sich vielleicht aus der Bedeutung der Eisenklammer und dem Gleichklange mit „Gähnsaffe“ erschließen läßt. Der Alpenländer bezeichnet ein geschlitztes Brett, das die Bratpfanne schwebend über dem Herdfeuer zu halten hat, mit „Gaf“¹⁶⁾. Die deutsche Rechtsprache versteht unter „Gaf“, „Kaf“ nicht nur den „Pranger“ schlechthin, wie das Deutsche Wörterbuch meint, sondern auch nach R. Quanter einen über das Wasser hinausreichenden Schwebebalken, an dessen Ende der unterzutauchende Verbrecher in einem Käfig aufgehängt wurde¹⁷⁾. In beiden Fällen liegt eine Ableitung zu „gafen“, „faden“ = ragen, vorragen vor, das aus der sächsisch-thüringischen Mundart bekannt ist¹⁸⁾.

In den hochdeutschen Mundarten ist ferner der Ausdruck „Krappe“, „Krappe“, „Kraffe“ in der Bedeutung „Gafen“, „Kralle“, „Klammer“ beliebt¹⁹⁾. Ähnlich wie die englische Sprache zu tooth ein gagtooth „hervorragender Zahn“, „Rasszahn“ bildet, könnte in alter Zeit die Zusammenfügung „Gafkrappe“, „Gafkrappe“ = „hervorstehender Gafen“, „Klammer“

entstanden sein. Da im primitiven Wohnhause die Rienspäne in die Ritzen der Hauswand gesteckt und später zur Vermeidung von Feuergefähr durch eiserne Wandhaken gehalten wurden²⁰⁾, könnte der erschlossene Name recht gut einen dieser Rienspanträger bezeichnet haben. Die darauf gelegte Schleife wurde vielleicht „Gallicht“ genannt; tatsächlich finden wir diesen Ausdruck für die ältere schlesische Mundart als „Gollicht“ belegt²¹⁾. Da sich dieses Wort mit dem etymologisch unklaren, mannigfach überlieferten „Golicht“, „Gulicht“, „Gaulicht“ des übrigen Mittel- und Oberdeutschen schwer verbinden läßt²²⁾, wäre die im Vorbeigehen vorgeschlagene Deutung ernstlich zu erwägen.

Es standen sich also in den mitteldeutschen Gebieten zwei Rienspanhalter gegenüber: der frazenartige Tonkopf mit dem gesicherten Namen „Gähnaße“ und der eiserne Rienspanhalter mit der vermutlichen Bezeichnung „Gattrappe“, „Gattrappe“. Da „gaten“ im Ostmitteldeutschen auch ein derber Ausdruck für „Mund aufsperrn“, „gaffen“ ist und das Schimpfwort „Gähnaße“ im Schlesiſch-Sächſiſchen auch „Gatasse“ lautet²³⁾, war eine Vermengung der lautlich und sachlich nahe verwandten Bezeichnungen leicht möglich. Der Sachname „Gattrappe“, „Gattrappe“ schied allmählich aus, da die Sprachenentwicklung „Gähnaße“ bevorzugte, das auch in dem häufig verwendeten Schimpfworte eine Stütze fand. Als im 17. und 18. Jahrhundert die Verwendung tönerner Rienspanhalter nachließ, bezeichnete also der Name „Gähnaße“, der ursprünglich nur für den plumpen Tonkopf berechtigt war, bald nur mehr das nüchternere Leuchtergestell mit der Eisenkammer. Jedenfalls läßt der Ausdruck „Gähnaße“ auf eine weitaus stärkere Verbreitung der tönernen Rienspanhalter in der Vergangenheit schließen; ohne diese Annahme bliebe das Wort unverständlich.

Anmerkungen

¹⁾ Belege aus der nordböhmisch-sächſiſchen Mundart: „Wie se no bei Jackelichte ſponn“, mußte e Mädel ins andre die Ganoffe machen uns Nicht ein Stände halten“ = Lieze Fr., Urse liebe Heimt. Gedichte und Erzählungen in allen nordböhmischen Mundarten I (1892) 29. Vgl. Müller-Fraureuth, Wb. d. oberſächſ.-erzgeb. Ma. II (1914) 776: „Gähnaße“ = Brennſpanhalter ähnlich wie „Olgöſ“ = Nichtträger. Hübler Fr., Wörterverzeichnis der Sachausdrücke der Reichenberger Tuchweberei = Mitt. Ver. Hbde. d. Jeschten-Pfergaues 22 (1928) 17f.: „Gähnaße“ = die eiserne Zwinde am oberen Ende des Jackel- oder Rienspanhalters, in welche die Jackel, der Rienspan gesteckt wurde. Dem Wb. d. schles. Ma. von Fr. Knothe (1888) ist der Ausdruck auffallenderweise nur als Schimpfname bekannt (S. 236). Herrn Dr. G. Jungbauer danke ich eben die freundliche Mitteilung, daß der jangenartige Rienspanhalter aus Eisen noch heute in einzelnen Häusern der Bezirke Oberplan und Raſching (Böhmenwald) verwendet wird und gewöhnlich „Mäuläſſ“ heißt. Nach Angabe der Frau Bina Waſſil wurde er in Mugrau (Bez. Oberplan) „Spänwara“ genannt.

²⁾ Beneš R. v., Das Beleuchtungsweſen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Wien 1905. — ³⁾ Konrad von Haſlau, Jüngling = Zeiſchrift f. dt. Altertum 8, 550—587, V. 649f.: swer einem kinde laet daz lieht so lange unz man ez sweinen siht, daz ist ein vil unwiſer site. — ⁴⁾ Claus Magnus, Historia de gentibus septentrionalibus. Deutsche Ausgabe, Baſel 1567. Kap. 16: „Über das braucht man auch durch alle Wittnächtige Länder das Riensholz in allerley gestalt / wie die gemeinen Hauſterken / Reimlich also / wann einer mit beiden henden zuſchaffen hat / ſteckt er etliche dünn geſchnittne ſpän / ſo vil er will vnder die

gürteln / vñ nimpt ein brennenden spon in den mundt / oder stacht in auff den hutt / geht also hin vnd wider wo er will / auch von dem windt omwehndert / vñ arbeitet was im geselt / Doch geschicht solches mit weniger gefahr zu selbst dann zu hauß / von wegen des starken bechß gewuch / der nicht jederman zimbt /" Kalewala, Übertragen von Schiefner (1852) 23. Kame, Vers 175ff.: „Kommst du darauf in die Stube, komm selbvierte du ins Zimmer: In der Hand ein Wasserfäßlein / In dem Arm ein Blätterbesen / In dem Mund ein Feuerhölzchen / Selber bist du dann der vierte.“ Beide Zitate nach dem in Ann. 5 angeführten Aufsatz von H. Schömer. — ⁵) Schömer R., „Geraumaul“ und „Mäul auf“ = Wiener Zeitschrift für Volkskunde 31 (1926) 6–9. — ⁶) „Geraumaul“ nach freundlicher Mitteilung des Herrn Univ.-Prof. Dr. Th. Mayer und nach Weiser S., Das Bauernhaus im Volksglauben = Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 56 (1926) 10. — ⁷) Said G., „Pirru-Jaak“ = Eesti rahva muuseumi Aastaraamat 4 (1928) 98–100; 163. Die Kenntnis dieser beiden Aufsätze verdanke ich Herrn Doz. Dr. G. Jungbauer. — ⁸) Meringer R., Wörter und Sachen 4, 197f. — ⁹) Miniatur Nr. 67 des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Gef. abgebildet bei Essenwein, Mitt. Germ. Nationalmuseums 1886, S. 272, dazu Karffer D., ebda. 1901, S. 34. — ¹⁰) Zibrť Č., Toč se a vrč, kolovrátku ... = Veselé chvíle v životě lidu českého I (1909) S. 16, Abb. 10. — ¹¹) Heyne M., Deutsche Hausaltertümer I (1899) S. 277. — ¹²) Schlauch G., Sachen im Sprichwort (1904) S. 40–43, Müller-Fraureuth, Wb. oberöschl.-erzgeb. Na. II 306. — ¹³) Schier B., Haus und Hausrat = Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen II Heft 5. ¹⁴) Zöllner J. F., Briefe über Schlesien auf einer Reise im Jahre 1791, II (1798) 320: „Die gewöhnliche Gebirgsbeleuchtung war ein brennender Fichtenspahn, auf einem hohen hölzernen Fuße in einen Haken geklemmt.“ — ¹⁵) Haberlandt A., Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung = Buschan G., Illustrierte Völkertunde II 2 (1926) S. 468. — ¹⁶) Meringer R., Mitt. d. Anthropol. Ges. Wien 23, S. 143, Fig. 72; ders., Das deutsche Haus S. 34, Fig. 37. — ¹⁷) Deutsches Wörterbuch IV 1, 1152, V 47. — Quanter R., Die Schand- und Ehrenstrafen in der deutschen Rechtspflege (Dresden 1901) S. 114f. — ¹⁸) Deutsches Wörterbuch V 15, 49, IV 1153. — ¹⁹) Ebda. V 2063. Graff IV 596: ahd. crapho, oraffo, crapo. — ²⁰) Haberlandt A., a. a. O. S. 469. — ²¹) Deutsches Wörterbuch IV 1, 1552, 1572. — ²²) Während das Deutsche Wörterbuch IV 1, 1572 „Gaulicht“, „Golicht“ schreibt, verwenden Fischer S., Schwäbisches Wb. 3, 747, und Weigand-Pirtz, Ethn. Wb. 1, 748 Doppel-l: Gollicht, Gaillicht, Gaullicht. — ²³) Deutsches Wörterbuch IV 1, 1153, 1148.

Ein Band Prager Flugblatt-Lieder von 1828

Von Karl M. Alier

(Schluß.)

Einige Liedtexte aus dem Sammelbändchen.

Vom dummen Hans Klachel von Przelautsch (= Nr. 39)

- (1) Ich bin der Hans Klachel ja,
Reit immer lustig wistaha :/
Im Thor, da fragte mich ein Herr,
„Wo kommst du dummer Kerl her?“
Ich aber fuhr ihm durch den Sinn,
Und sagt, daß ich Hans Klachel bin;
Komm graden Wegs von Przelautsch an,
Sem na konjčku
Pro mogi krásnou Paničku.

- (2) Drauf fragt mich auch ein blauer Kock,
 Wo reitest du hin, du steifer Bock :/
 Was ist dein Amt, was ist dein Fach,
 Er fragte auch, was ich hier mach :/
 Er war dich wie ein Brandweinsack,
 Und forderte von mir den Paß.
 Voll Angst und Schrecken sagte ich,
 Ze gsem Prelaučský Zemich,
 Gsem Prelaučský Zemich.
- (3) Drauf sagte er mir gar kein Wort,
 Ich ritt dann immer hop hop hop fort,
 Ritt hop hop hop fort.
 Die Stadtmädchen sind da sehr schön,
 Ich hab sie alle angesehen,
 Die eine war hübsch, weiß und roth,
 Ich wollt sie sehn und fiel in Roth,
 Doch bin ich lustig ich ich hu.
 Tot gest leppi nez u Pluhu,
 Tot gest leppi nez u Pluhu.

Zum Abschiede (= Nr. 28)

(Ein Freimaurenlied?)

- (1) Freund! viel Glück und Gottes Segen
 Seh auf allen deinen Wegen.
 Trink zum Abschied' von uns allen
 Dieses Gläschen fröhlich aus.
- (2) Sieh, wie leicht kann einer scheiden
 Von uns zu den bessern Freuden:
 Darum wollen wir noch heute
 Uns des Dasehns herrlich freun!
- (3) Auch kannst du, Freund, von uns gehen,
 Daß wir uns nie wiedersehen,
 Darum, Bruder, trink zu Ehren
 Unserer Freundschaft Bebe wohl!
- (4) Aber sehn wir uns einst wieder
 Hier als Freunde und als Brüder:
 Wollen wir das Band erneuern
 Das uns alle fest umschließt.
- (5) Und wenn dich, von uns einst trennet
 Unglück oder Tod, so nennet
 Deinen Namen noch mit Freuden
 Unser brüderliche Schaar!

- (6) Doch nur Glück und viele Freude,
Langes Leben, frei vom Leide,
Wünschen wir aus treuen Herzen
Und aus wahrer Freundschaft Dir!
- (7) Allen Brüdern, die da waren
Unserer Kunst vor vielen Jahren
Schon entrissen, eh' wir kamen,
Seh ein schäumend Glas gebracht!
- (8) Allen, die da jetzt noch wirken,
Sehs bei Christen oder Türken,
Seh von uns mit frohen Herzen
Gern ein frohes Glas gebracht.
- (9) Allen, die noch werden können,
Und sich wahre Menschen nennen,
Werd von uns, als Kunstgenossen
Ein gefülltes Glas gebracht.
- (10) Auf, ihr lieben deutschen Brüder,
Reicht den Scheidenden nun wieder
Den gefüllten heut'gen Becher
Auf der Freundschaft Ewigkeit.

Klage-Lied (= Nr. 6)

(Parodie auf das Wertherlied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“)

- (1) Ausgelitten hat sie, ausgerungen,
Sie vollendete, die Dulderinn;
Von des kalten Todes Arm umschlungen,
Siegt sie da, und all ihr Leid ist hin.
- (2) Nehmt an ihrem Leide ein Exempel,
Lernet dulden, schöne junge Frau'n,
Und man wird euch in des Nachruhms Tempel,
So wie ihr, ein marmor'n Denkmal baun.
- (3) Hört nur ihre traurige Geschichte,
Laßt ihr Schicksal auch zu Herzen gehn;
Und ihr werdet dann im vollen Sichte
Ihre sel'ne Tugend glänzen seh'n.
- (4) Jung und schön, und fähig zu erfüllen,
Was nur ihr Geschlecht verebeln kann,
Wurde sie durch einen höhern Willen
Gattin, Gott, von was für einem Mann.

- (5) Zwar gebrach ihr nichts an Reiz und Jugend,
 Aber gar nichts hatte er gelernt,
 Und Moral, Religion und Tugend,
 Treu' und Liebe war von ihm entfernt.
- (6) Essen, Trinken, und eh's kaum noch lagte
 Seine arme Gattin zu bemühn,
 War sein einziges Geschäft, doch klagte
 Nie die sanfte Schöne über ihn.
- (7) Ob sie ihm gleich keinen roten Heller
 Mitgebracht, daran war's Schicksal Schuld:
 Schafft er doch nichts an in Küch' und Keller,
 Und auch dies ertrug sie mit Geduld.
- (8) Während ihres ganzen Ehestandes,
 Dieß er ihren Anzug nicht erneu'n;
 Keines Kopfsputz, Blümchens oder Bandes
 Konnte sich das arme Weib erfreun.
- (9) Mit sonst nichts geschmückt, als eigenem Reize
 Sah man sie spazieren geh'n vor's Thor,
 Doch warf sie dem unerhörten Geize
 Ihres Mannes nicht das Mindeste vor.
- (10) Wenn er sich an schönen Nachbarinnen
 Schlau und klüß die letzte Gurst erschlich,
 Wann im wilden Laumel seiner Sinnen
 Oft der liebe lange Tag verstrich.
- (11) Ja, bei einer solchen Entreprise
 Hätte manches Weib dem Bösewicht
 Beide Augen ausgekratzt, doch diese
 Duldensvolle Gattin muckte nicht.
- (12) Für die Kinder, die er mit ihr zeugte
 Sorgte dieser Rabenbater nie,
 Ohne daß er ihren Nacken beugte,
 Wuchsen alle auf, wie's liebe Vieh.
- (13) Niemals schickt er sie zur Kirch, zur Schule,
 Denn es war ihm völlig einerley,
 Ob sein Kind verdammt zum Feuerpfuhle,
 Oder in dem Himmel selbig sey.
- (14) Und auch über diesen Fall am Tage
 Liegenden gottlosen Kaltfinn und
 Zug der Bosheit, gieng wie eine Klage,
 Aus der dulddenden Gemahlinn Mund.

- (15) Ja sogar zur Stunde der Entbindung,
 Rief er stets das schmerzenvolle Weib
 Ohne alle menschliche Empfindung
 Hilflos mit der armen Frucht im Leib.
- (16) Weder Accoucher noch Wehemutter,
 Selbst, wenn sie in größten Schmerzen lag,
 Rief er holen, both zu Fleisch und Butter
 Weder Fleischbrüh keinen Heller dar.
- (17) Auch wenn sie ein Wicht im Wohlsehn störte,
 Sah er voller Kaltstann drüber hin;
 Doch bei allem diesem Jammer hörte
 Man von ihr nie Klagen über ihn.
- (18) Ihren alten Vater, der ihr teuer
 War, und nur ein einzigs Mal ins Haus
 Auf Besuch kam, jagt das Ungeheuer
 Mit zerrißtem blutig'n Kopf heraus.
- (19) Doch, anstatt daß sie für die verfluchte
 Frevelthat bei höh'rer Obrigkeit
 Nur die mindeste Bestrafung suchte,
 Bitt sie alles mit Gelassenheit.
- (20) Endlich, um die Prüfung zu vollenden,
 Worin sie so standhaft ausgeharrt,
 Starb sie schnell von mörderischen Händen,
 In des saubern Gatten Gegenwart.
- (21) Welch ein Zug von einer schwarzen Seele,
 Fühllos stand der kalte Böfewicht,
 Sah den Mordstahl an der Gattin Kehle,
 Sah sie morden, und doch half er nicht.
- (22) Welch ein Zug von einer schönen Seele,
 Auch im Tode blickt die Dulderinn,
 Liebevoll bei schon durchschnitt'ner Kehle,
 Ohne Vorwurf nach dem Gatten hin.
- (23) Also starb die Holde, die hienieden
 Ihresgleichen ein Exempel gab,
 Ihre Asche ruhe nun in Frieden,
 Junge Schönen, weinet auf ihr Grab.
- (24) Doch, ihr wollt nun, daß ich sie euch nenne,
 So — vernehmt und erstaunet dann,
 Diese Dulderin war — eine Henne,
 Und ihr böser Mann, der war ein Hahn.

Ständchen (= Nr. 50)

1. Mädchen! ach schlumm're noch nicht,
Siehe beim zitternden Licht
Funkelnder Sterne kömmt hier,
Reiße dein Treuer zu dir.
S u n a mit silbernen S c h e i n,
Blicket so helle, so rein
Dir in das holde Gesicht,
Mädchen, ach! schlummer noch nicht.
2. Liebe mit Sehnsucht durchwacht
Gerne die schaurige Nacht,
Mädchen, ach! fühlst du denn nie
Sie, die Erhabene sie!
Liebe nur führt mich zu dir,
Mädchen, ach! wache mit mir,
Liebe mit Sehnsucht durchwacht
Gerne die schaurige Nacht.
3. Küßtchen beglückter als ich,
Wehe sanft kosennd um dich,
Weh' ihr ins lockige Haar!
Rüß ihr die Stirne sogar,
O Küßtchen kisse ihr zu,
Mädchen, mein alles bist du,
Kisse ihr Liebe für mich,
Küßtchen! beglückter als ich!

In dem von Georg Ritsch herausgegebenen, Franz Schubert zugeschriebenen Gitarrenquartett (Drei Masken-Verlag, München 1926) ist bei einem Thema mit Variationen der Verweis zu finden: Ständchen „Mädchen, o schlummre noch nicht.“ Diese 1918 entdeckte Handschrift stammt aus dem Jahre 1814 (vgl. Ztschr. f. Musikwissenschaft I, 1918, S. 183f.). Eine etwas ältere Gestalt des „Ständchens“ findet sich mit einer volkstümlichen zweiförmigen Weise und zwei Gefäßen (1 = 1, 2 = unser 3.) in der aus der Zeit um 1800 stammenden Handschrift Suppl. Mus. 2428 der Nationalbibliothek Wien. Durch eine Einschlebung ist das ursprüngliche Metrum geändert:

„Mädchen mein, o schlummer noch nicht,
Siehe, Liebe, beim zitternden Licht...“

Wiegenlied (nach Wustmann, a. a. O., S. 510)

1. Schlafe, mein Prinzchen! es ruhn
Schäfchen und Vögelchen nun:
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Biendchen mehr summt;
S u n a mit silbernem S c h e i n

Gucket zum Fenster herein,
Schlafe beim silbernen Schein,
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!

2. Auch in dem Schlosse schon liegt
Alles in Schlummer gewiegt;
Reget kein Mäuschen sich mehr,
Keller und Küche sind leer.
Nur in der Zose Gemach
Tönet ein schmelzendes Ach,
Was für ein Ach mag das sein?
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!

3. Wer ist beglückter als du?
Nichts als Vergnügen und Ruh!
Spielwert und Zucker vollauf
Und noch Rareffen im Kauf!
Alles besorgt und bereit,
Daß nur mein Prinzchen nicht schreit!
Was wird das künftig erst sein?
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein!

Im 2. Gesäß des „Ständchens“ wird es besser heißen: „... fühlst du denn nie sie, die Erhabene? Sieh, Liebe nur führt mich zu dir...“

Anhang: Einige Aufzeichnungen anderer Herkunft.

U n d a s M ä d c h e n (vgl. Nr. 9)



1. Das ganze Dorf ver - sammlet sich zum Kirchweih - tanz in



Rei - hen, es freut sich alles, a - ber mich kann



man nichts mehr er - freu en.

2. Für mich ist Spiel und Tanz vorbei,
Das Bachen ist vorüber,
Ich hasse Vieder und Schalmei
Und Klagen sind mir lieber.

3. Denn, ach, mein Mannchen fehlt mir,
Wie kann ich sie vergessen.
Ich weiß zu gut, was ich an ihr
Für einen Schatz besessen.

4. Unschuldig war sie wie ein Samm,
 Tat niemand was zu Leide;
 Sie lebte fromm und tugendsam,
 Dem ganzen Dorf zur Freude.
5. Sie hatte Wangen voll und rund
 Und sanfter noch als Pfirschen,
 Ein blaues Aug, ein' roter Mund,
 Der röter war als Kirfchen.
6. Man konnte, sah sie einem an,
 Die Blicke nicht ertragen
 Und lachte sie, so mußte man
 Die Blicke niederschlagen.
7. Wie bin ich neulich noch mit ihr
 Am Maientanz gesprungen,
 Bis auf den Abend lachten wir
 Und tanzten fort und fangen.
8. Da nahm sie freudig meine Hand
 Ging geschwinder, als ich dachte,
 An ihr ein pappelgrünes Band
 Und sah sich um und lachte.
9. O Gott! Wer hätte dies gedacht,
 Als ich sie dankbar küßte,
 Daß ich so bald die grüne Pracht
 In schwarze wandeln müßte.
10. Nun darfst du, Liebes Band, um mich
 Nicht mehr im Winde rauschen;
 Herunternehmen muß ich dich
 Und gegen Flor vertauschen.
11. Den Gottesacker will ich mir
 Zum liebsten Ort erwählen
 Und manchen Abend mich von hier
 Zu Mannchens Grabe stellen.
 Mit Maßlieb übersäen,
 Ein schwarzes Kreuz mit Versen dran
 Soll in der Mitte stehen.
13. Ein Myrthenkranz soll an der Wand
 Vor unsrer Küche prangen
 Und neben ihm das grüne Band
 Zum Ungedenken hangen.

14. In jener Predigt siz ich dann,
Dem Kreuze gegenüber,
Seh es mit nassen Augen an
Und hürme mich darüber.

15. Bis endlich, wenn es Gott gefällt,
Es meinem Wunsch gellinget
Und er mich aus dieser Welt
Zu Mannchens Grabe bringet.

Aus dem geschriebenen Liederbuch des aus dem tschechischen Dorf Pischel (Pšehel), Bez. Gule (Jilové) stammenden Josef Bauczer, 1811 (vgl. über dieses Jungbauer, Bibliographie Nr. 1542). Die Melodie ist ähnlich der im Mühlheimischen Liederbuch (1799) gedruckten, deren Komponist unbekannt ist. Als Volkstanz (mit ähnlicher Weise und sechs Gefäßen) findet sich das Lied in der Sammlung F. Neumanns „Mtschlesische Tänze“, Schweidnitz 1922.

Liebeslied (vgl. Nr. 23)



1. Einst ver - lieb - te sich ein Jüngling, kaum noch zwan - zig



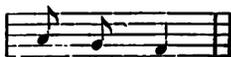
Jahre alt, in ein Mädchen, das vorbeiging, schön und rei - zend



von Gestalt. Mädchen, rief er, ach, ver - wei - le, nimm mein Herz, ich



reich es dir; mach mich glücklich, Mädchen, eile, gön - ne doch das



Schick - sal mir.

2. Wohl, ich traue deinen Worten,
Redlich, sprach sie, ist dein Lied,
Ich folg dir an allen Orten,
Nimm mein Wort ja nicht zurück.
Was geschah! Sie sind verbunden

Durch des Priesters Ordensband,
Doch die Liebe war verschwunden,
Als man sie im Elend fand.

3. Mangel, Sorgen, viele Kinder
Quälten beide Tag und Nacht.
Schulden drückten sie nicht minder,
Die sie in der Not gemacht.
Täglich ging es ihnen schlimmer,
Täglich schallt es um sie her,
Ihre Kinder klagten immer:
Ach, es hungert uns zu sehr.
4. Hätten wir uns nicht gesehen,
Sagte der bestürzte Mann,
Betteln müssen wir noch gehen,
Ach, was haben wir getan!
Kinder, wer wird euch ernähren,
Wenn der Gram uns ausgezehrt,
Spricht das Weib mit heißen Zähren:
Wäre uns der Tod gewährt.
5. Seines Jammers endlich müde
Rief der Mann dem Wasser zu.
Wasser, rief er, schaff mir Frieden,
Denn der Tod gewährt mir Ruh. —
Seht, so geht es in den Ehen,
Die so blindlings in der Welt
Bloß aus Liebestraum geschehen,
Ohne Aussicht, ohne Geld!

Aus derselben Quelle wie das vorige Lied. — Die Weise ist wenig verändert nach „Der dumme Gärtner oder Die beiden Anton“, ein komisches Singspiel in zwei Aufzügen, für Klavier gesetzt von C. G. Keefe. Bei R. Simrock in Bonn, o. J. (Verlags-Nr. 23) gedruckt. Darin dieses Lied als Romanze (Nr. 7) des Redlich. Die Takteinteilung ist dort richtig um ein Viertel verschoben und beginnt mit einem Auftakt von vier Sechzehnteln.

Die Feldflasche (vgl. Nr. 46)



Helst, Leut-chen, mir vom Wagen doch, seht her, mein Arm ist schwach, ich



trag' ihn in der Bin-de noch, drum, Leut-chen, fein ge-mach. Zer-



brecht mir nur die Flasche nicht, sonst werd' ich wild und kraus; wenn



die = se Fla-sche mir zer-bricht, mein Kai-ser trant dar- aus, mein



Kai-ser trant da = raus.

Antonia Thumser aus Jarmin bei Kaplitz (Südböhmen), von Geburt blind und als Sängerin mit Harfenisten herumziehend, später in Wien ansässig, sang im Alter von 70 Jahren dieses Lied gelegentlich der Auffassungen der Musikhistorischen Zentrale des Kriegsministeriums dem Aufzeichner Raimund Zoder im August 1917 vor.

Der Weise liegt die Komposition R. Kellers von 1814 zugrunde (Böhme Nr. 584).

Arzt und Aberglaube

Eine neue Phase im Kampfe gegen den Aberglauben

Von Priv.-Doz. Dr. Ernst Hofer (Prag).

Es ist ein geradezu erschreckendes Bild, das uns eine ganze Reihe von Aufsätzen, die in dieser Zeitschrift erschienen sind¹⁾, „von dem Wahn“ zeichnen, „der in den finsternen Tiefen des Volkes gärt“. Heute noch gärt, trotzdem wir ein eigenes Ministerium für Schulwesen und Volksaufklärung besitzen, das durch Ausgestaltung des Schulwesens, durch Schaffung von Bezirksbildungsausschüssen (MöBl. vom 24. April 1919, Z. 13.878), durch Unterstützung der vom Gesetze vorgeschriebenen öffentlichen Gemeindebibliotheken (Gesetz vom 22. Juli 1919, Z. 430 GS.; Dchfg.-Vdgen. vom 5. November 1919, Z. 607 GS., und vom 9. Juni 1921, Z. 212 GS.) usw. die Bildung der Bewohner dieses Staates zu heben und damit auch gegen den in breiten Schichten der Bevölkerung fest eingewurzelten Aberglauben anzukämpfen bestrebt ist. Wie sich aber zeigt, kann von einem vollen Erfolge dieser Bemühungen

¹⁾ Vgl. u. a. im ersten Jahrgange: Albert Wesselski, Das Lottbeten (3. Heft, S. 93 ff.); Alois John, Krimineller Aberglaube in Westböhmen (3. Heft, S. 102 ff.); Anton Klement, Der Blutsauger [Vampir] (3. Heft, S. 116 ff.); Karl Schejczik, Blutseggen aus Salnau (3. Heft, S. 117); Franz Weisinger, Besprechungsforneln aus Frauental bei Prachatitz (4. Heft, S. 159 ff.); oder im 2. Jahrgange: Edmund Schneeweis, Zum Vampirglauben in Karpathenrußland (2. Heft, S. 49 ff.).

noch lange nicht gesprochen werden. Das ist um so bemerkenswerter, als der Staat nicht zögert, gegen jeden sogar mit gerichtlicher Strafe vorzugehen, der „den Schwachsinn eines anderen durch abergläubische ... Verblendung zu dessen oder eines Dritten Schaden mißbraucht“ (§§ 201b, 202, 203, 461, 462 StG.), der durch abergläubisches Beginnen eine Gefahr für die körperliche Sicherheit anderer hervorruft (§§ 335, 431 StG.) oder sich eine „Mißhandlung von Leichen“, eine Beschädigung der „für menschliche Leichen bestimmten Grabstätten“ zuschulden kommen läßt (§ 306 StG.) oder der als korpufschender „Wunderdoktor“ (§ 343 StG.), als Händler mit „wunderwirkenden“ Heilmitteln betreten wird (§§ 354, 355 StG.). Diese Strafen fruchten offenbar wenig, sie schrecken weder ab, noch bessern sie den Nutznießer des Aberglaubens oder jene, die ihm anhängen. Ob die Kirchenstrafen, welche der Bischof zufolge can. 2325 Cod. jur. can. je nach der Schwere der Schuld („pro gravitate culpae“) über den zu verhängen hat, welcher abergläubische Dinge tut („qui superstitionem exercuerit“), wirksamer sind, entzieht sich wohl der Kenntnis der Allgemeinheit. Die Belehrung im Beichtstuhl und von der Kanzel verspricht aber zweifellos mehr: Ist es doch regelmäßig die persönliche Einflußnahme, die am nachhaltigsten wirkt, und das am ehesten dann, wenn jener Zeitpunkt gewählt wird, da sich der innere Mensch dem Helfer in seelischer Not erschließt. Es wird darum auch nicht einmal der Lehrer einen solchen Einblick in die Volksseele gewinnen können, wie der Seelsorger. Nur den Arzt wird man ihm zur Seite stellen können, der das Volk im wahrsten Sinne des Wortes leben und sterben sieht! Oft und oft wird der Arzt, ein jeder Arzt, Gelegenheit haben, ja gezwungen sein, gegen den im Volke lebenden Aberglauben anzukämpfen. Und darum ist es nur sehr zu begrüßen, daß das Gesetz vom 15. April 1920, Z. 332 GS. (in Kraft gesetzt mit Art. I des Gesetzes vom 13. Juli 1922, Z. 236 GS.) im § 5 lit. f „die Mitwirkung bei der ethischen Erziehung der Bevölkerung“ den Distrikts- und Stadtärzten als Amtspflicht auferlegt²⁾. Zufolge § 2 lit. o der Dienstinstruktionen für Gemeinde-, Stadt- und Distriktsärzte (MVerl. vom 10. April 1925, Z. 10.991, Teil A) haben sich diese Ärzte³⁾ „mit den Gebräuchen, den Sitten und der Lebensweise der Bewohner der Sanitätsgemeinde oder des Sanitätsdistriktes vertraut zu machen ebenso mit allem, was auf die Gesundheit der Bevölkerung schädlich einwirken könnte, sie haben gegen die im Volke verbreiteten Vorurteile (předsudky) aufzutreten, besonders gegen die Vorurteile, wie man sich bei Schwangerschaft, bei und nach der Geburt, bei der Pflege der Neugeborenen, bei der Erziehung der Kinder wie auch überhaupt bei verschiedenen Krankheiten und Unfällen zu verhalten hat“. Wo fg. Leitende Stadtärzte bestellt sind, haben diese zufolge der Dienstinstruktion für Leitende Stadtärzte (MVerl. vom 10. April 1925, Z. 10.991, Teil B) nicht nur die ihnen dienstlich unterstellten Stadtärzte in dieser

²⁾ Wie die oben erwähnte „Dienstinstruktion für Gemeinde-(Stadt-) und Distriktsärzte“ im § 4 lit. 4 besagt, wird das Ministerium für öffentliches Gesundheitswesen und körperliche Erziehung im Einvernehmen mit den beteiligten Ministerien nähere Weisungen herausgeben.

³⁾ Es folgt die möglichst wörtliche Übersetzung des tschechischen Originals.

ihrer Tätigkeit zu überwachen, sondern sich auch selbst Kenntnis von allen sanitären Verhältnissen in der Sanitätsgemeinde zu verschaffen und der zuständigen Bezirksbehörde Anträge auf Beseitigung festgestellter Übelstände zu erstatten. Bei der Ausübung dieser Obliegenheiten haben der Leitende Stadtarzt wie der Gemeinde- (Stadt-) oder Distriktsarzt zufolge § 9 des Gesetzes Z. 236/1922 den Charakter öffentlicher Organe. Wenn sich diese Ärzte also in Vorträgen in Vereinen, Fabriken und ähnl., wie sie § 4 lit. 4 der Dienstinstruktion vorsteht, gegen die im Volke lebenden obergläubischen Anschauungen wenden, so genießen sie strafrechtlichen Schutz gegen gewaltsamen Widerstand (§ 68 ff. StG.: Aufrüstung, § 73 ff. StG.: Aufrühr), gefährliche Drohung (§ 81 ff. StG.), Aufforderung zum Widerstand (§ 279 StG.), Aufwiegelung (§ 300 StG.), wörtliche oder tödliche Beleidigung (§ 312 StG.) oder Einmischung (§ 314 StG.).

Zur Mitwirkung bei dieser Ausübung der Sanitätspolizei durch die Gemeinde- (Stadt-) und Distriktsärzte sind zufolge des Erlasses des Ministeriums für öffentliches Gesundheitswesen und körperliche Erziehung Zahl 1400 vom Jahre 1926 (betreffend die Organisation, den Wirkungsbereich und die Geschäftsordnung des Bezirks-sanitätsrates und des Gemeindefsanitätsrates), der Bezirks- und der Gemeindefsanitätsrat verpflichtet. Gemeindefsanitätsräte sollen zufolge § 5 des Gesetzes Z. 236/1922 in allen jenen Statutargemeinden geschaffen werden, in denen es das Ministerium für öffentliches Gesundheitswesen und körperliche Erziehung für nötig erachtet; bislang wurden solche Gemeindefsanitätsräte aber leider noch nirgends errichtet. Bezirks-sanitätsräte waren zufolge § 10 der Reg.-Vdg. vom 11. Jänner 1923, Z. 24 GS., bis längstens 15. Mai 1923 mit vierjähriger Amtsdauer in einem jeden Verwaltungsbezirke zu bilden. Leider sind solche Bezirks-sanitätsräte nur in den wenigsten Bezirken tatsächlich errichtet worden und tätig⁴⁾. Dies werden wir um so mehr bedauern müssen, als der letztgenannte Erlass Z. 1400/1926 im § 8 ausdrücklich anordnet, daß der Gemeinde- wie auch der Bezirks-sanitätsrat „die Gemeinde- (Stadt-) und Distriktsärzte bei der ... Bekämpfung der ... im Volke verbreiteten Vorurteile und des Aberglaubens zu unterstützen“ hat. Wie viel Gutes könnte dieser Beirat der Bezirksbehörde auch in diesem Belange bewirken! Gehören ihm doch neben Ärzten und „Sachverständigen der mit dem öffentlichen Gesundheitswesen zusammenhängenden Gebiete“ auch Gemeindevorsteher, Vertreter der Krankenkassen, Arbeiter-Fachorganisationen und „Vereine, welche gesundheitlich-soziale, humanitäre, körperlich erzieherische oder ähnliche Zwecke verfolgen“ an (§ 5 Abs. 2 des Gesetzes Z. 236/1922 und §§ 11, 12 der Reg.-Vdg. Z. 24/1923). Gerade diese „Laien“-Mitglieder könnten viel tun, wenn sie durch geeignete Anträge Verfügungen der Bezirksbehörde veranlassen würden, welche die Axt an die Wurzel des im Volke lebenden Aberglaubens legen, und wenn sie durch Wort und Tat für eine verständnisvolle Aufnahme solcher Ver-

⁴⁾ Vgl. darüber meine Abhandlung: „Die Landes-, Bezirks- und Gemeindefsanitätsräte“, welche eben im Verlage des Deutschen Hauptausschusses für Verbesserungen, Kuffig a. G., erschienen.

fügungen in der Bevölkerung eintreten wollten. Die Art. 2 und 3 des Gesetzes vom 14. Juli 1927, Z. 125 GS., geben der Bezirksbehörde ja die Möglichkeit, Gebote und Verbote zu erlassen, durch welche eine Gefährdung der Ordnung, Ruhe, Sicherheit und öffentlichen Sittlichkeit beseitigt und abgewendet wird, und ein jedes Zuwiderhandeln gegen diese Anordnungen mit Geldstrafen von 10 bis 5000 Kč oder mit Arreststrafen von 12 Stunden bis zu 14 Tagen zu ahnden.

Der Bezirks- und Gemeindefsanitätsrat ist zufolge § 10 seiner Geschäftsordnung auch berechtigt, in der Regel einmal im Jahre Berichte der einzelnen Gemeinde- (Stadt-) und Distriktsärzte sowie der Leitenden Stadtärzte über die sanitären Einrichtungen und Maßnahmen in deren Distrikten (Sprengeln) abzuverlangen und sie zu überprüfen, wie über Anträge dieser Ärzte, die auf eine Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den betreffenden Distrikten (Sprengeln) abzielen, zu verhandeln. Es haben die Mitglieder des Bezirks- oder Gemeindefsanitätsrates demnach hinreichend Möglichkeit, auf eine eifrige und wirksame Bekämpfung des im Volke verbreiteten Aberglaubens zu dringen. Die Beistellung der finanziellen Mittel zur Deckung der Kosten, welche mit einer solchen, vom Bezirks-sanitätsrate beschlossenen oder angeregten Maßnahme verbunden sind, würde allerdings — wenn nicht die Landesvertretung zuständig wäre, da die Angelegenheit mehrere Bezirke betrifft (§ 30 des Gesetzes Z. 125/1927) — Sache der zuständigen Bezirksvertretung sein (§§ 75 ff. des Gesetzes Z. 125/1927). Diese dürfte sich gegen eine solche Auslage aber wohl kaum grundsätzlich abgeneigt zeigen, da sie ja zufolge § 75 des Gesetzes Z. 125/1927 — und noch mehr die Landesvertretung zufolge § 30 dieses Gesetzes — auch für die humanitären, gesundheitlichen und kulturellen Interessen der Bevölkerung zu sorgen hat.

Werden demnach Sanitätsräte und Distrikts-(Stadt-)Ärzte einmal in der Weise und in dem Ausmaße tätig, wie es die Gesetze wollen, dann gelingt vielleicht den staatlichen Sanitätsorganen, worum Kirche und Schule schon seit Jahrhunderten sich bemühen: Die Ausrottung des Aberglaubens!

Vom Federschleifen in Nordwestböhmen

Von R. Friedrich

Bei der Aufstellung einer Liste der Lieder, die im Hause meines Großvaters Karl Baher in Trupschitz gesungen wurden, ergab sich, daß das Singen bei keiner Gelegenheit so eifrig betrieben wurde wie beim Federschleifen. Auch von manchem anderen Zeitvertreib bei dieser Arbeit erfuhr ich und wie es sonst dabei zung. Davon berichten die folgenden Angaben, die sich also auf das genannte Haus und die Zeit vom Ende der 60er bis zum Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts beziehen.

Zeitvertreib war bei der langwierigen, wenig beliebten Arbeit des Federschleifens wohl notwendig. Dreimal wurden die jungen Gänse gerupft, ehe sie vom November ab „mit den vierten Federn verkauft“

wurden, und da es alljährlich etwa 30 bis 40 Gänse auf dem Hofe gab, so war schließlich eine beträchtliche Menge Federn zu bewältigen, wenn man sich im November nach der Kirchweih an die Arbeit machte. Und es ist verständlich, daß diese dann bis gegen Weihnachten hin Abend für Abend eine ganze Anzahl fleißiger Frauenhände mehrere Stunden lang beschäftigte. Zwischen 6 und 7 Uhr wurde begonnen, um 9 Uhr Schluß gemacht. Nur Samstag und Sonntag wurde für gewöhnlich nicht geschliffen.

Das Federschleifen war ausschließlich Frauenarbeit. Die Bäuerin, ihre Töchter und Mägde schliffen, dazu wurden nur noch einige wenige Frauen und Töchter ständig zum Hofe gehöriger Tagelöhner und Ziegelfreier „ausgerichtet“. Die Männer verzogen sich, wenn abends die Arbeit begann. Forderte man sie scherzweise einmal auf mitzutun, so hatten sie allerhand spaßige Ausreden bereit: Das Federschleifen sei zu schwer, man müsse immer nur eine Feder nehmen, man bekomme krumme Finger und dergleichen.

Geld bekamen die Frauen nicht für die Arbeit, sondern vor dem Heimgehen abwechselnd den einen Tag Gebäckenes, den anderen Brot, letzteres öfters mit Obst. Sehr willkommen war ihnen das „Bernbrot“, das es gelegentlich gab. (Brot, in dessen Teig Stückchen von gebackenen Birnen geschnitten wurden.)

Wollte man vor Weihnachten fertig werden, so genügte der gewöhnliche Betrieb nicht. Man mußte ein- oder das anderemal den Samstag-, vielleicht auch einmal den Sonntagabend zur Hilfe nehmen. „Wir richten aus am Samstag“, d. h. die Mädchen luden für diesen Tag ihre Freundinnen zum Schleifen ein, so daß bisweilen 18 bis 20 Personen zusammenkamen, jedesmal in einem anderen Haus, die die Arbeit schon um ein tüchtiges Stück förderten, zumal da an solchen Abenden bis 10 Uhr geschliffen wurde. Verabreicht wurde dabei nichts. Denn diese Hilfe war eine Gefälligkeit, die die Mädchen einander gegenseitig erwießen.

Sonstige regelmäßige Besuche, etwa von Burschen bei ihren Mädchen, gab es nicht. Kam jemand zufällig zu Besuch, so mußte er wenigstens an jeder Ecke drei Federn schleifen, „damit der Bräutigam nicht davonlaufe“. Von derartigen Bräuchen ist übrigens nur wenig zu berichten. Solange es keine Petroleumlampen gab, sondern bei offenem Kerzen- oder Nicht gearbeitet werden mußte, hielten die Mädchen oft das noch befiederte Ende einer abgeschliffenen Feder in die Flamme. Knallte es dabei, so hieß es, der Schatz sei noch munter, wenn nicht, er schlafe schon¹⁾. — Gewisse kleine, feine Federn, die nichts taugten und weggeworfen wurden, durften nicht geschliffen werden, damit in der Ehe kein Zanf entstehe. Sie hießen darum „Zanf Federn“.

War man mit dem Schleifen fertig, so vereinigte das bescheidene Schlußfest, das „Federmann“, zum letztenmal die Frauen und Mädchen, die sich durch lange Wochen hindurch die Finger krumm geschliffen hatten. Diesmal gab es reichlich Kaffee und Buchteln, die eigens zum Federmann

¹⁾ Vgl. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, 2. Aufl., Seite 11.

gebakten wurden. Manchmal aber fiel es schon in die Zeit des Schweine-
schlachtens. Und da gab es dann auch Schweinsbraten mit Knödel und
Sauerkraut. Und dann unterhielt man sich, bis es Zeit zum Schlafen-
gehen war.

Dem Zeitvertreib während des Schleißen waren gewisse Grenzen
dadurch gesetzt, daß nur das Mundwerk dazu frei war. Trotzdem gab es
eine Fülle von Unterhaltungsmöglichkeiten. Da wurden zunächst die Dorf-
und Tagesereignisse besprochen. Darüber kam man ins Geschichtenerzählen.
Und wenn es auch meist alle Jahre dieselben Geschichten waren, so
erfüllten sie ihren doppelten Zweck doch immer wieder: Erstens die Zeit
zu vertreiben, zweitens aber den Zuhörerinnen ein tüchtiges Gruseln
zu bereiten. Denn gewöhnlich waren es Gespenster-, Räuber- und Diebs-
geschichten. Und so manche war froh, die dann nach der Arbeit nicht mehr
aus dem Hause mußte, um ins schützende Bett zu kommen.

Aber einen ganzen Abend lang Gruseln ist zu viel. Also fing man
etwas anderes an. Etwa Rätselraten. (Solche Rätsel sind mir leider keine
bekannt geworden.) Oder man gab einander Schnellsprechsätze zum Nach-
sprechen auf. Das waren folgende, meist allgemein bekannte: Der Post-
kutscher pußt den Postkutschkasten blank. — Die Schneiderschere schneidet
gut. — Probop bäckt guts Brot, guts Brot bäckt Probop. — Fischers Frix
fängt frische Fische. — Wir Wiener Weiber usw. — Konstantinopoltanischer
Dudelsackpfeifer. — Kleine Kinder können keine Rirschenkerner tauen. —
Hinnern Huschniz¹⁾ Hertensheiß hänge hundert Hosnheißn, Hons, häng se
heher. — Ka ā ka / pe ū pu / kapū / zet ī zi / kapūzi / en ō no /
kapuzino / er u em rum / kapuzinorum. (Im $\frac{3}{4}$ -Takt zu sprechen, Ton auf
dem zweiten Achtel.)

Auch Spiele gab es, freilich nur solche, zu denen man bloß den Mund
brauchte. Ein solches war 's Krieglkind. Eine Mitspielerin sagte zu
einer anderen: „'s Krieglkind is do.“ „Wo wos 'brengt's?“ fragte die
zweite. „Drei schene Burschn.“ „Wie sehn se aus?“ Darauf wurden ver-
schiedene Kennzeichen genannt, doch solche, die nicht leicht erraten ließen,
wer mit den drei Burschen gemeint war. Erriet man nun, wie gewöhnlich,
nicht, wer die drei waren, so wurde man weiter gefragt: „Wos wochst
mitn ersten?“ Als Antwort wurde ihm irgendeine Aufgabe zugewiesen,
etwa: „Der muß mit mir spazieren gehn, mir bei der oder jener Arbeit
helfen“ oder dergleichen. Die zwei anderen erhielten dann auch noch ihre
Aufgaben. Hierauf wurden die drei Burschen genannt. Natürlich wählte
man meist alte, häßliche, bucklige oder durch ähnliche Vorzüge ausgezeich-
nete bekannte Männer. Das Gelächter und die Neckereien, die dann ein-
setzten, wenn man die drei mit den ihnen zugeteilten Aufgaben zusammen-
hielt, waren die Hauptsache.

Ebenso bei einem anderen Spiel: De Schlittenschlaaf
t i m m t g s c h l e p p t. Da hieß es: „De Schlittenschlaaf kimmt gschleppt.“
Gegenfrage: „In wos fir Bett?“ — „In N. N. (Name eines Burschen) sei

¹⁾ Hoschniz, Dorf bei Trupschiz.

²⁾ Das sind die Rufen, die im Winter an den Wagen statt der Räder ange-
bracht werden.

Bett.“ — „Fortgeschleppt!“ So ging es eine Weile fort, immer mit dem Namen eines anderen Burschen, bis man es satt hatte und, gewöhnlich wenn ein recht alter Mann genannt wurde, nicht mehr „Fortgeschleppt“, sondern „Ogelodn!“ antwortete. — Ubrigens wurden beide Spiele bei anderen Gelegenheiten auch mit Burschen gespielt, wobei natürlich s' Krieglkind „drei schene Madeln“ brachte und, beim zweiten, Mädchen genannt wurden.

Eigentlich ein Pfänderspiel ist das Lau(b) m jogn. Jede der Mitspielenden wählte sich eine Feldfrucht. Dann hieß es: „De Lau(b)m sei do, sie gehe in de Erbsen.“ (Oder in irgendein anderes Feld.) Wer diese Frucht gewählt hatte, mußte rasch fortfahren: „Ich leid se nich in de Erbsen, ich joch se in de Wicken.“ (Oder in sonst ein Feld.) Von dort wurden sie sofort wieder wo anders hin gejagt usw. Wer einen Fehler beging, etwa eine nicht vertretene Getreideart nannte, hätte eigentlich ein Pfand geben müssen. Das war aber beim Federschleifen nicht gut möglich, also begnügte man sich auch hier mit dem Lachen.

Beim Federmannn wurden aber auch einige andere Spiele gespielt, vor allem das Teller schieben. Die Spielenden setzten sich im Kreis auf Schemel und Stühle, die Füße fest aufgestemmt, die Röcke eng um die Waden gelegt. Nur eine blieb außerhalb des Kreises und hatte die Aufgabe, einen kleinen Holzsteller zu ertwischen, den die Sitzenden unter den Beinen durch, so daß er also nicht zu sehen war, einander weitergaben. Des öfteren klopfte eine von ihnen damit an den Stuhl, gab ihn dann aber rasch an die Nachbarin weiter. War einmal eine aber nicht schnell genug, so daß die Suchende bei ihr den Teller abfang, so trat sie an deren Stelle.

Schnelligkeit war die Hauptsache auch bei dem etwas verben Besen schlagen, das nur von Mägden vorgeführt wurde. Zwei von ihnen setzten sich, mit den Füßen gegeneinander, auf den Boden, die Röcke fest zwischen die Beine klemmend. Jede war mit einem Besen bewaffnet. Nun legte sich die eine auf den Rücken, die Beine in die Höhe. Die zweite versetzte ihr mit dem Besen einen Schlag aufs Gefäß, legte sich dann rasch auf die gleiche Weise zurück, während die erste sich aufsetzte und der anderen den Schlag zurückgab. Und so ging es fort mit raschem wechselseitigem Zurücklegen, Aufsetzen und Schlagen.

Am schwierigsten war das Froschhuppen. Die Mädchen kauerten sich nieder, die hinderlichen Röcke festklemmend, und hüpfen in dieser Stellung weiter, wobei sie abwechselnd vor sich und hinter dem Rücken die Hände zusammenschlagen mußten. Die meisten fielen schon bei den ersten Versuchen um und wurden ausgelacht. Was wieder die Hauptsache war.

Die beliebteste Unterhaltung beim Federschleifen war aber das Singen. Es ist erstaunlich, wie viele Lieder der kleinen Gesellschaft einfacher Leute zu Gebote standen. Mein Verzeichnis umfaßt, wenn ich einige Kleinigkeiten wie Kanons mitzähle, über 80 Nummern. Und das sind sicher noch nicht alle.

Meist sangen natürlich alle zusammen. Aber auch Einzelvortrag gab es. Und zwar wurden einzelne Lieder immer wieder nur von einer bestimmten Person gesungen, obwohl sie sicher auch den anderen bereits längst bekannt waren, so daß sie hätten mitsingen können. Ein oder das andere wurde nur in dem einen Hause gesungen, andere Häuser hatten dafür wieder die ihrigen, die nirgends sonst zu hören waren. Es macht fast den Eindruck, als wäre da, unbewußt, eine Art Eigentumsrecht streng geachtet worden. Einzelne Lieder wurden auch sozusagen mit verteilten Rollen gesungen. Zwei gab es, von denen mir leider nur von dem einen einige Bruchstücke bekannt geworden sind, die nach Art der Prozessionslieder gesungen wurden. Vers für Vers wurde von einem „Vorbeter“ vorgesagt und dann von den übrigen nachgesungen. Den Vorbeter machte der Bauer, der, ein großer Liederfreund, beim Singen oft zugegen war und gerne mittat. Nicht alle Lieder waren gleich beliebt. Viele waren nur hier und da einmal zu hören. Da kam es wohl auch vor, daß man wiederholt stecken blieb. Dann hieß es: „Na, morgen werden aber viel Bettelleut kommen.“ Manche von den Liedern sind heute noch allgemein bekannt, andere längst verschollen. Die Mehrzahl waren Kunstlieder, die in den Volksmund übergegangen sind. Einige stamnten aus der Schule, ein paar andere waren von herumziehenden Harfenisten, die angeblich aus Biskupitz kamen, ins Haus gebracht worden. Dem Inhalte nach waren natürlich viele Liebeslieder. Unter den übrigen finden sich verschiedene Ständelieder, Abschiedslieder, Trink- und Sauslieder, Spott- und Streitgedichte, geistliche Lieder, eine häßelartige Mordgeschichte, verschiedene Scherze und sonstige Kleinigkeiten usw. Kurzum, man kann fast sagen: Nur eine Art von Liedern war ausgeschlossen, die „unanständigen“. Denn anständig mußte es in dem Hause beim Federschleifen immer zugehen.

Von der Iglauer deutschen Bauernart

(Ein Beitrag zur Erforschung der Volksart)

Von Adolf Südlhorn

Das Land der Iglauer Sprachinsel ist eine Hochfläche im mittleren Teil des böhmisch-mährischen Höhenrückens zwischen Szarawa, den Polnaer Bergen, den Quellen der Igel und den Teltcher Bergen. Schon den ersten Bewohnern der umliegenden Gebiete scheint da der geeignetste Übergang von Böhmen nach Mähren gewesen zu sein. Wer die Ursiedler der heutigen Sprachinseln waren, ist eigentlich unbekannt, wenn auch von mancher Seite angenommen wird, Martomannen seien es gewesen. Sprach- und stammesverwandt sind die heutigen Bewohner dem bairisch-österreichischen Volksstamme. Bestimmt ist, daß schon im 13. Jahrhundert die Sprachinsel dasselbe Siedlungsbild aufwies wie heute¹⁾. Daß Deutsche um diese Zeit hier wohnten, das beweisen sowohl Urkunden wie auch die

¹⁾ Vgl. Dr. A. Altrichter, Heimatbuch der Iglauer Sprachinsel. Iglau 1921.

Entstehung deutscher Klöster auf dem Gebiet der Sprachinsel. Und das Deutschtum hat sich über das Mittelalter hinaus bis in unsere Tage behauptet, trotz Vordringen tschechischer Elemente, trotz Abschüttung vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet. Aber gerade die Abgeschlossenheit hat ja dem Sprachinsler vieles von seiner Eigenart und gewohnten Weise erhalten, wenn auch mancherseits, besonders an der Sprachgrenze, ein Einfluß des Slawischen keineswegs zu verkennen ist.

Der Jglauer Bauer hat Jahrhunderte durch um seine enge Scholle gekämpft und wird ihr treu bleiben. Breit und fest steht er im Hofe und läßt zufrieden die Augen über seinen Besitz gleiten. Da ist er aufgewachsen, da will er bleiben. Da kann er schalten und walten. Jedermann da hat sich ihm zu fügen. Wenn er auch selber manchmal — aber nur manchmal — einen Handgriff unterläßt, anschaffen tut er gern. Regieren zeigt den Mann, den Herrn. „Wir san Bauan, san eigene Herrn, brauch'n kan Schoffa.“ Drum schaut er auch nach denen, die ihm befehlen, mit einigem Grimmen. Aber er ist trotzdem ein deutscher Michel, er fügt sich dem Zwange. Ja, in Gegenwart eines „Großen“ erlaubt er sich sogar einige Schöntuerei.

Im Gespräch aber ist er vorsichtig. (Das mag wohl so die Art aller Sprachinsler sein.) „Ma weiß jo net...“ meint er mit einem gewissen Augenblinzeln. Er könnte ja etwas verscherzen oder sich schaden. So erklärt sich wohl auch das häufige Mißtrauen, mit dem er gewissen Personen begegnet. Er muß ja auf der Hut sein, er ist ja eingeschlossen von anderen als seines Stammes. Sein Recht jedoch läßt er sich darum nicht schmälern. Er weiß, daß es eines geben muß. „Dös wär schön, wenn i nochgebet!“ Oder: „I tu, wos i muß, dafür valong i a meins.“ Der Bauer kann in dieser Sache einen gar harten Kopf haben. Er hält zäh an seiner Meinung und seinem Rechtsglauben fest. Ihn nur in Frieden lassen und nicht drücken! Er fühlt sich frei auf seiner Scholle und will es bleiben. Die Zeit der Knechtschaft verwünscht er in die tiefste Hölle. Mit einigem Gruseln erzählt er aus der Zeit der Fron. Die Kluft zwischen Herr und Sklave ist aus jener harten Zeit geblieben. Und drum schwillt dem Bauer die Galle, wenn er „nach der Pfeife“, die der „Herr“ bläht, „tanzen“ soll. Er sieht ja manchmal ein, daß die „Großen“ auch nicht immer so ebene Lebenswege gehen können, aber doch: „Großer“ bleibt „Großer“. Mit keinem Auge sähe der Bauer nach oben, wenn man ihn umbehelligt ließe. Er will nicht mehr sein als Bauer. Er verträgt sich mit seinesgleichen und zu seinesgleichen zieht es ihn immer hin. Da öffnet sich sein Herz, er plaudert und scherzt, witzelt und stichelt und beredet andere ein bißchen. Was unter und über ihm steht, ist „Zoderevolk“. Auf das hält er nichts, dem vertraut er nichts an.

Die Jugend kann der Bauer, wie ja gewöhnlich die Alten, nicht verstehen. „Wos i denk, woar dös und dös net so.“ Aber wenn er sich auch in den Geist der Jungen schwer oder nicht hineinfinden kann, er vertraut ihnen dennoch, setzt auf sie seine letzten Hoffnungen. Er ist stolz auf sie. Die Jugend muß ja die Zukunft sichern. Er verzeiht ihr manchen Streich, den sie unüberlegt begangen. „'S ist jo net mehr z' ändern.“ Eine Warnung aber vergißt er selten. An seine eigenen Jugendjahre denkt er gerne. Dann

ist er ein Junger unter den Jungen. Hat gar der leider so beliebte Alkohol (Schnaps) seine Sinne umnebelt, dann kann er wie ein Schuljunge sein, ausgelassen, kann singen und springen mitten in der Advents- oder Fastenzeit. Vergessen ist alles, Sorge wie Kirche und Hof, dann ist ihm eine Mundharmonika ein ganzes Orchester. Der Sprachinsler liebt vielfach lebhaftes Musik. Das muß einem, der beispielsweise aus Westböhmen zu den Sprachinselbauern kommt, gleich auffallen. Da ist etwas, das sonst dem Deutschen nicht eigen ist. Der Egerländer Bauer liebt seinen Walzer. Der tanzt hübsch gemächlich. Dem Jglauer Bauer aber freut mehr ein schneller Marsch. Damit will aber nicht gesagt sein, daß langsame Tänze ganz und gar verpönt wären.

Hat der Bauer einmal über die Schnur gehauen, dann möchte er drauf etwa Versäumtes oder Verlorenes (und er kann manchmal viel versäumen oder verlieren!) doppelt einbringen. Anpacken tut er wie ein Böhve. Keine Arbeit ist ihm zu schwer, keine zu gering. Er ist einmal so: er folgt unbewußt den Worten „Saure Wochen, frohe Feste“. Er gerieft und werkt. Sich auf den Geldbeutel zu setzen, fällt ihm nicht ein. Ja, er spart, aber er darbt dabei nicht. Ein rundes Bäuchlein und ein behagliches Heim ist ihm lieber als ein Geldstrumpf und Glend. Und wie er selbst einen guten Bissen und einen scharfen Trunk gern hat, so ist er auch seinen Gästen gegenüber — und wären es wildfremde — ein freigebiger Wirt. Gastfreundschaft hält er überaus hoch. Wenn er auch dem Gast hinterher den Rücken vollschimpft, es ist ja doch anders gemeint.

Im Verkehr mit seinesgleichen schimpft er gar gern ein wenig, läßt sich aber auch schimpfen. Für Grobheiten steckt er Grobheiten ein. Er kann einen ordentlich beschimpfen und den nächsten Tag mit der freundlichsten Miene bewirten. Das ist so seine Art: schimpfen und dazu lachen. Redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So manches geht ihm daher auch ungerügt durch. Die Bauern kennen ja einander.

Über dort, wo er die Not sieht, ist er zu jeder nur halbwegs möglichen Hilfe bereit. (Ist auch der Egerländer Bauer immer so?) Da erkennt er die hohe Pflicht des Christen. Da schiebt er alle Feindschaft zur Seite, da verwischt sich der Unterschied der Stände. Not rührt sein Herz. Andererseits aber wieder verlangt er auch Milde von ihm übergeordneten. Er läßt leben und will leben. Er kann ordentlich hitzig werden, wenn ihm etwas ver sagt wird.

In seinen Plänen geht er nie gar zu weit. Er weiß ganz genau, wieviel zu erreichen in seiner Kraft steht. Aber an dem, was er erreicht hat, hält er zähe fest. Davon zeugt auch das Aushalten bei alten Bräuchen und Sitten und seine Treue zur Scholle. Wohlüberlegt ist sein Handeln. (Auch da mag in gewissem Sinne sein Mißtrauen mitspielen.) Sonst geht er ganz entschlossen vor und sucht Mittel und Wege zu finden — und seien es noch so harte —, sein gestecktes Ziel zu erreichen. Davon ist er durch nichts abzubringen. Wenn man im Handeln den Menschen erkennt, dann trifft das am besten beim Jglauer Bauer zu.

Dem Glücke vertraut er nicht zu sehr. Er sagt zwar: „Wird scho wie wer'n,“ zuckt aber gleich darauf zweifelnd die Achseln. Verzweifeln im

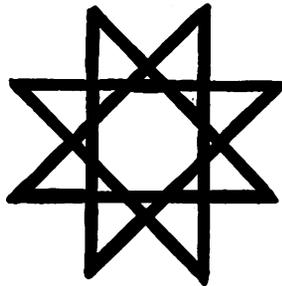
Unglück ist nicht seine Art. Er weiß, daß die Schuld am Unglück meist beim Menschen liegt. Nur sucht er's oft aus seinem Aberglauben heraus zu erklären. So hätten beispielsweise Kinder, deren Eltern den letzten Willen eines verstorbenen Verwandten nicht erfüllten, zeit lebens kein Glück. überhaupt spielt der Aberglaube im Leben des Bauers eine nicht geringe Rolle. Daß Aberglaube Sünde ist, weiß er zumeist nicht und wüßte er's, er könnte es schwerlich glauben, trotzdem er sonst tief religiös ist und seinen Glauben hoch hält.

In der Familie ist er der sorgende Vater und Gatte. Die Kinder müssen werden wie er ist: tüchtige Landwirte, schollentreu und vorsichtig im Handeln. Frühzeitig werden sie zur Arbeit angehalten. Gehorsam und Zucht muß im Hause sein. Keinem mißgönnt er etwas, aber er muß auch seine Behaglichkeit haben. Froh ist er, wenn er Hof und Felder den Händen seiner Kinder anvertrauen kann. Der Egerländer Bauer schustet oft bis in seine letzten Jahre hinein, nur um den Besitz nicht übergeben zu müssen. Das trifft man unter Jglauer Bauern nicht so häufig: er weiß, er hat gesorgt, daß sein Gut in die richtigen Hände kommt und so geht er getrost ins Ausgedingerstübchen¹⁾.

Kleine Mitteilungen

Eine südmährische Wiege mit Drudentreuz.

Auf dem Boden eines Bauernhauses in Zaisa (Ger.-Bez. Frain, Südwestmähren) wird eine alte Wiege aus Holz aufbewahrt. Die eine Breitseite der Wiege trägt die Jahreszahl 1755, die andere das sogenannte Drudentreuz in der



hier abgebildeten Form. Der Besitzer des Hauses meinte lächelnd, daß die „Alten“ geglaubt hätten, dieses Zeichen schütze die Kinder vor der Druide.

Br ü n n.

Hans Freising.

¹⁾ Nach freundlicher Mitteilung Dr. A. Altrichters, des besten Kenners der Jglauer Sprachinsel, hat der nördlichste Zipfel des Gebietes, in dem der Verfasser dieses Beitrages wirkt, viele Sonderheiten. Er unterscheidet sich von den übrigen Teilen in der Sprache durch einen stärkeren mitteldeutschen Einschlag, im Ahrperbau, im Brauchtum u. a. Es treffen daher diese Ausführungen nicht für die ganze Sprachinsel zu. Ein Gesamtbild ließe sich erst herstellen, wenn auch aus den übrigen Gebieten der Sprachinsel genaue Aufnahmen zur Volksart vorlägen.

Das Verbeten der Krankheiten*)

Dies war früher sehr üblich und wurde von einer hiesigen Frau vorgenommen. Dieselbe fuhr mit drei in einem Beutelschen geheimnißvoll aufbewahrten Sympathiomitteln (ein blaugefärbtes Glas, ein Menschenknöchelchen und eine kleine ausgehöhlte Kofkastanie, welche im Inneren einen niemandem bekanntgegebenen Gegenstand enthielt und mit Siegellack verschlossen war) um die Wunde herum und sprach dabei folgendes Gebet zu dem Heiligen, dessen Taufname der Kranke führte: Karl! Ich verbete Dir Deine Wunde im Fleische, Blute, im Beine und im Marke, damit Dir nichts weh tut, wie diesem Steine, Herr Jesus vom Kreuze mit Deinem Fleische und Blute.

Das ist für alle Wunden gut, dazu helfe mir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Amen.

Eine andere Methode, innere Krankheiten zu verbeten, bestand darin, daß ein Stüchchen geweihter Kerze in brennendem Zustande auf den Unterleib (Nabel) der frankten Person gestellt und ein Gläschen darüber gestürzt wurde. Dies und das gleichzeitige Verrichten von Gebeten sollte dem Kranken Genesung bringen; doch erlitten die betreffenden Personen bei diesem Vorgange nicht selten sogar bedeutende Brandwunden.

Auch das Verbeten der Warzen ist hier noch üblich. So hatte vor vier Jahren ein Beamter an dem Nagelbette seines Mittelfingers eine solche ungewöhnlich große Wucherung, welche ihm beim Schreiben schon recht hinderlich erschien. Als er trotz Anwendung verschiedener Vertreibungsmittel und wiederholtem Ausschneiden diesen lästigen Auswuchs nicht beseitigen konnte, gab ihm eine Frau den Rat, sich dieses Ubel von ihr verbeten zu lassen, was der sonst recht aufgeklärte Herr endlich auch lächelnd zuließ.

Nun machte die Heilkünstlerin bei abnehmendem Monde über der Warze an einem weißen Zwirnsfaden drei Knötchen und ging dann in rückwärtiger Stellung aus dem Hause, dabei ein „Vater unser“ betend. Darauf stellte sie am Hufe unter der Traufe ein kleines Loch her und vergrub darin den Zwirnsfaden. Sobald dieser verwest, soll auch die häßliche Warze am Finger abfallen, was sowohl in diesem Falle, als auch in vielen anderen Fällen tatsächlich eingetreten ist.

Dobrzan bei Pilsen.

Franz Andreß.

Ein Heiratskontrakt aus dem 18. Jahrhundert.

In früheren Zeiten war eine Hochzeit im Egerlande mit vielen Sitten und Bräuchen verknüpft, die heute zum Teil verschwunden sind¹⁾. Auf die Werbung und Hausbeschau folgte der „Leihlauf“, der sich im Hause der Braut vollzog. Hier wurden von den Angehörigen des Bräutigams und der Braut das Heiratsgut des Bräutigams, die Ausstattung der Braut und der „Auszug“ für die Eltern des Bräutigams festgestellt. Nachher wurde der Heiratskontrakt geschrieben; hierauf erfolgte ein Schmaus, es fand die gegenseitige Verlobung des Brautpaares statt, wobei auch die ersten Geschenke überreicht wurden.

Der folgende Heiratskontrakt enthält nach einer allgemeinen Einleitung: 1. Die Feststellung, daß das Brautpaar bis zum Tode die gegenseitige Treue wahren werde, 2. und 3. die Feststellung, daß das Heiratsgut, das jeder einzelne bekommen hat, nach der Hochzeit gemeinsamer Besitz beider ist, 4. die Feststellung, daß die Hinterlassenschaft der Eltern der Braut dann an den Bräutigam (mithin auch an die Braut) fällt, sobald der Vater der Braut nach Jahresfrist stirbt; doch hat der Bräutigam dann 30 Gulden für heilige Messen nach Elbogen abzugeben; falls jedoch die Eltern vor Jahresfrist sterben sollten, so erhält der Bräutigam nicht nur „sein eingebrachtes“ zurück, sondern er bekommt außerdem hundert Gulden. Zum Schluß ersuchen die „Contrahenten“ um Bestätigung von

*) Diese Sympathie-Mittel sind schon über 100 Jahre alt und übergingen immer als Erbstück an die Tochter oder Schwiegertochter in der Familie.

Seite des Stadtrates (Magistrats). Es folgen nun die Unterschriften des Brautpaares, des Vaters der Braut und der Zeugen, hierauf die Beglaubigung.

Der Inhalt des Heiratscontractes lautet:

„Im Nahmen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott Vatter, Sohn und Heil. Geistes Amen.

Stund und zu wissen sehe hiermit Männigl. besonders denen daran gelegen, daß heunt unten gesetzten Dato und Jahr zweifels ohne aus sonderbarher Göttlicher Providenz¹⁾ und anordnung zwischen den Arbeitssamen Junggefallen Johann Matthes Moder, des Soel. Johann Moders aus Horn²⁾ hinterlassener Eheleibl. Sohn als Bräutigam an Einen-, dann der Tugendssamen Maria Magdalena Rahmin des Johann Rahms zu Neuenjattl Eheleibl. erzeugten Tochter als Brauth anderten theils in gegenwarth deren hier zu erbettlenen und Endes unterschriebenen Zeigen folgender Heuraths Contract bis auf Obrigkeitl. ratification³⁾ Vestigl. Beschlossen und unviederrißfl. errichtet worden, und zwar

Primo: Haben jetzt ernannte in Ehren Verliebte Beede Personen einander zugesaget und Handtreichl. angelobet, keines das andere zu Verlassen, sondern in Ehelich standhaffter Lieb und Treu Bis Sie der Todt Trennen wird, Behsammen zu wohnen, worzu Ihnen Gott seinen Heiligsten Seegen gnädigt geben und Verleihen wolle; was aber

Secundo: das Zeitliche anbelanget, so Verheuratthet Er Bräutigam seiner geliebten Brauth die seinige auf seines Bruders Anton Moders Güthl in Horn friessen weiß zu erhöhen habende 36 fl. samt denen wenig habenden Kleybern, dergestalten und also, daß diese nach Priesterl. Copulation seiner geliebten Brauth Erblich verbleiben solle; Gleichergestalten

Tertio: Verheuratthet Sie Brauth Ihren geliebten Bräutigam die von Ihren Vatter erhaltende Ehel. aufsertigung, welche Ihme gleichfalls nach Priesterl. Copulation Erbl. zufallet. Nachdem

Quarto: Sie Brauth die Einzige Erbin aller Ihrer Eltern künftig Verlassenschaft ist, mithin da sich fügete, daß Selbige vor Ihme Bräutigam ohne Hinterlassung Eines Leibes Erben das zeitliche mit dem Ewigen Verwechsete, so hat Ihr Vatter sich dahin erkläret, und will, daß sein künftiger Eydmann, wann sich der Todtesfall nach Verflüssung Jahr und Tags sich ergobete, Ein Völliger Erb statt seiner Tochter insolg. (= insolgebesen) auch ein Besitzer des Güthls sehn, und nach deren Schwieger Eltern Todt Drehzig Gulden nacher Elbogen auf Heilige Messen zahlen solle; sollte aber der Todtesfall sich vor Jahr und Tag ohne Hinterlassung Eines Leibes Erben erfolgen, so soll und will Bräutigam nebst zuruderhaltung seines eingebrachten mit Ein Hundert Gulden sich Befriedigen lassen. Schlüßl ist deren Contrahenten⁴⁾ unterthänniges Bitten, Ein Löbl. Magistrat wolle geruhen, diesen Heuraths Contract Obrigkeitl. zu ratificiren und in das Neuenjattler grundbuch inseriren⁵⁾ zu lassen. Ganz getreu sonder argelikt und gefährde. Urkund dessen hat Franz Andreas Rügler Servus Curiae⁶⁾ allhier auf deren Contrahenten anverlangen so wohl Ihrer als deren zugegen gewesenen Freunden und Zeugen Nahmen unterschrieben.

So geschehen Elbogen, den 16. Sept. 1764.

Magdalena Rahmin⁸⁾,
Brauth.

Johann Rahm, der Vatter
Andreas Moder aus Grünlas⁹⁾
Andreas Stöher aus Münchhoff¹⁰⁾
Andreas Zandl in Neujattl

Zeugen

Bräutigam.
Johann Matthes Moder,
Michl Moder
Anton Moder } Brüder
Joseph Moder }
Michl Moder }
Jacob Koschmidt, Schwager.

¹⁾ Vgl.: Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen, (2. Aufl., Reichenberg 1924), 126 ff., 339. ²⁾ Providenz = (göttliche) Vorsehung. ³⁾ Dorf bei Elbogen. ⁴⁾ ratificiren = Bestätigung. ⁵⁾ Contrahenten = den Vertrag schließende Parteien. ⁶⁾ inseriren = eintragen. ⁷⁾ servus curiae = Gerichtsangestellter, -beamter. ⁸⁾ Im Ehevertrag, in anderen alten Schriftstücken und in den Matrizen ist immer Rahm zu lesen, miewohl der richtige Name Rahm lautet. ⁹⁾ Grünlas, Dorf bei Elbogen. ¹⁰⁾ Münchhof, Dorf bei Chobau.

Bevorstehender Heuraths-Contract Ist nicht nur Obrigkeitl. ratificiret, sondern mit dessen Bewilligung ad lib. cont. spons. fol. 12¹¹⁾ getreulich inseriret worden. Elbogen, den 5. November A 1764.

L. Anton Striezl,
Synd.¹²⁾

In der „Traumatrik für Elbogen samt Ortschaften von 1683—1768“ findet sich Seite 450 folgende bemerkenswerte Eintragung über die Heirat des Mathes Moder und der Magdalena Rahm:

„Nr. 12¹³⁾ October 1764. Horn: Mathias Moder, Die 16. hujus contraxit matrimonium per verba de praesenti honestus juvenis Mathias Moder pie defuncti Joannis Moder legitimus filius ex pago Horn cum honesta virgine Maria Magdalena Joannis Rahm ex pago Neu-Sattl legitima filia, subditi cubitenses. Test(es) Josephus Schmid, civis cubit(enses), pannifex et Michael Moder ex pago Putschirn.¹⁴⁾

Promulgavi 1a.... die 30. Septem. Domin. 16. post Pentec(ostas)
2a,,,, — 7. Oktob. — 17. —
3a.... — 14. — 18. —

Praemissis 3 impedimentis denunciationibus producto consensu dominicali nulloque detecto impedimento copulavi ego Ferdinandus Strietzl, h(oc) t(empore) decanus.“

[Nr. 12. — October 1764. — Horn. Mathias Moder. Am 16. Tage dieses Monats hat den Ehebund geschlossen durch das gegebene Wort (Zawort) der ehrenhafte Jüngling Mathias Moder¹⁵⁾, des fromm verstorbenen Johann Moder legitimer (rechtmäßiger) Sohn aus dem Dorfe Horn, mit der ehrenhaften Jungfrau Maria Magdalena, des Johann Rahm aus dem Dorfe Neusattl legitime Tochter, sämtliche Elbogener Untertanen. Zeugen sind: Josef Schmid, Elbogener Bürger, Luchmacher, und Michael Moder aus dem Dorfe Putschirn.

Erste Aufbietung am 30. Tage des Mon. Sept., am 16. Sonntage nach Pfingsten, Zweite Aufbietung am 7. Tage des Mon. Okt., am 17. Sonntage nach Pfingsten, Dritte Aufbietung am 14. Tage des Mon. Okt., am 18. Sonntage nach Pfingsten.

Nachdem die drei Verkündigungen vorangegangen sind, die grundherrschafftliche Einwilligung erlangt und kein Hindernis aufgedeckt worden ist, habe ich die eheliche Verbindung vollzogen. Ferdinand Striezl, zur Zeit Decan.]

Aus dieser Eintragung ersieht man, daß die Hochzeit einen Monat nach Ausstellung des Heirathscontractes stattfand. Dieser wurde nach der Eheschließung zur Beglaubigung vorgelegt, wie dies aus einer Eintragung (auf der letzten Seite) des Vertrages ersichtlich ist: „Praesentatum¹⁶⁾, den 4. September 1764.“ Unter dieser Eintragung findet sich gleichsam als Aufschrift: „Heuraths-Contract Johann Mathes Moder aus Horn und Maria Magdalena Rahmin zu Neusattl.“

Der Vertrag wurde auf einem ganzen Bogen geschrieben, der ein Ausmaß von 35.5 X 22 cm hat. Hiezu verwendete man Stempelpapier, in der linken oberen Ecke der ersten Seite ist ein Wappen schwarz aufgedruckt: ein umkränzter Wappenschild ist durch eine senkrechte Linie in zwei Felder geteilt; im linken Felde bemerkt man einen doppeltgeschwänzten nach links schreitenden Löwen; das rechte Feld ist senkrecht schraffirt, durch die Mitte aber geht ein waagrechtes weißes Band. Unter dem Wappenschilde liest man die Stempelgebühr: „15. K“ (= Kreuzer). Eheverträge durften nur auf solches Papier geschrieben werden.

Der Ehevertrag befindet sich im Besitze des Landwirthes Rudolf Muck in Neusattl bei Elbogen; er hat ihn von der Familie Moder (Nachkommen des im Vertrage erwähnten M. Moder) erworben.

Neusattl bei Elbogen.

Richard Baumann.

11) ad librum contractorum sponsalium folio 12 = in das Heirathscontractenbuch auf Blatt 12.

12) Syndicus, Bevollmächtigter.

13) Die einzelnen Trauungsfälle während eines Jahres sind fortlaufend numeriert. Dies war also der 12. im Jahre 1764.

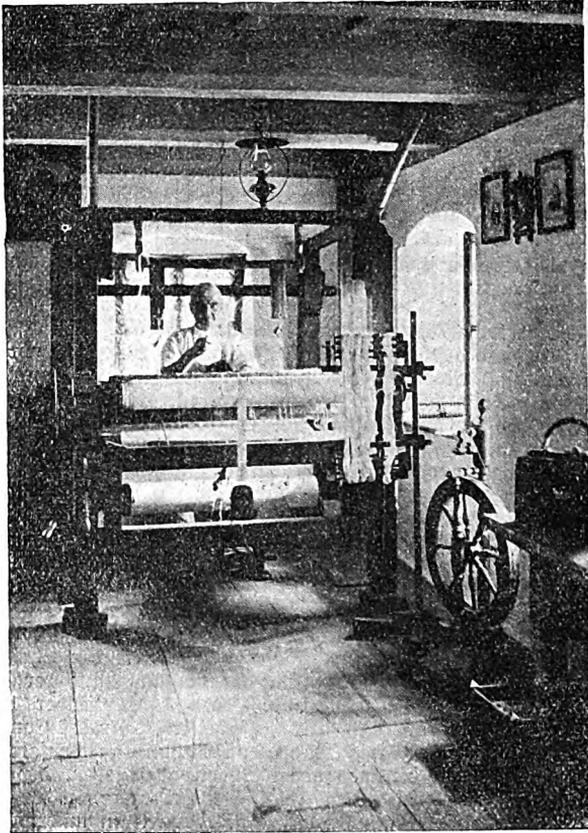
14) Dorf zwischen Eßbäu und Karlsbad.

15) Der Genannte stand damals im 25. Lebensjahre. (Laut Taufmatr!!!)

16) Praesentatum = vorgelegt, eingereicht.

Der Webstuhl der nordmährischen Hausweber

Vor 50 Jahren waren in Nieder-Mohrau und Ober-Mohrau noch viele Hausweber. Über 60 Webstühle klapperten tagen und tagaus, schufen köstliche „Leimet“ und zauberten einen gewissen Wohlstand in das Heim der Hausweber. Seit der



Einführung der mechanischen Webstühle und der Errichtung der Großbetriebe schmilzt ihr Völklein immer mehr zusammen. Gegenwärtig arbeiten hier nur mehr drei Hausweber und die sind bereits alte Leute.

Der Hausweber Heinrich Kastner, der hier abgebildet ist, wurde im Jahre 1855 in Nieder-Mohrau geboren und lernte das Weben von seinem Vater. Sein Webstuhl ist aus Fichtenholz und steht in der freundlichen Stube des Ausgedinghauses Nr. 106. Die 180 cm hohen Säulen der zwei Seitenwände werden von zwei Vorder- und zwei Hinterriegeln, die 120 cm lang sind, zusammengehalten und sind mit Stangen an den Balken der Zimmerdecke befestigt.

Der Garnbaum, der im Vordergrund schön sichtbar ist, dient zum Aufbäumen oder Aufwickeln der Garnketten. Er hat an der rechten Seite ein Rad mit acht Ecken oder Zapfen, das von der Klinke gehalten wird. Vom Garnbaum aus sind auf den Weber zu in einer Breite von 97 cm die Längsfäden gespannt, die die

Kette bilden. Sie werden mit den Schlichtbürsten, die in gefochte, flüssige Stärke getaucht wurden, geschlichtet oder gleichgebürstet, damit sie schön glatt werden, und gehen kreuzweise über fünf Schienenbrettchen, die zum Ordnen und Reihen der Fäden dienen. Die „Klupp“ (= Klöppel), ein Leinwandstreifen mit einem Gewichte, das über den Garnbaum herunterhängt, hält sie fest. Unter ihnen ist die „Pläder“ aus beweglichem Pappenbeckel, die Wind zum Trocknen der feuchten Kette macht.

Von den Schienenbrettchen führen die Fäden einzeln durch die Biken des „Zeigs“. Dort sind vier lotrechte Reihen von je 700 gefirnisten Fäden, die oben und unten von Leisten oder Schäften gehalten werden. Der „Zeig“ ist mit Riemen an der Welle befestigt, und zwar so, daß beim Weben immer zwei Schäfte abwechselnd auf und ab gehen. Dadurch wird zwischen den Längsfäden eine Gasse gebildet, durch die das Schiffchen durchschlüpfen kann. Durch zwei Fußschemel, auf die der Weber abwechselnd tritt, wird die Welle mit den Schäften bewegt.

Vom Zeig gehen die Kettenfäden zu je zweien durch die 1400 Gassen des Messingblattes und werden von der Sperrute gehalten, die auch die Leinwand spannt, daß sie die richtige Breite einhält.

Zwischen Sperrute und Zeig bewegt der Weber mit der linken Hand die Weberlade mit dem erwähnten Messingblatt hin und her, das ist vor und rückwärts. In der Weberlade ist auch das Schiffchen mit der Spule, das der Weber durch einen herabhängenden Schnurzug mit der rechten Hand treibt. Das Schiffchen geht in seitlicher Richtung hin und her und zieht durch die Kettenfäden die Schußfäden, die dann vom Messingblatt der Lade immer an die bereits fertige Leinwand angeschlagen werden.

Die Leinwand geht über den Brustbaum, einer wagrechten Walze in Brusthöhe des Webers und von dort zurück über den Streichriegel, der unter der Lade ist, auf den Leinwandbaum, wo sie gespannt und aufgewickelt wird. Dazu hat er an der rechten Seite ein Rad mit fünf Griffzapfen. Hinter dem Brustbaum sitzt der Weber auf dem Sitzbrett und arbeitet.

Die fertige Leinwand wird abgezogen, zusammengelegt und dem Fabrikanten in Römerstadt oder Freudenthal geliefert, der auch das Garn beisteuert.

Im Vordergrunde steht an der Wand die Winde und das Spulrad, das dem Spinnrade ähnlich ist und durch ein Trittbrett bewegt wird. Auf die Winde kommt das Strähngarn und auf das Spulrad die leere Spule des Schiffchens, damit neues Garn aufgespult werde.

Nieder-Mohrau bei Römerstadt.

Johann Bernard.

Ein schlesisches Scherzgespräch mit Endschlager aus Wolhynien¹⁾

Unter den schlesischen Kolonisten in der Umgebung von Torczyn in Wolhynien habe ich im Sommer 1928 das folgende Scherzgespräch zu hören bekommen:

Wirt: „Heng, Young, wo is der denn?“

Hirtenjunge: „Heng, wo sull mer sein? Der Wulf hot's Füllen gerizt!“

W.: „Hot er's sehr gerizt?“

H.: „Heng, hot er's sehr gerizt: Kopp end Schwanz liecht do!“

W.: „Wou best denn Du gewast?“

H.: „Heng, wou bin ech denn gewast: Ich hab auf die Aller gefassa!“

W.: „Wou is denn dar Hund gewast?“

H.: „Heng, wou der Hund is gewast: Har hot under die Aller gefassa!“

W.: „Hot har nich gebollen?“

H.: „Heng, ob har gebollen hot: Geschiffen hot er!“

Brünn.

Alfred Karasch-Langer.

¹⁾ Vgl. unsere Zeitschrift I. S. 260 und W. E. Peudert, Schles. Volkskunde S. 6.

Die Holzkirche in Johannesberg bei Braunau

(Mit einem Originalholzschnitt vom Verfasser)

Zwischen Böhmen und Schlesien lag einst der große Bannwald. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden von beiden Seiten große Strecken urbar gemacht. In diese Zeit, bis ans Ende des 14. Jahrhunderts reichend, fällt die Entstehung unserer Holzkirchen, die im Braunauer-Ländchen wie im benachbarten Schlesien uns heute als Zeugen jener Lage erhalten geblieben sind.

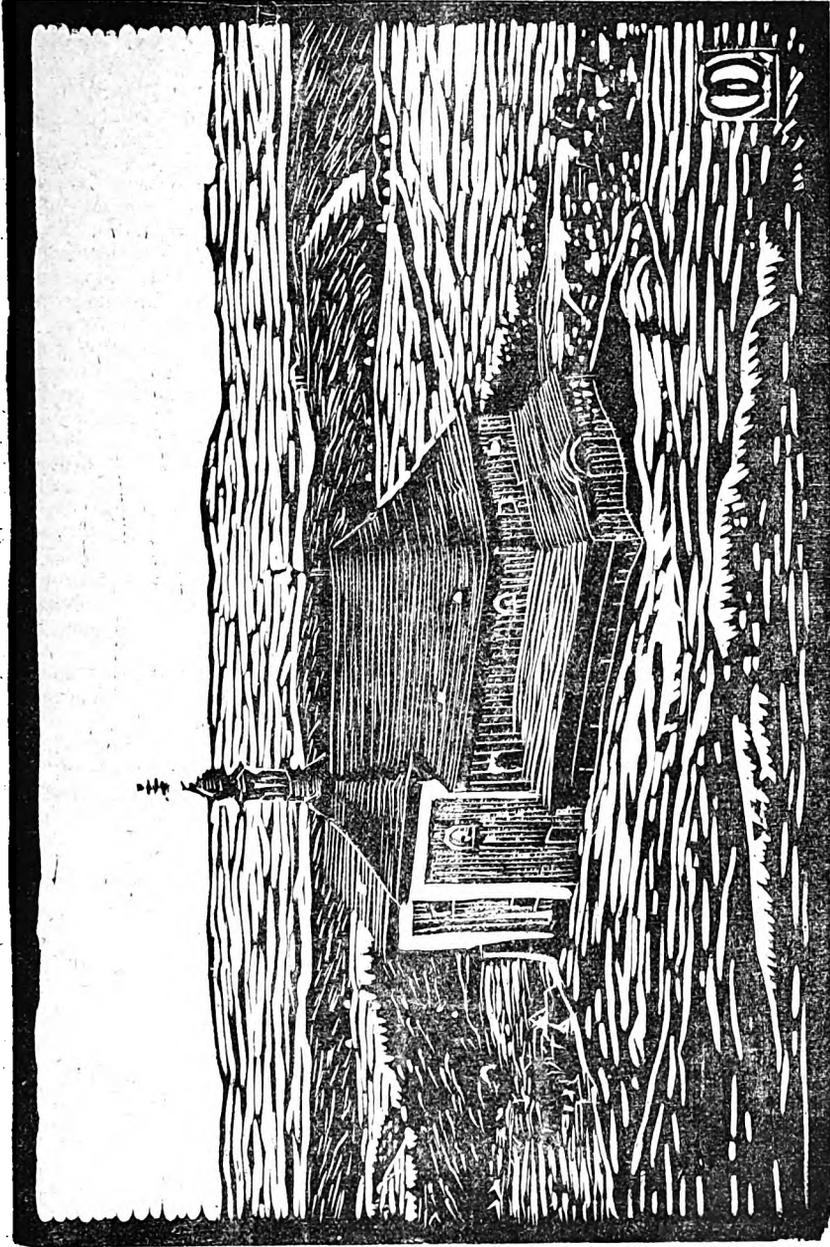
Unser Bergkirchlein stand zuerst als Holzkirche in Hermisdorf von 1384 bis 1672, dem jetzigen Kirchdorf von Johannesberg. 1672 in Hermisdorf abgebrochen, mußte sie einem geräumigeren Steinbau Platz machen und die noch brauchbaren Teile kamen nach Johannesberg, aus denen im selben Jahre (1672) unser Bergkirchlein errichtet wurde. Leider war die Wiederaufstellung der Kirche wohl nur biedereren Zimmerleuten überlassen, die z. B. die Bretterbewandung im Kirchenschiffe unter den Männerchören, welche Darstellungen aus der Glaubenslehre in farbiger Handmalerei tragen, in unserem Kirchlein ziel- und planlos befestigten, wodurch die einzelnen Darstellungen zerrissen wurden, Halbe Gesichter, Bruchstücke von Engelsflügeln, manche Bretter noch dazu verkehrt angeschlagen, lassen nur noch einstige Schönheit ahnen. Uralte Gemälde mußten neueren, wertlosen Drucken Platz machen. In der Vorkirche sind solche noch zu finden. Staub und Schmutz, Wind und Wetter üben hier ihr grausames Vernichtungswerk und durch das wetterzerfurchte Dach tropft der Regen. Die alte Orgel, die sonderbare Darstellung hinter dem Altare: „Johannes in der Wüste“, kurz, jeder Gegenstand erzählt uns beim Durchschreiten des Kirchleins aus der Geschichte der Vergangenheit. Da gibt ein in der Kirche aufgestelltes Grabmal von dem ersten Toten Kunde, der in der Erde seines Heimatdorfes seine letzte Ruhestätte fand. Es ist dies der Dorfscholze Valentin Knittel, beerdigt am 4. September 1673. Unsere Kirche umgab nämlich einst ein Friedhof, auf dem jedoch nur acht Johannesberger beerdigt wurden. Deutlich erkennt man noch an der Ostseite der Kirche einige von Gras überwucherte Grabhügel in einer Reihe.

Aus der Geschichte unseres Bergkirchleins ragen besonders folgende Daten:

1384 in Hermisdorf erbaut, 1672 nach Johannesberg übertragen, wurde es am Tage Johannis, das war der 7. Mai 1673, vom Braunauer Abte Thomas Satorius feierlichst eingeweiht. Papst Clemens X. stattete es 1674 mit einem Ablasse aus. Die alte Fußstraße am Fuße des Berges, an der die Hütten der Bewohner stehen und die Braunau mit dem befestigten Schweidnitz in Schlesien verband, wird im Volksmunde noch heute „Schweidniza Straße“ genannt. Die Braunauer Bürger erhielten sogar im Jahre 1541 ein vom Abte Mathias am Sonnabend Gaetare und vom Kaiser Ferdinand I. am Freitage nach St. Thomas bestätigtes Privileg, in ihrem Rathhause „Schweidnitzer Bier“ zu schenken. Erst 1845—1846 wurde die jetzige, moderne Straße durch den Ort gebaut.

Wann der Ort selbst entstand, meldet uns keine Chronik. Man vermutet, daß Johannesberg eine Gründung des Abtes Johann III. von Cotov ist und nach dem Gründer den Namen trägt. 1560 wird Johannesberg zum ersten Male in einer Urkunde erwähnt. 1631 waren hier bereits 13 Feldgärtner arbeitsfähig, die der Grundobrigkeit zu Nikolei und Laurenzi je 20 Groschen, zusammen 4 Schock 40 Groschen Abgaben zu entrichten hatten.

Mit der Zeit erhielt das Äußere unseres Bergkirchleins manche Veränderung. Den Barocksteinbau (das Presbyterium) errichtete 1725 der Braunauer Abt Uthmaricus Zinke. 1858 wurden die beiden Quaderstützpfiler zur Befestigung der Kirche angebaut und vom Tischlermeister Wittner aus Johannesberg der Hallengang um die Kirche angelegt, wobei das Beinhauschen abgetragen wurde. Im Turmknopfe befinden sich Dokumente, welche die biedereren Bewohner „Der Nachkommenschaft zum Angedenken“ bei den feierlich begangenen Knopfauffestungen hineingelegt haben. Diese geben ausführliche Berichte der damaligen Zeitverhältnisse und beschreiben Krieg und Feuerung, wie auch die Bildungszustände, das Winkelschulwesen des Ortes.



Als in der Zeit der schlesischen Kriege, 1740—1745, König Friedrich II. an einem Novembertage des Jahres 1744 über Johannesberg nach Schlesien zurückzog, wurden aus unserem Kirchlein verschiedene Gegenstände: Alben und Kaseln u. dgl., sowie Holz im Werte von 270 fl. mitgenommen. (Chronik des Schulmeisters Josef Kotter aus Schönau, wohin damals Johannesberg eingepfarrt war. Josef Kotter starb 1804.) Im Jahre 1760, nach der Schlacht bei Liegnitz, zog sich General Laudon an die schlesisch-braunauer Grenze zurück und quartierte eine Abteilung Kroaten in Johannesberg ein. Bei unserem Kirchlein soll einige Wachabteilung 14 Tage lang unterhalten worden sein. Am 21. Juni 1866, um 5 Uhr nachmittags, überschritt ein preussischer Parlamentär mit vier Mann Bedeckung und einem Trompeter, es war der preuß. Rittmeister Wertmeister von Oesterling, die Grenze bei Johannesberg. Bei unserem Kirchlein wurde er angehalten. Er überbrachte die Kriegserklärung an Oesterreich. Am 24. Juni 1866 fand der Durchmarsch statt. Es war an einem Sonntage. Da gerade Gottesdienst in unserem Bergkirchlein war, nahmen viele preussische Offiziere und Mannschaften an diesem teil. Wahrscheinlich am selben Tage mittags fanden sich einige preussische Soldaten im Hause Nr. 11 in Johannesberg ein und verlangten von dem dort weilenden Gastwirt und Pächter aus Johannesberg Nr. 57, Franz Spizer, Auskunft über Bewegungen der österreichischen Truppen. Dieser verweigerte die Auskunft und sollte gerade erschossen werden, als die Mittagsglocke anschlug, was die Preußen für ein „Alarmzeichen“ hielten und die Flucht ergriffen.

Ganz besonders wurde in unserem Kirchlein alljährlich der Kirchweihstag gefeiert. Am sogenannten „Lummelplan“ fanden sich Pfarrerländler, Gastwirte und Bilderhändler ein, bis 1859 „zwischen den österreichischen und preussischen Händlern und Besuchern eine solche Keilerei mit Stöcken, Steinen und Messern entstand, daß zahlreiche Verwundete den Kampfplatz deckten“. Die preussische Regierung gab deshalb eine strenge Verordnung heraus, die jedem Preußen für alle Zeiten das Aufschlagen von Verkaufsbuden am Johannesberger Kirchenfeste verbot. Seither bleiben die preussischen Krämer aus. Auch der Abt des Klosters Braunau bleibt aus, der alljährlich unter Aufsicht zahlreicher Klostergeistlicher die Kirchweihmesse selbst las.

Nur zweimal im Jahre wird noch Gottesdienst gehalten. Sonst klingt der Windhauch wie Gebet ums altertgraue Kirchlein, das hinausschaut wie selten ein anderes ins weite Land. . . .

Der großartige Rundblick von der „Hohen Menze“ beginnend, über Heuschauer, Falkengebirge, Übersbach-Welschdorfer Sandsteingebirge, ja drüber hinaus ins Riesengebirge und zur Schneetoppe, schließt zurücklaufend über den Spitzberg, Ullis und Kulis im Heidelgebirgskamme bis Bieberstein und Hörnl, ein weites Stück Land ein, das wie eine Reliefkarte zu unseren Füßen liegt.

Aus der Tiefe winken die alte Luchmacherstadt Braunau mit ihrem imposanten Benediktinerkloster, das außer unserem Bergkirchlein noch eine solche alte Holzkirche zu betreuen hat, das Friedhofskirchlein zu „Unserer lieben Frau“ in Braunau, ferner die Braunauer Dörfer und vom Falkengebirgsszuge das Sternkirchlein, das Wahrzeichen des Braunauer Ländchens.

Johannesberg bei Braunau.

Oskar Ohnheiser.

Volkskunde als Prüfungsfach

In der neuen, seit 1928 gültigen Prüfungsordnung für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Schulen in Baden hat die Volkskunde eine erfreuliche Berücksichtigung gefunden. Jeder Philologe mit Deutsch als Hauptfach muß mit den Grundlagen der deutschen Volkskunde, insbesondere der mündlichen Volkserbklieferung vertraut sein. Bei Deutsch als Nebenfach muß er wenigstens auf einzelnen Gebieten (Märchen, Volkslied, Mundart) Kenntnisse aufweisen. Außerdem kann Volkskunde als eigenes Zusatzfach gewählt werden.

Von den Bewerbern wird, wie E. Fahrle in der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ (II., 1928, S. 162) mitteilt, verlangt: „Der Bewerber muß vertraut

sein mit den Erscheinungen, die man unter mündlicher Volksüberlieferung zusammenfassen kann, d. h. Märchen, Sagen, Volkslied, Kinderlied, Sprichwort, Rätsel, ferner mit dem Volksglauben, dem Volksbrauch, der Volkskunst und mit dem Bau- und Siedlungsweisen des bodenständigen Volkes. Zur Ergänzung dazu soll er die älteren Quellen gelesen haben und im volkstündlichen Schrifttum sich auskennen. Bei allem kommt es nicht nur auf die Kenntnis des Volkstums in seinen verschiedenen Erscheinungsformen an, sondern es wird hauptsächlich Wert gelegt auf wissenschaftliche Durchdringung dieser Erscheinungen und auf die psychologische Erfassung ihres Wesens, d. h. der Bewerber soll die Voraussetzungen der volkstündlichen Erscheinungen und den grundsätzlichen Unterschied zwischen ihnen und der Persönlichkeitskultur der höheren Bildung kennen und die Wechselwirkung zwischen der Volkskultur und dem Ringen führender Geister zu beurteilen vermögen. Dazu ist ein Einblick in die vergleichende Volkskultur notwendig. Wünschenswert ist, daß der Bewerber neben den Kenntnissen in der deutschen Volkskunde im ganzen sich mit dem Volkstum seiner engeren Heimat vertraut gemacht hat."

Volkskunde als Nebenfach bei der Dr.-Prüfung ist seit kurzem an der Universität Heidelberg eingeführt. An der deutschen Universität in Prag kann seit 1921 Volkskunde bei den Rigorosen sowohl als Hauptfach wie als Nebenfach gewählt werden.

Wissenschaft (Volkskunde und Vorgeschichte) und Wirtschaft

Auf die engen Zusammenhänge zwischen Volkskunde und Vorgeschichte soll hier nicht eingegangen werden, dafür aber an einem Beispiele gezeigt werden, wie zuweilen auch die Wirtschaft aus der volkstündlichen und vorgegeschichtlichen Wissenschaft Nutzen ziehen kann.

Bei einem Orte Südböhmens, dessen Name einstweilen aus bestimmten Gründen nicht genannt werden kann, befindet sich eine bisher nur der einheimischen Bevölkerung bekannte, auffällige Steingruppe mit Platten, die deutlich von Menschenhand ausgehauene Mulden zeigen, von denen gegen den Rand zu Kinnen verlaufen. Es ist wahrscheinlich, daß es sich hier um eine heidnische Opferstätte handelt. Ob sich an diese Stelle Sagen knüpfen, muß erst erforscht werden. Nicht weit davon hat ein tüchtiger Vorgeschichtsforscher, der Oberlehrer an einer Volksschule ist, mehrfach alte Gräberfelder aufgedeckt, das letzte und mächtigste erst im Juli dieses Jahres. Durch die Grabungen des Oberlehrers aufmerksam geworden, teilte ihm ein Bauer mit, daß er beim Acker am Rand des Feldes, bzw. unter einem Heine etwas Sonderbares gefunden habe. Die Besichtigung ergab, daß es sich um einen vorgegeschichtlichen Löfferosen handelt, in dem die Tongefäße gebrannt wurden. Ein solcher wurde in Bieslau, Kreis Leobschütz, in Oberschlesien gefunden. Ueber diesen berichtet B. Freiherr v. Richthofen (Mitteilungen des Deutscher Geschichts- und Museumsvereins, 7. bis 10. Heft, 1925/27, S. 4): „Er war aus anstehendem Vöblehm gefertigt. Die Feuerungsgrube erwies sich als Keller eines benachbarten Holzhauses. Nur selten gelingt es, wie hier, einen Blick in das vorzeitliche Handwerk tun zu können. Die einst kuppelförmig überwölbte Muffel des Ofens war durch 26 Züge durchbohrt, die der heißen Luft Abzug aus dem zweiteiligen Brennraum verschafften. Eine Hälfte dieses in Ostdeutschland einzigartigen Fundstückes konnte erhalten und nach Ratibor gebracht werden, wo sie im Museum Aufstellung finden wird“

Ähnlich dürfte der in Südböhmen entdeckte Löfferosen sein, der erst nach Beendigung aller Erntearbeiten ausgegraben und in das Böhmerwaldmuseum in Oberplan gebracht werden wird, wenn nicht das allzugroße Gewicht — der Ofen muß mit der ihn umgebenden Lehmmasse ausgehoben werden — ein Fortschaffen mit Wagen oder Lastauto unmöglich macht. Man geht aus den Scherbenfunden bei den erwähnten Gräbern hervor, daß die Löffere jener Zeit auch den Graphit kannten und verwerteten. Dieser muß in nächster Nähe des Ofens vorgekommen sein, was Schürfungen erweisen sollen. Uebrigens ist in nicht zu großer Entfernung neben anderen Fundstellen von Graphit auch ein Wäldchen, das eben, weil sich dort die Bauern seit je den zum Schmieren der Wagenräder und anderen

Zwecken verwendeten Graphit geholt haben, den Namen „Graphitwald“ führt. Findet sich nun tatsächlich an der angegebenen Stelle ein größeres Graphitlager, so ist damit der Beweis geliefert, daß hier Volkstunde und Vorgeschichte Wegweiser der Wirtschaft waren.

Volkstündliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag

Im Wintersemester 1929/30 lesen: G. Jungbauer: Sachliche Volkstunde (3stündig) und Volksmedizin (2stündig); E. Schwarz, Phonetik der deutschen Mundarten (3stündig); E. Schneeweis, Serbo-kroatische Volkstunde (3stündig) und Übungen in der Slavischen Volkstunde (2stündig). Im „Seminar für deutsche Philologie“ hält E. Schwarz „Phonetische Übungen“ (2stündig). Das „Seminar für deutsche Volkstunde“ dürfte im Laufe des Wintersemesters eröffnet werden.

Antworten

(Einlauf bis 15. September)

2. U m f r a g e. In Kostelzen und Kapitz bei Kladrub sind noch H u h n o p f e r üblich (Wd. Gückhorn, Milišau-Prag).

3. U m f r a g e. In Kutscherau (Sprachinsel Wischau) wurde noch vor 25 Jahren gegen die Hexen zur Walpurgisnacht in jedes Eck der Fensterbänke je ein frischer, grüner Zweig gestellt (J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römersbad). In der Mark Brandenburg werden am 30. April Erbsen vor die Tür gestreut und an den Türen mit Kreide drei Kreuze gemacht (Julius Schunke, cand. phil., dtz. Bdice in Böhmen).

4. U m f r a g e. Auch in Berlin stand das T i s c h r ü c k e n nach dem Weltkriege in voller Blüte, wobei man vor allem die Geister der Gefallenen herbeizurufen pflegte (J. Schunke).

7. U m f r a g e. In der Mark Brandenburg vereint der V e i c h e n s c h m a u s alle Teilnehmer des Begräbnisses bei Kaffee und Kuchen, dem ein ausgiebiges Abendbrot mit Bier, Schnaps und allerlei Rauchzeug folgt (J. Schunke).

11. U m f r a g e. Der Name P e u n t findet sich auch in Neufattl bei Elbogen und bezeichnet das um das Haus liegende Grundstück, z. B. auch den Garten (R. Baumann, Neufattl).

26. U m f r a g e. Ein K r e u z s t e i n stand früher in der Nähe von Milišau, P. Schweibing bei Mies, im sogenannten „Grund“. Noch vor 50 Jahren pflegte man Kindern zu sagen: „Geht nicht in den Grund, dort unter dem Kreuz ist ein Pferd ohne Kopf eingewühlt!“ (Wd. Gückhorn).

28. U m f r a g e. In Milišau trägt man O h r p l ä t t c h e n aus Silber gegen Drüsengeschwulst (Wd. Gückhorn).

30. U m f r a g e. Eine K a p e l l e mit V o r d a c h, das den Turm trägt, befindet sich in Otrošchin bei Mies (Wd. Gückhorn). Eine 15. (an der Straße Schlackenwerth—Lichtenstadt) und eine 16. (im Schloßpark zu Schlackenwerth) weist R. Baumann (Neufattl) zu den von ihm bereits beschriebenen 14 Kapellen nach und liefert hiezu wieder genaue Beschreibungen und Skizzen.

33. U m f r a g e. Bei Görtau (Strecke Komotau—Bodenbach) stöhnt die B o t t o m o t i v e bergaufwärts: „Nun her e bissel, schieb e bissel, du wagt so net, wie schwer daß's geht!“ Ist die Höhe überwunden, ruft sie erleichtert: „Geht schu besser, geht schu besser usw.“ (Prof. R. Friedrich, Ledau bei Boderšam-Salzburg).

35. U m f r a g e. Verliert ein Mädchen eine H a a r n a d e l, so wird es etwas ungerne sehen (Wd. Gückhorn für Milišau). Steht bei einem Mädchen das Ende des Kopfes aus dem aufgebundenen Haarfranze hervor, so sagt man: „Schwanzle hängt, Schakle denkt“ (E. Jungwirth, Römersbad). In der Mark Brandenburg sagt man beim Herausziehen der Haarnadel, gleichwie beim Schlucken und Ohrenlaufen: „Man denkt“ (J. Schunke).

37. U m f r a g e. Ehe die jungen Hennen richtig zu legen anfangen, legen sie ein kleines, nichtiges E i. Von diesem heißt es allgemein, der Hahn habe es gelegt (E. Jungwirth, Römersbad).

38. Umfrage. Warzen entstehen, wenn man die Hände im Schleifrog oder Sämetrog wäscht. Man vertreibt sie, indem man mit einer schwarzen Schnecke darübertreibt, diese dann auf einen Dorn spießt und den Ort, wo dies geschah, meidet, bis die Warze verschwunden ist (Wd. Gückhorn für Milikau). In der Mark Brandenburg läßt man die Warzen von Heuschrecken anbeißen, worauf sie verschwinden. Auch das Abbinden mit Pferdehaaren ist üblich. Um Hamburg wirft man in einer Vollmondnacht die Warzen unter Herfagen eines Spruches „gegen den Mond“ (J. Schunke).

44. Umfrage. Zum Anmelden der Sterbenden teilt Wd. Gückhorn die Erzählung eines Militärs mit: „Eines Abends wurde ich durch ein besonders starkes Klopfen am Fenster aus dem Schlafe geweckt. Ich fragte, wer draußen sei. Es meldete sich aber niemand. Ich ging vor die Türe, sah aber keinen Menschen. Einige Tage darauf erhielt ich ein Schreiben, daß mein Sohn im Militärspital gestorben sei.“ J. Schunke berichtet: „Beim Tode meines Vaters, der in einem Kurorte starb, fiel zur selben Stunde der Kanarienvogel zu Hause inmitten eines auffallend schönen Singses tot zu Boden.“

50. Umfrage. Auch in Milikau kennt man nur die drei Arten von Hacken: Bandhacke, Breithacke, Handhacke. Früher hatten die Zimmerleute außerdem noch eine Doppelhacke, die Lueraxt hieß (Wd. Gückhorn).

55. Umfrage. Weitere Antworten hiezu (Anzeichen für Regenwetter) lieferten Joh. Kessler aus Petersdorf bei Gennersdorf in Schlesien und J. Schunke für die Mark Brandenburg.

57. Umfrage. In Milikau war das „Alte Jahr-Ausschießen“ noch vor 50 Jahren üblich. Es wurde mit Schlüsselbüchsen geschossen (Wd. Gückhorn).

61. Umfrage. Für den Maulwurf kennt man um Römerstadt neben Möltwurf auch die Formen Moltwurf, Moitwurf, Mulkwurf und außerdem Ardschleffel = Erdschleifer (E. Jungwirth).

62. Umfrage. Spottreime auf Ortschaften sandte ferner E. Jungwirth für das Gebiet um Römerstadt ein.

68. Umfrage. Daß auf den Tisch gestellte Schuhe Verdruß bringen, gilt nur für alte, nicht für neue Schuhe (E. Jungwirth).

70. Umfrage. Um Römerstadt empfiehlt man als Bartwuchsmittel auch Pech (statt Honig) von außen und Gühnerdreck von innen, denn „Gühnerdreck schiebt, Pech zieht“ (E. Jungwirth). In der Mark Brandenburg wird Gühnerdreck, in Westfalen Rauberdreck empfohlen (J. Schunke).

72. Umfrage. Auflegen von Sauerteig ist gut bei Magenleiden, „wenn man sich was gedehnt hat“, wie man sagt (E. Jungwirth). In der Mark Brandenburg legt man auf Geschwüre, die aufgehen sollen, ausgeautes Brot (J. Schunke).

73. Umfrage. Zu den Umdeutungen von Fremdwörtern führt J. Meißner (Niederlangenau bei Hohenelbe) an, daß im Riesengebirge der Ausdruck Melchsleidr für Zentrifuge allgemein üblich ist, ferner Pledr für die Getreidepflugmaschine und Trämmil für Öspel (ein bisher unerklärtes, ursprünglich bergmännisches Wort, das schwerlich ein Fremdwort ist). Eine umfangreiche Liste aus Norddeutschland hat J. Schunke übermittelt, darunter aus Hamburg und Umgebung die Ausdrücke: Schmutenhobel, entsprechend dem bayr.-öferr. Fophobel, für Mumbharmonika, Trecker und Bulldogge für Traktor und die scherzhafte, selbst ein Fremdwort verwendende Umschreibung Chausseefloh für Motorrad.

74. Umfrage. In der Gegend von Mies, Haid und Pfraunberg pflegte man vor 50 Jahren das Dreikönigsingen, in der Gegend von Grassitz und Falkenau noch vor mehreren Jahren das Neujahrssingen (Wd. Gückhorn).

76. Umfrage. Eine Gewährsperson erzählte: Lange Haare, kurzer Verstand, so ging früher die Red'. Von den Klosterfrauen aber sagte man, weil sie die Haare geschneitten hatten, sie hätten gar keinen Verstand. Das könnte man jetzt vom Bubilopf auch sagen (E. Jungwirth). An die in der Mark Brandenburg übliche Redensart „Bei der ist auch alles in die Haare gegangen“, erinnert J. Schunke.

79. Umfrage. Um Mies wurde früher bei Hochzeiten vor der Hauptmahlzeit Pirschbrot aufgetragen (Wd. Gückhorn).

81. U m f r a g e. S p i z e n b i l d e r werden noch heute in Klöstern hergestellt, so in Chotieschau bei Pilsen (Dr. A. Bergmann, Staab) und in Troppau und Freudenthal (med. Hans Englisch, Mähr.-Rohendorf).

82. U m f r a g e. Viel häufiger als angenommen werden den Haustieren N a m e n nach Personennamen, besonders Kindernamen gegeben. Um Staab sind üblich für Pferde Naz, Hans, Florian, Biesl; für Rinder Kitzschl, Fannu, Grelt, Berta, Mina, Leni, Paula, Nellu, Resl, Christl; für Kühe auch Steffy; für Lauben Grelt, Hansl; für Singvögel Hansl; für Ziegenböcke Peterl; für Schafe Peppel; für Fleischerhunde Roland (Dr. A. Bergmann). Auch in der Gegend um Deutschbrod gibt man den Tieren Taufnamen (Wd. Gückhorn). In Neufattl bei Elbogen kommen die Pferdenamen Frix, Biesl, Grelt vor (R. Baumann), in Niederlangenau bei Hohenelbe die Pferdenamen Frix, Friedl, Max, Hons, Hannes, Egon, Alex, Rigo, Biesla, Leni, die Kuhnamen Biesla, Nellu, Traudl, Helga, die Ochsennamen Frix, Hons und die Hundennamen Magl, Biesl (F. Meißner), in Nordmähren und Schlesien die Pferdenamen Frix, Hans, Biesla, Grete, Lotte, Fanni (gesprochen Fani), Max, für Stiere Hans und Heinz, auch Achilles und Sullan, für Hunde neben Caro, Lord, Spitzl, Edmuzzl, Geze, Puffl, Flock u. a., auch Nero, Rolf, Hektor (S. Englisch), in Petersdorf bei Hengersdorf außer den meisten dieser Namen noch für Katzen Miebe, Peter, Frix und für den Kanarienvogel Hansi (J. Kefler). Auch in der Slowakei bekommen Pferde und das Hornvieh meist Taufnamen (L. Grub, Göllnitz). Endlich nennt man in der Mark Brandenburg ebenfalls Pferde mit Vorliebe Frix, Hans, Biesla, Lotte, Kanarienvogel meist Hans und Papageien Vore (J. Schumke). Die angeführten Pferdenamen sind auch in Pommern und Mecklenburg und in Berlin selbst zu finden (Dr. S. Rügler, Berlin).

83. U m f r a g e. Viele Kinder kommen zur Welt, wenn die Gänseblümchen zahlreich blühen. Dieser Glaube herrscht allgemein im Riesengebirge (F. Meißner). In Schlesien heißt es, daß es viele Jungen gibt, wenn viele Nüsse oder Vogelbeeren sind (J. Kefler).

84. U m f r a g e. Auch in der Gegend von Mies herrscht der Glaube, daß die Puppe im Rückensfenster der Kraftwagen gegen Unfall schütze (Wd. Gückhorn).

86. U m f r a g e. S c h ö n e s Wetter ist zu erwarten, wenn der Rauch gerade aufsteigt (A. Bergmann, Staab), wenn Abendrot ist, die Schwalben hoch fliegen, die Frösche im Teich nicht übermäßig laut sind (Wd. Gückhorn für Miltkau), wenn abends die Mücken spielen, der Laubfrosch in die Höhe steigt (R. Baumann, Neufattl bei Elbogen), wenn die Heuschrecken sehr zirpen, wenn Lämmchenwolken sich am Abendhimmel zeigen, denn „Dwetlammeln strohn, Marchlammeln loln (= nassen)“ (F. Meißner, Niederlangenau), wenn die Sonne schön, d. h. nicht hinter Wolken untergeht (J. Kefler, Petersdorf), wenn das Gebirge klar ist oder leichtes „Gehege“ zeigt, wenn die Sonne am Abend Strahlen zieht, wenn die Stallwände oder die eisernen Pumpen im Hausflur trocken sind, wenn stehende Gewässer oder Lämpel klar sind (S. Englisch), wenn die Wolken gefedert sind (L. Grub, Göllnitz).

87. U m f r a g e. Gegen E p i l e p s i e verwendet man getrocknete Regenwürmer, die zermahlen und gegessen werden (A. Bergmann, Staab) oder Tee von Kackenkraut. Auch ein Gebet zum hl. Valentin kann helfen oder das folgende Verfahren: Zu einem von Krämpfen befallenen Kinde wurde eine Großtante geholt. Ohne ein Wort zu reden, ging sie mit, trat in die Stube, hob den rechten Fensterflügel aus und machte mit ihm dreimal stumm das Kreuz über das in der Wiege liegende Kind, hängte dann den Fensterflügel wieder ein und ging, ohne ein Wort zu sprechen, nach Hause. Von diesem Tage an war das Kind geheilt (J. Kefler, Petersdorf). In der Slowakei empfiehlt man bei Epilepsie Begießen mit kaltem Wasser (L. Grub, Göllnitz).

88. U m f r a g e. Um Staab wird ein Maibaum (1. Mai) aufgestellt (A. Bergmann), der besondere Brauch des Maibaumfällens erfolgt in Westböhmen an verschiedenen Tagen des Mai (R. Baumann, Neufattl bei Elbogen). Auch im Riesengebirge werden nur Maibäume gefällt (F. Meißner), ebenso in Schlesien, wo die Burschen den Mädchen noch heute in der Gegend um Hengersdorf und Hohenpöls (J. Kefler) und um Freudenthal und Weidenau (S. Englisch) einen Maibaum aufstellen. In der Slowakei wird der Baum in einigen Gemeinden am 1. Mai, in anderen

am Pfingstsonntag errichtet (L. Grub, Göllnitz). Trotz des Verbotes unter dem Alten Fritz hat sich der Maibaum bis heute in Berlin, in Pommern und Mecklenburg erhalten (Dr. H. Kügler), in der Mark Brandenburg stellt man in der Nacht zum Pfingstsonntag den „Pfingstmaien“ vor das Haus der Diebsten (J. Schunte).

89. Umfrage. Auch in Petersdorf bei Hengersdorf in Schlesien heißt die Reihe Schindeln in Deckenhöhe, das Simsdach, Schmeißdächla (J. Reßler).

90. Umfrage. Gestriche Galstücher (Schultertücher) werden zuweilen noch in der Gegend von Groß-Allersdorf im Teßtale, ständig aber im Gultschiner Bändchen getragen (H. Englisch). Solche wurden noch vor dem Kriege von einer Firma in Wien, Mariahilferstraße (gegenüber der Mariahilferkirche) in Heimarbeit — auf schwarzem Samt gestickt — erzeugt und vornehmlich nach Serbien ausgeführt (R. M. Klier, Wien).

Umfragen

91. Wo ist Pferd statt Roß, aber Roßstall (Roststl usw.) für Pferdestall im Gebrauch?¹⁾

92. Welche Bezeichnungen für den Kienspanhalter (vgl. unseren Beitrag von Dr. Schier) waren oder sind in Ihrer Gegend üblich?

93. In Hengersdorf (Schlesien) soll ein Volkstanz mit Namen „Schwafelhelzla“ bekannt sein. Wer kann nähere Angaben machen?²⁾

94. Was bedeutet es, wenn einem von Fischen träumt?

95. Wo glaubt man noch an die Wahrsagekunst der Zigeunerinnen?

96. Wofür dient Fensterweiß als Heilmittel?

97. Wer kann auf tschechoslowakischem Gebiete Totivkröten (vgl. die Besprechung des Buches von R. Kriß) nachweisen?

98. Wo werden noch ausgehöhlte Bäume und wo geschnitzte Holzgestalten als Bienenstöcke verwendet?

99. Welche Arten von Rutenkörben kommen in Ihrer Gegend vor? Wird eine ausdrücklich als „böhmischer“ Korb bezeichnet?

100. Wo gibt es eine an der Innenseite der Haustür angebrachte Türzither oder ähnliche musikalische Vorrichtungen, die wie die Klingel im Laden auf den Eintritt von Besuchern aufmerksam machen?

Kurze Nachrichten

Der Verband Deutscher Vereine für Volkskunde hält seine diesjährige Jahresversammlung als Festtagung anlässlich des 25jährigen Bestandes vom 20. bis 22. Oktober in Berlin ab. Hierbei werden Berichte über den derzeitigen Stand der volkstündlichen Forschung in den einzelnen Ländern erstattet; über die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei wird G. Jungbauer sprechen.

Eine „Freie volkstündliche Vereinigung“ mit Prof. Dr. A. Spamer als Vorsitzenden ist im Jänner d. J. in Dresden gegründet worden.

Der Verband der deutschen Museen für Heimatkunde in der Tschechosl. Republik veranstaltete am 22. und 23. Juni in Jglau eine Tagung mit Vorträgen (J. Böhm, Sudetendeutsche Weihnachtstrippen; Dr. R. Oberdorffer, Zur Frage der Heimattmuseen) und Ausstellungen, darunter eine reichhaltige Krippenschau.

Das Böhmerwaldmuseum in Oberplan hatte in diesem Sommer besonders viele Besuche aus Wien aufzuweisen, die fast durchwegs die Anregung zu ihrer Böhmerwaldfahrt durch den in der Wiener Urania wiederholt gegebenen Vortrag mit Lichtbildern, Film, Gesang, Tanz und szenischen Einlagen „Tief im Böhmerwald“ erhielten.

¹⁾ Die 91. Frage stellt Priv.-Doz. Dr. E. Schwarz (Gablons), die 93. R. Zoder (Wien).

Eine vorbildliche Heimatausstellung veranstaltete unter der Leitung des Oberlehrers Franz Winkler der Ortsbildungsausschuß in Gurschdorf bei Freiwaldau im Juli d. J. Unter den acht Tage lang aufliegenden, von den Ortsbewohnern zur Verfügung gestellten Gegenständen befanden sich, wie Dr. A. Weißner berichtet, alte Möbel, landwirtschaftliche und andere Geräte, Trachtenstücke, Münzen und Medaillen, Bilder auf Glas, Bücher, Handschriften, Urkunden (des Amtes Weiße bis 1680), Bildhauerarbeiten u. a. Diese Ausstellung sollte, wie der Werbeaushang besagte, „einen bewußten Rückblick auf das einfache Leben unserer Voreltern bieten und das Auge der Öffentlichkeit auf altes deutsches Kulturgut lenken, ehe es im Trubel der rasch dahineilenden modernen Entwicklung versinkt“.

Der Finkensteiner Bund hat unter der rührigen Leitung des Prof. Dr. G. Klein in Jägerndorf auch in diesem Sommer mehrere Singwochen zur Pflege des Volksliedes auf sudetendeutschem Gebiet abgehalten.

Volksliedabende veranstaltete der Deutsche Volksliedverein für Odmütj und Umgebung unter Mitwirkung von Dr. G. Kotel (Wien) am 20. April und der Deutsche Volksliedverein Brünn am 8. Juni im Rahmen des Brünnner deutschen Rundfunks, wobei Jr. Prof. Elsa Neumann den einleitenden Vortrag hielt.

Sichtbildervorträge über sudetendeutsche Volkskunde hielt G. Jungbauer beim 10. Burschentag des B. C. am 16. Mai in Prag, ferner anlässlich der Schulungswoche des Vereins Deutscher Studenten zu Brünn am 14. Juni und endlich bei der Heimatwoche in Straubing (Bayern) am 17. August.

Ein sehr gut besuchter Lehrgang für ländliche Volksbildung und Büchereipflege fand vom 19. bis 23. August in Oberplan statt. Neben verschiedenen Vorträgen von J. Blau, D. Drehhausen, Dr. A. Moucha u. a. fand besonderen Beifall ein Vortrag des Fachlehrers A. Weßinger über Land und Leute. Bürgerchuldirektor i. R. J. Fischer unterrichtete über die zweckmäßige Anlage der Gemeindecroniken und besorgte mit dem Obmann des Vereines Böhmerwaldmuseum G. Jungbauer die Führung durch das Böhmerwaldmuseum.

Das Buch „Sudetendeutsche Volksrätsel“ von Frau E. Hanika, dessen Druck soeben beginnt, wird als XIX. Band der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“ erscheinen. Die „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpatenländern“ von Dr. J. Hanika ist vor dem Abschluß und wird als 2. Heft des XVIII. Bandes der gleichen Beiträge erscheinen.

Von A. Peter, Volkstümliches aus Oesterr.-Schlesien, dem wichtigsten Werke zur Volkskunde unseres schlesischen Stammesgebietes, wird ein Neudruck geplant.

Im Prager Rundfunk wird G. Jungbauer am 8. Oktober über den „Atlas der deutschen Volkskunde“ sprechen.

Die Flurnamen der Neuhaus-Neubistritzer Sprachhalbinsel wurden im Laufe des Sommers unter Leitung des Bürgerchuldirektors Th. Poetsch gesammelt.

Besprechungen unserer Zeitschrift sind ferner erschienen im „Falkenauer Wochenblatt“ vom 29. Juni d. J. (Vehrer R. Baumann) und in mehreren Zeitschriften. Besondere Anerkennung spricht aus der Anzeige, die Dr. J. Janko, Professor an der tschechischen Universität in Prag, in „Casopis pro moderni filologii“ (XV., 1929, S. 325f.) veröffentlicht hat.

Besprechungen

Bücher u. a.

W. G. Peuckert, Schlesiſche Volkskunde. Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1928. Preis gebunden 8 M.

Mit der Volkskunde von Klapper (1925) und von Schrenner (1928) besitzt nun Schlesiens drei zusammenfassende Volkskunden. Jede hat ihren besonderen Wert. Bei Peuckert liegt er vor allem darin, daß neben der Benützung alter Quellen und früherer Sammelwerke auch ein vielseitiger, vom Verfasser selbst gesammelter Stoff beigebracht wird und daß wir so — namentlich für Volksdichtung, Glauben

und Brauchtum, die im Vordergrunde stehen — auch ein Bild der gegenwärtigen Verhältnisse gewinnen. Ein weiterer Vorzug ist neben der fließenden, volkstümlichen Darstellung die Reichhaltigkeit der „Nachweise und Anmerkungen“. Dem auch für die slavische Volkstunde wichtigen Buche sind zahlreiche Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln beigegeben.

Der **H e i m a t s p i e g e l**. Jahrbuch der Iglauer Sprachinsel. 1. Jahrgang 1929. Romm.-Verlag G. Hoffa, Iglau.

Dieses im Auftrage der Guleitung VI. des Deutschen Kulturverbandes von Ignaz G ö t h herausgegebene, mit vielen Bildern geschmückte Jahrbuch unterrichtet ausgezeichnet über das nationale, kulturelle und wirtschaftliche Leben der Sprachinsel und enthält außerdem neben Gedichten, Erzählungen und geschichtlichen Beiträgen auch volkstümliche, so Schwänke, Redensarten und Sprüche, 13 Rätsel und insbesondere die verlässliche Zusammenstellung der „Volkstümlichen Pflanzennamen in der Iglauer Sprachinsel“ von A. U t r i c h t e r und R. S c h n a r f, die auch als Sonderdruck vom Deutschen Volksbildungsverein in Iglau bezogen werden kann.

W e s t b ö h m i s c h e H e i m a t. Ein Hilfsbuch für den heimatkundlichen Unterricht. Herausgegeben von A. F e l b i n g e r, A. C z e r n a t, E. M a h e r, J. P l a s c h k a. Selbstverlag der Verfasser. Mies 1928.

Das mit einer Übersichtsarte verfehene Werk bietet neben einzelnen Sagen auch einen gut zusammengestellten Abschnitt: „Was die Volksseele sintt und webt“, in dem Haus, Hof, Sprache, Tracht, Sitte und Brauchtum, Flurnamen und Volkslied kurz behandelt und ferner Rätsel und Schwänke mitgeteilt werden.

H a n d w ö r t e r b u c h d e s d e u t s c h e n A b e r g l a u b e n s. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft des vorigen Jahrgangs).

Neu erschienen sind die 9., 10. und 11. Lieferung des 1. Bandes (A—B), womit dieser abgeschlossen ist, und die ersten 7 Lieferungen des 2. Bandes (C—Fahne). Von umfangreicheren Artikeln sind zu nennen: blau, Bliz, Blut, Brot, Butter, Chironantie, Dieb, Diensthote, Donnerstag, Drache, durchkriechen usw., Ehe, Ei, Eid, Eisen, Engel, Erde, Erlösung, Ernte, Giel, essen, Exorzismus. Für **B i l d s t o f f** (Sühnekreuze) ist nun auch auf Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen (Dresden 1928) zu verweisen. **W i l w i s**: Erklärungsversuche zur Tatsache, daß zuweilen auf Felsen und Wiesen schmale Streifen wie abgemäht erscheinen, in den Deutschen Gauen (23., 24. und 25. Jahrg.). Bei **C h r i s t e n f l e i s c h r i e c h e n** wäre doch an erster Stelle auf Volte-Volvoča 1, 289ff. zu verweisen. Zum Werfen von Wind-eiern und Hexeneiern über das **D o a c h** vgl. jetzt auch unsere 37. Umfrage. **D i e n s t h o t e**: Die Abschnitte über Bräutigamschau hätten hier wegbleiben können, da es sich doch um Brauchtum handelt, der von allen heiratslustigen Mädchen und nicht allein von weiblichen Diensthoten geübt wird. **D o n a r**: Daß es sich bei der Tagewählerei überhaupt nicht um germanischen, sondern um antiken Volksglauben handelt, ist eine unrichtige Behauptung. Aus der Übernahme einzelner Formen (s. etwa die Stichwörter „Ägyptische Tage, Gundsstage“) darf man doch nicht folgern, daß die ganze Sache selbst den alten Germanen unbekannt war. Die Tagewählerei ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu finden, ist eine so rein menschliche Selbstverständlichkeit, daß man nicht begreift, wieso gerade die Germanen eine Ausnahme gebildet haben sollen. Im übrigen haben wir doch einen genügenden Beleg in der Germania des Tacitus, wo im cap. 10 das Loswerfen geschildert wird und wo es ausdrücklich heißt: Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio (Übersetzung nach Fehrle: „Sind die Zeichen ungünstig, so findet am selben Tage keine Beratung über dieselbe Sache statt“). Der Satz „Die auch außerhalb Germaniens verbreitete Donnerstagsverehrung (hat) nichts mit dem germanischen Gotte zu tun,“ wird durch die an den Donnerstag (s. d., ferner auch die Stichwörter Arbeit, Bad) geknüpften deutschen Volksüberlieferungen widerlegt, die man in ihrer erdrückenden Fülle doch nicht allein auf eine spätantike Sitte und auf die Verehrung des dies Jovis zurückführen kann. Wäre diese gar so bedeutend gewesen, so wäre sicher bald der Name Donartag außer Gebrauch gekommen und

wie bei den Romanen zu einem Jovistag geworden. Daß endlich zwischen Donar und der hl. Rümmeris kein Zusammenhang besteht, ist klar, aber keineswegs ist „über allen Zweifeln erhaben“, daß in der hl. Rümmeris nur der „mißverständene oder umgedeutete romanische Salvatorfult“ fortlebt (vgl. unsere Zeitschrift 1928, S. 230ff.). Dorf tier: Vgl. auch Kapff, Schwäbische Sagen 81; Jungbauer, Böhmerwald 231; Zaunert, Rheinland-Sagen 2, 205ff. und Westfälische Sagen 325ff.; Sieber, Sächsische Sagen 300ff. Drehen: Zu sich drehenden Steinen vgl. noch Kapff, Schwäbische Sagen 106; Zaunert, Rheinland-Sagen 1. 296. Du m m: Nach dem Glauben der deutschen Böhmerwälder darf man einem Kind, bevor es nicht ein Jahr alt ist, die Haare nicht abschneiden, weil man ihm sonst den Verstand abschneidet. G e e: Vgl. Jungbauer Böhmerwald S. 45f. G e h e: Wurforakel wird näher und genauer das Stichwort „Schuhwerfen“ darstellen. Zu Ann. 249 vgl. die Sage vom toten Ehebrecher bei Jungbauer Böhmerwald, S. 238f. Der kurze Artikel G e h r u c h hätte sich einfacher bei G e h e (§ 6) einschließen lassen. Der jüdische Name für Montenegro lautet Ernagora, nicht Cenagora. G i: Zu Ann. 57ff. vgl. nun auch unsere 37. Umfrage. Beim G i als Bauopfer (§ 15d) wäre auch das Sagenmotiv zu erwähnen, nach dem beim Bau bestimmter Gebäude der Mörzel statt mit Wasser mit Eiern angemacht wurde (Altrichter Jglauer Sagen, S. 53, Nr. 64; Jungbauer Böhmerwald, S. 81.) Das beim Becken (§ 18bc) an beiden Enden (Spiz und Arsch) eingeschlagene Ei heißt im südlichen Böhmerwald „Schmedalin“. Nur in ein solches pflegt man mit Münzen zu werfen. E i d e h s e: Wenn ihr nach französischem Glauben nach Kuh- und Weibernmilch geläutet, so entspricht im Deutschen der Glaube, daß Schlangen weibenden Müttern die Euter austrinken, was Leute im Böhmerwalde als Tatsache berichten. E i e r s c h a l e n: Zu § 6 vgl. noch Jungbauer Böhmerwald, S. 45, 245. Bei Ann. 87 soll es richtig heißen: „aus dem tschechischen Teile Südböhmens“: Im eigentlichen engeren Südböhmen leben nur Deutsche. E i s e n: Das Motiv, daß spitige Gegenstände, z. B. Messer, nicht mit der Schneide oder Spitze nach oben liegen dürfen (vgl. ebd. S. 835 und 1044, ferner unsere 24. Umfrage), gehört nicht hierher, weil nicht der Stoff, sondern eben die Spitze oder Schneide die Hauptsache ist. Zu Ann. 34 ist zu bemerken, daß das auch an anderen Stellen auftauchende Destrerr.-Schlesien heute nicht mehr besteht, sondern zur Tschechoslowakei gehört und daher mit Tschech.-Schlesien bezeichnet wird. Zu E n d s c h l a c h t vgl. Jungbauer Böhmerwald, S. 172, 260. S. 118, Ann. 56, soll es wie Ann. 60a Tschechen und nicht Böhmen heißen. In Böhmen leben auch über zwei Millionen Deutsche. E n g e l i n d e n S e g e n: Zum Abendseggen von den 14(12) Engeln vgl. auch Böhme Rinderlieb Nr. 1530ff. Bei E n t f ü h r u n g fehlt ein Hinweis auf das Sagenmotiv von der Entführung durch die wilde Jagd (vgl. Jungbauer Böhmerwald, S. 84f., 249). Nach F. Rante, Sage und Erlebnis (Bahöfte. I. 1914) liegen solchen Sagen vermutlich die Reisen von Epileptikern im Dämmerzustande zugrunde. E r d b e b e n wird nach orientalischem Glauben auch durch Bewegung des die Erde tragenden Ochsen veranlaßt (vgl. Märchen aus Turkestan, Jena 1923, S. 291). Eine hl. E r e n t r u d i s, die hier fehlt, erwähnt Kriz in seinem unten angezeigten Buche (S. 20), in dem auch der Begriff E r s a k o p p e r eine nähere Bestimmung erfährt. E s e l: Zum Goldesel vgl. noch Altrichter Jglauer Sagen, S. 39 = Jungbauer Böhmerwald, S. 181, 261. E s s e n: Zu Ann. 50: Auch im deutschen Nordböhmen, besonders im Gebiet um Rumburg, essen die Bauerntöchter zu Beginn des Hochzeitsmahles die Suppe aus einem Teller. Zu Ann. 57: In der Jglauer Sprachinsel bei der junge Ehepaar bei der Hochzeitstafel bis Mitternacht nicht essen (vgl. unsere Zf. I. 1928, S. 250). Essen von Palmfäßchen gegen Blitzgefahr ist auch außerhalb Böhmens üblich (vgl. das Stichwort Blitz). Das Schweigegebot beim Essen hat mit Überglauben kaum etwas zu tun, man wird es weder als apotropäisch noch mit dem Hinweis auf das feierliche Schweigen beim Speisepopfer erklären, sondern am einfachsten mit der Tatsache, daß durch Sprechen beim Essen der Verschlus des Kehlkopfes aufgehoben wird und Teile der Speise in den Kehlkopf, in die „falsche Kehle“, geraten. Als Folge dieses „Verschludens“ entsteht Husten, das andauert, bis der Fremdkörper aus dem Kehlkopf beseitigt ist. Es ist also ein empirischer Rat wie das Verbot, während des Laufens zu essen (§ 30). Daß

ein Engel durch das Zimmer geht, sagt man doch nicht allein von einer Gesellschaft, die beim Essen sitzt, sondern überhaupt, wann im Gespräch eine Pause eintritt. Eine böse Schwiegermutter bekommen nicht allein die an der Tischdecke sitzenden Mädchen, sondern auch die ebenso sitzenden Burschen. Erscheint eine Speise zum erstenmal im Jahre auf dem Tisch (Amm. 305), so nimmt man im Böhmerwalde den rechts Sitzenden beim Ohr und ruft: „Geurig's, gib's weiter.“ Dieser zupft den Nächsten beim Ohr und wiederholt die Worte. Und so geht es den ganzen Tisch herum. Im Böhmerwald gilt keineswegs der Glaube, daß man beim Mittagessen nichts übrig lassen darf. Im Gegenteil wird gewöhnlich zu Mittag so viel gekocht, daß die Reste noch für die Zause, die zwischen 4 und 5 Uhr eingenommen wird, ausreichen. Zu Faden in der Volksmedizin vgl. auch S. 21 der unten angezeigten Untersuchung von E. Mogl über die mittelalterlichen Sühnekreuze.

Rudolf R r i ß, Das Gebärmuttermotiv. Verlag Benno Fülfer, Augsburg 1929. Preis 4 M. 80.

Mit dieser vortrefflichen Leistung eröffnen J. M. Riß und A. Spamer ihre in Verbindung mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatchutz unter dem Titel „Das Volkswerk“ herausgegebenen „Beiträge zur Volkskunst und Volkskunde“. Angekündigt sind auch weitere Bände: Oberammergauer Holzschmitzerei; Wendische Volkstracht; Europäische Tätowierung; Kimmernis Legende; Rabbalistische Bestandteile der modernen magischen Literatur; Die geistliche Hausmagd. Riß hat seiner Arbeit eine Einleitung vorangestellt über „Arten und Bedeutung der deutschen Opfergebäude der Gegenwart“. Er unterscheidet drei Arten von Opfern: bildmäßige, dann wirkliche oder eigentliche Opfer und endlich Heiligenattributione. Im Hauptteil bespricht er an der Hand der angeschlossenen 23 Abbildungen das nördlich der Alpen als Kröte und in Deutsch-Südital als Stachelwigel auftretende Gebärmuttermotiv und stellt das Verbreitungsgebiet fest, über das auch eine Übersichtskarte unterrichtet. Bezüglich des tschechoslowakischen Gebietes heißt es auf S. 45: „Erasmus Schrab (Band und Leute in Ungarn, 1865) erwähnt sie aus Wallfahrtsorten von Oberungarn, leider ohne Ortsangabe. . . Auch in Preßburg, nahe der deutschen Grenze, wurde eine Wachschröte gefunden und als Seltenheit in das volkskundliche Museum von Prag befördert. Sonst ist in Böhmen die Kröte ebenfalls unbekannt. Nur in einem Teile Mährens, der im Nordosten (wohl Druckfehler für Südosten) an Niederösterreich anschließt, scheinen wächschröten gelegentlich noch vorzukommen. Das Wiener Volkskundemuseum besitzt von dort einige primitive Wachsopfer, darunter auch die Kröte, leider ohne nähere Ortsangabe. Ich glaube, auch hierfür Verschleppung annehmen zu dürfen, da in der übrigen Tschechoslowakei keine Kröten gefunden wurden.“ Im weiteren untersucht Riß, warum gerade die Kröte, bzw. die Stachelwigel als Bild der Gebärmutter erscheint. Er sieht in der Kröte ein Stück primitiven Dämonenglaubens. Aus den Vorstellungen der primitiven Gemeinschaftsreligion heraus und in Verbindung mit volksmedizinischen Beobachtungen hat sie sich auf unmittelbarem Wege und nicht etwa auf dem Umweg über die Mythologie zum Bild der Gebärmutter entwickelt. Betreffs der Stachelwigel schießt er sich der Erklärung Höfers an, die das Motiv wegen seines Aussehens mit dem sog. Igelkalb, d. h. dem umgestülpten Tragglocke der Kuh in Zusammenhang bringt. Dazu dürfte als weiteres Motiv der stechende Schmerz der aufsteigenden Gebärmutter kommen, der ein dem Hin- und Herbriechen eines stacheligen Körpers ähnliches Gefühl auslösen kann.

H. G ü t h l e i n und J. M. R i ß, Das Feuchtwanger Heimatmuseum. Verlag Benno Fülfer, Augsburg 1929. Preis 2 M. 50.

Dieses gut ausgestattete Buch bildet den 1. Band der vom Bayerischen Landesverein für Heimatchutz herausgegebenen Sammlung „Führer durch die Bayerischen Orts- und Heimatmuseen“. Es behandelt Geschichte und Bedeutung des 1902 gegründeten Museums in Feuchtwangen (Mittelfranken) und beschreibt die einzelnen Räume und Schausbände. Den Text ergänzen 93 von Riß besorgte Aufnahmen.

Eugen M o g l, Der Ursprung der mittelalterlichen Sühnekreuze. Leipzig 1929.

Diese gediegene Abhandlung (Sonderdruck aus den *Verichten über die Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig*, Phil.-hist. Klasse, 81. Band, 1929, 1. Heft) erweitert eine frühere Arbeit (Verein für Sächsische Volkskunde 1913, S. 79 ff.). Sie geht von der Tatsache aus, daß das Segen von Steinkreuzen zu Sühnezwecken sich nur auf drei Jahrhunderte beschränkt (14. bis 16. Jahrhundert). Daher müssen die Steinnmale ursprünglich eine andere Bedeutung gehabt haben, die Moog im alten Totenkult findet. Ursprünglich setzte man Steine auf Kreuzwegen, den Aufenthaltsorten der Toten auf ihren Fahrten, auf Gräbern und Stellen, wo der Mensch den Tod gefunden hatte, damit der Tote in diesen wohnen und auf diesen ausruhen könne. Mit dem Christentum trat an Stelle des einfachen Steines ein Steinkreuz, das um 1300 zum Sühnekreuz und etwa drei Jahrhunderte später zum bloßen Gedächtnismal an eine Person oder irgendein wichtiges Ereignis wurde.

J. O h r t, Herba, Gratia plena. Gelsingfi (Gelsingfors) 1929. (FF Communications Nr. 82).

Der Däne Ohrt, ein Fachmann auf diesem Stoffgebiete, untersucht hier die in älteren Segensprüchen gebotenen Vorstellungen über den göttlichen Ursprung heil- oder zauberkräftiger Kräuter. Bei der Behandlung des Schöpfungsmotives im allgemeinen scheidet er zwischen den offiziellen, hochkirchlichen und den apokryphen Texten der Kräutersegens. In jenen ist Gott der Schöpfer aller Kräuter und Urheber ihrer heilkräftigen Eigenschaften, diese wieder betonten mehr Gott als den Schöpfer des einzelnen, im Einzelfalle zu benutzenden Krautes. Besonders ausführlich werden jene Überlieferungen besprochen, nach welchen gewisse Kräuter ihren Ursprung oder ihre Heilwirkung einer Handlung des Heilands vor seinem Tode oder gleich nach seiner Auferstehung verdanken. Erst spät ist dann Maria in einigen Segen an Gottes Stelle getreten.

Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzelbarstellungen. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde von Josef Müller und R. Schulte-Kemninghausen. Verlag A. Martini und Grüttesien, Gberfeld.

Von dieser volkstümlichen Neuerscheinung sind zu Ende 1928 das 2. und 3. Heft, zu Beginn 1929 das 5. Heft erschienen. Das 2. Heft (Dr. Juliane Bühler, Geschichte der rheinischen Sage und die Romantik in ihrem Einfluß auf deren Wiederbelebung) ist ein Sonderdruck aus der Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde, das 3. Heft (Dr. Gottfried Henßen, Zur Geschichte der bergischen Volksfrage) ein Sonderdruck aus Band 57 der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Beide Arbeiten sind gründlich und ergebnisreich. Umfangreicher ist das mit Bildern und Karten ausgestattete 5. Heft: Dr. Heinrich Holschbach, Volkskunde des Kreises Altenkirchen, das über die Landschaft, die Siedlungen und Hausformen, dann besonders ausführlich über Sitte und Brauch im Menschenleben und im Jahreslauf und in dem Abschnitt „Das Brauchen“ über Volksglauben und Volksmedizin berichtet. Es enthält ferner die Beiträge „Der Genossenschaftsgedanke auf alter Grundlage im heimischen Volkstum“ von E. Rüd und „Die Tracht der Alten“ von Fr. P. Strippel, der auch 30 selbst aufgezeichnete Volks- und Kinderlieder mit Singweisen beigezeichnet hat.

Karl S i c h t e n f e l d, Märchen in der Mundart aus dem Gelltschgau. Herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“ in Leitmeritz, 1929.

Ein unscheinbares Heftchen mit einem kostbaren Inhalt, da es 8 Märchen darbietet, die 1898 unmittelbar aus dem Volksmund aufgezeichnet wurden, darunter auch das von uns veröffentlichte „s Frusln“ (I., 1928, S. 215). Die Fassung der Märchen beweist, daß auch in Nordböhmen noch vor dem Kriege gute Märchen-erzähler daheim waren. Die Gewährsleute werden auf S. 45 angeführt.

Paul Z a u n e r t, Hessen-Nassauische Sagen. Verlag Eugen Diebdrichs, Jena 1929. Gebunden 10 M.

Den früheren Bänden des „Deutschen Sagenschatzes“ tritt dieses sehr umfangreiche Werk in der sorgfältigen stofflichen Bearbeitung und in der gebiengeren äußeren Ausstattung würdig zur Seite. Es bringt die mythischen Sagen, bei welchen die Überlieferungen von der Frau Holle, von den Hollefrauen und von den wilden Deuten den Kern bilden, dann die geschichtlichen Sagen mit vielen Erinnerungen an Bonifatius, an die Sandgrafen — hier natürlich nicht in dem Maße wie in Thüringen — und in Nassau an Gustav Adolf, und endlich als dritten Hauptteil den zur Sage verdichteten Volksglauben (Nachtmahr, Wertwolf, Hexen, Teufel, Heiliges, Wunder und Zeichen, Spuk u. a.). 25 Tafeln und 63 Abbildungen im Text bereichern das Buch, dem Quellennachweise, Anmerkungen und ein Ortsverzeichnis beigegeben sind.

H. Woffsidlo, Zur mecklenburgischen Sagenforschung. Sonderdruck aus dem Jahresbericht für 1928 der Mecklenburgischen Landes-Altveritäts-Gesellschaft.

Woffsidlo, der in 45 Jahren gegen 19.000 Sagen Mecklenburgs gesammelt hat, betont hier, wie in seiner 1919 erschienenen Arbeit „Über die alttheiligen Stätten in Mecklenburg“, daß vor allem diejenigen Stätten sagenreich sind, die in der heidnischen Zeit irgendwie bedeutsam waren. Nach seinen Ausführungen geht ein Teil der Sagen über die Slawenzeit zurück. Die um 600 in das Land einrückenden Slawen haben ihre großen Kultstätten, wie z. B. Rethra, wahrscheinlich unmittelbar an der Stelle der germanischen Heiligtümer errichtet, eine Vermischung ihres Götterglaubens mit dem germanischen ist anzunehmen. Vermutlich haben die im Lande verbliebenen Reste der germanischen Bevölkerung auch einzelne Sagen an die neuen Einwanderer weitergegeben. Rein slawische Sagen aus der Zeit von 600 bis zum Einsetzen der deutschen Kolonisation um 1200 haben sich bis in die Gegenwart nur in geringem Maße erhalten. Und wenn Sagen, wie die von Schätzen, von Gespenstern und Dämonen, slawischen Einfluß verraten, so sind sie doch in deutschem Geiste gestaltet. Wichtig ist die Vermutung Woffsidlos, daß der Name Rostock von böhmischen Bekehrern nach Mecklenburg gebracht wurde, und zwar zugleich mit dem Kult des in Rostock bei Prag verehrten hl. Clemens, dem auch die älteste Kirche im mecklenburgischen Rostock geweiht war. (Nach Reinsberg-Düringsfeld, Festskalender aus Böhmen, S. 511f., war die dem hl. Clemens geweihte Kirche in Zalow bei Rostock die erste christliche Kirche, die Herzog Borivoj bald nach seiner Lande [874] auf seiner damaligen Burg Vobý Gradec errichten ließ. Als sehr alt gilt auch die Clemenskirche in Klein-Bulona bei Prag.). Woffsidlo fügt hinzu: Wenn diese Vermutung zutreffen sollte, so ist Clemens an die Stelle des ‚guten Gottes‘ der Slawen Cistemil (cistemil = clemens) getreten, den wir aus einer Wandinschrift des Solbazer Klosters und (in entstellter Form) aus Bübel kennen.“ Zum Namen Rostock ist zu bemerken, daß er wohl überall — es gibt auch sonst Orte desselben Namens, z. B. im tschechischen Teil Böhmens noch weitere vier, wozu auch die tschechische Bezeichnung Rostokh für Rongstok (Bz. Leschen) kommt, — selbständig entstehen konnte, wo eben das Zusammenstoßen zweier Täler den Anlaß hiezu gab.

Festschrift für Marie Andree-Gysn. Beiträge zur Volks- und Welterkunde. Herausgegeben in Verbindung mit dem Bayer. Landesverein für Heimatchutz von J. M. Ritz. Verlag C. A. Seyfried & Comp., München 1928. Preis 6 M.

Kurz bevor die insbesondere um die Erforschung der Botive und Weihgaben hochverdiente Frau M. Andree-Gysn im hohen Alter von 82 Jahren verstorben ist (13. Jänner 1929), konnte sie aus dieser gehaltvollen Festschrift und insbesondere aus den einleitenden Worten von A. Spamer erkennen, mit welcher Dankbarkeit die deutsche Volkskunde ihrer Verdienste gedenkt. Unter den Verfassern der 24 Aufsätze sind besonders zu nennen W. Reßler (Aufgaben der vergleichenden Volkskunde), R. Kriß (Wallfahrtswanderungen in Steiermark mit besonderer Berücksichtigung der Opfergaben), J. M. Ritz (Eisenvotive als Volkskunst), Rosa Schömer (St. Nikolaus und sein Schimmel), E. Fehle (Geisterhafte Wesen im Rehrich), Bily Weiser (Zum Hegenritt auf dem Stabe), Ch. Frank (Zur Kenntnis und zum Schutz der

Kleindentmale), J. Bolte (Gut oder schlimm?), J. Boehm (Zimmermannsweisheit), M. Haberlandt (Die Volkstrachten und ihre Wiederbelebung in Osterreich), G. Karlinger (Volkstum und Hartnort), A. Spamer hebt in seinen Widmungsworten besonders die gewaltige Entwicklung hervor, welche die Volkskunde in den letzten Jahrzehnten genommen hat, und an der Frau Andree-Elym selbst auch tätigen Anteil genommen hat: „Die Volkskunde ist nicht mehr die stille Beschäftigung Einzelner, nicht mehr ein Austraßstüblein im stolzen Bau der deutschen Philologie, sondern sie ist zu jener Eigenwissenschaft herangereift, als die sie vor 70 Jahren W. G. Riehls dichterischer Seherblick voraussah. Das Ziel, um das in diesen vergangenen Jahrzehnten die besten ihrer Erforscher und Verbünder kämpften, scheint erreicht, ihre Arbeitsmethode gefestigt, ihre Anerkennung als Wissenschaft gesichert, ihre Bedeutung für das Leben der Volksgemeinschaft, ihre Notwendigkeit für unser aller Zukunft tief im Bewußtsein breiter Kreise verwurzelt.“

Karl M. Klier, Bericht über phonographische Aufnahmen österreichischer Volksmusik (Juli und August 1928).

In diesem Sonderdruck aus dem Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien, Jahrgang 1929 (60. Mitteilung der Phonogrammarchivs-Kommission), berichtet Klier über Aufnahmen nach dem Spiel auf Maultrommeln, Zithern und Seitenpfeifen, einer Querslötentart ohne Klappen, und nach dem Gesang von Arbeitern beim Pilotenschlagen und gibt aus seinen Erfahrungen wichtige Ratschläge für spätere Aufnahmen.

Alfred Meiche, Mit-Meißner Bürgernamen. Dresden 1929.

Nach dieser ergiebigen Untersuchung (Sonderdruck aus „Meißnisch-Sächsische Forschungen. Zur Jahrtausendfeier der Stadt Meissen und des Sächsischen Staates herausgegeben von W. Lippert, Verlag der W. u. B. von Baensch-Stiftung in Dresden“) tauchen in Meissen slawische Familiennamen in größerer Zahl erst im 15. Jahrhundert auf, machen aber nur 2 bis 3 Prozent aller Namen aus. Zur gleichen Zeit, mehr in der 2. Hälfte des Jahrhunderts, erscheint auch der Familienname Behme, Beme, Behem, Beheim, deren Träger wahrscheinlich zur Hussitenzeit aus Böhmen flüchten mußten. Der 1481 genannte Hans von Sadan stammt jedenfalls aus Raaben, zu bezweifeln ist aber, daß Procopius und Wenzel Malsching (1460) ihre ursprüngliche Heimat in Malsching in Südböhmen hatten. Näher liegen die zwei nordböhmischen Dörfer Malschen (Bez. Wegstädtl und Bez. Auffig). Den 1418 erwähnten Mertin Drüm (Drum) bezieht Meiche auf Drüm (Bez. Böhmen-Weipa). Fraglich ist, ob Michal Rowacz (1421) den Namen von Rowac bei Jicin hat. Es dürfte sich eher um den Berufsnamen kovář = Schmied handeln. Der angeführte, 1481 als Helfersknecht beim Schloßbau beschäftigte Hans von Sadan hat vielleicht zu einer Gruppe von Arbeitern aus dem böhmischen Erzgebirge gehört, bei der neben anderen auch Caspar Grauppen (Graupen) und Hans Rehded (Reudel) gewesen sein dürften.

Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 79. Band. M. Kapfen (Oberpfalz-Verlag) in Kallmünz, 1929.

Für die Ortsnamensforscher Westböhmens ist auf den Beitrag „Die Ortsnamen des Bezirksamtes Cham“ von W. Schmidt und J. Brunner aufmerksam zu machen.

Willibald-Alexis-Bund. Jahrbuch 1928. Herausgegeben von M. Gwert und F. Hasselberg. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf 1929.

An dieser Stelle veröffentlicht G. Kügler eine lesenswerte Untersuchung über „Otto Bellmann. Eine Berliner Lebensart“. Er stellt fest, daß hinter dieser Bezeichnung, die gebraucht wird, wenn man von etwas besonders Gutem spricht, zwei bestimmte Persönlichkeiten stecken, zunächst ein uraltsächsischer Schuhmacher, der in Frankfurt a. d. O. um 1800 lebte und in dessen Hause stets Studenten — die Universität wurde 1811 nach Breslau verlegt — wohnten. In diesen Studententreffen hat sich zuerst zur Bezeichnung alles dessen, was gut und lobenswert schien, der

Zusatz ausgebildet „wie Otto Bellmann“. Als von 1825 an M. G. Saphir in Berlin sein im ganzen recht unsauberes Wesen zu treiben begann, wurde dieser in der literarischen Satire zum Otto Bellmann.

Festschrift zum 40sem. Stiftungsfeste des Vereines absolvierter Mittelschüler „Erg“. Neubel 1929.

Diese mit Kunstbeilagen nach Entwürfen von Walter Börgner reich ausgestattete Schrift bringt Gedichte von Kolbenheyer, Hohlbaum, Strobl und Leppa, ferner mundartliche Dichtungen von A. Günther und J. Hofmann und neben anderen Prosabeiträgen einen über „Student und Volkskunde“ von G. Jungbauer, in dem gezeigt wird, wie gerade die Studentenschaft nützliche Arbeit auf dem Gebiete der Volkskunde leisten kann.

Die Wünschelrute. Jahrbüchlein der „Heimatsbildung“. 9. Jahrgang, 1929. Sudeten-deutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg.

Hier gibt Ignaz Böth eine nahezu erschöpfende Übersicht über „Sudeten-deutsches Krippengut“. Eine Erweiterung dieser Arbeit zu einem mit Abbildungen versehenen Buche wäre sehr zu wünschen. Aus dem weiteren Inhalt des Jahrbüchleins ist noch der Aufsatz von E. Lehmann und J. Arnold über „Volksstümliche Erziehungsmittel und Strafen im Schönhengstgau“ hervorzuheben.

Irma Kráňner, Die von der Bachmühl. Volksstück in 4 Akten. Verlag des Deutschen Kulturverbandes, Prag 1929.

Das im allgemeinen ansprechende Spiel hat zum Ort der Handlung ein Böhmerwalddorf, womit aber manche mundartliche Ausdrücke nicht übereinstimmen, z. B. Herrgöttle, Was, rauskonne, arbeite u. a. Bei einer Neubearbeitung wird es sich empfehlen, an Stelle der kitschigen Vierzeiler im 3. Akt, die auch sprachlich nicht einwandfrei sind, echte Vierzeiler aus dem Volksmund zu setzen.

Alwis Meerwald, Der goldene Steig. Ein Spiel aus dem Böhmerwalde in 4 Aufzügen. Verlag R. Kratochvíl & Comp., Budweis 1929. Preis 8 K.

Das dem Gründer und Obmann des Deutschen Böhmerwaldbundes Josef Taschel gewidmete Stück zeichnet sich durch eine kraftvolle und bilderreiche Sprache aus, die nur hie und da eine mundartliche Färbung annimmt. Die Handlung spielt um das Jahr 1530 in Wallern. Konrad, die Hauptperson, ist ein Wiedertäufer, der die Liebe und die Wahrheit sucht und alle Verfolgungen geduldig erträgt, weil er an das kommende Reich der Liebe glaubt.

Der große Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Bearbeitet von Th. Matthias. 10. Auflage. Bibliographisches Institut, Leipzig 1929. Preis in Weinen 4 M. 50.

Das in dauerhafter und handlicher Form gehaltene und verhältnismäßig billige Buch ist schon längst ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Schule und Haus geworden, das in zweifelhaften Fällen immer wieder mit Erfolg benützt wird und nie versagt. Besonders für die Deutschen in der Tschechoslowakei, denen ein amtlicher Mittelpunkt fehlt, von dem aus die Rechtschreibung geregelt werden könnte, ist es selbstverständlich, sich an den großen Duden anzuschließen. Damit tragen sie auch zur Erreichung seines Hauptzweles bei, die deutsche Einheitschreibung im gesamten Schrifttum zu fördern.

Zeitschriftenchau

Zeitschrift für Volkskunde. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde unter Mitwirkung von J. Bolte, herausgegeben von Fritz Boehm. Neue Folge, Band I. (39. Jahrgang), Heft 1. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1929.

Mit dem neuen Jahrgang wurde die 1891 von K. Weinhold begründete Zeitschrift des Berliner Vereins für Volkskunde Eigentum des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Jährlich erscheinen 3 Hefte im Umfang von je etwa sieben

Bogen. Bezugspreis 18 M. Das vorliegende Heft eröffnet A. Hübner mit dem Beitrag „Der Atlas der deutschen Volkskunde“, der mit Recht an erster Stelle steht. Denn mit diesem großen Unternehmen bricht auch für die deutsche Volkskunde eine neue Zeit an mit einer gewaltigen Erweiterung und Vertiefung der Aufgaben, an deren Lösung die Zeitschrift selbst in erster Reihe tätig sein wird. Von größeren Beiträgen enthält das Heft ferner einen über „Indogermanische Märchen“ von Friedrich v. der Behen, der sich mit den neuen Aufstellungen des schwedischen Gelehrten E. W. von Sydow beschäftigt, ihm in manchen Punkten, z. B. daß die deutsche Märchenforschung zu oft das Literarische überschätzt hat, Recht gibt, seine wichtigste Behauptung aber, daß die heute auf germanischem Boden lebendigen Märchen in germanischer Urzeit entstanden seien und sich dort von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hätten, ablehnt. Endlich erfährt „Die Bauernkost im Sulmtale“ (Steiermark) eine eingehende Darstellung durch G. M. Fuhs. Ungeschlossen sind eine Reihe von „Kleinen Mitteilungen“, ferner „Bücherbesprechungen“ und „Notizen“, die über alle Neuerscheinungen unterrichten. Das Heft beschließen Nachrufe auf Marie Andree-Gysin, Oskar Ebermann und Karl Beder.

Bayerischer Heimatlich. Zeitschrift des bayerischen Landesvereins für Heimatlich. Verein für Volkskunst und Volkskunde in München. Verlag C. U. Seyfried & Comp.

Mit dem Jahre 1928 hat diese auf dem Gebiete der Volkskunst führende, mit Bildwert überreich ausgestattete Zeitschrift, die seit 1926 von J. M. Ritz geleitet wird, ihren 24. Band erreicht, kann also zur Zeit auf ein Vierteljahrhundert vielseitiger Arbeit zurückblicken, die noch viel mehr Erfolg haben könnte, wenn in Bayern, das dem Volksforscher einen uner schöp flichen Stoff darbietet, von Seiten der maßgebenden Stellen der Volkskunde mehr Unterstützung zuteil würde. Man mag hinblicken, wo man will (Vertretung der Volkskunde an der Universität München, wo der richtige Wirkungsort A. Spamer's wäre; Volkskunde als Prüfungsfach; Volkslied Sammlung u. a.), meist wird man sehen, daß Bayern gegenüber anderen Ländern weit zurücksteht. Dies gilt nicht für die Volkskunst. Was da allein die letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift an Beiträgen darbieten, kann nicht überboten werden. Ein Prachtwert stellt z. B. das Heft „Alte bayerische Zimmermamskunst am Bauernhaus des Ruperti-Wintels“ (22. Jahrgang, 1. Halbjahr) dar mit seinen tadellosen Lichtbildern, Skizzen und zum Teil farbigen Bildtafeln. In den zwei letzten Jahrgängen erweikern sich die Beiträge der Zeitschrift auf fast alle volkscundlichen Stoffgebiete. Besonders erwähnt seien aus dem Jahrgang 1927: G. Karlinger, Grenzen der Volkskunst; G. Schürer, Das Kümmeris-Problem in Bayern (mit 8 Abbildungen); H. Marzell, Die Hasel im bairischen Volksglauben; Ph. M. Galm, Der Moriskentanz; aus dem Jahrgang 1928: J. M. Ritz, Zur Frage der Orts- und Heimatmuseen; St. Untenbrand, Das Klappern in Franken; G. Moser, Das altbayerische Volksschauspiel des 17. und 18. Jahrhunderts. Im Jahrgang 1927 werden besprochen: E. Schwarz, Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich; R. Hadwich, Totenlieder und Grabreden aus Nordmähren; J. Blau, G. L. Weisel; im Jahrgang 1928 wird das Erscheinen unserer Zeitschrift warm begrüßt.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Das 1.—3. und 4. Heft 1929 bringen weitere Fortsetzungen des wichtigen Wörterbuches zum Wiener Kinder glauben von B. Höfer, das zur Zeit auch schon als Sonderheft zum Preise von 5 Schilling vorliegt, ferner einen mit vielen Abbildungen versehenen Beitrag von P. Eschurtschenthaler über „Die Tracht im Carntal“, zwei Aufsätze von E. Ragarow (Keningrad), dessen Terminologie aber als ungewdzmäßig und unnötig abgulehnen ist, u. a. In beiden Heften sind verläßliche, meist von M. und A. Haberlandt geschriebene Besprechungen, darunter eine über das Oberösterreich Paradiespiel von G. Klein.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Das 1. Heft des 2. Jahrganges (1928) eröffnet eine wegweisende Abhandlung von A. Spamer über „Volkskunst und Volkskunde“. Ihr folgen Beiträge von H. Marzell (Volkskunde im Gerichtssaal), R. Kapff (Zur schwäbischen Geschlechtsnamensforschung), M. Weber (Heilsegen aus dem Schwarzwald), E. Weinkopf (Die Umkehrung in Glaube und

Brauch), J. A. Beringer (Volksstümliches und Sinnbildliches bei Hans Thoma), A. Karafel (Die Fastnachtstuden in Brunnndorf, Ostgalizien) u. a. Aus dem 2. Heft 1928 sind anzuführen A. Becker (Vom Bauopfer zur Grundsteinlegung), M. Walter (Das schwäbische Bauernhaus), G. Fehr (Der Riestaler Grenzgang), A. Jacoby (Scherzhafte Amulette), E. Schropp (Mythologisches zum Ornament), J. Wilde (Pflanzennamen der Pfälzer), E. Schuppe (Gürtel und Drendisamus), I. Weiser (Über den Fisch im österreichischen Volksglauben), A. Karafel (Die Sage vom Waukastab in Galizien) u. a. Zu E. Stempfinger (Warum verwenden bayerische Fußvolkte mit Vorliebe Peitschenstiele aus Kranewittholz?) ist zu bemerken, daß hier kaum Aberglaube vorliegt, sondern die einfache Tatsache, daß sich der gerade und feste, dabei biegsame Wachholderstecken eben am besten zum Peitschenstiel eignet. Der Aufsatz „Der Hund im Volksglauben“, der „böhmischen“ Volksglauben ohne Beleg und Hinweis, ob deutscher oder tschechischer Herkunft, verarbeitet, würde nicht einmal im Unterhaltungsstil eines „böhmischen“ Provinzialblattes Aufnahme finden. Im 1. Heft des 3. Jahrganges (1929) geht R. Günnerkopf dem Weisens-unterschied zwischen „Volkssage und Märchen“ nach. Ferner sind zu nennen: R. Kapff (Sprachpsychologisches zu der ältesten alemannisch-schwäbischen Namensgebung), O. Merzinger (Beiträge zum deutschen Lied), O. A. Müller (Gohovölste = Silberberggebärd in Tiergestalt) u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde. Aus den weiteren Heften (März—August 1929) ist auf folgende Beiträge aufmerksam zu machen: A. Müller, Ergänzende Betrachtungen zur Wildenauer Engelschar; B. Liebers, Thüringer Segen; R. Schmoldt, Vom Federfleißen; W. Schulz, Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Köhlerlöbte (= Köhlerhütte); S. Sieber, Zitronen bei Begräbnissen; M. Freitag, Grundfäßliches über Sitte und Brauchtum; F. Rarg, Der neue Fragebogen zur sächsischen Mundartenforschung.

Hessische Blätter für Volkskunde. Auch der stattliche 27. Band (1928) dieser von G. Heppding vortrefflich geleiteten, als Jahrbuch erscheinenden Zeitschrift bietet neben kleinen Mitteilungen und einer reichhaltigen Bücherchau eine Reihe beachtenswerter Abhandlungen und Aufsätze: E. Wessel, Beiträge zur niederhessischen Trachtenkunde; R. Helm, Schnittzeichnungen hessischer Trachten; G. Schudt, Er ist betrunken (Aus den Sammlungen des Südhessischen Wörterbuchs); A. Jacoby, Zum Weihnachtsbaum (Sein Ursprung liegt in dem zu Weihnachten beim Paradiesspiele gezeigten Apfelbaum des Paradieses, von dem der Weihnachtsbaum seinen Apfelschmuck übernommen hat. Daß besonders Lanne und Buchsbaum zum Weihnachtsbaum wurden, erklärt sich mit ihrem Immergrün auch aus maßgebenden Übersehungungen, z. B. bei Luther, einer Stelle der Vulgata, die beide Bäume nebeneinander nennt); R. Frölich, Die Eheschließung des deutschen Frühmittelalters im Lichte der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung (mit einer kritischen Würdigung der einschlägigen Neuererscheinungen, darunter auch des Werkes „Die Ehen mitrander Rechts in der fränkischen Zeit“, Bvlinn 1926, unseres Mitarbeiters E. Hoyer); B. Martin, Wollkerstler, Wollenzauberische und Verwandtes im Gebiet des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs.

Zeitschrift für Deutsche Bildung. Im 6. Heft 1929 erstattet G. Jungbauer einen eingehenden Literaturbericht über „Das deutsche Volkslied“ (1. Sammlungen und Ausgaben, 2. Forschung, 3. Volksliedpflege).

Das deutsche Volkslied (Wien). In den weiteren Heften (März—September 1929) finden sich zwei bemerkenswerte Langlieder aus Neu-Ullersdorf bei Währ.-Mittstadt, die dort um 1850 allgemein gesungen und getanzt wurden: 1. Langlied (Geh du nur in tausend Gott'snamen), 2. Rehraus (Schapele, wann mer'n wir denn vom Lang hamgehn?). Wichtig ist der Beitrag von R. Zoder, Eine österreichische Volksliedsammlung aus dem Jahre 1819, mit Proben aus der Sammlung Sonnleithners, der 1819 durch die von ihm in Wien begründete und geleitete „Gesellschaft der Musikfreunde“ Volkslieder sammelte und dabei mit den Worten stets auch die Versen aufzeichnen ließ. Im Septemberheft schreibt R. M. Klier über „Der österreichische Wandervogel und die Volksmusik“. Von den im gleichen Heft mitgeteilten „Volksliedern aus Slavonien“ ist „Der Priestertabak“ (ursprünglich Brißltabak), bei dem der Weise der erste Teil des Liedes „Lief drin im Böhmer-

wald" zugrunde liegt, auch heute noch in der Umgebung von Böhmischnöhen, woher die Vorfängerin Maria Pimiskern stammt, bekannt.

Die Singsgemeinde. Das 3. Heft (Feber und März) 1929 enthält einen schönen Beitrag von Prof. Dr. Hans Klein (Jägerndorf) über „Die Oberuferer Volksschauspiele“, bei welchen „Inhalt und Form in jahrhundertlangem Wachsen und Entfalten eine Einheit und Geschlossenheit bewahrt haben, die uns die ganze Weiße eines gottesdienstlichen Spieles erst erleben läßt.“ Das 4. Heft (April und Mai) ist ein Gedächtnisheft, gewidmet den in den letzten 15 Jahren gestorbenen, um die Wiederbelebung des Volksliedes verdienten Männern J. Pommer, Max Pohl, Hans Breuer, Frank Fischer und Klemens Neumann. Im 5. Heft (Juni und Juli) beginnt J. M. Müller-Blattau (Königsberg) mit einer lehrreichen Abhandlung „Der Deutsche in der Musik“, die herausarbeiten will, „was in der Musik für deutsche Art bezeichnend und für deren Entfaltung bedeutend gewesen ist, was in ihr als eigen-Deutsches bis in die Gegenwart hinein lebendig fort dauert und für die zukünftige Gestaltung unseres Volkstums grundlegend sein wird“.

Heimatgute. Diese von Prof. Dr. A. Depiny geleitete „Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde“ bringt im 3. und 4. Heft des 9. Jahrganges (1928) die Fortsetzung der „Volkskundlichen Streifzüge durch den Binger Alltag“ von G. Commenda und darin Sprichwörter, Straßen-, Haus-, Orts- und Flurnamen, Haus-, Kapellen- und Säuleninschriften, Grabchriften, Bauernregeln, Kinderdichtungen u. a. Ferner ist auf folgende Beiträge aufmerksam zu machen: R. Staininger, Sandl und seine Einwohner (Hinterglasmalerei, Herrgottsmacheret, Volksbräuche, Sagen); R. Zoder, Einige Volkslieder aus Bad Ischl; R. M. Klier, Noch ein Wolfgang-Lied (aus einem 1779 in 3. Auflage in Augsburg gedruckten Lieberbuch „Der singende Christ“); A. Binna, Ein schöner Vierantthof; E. Kagarow (Leningrad), Die Grenzen der Volkskunde; O. Klinger, Eine Mühlenviertler Bauernhochzeit; G. Commenda, Da Ruchlmän (Mühlenviertler Volkslied); A. Depiny, Feuerbrauch aus Liebenau, Herbergsuchen u. a. Im 1. Heft des 10. Jahrganges (1929) ist besonders anziehend der familienkundliche Beitrag „Das Geschlecht der Riefenfelder“, dessen Begründer 1540 von Brüz nach Jglau kam, wo der 1634 in den Adelsstand erhobene Enkel des Eingewanderten der Stammvater eines hochangesehenen Geschlechts wurde. Ferner sind zu nennen: Susi Wallner, Schwerttänze (aus Leopoldschlag im Mühlenviertel, daher eng verwandt mit dem südböhmischen); Dr. A. Depiny, Der Maibaum in Oberösterreich; F. Wöß, Zum Volksbrauch im obersten Mühlenviertel u. a.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Das 2./3. Heft 1929 füllt zur Gänze eine mit vielen prächtigen Lichtbildaufnahmen (malerische Alpenhäuser, Inschriften mit Umzierungen u. a.) ausgestatteter Beitrag von W. P. Ritzlin und E. Gencho, Art rustique au Pais-d'Enhaut romand. Inscriptions de maison.

Leuthonista. Das 2./3. Heft 1929 dieser führenden Zeitschrift für deutsche Mundartforschung und Sprachgeschichte bietet neben den Fortsetzungen der oben (S. 92) angezeigten Arbeiten von Schirmunski und Riefer, einer Untersuchung „Zur Abschwächung der Nachtonvokale im Hochtalemanniischen“ von W. Henzen u. a. einen willkommenen Beitrag zur hiedendeutschen Mundartenforschung mit der auf genauer Kenntnis der nordbairischen Mundart aufbauenden und die einschlägige Literatur erschöpfend benützensden Abhandlung von G. S a h m a n n „Entwicklungsgeschichte der Zwielaute in den Mundarten der bairischen Oberpfalz und Westböhmens“. Der Verfasser schickt die folgende „Einleitung“ voraus, die über den bisherigen Stand des Problems unterrichtet: Die Mundarten in der bairischen Oberpfalz (genauer: in Bayern nördlich von Regensburg) und in Westböhmen, welche Heinrich Stadl (Die Mundarten Westböhmens 1895), nachdem er die irreführende Bezeichnung ostfränkisch aufgegeben hatte, nordbairisch nannte (gemeint ist Mundarten des ehemaligen bairischen Nordgaus), sind dem Gesamtbairischen anzugliedern. Sie unterscheiden sich von den übrigen bairisch-österreichischen Mundarten, abgesehen von einigen Eigenheiten im Wortschatz, die meist jüngeren Charakters sind und deren Eindringen aus den benachbarten mitteldeutschen Mundarten leicht verständlich ist, durch eine reiche Entfaltung von Zwielaute. Vor allem fielen seit

jaßer den Sprachforschern die sogenannten „gestützten Zwielaute“ ou gegenüber sonstigem bayr. ua (mhd. uo) und ei für sonstiges bayr. ia (mhd. ie) auf. Bremer (in Gebhardts Grammatik d. Nürnberger Mundart 1907) nimmt eine Monophthongierung von uo zu ü und dann eine neuerliche Diphthongierung zu ou an und eine gleichlaufende Abfolge von ie über i zu ei. Diese Darstellung wurde u. a. von Wichfeld in sein Mhd. Elementarbuch (3, 4 1921, S. 99) aufgenommen und von anderen Seiten immer wieder vorgebracht. Für solche Konstruktionen gelten m. E. Bredes harte, aber treffende Worte (Zfd. Mundarten 1924, S. 283): „Schleichers Stammbaumtheorie hat sich als unrichtig erwiesen; ebenso falsche Bilder geben die Dialektbäume, die Bremer in seinen Grammatiken zu zeichnen versucht. Das ist linguistische Reinkultur, die es in der rauhen Wirklichkeit niemals gibt. Sprach- und Mundartenforschung ohne historische Geographie. Der Wahrheit näher kommt Schmidts Wellentheorie mit ihren kontinuierlichen Übergängen, wenn man dabei die konzentrische Ebenmäßigkeit von Wellentreffen ausschaltet.“ Die geschichtliche Entwicklung dieser Zwielaute untersucht nun Hasmann und kommt zu folgendem Ergebnis: In einem vorahd. (voraltsächsl.) Kerngebiet, welches das Sächsische, Alemannische und Baiirische umfaßte, wurden eine Reihe von einfachen Sangvokalen gesprochen, darunter ö und 8. Der Rand im Westen und Süden, längs des Rheines und der Donau wurde modifiziert durch romanische und verdeutschte, ursprünglich romanische Elemente, so daß sich das Fränkische und das Baiirische südlich der Donau von dem Kerngebiet abzuheben begannen. Durch die ostmitteldeutsche Kolonisation wurde im Osten ein großes neues Randgebiet geschaffen (Obersächsisch, Schlesiach). Im baiirischen Nordgau blieben zunächst bis ungefähr 1000 die alten Sangvokale (abgesehen von Zweieipfligkeit) bewahrt. Von 1000—1200 wurde im Oberpfälzisch-Egerländischen die Diphthongierung aller Sangvokale gleichmäßig durchgeführt. Diese Bewegung griff ins Thüringische, Obersächsische und Ostfränkische (allmählich abflauend) über. Nach 1300 brachte ein Rückstoß vom Norden nach der Oberpfalz und Westböhmen die Dehnung und die im Vogtland (in einem neuen Kerngebiet) entstandenen jüngeren Diphthonge. Um 1400 dürfte die Egerländer Mundart im wesentlichen die heutige Gestalt erreicht haben. Nach 1400 wurde durch die Kanzleien von Prag und Meißn jener große Ausgleich angebahnt, der zur neuhochdeutschen Schriftsprache führte.

Deutsche G a u e. Auch die weiteren Lieferungen (2.—5.) 1929 sind reich an Stoff und Anregungen. Neu sind die volkstümlich gehaltenen Vortragsreihen (Die Wandelsecke, Lebensrute und Weihnachtsbaum, Mariabum u. a.), die unseren Volksbildungsvereinen zu empfehlen sind. Ein Seitenstück zum Rienspanhalter in Ropfform ist der in der 5. Lieferung abgebildete steinerne Pfannenschalk, der oben auf allen vier Seiten ein Gesicht aufweist.

Schiffarland. Aus dem Inhalt der letzten Hefte (März—September) ist besonders zu nennen „Die Geschichte der Kleinzinngießerei in Dieffen am Annunsee“ von Bruno Schweizer.

Der Wanderer im Riesengebirge. Das Augustheft dieser im Verlag W. G. Korn in Breslau erscheinenden, schon 49 Jahre bestehenden Zeitschrift ist den Walen gewidmet und enthält die ausschlußreichen Beiträge: G. Gruhn, Die Walen im Ries- und Fiergebirge; W. G. Peucker, Antonius Wale; G. Boehlich, Auf Spuren der Walen (Leonhart Thurnehber zum Thurn im schlesischen Gebirge) und außerdem die in diesem Rahmen ausgezeichnet passende, feinsinnige Erzählung „Benediger Männer“ von Hans Waplit.

Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins. Die letzten zwei Bände (7.—10. Heft, 1927 und 11./12. Heft, 1928) dieser vorwiegend vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeitschrift bringen auch volkstümliche Beiträge, so vom Herausgeber H. Perlic (Der Hase in der oberschlesischen Volkskunde. Der Wolf in Oberschlesien. Der Hase in der oberschlesischen Jagd- und Kulturgeschichte), vom Bergmann und Heimatdichter R. Mainka (Die Haube der Landfrauen im Beuthener Lande vor 50 Jahren) u. a. Eingestreut sind Sagen, Sprichwörter, Kinderreime u. a.

Oberschlesische Volkskunde. Diese seit Beginn 1929 als Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ erscheinenden, von H. Perlick herausgegebenen Hefte dienen als Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde, des Oberschlesischen Volksliedarchivs und der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde. Im 1./2. Heft wird über das Volksliedarchiv in Beuthen berichtet, das nach kurzem Bestande schon 1500 deutsche und 300 slawische Texte besitzt. W. Krause behandelt das Verbreitungsgebiet des Flurnamens *Stotnica* (Viehweide, Viehweg). Mehrere Umfragen folgen. Im 2./3. Heft werden Volksstänze (Judentanz, Judenzwängler) mitgeteilt und die Probefragebogen zum deutschen Volkskundeatlas veröffentlicht.

Der Erdball. Auch die weiteren Hefte (4.—9. Heft 1929) dieser Bilderzeitung für Länder- und Völkertunde bringen viel Beachtenswertes in volkstümlicher Darstellung, so: H. Piffel, Land und Leute in Kroatien; G. Kumite, Das Latvieren und seine Entstehung; F. Wiederwinn, Norwegische Bauernhäuser; C. Ariens, Jmpulsoalibanten und Regergroßstädte in Westafrika; M. Scheremeteff, Die dressierten Bären in Rußland; G. Piffel, Die Slowakin und Türkische Hochzeit in Bosnien.

Deutsch-ungarische Heimatsblätter. Im 2. Heft dieser empfehlenswerten Vierteljahrschrift beendet E. v. Schwarz seinen Aufsatz „Ein altes Neujahrslied aus Kumpfungarn“. Auf S. 111 wird auf einen Aufsatz in der Odenburger Zeitung vom 5. März 1929 aufmerksam gemacht. Danach kamen gelegentlich der Protestantenverfolgung in Böhmen und Mähren dreizehn Tuchmacher aus Jglau am 5. März 1626 nach Odenburg, durch die das Tuchmachergewerbe in dieser Stadt einen raschen Aufschwung nahm. Als Abkömmlinge dieser Einwanderer werden die Familien Töpfer, Pez und Wochowitsch genannt. Im 3. Heft gibt R. Schilling auf Grund von Steckbriefen gegen flüchtige deutsche Ansiedler aus den Ästen des ungarischen Landesarchivs ein Bild der „Deutschen Volksstrachten in der Ansiedlungszeit“. Dies Verfahren verdient Nachahmung, da Steckbriefe mit ihrer genauen Personbeschreibung tatsächlich eine verlässliche Quelle zur Bestimmung von Volksstrachten früherer Zeiten sind. Auf beide Hefte ist ein Beitrag von R. Hartmann verteilt, der Christkindspiele aus Riptód (Baranya) und Diószéreny (Kom. Tolna) mitteilt.

Národopisný věstník československý. Das 1. Heft des 22. Jahrganges (1929) enthält: M. Murko, Der gegenwärtige Stand der südslawischen Volksepik; dann zwei Vorträge, gehalten beim Volkskunstkongress in Prag (Oktober 1928): D. Stránka, Der gegenwärtige Stand des Volksgesanges im (tschech.) Riesengebirge, und D. Zich, Rhythmische Eigenarten der tschechoslowakischen Volksstänze; endlich von D. Stránka einen weiteren Beitrag zum Studium der slowakischen Volksstrachten (über Lúcher, die als Überwürger und Mäntel benützt werden). Das 2. und 3. Heft erscheint im Herbst anläßlich der 1. Tagung der slawischen Philologen in Prag (6.—13. Oktober).

Slavistische Studien. Das 5. Heft der I. Reihe (Untersuchungen) — Reichenberg 1929 — ist als Festschrift zum 60. Geburtstag des Prof. Dr. Franz Spina, des derzeitigen Arbeitsministers der Tschechoslowakischen Republik, erschienen. Der Slavist Spina hat sich von Jugend auf schon mit Volkskunde beschäftigt. Er war Mitbegründer der „Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönheringer Landes“ und Mitglied des seinerzeitigen „Arbeitsausschusses für die Sammlung und Herausgabe des deutschen Volksliedes in Mähren und Schlesien“. Es ist daher kein Wunder, wenn sich unter seinen Schülern, die ihm diese Festgabe gewidmet haben, hervorragende Volkskundler finden. Dies beweisen vor allem die Beiträge von E. Schmeeweis (Die Hochzeitsbräuche der Serbokroaten in ihren Hauptelementen), E. Rippl (Beiträge zur tschechischen Sondersprachenkunde), J. Panika (Das Drümel. Ein Beitrag zur Karpathendeutschen Trachtenkunde), B. Schier (Deutsch-slawische Kulturübersichtungen am Bauernhaus der Südbeten- und Karpathenländer), J. Longin (Merida und die tschechische Volkskunde) und F. Siewehr (Beiträge zur slawischen Sprachwissenschaft).

Hochschulwissen. Das 6. und 7. Heft (Juni und Juli 1929) bringt eine umfangreiche Untersuchung über „Die Kleidung im Überglauben“ von G. Jung-

bauer, das 7. Heft den Abschnitt „Einrichtung des ländlichen Hauses und Volkskunst in fünfständigem Umkreise von Karlsbad“ aus dem oben (I., 1928, S. 168f.) angezeigten Buche von J. Hofmann.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Im 3./4. Heft des 66. Jahrganges (1928) setzt sich O. Nezl in seinem Aufsatz „Holzkirchen in der Tschechoslowakei“ mit den Neuererscheinungen über diesen Gegenstand auseinander, insbesondere mit den Arbeiten von Faloziech, Hydra, Strahgowski und Menol, und liefert durch die selbständige Stellungnahme zu den verschiedenen Problemen einen wertvollen Beitrag zur Holzkirchenliteratur. Im gleichen Heft bespricht R. Kühn eingehend das einzig dastehende Werk des Budweiser Gymn.-Prof. Friedrich Tischer: Böhmisches Zinn und seine Marken. Mit 1298 Abb. von Zinngießermarken und 41 Abb. auf 16 Kunstdrucktafeln. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1928. Preis 94 Mark.

Sudetendeutsche Familienforschung. Von dem 1. Jahrgang (1928/29) ist das 4. Heft besonders bemerkenswert. Darin wird von W. Scheidt (Hamburg) „Ein Brief über die Aufgaben der Familienforschung“ veröffentlicht und gefordert, daß eine biologische Geschichts- und Volkstumsforschung an die Stelle der bisher üblichen, unfruchtbaren Genealogie trete. Denn der Genealogie von heute fehlen meist Pläne, leitende Fragestellungen. Die Aufstellung einer Familienchronik, wie sie gewöhnlich erfolgt, bedeutet für die Familie selbst oft sehr wenig, für die Kenntnis des Volksganzen aber noch weniger, da stets der „Plan“, das Wissen um die erbbiologische Fragestellung fehlt. Die Erstellung einzelner Familiengeschichten ist eine geschichtliche Fehlarbeit, da sie aus einem großen Gewebe einzelne Fäden herauszieht und so den Zusammenhang zerreißt. Die übliche familienkundliche „Einzelforschung“ ist ferner im eigentlichen Sinne unsozial; denn sie führt zum Egoismus, da sich jeder nur für seine Familie interessiert usw. Scheidt lehnt so den jetzigen Betrieb der Familienforschung ab, stellt aber auch im gleichen Briefe leitende Gesichtspunkte für die familienkundliche Arbeit auf. Mit seinen Ausführungen deckt sich zum Teil die im 3. Heft von A. Oberschall erhobene Forderung „Von der Einzel- zur Massenforschung!“

Beiträge zur Heimatkunde des Aufsig-Karbitzer Bezirkes. Das 1. Heft 1929 enthält neben andern einen Aufsatz von E. Richter über „Die Salsstraße“, die seinerzeit von Aufsig gegen die Landesgrenze führte; im 2. Heft druckt F. J. Wlusch „Ein Aufsigter Häuserverzeichnis aus dem Jahre 1598“ ab, F. J. Umlauf liefert Ergänzungen zu den „Gassen- und Straßennamen in Aufsig“ und berichtet über „Die alte Schenke in Blantenstein“.

Deutsch-mähr.-schlesische Heimat (Brünn). Im 3./4. Heft 1929 schildert E. Weiser „Das städtische Museum in Freudenthal“ (mit 9 Bildern), ferner werden nach den Aufzeichnungen des 1924 gestorbenen Heimatforschers Stefan Weigel „Volksgebräuche“ aus dem Ruhländchen mitgeteilt. In diesem und im 5./6. Heft schließt E. G. Bürger seine gedankenreiche Abhandlung „Aufriß einer vergleichenden Naturgeschichte der deutschen Dörfer Mährens“ ab.

Deutsche Heimat (Plan bei Marienbad). Das 9. Heft (September) des 5. Jahrganges (1929) bringt anlässlich der Jahresversammlung des Deutschen Böhmenwaldbundes, die am 8. September in Rosenberg stattfand, einen volkstümlichen Beitrag von G. Jungbauer über „Die Sage von der weißen Frau der Rosenberge“, ferner einen offenerzigen Aufsatz von G. Mido über „Friedberg“ mit Bildern und einem bisher unbekanntem Gedicht A. Stifters in Handschriftendruck und eine Schilderung von „Rosenberg“ von W. Böhm. Aus der Beilage „Westböhmisches Heimat“ (Folge 7) sind die kulturgeschichtlichen Mitteilungen aus dem Bistritzer Archive von J. Blau zu nennen. Darunter befindet sich auch ein Steckbrief aus 1798, der ein gutes Trachtenbild liefert (vgl. die obige Anzeige der „Deutsch-ungarischen Heimatblätter“).

Unser Egerland. Im 3. Heft setzt J. Steiner seine Zusammenstellung „Bemerkenswerte Ausdrücke in Egerländer Mundart“ fort; A. John berichtet im 4./5. Heft über das in einem geschriebenen Biederheft gefundene Lied „Albert am Grabe Werthers“ (Schatten, seh zufrieden, daß ich weine) und stellt im 6. Heft

eine Egerländer Fassung des Biedes von J. F. Costelli „J han eng a Gaisl am Roan“ der Urform gegenüber.

Waldheimat (Brdweis). Im Aprilheft 1929 teilt F. E. Grabe „Aberglauben und Bräuche in und um Winterberg“ mit, das Maiheft bringt eine Arbeit des 1928 gestorbenen Geschichtsforschers R. Guher über „Glashütten des 16. Jahrhunderts im böhmisch-österreichischen Grenzwalde“ und eine Skizze J. Höfers „Von den Haustieren im Böhmerwalde“, im Juliheft verfolgt G. Jungbauer „A. Stifters Aufenthalt in Oberplan im Jahre 1866“, im Augustheft veröffentlicht F. Plach „Sagen aus Polletitz und Umgebung“, die er durch Volksschüler sammeln ließ, das Septemberheft bringt neben Beiträgen zur Wenzelsfeier die Abschrift einer „Knappenordnung der Leinweber in Oberhaid bei Hohenfurt aus 1581“ und einen Aufsatz von F. Fischer „Von der Josefinitischen Grundordnung in Oberplan“.

Der Pilsner Kreis. Von dieser neuen, von Dr. Bergmann begründeten und geleiteten Zeitschrift liegt nun auch das 2. und 3. Heft vor mit folgenden volkstündlichen Beiträgen: A. Czernay, Lobausstragen; F. Andreš, Denkmäler im Bezirke Dobrzan (Steinkreuze, Warten u. a.); J. Blöchl, Das Haus Salzmänn in Pilsen (mit Sagen); J. Mico, Vom alten Kloster Stodau; G. Schmidt, Untergangene Dörfer in der Wefertitzer Gegend.

Karpathenland. Aus dem Inhalt des 2. und 3. Heftes 1929 sind herauszuheben: A. Baker, Malefiz mit den drei Zauberinnen (Hexenprozeß in Schemnitz 1596); B. Wschenbrenner, Das Oberzipser Bauernhaus (mit drei Abbildungen); A. Baker, Die Sage von den „Roten Rittern“ in Schemnitz (ein wichtiger Beitrag zur Tempelherage); J. Gröb, Zu dem Namen „Zips“; A. Karafek, Volksrätsel aus den deutschen Sprachinseln in Galizien; B. Mohr, De Druschl (Drossel) und da Fuchs (ein Gründer Märchen); Th. E. Schücker, Kinderverse und Wiegenlieder (aus Mehenseifen); J. J. Beranek, Deutsche Volkslieder aus Karpathenrußland (mit drei Singweisen).

Unser 1. Beihft

A. Wesselski, Der Knabentönig und das fluge Mädchen

wird zu den gleichen Preisen wie jedes Heft der Zeitschrift geliefert.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1928 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K. in Halbleinen gebunden 35 K. nachgeliefert.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbeschrerde“ steht. Durch den Postversand stark beschädigte Hefte werden nach Möglichkeit umsonst nachgeliefert.

Diesem Hefte liegen nicht allein für jene, welche die Zeitschrift heftweise beziehen, sondern auch für alle Abnehmer, die für 1929 noch keine Einzahlung geleistet haben, Erlagscheine bei.

Über den „Einlauf für das Archiv“ wird im nächsten Heft berichtet, das zu Beginn Dezember erscheinen wird. Beiträge, Mitteilungen usw. hierzu müssen bis 15. November einlangen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII, Bocelova 10.
Druck von Heinr. Mersch Sohn in Prag. — Zeitungsmarten bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

2. Jahrgang 1929

6. Heft

Hans Waplik und die Volkskunde

Von Gustav Jungbauer

Zwei große Dichter wurzeln im grünen Böhmerwald: A. Stifter und Hans Waplik. Beide sind grundverschiedene Naturen. Bei jenem, dem Malerdichter, überwiegen die durch das Auge, bei diesem die durch das



Ihr vernittelten Eindrücke. Daher herrscht dort die Farbe, hier der Laut vor. Dort ist epische Ruhe, hier dramatische Bewegung.

Stifter, der Mahnmensch des stillen Vormärz, sieht die Natur vor allem in ihrer ruhigen Schönheit an himmelblauen, sonnigen Sommertagen oder im glitzernden, reinen Schneegewand des Winters. In liebender Ehrfurcht neigt er sich vor ihr. Sie ist ihm „das Kleid Gottes, den wir anders als in ihr nicht zu sehen vermögen, sie ist die Sprache, wodurch er einzig zu uns spricht, sie ist der Ausdruck der Majestät und Ordnung“ (Zwei Schwestern). Waplik kennt wohl auch die heitere Ruhe des Waldes,

aber er, der Mitmensch einer gährenden, bewegten Zeit, läßt die Natur eine andere Sprache sprechen, er zeigt das Gegenbild, die Unruhe, den Aufruhr und Sturm, läßt die entfesselten Elemente erbarmungslos herfallen über die Menschen und ihre Werke. Dazu kommt bei Waplit eine Vorliebe für unheimliche Nachtgemälde, die eine gewisse Wesensverwandtschaft mit dem Maler Kubin offenbart. Bei ihm ist der Wald, durch den so oft die wilde Jagd tobt und tost, mit frazenhaften Schreckgespalten gefüllt, die den einsamen Wanderer ängstigen.

Waplit sieht eben die Natur mit dem Auge des Volksmenschen, für den nicht der große Gärtner allein zwischen den Bäumen wandelt, der Feld und Flur, Wiese und Wald, Berg und Tal mit den Ausgeburten seiner Phantasie bevölkert. Bei ihm ist keine Einheit, sondern eine Vielheit.

Diese Vielheit sieht Waplit nicht bloß in den übernatürlichen Wesen des Volksglaubens, sondern auch im Volke, das ihm keineswegs ein einheitliches Gebilde ist. Er ist kein bürgerlicher Aristokrat, kein Städter, sondern ganz Bandmensch, mit tausend Fäden an das Bandvolk gebunden. Im bunten Suckkasten zeigt er uns diese Volksmasse, deren Leiden und Freuden er kennt, von der er aber auch weiß, daß aus der Masse, die im Banne der Überlieferung, im Abdruck des oft verhängnisvollen Wahns und Aberglaubens vergangener Jahrhunderte dahinglebt, sich Sondergestalten herausheben voll köstlicher Eigenart. Ihm sind aber auch die aus der sozialen Schichtung der Bevölkerung, aus den geographischen und geschichtlichen Voraussetzungen sich ergebenden Verschiedenheiten bekannt, er scheidet den Ubfiedler vom Neufiedler, den Bewohner des Oberlandes von dem des Unterlandes, den reichen Großbauer von dem beweglicheren Kleinen Mann, dem Kleinhäusler, Dorfhandwerker, Holzarbeiter und Glasmacher.

Stifter, der seine schöpferischen Jahre fern von der Böhmerwaldheimat verbracht hat, verarbeitet vor allem Kindheits Erinnerungen; Waplit, der zeitlebens in seiner Heimat geblieben ist, schöpft Tag für Tag aus der lebendigen Umwelt.

Beide Dichter müssen ferner aus ihrer Zeit heraus betrachtet und gewürdigt werden. Wenn auch die Dichtung an sich zeitlos ist, so ist dies nie der schöpferische Mensch, der von der geistig-kulturellen Bewegung seiner Zeit getragen wird, sie oft auch selbst fördert und ihr zuweilen sogar die Richtung weist, aber doch dabei wieder von seiner Umwelt bestimmend beeinflusst wird. Und da ist wohl entscheidend, daß zwischen Stifter und Waplit die große Entwicklung der deutschen Volkstunde liegt, die erst von den Jahren an, in welche Waplits Jugend fällt, ihren mächtigen Aufstiege genommen hat. Damit waren für Waplit grundlegende Anregungen gegeben, damit konnte die volkstündlich tätige Umwelt ihn befruchten, damit stand ihm auch eine stetig anwachsende volkstündliche Literatur zu Gebote, eine Quelle, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur spärlich floß.

Waplit kommt von der Volkstunde und steht mitten in der Volkstunde.

Was die einzelnen Stoffgebiete anbelangt, so steht bei unserem Dichter die *S a g e* mit Einschluß der *Legende* und der mit der *Sage* eng zusammenhängende *V o l k s g l a u b e* und *V o l k s b r a u c h* unstrittig im Vorder-

grund. Nicht umsonst hat Waplit selbst Sagen gesammelt und ausgewählte, sachlich und sprachlich fein geschnittene Stücke in dem Büchlein „Böhmerwald-Sagen“ (Budweis 1921) herausgegeben. So bauen sich namentlich die Erzählungen „Dämmerwolf“ (1928) fast ganz auf der Volks Sage und dem Volksglauben auf und die zwei größten sudetendeutschen Sagenstoffe, der von der Weißen Frau und der vom Berggeist Rübzahl, haben in „Die Abenteuer des Florian Regenbogner“ und in „Rübzahl's Ende“ (An Gottes Brunnen S. 175ff. und Ungebeugtes Volk S. 37ff.) Verwendung gefunden. Mit der Ausgestaltung der Sage vom Flurgeist Stülzel in dem Volksbuch „Stülzel, der Kobold des Böhmerwaldes“ (1926) hat Waplit seiner Heimat einen abgerundeten Sagenstoff dargeboten, der bei Übernahme in die lebendige Volksüberlieferung sich zu einem ähnlichen großen Gebilde entwickeln könnte wie die Rübzahlssage des Riesengebirges, die ihren Ausbau dem fleißigen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts J. Prätorius verdankt.

Aus der besonders in der Nachkriegszeit sich steigenden Hinneigung zur Legende erklärt sich zum Teil, daß der Dichter das geistliche Volkslied bevorzugt. Bei diesem und beim weltlichen Volkslied steht ihm aus künstlerischen Gründen das ältere Volkslied näher als das nicht selten zerfångene Volkslied und volkstümliche Kunstlied der Gegenwart. Der Einfluß des Volksliedes zeigt sich auch in der Lyrik Waplits, besonders in den Anfängen, wo er sich in Sprache und Stil, im Strophenbau, im Rhythmus und Reim äußert. Und so fanden einzelne Lieder Waplits auch wieder den Rückweg zum Volke. Das Gedicht „Fernes Grab“ stand schon 1916 in einer gekürzten und im Wortlaut teilweise geänderten Form als Inschrift auf dem Grabe eines Soldaten aus dem Erzgebirge, das sich auf dem Kirchhof von Mitrowitz (Südslowenien) befindet. (Vgl. R. F. Deppa, Hans Waplit, S. 76). Von den Liedern selbst ist besonders das „Reiterlied“ beliebt geworden, das auf dem Wege über Jugendwanderer ins Volk gedrungen ist. Der Dichter sucht im übrigen für seine Lyrik die Vorbilder nicht bloß im Volkslied, sondern in der gesamten Volksdichtung. So lehnt er sich z. B. an volkstümliche Krankheitssegen eng an in dem Gedicht „Vergeblicher Bann“ (Der flammende Garten, S. 23):

O Feuer, dich beschwör ich mit Schmerzen,
 O Feuer, steh still in meinem Herzen,
 Heb dich aus Ader, aus Mark, aus dem Weib,
 Schlag deinen Zahn in ein anderes Weib,
 Oder fahr mit deinem brausenden Zorn
 Im Wald in einen verdürzten Dorn!

Das Schmäderhüpfel, diese ureigene Dichtform des bairischen Volksstammes erscheint am häufigsten und auch am passendsten im Schelmenroman „Furloh“. Reich vertreten sind dagegen in fast allen Werken Waplits die vielfältigen Formen des Kinderliedes.

Gegenüber der Sage und dem Volkslied kommt das Volksmärchen weniger zur Geltung. Es hat den Stoff zum Puppenspiel „Der Häuber Toldrian“ (1926) geliefert. Ein Kunstmärchen mit volkstümlichen

Zügen bildet den Stoff der Oper „Kranwit“, zu dem der Dichter die erste Anregung durch ein Gemälde von Richard Teschner erhalten hat. Seltener begegnet der Schwank in geschlossener Erzählform. Dafür aber fehlt es nicht an schwankhaften Zügen und allerlei Äußerungen des Volkspottes.

Das Volksschauspiel des Böhmerwaldes kennt Waplik aus eigener Anschauung. Im Roman „O Böhmen“ (S. 126ff.) beschreibt er den teilweisen Verlauf eines Weihnachtsstückes und im „Elbergspiel“ (Einöder S. 98ff.) wird die Vorgeschichte und die erste Aufführung eines Osterspieles dargestellt, wobei der Dichter die Anfänge des Passionsstückes in Höriz, das in der Erzählung Amstelberg heißt, vor Augen hatte. Dem angeblichen Verfasser dieses Stückes, dem Weber Gröllhiesel, setzt er in dieser Geschichte ein Denkmal.

Formen der Kleindichtung (Rätsel, Inschriften, Sprüche u. a.) tauchen häufig in den Werken Wapliks auf. Er, der für abstrakte Eindrücke empfänglicher ist als für optische, verwendet gerne Lautausdeutungen. Die Stimmen der Glocken, das Poltern des Mühlrades, das Lärmen der Lokomotive, der Schlag des Drehschlegels, die Rufe der Vögel finden ihre volksmäßige Deutung.

Was die Mundart betrifft, so werden rein mundartliche Ausdrücke nur mäßig gebraucht. Nicht selten wechseln sie mit den schriftdeutschen Bezeichnungen ab, z. B. Kranwit und Wachholder, Gichkafel und Gichhorn. Damit wird vermieden, daß die Sprache durch eine zu starke Durchsetzung mit der Mundart überladen und für weitere Kreise unverständlich wird. Das Hauptstreben des Dichters, der Fremdwörter grundsätzlich nicht verwendet, ist dahin gerichtet, die Sprache lebendig, eindrucksvoll und wohlklingend zu gestalten. Er verleiht ihr die volkstümliche Färbung mehr durch Sprichwörter, Redensarten und bildliche Ausdrücke als durch reine Mundartformen. Mit Recht schreibt Eduard Sattler in seinem Aufsatz „Von der Sprache Hans Wapliks“ (Muttersprache. Zeitschrift des deutschen Sprachvereins. 44. Jahrgang 1929, Sp. 50): „Er ist ein großer Sprachmeister. Die geliebte Muttersprache wird ihm ein herrliches Tongerät, auf dem er mit schier unbegrenzter Ausdrucksfähigkeit zu spielen vermag.“

Ein wichtiges Merkmal der Sprache Wapliks ist ihr Wohlklang, ihr musikalischer Klang. Dieses vorwiegende Aufnehmen und Verarbeiten von Eindrücken des Ohres können wir sogar auch dort erkennen, wo die gegenständliche Volkskunde eine Rolle spielt, die allerdings wenig Zusammenhang mit der schönen Dichtung hat und daher in den Werken Wapliks seltener hervortritt. So singt und klingt im Mooshäufel die Lützthier und im gleichen Waldhäuschen wird das anheimelnde Murmeln und Rauschen des Nährbrunnens in einen wunderbaren Einklang mit der seelischen Stimmung der Menschen gebracht. (O Böhmen S. 144ff.) Wo Gegenstände der Volkskunst in Frage kommen, wo Waplik Gemälde, Altarbilder, Schnitzwerke u. a. beschreibt, ist deutlich zu sehen, daß der Dichter die Anschauung und Auffassung des einfachen Mannes genau kennt, der nicht auf die Form, auf die vollendete, stilgerechte Ausführung das Gewicht legt, sondern auf den Gedanken, auf den Inhalt.

Den reichen Stoff, den ihm die Volkskunde bietet, verwertet Waplik stets nach rein künstlerischen Gesichtspunkten. Wo der Zusammenhang es gestattet, übernimmt er das Volksgut unverändert, wo es notwendig und zweckentsprechend ist, formt er um, wobei er aber stets mit Vorsicht, Zartheit und feinem Verständnis vorgeht. Nur selten sind völlige Neubildungen in Anlehnung an volkstümliche Muster. Ein Beispiel für die fast unveränderte Übernahme ist der alte Kinderpruch im Roman „Der Alp“ (S. 27), der „wohl schon gebetet worden war, als vor Jahrhunderten die Koder den ersten Baum am Wolfsrud stürzten. Doch klang er selten mehr im Dorfe, denn seine geheimnisvollen Worte wurden nicht mehr verstanden, und jüngere, glatte Gebete schoben das alte, ungefüge in die Vergessenheit zurück“. Er lautet:

In Gottes Namen tritt ich,
 meinen Herrn bitt' ich
 um liebe Engel drei:
 der erste, der mich weist;
 der zweit, der mich speist;
 der dritt, der mich führt
 ins himmlische Paradies.
 Da steht ein goldner Tisch,
 sitzt der Herr Jesuchrist dabei,
 er leset und schweibt für die ganze Welt
 vom brennenden Brand,
 von Udel und Gh',
 Daß ich dem bösen Feind entgeh.
 Die erste Bitt' für meine Mutter,
 die zweit für meinen Vater,
 die dritt für meine eigene Seele selbst. Amen.

Waplik hat nach eigener Mitteilung dieses Gebet von seinem verstorbenen Schwiegervater gehört, der es wahrscheinlich von seinen Eltern (Bezirk Kaplik) gelernt hat. Es ist in ähnlicher Form noch heute verbreitet, z. B. auch in Oberösterreich (Heimatgaur IX. Ding 1928, S. 225). Eine Fassung des meist selbständig auftretenden ersten Teiles ist schon aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts bezeugt (vgl. Böhme Kinderlied S. 313, Nr. 1531). Gewöhnlich sind es 14 oder 12 Engel, die das Kind im Schlafe schützen sollen. In einer Besart aus dem Bezirk Oberplan (Aufzeichnung von A. Brosch, 1909) erscheinen sechs Engel:

In Gottes Namen leg' a mi schlaf'n.
 Sechs Engel wech'nt bei mir wäch't'n:
 Zwaiß ban Kopf,
 zwaiß ban Füß'n,
 zwaiß in da Mitt'.
 Jesus, Maria und Josef, verläßt's uns nit!

Wo die Handlung in vergangener Zeit spielt, betont der Dichter die alten, heute oft ganz verschwundenen Erscheinungen. So bietet er z. B.

auch Hinweise auf frühere Arten der Beleuchtung. Im Roman „Aus wilder Wurzel“ heißt es (S. 278): „Die Frena bereitete ein mageres Mahl. Den brennenden Span im Mund beugte sie sich über den Kessel.“ Wie dies, so erinnert an den vorzüglichen Beitrag von Dr. Bruno Schier in unserem letzten Heft auch eine Stelle im Roman „Der Alp“ (S. 74), wo von der betenden Sibill erzählt wird: „Sie erhob sich je und je, wenn der Rienspan niederbrannte, und zündete einen neuen an und schob ihn in das Maul des Sehngözen, der als Dichtträger am Herde gähnte.“ Im Roman „Aus wilder Wurzel“ (S. 118) legt der Schreimer, wie er das erstemal pflügt, „nach vererbter Sitte in die erste Furche opfernd ein Stück torfbraunes Brot“. Heute wird bei diesem Anlaß mit dem Brot meist auch ein Ei und ein Geldstück geopfert. Das Brot bedeutet reiche Ernte, Das Ei eine ganze Habe und das Geld Glück im Kauf und Verkauf. Die drei Dinge erhält dann der erste vorbeigehende Bettler. (Vgl. John Westböhmien, 2. Aufl. (S. 186) und R. Fuß, Vom Uberglauben (S. 8): VI. Band und IX. Band, 2. Heft der „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde“; ferner Sartori, Sitte und Brauch 2, 62). Ursprünglich aber wurde bloß Brot allein geopfert. Dafür besitzen wir schon in einer Aufzeichnung aus der Zeit um das Jahr 1000 einen Beleg, der lautet: „Nimm dann (nachdem der Pflug besonders geweiht ist) jeder Art Mehl und ein Mann bade einen Laib von der Breite der inneren Handfläche und knete ihn mit Milch und heiligem Wasser und lege ihn unter die erste Furche...“ (Sw. Uberglaube I. 1928, Sp. 1611). Diese älteste Form allein verwendet Waplik in seinem, im 17. Jahrhundert spielenden Roman.

Fügt der Dichter irgendwo zu einem übernommenen Stück einen Zusatz an, so stammt dieser meist auch aus der Volksüberlieferung. Wie sich der Held des Traumbüchleins „Die Abenteuer des Florian Regenbogner“ die kleine Welt seiner Einsiedelei immer großartiger ausmalt, meint er auch (S. 84): „Der Teufel front mir leuchend, haut mir eine Brücke aus Stecknadeln über die Moldau wie einst dem Doktor Faust.“ Diese Sage vom Faust, dem der Teufel eine Brücke aus Stecknadeln, aber nicht über die Moldau bei Rosenberg, sondern über den Blöckensteiner See bauen muß, bringt A. Schacherl, Geheimnisse der Böhmerwälder (Prachatitz 1900, S. 33; darnach auch bei Jungbauer, Böhmerwaldsagen, S. 95). Hier heißt es ferner, daß Faust im Galopp darüber fuhr und der Teufel die Brücke gleich wieder wegräumen mußte. Waplik hat die Sage in seine Sammlung „Böhmerwaldsagen“ (S. 82) von Schacherl übernommen, aber noch einen Zusatz angehängt, wie der Teufel den Faust holt mit dem Sprüchlein:

Wigel dich, wogel dich,
siedst nit, so brat ich dich,
gehst nit, so trag ich dich.

Diese Reime stammen aus dem Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes. So ruft z. B. bei A. Korn, Das Bethlehemspiel. Ein Weihnachtsspiel der Böhmerwälder in Karpathenrußland (Oberplan 1929, S. 42) der Teufel, wie er den Herodes holt:

Wigldi, wogldi!
 Gehst net, so trág' i di.
 Der Leib gehört dein,
 Die Seel' gehört mein.
 Jetzt fähr i mit dir in die Höll' hinein. Hurrrr!

Zuweilen erscheinen Volksdichtungen in Prosa aufgelöst oder es wird ein ganzes Bild entlehnt. Im „Fuzloh“ (S. 72f.) erzählt der alte Lugaus, wie er sein Weib kennen gelernt hat: „Und zwischen Sommer und Winter ist es gewesen: wie ich zu ihr gangen bin, ist die Welt grün gewesen, und wie ich von ihr heim bin, hat es geschneibt, alles in einer Nacht.“ Das ist das Motiv eines im Böhmerwald sehr verbreiteten Schnaderhüpfels (vgl. auch Gruschka-Loischer Nr. 598, Blümmel-Krauß, Nusser und Fickler Schnaderhüpfel Nr. 293), bei dem aber der Gang zum Mädchen im Frühling erfolgt, es daher am Hinweg schneit und am Rückweg schön ist. Es lautet in einer von mir aufgezeichneten Fassung:

Wenn i zu mein Dirndl geh,
 Is a Reif, is a Schnee;
 Wenn i wieder heimzugeh,
 Blüht der weiß' Alee.

Ein anschauliches Beispiel, wie Waplik eine Sage neu formt und weiterbildet, ist die vom beichtenden Kopf (Jungbauer, Böhmerwaldsagen, S. 157), die sich außerhalb des Böhmerwaldes bisher nicht nachweisen ließ. Nach R. Jordan, Aus einer deutschen Böhmerwaldstadt. M.-Krummauer Bilder (Krummau 1912), S. 7, ist die Quelle die aus 1713 stammende Handschrift des Krummauer Stadtschreibers Tschernichen, der die Geschichte einem Jesuitenwerk entnommen hat. Die gleiche Sage wird von Wadetschlag bei Friedberg bei J. R. Markus, Friedberger Sagen und Böhmerwaldsagen (Der österreichische Schulbote, Wien 1875, S. 444) erzählt. Bei U. Schacherl, Sagen und Volksgstanzel aus dem Böhmerwalde (Budweis 1901), S. 21, hat sie folgenden Wortlaut:

„Gimnal wollte auch ein Klostergeistlicher aus Krummau nach Gojau zur Beichte gehen, und ging — es war an einem goldenen Sonntage — zeitlich früh in Krummau weg. Er nahm seinen Weg über den Fürst Schwarzenberg'schen Favoritenhof. Als er jedoch auf dem sogenannten Kladnerhügel den Wald passieren wollte, wurde er von Räubern überfallen und ihm der Kopf abgeschlagen. Der Kopf blieb aber nicht liegen, sondern kugelte sich fort nach Kladen und nach Gojau in die Kirche zum Hauptaltar hin und schrie in einem fort: „Beichten, beichten!“ Erst als er beim Hochaltar angelangt war, verstummte er und war tot.“

Diese Fassung allein ist Waplik für seine „Böhmerwaldsagen“ (1921), S. 75, vorgelegen. Aber wie wesentlich hat er sie umgestaltet!

„Ein Mönch aus dem Kloster in Krummau wallfahrtete vortags zur Muttergottes nach Gojau, und weil er etwas auf dem Gewissen hatte, wollte er dort beichten. Die Nacht war noch nicht verwichen, und wie der Klosterbruder durch einen anrüchigen Wald ging, sprangen Räuber aus

einer Staude heraus und fielen über ihn her, und einer schlug so fest mit dem Schwert nach ihm, daß ihm der Kopf vom Hals sprang. Der Mönch war hin, aber der blutige Kopf lebte weiter und rollte den Weg fort und kugelte bergab, bergauf und schwamm durch den Bach und stöhnte allweil wieder das eine Wort: „Beichten! Beichten!“ Wie er in die Gnadenkirche zu Sojau kam, nahm ihm der Pfarrer die Beichte ab und sprach ihn los, und jetzt erst starb der Kopf.“

Da ist alles Nebenfächliche, alles unnötige, örtliche und zeitliche Beiwerk weggelassen, dafür ist manches eingeschoben und näher begründet (z. B. daß der Mönch etwas auf dem Gewissen hat und daher beichten muß). Der Dichter, der den Weg von Krumm-*au* über den Eichberg nach Sojau gut kennt, weiß, daß vor Sojau ein Bach fließt. Er führt dies aber nicht an, um etwa seine Ortskenntnis zu zeigen, sondern um das Grundmotiv der Erzählung folgerichtig durchzuführen, um darzulegen, wie der feste Vorsatz, durch die Beichte die große Sünde loszuwerden, den Kopf unaufhaltbar vorwärts treibt, ihn auch vor einem solchen Hindernis, ebenso wenig wie vor dem Berge, nicht Halt machen läßt. Dementsprechend mußte Waplik auch den Schluß anfügen, daß der Kopf tatsächlich die Beichte ablegen kann und so sein Ziel erreicht.

Dieselbe Sage findet sich ohne Ortsangabe, gekürzt und dabei verallgemeinert auch im Roman „*Ähörnir*“ (S. 172). Hier ist aus dem Weg von Krumm-*au* nach Sojau eine lange Straße im „*Röheimer Wald*“ geworden und noch ein neuer Zusatz dazu gekommen.

„Ein Mönch wallfahrte nach ferne Gnadenkirche, seiner Sünden sich zu entledigen. Im Dicht aber überfielen ihn die Räuber und schlugen ihm das Haupt ab. Dieses aber wollte die Straße weiter durch Dorf und Wald, schwamm über die Wasser und schrie immerfort: „Ich muß beichten!“ bis es in das Kirchlein kam. Dort vor dem Altar beichtete seine Zunge und schrie die Namen der Mörder aus. Diese wurden mit dem Schwerte gerichtet.“

Daß hier das zwingende Bedürfnis zu beichten nicht so stark zum Ausdruck kommt, erklärt sich aus dem Zusatz und dieser wieder aus dem Zusammenhang, in dem die Sage in dem Roman steht. Der Mönch Jrogang bittet den Henker Öhwurm, der ihn zu töten gekommen ist, ihn noch beichten zu lassen, und erzählt diese Geschichte nicht allein zu dem Zwecke, um den Wert der Beichte zu betonen, sondern vielmehr um dem Henker zu drohen, daß ihn die Strafe ereilen werde.

Und so könnte man noch zahllose Beispiele anführen, wie der Dichter vorwiegend auf volkskundlicher Grundlage aufbaut, wie er den volkskundlichen Stoff umformt, weiterbildet und mit neuem Leben erfüllt.

Am 16. Dezember feiert Hans Waplik das 50. Geburtsfest. An diesem Tage gedenken die Vertreter der deutschen und insbesondere der sudeten-deutschen Volkskunde dankbar der Verdienste des Volksforschers und Dichters und übermitteln ihm die aufrichtigsten Glückwünsche für sein künftiges Schaffen.

„Das ist ein rechter Rübezahl“

Von Ernst Schwarz, Prag—Gablonz a. N.

H. Dittrich hat in seiner Schrift „Die Mundart des Bezirkes Friedland“ (Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen, II., 1. Heft), S. 33 und 42 darauf aufmerksam gemacht, daß der Name „Rübezahl“ im Friedländer Volksmund vorkommt, ohne daß eine Beziehung zum Berggeist daraus direkt zu erschließen ist. Er bemerkt, daß Rübezahl (in der Mundart riptsöl) als Schimpfwort gelte (S. 33). Genauer sagt er S. 42, es sei ein Schimpfwort für unartige Kinder und diene mancherorts zur Bezeichnung eines vierströtigen Menschen.

Dieser Gebrauch des Wortes „Rübezahl“ war bis dahin nicht bekannt und wird auch in W. bisher in keinem Wörterbuche angeführt. Um seine geographische Verbreitung festzustellen, wurde unter die Fragen, die 1927 und 1928 zusammen mit den 40 Wenkerschen Sätzen in alle deutschen Schulorte ausgesandt wurden, auch die folgende aufgenommen: „Kennt Ihre Mundart den Ausdruck: Das ist ein rechter Rübezahl‘ im Sinne von: Der Junge ist ein Laugenichts (oder ähnlich)? Wenn ja, wie lautet er?“

Die Fragestellung, von Dittrichs Bemerkungen beeinflusst, war, wie sich jetzt ergibt, nicht ganz glücklich, da sie schon einen bestimmten Sinn unterlegte. Es hätte ausdrücklich nach der Bedeutung der Redensart gefragt werden sollen. Doch wird inmerhin so oft der Sinn angegeben, daß Bedeutung und Verbreitung in den Sudetenländern eindeutig bestimmt werden können.

Einige Beantworter der Fragebögen, größtenteils Lehrer, führen an, was die Redensart besagt. Es heißt z. B. in Bürgstein bei Haida: „Dar Karle ös wi ej Rübezohl“ = er ist gesund und kräftig; in Luh (Gerichtsbezirk Biemes) bedeutet die Wendung, daß der Junge recht gesund ist; in Oberliebich bei B.-Leipa: „Dar Junge is wie e kleiner Rübezohl“ = gesund und munter wie eine Rübe; in Oberrotitz im Gerichtsbezirk Weißwasser: „Wie e Rübezohl“ = sehr gesund; in Sonneberg im Gerichtsbezirk Haida: „Ar is wie so ej kleiner Riebezohl“ = stummer, gesunder Junge. Ähnliche Bemerkungen werden auch in den anderen Bezirken gemacht, z. B. heißt es in Wustung im Bezirke Friedland, der Ausdruck „Doas ös a Riebojil“ komme vor, aber nicht in böse gemeinter Bedeutung; er gelte von Kindern, die bald da, bald dort sind; in Hls-Döberneh im Gerichtsbezirke Arnau: „Döus is a Riwazejl“ = für einen auffallend gesunden und widerstandsfähigen Jungen; in Landdorf im Gerichtsbezirk Rositz: „Dos is a Riewezahl“ = gesunder Junge, abgehärtet und rot.

Hier liegt gewiß die ursprüngliche Bedeutung unserer Redensart vor. Das wird durch die Etymologie, durch ähnliche Wendungen und dadurch bezeugt, daß sich die übrigen Bedeutungen leicht auf diese Grundform zurückführen lassen. Rübezahl, Rübezagel ist wörtlich „Rübenschwanz“ und bezeichnet das in der Erde steckende Ende der Rübe, das rot ist. Röte gilt aber bei Kindern als Zeichen der Gesundheit. Es lag also durchaus

nahe, ein gesundes, rotbäckiges Kind einen Rübenzettel zu nennen. Daß im ersten Teile nur an die Rübe zu denken ist, folgt nicht nur aus der Bedeutung, sondern auch aus Redensarten, wie z. B. in Drausendorf im Gerichtsbezirk Niemes, wo „A os wie Riebezohl“ rot vom Gesicht, gesundheitsstrophend bedeutet, im gleichen Sinne aber auch „A os wie ane Riebe“ bekannt ist. Auch in Rüdgersdorf im Bezirk Friedland sagt man von einem gefundenen Kinde: „Dos Kind sit aus wi ane Ribe“. Als Schimpfwort für Kinder ist „Rübe“ in Schlesien und darüber weit verbreitet.

Da gesunde Kinder häufig munter, lebhaft sind, wird es nicht Wunder nehmen, daß die Redensart für übermütige, ausgelassene Kinder in manchen Orten gebraucht wird, z. B. in Schloß Bösig „Du bist ej rachtr Riebezohl“ = ein unruhiger, quacksilbriger Junge; in Kleingrün im Gerichtsbezirk Zwicau: „Ej orntlicher Rübezahl“ = lebhaft, aber nicht im schlechten Sinne. Dieser liegt also im allgemeinen nicht in dem Ausdruck, die Übergänge sind aber bald gegeben, wenn z. B. aus Hermsdorf im Bezirk Braunau berichtet wird: „Dos is a rechter Riewazoil“ bedeutet soviel als ein umherziehender, wetterfester, nicht empfindlicher Junge; in Heinzendorf im selben Bezirk gilt „Dos is a rechter Rüwezoil“ für einen Ausbund; in Siebhübel: „Rüwazoal“ = böser Junge. Es muß aber ausdrücklich nochmals betont werden, daß diese Bedeutung eine Ausnahme ist und die mit der Etymologie übereinstimmende erstgenannte weitaus vorherrscht.

Auf der beigegebenen Abbildung ist das geographische Verbreitungsgebiet unserer Redensart ersichtlich gemacht. Es umfaßt Nordböhmen östlich der mittleren Elbe einschließlich des Rumburger und Friedländer Zipfels, Ostböhmen mit Braunauer Ländchen und die böhmische Seite des Adlergebirges. Die Südgrenze bildet überall die Sprachgrenze. Besonders zu erwähnen ist das abgesonderte Vorkommen in Mähr.-Trübau: „Du pist a rächtr Riebezohl = du bist ein rechter Spitzbube (scherzhaft), du bist ausgelassen. Das östlichste Vorkommen bietet Siebenhöfen bei Bärn in Nordmähren. Der Gewährsmann betont ausdrücklich, daß die Redensart schon selten sei. Es ist klar, daß sich die Verbreitung über die böhmische Grenze nach der Oberlausitz, dem Bittauer Lande und nach Schlesien fortsetzen wird. Die Stellen, die in diesen Landschaften die Aufnahmen zum Deutschen Volksstundeatlas besorgen werden, seien ausdrücklich auf dieses dankbare Problem aufmerksam gemacht.

Unsere Redensart ist heute veraltet. Daraus erklären sich die Lücken auf der Karte, besonders zwischen Pser und mittlerer Elbe. Es liegt nicht etwa ein geringerer Eifer der Sammler vor. Das kann nur in wenigen Fällen angenommen werden. Mir selbst ist in meinem Heimatort Gaída die Wendung niemals aufgestoßen, auch gründliche Nachfragen bei den besten Mundartkennern haben ergeben, daß sie in der Stadt unbekannt ist. In den Dörfern ringsum aber ist sie teils allgemein, teils in der älteren Generation noch geläufig, wird aber selten angewandt. Auch einige Gewährsmänner bezeugen das. Es heißt z. B. in Broken (Gerichtsbezirk Dauba), daß die Wendung selten gebraucht werde, aus Johannesthal (Gerichtsbezirk Niemes), daß sie selten zu hören sei, in Karolinhthal im

Bezirk Friedland, daß sie nicht sehr gebräuchlich sei usw. Der Maßersdorfer Gewährsmann bemerkt, daß ihm die Wendung nur aus seiner Kindheit bekannt sei. Sie ist tatsächlich in vielen Orten schon ausgestorben und auch in den anderen dem Aussterben nahe.

Infolge der Übergangsbedeutungen war es unmöglich, den besonderen Sinn auf der Karte zu bezeichnen. Es wurde deshalb die Formel „Du bist ein rechter Rübzahl“ zugrunde gelegt, wobei das Schwergewicht auf dem *ein* liegt. Schon dieses Wörtchen besagt ja allein, daß hier an den Berggeist nicht zu denken ist. Außerdem konnte ja der Ausgangspunkt der Bedeutungsschilderungen zur Genüge gekennzeichnet werden. Die Rübzahl-sagen sind aber im Volke so bekannt geworden, daß davon wieder Ausdrucksweisen ausgegangen sind, die auf der Abbildung besonders bezeichnet worden sind. In Haindorf im Gerichtsbezirk Friedland sagt man z. B. „A gieht wie Rübzuajl“ von einem härtigen Mann, in Raspenau (ebenda) „A sitt aus wie Rübzoil“ = er ist nicht rasiert. Hier wurden auch die Vorkommen z. B. in Vorderbrunn (politischer Bezirk Hohenelbe) eingerechnet, wo „Dos is a rächta Riewazeel“ von einem struppigen, ungeschlachten Menschen gesagt wird, in Maßberg (ebenda), wo „Doos ies a rechr Riewazeel“ für einen härtigen, verwilderten, witzigen Mann gilt. Ich möchte hier eine Kontamination insofern vermuten, als die alte Wendung, die in ursprünglichem Sinn in der Umgebung noch zahlreich vorkommt, unter dem Einfluß der Rübzahl-sagen eine neue Bedeutung angenommen hat. Das Fehlen von „ein“, der Gebrauch von „wie“ in den erstgenannten Fällen bezeugt klar, daß hier eine spätere von der Sage berührte Form vorliegt, die von den übrigen abzutrennen ist. Auch das Verbreitungsgebiet ist ganz anders. Die junge Wendung fehlt zwar nicht im Riesengebirge und dessen Nachbarschaft, sie taucht aber auch in solchen Orten und Landschaften der Sudetenländer auf, wo die alte Redensart unbekannt ist, z. B. in Brunnersdorf (Bez. Raaden), wo Rübzahl als Bezeichnung für einen alten Mann mit langem, ungepflegtem Bart gehört wird, in Dreihacken (Bezirk Marienbad), wo ähnlich so alte struppig aussehende Männer genannt werden, in Teplitz (Bezirk Mies), wo man in deutlicher Weise sagt „Döa schäot as wöi da Rübzahl“, in Tepl., wo Rübzahl den Sinn von „absonderlicher Mensch“ hat. Aus Pöschkau (Bezirk Mähr.-Weißkirchen) wird die Wendung „Du moechst (träbst) groed sou wie dä Rübzoel“ berichtet, in Fulneck hörte ein Gewährsmann ein einzigesmal einen alten Holzflauber im Walde „Das ist ein alter Rübzahl“ nennen, in Kongroasser (Bezirk Jägerndorf) sagt man „Dar tit aus wie Ribezohl“ für einen Mann von verwildertem, härtigem Aussehen. Diese Belege zeigen, daß die Zweifelschichtung in eine alte Redensart mit größtenteils erhaltener und sonst weitergebildeter Bedeutung „Das ist ein Junge, rot wie eine Rübe“ und eine relativ junge, die von der bekannt gewordenen Rübzahl-sage herrührt, berechtigt ist.

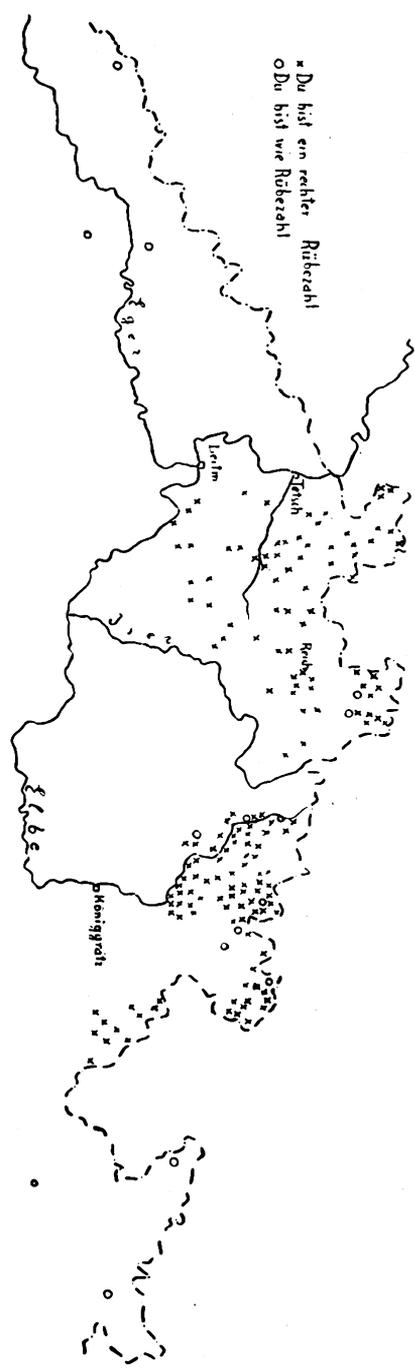
*

Rübzahl aus mhd. rübe(u)zage „Rübenschwanz“ gehört noch deshalb ins Mittelalter, weil hier zage in seiner ursprünglichen Bedeutung „Schwanz, Ende eines Dinges“ vorliegt. Das got. tagl bedeutet „Haar“,

822 Schwart



M. Trüben



das schwedische tagel „Mähnen- oder Schweifhaar des Pferdes“, das altnordische tagl „die Haare im Pferdeschwanz“ fortsetzend. Als Grundbedeutung wird „etwas Aufgefahertes“ angenommen. Der Übergang zum Sinne „Tierschwanz“, den das angelsächsische taegl und althochdeutsche zagal haben, ist jedenfalls leicht begreiflich. Daraus erklärt sich wieder das Vorkommen in Zusammensetzungen, deren erster Teil ein Tiername ist (vgl. mhd. rosagal „Pferdeschwanz“; kuozagal „Ruhschwanz“). Sie haben sich in den Mundarten noch zum Teil gehalten, z. B. thüring. Rotzagel (mundartlich rōdzail, rōdzēleche „Rot-schwanz“), Saugagal (mda. sauzäl), „Sauschwanz“, im Friedländischen in Böhmen khütsöil, „Ruhschwanz“. Auch als erster Teil begegnet Zagel, z. B. thüringisch Zagelmönch (mda. zälmynich) „rotschwänziger Schwarzkopf“, Zagelrote (mda. zälrōden), „Rotschwänzchen“ (Hertel, Thüringer Sprachschatz, S. 261). In der schlesischen Sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz heißt das Rotschwänzchen reotsächcha „Rotzagelchen“ (Gufinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien, S. 193). Die Ähnlichkeit mit einem Tierschwanz hat zur Übertragung auf Pflanzen Anlaß gegeben, z. B. in Nord- und Ostböhmen Katzenzagel für

„Ackerhachtelhalm“ (wofür andernorts Raupenschwanz gilt), bzw. „Bür-lapp“. Schon seit althochdeutscher Zeit bedeutet zagal auch „Ende von etwas“. Dieser Sinn liegt im „Rübenzagel“ der hier besprochenen Redensart vor, ferner in mhd. zagelholz, „Wipfelholz“ u. a. Wenn ein Feld zu Kupfloch 1599 der Rübenzagil heißt, (Müllenhoff, Zeitschrift für deutsches Altertum 12, 406), so ist der Flurname nach Ausweis ähnlicher am ehesten als „mit Rüben bepflanztcs Feldende“ aufzufassen. Da alle diese Bildungen voraussetzen, daß Zagel noch deutlich verstanden wurde, ist „Rübenzagel“ dem Mittelalter unbedingt zuzusprechen.

Es gibt auch Zeugnisse dafür, wenn auch indirekte. Eine sülbdische Aufzeichnung aus dem 13. Jahrhundert nennt einen Hermannus Rubezagil, in Salmarnsweil lebte 1262 ein Heinricus Rubezagel (Müllenhoff, a. a. O.). „Rübezagl“ ist hier Zuname und in eine Reihe mit den Breslauer Familiennamen Vochszayl, Lemirczayl, Kuczal, Phfobinczail („Pfauenschwanz“, vgl. Reichert, Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts, S. 114) zu stellen. Die Bildung war gebräuchlich und gewiß bekannt, fraglich ist nur, in welchem Zusammenhang mit unserer Redewendung.

Es ist darnach an und für sich nicht unmöglich, daß die hier besprochene Redensart schon von den Siedlern des 13. Jahrhunderts nach Nordböhmen-Schlesien mitgebracht worden ist. Sie scheint zwar in keinem Wörterbuch vorzukommen, kann aber trotzdem bestehen oder bestanden haben. Sie ist auch in Böhmen bisher in keinem Wörterbuch zu finden und lebt trotzdem im Volke. Eine Ausdehnung der Frage auf das ganze deutsche Sprachgebiet würde leicht und schnell Auskunft geben. Sehr wichtig für die zeitliche und landschaftliche Festlegung unserer Redensart ist die in der bisherigen Rübezaglitteratur übersehene Tatsache, daß im Ernlande riwetsögl vorkommt, „ohne daß man eine Sage von ihm erzählt“. So ist bei Stuhmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen (im 40. Jahresbericht des Gymnasiums zu Deutsch-Krone, S. 16) zu lesen. Eine Anfrage bei der Preussischen Wörterbuchkanzlei brachte die Gewißheit, daß R ü b e z a g i l im mitteldeutschen Ostpreußen nur in unserer Wendung bekannt ist! Prof. Ziesemer (Königsberg), dem für seine freundliche Auskunft hier gedankt sei, übersandte einen Zettel aus dem Wörterbuch, der von Stuhmann selbst stammt. Er enthält die Wendung „dü best öch zōd rechtja riwetsögl“ = „Du bist auch so ein rechter Rübezagl“. Sie drückt einen Vorwurf aus, aber eine klare Vorstellung besteht nicht mehr. Nach Stuhmann wird das Wort Rübezagl in der Gegend nördlich Guttstadt, im sogenannten Breslauischen Dialekt des Mitteldeutschen in Ostpreußen, nur in dieser Redewendung gebraucht. Ziesemer kennt sie noch aus Köffel, „wohin auch schlesische Kolonisten gekommen sind“. Über die schlesische Abkunft mitteldeutscher Siedler in Ostpreußen sei auf C. Krollmann in der Zeitschrift des westpreuß. Geschichtsvereines 1912, S. 80ff., hingewiesen. Besonders die sogenannte „breslauisch-“ Mundart ist dem Schlesiſchen nahe verwandt (vgl. meine Bemerkungen dazu, Leuthonista 4, S. 105). Die Bedeutung in Ostpreußen scheint nicht mehr die ursprüngliche zu sein, wir haben sie in Nordböhmen als sekundär

aufgefaßt. Ihr volkthümlicher Charakter in Ostpreußen ist deutlich. Herkunft aus Schlesien etwa im 14. Jahrhundert scheint mir sehr wahrscheinlich. Sie ist wohl mitgebrachtes Sprach- und Volksgut, ein wichtiges Zeugnis für die Heimatfrage und für das alte Vorkommen in der schlesischen Sprachlandschaft. In dieser ist sie heute auf eine ganz bestimmte Gegend beschränkt und es scheint, als ob das Riesengebirge den Mittelpunkt bilde. Südlich davon, in Ostböhmen, zeigt die Karte eine Häufung der Belege. Es sieht so aus, als ob hier auch der Ausgangspunkt zu suchen wäre und ich glaube, daß der Name des Berggeistes damit in einem Zusammenhang steht.

Dieser hat ja schon immer die Forschung beschäftigt. Es ist hier nicht der Platz, eine Geschichte der verschiedenen Etymologien zu geben. Einige sind bei G. Jungbauer, Die Rübbezahlsage, S. 77f., zusammengestellt. Es ist z. B. an altd. kriobo „der Rauhe“ gedacht worden (Siebs, Mitteil. der Schles. Ges. f. Volkskunde, 10, 53ff.). Der Ausgang von „Rübenschwanz“ mußte, da lautlich allein einwandfrei, immer im Vordergrund stehen, (so bei Jungbauer; vgl. auch meine Bemerkungen im Leuthonista 4, S. 198, Anm. 1). Noch im 18. Jahrhundert verstand man Zagal. Desjard, Beschreibung einiger Städte 1775, 1, 185 bemerkt „...wie denn Rübenzagel Rübzahl soviel als Riesenschwanz ein Nachleb von den Riesen ist“. Fraglich ist nur der Weg, der dazu geführt hat, dem Berggeist diesen Namen zu geben.

Jungbauer möchte davon ausgehen, daß alle Zusammensetzungen mit zagel beschimpfend und höhrend sind. Das ist in dieser Verallgemeinerung nicht richtig, wie gezeigt werden konnte. Aber es ist glaubhaft, daß „Rübzahl“ ein Spottname ist und als solcher vom Berggeist gefühlt wird, der zornig wird, wenn er so gerufen wird. Ob die oben angeführten Personennamen des 13. Jahrhunderts schon als Spottnamen aufgenommen sind oder die Bedeutung unserer Wendung haben, bleibt unsicher. Daß aber beim Berggeist nicht ihr harmloser Sinn vorliegt, ist wieder wahrscheinlich.

Das Wort zagal wird schon in althochd. Zeit in der Bedeutung „penis“ gebraucht. Die Bedeutungsübertragung ist begreiflich. Es wird deshalb in Schimpfwörtern gebraucht „Sauzagel“, mda. sauzäl, soyzäl bedeutet in Thüringen nicht nur „Sauschwanz“ und „Wirbelwind“, sondern auch „schweinischer Mensch“. Diese letztere Bedeutung ist auch in Schlesien bekannt. In Ostböhmen und im Adlergebirge bedeutet ebenso wie in vielen anderen Mundarten zörl, zäl, zejl, zolj usw., auch die Verkleinerung zella den Penis (Knothe, Wörterbuch der schles. Mundart in Nordböhmen, S. 548). Diese Nebenbedeutung hat dazu geführt, daß zagal aus der Hochsprache geschwunden ist und heute von Gebildeten nicht mehr verstanden wird. Die Wörter „Schwanz“, „Schweif“ sind jetzt im Begriffe, durch Bedeutungsverfälschung denselben Weg zu gehen.

Es liegt deshalb nahe, die Übertragung der Bezeichnung auf den Berggeist in eine Zeit zu verlegen, in der zagal in seinen verschiedenen mundartlichen Entsprechungen noch verstanden wurde. Nur einer solchen Zeit kann man es zutrauen, in „Rübzahl“ den Doppelsinn hineinzulagen, der hier aufgedeckt ist. In unserer an die Spitze gestellten Redensart ist noch

heute die Bedeutung harmlos und ursprünglich. Nicht unbeabsichtigt aber wird der Spott beim Berggeist sein. Weiter diese Gedankengänge auszusprechen, soll hier vermieden werden, trotzdem aus dem Vergleich mit anderen Namen von Geisfern, z. B. von Niesen, noch manches herausgeholt werden könnte.

Sind diese Ausführungen richtig, so ist dem Geist des Riesengebirges von den deutschen Ansiedlern im Norden und Süden des Riesengebirges in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters dieser Beinamen angehängt worden. Es ist nicht unmöglich, aber doch wenig wahrscheinlich, daß er etwa aus Mitdeutschland mitgebracht worden ist. Die Redensart „Das ist ein rechter Rübbezahl“ ist bei allen Erklärungsversuchen bisher nicht beachtet worden, trotzdem in ihr sicher der Schlüssel zum Verständnis des Namens des Berggeistes liegt. Der elbische Ursprung des Namens, von dem Müllenhoff und die Verfasser mancher Wörterbücher sprechen, ist nicht nur unbewiesen, sondern auch unwahrscheinlich. Über die Herkunft des Berggeistes selbst soll aber damit noch nichts ausgesagt sein.

Sagen von Kaiser Josef II. unter den deutschböhmischen Kolonisten in Ostgalizien

Mitgeteilt von Alfred Karasik-Langer

Die folgenden Sagen wurden im Jahre 1927 in Felizienthal, Bezirk Skole in Ostgalizien, aufgezeichnet. Felizienthal ist mit seinen beiden Nachbargemeinden Annaberg und Karlsdorf um 1836 gegründet worden, die Einwanderer kamen aus dem Böhmerwalde und dem Egerlande. Heute ist diese mitten in der Bergwelt der Karpathen gelegene Sprachinsel schon größer, viele der Deutschen haben sich in den umliegenden ukrainischen Ortschaften Tucholka, Smorze und Klimiec niedergelassen und bilden dort starke nationale Minderheiten.

Die Deutschböhmen Galiziens sind reich an vollstlichen Überlieferungen und reich an Sagen. Über ihr Sagengut, seine Wechselbeziehungen zur alten Heimat, seine Wandlungen in der neuen Landschaft habe ich schon in Karpathenland¹⁾ berichtet. Bei einem Vergleich mit den Sagen der in Galizien ansässigen Südwestdeutschen (Pfälzer, Württemberger, Hessen, Schwaben) zeigt es sich, daß die Deutschböhmen viel zäher am Sagenchatz ihrer früheren Heimat festgehalten haben. Ebenso ist es noch nicht zum Ausgleich mit dem Sagenut der slawischen Umwelt gekommen und es ist noch kein Überwuchern einzelner Gruppen vollstlicher Überlieferungen feststellbar. Erhalten geblieben sind nicht nur aus der Heimat mitgebrachte Sageneskalten, sondern auch mit einzelnen Sagenreisen verbundene Ortsbezeichnungen, Ortsnamen: der Berg Lator²⁾, in dem das

¹⁾ Das Sagenut der deutschböhmisches Siedlungen Galiziens, Jg. I, Heft 3, Seite 126ff.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz: Das schlafende Heer im Wunderberge. Aus den vollstlichen Überlieferungen deutschböhmisches Siedlungen in Galizien. Ostdeutsches Volksblatt, Zemberg, 15. Mai 21. V. 1927.

Heer Karls des Großen schlägt, der Spielberg, in den Papst Pius VII. die bösen Geister verbannt hat.

Bei den Sagen von Kaiser Josef II., die zu den wenigen in den Sprachinseln vorhandenen geschichtlichen Sagen zu rechnen sind, scheint es sich um auf die Ostlandwanderung mitgenommene Volksüberlieferungen zu handeln. Jedenfalls besitzen die übrigen jungen Sprachinseln Galiziens keine solchen Sagen. Nun verdanken aber gerade die nach 1782 gegründeten Kolonien der Südwestdeutschen meist den Plänen und der treibenden Kraft Josefs II. ihr Dasein, weshalb diese Kolonisation auch die josefinische genannt wird³⁾. Die Deutschböhmen aber kommen um fast 50 Jahre später ins Land, ihre Ansiedlung erfolgt nicht unter staatlicher Förderung, sondern auf rein privatem Wege durch private Grundherren. So ist für sie und ihre Einwanderung das geschichtliche Verhältnis zu Josef II. ein ganz anderes, als bei den Südwestdeutschen.

Trotzdem besitzen sie Sagen über diesen Kaiser und die josefinischen Ansiedlungen keine. Wir finden auch hier die Tatsache bestätigt, daß in den jungen und kleineren Sprachinseln des Ostens geschichtliche Sagen nur sehr selten entstehen. Es scheinen die Gestaltungskräfte der kleinen bäuerlichen Sprachinseln zu derlei Neuschöpfungen nicht die Kraft zu haben; ihre schöpferische Tätigkeit beschränkt sich mehr darauf, die mitgebrachten Glaubensvorstellungen in der neuen Landschaft heimisch zu machen. Was aber die Südwestdeutschen an geschichtlichen Sagenstoffen mitgebracht haben dürften, das blieb ohne äußeren Zutrom und konnte auch mit der neuen Heimat in keinen Zusammenhang gebracht werden: es ging, bis auf ein paar karge Reste, verloren.

Als die Böhmerwälder und Egerländer 50 Jahre später ins Land kamen, dürfte es schon Sagen über den toten Kaiser Josef II. gegeben haben. Und auch in Galizien selbst sind Geschichten über ihn im Umlauf, erzählen noch in der Gegenwart ukrainische Bauern, daß er nicht gestorben ist, sondern von katholischen Geistlichen gefangen gehalten wird⁴⁾. Solch ein Gleichklang aber erhöht die Glaubwürdigkeit der mitgebrachten Überlieferungen und trägt zu ihrem Beharren, ihrem Bestande in den Sprachinseln viel bei.

Kaiser Josef im Kloster

Kaiser Josef ist viel gewandert in Zivill. Einmal hat er von einem Kloster gehört, dort geht es so und so, hat es mit Militär umstellt, ist hinein und hat die Geistlichen alle antreten lassen, sich ihnen als Kaiser vorgestellt. „Nun dann ausziehen!“, aber sie haben es nicht gewollt. Es war aber Befehl und sie mußten sich ausziehen. Es waren mehr Weibsbilder als Mannsleute, auch schwangere Frauen dabei. Der Kaiser hat nachschauen lassen, wo die Leichen hinkommen und im Keller waren lauter Skelette von kleinen Kindern. Der Kaiser hat das Kloster absperrern lassen und angezündet.

Die Geistlichen waren ihm sehr auffällig, sie haben ihn wo erwischt, er ist nicht gestorben, sondern verschwunden durch die Geistlichen.

³⁾, ⁴⁾ Vgl. Randl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern.

Sein Besuch beim Papst

Einmal wollte Kaiser Josef zum Papst und mein Kaiser mußte im Vorzimmer seine Waffen ablegen. Er fragt, ob der Papst da ist. Der Geistliche sagt: „Ja. Wenn Seine Majestät hineingehen wollen, so müssen Sie die Waffen ablegen!“ „Die Waffen brauche ich zu meiner Wehr, die leg ich nicht ab!“ Der Papst hat an der Lüre schon gehorcht. Wie er hineinkommt, wollte ihn der Papst bannen. „Du kommst meinen Hintern bannen, nicht mich!“

Die Papstkerzen

Der Kaiser hat mit Kerzen gebrannt, die ihm der Papst geschickt hat. Er hat immer zwei gebrannt. Einmal abends sind sie mitammen gefessen, der Kaiser und sein Leibarzt. Der schaut, wie die Kerzen brennen, die haben so stark geraucht. Er hat einen reinen Bogen Papier genommen, über die Kerzen gehalten und von dem Rauch so ein schwarzes Ding gemacht, am andern Tage durchgeschaut, die Kerzen waren vergiftet. Der Kaiser hätte langsam, langsam abstehen müssen, langsam austrocknen.

Die Rätselfrede des Bauern

Einmal ist der Kaiser Josef auf's Feld gegangen, dort hat einer Erbsen gefät. Wie er fertig war, schaut er zum Himmel: „Gefät sind sie, wenn sie kommen, dann kommen sie nicht, und wenn sie nicht kommen, dann kommen sie!“ Der Kaiser hat den Bauern gefragt, was das bedeutet. „Er ist Kaiser und kann sich nicht ausstudieren, was das ist? Viele Wildtauben, wenn sie kommen, dann kommen die Erbsen nicht, und wenn sie nicht kommen, dann kommen die Erbsen!“ Der Kaiser hat das seinen Dienern zum Raten aufgegeben. Wenn sie es in acht Tagen nicht raten, werden sie abgesetzt. Die sind rennet geworden und haben überall umgefragt. Der Kaiser aber hat dem Bauern befohlen, er darf es nicht sagen, bis er ihn wieder sieht. Die Diener sind auch zum Bauern gekommen. „Ich darf es nicht sagen! Bis ich den Kaiser wieder seh, dann kann ich es euch sagen!“ Sie haben ihm viel Geld gegeben, drauf ist der Kaiser. Er hat es ihnen gesagt und die Diener haben es dem Kaiser gesagt. Der hat sich aufgepackt und ist wieder zum Bauern, warum er das ausgesagt hat! „Ich hab den Kaiser am Geld gesehen, da konnt ich es auch sagen!“¹⁾

Kaiser und Mautner

Einmal hat der Kaiser Josef in Erfahrung gebracht, daß in einem Orte eine Schranken, eine Maut ist, und der Jud, der dort ist, wenn er sich auf die Nacht niederlegt und schläft, nicht mehr aufmacht. Er ist den Schranken besuchen gegangen in der Nacht. Der Jud schläft, eine Masse Führen stehen auf dieser Seite und auf dieser Seite. „Was steht ihr denn da?“ Die sagen ihm, die Schranke ist zu. „Weck ihn auf, daß ihr durch-

¹⁾ Dieser weitverbreitete Schwank wird auch heute noch im Böhmerwalde erzählt; vgl. Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde. VI. (Wien 1908), S. 11f. — Vgl. auch das ähnliche Rätsel bei A. Wesselski, Der Knabenkönig und das fluge Mädchen S. 18, 22.

fahren könnt!“ „Wir trauen sich nicht, er schlägt uns!“ „Geht, weckt ihn auf!“ Schließlich geht der Kaiser selbst. Es hat lange gedauert, wie er hineinkommt zum Jud, hat ihm der Jud schon wollen eine fliegen lassen. Der Kaiser hat den Mantel auseinandergeschlagen und die vielen Orden gezeigt. Der Jud ist niedergefallen und hat gebetet, es war aber umsonst. Der Kaiser hat den Schranken aufgemacht, die Fuhrleute ohne Geld passieren lassen und den Jud herausgeschmissen!

Die Weihnachtstrippen in Schludenau

Von A. Pius Ulbrich

Wer heute Schludenau zur Weihnachtszeit durchwandert, wird bald da bald dort durch eine in den Fenstern ausgehängte Tafel aufmerksam gemacht, daß hier eine Weihnachtstrippe ohne Entgelt besichtigt werden



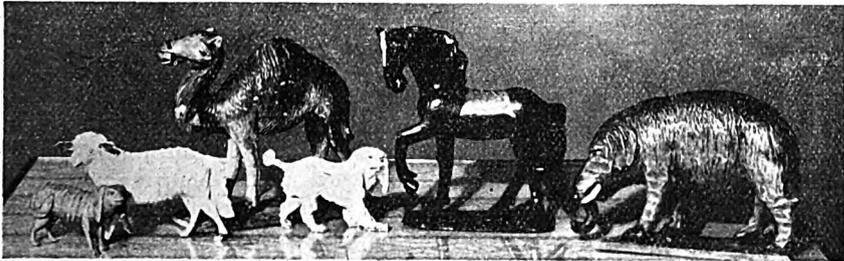
„Schachtelmann“ (um 1780 und früher).

kann. Krippen, und zwar gute Hauskrippen, befinden sich gegen 300 in dem Städtchen, darunter auch wahre Musterstücke.

Die Schludenauer Krippe kann auf ein Alter von annähernd 400 Jahren zurückblicken. Sie hat ihren Anfang mit handgemalten Papierfiguren genommen. Die wiederholten Stadtbrände haben aber fast alle diese alten Krippenschätze vernichtet. Im übrigen fand die Papierfigur wenig Anhänger, schon um 1700 wandte man sich vornehmlich der Holzfigur zu. Heute haben alle Hauskrippen Holzfiguren.

Schludenau war ehemals die Stadt der Weber, die schon 1500 ihre Zunft besaßen. Sie vor allem waren es, welche die Krippe einführten und mit wahrer Liebe pflegten. Daß im nordböhmischen Niederland schon im 16. Jahrhundert Krippen standen, beweist die Rumburger Chronik von 1583, wo es heißt, daß Peter Zebießer für zwei Silbergrotschen an Hans Hozdler ein „Bethlehem“ verkauft. Den eigentlichen Aufschwung aber brachte erst das 18. Jahrhundert. Um 1750 haben der Bildhauer Klein in

Schludenau und sein Gehilfe Fabich aus Rosenhain Krippenfiguren geschnitzt. Gegen Ende dieses Jahrhunderts wurde dann der Einfluß der Alpenländer von besonderer Wichtigkeit. Die nordböhmischen Weber brachten ihre Erzeugnisse, die heute noch als „Kumburger Leinen“ einen



Welsche Tierfiguren der Schwimmerkrippe (nach 1780).

guten Namen haben, bis nach Wien und noch weiter. Von diesen Geschäftsreisen brachten sie die zumeist aus Südtirol stammenden Krippenfiguren, die in Schachteln verpackt waren und daher „Schachtelmannl“ genannt wurden, in ihre Heimat. Diese traten damit immer mehr an die Stelle der früheren Papierfiguren.

Um 1800 kamen auch schon Hausierer aus Tirol, die man daher als „Welsche“ bezeichnete, in das Niederland und veranlaßten, daß immer mehr „welsche Krippen“ entstanden. Im Oktober 1818 trafen drei Welsche



Welsche Figuren der Schwimmerkrippe (um 1810).

in Schludenau ein und schlugen im Gasthof „Zum Hirsch“ ihre Werkstatt auf. Sie brachten auf Schraubbarren vollendete und halbfertige Schnitzereien aus dem Holze der Zirbelkiefer mit und nahmen auch sonstige Aufträge entgegen. Ihre Erzeugnisse versah der heimische Maler Franz Grohmann,

vulgo Malerfranzl, mit Farben. Seine Malweise blieb bis gegen 1860 im allgemeinen maßgebend. Die Welschen kehrten zu Weihnachten in ihre Heimat zurück, kamen aber von dieser Zeit an bis zum Jahre 1836 alljährlich im Oktober nach Schluckenau.

Die meisten in dieser Zeit gebauten Krippen fielen dem großen Stadtbrande am 13. April 1838 zum Opfer. Erhalten blieben nur die Schwimmer- und die Ziegelstreicher-Krippe¹⁾, dann die des Labatverlegers Gottfried Rindermann, die des Fabrikanten Girsch und im nahen Rosenhain die um 1820 begründete welsche Krippe des Josef Müller, vulgo Weißplaste²⁾. Damals war die dreiteilige Stufenkrippe, deren Hintergrund aus Lannenreisig bestand, vorherrschend, die nach 1860 durch Krippen im Schweizer Stil abgelöst wird, denen wieder nach 1880 die deutschen Krippen folgen mit ihrem Granit- und Sandsteingelände und blauem Papier oder einem selbst gemalten Landschaftsbild als Hintergrund.



Welsche Figuren der Krippe Müller-Weißplaste (nach 1820).

Daneben entwickelte sich auch die orientalische Krippe als ausgesprochene Kunstkrippe weiter.

Die Welschen gaben den eigentlichen Anlaß zur Entstehung der neueren Schnitzkunst; sie waren die Lehrmeister der ersten Krippenschnitzer Schluckenaus, die in ihrer Werkstatt häufig verweilten, des Johann Ulbrich (1811—1848) und Josef Gampel (1811—1883). Bei Ulbrich und den nachfolgenden Schnitzern erscheinen die Figuren in die Gewandung des 18. Jahrhunderts gekleidet, mit Ausnahme der heiligen Personen und der drei Könige. Die Schnitzereien Gampels, der sie auch auf den Jahrmärkten des Niederlandes feilbot, zeigen vollere und schwerere Formen. Am meisten

¹⁾ Die Besitzer der ersten Krippe, die Webermeister Ulbrich, hatten den Spitznamen „Schwimmer“, die Besitzer der zweiten Krippe hießen Kößler, hatten aber den Ruf- und Hausnamen „Ziegelstreicher“, weil ein Vorfahre in der herzoglichen Ziegelei beschäftigt war. Diese Kößler wohnten am „Krippelweg“, an dem die 1822 erbaute und 1911 abgetragene „Krippellapelle“ lag.

²⁾ Der Name erklärt sich daraus, daß in diesem Hause ehemals ein Bäcker wohnte, weshalb es zuerst beim „Weißen“ hieß. Nach 1700 erwarb ein Mann namens Müller das Anwesen, dessen Tochter einen Laßte heiratete.

Erfolg hatte unter allen Schnitzern Schluckenaus Josef Mai, vulgo Bittner Sessl (1828—1897), der als erster seinen Figuren die historische Tracht gab und dabei die Werke von Führich, Schnorr, Heinemann und anderen als Vorlagen benutzte. In deutsches und historisches Gewand kleidete der frühere Maurer und Weber Ignaz Mai, vulgo Mainaz (1837—1905), der sich von 1880 an ganz der Schnitzkunst widmete, seine Figuren. Er fand Fortsetzer in seinem jüngsten Sohne Emil Mai (1875—1918) und in dem Landwirt und Weber Franz Wolf (1859—1916).

Außer diesen haben sich um die Hebung der nordböhmischen Weihnachtsskrippe noch besondere Verdienste erworben der Maler Franz Berger (1849—1919), der für die meisten Krippen Schluckenaus den Hintergrund malte, ferner der Kirchenmaler Josef Neumann in Rumburg, der das heilige Land bereifte und nach der Heimkehr ein fruchtbarer Krippenmaler wurde, und sein Schüler Franz Rumpfel in Rumburg (1861—1916), dessen Hintergründe im Palästinastil und Figurenmalerei hohen Kunstsinns erkennen lassen, endlich auch der Kunstbildhauer und Maler Dominik Rudolf aus Schönborn bei Rumburg (1863—1899).

Gegenwärtig bildet den Mittelpunkt für alle Krippenbesitzer und Krippenfreunde von Schluckenaus und Umgebung der vom Verfasser im Jahre 1913 begründete „Verein für Krippenpflege und Heimatkunst“ in Schluckenaus, zu dessen Mitgliedern auch alle tüchtigen und erfolgreichen Heimschnitzer und Maler des Gebietes gehören.

Kulturverband und Volkskunde

Von G. Jungbauer

Die heutige Volkskunde scheidet sich in die engere wissenschaftliche und in die angewandte Volkskunde. Jene hat die geistige und materielle Kultur des Volkes, die Volkssprache, Volksdichtung (Volkslied, Sage, Märchen, Schwank, Volksschauspiel, Rätsel, Sprichwörter usw.), den Volksglauben, das Brauchtum, das Wohnwesen und Wirtschaftsleben, die Kleidung und Volkstracht, alle Äußerungen der Volkskunst usw. zu erforschen. Diese wieder hat die Aufgabe, den von der wissenschaftlichen Volkskunde zurhande gebrauchten Stoff in der Weise zu sichten, daß sie alles darin enthaltene wertvolle Bildungsgut heraushebt und dem Volke wieder zuführt. Die angewandte Volkskunde wählt die schönsten Volkslieder, Sagen und Märchen aus und läßt sie in billigen Volksausgaben erscheinen, sie fördert im Kinderlied und Kinderspiel die alten volkstümlichen Formen, sie pflegt die heimischen Volkstänze, sie sorgt für die Neubelebung sinniger Volksspiele und festlicher Bräuche, sie bemüht sich um die Erhaltung der alten Volkstrachten und unterstützt jede Art von Heimarbeit und alles Schaffen von volkstümlichem Werte. Angewandte Volkskunde ist also Volksbildung auf volkstündlicher Grundlage und mit alleiniger Heranziehung der Volkskulturüter.

Die Öffentlichkeit, die den D. R. V. vielfach noch immer als bloßen Schulverein ansieht, scheint nun gar nicht zu wissen, daß eben der D. R. V. hier schon seit Jahren eine stille, aber unendlich segensreiche Arbeit leistet,

daß er bestrebt ist, das Volksschauspiel mit Einschluß des Puppentheaters, alte Festbräuche, das Kinderlied und Kinderspiel, das Volkslied und alle Belange der eigentlichen Volkskultur nach Kräften zu fördern. In dieser Beziehung ist wichtig, daß leitende Beamte des D. R. V., z. B. Dr. Viktor Achenbrenner, Franz Breiner, Hubert Kerad, Gustav Willcher u. a., auf dem Gebiete der angewandten, zum Teil auch der wissenschaftlichen Volkskunde erfolgreich tätig sind. Dr. V. Achenbrenner hat wertvolle Beiträge zur deutschen Volkskunde der Karpathenländer geliefert, F. Breiner sammelt die Volksbräuche Südmährens, H. Kerad, der insbesondere für die Wiederbelebung der alten Volksspiele arbeitet, erforscht die Jglauer Sprachinsel und hat die prächtigen „Jglauer Schwänke“ herausgegeben und G. Willcher hat in seiner Schrift „Cermany“ (Prag 1928) auf einen auch volkstümlich bemerkenswerten Sprachinsellort der Slowakei aufmerksam gemacht.

Viele volkstümliche Überlieferungen wurden ferner durch die Wanderlehrer des D. R. V. ausgezeichnet und der wissenschaftlichen Verarbeitung zugeführt. Besonders wichtigen Stoff haben auch einzelne der vom D. R. V. bestellten Lehrer zustande gebracht, so z. B. Adolf Südkorn aus seiner westböhmisches Heimat und aus seinem früheren Wirkungsort Pattersdorf bei Deutschbrod. Ein Teil davon wurde bereits in der „Eudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ veröffentlicht, manches auch dem „Archiv für sudetendeutsche Volkskunde“ überwiesen. Auch die in den Karpathenländern tätigen Lehrer des D. R. V. nehmen eifrigen Anteil an der volkstümlichen Arbeit. So wurde in dem vor etwa 100 Jahren von Auswanderern aus dem Böhmerwald gegründeten Dorf Sinjat bei Munkatsch vom Lehrer A. Korn neben anderen Überlieferungen auch das dort noch immer lebendige Weihnachtsspiel aufgezeichnet und in den „Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums“ herausgegeben.

Diese bisherigen, so anerkanntswerten volkstümlichen Leistungen des D. R. V. und seiner Mitarbeiter lassen hoffen, daß er auch die eben beginnende große volkstümliche Bestandsaufnahme zum „Atlas der Deutschen Volkskunde“ fördern wird. Denn da bietet sich wieder ein mit der Volkskultur zusammenhängendes Arbeitsfeld, besonders für die Lehrer und Wanderlehrer des D. R. V. Namentlich die Wanderlehrer könnten ergänzende Aufnahmen dort durchführen, wo Mangel an Mitarbeitern ist und daher Lücken entstehen.

So ergeben sich sowohl für die Vergangenheit wie auch für die Zukunft neben der engeren Arbeit für die deutsche Schule auch wissenschaftliche und kulturelle Betätigungsgebiete für den D. R. V., aus denen er selbst den größten Nutzen ziehen wird. Durch die eingehende und fortwährende Beschäftigung mit der Volkskunde wird eine ständige und lebendige Verbindung mit der Gesamtheit des Volkes hergestellt, die nicht ohne Rückwirkung auf den D. R. V. selbst bleiben wird. Denn damit wird er nur noch festere Wurzeln in der deutschen Bevölkerung fassen und er wird sich so, worauf auch Dr. V. Achenbrenner im Oktoberheft 1929 der „Mitteilungen“ hindeutet, aus dem früheren Schulschutzverein zum mächtigen Kulturschutzverein der Deutschen in der Tschechoslowakei entwickeln.

Kleine Mitteilungen

Schlangensalbe

Zu den wenigen noch im Gebrauche des Volkes stehenden, dem Tierreiche entnommenen Heilmitteln gehört unbedingt das in einzelnen Gegenden noch kummer gebräuchliche Schlangenfett.

In Klein-Mohrau bei Froudenthal (Schlesien), einem am Fuße des Altwaters gelegenen Orte, beschäftigen sich zum Beispiel zu diesem Zwecke einige Leute mit dem Fang von Kreuzottern, um von diesen das als Augenheilmittel sehr begehrte Fett zu gewinnen. Der hiebei eingehaltene, durchaus nicht mit den modernen Gesezen des Tierchuzes im Einklang stehende Vorgang ist folgender:

Nachdem der Kopf des Tieres mit einem Stoc niedergehalten wurde oder der Schlangenfänger mit dem Fuß auf selben getreten ist, ergreift er die Otter unmittelbar hinterm Kopf, um ihren giftigen Bissen zu entgehen. Während er nur das Reptil mit der einen Hand hält, kratzt er demselben mit den Fingern der anderen Hand die Haut hinter dem Kopfe ringsörmig ab, um selbe alsdann — so gleich, noch bei lebendigem Leibe, herunterzuziehen und sowohl von der Haut wie auch vom Körper das Fett abzulösen, bzw. zu sammeln. — Die tödtlich verwundete Otter überläßt er sodann gewöhnlich ihrem Schicksal, bis sie schließlich zugrunde geht.

Das sorgsam gereinigte Fett wird dann daheim ausgeschmolzen und in alte Tiegel oder Fläschchen gefüllt, um so unter der Marke „Schlangensalbe“ in den Handel zu gelangen. Die Hauptkäufer sind alte Leute, — und da ganz besonders alte Weiber, welche dieses ausgeschmorte Schlangenfett als Mittel gegen allerlei Augenkrankheiten anwenden. Das Absatzgebiet des einen vor bekannten Schlangenfettgewinners in Klein-Mohrau erstreckt sich bis gegen Mähr.-Ostrau hin, wobei der Preis für einen gefüllten 15 Gramm-Tiegel 10 bis 15 Kronen beträgt.

Die Fettgewinnung erfolgt hauptsächlich im Spätfrühjahr und Späthommer, bzw. Vorherbst, weil dann die Schlangen am fettesten sein sollen. Auch soll das Sommerfett, ganz besonders von trächtigen Weibchen, recht übel riechen, was noch mehr der Fall ist, wenn ein im Leib befindliches Ei zerdrückt wird. In schlechten Jahren soll sich das Ergebnis kaum über den Ertrag von zwei Duzend Kreuzottern erheben.

Prag.

Nikolaus Kollinger.

Frais-Brief

„In dem Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen. — Das wolle Gott der Herr Jesus Christus heut auf diesen Tag, auf daß ich alle Sieben und Siebenzig Frais töten möge. Ich töte es durch Gottes große Macht, ich töte es durch den heiligen Namen Christi alle 77 Frais, weipende Frais, rote Frais, abdorrende Frais, zitternde Frais, kalte Frais, fallende Frais, geschwollene Frais, spritzende Frais, stille Frais, schreiende Frais, wütende Frais, schwizende Frais, gestoßene Frais, ich wende dir's N. durch Gott den Herrn Jesu Christi und durch die heiligen fünf Wunden, ich wende dir's N. durch sein heiliges Evangelium, ich wende dir's N. durch Gott unseren Jesu Christi seine heiligen Hände und Füße, ich wende dir's N. durch seine heiligen Worten des Himmels aus der Gnade Gottes Geschöpfe, durch den lieben Namen Jesu Christi, daß ich euch verbiete allen Sieben und Siebenzig Frais, ich wende dir's N. alle Berg und Tal, und durch alle fließenden Wasser ab, auf daß der Leib ruhen und rasten mag bis auf den jüngsten Tag darin unser lieber Herr Jesu Christi kommen wird, und aufzudecken die Lebendigen und die Toten durch die Verdienste, da er sein heiliges Haupt geneigt, und seinem himmlischen Vater aufgegeben. Das helfe mir N. Gott der Vater, der dich erschaffen hat, und Gott der Sohn, der dich erlöset hat, und Gott der Geist, der dich in der heiligen Taufe geheiligt hat, Amen.

Jesus, Maria, Josef mein,
bitt' laßt mich euer Pflegekind sein,
ewig ganz euer sein will ich,
ganz eigen euch befehl ich mich.
Jesus, Maria, Josef.

Ihr wißt, daß ich ganz euer bin,
nicht kommt ihr aus mein Herz noch Sinn,
bewahret wohl, was euer ist;
daß nicht entführ des Teufels List.
Jesus, Maria, Josef.

Ihr seid mein Trost und Zuversicht,
in allem, was mir immer g'schieht,
darum ich euch demütig bitt',
im Leben und Tode verlaßt mich nicht.
Jesus, Maria, Josef.

Gelobt, allezeit und gebenedeit,
ihr meine drei herzlichste seid;
der heiligsten Dreifaltigkeit,
sei Dank, Ehr, Preis in Ewigkeit,
Jesus, Maria, Josef.

Also soll man den Brief über den kranken Menschen, der die Fraiß hat, dreimal lesen und den Menschen bei dem Namen, wo das N. steht, und darnach soll man diesen Brief dem kranken Menschen auf die Brust legen, bis sich's tut wenden zum Leben oder zum Sterben. Und die Leute, die bei dem Menschen sein, sollen niederknien und sieben Vater unser und sieben Ave Maria und einen Glarben mit Andacht beten zu Ehren des bittern Leidens und Sterbens unsers lieben, lieben Herrn Jesu Christi."

Von meiner im Jahre 1900 verstorbenen Mutter, Walpurga Longin, Oberlehrersgattin in Buggaus bei Kaplitz, abgeschrieben. Die Quelle ließ sich nicht ermitteln. Der „Fraiß-Brief“ wurde von meinen Angehörigen angewandt. Noch heute sind derartige Briefe in Südböhmen verbreitet und man glaubt an ihre Wirkung¹⁾.

Fr a g.

Dr. Franz Longin.

Zádost eines Geliebten (Mischlied).

1. Pověz mě má milá, wer hats gemacht,
Ze já spát nemohu die ganze Nacht,
Jak jen se položím, träumt mir von dir,
A tak sobě myslím ich rád von dir.
2. Zádám si věděti, was nur dir fehlt,
Ze sobě nařikáš sehr auf der Welt,
Nedbey nic na lidi, bleib nur mir treu,
Jen sobě pomysli, mein Herz ist treu.

¹⁾ Vergl. unten die Besprechung von „Früh Byloff, Volkstümliches aus Strafprozessen“. Mit dem in diesem Buche abgedruckten „Fraißbrief“, in dem es im Eingang statt „spritzende“ spreizende Fraiß heißt, stimmt der obige fast wörtlich überein.

3. Já mám byt vzdálený sehr weit von dir,
Zádné potěšení nemám nicht hier.
Na myslí tebe mám von lauter Lieb',
Já sobě nežádám kein anders nicht.
4. Ty jsi má hrdlička, mein' große Freud',
Jen o tě jediné ist mir sehr leid,
Já libám tvé ruce und deinen Mund',
A tak mi zajde die längste Stund.
5. Adjé, mé dítě, mein Schägerlein,
Má upřímnost lásky, gib Pufferlein,
A tak budem živi in Fried' und Ruh,
Já na tě vzpomenu gewiß jeden Früh¹⁾.

Prag.

Emma Saal.

Verband deutscher Vereine für Volkskunde

Die zahlreich besuchte Jahrestagung des Verbandes fand vom 20. bis 22. Oktober in Berlin statt. Der am 21. Oktober von dem hochverdienten Vorsitzenden des Verbandes, Univ.-Prof. Dr. John Meier erstattete Geschäftsbericht gab Zeugnis von der glänzenden Entwicklung des Verbandes und dem riesigen Anwachsen der von ihm zu leistenden Arbeit. Darüber geben auch die „Mitteilungen“ des Verbandes Aufschluß. So berichtet die letzte (38.) Folge über die großzügige Sammlung der deutschen Volkslieder, über die Tätigkeit des Volksliedarchivs in Freiburg i. Br., das einen Bestand von rund 160.000 Aufzeichnungen besitzt, und der musikalischen Abteilung des Archivs in Berlin, deren Melodienkatalog im März d. J. 14.945 Aufnahmen umfaßte, über die sich immer mehr erweiternde Arbeit der landschaftlichen Volksliedausschüsse, über die Ausgaben der landschaftlichen Volkslieder, von welchen im Berichtsjahre vier neue Hefte erschienen sind, über die volkskundliche Bibliographie für 1923 und 1924, über die Handwörterbücher für Volkskunde, über die Berücksichtigung der Volkskunde in der Schule und an den Universitäten usw. und endlich insbesondere über das Unternehmen des „Atlas der Deutschen Volkskunde“.

Die Zahl der dem Verbande angeschlossenen Vereine, deren Mitglieder die Veröffentlichungen des Verbandes zu einem bedeutend ermäßigten Preise beziehen, ist auf 151 gestiegen. Aus der Tschechoslowakei gehören ihm an: Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste; Verein Böhmenwaldmuseum; Schlesiendes Landesmuseum; Ethnographische Abteilung des slawischen Seminars und Seminar für deutsche Philologie der Deutschen Universität in Prag.

Anlässlich dieser Tagung wurden Berichte über den Stand der deutschen Volkskunde in Siebenbürgen (Pfarrer G. Brandisch), in Ungarn (Dr. Einar von Schwarz), in der Tschechoslowakei (G. Jungbauer) und in Rußland (Dr. B. Schirmunski) erstattet. Diese Vorträge werden in Buchform erscheinen. Innerhalb der Tagung wurde am 22. Oktober eine „Ausstellung deutscher Volkskunst“ in den Räumen der Akademie der Künste eröffnet, die eine von Dr. R. Sahm sorgfältig ausgewählte und trefflich angeordnete Auswahl aus den Beständen der „Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde“ darbot.

Den Höhepunkt der Tagung bildete die eindrucksvolle Festigung in der Alten Aula der Universität, bei welcher Prof. John Meier in einer durch Sachlichkeit und Weitblick ausgezeichneten Rede die Geschichte und die Aufgaben des Verbandes und damit zugleich die Entwicklung der deutschen Volkskunde in den letzten 25 Jahren darlegte und Prof. Dr. A. Spamer den fesselnden Festvortrag über „Volkskunde als Wissenschaft“ hielt.

Als Ort der nächsten Jahrestagung wurde Würzburg gewählt.

¹⁾ Aufgenommen in Prag aus einem alten geschriebenen tschechischen „Liederbüchlein“, das aber keine Singweisen enthält.

Atlas der deutschen Volkstunde

Die „Arbeitsstelle für die Tschechoslowakische Republik“ hat inzwischen ihren Ausbau erfahren. Sie gliedert sich in einen übergeordneten Ehrenausschuß, in den engeren Arbeitsausschuß und in den Beirat.

Der Ehrenausschuß soll durch seine Zusammenziehung der Öffentlichkeit kundtun, daß dieses für Wissenschaft und Volkstum gleich bedeutsame Werk von den führenden und maßgebenden Stellen gebilligt und gefördert wird, daß es sich ferner nicht um eine Angelegenheit weniger Wissenschaftler handelt, sondern um eine Sache des ganzen Volkes. Es gehören ihm daher an Vertreter der Deutschen Universität in Prag, der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag, der Schulbehörden, der Ständevereinigungen der Volks- und Mittelschullehrer und Bezirksschulinspektoren, der ganzstaatlichen kulturellen Verbände, besonders des Deutschen Kulturverbandes, dessen Vehler und Wanderlehrer sich an den Aufnahmen beteiligen werden, endlich auch Personen und Körperschaften, die sich um die Deutsche Volkstunde in der Tschechoslowakei im allgemeinen und um das Unternehmen des „Atlas der deutschen Volkstunde“ im besondern Verdienste erworben haben. Allen Mitgliedern des Ehrenausschusses, denen keinerlei Verpflichtungen erwachsen, werden regelmäßige Berichte zugehen, so daß sie über den Fortgang der Arbeit ständig unterrichtet sind und sie mit Rat und Tat fördern können.

Dem engeren Arbeitsausschuß kommen die im letzten Hefte der Zeitschrift (S. 146) angeführten Aufgaben der Lokalstellen zu. Er besteht daher aus ständig in Prag lebhaften, fachlich befähigten Personen, die gute Kenner der volkswissenschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Landschaften sind.

Seine Erweiterung bildet der Beirat, dem alle außerhalb Prags wohnenden, auf volkswissenschaftlichem Gebiete hervorragend tätigen Personen angehören. Die Mitglieder des Beirates fördern die Arbeit innerhalb ihres landschaftlichen Umkreises, erteilen Auskünfte für die Beantwortung der Fragebogen in ihren Bezirken und besorgen etwa notwendige ergänzende Aufnahmen.

Das Verzeichnis der Mitglieder des Ehrenausschusses, des Arbeitsausschusses und des Beirates wird im nächsten Hefte der Zeitschrift veröffentlicht werden.

Auf Ersuchen der Arbeitsstelle hat bereits der Landesschulrat für Böhmen den deutschen Schulleitungen die Mitarbeit am „Atlas der deutschen Volkstunde“ in einem Rundschreiben an die Bezirksschulsausschüsse empfohlen. Von der Arbeitsstelle wurde ferner an verschiedene Personen und Körperschaften, insbesondere auch an die Bezirksschulinspektoren und an die Bezirks-Lehrervereine in Böhmen und Mähren-Schlesien, der folgende Aufruf gesandt, den die Leitung des „Deutschen Lehrerbundes in tschechoslowakischen Staaten“ in entgegenkommendster Weise auch in der „Freien Schulzeitung“ veröffentlicht hat:

In der nächsten Zeit kommt der erste Fragebogen zum Atlas der deutschen Volkstunde zur Versendung. Er wird allen deutschen Schulleitungen der Tschechoslowakei zugehen.

Diese bisher größte volkswissenschaftliche Bestandsaufnahme wird auf dem gesamten deutschen Kulturgebiet durchgeführt. In ganz Deutschland und in Österreich bestehen bereits Landesstellen. Arbeitsstellen befinden sich ferner in der Schweiz, in Luxemburg, in Ungarn und in Rumänien (Siebenbürgen).

Für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei wurde eine Arbeitsstelle in Prag errichtet. Diese muß schon aus dem Grunde, weil sie hauptsächlich auf einem unmittelbar an Deutschland und Österreich angrenzenden Boden mit gleichen und ähnlichen volkswissenschaftlichen Erscheinungen tätig ist, eine möglichst erschöpfende, gewissenhafte und genaue Bestandsaufnahme anstreben. Denn nur dann, wenn der aufgebrauchte Stoff lückenlos ist, wenn mindestens aus jeder zweiten Schulgemeinde die Fragebogen ständig beantwortet werden, kann die wissenschaftliche Forschung zu wertvollen Ergebnissen gelangen.

Die Leitung der Arbeitsstelle wendet sich daher an die gesamte deutsche Bevölkerung der Tschechoslowakei mit der herzlichsten Bitte um Mitarbeit. Ins-

besondere aber richtet sie diese Bitte an die deutsche Lehrerschaft, die gerade auf sudeten-deutschem Boden seit je in der selbstlosesten Weise an allen wissenschaftlichen Fragen tätigen Anteil nimmt und bei der Lösung großer Kulturaufgaben stets führend voranschreitet.

Die Mitarbeit an der Beantwortung der Fragebogen ist freiwillig. Beteiligen sich alle in Betracht kommenden Kreise, so werden die Erfolge umso höher zu werten sein und vor aller Welt beweisen, daß die Sudetendeutschen nach wie vor in den ersten Reihen stehen, wenn es ein für Wissenschaft und Volkstum gleich wichtiges Werk von dauernder Bedeutung zu schaffen gilt.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 31. Josef T a s c h e t, Altbürgermeister in Budweis: Eine umfangreiche Handschrift mit 1232 Vierzeilern, aufgezeichnet von Udalbert Farka, Lehrer i. R., Budweis und eine Reihe von mundartlichen Dichtungen, Schwänken u. a., mitgeteilt von Marie Wurzinger in Mugrau, geb. 1865 in Stuben, die diese Stücke bei Hochzeiten, beim Federschleifen und anderen Anlässen vorzutragen pflegt.

Nr. 32. Josef S t i c h, Oberlehrer in Neuhäusel bei Pöhhaupt: 46 Volkslieder mit Singweisen.

Nr. 33. Karl M. K l i e r, Lehrer in Wien: Gegen 100 Volkslieder mit Singweisen, feinerzeit gesammelt und nach Wien gefandt von J. Köferl (Tachau), J. Blau und M. Bayerl-Schweida (Gegend von Neuern) u. a., die zum größten Teil gleichlautend auch im Besitze des ehemaligen deutschböhmisches Volkslied-Ausschusses sind und bereits für die Ausgabe der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ verwendet wurden, ferner Grabinschriften aus Triebitz und Libochowan bei Leitmeritz, gesammelt von Joh. H a u b e c k, einzelne Volkslieder aus Mähren und Schlesien (Dr. E. Jungwirth, Römerstadt; Heinz Fiby, Bibinsdorf bei Jglau; Dr. R. Engel, Hohenplog u. a.), sieben slowakische Volkslieder, 1917 aufgezeichnet beim I. u. I. Feldjägerbaon Nr. 29 in Bosoncz, ein Druck „Mittel gegen Cholera“ (Prag 1831, Gottlieb Haase Söhne) und endlich ein Aufsatß aus der „Neuen Illustrirten Zeitung“, I., 1876) über Weihnachtsumzüge in Deutschböhmen (Krum- burger und Warnsdorfer Gegend) von v. R.-D. mit einem ganzseitigen Bild.

Nr. 34. Josef B ü r g e r, Fachlehrer in Liebenau bei Reichenberg: Ein mundartliches Brautlied aus Deutsch-Reichenau bei Friedberg, das heute noch bei jeder Hochzeit gesungen wird.

Nr. 35. Dr. Karl Winter, Professor in Troppau: Drei Volkslieder in schlesischer Mundart mit von Prof. Camillo Klobasa aufgezeichneten Singweisen.

Nr. 36. Theodor C h m e l a, Professor in Prag: Beiträge zur Volksmedizin nach einer Handschrift aus Rosenberg im Böhmerwalde (um 1850) und ein handschriftliches Rezept zu einem Heilmittel für alle Krankheiten, dem folgende Schlussbemerkung angefügt ist: „Ausgeschrieben von Wenzl Fejzabel für die Gnädig Frau von Chmhel (?). Gewitsch, am 2. November 1865. Ich hab es von 1. July 1839.“

Nr. 37. Richard B a u m a n n, Lehrer in Neufattl bei Elbogen: Kinderreime, Beiträge zur Volksmedizin und zum Brauchtum.

Nr. 38. Hans E n g l i s c h, stud. med., Mähr.-Rogendorf: Ein Christkindlied, Volksräthel, Soldatenreime u. a.

Nr. 39. Franz A n d r e ß, Bürgerschuldirektor i. R. in Dobrzan: Schilderung des Weidenbaumsjekens.

Nr. 40. Karl F r i e d r i c h, Professor in Salzburg: Kindersprüche, Spottreime, Scherzdichtungen, Worte zu einem Trommelsignal u. a. aus der Gegend von Podersam und Komotau, ferner 44 Stammbuchverse und ein Drudenspruch, der als Abendgebet gebraucht wurde, aus Wiltshoves bei Saaz (um 1850), endlich zwei Drudensprüche aus der Kaufener Gegend bei Salzburg.

Nr. 41. Johann B e r n a r d, Lehrer in Nieder-Mohrau bei Römerstadt: Beiträge zum Aberglauben aus der Wischauer Sprachinsel (Schutz der Wöchnerinnen

durch an Türen und Fenster angebrachte Drudenfüße und in die Fenster gestellte, etwa 1 dm hohe Papierpüppchen) und aus der Gegend um Römerstadt.

Nr. 42. Deutscher Kulturverband in Prag: Abschrift des Weihnachts-spiels von Unter-Grabowitz bei Muntacs.

Nr. 43. Hans Fischer, cand. phil., Graslitz: 21 geistliche und weltliche Volkslieder aus dem Erzgebirge, zum größten Teil mit Singweisen.

Nr. 44. Johann Kessler, Lehrer in Petersdorf bei Gennersdorf in Schlesien: Christkindspiel aus der Gegend von Hohenploh mit Singweisen und Beiträge zum Aberglauben.

Nr. 45. Alfred Karafel-Langer, Brünn (Wien): Mehrere geistliche Volkslieder aus Mündchowitz und ein weltliches Volkslied aus Oberstuben in der Slowakei.

Nr. 46. Franz Wiesner, cand. phil., Prag: Eine umfangreiche Sammlung von Volksliedern mit Singweisen aus dem Bezirk Freiwaldau.

Nr. 47. Dr. Ernst Jungwirth, Professor in Römerstadt: Zahlreiche Beiträge zum Volksglauben, verschiedene Volksreime, Sprichwörter, Redensarten und Wetterregeln.

Nr. 48. Adolf Südhorn, Lehrer in Prag: Weitere 95 Lieder aus der Jglauer Sprachinsel (vgl. oben S. 32), ein Verzeichnis der um 1900 in Pattersdorf bei Deutschbrod gesungenen Lieder (60 Stück), ein Dreikönigslied und drei Volkstänze aus Milišau bei Mies.

Nr. 49. J. Maschel, Landwirt in Holešičen bei Staab: Besprechungsformeln gegen Blattern.

Nr. 50. Oskar Dohnheiser, Fachlehrer in Johannesberg bei Braunau: Sagen vom wilden Jäger.

Nr. 51. Franz Meißner, Oberlehrer in Niederlangenau bei Hohenelbe: Spottreime und das Lied „Weste denn, wu Trautna leit“ (vgl. Jungbauer Bibl. Nr. 1992).

Nr. 52. B. Stiasny, Lehrer in Schrittenz bei Jglau: 70 Volkslieder mit 22 Singweisen aus den Bezirken Neuhaus, Taus und Mies.

Nr. 53. Dr. Anton Ultrichter, Gymn.-Direktor in Nikolsburg: Jgel-Land (Mitteilungen für Volkskunde in der Jglauer Sprachinsel), Folge 1—39 (Jänner 1926 bis März 1929).

Nr. 54. Josef Bezdek, Fachlehrer in Reichenau i. M.: 92 Beiträge (Kinderreime, besonders Auszählreime, Kinderspiele, Sprichwörter, Wetterregeln u. a.).

Nr. 55. Jgnaz Göth, Fachlehrer in Jglau: Totenlied beim Begräbnis einer Frau und fünf Sichtbildaufnahmen von einer „Bedigen Leich“ aus Deutsch-Giechhübl bei Jglau.

Nr. 56. Alf. Kollinger, Oberstlt. d. R. in Prag: 10 Werke des südmährischen Heimatdichters Max Mayer-Ahrdorff (zwei davon doppelt) und die Schrift von Emil Heinisch über den Dichter.

Nr. 57. Emil Mauder, Bürger-schuldirektor in Bodenbach: Dreikönigslied mit Singweisen aus Gablonz bei Rieneš und Dreikönigslieder aus Dschitz und Bodenbach.

Nr. 58. Emma Sazl, Pianistin in Prag: Weihnachts- und Dreikönigslied mit vier Volkslieder mit Singweisen aus Grulich, ferner ein deutsch-tschechisches Mischlied aus Prag.

Nr. 59. Erich Knoll, stud. phil., Bergstadt bei Römerstadt: Ein volkstümliches Kunstlied (Röhlprung vom Niederring in Olmütz), Redensarten, Scherzrätsel u. a.

Nr. 60. Dr. Franz Söngin, Professor in Prag: Beiträge zum Volksglauben und zur Volksmedizin aus Südböhmen, Westböhmen (Bischofstein) und Chodau bei Karlsbad, Hochzeitsreden des Brautführers aus Umlowitz bei Kaplitz und ein Gebet gegen das Gewitter aus einem bei Jgnaz Adalbert Hilgartner in Neuhaus 1723 gedruckten Gebetbuch.

Nr. 61. Dr. Josef Hanika, Professor in Reichenberg: 7 Volkslieder mit Singweisen und 7 Kinderreime aus der Kremnitzer Sprachinsel.

Antworten

(Einlauf bis 30. November)

1. Umfrage. Belege zum heute noch im Schönhengstgau verbreiteten Blutbergglauben lieferte Josef Bezdek, Fachlehrer in Reichenau.

2. Umfrage. In Horn bei Elbogen gräbt man bei einem Neubau eine lebende Henne, in Zech bei Elbogen ein Kamrinchen mit ein, damit niemand in Hause stirbt. Der Brauch ist aber heute nicht mehr allgemein üblich. Häufig sperrt man in der Nacht, bevor man einzieht, eine schwarze Henne, seltener eine Katze in das Haus ein. In Remlowitz bei Bischofteinitz wird auch in einen neuen Stall über die erste Nacht eine Henne oder eine Gans eingesperrt. In der Gegend um Wegstädtl gibt man einen Kater oder eine Laube in den Neubau, denn nach dem Volksglauben muß in einem neuen Hause bald jemand sterben. (Prof. Dr. Franz Vongin, Prag, nach Mitteilungen von Schülern der Deutschen Handelsakademie in Prag.)

3. Umfrage. Die Hexen vertreibt man in Remlowitz bei Bischofteinitz, indem man entweder Wasen vor die Türe legt oder Holunder oder Dornen in den Dingenhaufen steckt. In Chodau bei Karlsbad werden am 30. April Wasen und Sand vor die Türen gelegt. Die Hexen können das Haus erst betreten, wenn sie die Sandkörner gezählt haben. Damit aber werden sie bis Mitternacht nicht fertig und von dieser Stunde an können sie ihr Unwesen nicht mehr weiter treiben. (Dr. F. Vongin.)

7. Umfrage. In Reichenau bei Mähr.-Trübau werden die Trauergäste unmittelbar vor dem Begräbnisse im Trauerhause mit Wein, Tee und Kuchen bewirtet. Wohlhabendere Familien veranstalten nach dem Begräbnisse außerdem im Gasthause einen Reichen schmaus, bei welchem Braten (Faschiertes oder eine andere Fleischspeise) und Bier oder Wein aufgetragen werden. (F. Bezdek.)

9. Umfrage. In Eger nennt man den Hausflur im Erdgeschoß „Haus“ und den Vorraum im Stockwerk „Hausboden“, in Utsch heißt jener ebenfalls „Haus“, dieser aber „Hausplatz“. (Dr. F. Vongin.)

16. Umfrage. Ein sehr beachtenswertes Seitenstück zu dem Volksglauben daß der Falsch recht hoch wird, wovon man beim Tanzen hoch springt, berichtet Dr. F. Vongin aus Rosenthal (Bezirk Kaplitz): Am 24. Dezember besteht das Mittagsmahl aus Kartoffelsuppe mit getrockneten Schwämmen und aus langen Wahnwurzeln. Je länger die Wahnwurzeln sind, desto länger werden im kommenden Jahre die Kornähren.

28. Umfrage. Nicht als Schmutz, sondern um besser zu hören und sich vor dem Kopfreißer zu schützen, tragen noch heute Leute Ohrplättchen. (Franz Göb, Oberlehrer in Pöschkau bei Bodenstadt.)

31. Umfrage. Von den in der Wischauer Sprachinsel üblichen Beeren-namen sind zu nennen „Mablennen“ für Brombeeren und „Angrischel“ für Stachelbeeren. (Johann Bernard, Lehrer in Nieder-Mohrau bei Kömmerstadt.)

37. Umfrage. Das erste Ei, das eine schwarze Henne legt, heißt Unglücksei. Es ist um die Hälfte kleiner als die andern Eier. Um das Haus vor Unglück zu bewahren, soll man das Ei, das man aber nicht mit der bloßen Hand berühren darf, rücklings über das Haus werfen. Wurde das Unglücksei aus Unvorsichtigkeit zerbrochen, so soll man es auf eine Grenze, z. B. der zwischen zwei Nachbarfeldern, tragen und dort zum Grenzstein legen. (F. Göb, Pöschkau.)

38. Umfrage. In Remlowitz bei Bischofteinitz werden Warzen vertrieben: 1. Durch Abbinden mit Kopshaaren. 2. Indem man Kindfleisch in die Wunde eingräbt; wenn es verfault ist, sind die Warzen verschwunden (bei abnehmendem Monde). 3. Durch Verbeten. (Nach Mitteilung der Gewährsperson, eines Schülers der Deutschen Handelsakademie in Prag, weigerte sich seine Schwägerin, die ihr bekannnten Sprüche beim Verbeten mitzuteilen.) 4. Durch Auflegen von neugebackenem Brot. In Könnigswertth bei Falkenau ist der folgende Analogiezauber üblich: Wer eine Warze hat, muß irgendwo Geld fehlen, sich dafür Bohnen kaufen und

diese an einer Hauswand unter einer Dachrinne, wohin die Sonne niemals scheint, einfehen. Wenn die Bohnen wachsen, muß man sie wieder niederschlagen. Nach Angabe der Gewährsperson, einer Hörerin des Abiturientenkurses an der erwähnten Handelsakademie, hat eine Bekannte diese Kur mit Erfolg durchgeführt. (Doktor F. Longin.)

42. Umfrage. Weitere Deutungen von Vogelrufen übersandte J. Bezdel, Reichenau.

44. Umfrage. Zum Anmelden der Sterbenden lieferte weitere Beiträge aus Südböhmen und aus Königswertch bei Falkenau Dr. F. Longin.

49. Umfrage. Daß bei Entbindungen ein Tuch um den Hals gebunden wird, ist nach Mitteilung des Distriktsarztes Dr. Friedrich Kunz in Außergesäß im Böhmerwalde, Erzgebirge und Riesengebirge üblich. (Dr. F. Longin.)

50. Umfrage. In Pöschkau kennt man folgende Hacken: Die Breithacke (Braetbail) des Zimmermanns, die Holzhacke (Spaotbail) und die Axt, auch Rodart genannt. (F. Göß.)

54. Umfrage. J. Bezdel macht auf die auch in den „Sagen aus dem Schönhengst Lande“ von H. Czerny abgedruckte Sage vom versunkenen Schloß auf dem Reichenauer Berge aufmerksam.

55. Umfrage. Ausführliche Angaben über die Anzeichen für Regenwetter lieferte F. Göß, Pöschkau.

56. Umfrage Verschiedene Arten der Zukunftserforschung, üblich in Nemlowitz bei Bischofstainitz (Hörchen der Mädchen auf das Hundegebell in der Christnacht) und in der Gegend von Falkenau (Pantoffelwerfen, Anzünden von Zündhölzern, Zerschneiden von Äpfeln, Hörchen auf einem Kreuzweg), übermittelte Dr. F. Longin.

60. Umfrage. In Deutsch-Brodcl bei Konitz sind noch drei Windmühlen in Betrieb. (J. Bezdel, Reichenau.)

61. Umfrage. In Reichenau wird der Maulwurf „Mulkwurf“ genannt. (J. Bezdel.)

62. Umfrage. Weitere Spottreime auf Ortschaften sandten ein Prof. Georg Schmidt in Mies, J. Bezdel und F. Göß (dieser allein 22 Stück, unter welchen auch eine Zungenübung als Spott auf das Dorf Dittersdorf bei Pöschkau erscheint: Der dünne, dicke Teufel trägt einen dünnen, dicken Stoc über das dreieckige Dorf Dittersdorf).

68. Umfrage. Stellt man alte Schuhe auf den Tisch, so kommt Unglück ins Haus. Tut man dies mit neuen Schuhen, so werden sie bald zerreißen. (F. Göß, Pöschkau.)

70. Umfrage. Als weitere Bartwuchsmittel sind zu nennen, das Einreiben mit Birkenwasser oder mit Klettenwurzelöl, ferner das Einschnüren mit Rasierseife. (F. Göß.)

72. Umfrage. In Nemlowitz bei Bischofstainitz gilt der Sauerteig (Sauerteig) als bestes Mittel gegen Husten der Pferde, denen er eingegeben wird. (Doktor F. Longin.) In Nieder-Mohrau ist der Name „Sauerteig“, in der Wischauer Sprachinsel „Uua“ üblich. (J. Bernard.) über die Verwendung von Sauerteig, meist zugleich mit Kren, bei Zahnschmerzen, großer Hitze, aber auch bei Röhren, die nicht rindern wollen, berichtet ausführlich F. Göß, Pöschkau.

73. Umfrage. Zur Umdeutung der Fremdwörter lieferten Beiträge Adolf Gücklhorn, Lehrer in Prag, für Milskau bei Mies (Milchschleidera für Zentrifuge, Hal = Öl für Petroleum) und für Pattertsdorf bei Deutschbrod (Geist für Spiritus), J. Bezdel für Reichenau (Pflupfer für Motorrad), Karl Vedel, Oberlehrer in Grünau bei Mähr.-Trübau (Stodtgriedl für Trottoir, das man in M.-Trübau Trattamar nennt), J. Bernard für Nieder-Mohrau (Plapperad für Motorrad. Dampfern für das Dreschen mit einer Dampfmaschine. Dieser Ausdruck wurde in den letzten Jahren auch für das Dreschen mit elektrischer Kraft gebräuchlich) und F. Göß, Pöschkau (Melichschleidr für Zentrifuge, Pladrmachine für Getreidepuzmaschine, Ploäde oder Ploide für eine Puzmaschine, Zubizahret = Ein-

zugieher für den Schraubenzieher; die oben S. 133 angeführte Verwendung dieses Wortes für Trieder bildet dazu ein Seitenstück.)

75. Umfrage. Eine Sage, in der ein in finsterner Nacht vom Wirtshaus heimgehender Bauer durch eine vorbeifliegende und mit lautem Knall zerpringende Feuerkugel erschreckt wird, berichtet Prof. Theodor Schmela, Prag, aus Ottau in Südböhmen.

76. Umfrage Auch in Miltau bei Mies wird die Heiratsfähigkeit nach der Länge der Haare bestimmt. Das Mädchen darf heiraten, wenn die Haare vom Hinterhaupt über die Stirn bis zum Munde reichen. (A. Gückhorn.)

79. Umfrage. Nach Mitteilung der Frau Dr. Kunz, Ärztensgattin in Außer-geßid, ist man Hirsebrei bei Hochzeiten in Buchwald (Böhmerwald) und zu Silvester in Grottau bei Reichenberg, wo man glaubt, daß dann das ganze Jahr hindurch das Geld nicht fehlen wird. Nach Mitteilung eines Schülers ist man in der Gegend um Wegstädtl am Weihnachtsabende Hirse, Linsen und „gebrichte“ Buchten, um Geld, Glück und Gesundheit zu erlangen. (Dr. F. Longin.) In Reichenau wurde früher allgemein, jetzt nur noch vereinzelt Hirsebrei am Weihnachtsabend gegessen; ein „Hieschfilzl“ wurde auch bei jedem Hochzeitsmahl verabreicht. (J. Bezdel.)

82. Umfrage. über die weite Verbreitung von Personennamen als Rufnamen der Haustiere berichten ferner Einsendungen von Dr. F. Longin (Kapitz in Südböhmen, Wegstädtl in Nordböhmen), J. Bezdel (Reichenau, wo Kinder oft, Pferde fast immer mit Taufnamen benannt werden), K. Ledel (Grünau), der ein ausführliches Verzeichnis der im Schönhengstgau üblichen Namen der Pferde, Kühe, Hunde und Katzen und der Lockrufe für alle Haustiere übersandte, J. Bernard (Nieder-Mohrau bei Römerstadt) und F. Götz (Poschtau), der neben den Namen für die Pferde, Kühe, Hunde und Katzen auch die folgenden Namen für die Ziegen mitteilt: Krispin, Diese, Grel, Zilla, Hans, Traudl.

83. Umfrage. In Amloviß bei Kapitz sagt man, daß viele Buben zur Welt kommen, wenn es viele Nüsse gibt. (Dr. F. Longin.) Viele Kinder werden, wenn viel Haselnüsse und viel Ebereschen sind (F. Götz, Poschtau), wenn „d' Erpl g'rut'n san, wenn's weil Hossniz hut an wenn's aiban mocek'n Pausch dunat“ (nackten Busch donnert). (K. Ledel, Grünau.)

86. Umfrage. über die Anzeichen für schönes Wetter berichten ausführlich Prof. Th. Schmela für Ottau in Südböhmen, K. Ledel für Grünau, J. Bernard für Nieder-Mohrau und F. Götz für Poschtau.

87. Umfrage. Gegen Epilepsie hilft der Saft aus den Knollen der Pfingstrosen (Paeonia), die man daher auch „Faltserusn“ (Valentinsrosen) heißt, weil der hl. Valentin gegen die Fallsucht hilft. (J. Bezdel, Reichenau.) Sonst nützt auch Begießen mit kaltem Wasser (K. Ledel, Grünau) oder Einreiben mit Essig, ferner Essen von viel Gemüse. (F. Götz, Poschtau.)

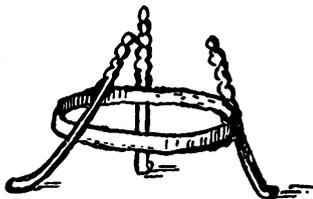
88. Umfrage. Ein Maibaum und kein Pfingstbaum ist auch in der Gegend von Wagstadt in Schlesien üblich, wo ihn die Burschen ihren Mädchen in der Nacht auf den 1. Mai aufstellen und den ganzen Monat über nachts bewachen, weil es eine große Schande ist, wenn er von anderen Burschen gestohlen wird. Jeder trachtet, seiner Liebsten womöglich den höchsten „Mai“ zu pflanzen. Im Schönhengstgau ist dieser Brauch unbekannt. Hier wird in den meisten Dörfern alljährlich nur das „Maibaumfällen“ an einem beliebig festgesetzten Tage gefeiert. Der Baum wird mehrere Tage vorher aufgestellt und ebenfalls in der Nacht bewacht. (K. Ledel, Grünau.) Zum Maibaumfällen vgl. oben S. 32: Einlauf für das Archiv Nr. 26.

89. Umfrage. Das Schmeißdächla findet man auch im Schönhengstgau. (K. Ledel, Grünau.) Um Mies ist am Hausgiebel statt der Schindeln in Dedentzhö nur ein Brett angebracht, das „Schwalbenbrett“ heißt, weil die Schwalben darunter gern ihre Nester bauen. (A. Gückhorn.)

90. Umfrage. Schwarze Samttücher mit bunter Stickerei tragen hier nur noch alte Frauen am Kirchgange. (K. Ledel, Grünau.)

91. U m f r a g e. Während man in Südböhmen nur *Koß* und *Koßstall* kennt, sagt man in Dobruza und Umgebung *Pferd* und *Pferdestall*, aber *Koßfleischhauer* (Franz Andreß, Bürgerschuldirektor i. R., Dobruza), in Miličau bei Mies *Pferd* und *Pferdestall* (Pfaßoll) und im Bischofteiniger Bezirk und um Deutschbrod *Koß*, aber *Pferdestall* (A. Südkhorn), während in der Iglauer Sprachinsel allgemein *Koßstall* üblich ist (Ignaz Göth, Fachlehrer, Iglau) und ebenso in Pöschkau (F. Göß). In Niederlangenau bei Hohenelbe ist neben „*Pfad*“ auch „*Koß*“ gebräuchlich, aber nur *Pfärschtol*. (Franz Meißner.) Dagegen sagt man im Schönheinstgau „*Pfa*“, aber „*Koßstol*“ (K. Ledel, Grünau; J. Bezdek, Reichenau) und ebenso in Nieder-Mohrau bei Römerstadt „*Pfahr*“ und neben „*Pfahrstoll*“ zumeist „*Koßch(t)l*“ (J. Bernard). Nach F. Bläsl, Die Sprachinsel Deutsch-Brod—Wachtl. 2. Teil. Die Volkskunde (Landkron 1927) S. 7 und 116f., steht auch hier das „*Pfad*“ (Pferd) im Koßchtl.

92. U m f r a g e. In der Iglauer Sprachinsel werden die *Kienjpanhalter*, wie solche auch das Iglauer Museum aufbewahrt, „*Gaumauf*“ genannt. (J. Göth.) Sie wurden um Pöschkau, wo sie „*Spounhaoldä*“, „*Spounquetsch*“ oder „*Sichtla*“ heißen, noch vor dem Kriege und auch während des Krieges zur Zeit des Petroleummangels sehr viel verwendet. (F. Göß.) Weitere Bezeichnungen sind:



„*Sponlechts*“ in Niederlangenau (F. Meißner), „*Spülechts*“ in der Gegend von Mähr.-Erbau (K. Ledel), „*Leichtertöll*“ in Nieder-Mohrau bei Römerstadt (J. Bernard), „*Schläpahaoldr*“ und „*Wächteisa*“ in Petersdorf bei Hennersdorf in Schlesien (Johann Kessler, Lehrer). Eigenartig ist das hier nach einer Zeichnung des Einwenders A. Südkhorn abgebildete „*Gupaböck*“, das früher in Miličau bei Mies in Gebrauch war. Zwischen den Ring wurden Rienspäne gelegt und entzündet. Das „*Gupaböck*“ stand im „*Gup*“. Brennende Schleifen steckte man in ein Ohr, das sich an einem von der Decke oder vom Reißbaum herabhängenden Drahte befand.

93. U m f r a g e. Wort und Weise des gesuchten Volkstanzes mit genauer Beschreibung hat J. Kessler, Petersdorf bei Hennersdorf, eingesandt. Bei dieser Gelegenheit sei darauf aufmerksam gemacht, daß F. Göß in Pöschkau eine druckfertige Sammlung von 24 Volkstänzen besitzt.

94. U m f r a g e. Wenn man von Fischen träumt, bedeutet es Krankheit in der Familie (Th. Chmela für die Gegend um Ottau—Rosenberg in Südböhmen). Auch in Umlowitz bei Kaplitz ist ein solcher Traum kein „guter“ und hat für ledige Mädchen die Bedeutung, daß sie schwanger seien. Hier bedeutet es Krankheit, wenn einem von „*Röffern*“ träumt, und Unglück oder einen Sterbefall, wenn man von trübem Wasser träumt. (Dr. F. Vongin.) Ein Traum von Fischen, bedeutet ebenfalls Krankheit in Petersdorf bei Hennersdorf (J. Kessler); ferner bedeutet er in Dobruza bei Pilsen Regen (cand. phil. Julius Schunke, Idice), in Miličau bei Mies Verdruß oder man gerät in eine Katscherei (A. Südkhorn), und in Pöschkau, daß man dann vor Verzweiflung ins Wasser springt. (F. Göß.)

95. U m f r a g e. Nach dem Teil sehr ausführlichen Mitteilungen der Einwender Th. Chmela für Südböhmen; Prof. Dr. A. Bergmann in Neutitschein für Westböhmen; F. Andreß für Dobruza; J. Schunke für die tschechische Gegend um Idice; A. Südkhorn für die Umgebung von Mies und für Pattersdorf bei Deutschbrod; F. Meißner für das Riesengebirge; F. Göß für Pöschkau; K. Ledel für Grünau; J. Bernard für Nieder-Mohrau; Dr. Hermann Kögler für Berlin und Niederdeutschland) scheint der Glaube an die Wahrsagekunst der Zigeunerinnen heute noch allgemein verbreitet zu sein. Wie Th. Chmela für Südböhmen angibt, fürchtet man sich vielfach auch, die aus der Hand oder aus Karten wahr sagenden Zigeunerweiber abzuweisen, weil man glaubt, daß sie einem etwas anhezen oder sonstwie Unheil stiften können. — Auch auf andere Betrügereien der Zigeunerinnen wird aufmerksam gemacht, so auf das Geld segnen, bei dem noch 1928 ein

Händwerker in Nieder-Mohrau, wie J. Bernard mitteilt, Geld verlor. Er mußte dies — einige hundert Kronen — in einen Topf geben, der bedeckt wurde. Die Zigeunerin segnete das Geld und sprach allerlei Zaubersprüche, daß es sich vermehre und vor Diebstählen sicher sei. Den Leuten wurde eingeschärft, daß sie nicht gleich nachschauen dürften. Als man nach dem Weggang der Zigeunerin im Topfe nachsah, war er natürlich leer. Aus Grünau berichtet R. Vedel Folgendes: Im Frühling dieses Jahres boten hier Zigeunerinnen den Leuten drei kleine, würfelförmige, steinähnliche Gebilde um 200 K zum Verkaufe an. Wer sie nach ihrer Angabe 19 Tage lang in einer zugenähten Tasche herumtrage, dann bei einem Zaun tief eingrabe, dem sterbe alle Feindschaft und Mißgunst und kein Unfall begegne ihm, wenn die Gebilde verkauft sind. Ist dies nicht der Fall, dann müßten sie mit Lindenblüte, Spitzwegerich und noch einer Heilpflanze gekocht werden. Dieser Tee müsse getrunken werden, worauf sich der gleiche Erfolg einstelle. Die Gebilde sollten angeblich von Maria stammen und in Tirol unter einer Kirche ausgegraben worden sein. In einem Falle konnte eine Zigeunerin ein Steinchen doch um 25 K verkaufen. — Nach J. Göh sind auf dem Lande aber auch andere Weiber als Wahrsagerinnen tätig, so in Boschkau eine arme Häuslerin, die wegen ihrer kreischenden Stimme und weil sie einige Jahre in Wien bedienstet war, allgemein das „Wiener Grammophon“ genannt wird. Er macht zugleich auf die gefährlichen Folgen des Wahrsagens aufmerksam. Vor dem Kriege wurde einer Bäuerin in Milbes gewahrhaft, daß ihr Haus abbrechen werde. Sie nahm sich dies so in den Kopf, daß sie närrisch wurde und sich erhängte. Eine Woche darnach ist ihr Haus tatsächlich abgebrannt.

96. U m f r a g e. Fast allgemein wird Fenster schweiß als Heilmittel verwendet, so um Ottau in Südböhmen (Ch. Chmela) für den „Ziadora“ (Bitterer, ein flechtenartiger Hautausschlag), bei dem gleichen Anlaß auch um Umlowitz bei Kaplitz und nach Mitteilung von Dr. Franz Petereschilka (Prag) in der Gegend von Pfaumberg gegen die dort „Schwinden“ genannte Flechte (Dr. F. Longin), bei Gesichtsflechten in Dobrgan bei Pilsen und auch in Neuteich in Westpreußen (J. Schunke, Idice), gegen Wimmerln und überhaupt unreine Haut im Gesicht um Staab (Dr. A. Bergmann), in Milikau bei Mies ebenfalls gegen „Schwinden“ (A. Süclhorn), gegen aufgesprungene Rippen und wunde Mundwinkel früher um Arnau (J. Weiskner, Niederlangenau), gegen Flechten um Grünau (R. Vedel), um Nieder-Mohrau (J. Bernard) — hier auch bei einer durch Schnupfen wund gewordenen Nase —, in Petersdorf bei Gemersdorf (J. Kessler), wo man die Flechten mit dem benehnten „ongenanta“ (unbenannten) Ringfinger bestreicht, und endlich auch in der Jglauer Sprachinsel (J. Göth). In Boschkau reibt man die Flechten ebenfalls mit Fensterschweiß ein und wehe Augen mit gelbem Fensterschweiß. Dieser kommt dort vor, wo die Fenster nicht verblüht sind, oder an den Stellen, wo der Kitt weggefallen ist. Ein Pflünerauge wächst nicht mehr weiter, wenn man es durch ein Fußbad aufweicht und dann mit Fensterschweiß einreibt. (J. Göh.)

97. U m f r a g e. V o t i v k r ö t e n dürften sich vielleicht in Wscherau bei Pilsen finden. (Dr. A. Bergmann.) Eine eiserne Votivkröte aus Szascabánya im ehemaligen rumänischen Banat, die wahrscheinlich Zigeunerarbeit ist, besitzt Mik. Kollinger, Oblkt. d. R. in Prag, der mitteilt, daß man solche Kröten auch in die Betten der Bräute zu geben pflegte.

98. U m f r a g e. Um 1880 wurden um Rosenberg in Südböhmen noch ausgehöhlte Bäume als Bienenstöcke verwendet, die man Prügelflöcke nannte. (Ch. Chmela.) Solche Stöcke, die auf einem Untergestell standen und ein kugelförmiges Dach trugen, gab es noch 1910 in Staab Nr. 15 (Dr. A. Bergmann); sonst wurde diese altertümliche Klobbeute (vgl. Josef Blau, Von Käubern, Wildschützen und anderen Waldbrüdern. Oberplan 1928. S. 37ff.) in Westböhmen mit der Einführung des beweglichen Wabenbaues fast vollständig verdrängt (J. Andreš, Dobrgan). Ausgehöhlte Baumstämme als Bienenstöcke finden sich ferner noch in Milikau bei Mies und in Patersdorf bei Deutschbrod (A. Süclhorn), dann im Schönbengstgau (J. Bezdek), wo die älteren Jnrer zuweilen noch die „Klobstöcke“

verwenden und auch Stöcke mit Schnitzereien und aus geschnitzten Holzgestalten anzutreffen sind. So hat ein Häusler in Briesen bei Mähr.-Erbau Stöcke, die Adam und Eva unter dem Baum mit der Schlange darstellten. (R. Vodel.) Endlich wurden ausgehöhlte Baumstämme, die man in Petersdorf in Schlesien seit etwa 50 Jahren nicht mehr kennt (J. Kehler), noch in Poschau und in Puntendorf verwendet. Oft sind sie mit Kalk angestrichen und nicht selten ist darauf ein recht sonderbares Geflecht mit blauer oder grüner Farbe aufgemalt. (J. Gög.)

99. U m f r a g e. In Südböhmen wird der runde „Grasföb“ oder „Buckelföb“, der ähnlich wie die Schwingen gemacht ist, von dem viereckigen, aus braunen Weidenruten geflochtenen „Böhmischn Korb“ unterschieden, der unten enger ist als oben. Oft ist in die braunen Ruten ein weißes Muster eingeflochten. Statt „Böhmischn Korb“ heißt es oft auch „Kare“ (Körbchen). (Th. Schmela.) Diesem „Böhmischn Korb“ entsprechen die unten schmälere, aus rotbraun gebeizten Weidenruten hergestellten K ü c k e n f ö r b e in Dobruan, während in den Dörfern der Umgebung runde Buckelförbe aus gespaltenen Fichtenwurzeln und mit bunten Verzierungen (Blumen) in roter und blauer Farbe getragen werden. (F. Andree.) Die in der deutschen Gemeinde Bissowa bei Staab erzeugten, mit roter, grüner oder blauer Farbe verzierten Körbe haben ihre Traggurten in zwei zu diesem Zwecke im Korbe gelassenen Löchern, während die tschechischen Körbe, die nicht bemalt sind, mit Gurten am Henkel getragen werden. (J. Maschel, Landwirt in Woleischen.) In Bissowa und in Gradzen bei Staab steht überhaupt die Körbflechtkunst in hoher Blüte. (Dr. A. Bergmann.) Im Schönhengstgau tragen zumeist nur die Bäcker Rüdckenkörbe. (R. Vodel, Grünau.) In Petersdorf in Schlesien kommen neben den Semmelförben der Bäcker mit elliptischer Grundfläche auch solche mit kreisförmiger Grundfläche vor, die meist zum Düngertragen benützt werden. (J. Kehler.) Auch in Poschau kennt man neben den Mehlbutten der Wäscherinnen und Bierhändlerinnen nur die Semmelförbe (Samksoöbä) der Bäcker. (J. Gög.)

100. U m f r a g e. Im Görglhofe in Wistau bei Marienbad ist eine der T ü r z i t h e r ähnliche Vorrichtung. (Dr. A. Bergmann.) Eine Türzither befindet sich in der Musikinstrumentenhandlung Karl Huska in Prag VIII., Primatorská 13. (A. Gückhorn.) — Hans Waplik, dessen Schwiegervater eine Türzither in Mugrau besaß, schmückt damit auch das trauliche Mooshäusel im Roman „O Böhmen“ (S. 144). Da geistert beim Schließen der Tür ein feines Getöse durch die Stube. „Die Bleifüglein, die an ungleich langen Schnüren hingen, schlugen auf abgestimmte Saiten, und das schuf ein fröhliches Getrippel von Tönen und darnach traumhaftes Summen.“

Umfragen

101. Ist das Wort Wagentrüffel, bzw. Wagentristl als Teil eines Wagens bekannt? In welcher Gegend? Welchen Wagenteil benennt es und wie sieht dieser aus? Kommt das Wort auch als Name irgendeiner Ortlichkeit vor?

102. Im Bongau (Salzburg) sind unter der Volksschuljugend Reimsprüche gebräuchlich, die sich auf Bauernhöfe beziehen, z. B.: In da Wodon Schwog sannd dö Knöl voi Tzag = In der „Vorder Schwaig“ (Hofname) sind die Knödel voll Teig, oder 3' Folscht is a Maus in da Tischtruch'n bim watscht = Zu „Forst“ (Hofname) ist eine Maus in der Tischtruhe drinnen verborrt. Wo gibt es ähnliche Reimsprüche?)

103. Wer kennt Seitenstücke zu dem in Wapliks Roman „Der Up“ (vgl. oben S. 225) stehenden Kindergebet?

104. Wo sind deutsche-tschechische Mischdichtungen (vgl. das Mischlied auf S. 244) tatsächlich noch im Volksmund zu finden?

1) Die 101. und 102. Umfrage stellt Prof. Dr. J. Loidl in Salzburg. Zur ersten ist auf Dr. Gröb, Der Name Wagentrüffel (Karpathenland I. 1928, S. 84 ff.) zu verweisen, wo der Name dieser Südböhmischer Bergstadt zu deuten versucht wird, ferner auf die Ergänzungen eb. II. 1929, S. 178 ff.

105. Wo spielt die Eibe im Volksglauben eine Rolle?

106. Aus welchen bei der Tier- und Pflanzenwelt gemachten Beobachtungen schließt das Volk auf einen strengen oder milden Winter?

107. Nach einer Einwendung von Prof. Dr. F. Gongin (Mitteilung des Lehrers H. Rapp) ist in den Dörfern um Rosenthal im Böhmerwald noch heute das Brunnennopfer am 24. Dezember mittags üblich. Wo besteht sonst noch dieser Brauch?

108. Wo findet sich das oben (S. 226) angeführte Brotopfer beim ersten Pflügen?

109. Welche Formen der Dachfenster werden bevorzugt und wie lauten die Namen?

110. Wo liefern Brunnen mit fließendem Wasser und wo Pumpen das Trinkwasser?

Kurze Nachrichten

Das Seminar für deutsche Volkskunde an der Deutschen Universität in Prag wurde im November eröffnet.

Volkskunde als Zusatzfach bei der Lehrauntsprüfung wurde, wie Prof. Dr. Alfred Göke freundlichst mitteilt, auch für die Universität Sieben beantragt.

Beim 1. Kongreß Slawischer Philologen, der zu Beginn Oktober in Prag stattfand, fand auch die Volkskunde eine erfreuliche Berücksichtigung. Prof. Dr. G. Geßmann sprach über „Folklore und Literaturgeschichte“, Professor Dr. J. Horák über „Probleme des vergleichenden Studiums der slawischen Literatur und der volkstümlichen Tradition, seine Ziele und Methoden“, wobei er die Errichtung von volkskundlichen Archiven forderte, eine Frage, mit der sich im besondern Dr. Stranšká befaßte. Auf den Vorschlag von Dr. E. Schneeweis wurde die Herausgabe eines Handwörterbuches des slawischen Volksglaubens beschlossen.

Eine handschriftliche Bibliographie der volkskundlichen Programmataufsätze der Mittelschulen des alten Osterreich, die nicht bloß die deutschen, sondern auch die tschechischen, polnischen, jüd-slawischen, neugriechischen und italienischen Arbeiten verzeichnet, hat die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste“ in Prag von dem Verfasser Prof. Georg Schmidt in Wien erworben.

Eine Arbeitsgemeinschaft der Rippenfreunde hat sich innerhalb des Verbandes der deutschen Heimatmuseen in der Tschechoslowakei unter der Leitung des Fachlehrers Ignaz Göth in Jglau gebildet.

Neue Werke von Albert Wesselski. Unter dieser Überschrift wurden von Dr. J. Poliška die Bücher „Angelo Polizianos Tagebuch“ und „Erlorenes“, ferner unser 1. Beiheft „Der Knabenkönig und das kluge Mädchen“ in der Beilage zur „Prager Presse“ (Nr. 41 vom 13. Oktober) eingehend besprochen.

Besprechungen unserer Zeitschrift brachten Dr. H. Kögler in der „Zeitschrift für Deutschkunde“ (43. Jahrgang, 9. Heft), der sie insbesondere auch den Ortsgruppen des Vereins für das Deutschtum im Auslande empfiehlt, ferner Pfarrer Dr. Ad. Jacoby im „Jahrbuch der Luxemburgischen Sprachgesellschaft“, Prof. Dr. H. Marzell (Günzenhausen in Bayern) zeigt unsere Zeitschrift nicht allein im „Bayrischen Heimatschutz“ an, sondern bespricht auch einzelne Aufsätze in den „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft“.

Werbearbeit für die sudetendeutsche Volkskunde und für unsere Zeitschrift leisteten in der letzten Zeit insbesondere Oberlehrer Franz Meißner in Niederlangenau bei Hohenelbe, Prof. Dr. Franz Gongin in Prag (Südböhmen) und Dr. Adolf Meißner, Lehrer in Sezdorf bei Freiwaldau.

Besprechungen

Bücher u. a.

Karl Franz V e p p a, Hans W a p l i t. Sein Leben und sein Schaffen. Verlag der Literarischen Adalbert Stifter-Gesellschaft in Eger. Im Buchhandel durch Johannes Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe, 1929. Preis 25 K.

Das von uns bereits angekindigte Werk ist eine Meisterleistung. Voppa, selbst ein feinsinniger und sprachgewaltiger Dichter, verfolgt nicht allein mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit den ganzen Lebensgang unseres Heimatdichters, sondern deckt auch überall die Verbindungsfäden auf, die aus Heimat und Volkstum, aus Literatur und Kultur der Vergangenheit und Gegenwart, aber auch aus dem persönlichen Erleben Waplits selbst zu seinen Werken führen. Von volkstümlicher Seite können nur wenige Ergänzungen hinzugefügt werden, so etwa, daß die volkstümliche Arbeit im südlichen Böhmerwald durch den Krummauer Gymn.-Professor A. J. Ammann schon in den 80er Jahren angebahnt wurde, ferner daß Waplit größten Anteil an den Arbeiten seines Freundes und Landsmannes Prof. Karl Wagner über J. Rant nahm, dessen Buch „Josef Rant, Aus dem Böhmerwalde und volkstümliche Beiträge aus Rants übrigen Werken“, 1917, als XIII. Band der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkstunde“ erschienen ist. (Die beiden Gestalten auf dem beigegebenen Bilde „Josef Rants Geburtshaus“ sind S. Waplit und K. Wagner). K. Wagner war Schüler Ammanns, wie auch der spätere Reichsratsabgeordnete Wilhelm Pollauf (1876 geb. in Innergefeld, 1916 gefallen in Görz), das Vorbild für den Jörg Markwart des Romanes „O Böhmen!“, den P. Herrmann, Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen (4. Heft von „Deutschunterricht und Deutschkunde“, Berlin 1919, S. 76), einen „wunderlichen, edlen Schwärmer“ nennt, „der sich über die Fortschritte hinwegsetzt, die das Christentum seit fast 2000 Jahren der Welt gebracht hat, sich einen Glauben an die deutschnordischen Götter zurecht zimmert, den es nie gegeben hat, wirklich an sie als erhabene Verkörperungen deutschen Volksgedankens glaubt, in Stabreimen stammelt und das Hakenkreuz schlägt. Es muß wirklich solche Ränge geben, wohl mehr in Österreich als in Deutschland“. Scheinbar weiß Herrmann, der noch auf den Roman „Der heilige Judas“ (1912) von Ernst Hladny verweist, in dem Wiener Gymnasiasten Wodan und Thor verehrt und von der Kraft und Herrlichkeit Walhalls träumen, nichts davon, daß die alldesutsche Bewegung im alten Österreich, deren Gebetbuch Jro's Zeitweiser war, deren Zeitungen die „Unverfälschten deutschen Worte“, „Heimdall“ u. a. waren, sich nicht auf einzelne „Ränge“ beschränkt hat, sondern eine Massenerscheinung war, von der vor allem die Jugend ergriffen wurde, die daher auch an dem jungen Waplit nicht spurlos vorbeigegangen ist.

Bemerkt sei noch, daß den Stoff zu der einzigartigen Erzählung „Heilige Saat“ Sagen aus der Iglauer Sprachinsel (H. Altrichter, Iglauer Sagen, S. 31f.) geboten haben. Auf S. 115 muß es in der Anmerkung „Sagensatz“ (nicht Märchensatz) heißen. Die Angabe auf S. 127, daß das Mädchen Hillebiegel im Roman „Schloß Welfern“ den Namen nach einer alten Waldgeistin des Böhmerwaldes trägt, kann leicht mißverstanden werden. Der Böhmerwald kennt keine solche Waldgeistin. Waplit hat aus den „Deutschen Sagen“ von Grimm jenen Abschnitt der Sage vom Einzelmann in seine „Böhmerwaldsagen“ übernommen, in dem dieser wunderliche Hausgeist erzählt, daß er „aus dem böhmischen Gebirg gekommen wäre und im Böhmerwalde seine Gesellschaft hätte“, und das Ganze entsprechend ungeändert. Diese Kunst des Dichters, den aus seinen Quellen und insbesondere aus der lebendigen Volksüberlieferung genommenen Rohstoff zu einem dichterisch schönen Gebilde zu formen, betont Voppa namentlich auf S. 234: Wie Waplit die Stoffe aus dem Volksmunde hebt und ihr verwirrtes, zerrworrenes, mit der langen Zeit verderbtes Geäder mit neuem Blute durchströmt, daß alles aus Bräumen und

Erdreich gekräftigt und wirkungsvoll taucht, was auf den Lippen der Kraundel zu verzaubern drohte, das ist jener Wesenszug an seiner Begabung, der ihn in die gegenwärtige deutsche Wiedergeburtzeit verwurzelt, mit der er tiefer wirken wird, als die Gegenwart noch verstant hat."

Friedrich J a k s c h, Das Christbündelspiel des Böhmerwaldes. Musikalische Durchsicht von Walther Hensel. Böhmervolksbundverlag, Berlin 1929. Preis 15 K.

Diese „Gans Waplik, dem Dichter der Heimat, dem Fünfzigjährigen“, und „Gustav Jungbauer, dem Erforscher der Heimat“ gewidmete Bearbeitung bildet das 1. Heft einer Sammlung „Deutsche Singspiele“. Es schließt sich an das von F. J. Annam in den „Beiträgen zur deutschböhmischen Volkskunde“ veröffentlichte und von A. Jungbauer an der gleichen Stelle untersuchte Weihnachtspiel an. Jaksch, selbst ein geborener Böhmerwälder, hat das Spiel mit seinem Verständnis und künstlerischem Geschmac bearbeitet, ohne die wesentlichen Grundzüge zu ändern. Er hat aus den oft lückenhaften Fassungen mit zersungenen Liedern ein geschlossenes, bühnenwirksames Wert geschaffen, aus dem die alte urtümliche Kraft und die gemütvolle Zwigkeit noch stärker als im Volksschauspiel herauspricht und Leser wie Hörer bezaubert. Dem Büchlein ist ein Nachwort „Die musikalische Darstellung betreffend“ von W. Hensel beigegeben.

Josef B l a u, Sudeten-Deutsche Sagen. Für die Jugend ausgewählt. Bilder von Georg Achelstetter. Verlag Hegel & Schade, Leipzig 1929. In Weinen geb. 4 M. 80.

Von der durch Waplik gesomten Böhmerwaldsage „Der unheimliche Hirt“ bis zur Latrasage vom Karfunkelturm führt das hübsch ausgestattete Buch passende Proben aus dem deutschen Sagenschatz der Tschechoslowakei vor. Die Inhaltsübersicht gibt Aufschluß über die Quellen; erklärende Anmerkungen und ein Ortsverzeichnis schließen das Buch ab. Es eignet sich besonders als Weihnachtsgeschenk für unsere deutsche Jugend, aber auch jeder Erwachsene wird die Sammlung mit Gewinn und Genuß lesen.

Dr. Bruno S c h i e r, Die Friedländer Volkskunde. 3. Haus und Hausvat. (Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Allgemeiner Teil II. Heft 4.) Friedland 1929. Preis 8 K.

In diesem ebenfalls mit vielen Abbildungen versehenen Bande behandelt Schier das Haus und seine Teile, das Dach, die Hauswände, Herd und Ofen, Türe und Fenster, Fußboden und Decke, Keller und Boden, Stube und Kammer. Hierbei beschränkt er sich aber keineswegs auf die bloße Beschreibung der Verhältnisse im Friedländer Bezirke, sondern er geht auch auf Sonderfragen der Hausbauforschung ein und schildert im allgemeinen den auch für andere Gebiete geltenden Entwicklungsgang der volkstümlichen Bauweise. Mit Recht wird betont, daß dem Bauernhaus in Zukunft mehr Bedeutung in der deutschen Volkskunsforschung eingeräumt werden müsse, da man in ihm eines der wichtigsten Mittel zur Bestimmung alter Kultur- und Landschaftsgrenzen erkennen muß.

Dr. Friedrich S c h l e s e r, Vom Aberglauben zur Lehre Jesu und den Wirrsalen der Gegenwart. Verlag Wolff Klein, Leipzig 1929. Preis 4 M. 50.

Unter dem Decknamen verbirgt sich ein aus Schlesien stammender, derzeit an einer sudetendeutschen Mittelschule wirkender Professor, der durch eine Prüfungsarbeit über den Aberglauben bei Abraham a Santa Clara veranlaßt wurde, näher auf den schillernden Begriff „Aberglaube“ selbst einzugehen, und auf diese Weise über den Buchstaben glauben, den Jesus bekämpfte, zu einer Kritik der Lehre Jesu gelangte, der also den auch sonst naheliegenden Weg von der Volkskunde über die Brücke des Aberglaubens zur Religionswissenschaft einschlug. Den Abschluß des Bühnen, wie aus einem Guß geschriebenen Buches, das nach einem Urteil „voll scharfer, schonungsloser Kritik und aufbauender Gedanken“ ist, bildet eine gründliche Abrechnung mit der gesamten Gegenwartskultur. Wir werden in einem der

nächsten Zeite noch auf das Buch zurückkommen, besonders auf die Abschnitte über den Aberglauben und über die von H. Raumann übernommene Lehre Lévy-Brühl's vom „Prälogischen Denken“.

H. Raumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. 2. Auflage. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1929. Preis geb. 1 M. 80.

Diese zweite Auflage ist gegenüber der ersten unverändert, nur im Literaturverzeichnis sind einige Neuerscheinungen eingefügt. Den Kernpunkt des Buches bildet die Forderung, daß bei jeder Erscheinung festzustellen ist, ob es sich um primitives Gemeinschaftsgut oder gesunkenes Kulturgut handelt. Daß dies nicht das Hauptarbeitsziel der modernen Volkskunde sein kann, sondern eine bloße, wenn auch nicht belanglose Vorfrage ist, hat die Kritik der Fachleute fast einstimmig ergeben. Zu verweisen ist besonders auf M. Haberlandt (Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXX. 1925, S. 1ff. mit weiteren Hinweisen auf Besprechungen), A. Spamer (Heftische Blätter für Volkskunde XXIII. 1924, S. 67ff.), A. Gaußen (Euphorion 1928), John Meier (Deutsche Forschung. Berlin 1928, S. 26ff.). Es ist daher verwunderlich, wenn der Verfasser im „Vorwort zur zweiten Auflage“ meint: „Inzwischen hat sich meine Betrachtungsweise stark durchgesetzt und wird nur von einigen Wenigen, die nicht sehen wollen oder die noch in hoffnungsloser Romantik befangen sind, abgelehnt.“

Fritz Bhl off, Volkskundliches aus Strafprozessen der österreichischen Alpenländer mit besonderer Berücksichtigung der Zauberei- und Hexenprozesse 1455 bis 1850. (3. Heft der „Quellen zur deutschen Volkskunde“.) Verlag von Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig 1929. Preis geheftet 8 M.

Das Buch stellt eine sehr wichtige Stoffsammlung zum Volksglauben und zur Volksmedizin dar. Alle Arten des Zaubers, der Bildzauber, Liebeszauber, Wetterzauber, Milchzauber, Blindmachen und Lotzubern, wie auch Lotbeten, Krankheits- und Heilzauber usw. sind vertreten. Belege für das Vorkommen der Wahrprobe werden aus den Jahren 1455 (Wiener-Neustadt), 1613 (Willanders) — ein Fall, bei dem der Täter flüchtig war und die Wahrprobe durch die Zeichenöffnung ersetzt wurde — und 1658 (Murau) vorgelegt. Der S. 56ff. mitgeteilte Freibenbrief von Trieben (um 1850) stellt eine vollständigere Fassung unseres oben abgedruckten „Freis-Briefes“ dar; in der ebd. S. 58, Anm. 2, angeführten Literatur wird auch auf die Quelle verwiesen, auf den Freibenbrief aus dem Museum in Schärding („gedruckt zu Straßburg bey Peter Luer“).

E. Hoffmann-Kraher, Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1923 und 1924. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig, 1929. Preis geheftet 24 M.

Dieser neue Band der jedem volkskundlichen Arbeiter unentbehrlichen Bibliographie hat den stattlichen Umfang von 492 Seiten. Er unterrichtet über die volkskundlichen Arbeiten (Bücher, Aufsätze in Zeitschriften usw.) aller Länder und Völker und ist daher für die Völkertunde und die Volkskunde anderer Völker genau so wichtig wie für die deutsche Volkskunde. Unter den neuen Mitarbeitern erscheinen neben anderen auch Vertreter der lettischen, polnischen und italienischen Volkskunde. Der über 600 Nummern umfassende Abschnitt über deutsche Volkspoesie wurde von dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. geliefert. Für das sudetendeutsche Gebiet ist bloß zu berichtigen: Nr. 3591 und 4268 soll es richtig Kettl (nicht Nette) heißen; Nr. 4708 gehört zu Tschech.-Schlesien, Nr. 4709—4711 zu Mähren.

Wilhelm Bessler, Atlas der Wortgeographie von Europa — eine Notwendigkeit. (Sonderdruck aus der Festschrift von Schrijnen.) Verlag des Vaterländischen Museums in Hannover, 1929.

Wesler, der den nun zur Wirklichkeit gewordenen Atlas der deutschen Volkskunde schon 1907 angeregt und immer wieder gefördert hat, begründet in dieser Schrift die Notwendigkeit eines Atlas der Wortgeographie Europas und erörtert die Gesichtspunkte, die hierbei vorwalten müssen.

Wesler, Die Familiennamen im Sächsischen Philologenverein. (Sonderdruck aus der Zeitschrift „Die höhere Schule im Freistaat Sachsen“.) Dresden 1929.

Nach dem Mitgliederverzeichnis des Sächsischen Philologenvereines vom Jahre 1927, das 4289 Personen und 2376 Namen verzeichnet, werden alle Familiennamen der Behörde an den höheren Schulen Sachsens gründlich untersucht und erklärt. Bis auf einen Rest von etwa 200 Namen ist dem gewiegten Fachmann die Erklärung auch gelungen. Für Familiennamenforscher des angrenzenden nordböhmisches Gebietes, in dem vielfach die gleichen Namen vorkommen, stellt die Arbeit ein gutes Hilfsbuch dar.

Karl Wehrhan, Frankfurter Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel. (1. Band der Veröffentlichungen des Volkslied-ausschusses für das Land Nassau, die Stadt Frankfurt a. M. und den Kreis Wehlar.) Verlag Heinrich Staadt, Wiesbaden 1929. Preis geheftet 20 M.

Hier wird auf 388 Seiten eine überraschende Fülle (4160 Stück) von Volksüberlieferungen dargeboten, die man in einer Großstadt nicht vermutet. Wir werden dadurch belehrt, daß auch die Großstadt ihre reiche Kinderdichtung besitzt und daß auch hier heute noch, wie etwa die vielen Zeppelinreime beweisen, Neuschöpfungen in reichem Maße vorkommen. Allerdings macht der Herausgeber selbst im Vorwort auf den gewaltigen Unterschied zwischen der beständigen, Altes und Bewährtes festhaltenden Kinderdichtung des Landes und der raschen Wechsel unterworfenen, aus der Welt der Erwachsenen allerlei Modezeug aufnehmenden Kinderdichtung der Stadt aufmerksam. Rätsel, die später gesondert behandelt werden, fehlen in dem Buche. Als 2. Band der gleichen Reihe wird die Sammlung „Nassauisches Kinderleben“ von D. Stückrath erscheinen, ein 3. Band wird die Anmerkungen und vergleichenden Hinweise literarischer, geschichtlicher und musikalischer Art für beide Bände bringen.

R. Zoder und O. Eberhard, Spielmusik fürs Landvolk. Österreichischer Bundesverlag, Wien und Leipzig 1926ff. Preis eines Heftes 3 S.

Von diesem Werke, das das österreichische Volkslied-Unternehmen in Verbindung mit der Volksbildungsstelle des Bundes-Ministeriums für Unterricht herausgibt, sind bisher drei Hefte erschienen, die ihren Zweck, gute Volksmusik zu beleben und zu fördern, voll erfüllen: 1. Turmweisen, Fanfaren und Vieder für vier Blechbläser (1926). 2. Volksweisen (Märsche, Länze und Vieder) für zwei Quersflöten und kleine Trommel, gesammelt von R. M. Klier und R. Zoder (1927). 3. Volksweisen (Fanfaren, Vieder und Länze) für zwei Flügelhörner oder Trompeten in B (1929). Im 3. Heft ist auch das sudetendeutsche Gebiet vertreten: Hochzeitfanfare aus Altstadt bei Mähr.-Trübau; Saatereiferfanfare aus dem Ruhlandchen; Stadttürmer-Trompetentusch aus Eger.

Walter Hensel, Strampedemi. Ein Viederbuch von Jungen, Trutz und Art. Mit 7 Holzschritten von A. Niemann, 175 Seiten. Bärenreiter-Verlag, Kassel 1929. Kartoniert 1 M. 80, in Rohleinen geb. 2 M. 80.

Mit diesem Viederbuch hat sich der verdiente Vorkämpfer des guten deutschen Liedes das Ziel gesetzt, „die jungmännliche Art, das trutzige Wesen in reiner, ungeschlächter Art aufleuchten zu lassen, in Viedern größter Schlichtheit und Formenstrenge. Die Weisen sind so geartet, daß einerseits ihr stürmischer Rhythmus von dem Brausenden, schäumenden Leben der Jugend zeugt, ihre Gebundenheit und Formenstrenge andererseits zugleich Zucht und Maß bedeuten“. Der Beginn des

Rehrveins „Strampede mit“ bei dem Liede „Wir zogen in das Feld“ (S. 35) hat den Namen für die Überschrift geliefert. Aus sudetendeutschem Gebiet stammen von W. Densel vertonte Lieder von Ernst Reibl und Heinrich Wido, ferner Die helle Sonn (Worte von Nikolaus Hermann 1560), Der Wildschütz (Nordböhmen), Was ich werden will (aus der Sammlung von Pruscha-Lorischer), Auf, auf, ihr Wanderleute! (Nordböhmen, nach einer Aufzeichnung von Adolf König), Lied beim Hopfenpflücken und Der böhmische Wind (Deutschböhmen).

Viktor Schirunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine. Zentral-Völker-Verlag, Charkow 1928. Preis 1 Rubel.

Dieses aufschlußreiche Buch des verdienten Professors der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Weningrad unterrichtet nicht bloß über die deutschen Siedlungen der Ukraine, sondern über alle, rund 1½ Millionen zählenden Deutschen Sowjetrußlands. Vorangestellt ist eine ausgezeichnete geschichtliche Einleitung, in der im besonderen die Gründe angegeben werden, warum gerade deutsche Kolonisten nach Rußland kamen. Dann folgen Abschnitte über die Mundarten, das Volkslied, die sachliche Volkskunde (Dorf, Haus und Hof, Volkstrachten, Speise und Trank, Möbel und Hausgerät, Volkskunst), ferner über die Sitten und Bräuche und die neben dem Volkslied noch in Betracht kommenden Gruppen der Volksdichtung (Zauberprüche, Sprichwörter und Redensarten, Rätsel, Sagen, Märchen und Schwänke, Ortsnecereien, Kinderlieder und Kinderspiele).

Jiří Polívka, Lidové povídky slovanské. I. Band. Verlag der Národopisná společnost československá, Prag 1929. Preis 25 K.

Anlässlich des 70. Geburtstages des Altmeisters der slawischen Volkskunde und der internationalen Märchenforschung, des Prof. Dr. J. Polívka, beschloß die Tschechoslowakische volkskundliche Gesellschaft, die wichtigsten Abhandlungen des Gelehrten, die nicht alle in tschechischer Sprache erschienen sind, in einer Reihe von fünf Bänden in tschechischer Sprache herauszugeben. Der 5. Band wird ein Namen- und Sachregister, eine Bibliographie der in den einzelnen Abhandlungen verarbeiteten Monographien, bibliographische Anmerkungen und eine übersichtliche Zusammenfassung des Inhaltes aller Abhandlungen in französischer Sprache enthalten. Die Ausgabe besorgen J. Horák und V. Tille, denen die volle Unterstützung des Verfassers selbst zuteil wird. Der vorliegende Band bringt Abhandlungen über die Märchenstoffe „Der Fischer und das goldene Fischlein“, „Doktor Allwissend“ und „Von goldbringenden Bögeln und den zwei armen Knaben“, wovon die ersten zwei 1897 und die dritte 1900 erschienen sind. Alle sind unter Heranziehung der neuesten Literatur ergänzt und erweitert.

Walter Keller, Italienische Märchen. Verlag E. Diederichs, Jena 1929. Preis in Edelpappe 7 M., in Halbkleinen 7 M. 50.

Dieser neue, schmale Band der „Märchen der Weltliteratur“ bringt mehr literarische Formungen von Volksmärchen, nicht eigentliche Volksmärchen, mehr Erzählungen der Vergangenheit als der Gegenwart. Je 9 Stück sind Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts und der Volksdichtung des 15. und 16. Jahrhunderts entnommen, je 13 Stück stammen aus Straparola und Basile, endlich ist noch ein Märchen aus dem 18. Jahrhundert angefügt. Alle Proben lassen die Eigenart des italienischen Märchens deutlich erkennen, die Freude an sinnlichen Genüssen, am Essen und Trinken, an schönen Kleidern usw. Gern wird vom Liebespiel erzählt, hohes Lob erfährt stets die Freigebigkeit. Viel mehr als etwa im deutschen Märchen spielt das Meer eine Rolle. Fast alle Märchen sind in einem lebendigen Erzählerton gehalten und nicht selten in die Ichform eingekleidet, wie z. B. Nr. 14, diese seltsame Mischung der Motive vom Zauberlehrling und von Amor und Psyche.

Otto Spies, Türkische Volksbücher. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde. (12. Band von „Form und Geist“.) Verlag S. Giesblatt, Leipzig 1929.

Diese von Prof. Dr. J. Kypka in Prag besonders geförderte Untersuchung macht auf ein bisher vernachlässigtes Stoffgebiet aufmerksam, auf die türkischen Volksbücher, die im engsten Zusammenhang mit dem türkischen Märchen stehen, das in gar mancher Beziehung die Brücke zwischen dem Osten und Westen bildet. Außerdem aber gewähren die türkischen Volksbücher einen guten Einblick in den Volksglauben und Volksbrauch, wie auch in das gesamte Volksleben der Türken.

Hans F. R. Günther, Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassen-geschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache. 3. Auflage. Verlag J. F. Lehmann, München 1929. Preis geheftet 10 M., geb. 12 M.

Günthers Rassenkunde Europas, diese treffliche Ergänzung zur „Rassenkunde des deutschen Volkes“ hat seit ihrem ersten Erscheinen (1924) weite Verbreitung gefunden. 1925 ist eine schwedische Übersetzung der 1. Ausgabe, 1927 eine englische Übersetzung der 2. Auflage erschienen. Mag man wie immer zur Rassenkunde an sich und zu Günthers Anschauungen und seiner hohen Bewertung der nordischen Rasse im besonderen eingestellt sein, Tatsache bleibt, daß vor allem auch die Volkskunde aus den tiefstehenden, auf umfassenden Kenntnissen aufgebauten Forschungen Günthers großen Gewinn ziehen kann. Ihre Ergebnisse bestätigen nicht selten die vom Volksforscher gemachten Beobachtungen. Wenn Günther (S. 79f.) bei der dinarischen Rasse die Begabung für Tonkunst, vor allem für Gesang, betont und hervorhebt, daß im vorwiegend dinarischen Alpengebiet das deutsche Volkslied am lebendigsten ist, so stimmt dies, wie auch andere seelische Eigenschaften der dinarischen Rasse, die Günther bespricht, vollständig mit den Feststellungen der Volkskunde für das bairisch-österreichische Stammesgebiet überein.

Die Tschechoslowakei ist in dieser Auflage mit drei Bildern vertreten. Eins stellt den „vorwiegend nordischen“ Senator Hilgenreiner (geb. in Friedberg in Deutschland) dar, eins einen mit Namen nicht genannten tschechischen Dichter aus Prag; das dritte können wir dank dem Entgegenkommen des Verlages Lehmann, der den Druckstock bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat, auch unseren Lesern

vorführen. Es hat die ganz allgemeine Beschreibung „Tschechoslowakei. Haare aschblond, Augen grau. (Zeichn.: Engel, Baiersdorf)“. Dieses fragwürdige weibliche Wesen, bei dem nicht angegeben ist, ob es sich um eine Angehörige des tschechischen, slowakischen, deutschen oder eines anderen Volkes handelt, macht mehr den Eindruck einer Zigeunerin. Es soll die „ostbaltische Rasse“ darstellen, kann aber keineswegs als ein in der Tschechoslowakei vorherrschender Typus angesehen werden. Vor allem werden sich die 3½ Millionen Deutschen der Tschechoslowakei dagegen wehren, daß diese Dame etwa als ihre Vertreterin angesehen wird, sie am besten in ihrer Kopfbildung kennzeichnet. Dasselbe gilt auch von den Tschechen. Für alle Urslawen nimmt auch Günther an, daß sie überwiegend nordisch waren. (S. 278). In den tschechischen Gräbern überwiegen, wie Günther in Verwertung der Forschungen des tschechischen Anthropologen Matiegla anführt, die Langschädel sogar bis ins 12. Jahrhundert (S. 279), wobei es sich allerdings, wie Günther besonders betont, wahrscheinlich mehr um den sorgloser bestatteten Teil der Bevölkerung, um die oberen Schichten handelt, bei welchen wohl auch germanisches Blut in Betracht kommt. Doch gilt ihm als Tatsache, daß die westslawischen Tschechen mit ihrem noch deutlichen dinarischen Einschlag wie die Ukrainer und Südpolen mit ihrem dinarischen Einschlag den Übergang zu den an dinarischem Blute ärmeren, an ostbaltischem Blute viel reicheren übrigen Polen und Russen bilden. Ein Bild



mit einer Vertreterin der ostbaltischen Rasse und der Unterschrift „Tschechoslowakei“ kann daher nur die unrichtige Vorstellung erwecken, daß die Rasse hier vorherrschend ist. Es wäre daher sehr zu empfehlen, daß der im Vorwort vom Verfasser ausgesprochenen Bitte, ihn durch Zusendung von Bildern — Unkosten trägt der Verlag — zu unterstützen, in der Tschechoslowakei von möglichst vielen Seiten entsprochen wird, damit für die nächste Auflage passendere Bilder ausgewählt werden können.

Das Buch selbst, bei dem auch die Klarheit und Reinheit der Sprache besonders zu rühmen ist, hat in dieser Auflage beträchtliche Erweiterungen, namentlich im geschichtlichen Teile, erfahren. Es ist mit 488 Abbildungen und 34 Karten ausgestattet.

Zeitschriftenchau

Arbeitsblätter der Staatspolitischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendbewegten. Essen, 1929.

Im Oktoberheft bespricht Heinz Hungerland, Leiter des Archivs für Volks- und Heimatkunde des Osnabrücker Landes, in einem Aufsatz „Heimatlehre und Volkskunde als Kern- und Angelpunkt der vollstlichen Erneuerungsbestrebungen“ die wissenschaftlichen Aufgaben der Volkskunde, betont ihre große Bedeutung für die Volksbildung und für den Wiederaufbau des Volkstums aus dem Innern der Volkseele heraus und erhebt neben anderen Forderungen auch die nach Errichtung eines Reichsinstituts für Heimat- und Volkskunde. Zu einem solchen wird sich jedenfalls in nicht zu ferner Zeit die Zentralstelle des „Atlas der Deutschen Volkskunde“ in Berlin entwickeln.

Der Auslandsdeutsche. Mitterlungen des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart.

Im 2. Oktoberheft 1929 befaßt sich Franz Arens in einem sehr beachtenswerten Beitrag „Wem gehört die tschechoslowakische Industrie“ mit der gleichnamigen Aufsatzreihe J. Gejda's in der Zeitschrift „Přítomnost“. Im 1. und 2. Novemberheft behandelt W. Ruhn „Die deutschen Weichselkolonisten“ und liefert damit auch wichtige Beobachtungen zur Psychologie des Sprachinselmenschen.

Monatsschrift für Bürgerkunde und Erziehung. Geleitet von O. Bauvich, A. Lehner und J. Sommer. I. (VI.) Jahrgang, Prag 1929.

Im 5./6. Heft veröffentlicht Prof. Dr. Franz Söngin einen längeren Aufsatz „Im Dienste der Volks- und Heimatkunde“. Der Verfasser, der auch ein ausgezeichnete Kenner des Volksliedes ist und sich auf dem Gebiete der Volksliedpflege hervorragend betätigt, beschäftigt sich seit Jahren mit den Vorarbeiten zu einem Werke über das sudetendeutsche Kinderlied und Kinderspiel, dem seine Ausführungen in erster Reihe gelten. Einleitend gibt er eine durch ihre gedrängte Kürze um so wirksamere Übersicht über die Entwicklung der deutschen Volkskunde im allgemeinen und der sudetendeutschen im besonderen und bespricht auch ihre Bedeutung für die Schule und Volksbildung. Den Beitrag schließt ein eingehender Fragebogen zum Kinderlied und Kinderspiel ab.

Das Ruhländchen. Verlag der O. B. Enders'schen Kunst-Anstalt. Neu-Litfchein.

Vom XI. Band (1929) dieser Monatschrift (Leiter Alois Mudrak) liegen 7 Folgen (April—Oktober) vor. Aus den volkstümlichen Beiträgen sind besonders hervorzuheben: Die Ostereier und ihre Sprüche im Ruhländchen (mit vielen Abbildungen) und Kinderlieder, beide aus dem Nachlaß des Heimatforschers Stephan Weigl.

Rirchenuft. Osterreichische Zeitschrift für Pflege religiöser Kunst. Im Auftrag der Osterreichischen Leo-Gesellschaft herausgegeben von A. Weisenthofner und J. Ringler. Rthstallerlag, Wien.

Von dieser neuen Vierteljahrschrift (Preis des Hefes 2 S 50, des Jahrgangs 8 S) sind bereits drei Hefte erschienen. Das erste Heft eröffnet ein kerniges Geleitwort des Kardinals Piffil, des Präsidenten der Leo-Gesellschaft, der kurz die großen Aufgaben der Zeitschrift für die Kunstwissenschaft und Kunstpflege zusammenfaßt. Kirchenkunst und Volkskunst sind seit je, besonders auf süddeutschem Boden, aufs engste verbunden. In der Kirche fand der Volkskünstler oft seine einzigen Vorbilder, denen er nachschuf. Aus diesem Grunde ist diese gehaltvolle und vornehm ausgestattete Neuerscheinung gerade vom Volkskünstler, der in den besprochenen und abgebildeten Werken der hohen Kunst gar oft Zusammenhänge mit den Erzeugnissen der Volkskunst feststellen kann, sehr zu begrüßen.

Das deutsche Volkslied.

Das Oktoberheft enthält zwei Volkslieder aus dem Egerland (Vedda Hames, dows in Dudlsäck hear und Hâu i dien Woiz ass Bagl asigfant), aufgezeichnet von Elsa Richar nach Mitteilung eines Fräuleins, das die Lieder von der Hausgehilfin Resl Schadel gelernt hat. Leider ist der Heimatsort der Gewährsperson nicht angegeben. Ferner bringt das Heft eine ausführliche Besprechung der „Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien“, zu der K. M. Ritter zahlreiche Ergänzungen liefert. Im November-Dezemberheft werden neben andern Kindererzählungen, Christkindl- und Dreiköniglieder aus den Ofener Bergen von Doktor Rudolf Hartmann (Ezegebin) mitgeteilt. Auch das sudetendeutsche Gebiet ist wiederum vertreten durch einen Beitrag „Auswendigingen“ von Adolf König (Reichenberg) und ein Hirtenlied (Pastorella) aus Deutschböhmen, eingekandt von Oberlehrer Josef Gusta in Bruck bei Marienbad, in dessen Besitz sich handschriftliche Weihnachtslieder mit Instrumentalbegleitung befinden, die von seinem Urgroßvater J. A. Wenzel Benedickt, der ebenfalls Lehrer in Bruck war, stammen. Von sudetendeutschen Erscheinungen werden in diesem Heft besprochen: A. Korn, Das Bethlehempiel, und J. Blösl, Die Sprachinsel Deutsch-Brödel—Wachtl, II. Teil.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

Im 5./6. Heft beschließt L. Höfer seine wertvolle Veröffentlichung „Wiener Kinder Glaube“, die tatsächlich ein trefflicher Beitrag zu „Volks Glaube und Volksbrauch in der Großstadt“ ist und anschaulich zeigt, wie auch in der heutigen Großstadt Glaube und Brauchtum lebendig sind, wie hier neben oft sonderbaren Umbildungen auch reine Neubildungen vorkommen. Von weiteren Beiträgen sind hervorzuheben: H. Pittioni, Eine Höfform des oberen Ennstales (eine Mischform zwischen karantanischem Hausenhof und Salzburger Haus, für die der Verfasser die Bezeichnung „Weststeirischer Gruppnhof“ vorschlägt) und A. Haberlandt, Die Eröffnung des Tiroler Volkskunstmuseums. Dieses Museum für Tiroler Volkskunst und Gewerbe in Innsbruck, geleitet von J. Ringler und B. Oberhammer, wurde am 15. Mai eröffnet.

Deutsch-Ungarische Heimatsblätter.

Im 4. Heft berichtet E. Moór über „Die ältesten deutschen Siedlungen in der Eheisenebene“, H. Schmidt teilt Volksbräuche der nördlichen Banatna mit (Kulturzugstrotztreiben, Fußelsomntag). Davon gehört der erste zu dem Frühjahrsbrauch, der sich gegen die Junggesellen richtet, die während des Faschings keine Frau gefunden haben, der zweite gehört zur großen Gruppe der Frühjahrsfeuer (Scheibemwerfen).

Karpatenland.

Aus dem reichen Inhalt des 4. Hefes ist zu nennen: E. Moór, Der Name Szepes-Zips; J. Hanita, Das Drümel (Ein Beitrag zur karpatendeutschen Trachtentunde) und Vom Volks Glauben in der Kremnitzer Sprachinsel; J. Gréb, Weiteres zu dem Namen „Wagendrüffel“; A. Karasz, Volksrätsel aus den deutschen Sprachinseln in Galizien.

L u d. Organ polskiego towarzystwa etnologicznego. Lwów (Lemberg).

Das 1./2. Heft des laufenden Jahrgangs dieser von Prof. Dr. Adam Fischer geleiteten Zeitschrift enthält neben andern Beiträge zur Volkskunst, so über die

fachubijchen Goldhauben und Stickereien und über die Papierschnitte bei den Juden in Polen, ferner auch einen lehrreichen Aufsatz über Kinderspielzeug, das aus Pflanzen hergestellt wird.

Glasnik Skopskog nautschnog druschtwa.

Im 5. Band (1929) dieser Veröffentlichung der wissenschaftlichen Gesellschaft in Skopje behandelt E. S ch n e e w e i s die „Hauptelemente der Totenbräuche bei den Serben und Kroaten“ und hebt insbesondere die Unterschiede heraus, die sich aus den verschiedenen Religionsbekenntnissen im Brauchtum ergeben.

Archiv Orientální. Journal of the Czechoslovak Oriental Institute.

Diese seit kurzem erscheinende Zeitschrift gibt B. G r o z n ý mit Unterstützung von Fachleuten — darunter A. G r o h m a n n, O. S t e i n und M. W i n t e r n i z von der Deutschen Universität in Prag — heraus. Das 3. Heft bringt eine gründliche Untersuchung von A. W e s s e l s k ý „Der Gott außer Funktion“, die von dem häufigen Märchenmotiv, daß der Tod vorübergehend seine Tätigkeit einstellen muß, den Ausgang nimmt.



Deutscher Volkskunde-Kalender 1930.

Diese prächtige Neuerscheinung, die auf Wochenblättern und Einschaltbildern eine reiche Fülle von Anschauungsstoff aus allen Gebieten der Volkskunde darbietet, steht im engsten Zusammenhang mit dem Unternehmen „A t l a s d e r d e u t s c h e n V o l k s k u n d e“. Der Leiter der Zentralstelle, Dr. F r i z B o e h m, ist zugleich der Herausgeber des Kalenders, bei dessen Stoffauswahl ein Zusammenhang mit den Fragebogen des Atlas hergestellt wurde. Die meisten Aufnahmen wurden für den Kalender neu gemacht, Text und Bilder zu den Blättern 6, 29, 46 wurden von Dr. B r u n o S c h i e r (Prag) geliefert. Da die Bilder auf festem Kunstdruckpapier hergestellt wurden, können sie auch im Anschauungsunterricht der Schule gut verwertet werden, ohne daß eine zu schnelle Abnutzung zu befürchten ist. Der Kalender wird in einer Versandmappe geliefert, aus der man nach der beigegebenen Anweisung leicht einen hübschen und praktischen Kasten für die ständige Aufbewahrung der Kunstblätter herstellen kann. Er kostet, unmittelbar vom Verleger Johannes P ä h l e r in Dresden N 15, Planitzstraße 20, bezogen, 2 M. 30, zuzüglich Postgebühren. Er kann aber auch durch die Zeitung unserer Zeitschrift bezogen werden, die bei entsprechender Beteiligung eine Sammelbestellung durchführt, womit sich für alle Bezahler ein ermäßigter Preis ergibt.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K. in Halbleinen gebunden 35 K. nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (angestempelt) an den staatlichen Büchereinstruktur Dr. A n t o n M o u c h a in Prag III., Málteszské nám. 1, richten. Der Jahrgang 1928 wird jenen Gemeindebüchereien, die davon angefragt haben, in der nächsten Zeit zugehen.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft.

Eine Befähigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezahler bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagsschein ohne weitere Aufforderung zugeandt.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Portofreie Zeitungsbefehle“ steht.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10.
Druck von Heinr. Mersch Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

8. Jahrgang 1930

1. Heft



Gudetendutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur
und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die
Tschechoslowakische Republik in Prag

Jährlich 6 Hefte
Einzelpreis: 6 Křš. — Jahrespreis: 30 Křš.

Prag 1930

Zur Buchhandelt durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Hand zu verwenden, Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Voceľova 10.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 M., für Österreich 1 60 S., für das übrige Ausland 1 40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 M., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postcheckkonto Prag Nr. 207.729.

Anzeigen nach Abereinkommen. Bei wiederholter oder ständiger Einschaltung erfahren sie eine bedeutende Ermäßigung.

Kirchenkunst

Österreichische Zeitschrift für Pflege religiöser Kunst

[im Auftrage der österreichischen Leo-Gesellschaft]

herausgegeben von Anselm Weißenhofer und Josef Ringler?

Die Zeitschrift „Kirchenkunst“ nimmt regsten Anteil an den Fragen des Neu- und Ausbaues, der Anschaffung und Erneuerung und erschließt das unbergängliche Gut der Vergangenheit.

Die reich illustrierte Zeitschrift wird vier Mal im Jahre in Heften von 24 bis 32 Seiten Umfang in Quartformat erscheinen. — Der Bezugspreis für das ganze Jahr beträgt S 8.—, der Einzelpreis des Heftes S 2 50.

Probeheft S 1.— **Karl-Franz-Verlag G.m.b.H., Wien** Prospekt gratis

*Ein
wunderbarer Freund
des
Lebens ist*

**DER GROSSE
BROCKHAUS**

HANDBUCH DES WISSENS
IN 90 BÄNDEN
mit über 200'000 Stichwörtern auf etwa 15000 Seiten,
etwa 49000 Abbildungen sowie 210 Karten und Plänen,
dann er ist

*der praktische Ratgeber
in allen Dingen des täglichen Lebens.
Für jede Familie
unentbehrlich*

Monatlich nur wenige Mark, wenn jetzt bestellt
jetzt noch Umlaufmöglichkeit für alle Lexika

Verlangen Sie noch heute von Ihrem Buch-
händler oder direkt vom Verlag Karten und
sollig unentgeltlich für Sie die ansehnliche und
reich behandelte Broschüre:

Der Brockhaus des 20. Jahrhunderts

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG



3. Jahrgang

1930

Gudetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1930

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Gustav Jungbauer, Das kleine Andachtsbild	1—20
Dr. Ernst Hoyer, Zur Erbfolge in Bauerngütern nach dem im 18. Jahrhundert in Westböhmen geltenden Rechte	20—24
Dr. Rudolf Kubitschek, Die Herkunft der Hirschaer	24—26
(Dr. Gustav Jungbauer), Adolf Hauffen †	51—58
Alfred Karasjel-Langer, Sagen von der Moosfrau aus Oberstuden in der Slowakei	58—65
Rudolf Gruschka, Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren	65—77
(Dr. Gustav Jungbauer), Alois John ein Siebziger	77—79
Dr. Hubert Hakmann, Zur Dialektgeographie der bayerischen Oberpfalz und Westböhmens	99—112
Dr. Rudolf Kubitschek, „Auf die Kirchweih laden“	113—114
Dr. Jakob Loidl, Einiges zum Namen Wagendrüssel	114—116
Ignaz Göth, Der Berghäuerzug in Jglau	116—120
Dr. Leonhard Franz, Schatzgräber	120—123
Nikolaus Rollinger, Volksbotanisches aus Klein-Mohrau bei Freudenthal in Schlofen	123—128
Dr. Gustav Jungbauer, Sprachinselvölkerkunde 143—150, 196—204, 244—256	
Dr. Eduard Eisenmeier, Zephyrin Zetkl, der Mundartdichter des Böhmerwaldes	150—157
Dr. Gustav Haas, Der Handel unserer Vorfahren vor dem Eisenbahnbau 158—170	
(Dr. Gustav Jungbauer), Emil Lehmann. Zum 50. Geburtstag	191—192
Dr. Rudolf Kubitschek, Das Gedächtnis des Volkes	193—195
Franz Breiner, Kleine Beiträge zum süd-mährischen Hochzeitsbrauchtum 205—210	
Alfred Karasjel-Langer, Die Wunderlampe. Märchen aus Ober-Turk in der Kreunitzer Sprachinsel	210—216
Petr Bogathrey, Die Bräuche und der Aberglaube bei dem Bau eines Hauses in Karpathenrußland	216—220
Egon Lendl, Sudetendeutsche Kolonisten in Oberflawonien	239—244
Karl W. Alier, Zum deutschen Volkstanz	256—259
Richard Zeisel, Der Dumme hat 's Glück. Märchen aus der Deutsch-Probener Sprachinsel	259—263
Franz J. Veranel, Zum Hausbau in Karpathenrußland	263—264

Kleine Mitteilungen

	Seite
Emil Mauder , Dreikönigskieder aus Nordböhmen	27—30
Dr. Rudolf Kubitschel , Der Wallerer Familienname Sauthelit	30
Franz Göß , Herenglaube um Bodenstadt in Mähren	31—32
Jgnaz Göth , Eine „Ledige Leich“ in der Jglauer Sprachinsel	33—35
Josef Raschel , Eine Art Steckbrief aus dem Jahre 1761	35
Dr. Gustav Jungbauer , Hauffen und Naumann	37
Staatkanstalt für das Volkslied	37—38
Volkstündliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag	38, 272
Walter König-Beher , Glasräden	79
Dr. Rudolf Gadwich , Das Kimmernisbild in Mähr.-Kothmühl	80
Deutsches Rechtswörterbuch	83
Richard Baumann , Das Maibaumfällen in Neusattel bei Elbogen	128—130
Dr. Rudolf Kubitschel , Spielgebete der Kinder	130—131
Augustin Galse , Heilmittel aus Südböhmen	131
Hubert Kerad , Puppenspiele	131
Krippenforschung	131—132
Josephat (Umfrage)	132
Adolf Südkhorn , Schimpf im südlichen Egerland	170—173
Franz Meisinger , Osterreime aus dem Böhmerwalde	173—176
Eduard Böhs , Aus der Volkssprache des oberen Schönhengstgaues	176—177
Der Bauer als Erzieher	177
Der zweite Volkskunstkongreß	177—178, 223
Papst Pius XI. als Schächer der Volkskunde	178
Ernst Ggler , Die weibliche Volkstracht in der Wischauer Sprachinsel	220—221
Jgnaz Göth , Der Prügeltzapfen	221
Augustin Galse , Zum südböhmischen Volksglauben	222
Der erste deutsche Volkskundetag	222
Vorbildliche Sammelarbeit	222—223
Eugen Niederichs †	223
Adolf König , Ein Hirtenpiel aus Reichenberg	264—266
Johann Brezina , Zukunftsforschung in der Weihnachtszeit	266
H. Slawitscheks Anastasius Rabenschlucker und die Volksüberlieferung	266
Trutzgangln aus Annaberg (Ostgalizien)	267—268
Karl Ledel , Dreschflügelreime aus dem Schönhengstgau	269
Adolf Südkhorn , Wie man Ertrunkene findet	269
Hans Freising , Die Flußmuschel in der Volksmeinung	269
Dr. Rudolf Kubitschel , Merkwürdige Tiernamen	269—270
Emma Sagl , Bei- und Spottnamen aus Grulich und Umgebung	270—271
Von den deutschböhmischn Siedlern im Banat	271—272
Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch	272
Atlas der deutschen Volkskunde . . . 35—37, 81—83, 132—133, 178—179,	223—227, 272—274
Einlauf für das Archiv	133, 274—275
Antworten	38—44, 83—91, 133—137, 180—185, 227—231, 275—279
Umfragen	44, 91—92, 137, 185—186, 231—232, 279—280
Kurze Nachrichten	92
Besprechungen	44—50, 92—98, 137—142, 186—190, 232—238, 280—286
Abbildungen	3, 5, 9, 13, 15 (zwei), 17 (zwei), 33, 43 (drei Skizzen), 51,
78, 80, 84, 117, 118, 119, 120, 146, 151, 178, 184, 191, 197, 221, 248 (zwei)	

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Anton Altrichter (Mikoltsburg). Franz Andref (Dobruzan). Heinrich Anfert (Leitmeritz).

Richard Baumann (Altrohrau). Franz J. Beranek (Neuhaus). Dr. Alois Bergmann (Mähr.-Osttau). Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Kömerstadt). Oskar Bernerth (Sternberg). Josef Bezdek (Reichenau bei Mähr.-Trübau). Franz Blöchl (Pilsen). Petr Bogathrev (Prag). Eduard Böhs (Mähr.-Kothmühl). Dr. Ed. Braun (Troppau). Franz Breiner (Prag). Johann Brezina (Graben).

Th. Chmela (Prag).

Johann Dolaf (Mähr.-Neustadt).

Dr. Eduard Eisenmeier (Prag). Hans Englisch (Mähr.-Kopendorf). Ernst Epler (Bisfowitz).

Dr. Leonhard Franz (Prag). Hans Freising (Brünn).

Augustin Gafse (Graben). Ignaz Göth (Znaim). Franz Göb (Poschtau). Janni Greipl (Friedberg). Karl Gruber (Kopshaupt). Leopold Grub (Göllnitz). Adolf Gückhorn (Prag).

Dr. Gustav Haas (Freudenthal). Dr. Josef Hanika (Prag). Dr. Hubert Haszmann (Elbogen). Dr. M. Herr (Warnsdorf). Dr. Johann Hille (Wöllmsdorf). Eduard Hölzl (Bischofsteinitz). Dr. Ernst Hoyer (Prag). F. Ed. Hrabe (Winterberg). Rudolf Druschka (Althart).

Dr. Gustav Jungbauer (Prag). Dr. Ernst Jungwirth (Kömerstadt).

Alfred Karafel (Brünn). Johann Kefler (Petersdorf in Schlesien). Karl M. Klier (Wien). Erich Knoll (Bergstadt). Adolf König (Reichenberg). Walter König-Beyer (Reichenberg). Hans Krcal (Jglau). Dr. Rudolf Kubitschek (Eger). Dr. Hermann Kügler (Berlin). Dr. Hermann Kügler (Krönan).

Rudolf Lange (Münberg). Josef Lang (Neudorf bei Drohobycz). Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). Egon Lendl (Wien). Dr. Jakob Loidl (Salzburg). Dr. Franz Longin (Prag). Josef Lösch (Poderfam).

Josef Maichel (Holeischen). Emil Mauder (Bodenbach). Franz Meifinger (Frauenthal bei Prachatitz). Franz Meißner (Niederlangenau).

Hubert Merad (Prag).

Dr. Kurt Oberdorffer (Brüx).

Nikolaus Rollinger (Prag).

Emma Saryl (Prag). Johann Schreiber (Grosse). Julius Schumke (Bdice). Robert Staininger (Sandl in D.-L.). Karl Storch (Mürschan).

Dr. Gustav Treizler (Graslitz).

Viktor Wenhart (Hall i. L.). Dr. Franz Wiesner (Dittershof).

Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Proben).

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocołoba 10

3. Jahrgang 1930

1. Heft

Das kleine Andachtsbild

Von Gustav Jungbauer

Schon im Jahre 1912 hielt A. Spaner im „Bayerischen Landesverein für Heimatschutz“ in München einen Lichtbildervortrag über „Unsere Gebetbuchbilder“ und verband damit eine Ausstellung von Bildern aus eigenem Besitz und aus verschiedenen Münchner Sammlungen. Aus diesen kleinen Anfängen ist in zwanzigjähriger unablässiger Sammel- und Forschungsarbeit ein unmaßstabes Werk herangereift, das in der prächtigsten Ausstattung (sieben erschienen ist¹⁾).

Den Bildstoff lieferten dem Verfasser mehr als 100 deutsche, österreichische, schweizerische und belgische Sammlungen in Privatbesitz, ferner einzelne Kläster und Museen mit ihren allerdings meist kleinen Beständen. Für die entwicklungsgeschichtliche Behandlung des Stoffes mußte der Verfasser viele bisher unbekannte und weit verstreute Quellen erschließen und außerdem Archivakten, besonders der Augsburger Briefmaler und Kupferstecher, heranziehen. Da zwischen Augsburg und Prag starke Beziehungen bestanden und der sudetendeutsche Anteil am kleinen Andachtsbild nicht gering ist, sei im folgenden das Wichtigste aus dem Werke herausgehoben, zugleich zu dem Zwecke, unsere Öffentlichkeit auf die Bedeutung der Andachtsbilder aufmerksam zu machen. Solche befinden sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nicht bloß in kleiner Anzahl als Einlagen in den Gebetbüchern, sondern oft in großer Menge, aufbewahrt in Schachteln und Kästchen, im Besitze vieler Familien. Nicht selten werden sie achtlos verworfen, was kaum geschähe, wenn die Besitzer wüßten, daß das Andachts- oder Heiligenbild nicht nur für die Volkskunde wie auch für die Religionswissenschaft, Kunst- und Kulturgeschichte und allgemeine Geistesgeschichte von großer Bedeutung ist, sondern zuweilen auch einen Sammelwert von mehreren tausend Kronen hat. Denn auch hier gibt es, ähnlich wie bei den Briefmarken, Stücke, die schon wegen ihrer Seltenheit, aber auch wegen des Stoffes, des Bildes und der Ausführung besonders kostbar

¹⁾ Adolf Spaner, Das kleine Andachtsbild vom XIV. bis zum XX. Jahrhundert. Mit 314 Abbildungen auf 218 Tafeln und 53 Abbildungen im Text. Verlag J. Buchmann N.-G., München 1930. Preis in Ganzleinenband mit Kopfgoldschnitt 60 Mark, in seinem handgebundenem Ganzleiderband 120 Mark. Unsere Bilder (1.—4.) sind dem Buche entnommen; der Verlag hat in entgegenkommender Weise die Druckstöcke zur Verfügung gestellt.

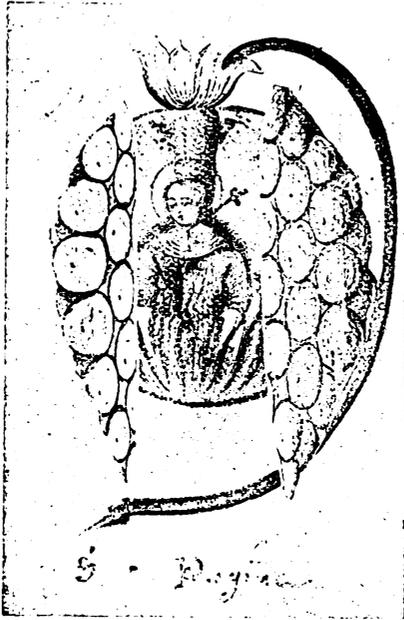
sind. So ist z. B. das Bildchen „Kruzifixus“, der einzig bisher bekannt gewordene religiöse Kupferstich auf Elnhaut, ein Unikum des Dresdner Kupferstichkabinetts. Es ist wahrscheinlich, daß auch auf sudetendeutschem Gebiete im Privatbesitz und in Museen wertvolle Stücke vorhanden sind¹⁾. Diesen Bestand, den Spamer nur ausnahmsweise benützen konnte, zu erfassen und zu überprüfen, wäre eine verdienstvolle Aufgabe. Einforderungen von Bildern sind auch dem „Archiv für sudetendeutsche Volkskunde“ sehr willkommen.

Die kleinen, meist in Gebet- und Erbauungsbüchern aufbewahrten Andachtsbilder sind ursprünglich wohl nichts anderes als die aus ihrem Begleittext losgelösten Miniaturen, mit denen man die Andachts- und Gebetbücher schmückte. Wie auch heute noch vorwiegend Frauenklöster einzelne Arten der Andachtsbilder herstellen, z. B. Spitzenbilder, die auf sudetendeutschem Boden, wie unsere 81. Umfrage gezeigt hat, in Chotieschau bei Pilsen, ferner in Freudenthal und in Troppau erzeugt werden, so stehen die Frauenklöster auch am Anfang der Entwicklung. Im 14. Jahrhundert waren sie die Mittelpunkte des religiösen und geistigen Lebens, des literarischen und künstlerischen Schaffens. Hier war das Andachtsbild entweder Selbstzweck als Gegenstand der frommen Erbauung oder es diente zu Geschenkzwecken als Zeichen der Verehrung und des Dankes. Zuerst finden sich Bildchen, die man in die Deckel oder auch in die Texte der Handschriften einlebte. Zum Einkleben oder auch Einmalen der Bilder ließen die Schreiber oft einen Raum in den Andachtsbüchern frei.

Die Motive der Bilder zeigen den engsten Zusammenhang mit der zeitgenössischen Literatur. Von den Anfängen bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird mit Vorliebe das Christkind in den verschiedensten Gestaltungen dargestellt und gern ein Spruch hinzugefügt. Dabei erscheint im Andachtsbild der Frauenklöster oft derselbe Vorwurf sowohl im Angelobungs- und Neujahrsbild wie auch im reinen Erbauungsbild. Als Neujahrsgefächte benützte man die Andachtsbilder bis ins 15. und 16. Jahrhundert. An zweiter Stelle steht das Passionsmotiv, die Darstellung des Leidens Christi. Häufig ist ferner das ebenfalls ganz aus der alles beherrschenden Mystik der mittelalterlichen Frauenklöster erwachsene, auch in der Dichtung beliebte Motiv von Christus und der minnenden Seele und das damit bisweilen verbundene Klopfsanmotiv. Dieses, der Offenbarung 3, 20 entnommen, war im 14. und 15. Jahrhundert besonders volkstümlich und ist es im Bilde und in der Dichtung bis in die neueste Zeit geblieben, wie neben andern die 1904 in 5. Auflage erschienene Schrift „Das Anklopfen des Heilandes vor der Thüre des Menschen“ von Johannes Gohner (1773—1858) beweist. Spamer erinnert hier an die Umzüge gadenheischender Kinder in den Klopfsanmächten.

¹⁾ Im „Verzeichnis einiger wichtigerer Andachtsbildersammlungen“ führt Spamer (S. 333) aus der Tschechoslowakei an: Städt. Museum in Budweis (Knappjammersammlung), Dr. A. Bernt in Gablonz a. N., jetzt Raaden (Pergamentminiaturen und Schnittbilder), Dr. Paul Krasnopolski in Prag (bes. Pergamentminiaturen), Stift Lepel bei Marienbad.

Die er irrtümlich den Zwölfnächten (Weihnachten bis Dreikönig) gleichsetzt. So oder auch Klopffarstäg, Anklöpfete u. a. werden in Südwestdeutschland und in der Schweiz die drei Donnerstage vor Weihnachten genannt (vgl. Sartori, Sitte und Brauch, 3, 12; Fehle, Feste und Volksbräuche, 3. Aufl., S. 12ff.). Ein weiteres Motiv des ältesten Andachtsbildes war die geistliche Stufenleiter oder Treppe, die auf die Himmelsleiter vorchristlicher Zeiten zurückweist. Hier kann darauf aufmerksam gemacht werden, daß wir ein Seitenstück, eine besondere Anwendungsart des gleichen Motivs auch noch im religiösen Leben unserer Zeit in den „Heiligen Stiegen“ mancher Wallfahrtsorte — in Böhmen in Prag, in



S. Regina. Klappbildchen, auf Papier aquarelliert. 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Sammlung Robert Geß, Basel.)

Graupen bei Tepliz-Schönan, im Kapuzinerkloster in Rumburg, bei Grulich und in Příbram, in Mähren in Brünn — besitzen. Von der „Heiligen Stiege“ in Rumburg wird berichtet¹⁾: „Sie ist eine getreue Nachbildung jener Stiege, die zum Richtturm des Pontius Pilatus in Jerusalem hinaufführte und welche der göttliche Heiland Jesus Christus selbst betreten und durch seine hl. Blutstropfen geweiht hat. Nach der Überlieferung ist diese Stiege auf Veranlassung der Kaiserin Helena, der Mutter Kon-

¹⁾ P. Thaddäus Walter, Anleitung zum andächtigen Besuche der Heiligen Stiege in Rumburg. Verlag des Kapuzinerklosters in Rumburg, 1926. (Bearbeitet nach dem gleichnamigen Büchlein Rom 1924, mit Genehmigung des Verlages Scuola Litografica Pio X.).

stantins des Großen, im vierten Jahrhunderte von Jerusalem nach Rom gebracht worden und vom damaligen Papst Silvester I. im alten Lateranpalast, der Residenz der Päpste, untergebracht worden. Papst Sixtus V. ließ sie im sechzehnten Jahrhundert in die Kapelle Sancta Sanctorum, unweit der Laterankirche, übertragen, wo sie wohl von den meisten Rompilgern andächtig bestiegen wird. Der Bau der hl. Stiege in Kumburg ist am 1. Oktober 1767 mit der Grundsteinlegung begonnen worden und am 22. Juli 1770, am Feste der hl. Büsserin Maria Magdalena, wurde sie feierlich eingeweiht und hl. Reliquien in die einzelnen Stufen gelegt. Die hl. Stiege darf man nur kniend ersteigen. Zu beiden Seiten befinden sich zwei enge Treppen zum Hinauf- und Hinuntergehen. Mit dem knienden Ersteigen der 28 Stufen dieser Stiege und dem Verrichten der vorgeschriebenen Gebete ist ein Ablass verbunden.

Alle Andachtsbilder der Frühzeit, bei welchen auch Darstellungen von Heiligen und, allerdings seltener, von biblischen Szenen erscheinen, sind wie die Miniaturen der Handschriften gemalt. Der gesteigerten Nachfrage konnten die Miniaturisten aber bald nicht mehr genügen und so stellte sich um 1400 der Bildruck ein, zunächst als Holzschnittabdruck, zu dem sich bald der Metallschnitt gesellte, und später der Kupferstich, dessen Erfindung dem Andachtsbild erst die volle Möglichkeit zur künstlerischen Entfaltung bot.

Die gewerbmäßige Herstellung der Andachtsbilder wurde die Sache der „Briefmaler“, die wohl aus den Miniaturisten und Schreibern, kaum aus den Schreimern (Formschneidern) hervorgegangen sind. Als erster Briefmaler wird 1434 Hans Wachter in Ulm genannt. Diese ehemaligen Brieffschreiber wurden nun zu Briefdruckern, sie behielten aber in Augsburg und in Nürnberg, den Mittelpunkten ihres Schaffens, den alten Namen bis in das 19. Jahrhundert bei. Sie waren sowohl Hersteller als auch Verleger der gesamten kleinen volkstümlichen Bild- und Flugblattliteratur. Mit dem Herstellen von Bilddrucken befaßten sich aber auch einzelne, besonders flämische und niederländische Klöster, die sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst eigene Privatpressen eingerichtet hatten. In der Regel bestellten aber auch die Klostergeistlichen wie die Weltgeistlichen die benötigten Heiligenbilder bei den städtischen Druckern. Solche Bilder wurden vornehmlich bei Kirchenfesten und Wallfahrten verschenkt oder verkauft. Manche waren auch mit einem Ablassgebet bedruckt.

Die Verwendung der Andachtsbilder war schon in dieser Frühzeit verschieden. Seit je ist zu beobachten, daß zwischen dem Bild und dem Besitzer ein enges persönliches Verhältnis besteht, das dort, wo das Bild den Namens- oder Bewußtspatron darstellt, um so stärker sein muß. Dies kann man auch heute noch im Volke bemerken. Jedes im Gebetbuch liegende Andachtsbild, das beim Beten betrachtet wird und dessen etwa auf der Rückseite stehenden Gebete gesprochen werden, ist für den Besitzer ein Kleinod. Zuweilen nimmt diese Verehrung des Heiligen im Bilde absonderliche Formen an. In Kumburg ist mir eine über 70 Jahre alte Frau bekannt, die sich als treue und fleißige Bedienerin

ihren Lebensunterhalt erwirbt. In ihrem Gebetbuch hat sie mehrere Heiligenbilder liegen. Sie bewahrt darin aber auch ihr Papiergeld in der Weise auf, daß sie jedem Heiligen je eine Banknote beilegt, einem besonders geschätzten mehr, etwa eine Zwanzigkronennote, einem anderen weniger, z. B. nur eine Zehnkronennote. Enthält sie Geld, so überlegt sie

S. BERNARDUS ABBAS CLAREVALLENS.



Sine dolo lac concupiscite. 1. Petri. 2. 2.

C.P.C.H.

Stadsb. Cath. Sc. et exc. 1.

Der Hl. Bernhard von Clairvaux. Kupferstich der Klarber. Die Darstellung (nach 1. Petr. 2, 2) zeigt, wie S. Bernhard den Milchstrahl aus der Brust der Jungfrau Mario empfängt. (Sammlung N. Spamer.)

lange, welchen Heiligen sie mehr bedenken soll. Als sie im vorigen Jahre zum ersten Male von der Altersversicherung mehrere hundert Kronen durch die Post zugesandt erhielt, wollte sie anfänglich das Geld vom Postboten nicht annehmen. Erst als sie über die ihr ganz unbekannt eingeführte Altersversicherung aufgeklärt wurde, feierten ihre Heiligen einen Festtag. Und ist sie gezwungen, Geld herauszunehmen, so geschieht dies erst nach langem Überlegen, welcher Heilige am ehesten einen Betrag entbehren kann, wobei sie ihm wohl noch im stillen Abbitte leistet. In diesem Falle mag auch der Glaube mitspielen, daß die Heiligen das Geld besser behüten als eine feuerfichere Panzerkassette. Sie sind also Schutzpatrone.

Von diesen Schutz- und von den Krankheitspatronen, die auf den Andachtsbildern häufiger wiederkehren, führt Spamer an: Rochus, Sebastian und Antonius, vielfach verbunden mit dem magischen T(au), sowie Anna als Schützer gegen die Pest, Florian als Feuerpatron, die hl. drei Könige und Christophorus, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts als ein fast universaler Schutzpatron verehrt wurde, als Beschützer der Reisenden und gegen den jähen Tod, Valentin als Helfer gegen die Fallsucht, Wendelin und Leonhard als Viehpatrone, Apollonia, die bei Zahnschmerz, und Odilia, die bei Augenkrankheiten angerufen wird, u. a. Hier wäre wohl noch die hl. Rummernis zu nennen, die ebenfalls durch lange Zeit eine Universalpatronin war und auch auf Andachtsbildern erscheint (vgl. unsere Zeitschrift I. 1928, S. 230ff.). Wenn bei der katholischen Landbevölkerung, z. B. auch im Böhmerwalde, der Brauch besteht, die Innenseite der Weinwandschränke, Truhen und Kastenbedeckeln mit Heiligenbildern zu besetzen, so dürfte heute weniger der alte Schutzglaube mitspielen als vielmehr die Schmuckfreude und der Drang, Bilder und Erinnerungen an möglichst sichtbar Stelle anzubringen.

Eine andere Deutung erfordert dagegen der auch in den deutschen Sprachinseln Karpathenrußlands vorkommende Brauch, auf den aufgebahrten Toten Heiligenbilder zu legen, die mit ihm bestattet werden. Spamer führt als ältesten Beleg an, daß man in der Gruft der Kathedrale von Brünn zwei kolorierte Holzschnitte aus dem 15. Jahrhundert fand, von denen der eine zu Häupten, der andere zu Füßen des Verstorbenen in der gemauerten Grabstelle angebracht war. Heute bedecken die von Verwandten und Bekannten gespendeten Bilder oft die ganze Brust, bei Kindern den ganzen Leib des im Sarge Liegenden. Die Spender bekunden damit, wie im städtischen Brauch mit Kränzen und Blumen, ihre Anteilnahme. Aber es scheint auch die fromme Meinung mitzuspielen, daß der Tote sich besonders der Spender, deren Gaben ihn ins Jenseits begleiten, dort erinnern und für sie im Himmel ein Fürsprecher sein wird.

Wie sich beim Andachtsbild immer mehr die Motive erweitern — beliebt wird auch die hl. Maria mit dem Schutzmantel und im Wirtensfeld —, so zeigt sich auf fortwährend das Suchen nach Neuem in der technischen Herstellung und Ausführung. Nach 1460 tauchen die vergänglichen Leigdrucke auf, die ihre Blütezeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts erlebten, und ihre Abart, die Samtteigdrucke, von welchen nur vier Stück bekannt sind.

Als sich mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert das Gesicht der Zeit, das im 14. und zum Teil noch im 15. Jahrhundert nach innen gewandt war und in der Seele die Einheit von Mensch und Gott suchte, ganz der Außenwelt zuekehrte und das sachlich und nüchtern denkende Bürgertum das geistige Leben beherrschte, konnte sich das Andachtsbild feilisch nicht entwickeln, wenn es sich auch zuweilen formal zu künstlerisch hoch stehenden Gebilden gestaltete, begünstigt durch das Vorherrschende des Kupferstiches, zu dessen Meistern in dieser Zeit auch Wenzel von Olmütz gehört. Die feilische Verbümmierung äußert sich auch darin, daß sich nun der Bildkreis auf das eigentliche Heiligenbild, auf Darstellungen der Mutter Gottes, der Evangelisten und Apostel, der Trinitas und der Passion verengt.

Einen Umschwung und neue Formen bringt erst wieder die Zeit der Gegenreformation und des Barock. Jetzt wird der Einfluß der Jesuiten von größter Bedeutung. „War das kleine Andachtsbild der mittelalterlichen Mhskri ein Zeugnis der weltfernen Frömmigkeit stiller Klausuren, waren die Holzschnitte der Briefmaler ein Zweig ihrer geschäftlichen Massenproduktion, so ist das Devotionalbild des Barock ein wohl bedachtes Kapitel aus dem umfanglichen Lehrbuch jesuitischer Religionspädagogik und jesuitischer Propaganda“ (S. 62). Diese haben das kleine Andachtsbild nicht allein dem Bedürfnis und Geschmack weiter Volkst Kreise angepaßt, sondern auch mit seiner Hilfe das ganze menschliche Leben zu einer ständigen Tagesheiligung auszugestalten versucht. Nun kommen zu den alten Tauf- und Namenspatronen, zu den Krankheits- und Schutzpatronen, die Wahlpatrone, die Jahres-, Monats-, Tages- und Stundenpatrone. Die Jesuiten förderten besonders die Monatspatrone. Seit den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts enthalten die Monatsheiligenzettel das Bild des Heiligen, die Sentenz, die Tugendübung, die Gebetsmeinung und eine kurze Lebensbeschreibung auf der Rückseite. Erst später, im Laufe des 18. Jahrhunderts, stellen sich die Gedenkblätter zu Taufe (Patenbriefe), Firmung, Primiz, Namenstag und Ehe ein.

Das handgemalte Pergamentbild erlebte im 17. Jahrhundert eine neue Blüte. Ein Meister war der 1572 in Augsburg geborene und 1613 in Prag gestorbene Miniaturmaler Rudolfs II., Daniel Fröschlein (Fröschl). Um 1600 kommt aber auch in Ausschneidekunst und Schnittbild eine neue Kunstübung auf. Mit diesem, aus dem Orient stammenden Papier- und Pergamentschnitt erfährt das Andachtsbild eine weitere Vervollkommnung. Das dem 17. Jahrhundert eigentümliche Streben nach Absonderlichem ließ ferner den alten Stoffdruck wieder aufleben. Abdrücke von Kupferplatten auf leuchtende Atlasstücke wurden Mode, seine größte Verbreitung im Andachtsbilde erlangte der Atlasdruck aber erst im 18. Jahrhundert, wo man immer dünnere und billigere Seidenstoffe benötigte. Auch auf Samt wurden um und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts Bilder abgedruckt. Wahrscheinlich hat man um diese Zeit auch schon Abzüge von Kupferplatten auf dünne Folien von Birkenrinde versucht, wofür der erste literarische Beleg freilich erst aus 1710 vorliegt. Ganz absonderlich sind die ebenfalls im 17. Jahrhundert

aufkommenden, aus Samenförnern oder Käseern zusammengestellten Bilder, ferner die aus Stroh geflechteten Bilder und endlich die nach amerikanischem, besonders mexikanischem Vorbildern aus Federn geflechteten oder gestickten Bilder. Die Herstellung solcher Feder- oder Vogelbilder, nicht auf das Andachtsbild beschränkt, wurde später besonders im Egerland betrieben (vgl. A. John in „Unser Egerland“ 20, 1916, S. 69—71).

Auch die Seidenstickerei wird beliebt. Doch spielt das in Seide gestickte Andachtsbild als doppelseitige Stickerei auf Pergament und Papier erst im 18. Jahrhundert eine größere Rolle neben dem Schnittbild und dem aus Seidenläppchen zusammengesetzten Stoffklebebild, der „gespickelten“ Arbeit, wobei Hintergrund und Umrahmung der Bildminiatür, die sich oft nur als kleines Oval erhält, weder ausgemalt noch ausgeschnitten, sondern in stilisiertem Blumenwerk und Gerank, wohl auch mit Vögeln und allerlei Getier aus kleinen bunten Seidenläppchen besetzt wird. Eine ursprünglich klösterliche, gegen 1640 aufgekommene Kunstübung ist ferner das Hausenblasenbild, bei dem man den aus der Blase des Hausenfisches gewonnenen Leim verwendet. Mit ihm stellt man durch einen dünnen, gefärbten Aufguß auf Kupferplatten die Bilder her, die später Hauchbildchen genannt wurden, weil sie sich krümmen, wenn man sie anhaucht. Seit der zweiten Hälfte der 19. Jahrhunderts gebraucht man für die Hausenblase verschiedene Ersatzstoffe, gewöhnlich Gelatine (Knochenleim). Im 17. Jahrhundert begegnet auch das *Rebus*-Bild, das vereinzelt schon in den Einlegebildchen des 15. Jahrhunderts vorkommt, zunächst in weltlichen Bildblättern und später im katholischen Bild, wobei der Ausgangspunkt die „Geistlichen Herzens-Einbildungen“ (1684) eines Protestantens sind, des Augsburger Ratscherrn Mary Mattsperger, die in zwei Bänden 750 Stellen der Lutherischen Bibel durch Bilder erläuterten. Überhaupt liefern nicht selten religiöse Werke mit Abbildungen die Vorlagen für die Andachtsbilder. Das berühmteste und für die Gestaltung des Kleinbildes wichtigste Werk sind die drei Bücher „*Pia Desideria*“ des Jesuiten Hermann Hugo, die 1624, mit 46 Kupfern geschmückt, zu Antwerpen erschienen. Zu nennen ist ferner das in Einzelheiten bis ins 15. Jahrhundert zurückweisende Buch „*Le miroir du pecheur*“, das in Deutschland erst im 18. Jahrhundert als „Geistlicher Sittenpiegel“ bekannt und in der Bearbeitung durch Johannes Gofner „Das Herz des Menschen usw.“ (1812) besonders beliebt wurde.

Hauptsächlich in den Niederlanden, wo im Andachtsbild Blumen- und Tier Schmuck schon im 15. Jahrhundert anzutreffen ist, erscheinen als weitere Bildform die Blumenheiligen, wobei die alte, religiöse Blumenhymnologie wieder zum Ausdruck kommt. Hier zeigt sich aber auch der Einfluß symbolisch-mystischer Schriften der asketischen Jesuitenliteratur. So begegnet eine Form der Blumenheiligenbildchen, die im Spindel- und Schnittbild bevorzugt wurde und den Heiligen oder eine ganze Szene im Kreis oder Oval der geöffneten, vielfach stilisierten Blume statt der Staubfäden einfügt, zum Teil schon in der mit Kupferstichen gezielten Predigtsammlung „*Maria Flos Mysticus*“ (Mainz 1629) des Jesuiten Maximilian Sandaeus. Eine zweite, im Kupferstich sehr verbreitete Form

der Blumenheiligen, bei welcher die dargestellte heilige Person aus der Blüte herauswächst, hat ihr Vorbild bei Gallot und Raphael Sadeler.

Diese rührige Kupferstecher- und Künstlerfamilie Sadeler führt uns auf das südendeutsche Gebiet und besonders nach Prag. Sie hat den niederländischen Kupferstich nach dem deutschen Süden und Südosten gebracht, wo für Raphael d. Ä. und seinen Bruder Jan Sadeler d. Ä.



Obriithofmeisterin Gräfin Marie Charlotte Fuchs als St. Maria Magdalena. Einlegebild im Gebetbuch der Kaiserin Maria Theresia. Miniatur auf Pergament. (Sammlung Albert Fjodor, Wien.)

München zur zweiten Heimat wurde. Von den zwei Söhnen Jans scheint Marcus hauptsächlich in Prag gewirkt zu haben. Hier war seit 1600 der bedeutendste aus dieser Familie, der jüngere Sigidius (1570—1629) tätig, gefördert von den drei Kaisern Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. Ein Sohn von ihm dürfte Tobias gewesen sein, der ebenfalls in Prag (1670—1675) und in Wien schuf und neben andern eine Reihe böhmischer Wallfahrtsbildchen gestochen hat. In Prag arbeitete ferner von 1669 an der Stecher Joh. Kaspar Gutwein, der später in Brünn und von 1685 an in Regensburg lebte. Schon seit 1647 wirkten in Prag die Brüder Georg und Gerhard Groß, die gegen das Ende des Jahrhunderts viele, meist datierte Marienwallfahrtsbilder herstellten, zum Teil nach Vor-

lagen von Christ. Dittmann (gest. 1702) und L. Parscher. Hier war eine Zeitlang auch der Antwerpener Arnold van Westerschout (gest. 1725) tätig, wie auch sein Bruder Balthasar (gest. 1728), von dem eine Reihe böhmischer Wallfahrtsbilder stammt. Von Augsburg kam Anton Birschhart (1677—1748) nach Prag, wo er im Auftrag der Jesuiten Heiligen- und Wallfahrtsbilder herstellte. Diese Tätigkeit setzte sein in den Orden eingetretener Sohn Karl (1721—1749) in kleinerem Umfange fort. Bei Anton Birschhart lernte Joseph Sebastian Krauber (1700—1768), der dann mit seinem jüngeren Bruder Augsburg zum Mittelpunkt des Andachtsbildstiches machte, wo das Krauber'sche Verlagshaus bis gegen 1840 bestand.

Mit den Brüdern Krauber arbeitete gemeinsam „die stärkste künstlerische Persönlichkeit des Andachtsbildstiches des 18. Jahrhunderts“, der Deutschmährer Gottfried Bernhard Göz (1708—1774). Geboren in Welehrad, lernte er in Brünn und kam dann nach Augsburg. Ihn kennzeichnet der Aufklärer Friedrich Nicolai, der nicht allein am Volkslied, sondern auch am katholischen Andachtslied Anstoß nahm, im 8. Band seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ (S. 81) mit den Worten:

„Dieser Maler, von welchem viele Frescogemälde an den Häusern in Augsburg, und auch das Deckenstück in der Kirche zu St. Salvator ist, hat eine leichte und freye Zeichnung, aber sie ist nicht allein nicht korrekt, sondern sein Kolorit ist höchst grell und unnatürlich; noch mehr aber fällt es auf, daß alle seine Figuren etwas gemeines, etwas klösterliches, etwas pfäffisches haben. Er hat in seinem eigenen Kunstverlage eine sehr große Menge von Heiligenbildern gezeichnet, in einer ziemlich angenehmen Manier, welche noch dazu durch die recht saubere punktirte Art des Kupferstichs, fast wie *opus mallei*, sehr gut in die Augen fallen. Dazu hat er eine eigene Art, sie mit verschiedenen Farben, zum Theil auf Atlas abzudrucken, welche sich recht hübsch ausnimmt, und diesen Heiligenbildern weit und breit auch unter den höheren Ständen Absatz verschafft; wie ich denn einige derselben in einem vornehmen katholischen Hause in den Gegenden des Rheins fand. Aber nun die Vorstellungen selbst! Sie sind ganz voll jesuitischer Ideen über allen Glauben bigott, und stellen die grundlosesten schriftwidrigsten Menschenatzungen, und die sinnlosesten Legenden vor, um die Jugend sein früh, durch sinnliche Eindrücke an Ideen zugewöhnen, die dem gesunden Menschenverstande geradezu widerstreiten...“

Wie man sieht, mußte auch Nicolai die künstlerische Begabung dieses Eudendeutschen anerkennen. Über ihn schreibt Spamer (S. 232): „In seinem Schaffen entfaltet sich das reinste, formenvollste Spiel des Kolorits. Meisterhaft spielt die Phantasiewelt seiner Arabesken mit Schnecken-, Muschel- und Netzwerk, und seine Rocaillesien scheinen bald zu Klammernbergen aufzuladern, bald klettern und fliegen sie in seliger Lust, bald zertropfen, verwittern und zerbröckeln sie in trostloser Todesnähe. Mit der Freude an der vollen Beherrschung des Formalen verbindet sich eine letzte geistige Durchsaugung des Stofflichen, die es Göz ermöglicht, schwie-

rigere Allegorien und heikle Themen bei oft nur diskreter Andeutung in eine künstlerische Formensprache aufzulösen.“ Spamer bedauert, daß über diesen Künstler bis heute eine Monographie fehlt. Vielleicht geben unsere Zeiten den Anlaß, daß diese Arbeit von berufener Seite geleistet wird.

Ein weiteres Merkmal des Andachtsbildes des 17. Jahrhunderts ist der barocke Prunk, mit dem man es zu umgeben beginnt. Man umkleidet es, wie überhaupt die Gnadenbilder, mit kostbaren Stoffen, Edelsteinen und anderem Schmuck. Neben dieser Beweeklichung des religiösen Bildgutes erscheint aber auch die echt barocke Grabs- und Todesromantik, die Darstellung des Todes als Gerippe, der Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen durch Totenköpfe u. a. Hier kam das Klappbild, dessen Anfänge wahrscheinlich schon im 15. Jahrhundert liegen, sehr gelegen. Der ältere Klappbrief führt gern junge, vornehm gekleidete Personen vor, deren Beine, zumweilen auch der ganze Körper als Gerippe erscheint, wenn das Bild aufgeklappt wird. Jetzt dient als Klappe, die das Heiligenbild verdeckt, oft eine Blume, Lür, auch Altarflügel, dann Sargdeckel u. a. Diese Klappbilder wurden von den Verlegern der Andachtsbilder in Prag bis in das 19. Jahrhundert immer wieder in neuen Formen aufgelegt. Sie sind auch heute noch stark verbreitet.

Ein von Spamer nicht erwähntes Seitenstück findet sich auf jenen Friedhofkreuzen, bei welchen die Inschrift durch eine Klapptür zugedeckt ist. Auch auf der Außenseite des Türchens stehen zuweilen Reime, so z. B. auf einem Grabkreuz des alten Friedhofs in Wilben (Hörmann, Grabchriften und Martenln I. 1905, S. 61) die sonderbaren, scherzhaften Reime:

Außen: Hier liegt Hans Saut,
Wandrer mach' das Thürl auf.
Innen: Gott geb' ihm die ewige Ruh',
Wandrer mach das Thürl zu.

Überhaupt besteht ein bisher wenig erforschter Zusammenhang in Bild und Wort zwischen dem Andachtsbild einerseits und den Grabkreuzen, Armeseelebildern, Motivafeln, Bildstöcken und Martenln andererseits. Martenl- und Denkzeuginschriften beginnen z. B. oft mit den gleichen Worten wie unsere heutigen Sterbebilder: „Christliches Andenken an...“ oder „Zur frommen Erinnerung an...“. Vor allem aber dürfte die Betonung der Vergänglichkeit alles Irdischen im Andachtsbild in den Bildern und Inschriften der Grab- und Gedenkkreuze und Bildstöcke ihr Vorbild haben. Bei Hörmann a. a. O. II. 1906, S. 76 wird von einem Kreuz bei Gräbn (Lannheim) berichtet, wo unter dem geschminkten Kopf eines jungen Mädchens und neben einem Totenkopf der Spruch steht:

Siehst du hier Wol einen Unterschied
Ob arm ob reich
Der Tod machts gleich
Heut rot
Morgen todt.

Der auf fast allen Darstellungen des auf dem Kreuz schlafenden Jesuskinds stehende Spruch, den Spanner S. 246 anführt, findet sich unter dem gleichen Bilde in einer hölzernen Kapelle oberhalb Kaitis (Hörmann a. a. O. II. S. 120).

Im 17. und 18. Jahrhundert zeigen sich in Augsburg auch Ansätze zur Schaffung eines lutherisch-evangelischen Andachtsbildes, aber ohne weitere Auswirkung. In der nichtkatholischen Welt haben bloß die Herrnhuter das Andachtsbild gepflegt und ihm sogar die besonderen Züge ihres religiösen Lebens aufgeprägt.

Eine weitere Ausgestaltung erfuhr das Andachtsbild gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch die Erfindung des Goldpapierees und Goldbild-druckes. In dieser Zeit beginnt der bemalte Kupferstich auch im Andachtsbild durchzudringen; daneben gewinnen die handgemalten Pergamentbilder neue Beliebtheit. Die Massenerzeugung durch „Freihandmaler“, wie sich jetzt die ehemaligen Briefmaler nennen, bewirkte jedoch „sowohl eine strapellose Stilverschlämpung wie andererseits auch jene Zermalung zur vereinfachten Typik der „Volkskunst“, durch die sich besonders österreichische Pergamentbilder des 18. Jahrhundert, aber auch noch des Biedermeiers auszeichnen. Namentlich im Egerland hat dieser Briefmalerstil im Andachtsbild bis tief ins 19. Jahrhundert nachgewirkt“ (S. 192f.). So waren in Eger um 1840 noch neun Maler mit fast doppelt so viel Gehilfen tätig, die auch geflebte Vogelbilder fertigten. Sie malten Heiligenbildchen auf mit Bleiweiß grundiertem Pergament oder Papier, die im Inland, besonders in den Kurorten, aber auch im Ausland abgesetzt wurden.

Neben dem billigeren, auf Pergament abgezogenen und bunt bemalten Kupferstich behauptete sich das handgemalte Pergamentbild durch das ganze 18. Jahrhundert. Es wurde besonders am kaiserlichen Hofe in Wien und durch die Kaiserin Maria Theresia gefördert. In der berühmten Sammlung des 1927 gestorbenen Dr. Albert Figdor¹⁾ in Wien befindet sich eine Anzahl von solchen Pergamentminiaturen, die von der Kaiserin Verwandten und Freunden gegeben oder ihr selbst geschenkt wurden. Maria Theresia ließ auch Sterbebilder von ihren Angehörigen auf Pergamentblättchen malen. An ihrem Hofe erfuhr das Heiligenbild eine merkwürdige Verschmelzung mit dem persönlichen Leben, indem man sich selbst in Heiligengestalt darstellen ließ. So erscheint Maria Theresia als Gnadenmutter, ihre Obristhofmeisterin Gräfin Marie Charlotte Fuchs als hl. Maria Magdalena. Es ist daher erklärlich, wenn Wien in dieser Zeit zu einem Mittelpunkt der Andachtsbilderzeugung wurde. Neben vielen anderen Bildstechern lebte hier auch der in Prag geborene Julius Ernst Mansfeld (1738—1796). Aber auch Prag selbst und andere Orte Böhmens beteiligten sich von nun an bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eifrig an der Herstellung von Andachtsbildern.

¹⁾ Wie Spanner S. 197 anführt, ging sie — mit Ausnahme der Diensten — nach dem Tode Figdors (März 1927) in den Besitz seiner Nichte, Frau Oberbürgermeister Dr. Walk in Heidelberg, über. Diese verkaufte sie im Jänner 1929 um drei Millionen Dollar an den Kunsthändler Rebehan.

Der vom Grafen Fr. von Sporck von Nürnberg nach Kutus in Böhmen berufene M. G. Renz (1701—1758) versorgte nicht allein Böhmen, sondern auch die österreichischen Länder mit Andachtsbildern. Sein Schüler ist Johann Balzer (1738—1799), der in Kutus geboren wurde und jahrelang in Bissa, der Herrschaft des Grafen Sporck, arbeitete. Spamer bezeichnet ihn, der von seinen Brüdern Gregor und Matthias unterstützt wurde, als den fruchtbarsten Andachtsbildstecher des 18. Jahrhunderts. Aus dem Balzer'schen Verlag in Prag bezog der Händler Joseph Carnvine,



Ostereibild mit Auferstehung. Miniatur auf Pergament. 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Sammlung Kremer, München.)

der in Augsburg ein Kommissionslager besaß, brachte aber auch nach Prag, wohin er von 1778 an jährlich zweimal kam, Augsburger Kupferstiche. Das Werk Johann Balzers setzte sein Sohn Anton (1771 bis 1807) fort. Fruchtbare Prager Andachtsbildstecher waren ferner Johann Eißel (um 1729) und Christ. Aug. Schenz (um 1755). Auch außerhalb Prags entstanden Verlagsfirmen des Andachtsbildes, so besonders in Hohenelbe, wo die Verleger Stanislaus Lust, Ignaz Pohl und Vanghamer tätig waren, und in Neuhaus, wo Joh. Seb. Schuler gegen Ende des 18. Jahrhunderts wirkte. In Mähren sind Joseph Rokmayer in Brünn und Antonius Freindt (1667—1727) und Johann Anton Freindt (gest. gegen 1778) in Olmütz zu nennen. Hier konnte Spamer auf eine Vor-

arbeit verweisen, auf das „Verzeichnis mährischer Kupferstecher“ von W. Schramm (Brünn 1894).

Im 18. Jahrhundert erlebt besonders das religiöse Schmittbild einen Aufstiege. Die zarten „Spitzenbilder“ des Kotofo scheinen aber zum Teil nicht mehr Handarbeit zu sein, sondern wurden schon hie und da mittels eines Stanzmodells ausgestochen. Während der Bilderschnitt aus schwarzem Papier zunächst nur in der nach dem sparsamen Finanzminister Etienne de Silhouette benannten Porträtssilhouette große Beliebtheit, im Andachtsbild aber erst allmählich Verwertung fand, wurde das Nadelstichbild seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bald Mode. Auch dieses Jahrhundert bringt einige Absonderlichkeiten in der Wahl und Herstellung der Bildstoffe, so die aus Schmetterlingsflügeln geklebten Bilder, die Miniaturen und Kupferstichabzüge auf Gehäut und Spinnweben, bgr. Seidentkoton, dann die in den 70er und 80er Jahren aufkommenden, aus Menschenhaar gestickten oder geklebten Bilder u. a. Skapulierbilder oder Schutzblattamulette, die in gestickter Hülle oder in einem Gehäuse kleine Segen, Bilder u. a. enthielten und im Weltkriege wieder massenhaft aufgetaucht sind, sind schon aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts bezeugt.

Als Ostergeschenke erscheinen gegen Ende des 17. Jahrhunderts die O stereier bilder, bei denen das Ei entweder als Klappe dem eigentlichen Bild aufgeklebt ist, oder in und um das Ei als Mittel- oder Fußstück Bilder, vor allem Darstellung der Auferstehung und des Osterlammes, eingezeichnet sind. Spamer meint: „Ihre Entstehung verdanken sie wohl dem in den galanten Zeiten des Barocks und Kotofo weit ausgebauten Brauch, sich mit echten, zierlich bemalten Ostereiern oder auch deren Nachbildungen in Edelmetall oder Holz, als Utzappen allerlei frommer und weltlicher Gaben, zu beschenken“ (S. 240f.). Und er fügt in einer Anmerkung hinzu: „Vielleicht ist diese Sitte der Ostereiergaben erst aus der patrizischen Gesellschaft in den Volksbrauch abgewandert, wo sie sich ebenso im religiösen Leben wie im ländlichen Liebesleben erhielt. Während die mit Ornamenten, Figuren und Sprüchlein bemalten Ostereier noch in den slavischen Ländern weit verbreitet und auch dem österlichen Kult der griechisch-orthodoxen Kirche verknüpft sind, blieb uns als schwacher Rest das gefärbte „Osterhasenei“ und die österliche Giattzappe der Konditoren.“ Abgesehen davon, daß auch heute noch in weiten Gebieten des deutschen Ostens, so besonders in unseren sudetendeutschen Ländern (vgl. Beiträge zur deutschböhmischn Volkskunde VIII. S. 173 bis 181; XI. S. 169f.), die Ostereier mit Ornamenten, Figuren und Sprüchen bemalt werden, scheint hier die Entwicklung den umgekehrten Weg eingeschlagen zu haben, dürfte es sich bei den bemalten Ostereiern nicht um „gesunkenes“ Kulturgut der Oberschicht, sondern um „gehobenes“ Kulturgut des Volkes handeln. Klar ist, daß Kernland und Ausgangsland dieser Sitte — das einfache oder bloß gefärbte Osterei selbst ist älter und scheint auf besonders gezielte Frühlingseier der Antike und vorchristlichen Zeit zurückzuweisen — der griechisch-orthodoxe slawische Osten und da vor allem Rußland ist. Hier hat das bemalte Osterei auch die höchste Blüte erreicht. Dies beweisen am besten die reichhaltigen Sammlungen

im Moskauer Rumjanzow'schen Museum. Vom Osten her hat sich diese Sitte nach Westen verbreitet und auch auf dem angrenzenden deutschen Boden festen Fuß gefaßt. Daß auch hier der Brauch, die Ostereier mit Zeichnungen und Sprüchen zu verzieren, sehr alt sein muß und sicherlich über das 17. Jahrhundert zurückreicht, beweist die dabei geübte Technik — im deutschen Böhmerwalde wird z. B. das „Schreiben“ der Eier vom



Mutter der Liebe,
der Schmerzen und der
Barmherzigkeit,
bitte für uns!

300 Tage Ablass, jedesmal.
Plus X., 1908.



D. Velazquez

GFCHKM

Halte still, du Wandersmann
und sieh' dir meine Wunden an.
Die Wunden sehn, die Stunden
gehn.

Nimm dich in acht und hüte dich,
was ich am Jüngsten Tag über
dich für ein Urteil sprich.

(Tirol.)

733.

Cum appr. eccl.

Vorderseite von Sterbebildern aus dem Böhmerwalde¹⁾.

„Krazen“ genau unterschieden —, die nur das Ergebnis einer langen Entwicklung sein kann. Vielleicht ließe sich auch durch Untersuchung der Zeichnungen und Sprüche ihre Entstehung im Volke nachweisen. Die heute üblichen Ostereierreime sind durchwegs volkstümlich, oft aus län-

¹⁾ Die Druckstöcke zu diesen und den folgenden zwei Bildern, die mit ihrer schwarzen Umrandung durchschnittlich 10½ cm hoch und 6½ cm breit sind, verdanken wir dem freundlichen Entgegenkommen der Buchdruckerei Ed. Bahands Nachf. in Böhm.-Krummau, die außerdem einen Birstenabzug von 21 Sterbebildsprüchen sandte, die in Südböhmen besonders beliebt sind und bei Bestellungen immer wieder verlangt werden. Diese Sprüche werden dem „Archiv“ einverleibt.

geren Viedern und Sprüchen herausgenommen. Meist sind es Zweizeiler und Bierzeiler.

Und da ist es nicht unwichtig, daß auch auf den Andachtsbildern, die das Ostereimotiv verwerthen, solche Zwei- und Bierzeiler erscheinen. Die Erklärung dieses Zusammenhanges gibt uns zuweilen die Person des Künstlers. Das beliebteste, vielfach nachgestochene und immer wieder als Pergamentminiatur kopierte Ostereierbild stammt von Gottfr. Bernh. Göz, der dieses Motiv eben seiner deutschmährischen Heimat verdankt, in der die Sitte des Bemalens der Ostereier bis heute nicht erloschen ist. Das Bild von Göz variiert den gewöhnlichen Typus, indem es drei, Glaube, Liebe und Hoffnung versinnbildende Eier zeigt. Auch solche Motive, wie die Abbildung der drei göttlichen Tugenden, können auf den Ostereiern erscheinen, wenn auch heute die Beziehung zum Liebesleben vorherrscht. Daß zwei, zuweilen auch mehr Ostereier in ihrem Bildschmuck oder ihrem fortlaufenden Text zusammengehören, bzw. sich ergänzen, ist auch in der Gegenwart keine Seltenheit.

Die Entwicklung des kleinen Andachtsbildes nimmt im Laufe des 19. Jahrhunderts ihr vorläufiges Ende. Es vollzieht sich eine Zerspaltung der Erzeugung, begleitet von einem künstlerischen Verfall, der sich auch daraus erklärt, daß in der Zeit des Empire und Biedermeier das Andachtsbild ganz vernachlässigt und zu einer Massenware wird.

Jetzt verlegt sich der Schwerpunkt der gewerbmäßigen Erzeugung mehr nach Osten und vor allem nach Böhmen, wo weniger Bildfabrikanten, die meist Kupferstecher waren, sondern vorwiegend Gebetszettelfabrikanten, die neben dem Steindruck den Holzschnitt bevorzugten, sich ganz dem ländlichen Geschmack anpaßten. Spämer nennt die Firmen M. J. Sandfras in Neuhaus und Labor, M. F. Densl und Martin Hoffmann in Znaim, Jos. Berger in Leitomischl und J. X. Sarnitzel in Stalitz — auch einige Prager Firmen (vgl. unsere Zeitschrift II. S. 98ff.), ferner Rudolf Gerzabel in Reichenberg und Franz Gerzabel in Schlan, Josef Zwickl in Jungbunzlau u. a. wären noch anzuführen — und bemerkt dazu: „Noch heute vertreiben diese Znaimer und Leitomischler Verlags-häuser an böhmischen und österreichischen Wallfahrtsorten (Maria Zell usw.) ihre alten, von der Kirche oft bekämpften Devotionalzettel, die Himmelsbriefe, wahrhafte Längen Christi und Mariä u. dgl., während Sandfras sich ganz auf die volkstümliche Unterhaltungs-, Flugblatt- und Kolportagelektüre eingestellt hat.“ (S. 255.)

Vornehmlich aber wird P r a g in der Biedermeierzeit Hauptverlagsort des Andachtsbildes. Die fruchtbarsten Verleger des religiösen Kleinbilds sind der Kupferstecher Wenzel Hoffmann (geb. 1788 in Kutus, gest. 1850), die Kupferdrucker Sigmund Rudl (geb. 1802 in Graditz) und Franz Maulini (geb. 1817) und der Bilderhändler Johannes Bachmayer. Von diesen war Rudl, der in der Prager Altstadt sein Kupferdruck- und Bildverlagsgeschäft hatte, der Sohn eines Kleinbauern aus Kennzähm (Bez. Königshof a. G.). Sein Bruder Joseph war ebenfalls Kupferdrucker. Ebenso betätigte sich der Bruder Franz des Wenzel Hoffmann, deren Vater Anton aus Kutus nach Prag gekommen war und sich hier als

Kupferstecher niedergelassen hatte. Franz Maulini selbst war ein gebürtiger Prager. Sein Vater Dominik besaß in Smichow einen Kupferstichverlag, in dem das Andachtsbild besonders gepflegt wurde. Die Bildertypen dieser Verleger, deren Blätter in deutscher und tschechischer Sprache erschienen, fanden bald Nachahmungen bei anderen böhmisch-mährischen und österreichischen Verlegern, so bei B. Mahrle und F. Pažak in Königgrätz,



**Christliches
Andenken**

an
Frau

Pauline Fischbäd,

Wirtschaftsbesitzerin in Planles Nr. 7, welche am Mittwoch, den 16. Oktober 1929 um 8 Uhr früh, im 24. Lebensjahre, nach kurzem, schwerem Leiden und Empfang der heiligen Sterbesakramente sanft im Herrn entschlafen ist.

Schmerzvoll war dein Scheiden,
Wie geduldig littest du,
Mit unennbaren Schmerzen
Sahen dir deine Lieben zu.
Nun schlummere sanft, du edles Wesen,
Das mir Glück und Liebe gab,
Das mein alles ist gewesen,
O ruhe sanft im kühlen Grab.

Buchdruckerei Ed. Wagners Nachf., Krummau.



**Christliches
Andenken**

an
Herrn

Stanislaus Koller,

Ausnehmer in Hundshaberstift, welcher am 23. November 1928 um 9 Uhr vormittags nach langem, schwerem Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im 77. Lebensjahre selig im Herrn entschlafen ist.

Ich unser Vater ist nicht mehr,
Der unsres Lebens Freude war,
Der Freuden schuf nur um sich her
Noch lächelt auf der Totenbahr!
Das Grab hüllt seinen Leib nun ein
Doch da der Herr ihn zu sich rief
Ins Vaterhaus voll Sonnenschein
Ein Sternlein tröstend niederrief:
O blicket allzeit himmelwärts,
Dort steht für Euch ein Vaterherz!

Buchdruckerei Ed. Wagners Nachf., Krummau.

Rückseite von Sterbebildern aus dem Böhmerwalde.

St. Pospisil und J. Pažak in Chrudim, A. Olbrich und F. Hoedler in Grulich, Starnitzel und Donel und J. Falter in Olmütz, Franz Glaser in Binz, B. Geiger in Graz, Franz Barth in Wien u. a. Am sorgfältigsten ausgeführt waren die von Pachmayer verlegten Bilder, darunter eine in den zartesten Farben kolorierte Reihe in Punktiermanier gegen Erde der 40er Jahre. Rudl und Maulini bevorzugten die auf die Bildrücke aufgeklebten, gepreßten Goldpapierumrandungen und goldpapierenen Klappdeckel. In großer Menge erschienen auch in Aquatintmanier gehaltene Radierungen, die mit grellen, großflächigen Farben, zum Teil unter Zuhilfenahme einzelner lackierter Schattenpartien, die Figuren decken und

durch den unbekümmerten Schmiß der Kolorierung auffallen. Aus der Lackierung einzelner Teile dieser Radierungen entstand das ganz mit Lackfirnis überzogene, kolorierte Bildblatt, das im Einlagebild von W. und F. Hoffmann besonders gepflegt wurde. In den 40er und 50er Jahren wurden Goldpressungen auf elfenbeinartigem Glanzpapier mit einer oft handkolorierten Blumenumrahmung beliebt. Solche Bilder stellten in Prag vor allem Wenzel Morav, J. F. Maruschek, J. Hora, Jos. Buttmann, Joseph und Leopold Koppe her. Jos. Koppe erzeugte auch viele Gelatinehauchbildchen mit silbernen und goldenen Bildausdrücken. Mit dem unicolorierten Stahlstich mit Stanzspitze beschäftigten sich in den 30er und 40er Jahren Martin Hegewald und G. Stöber. Nach der Mitte des Jahrhunderts beginnt diese böhmische Andachtsbilderzeugung ihren Abstieg. Einerseits waren in den österreichischen Ländern immer mehr Wettbewerber aufgetreten und andererseits begannen bereits die deutschen und französischen Großverlage ihre Tätigkeit, gegen die der Kleinbetrieb nicht aufkommen konnte.

Auf die in Eger gepflegte Freihandmalerei ist nochmals zu verweisen. Als der Rat Grüner Goethe am 30. August 1821 auf einem Spaziergang erklang der Eger darüber Näheres berichtete, war dieser Erwerbszweig schon stark im Rückgang. Nach Spamer sind die Egerer religiösen Pergamentbildchen an den Farbenzusammenstellungen des leuchtenden Kolorits sowie der typisch vereinfachenden Stilisierung ihrer Vorwürfe leicht aus der übrigen Produktion des früheren Österreich erkennbar. Einer der Egerer Bildmaler, Anton Raxenberger, waltete zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach den Rebusbilderbogen vom Leiden Christi. Von weltlichen Stoffen bevorzugte man in Eger die heimischen Trachten (vgl. die farbigen Bildtafeln zum IV. Band, 1. Heft der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“), Brautzüge und die Ermordung Wallensteins. Eine besondere Art der in Eger erzeugten Wallfahrtsbilder, die in Paketen zu 100 oder auch 1000 Stück zum Versand kamen, waren die sogenannten „Winterheiligen“, Brustbilder von Heiligen. Warum sie so genannt wurden, konnte schon Grüner nicht erklären. Auch Spitzenbilder, meist von Frauen „gestochen“, wurden noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in Eger erzeugt, konnten sich aber gegen die Konkurrenz der maschinengestanzten Bilder nicht behaupten.

Auch in Ostböhmen, wo Ruzus ein Ausgangspunkt namhafter Kupferstecher war, fand das Andachtsbild weitere Vertreter. In Hohenelbe arbeitete zu Beginn des 19. Jahrhunderts der bereits erwähnte Kupferstecher Stanislaus Aust. Seine drei Söhne ließen sich an Wallfahrtsorten nieder: Stephan in Biliensfeld, Heinrich auf dem Heiligen Berg bei Olmütz, wohin er vor der Affentierungskommission geflüchtet war, und Eduard in St. Völken. Von den zwei Söhnen Heinrichs blieb Johann auf dem Heiligen Berg, während Wilhelm nach Friedel übersiedelte.

In Deutschland selbst versuchte man im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder, das Andachtsbild in neuen, besseren Formen zu beleben und zugleich auch der Überschwemmung des deutschen Landes mit den Erzeugnissen französischer Bildverlage zu begegnen. Das Andachtsbild des

19. Jahrhunderts war eben nach und nach zu einer reinen internationalen Geschäftssache geworden. In seiner Herstellung und seinem Vertrieb beteiligten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch eine Reihe jüdischer Firmen. Diese auszuschalten, war daher ein Bestreben katholischer Kreise, die zu diesem Zwecke „legendär anmutende Berichte über die Praktiken jüdischer Devotionalbildverleger“ in ihrer Presse veröffentlichten. So stand z. B. 1900 in tschechischen Blättern, daß jüdische Bildverleger in Prag und anderswo katholische Andachtsbilder verausgaben, die die Gesichtszüge lebender Glaubensgenossen nach Aufnahme befreundeter Photographen enthielten. Ein allgemein bekannter Milchkonfabrikant aus Strakonitz soll z. B. so als Heiliger dargestellt worden sein.

Von den führenden deutschen Welthäusern, die das Andachtsbild erzeugen und vertreiben, hebt Spamer die wichtigsten heraus. Es ist zunächst der 1792 in Einsiedeln (Schweiz) gegründete Verlag Benziger und Co., der sich schon 1854 der vielfarbigen Chromolithographie zuwandte und seit dieser Zeit auch schon für den internationalen Bedarf arbeitete, Bilder mit Aufschriften in französischer, spanischer, italienischer, portugiesischer, englischer, tschechischer, polnischer u. a. Sprachen herstellte. An zweiter Stelle kommt der seit 1825 bestehende Kunstverlag B. Kühlen in München-Gladbach, dem es gegen Ende des Jahrhunderts gelang, einen Teil des französischen Marktes zu erobern. Während durch den Weltkrieg und die Nachkriegszeit die italienische und französische Bilderzeugung einen großen Vorsprung gewannen, so hat sich diese deutsche Firma wegen ihrer Leistungsfähigkeit in den letzten Jahren doch schon einen Teil des ausländischen Absatzes zurückerobert. Erwähnung verdient noch die Firma Carl Poellath in Schrobenhausen, die von 1880 an Andachtsbilder in Massen für die verschiedensten Völker und Länder herstellte, 1887 ein Geschäftslager von 20 Millionen Bildchen aufwies, gegen Ende der 80er Jahre sogar einen eigenen Katalog in polnischer Sprache herausgab, aber zu Beginn der 90er Jahre den Wettbewerb mit den erwähnten deutschen und mit französischen Großfirmen nicht mehr mitmachen konnte.

Es ist selbstverständlich, daß die Herstellung im fabrikmäßigen Großbetrieb, der sich dem Geschmack der verschiedensten Völker anpassen muß, zu einer geistigen und künstlerischen Verarmung und zu einer Verwischung deutscher, volkstümlicher Elemente im Andachtsbild führen mußte. An Stelle der bunten Vielheit ist eine eintönige Einförmigkeit getreten. Dies sieht man gleichfalls bei den auch auf judetendlichem Boden beliebten Sterbebildern, die man zur Erinnerung an verstorbene Angehörige drucken läßt und an Verwandte und Bekannte verschenkt. Für die Vorderseite liefern gewöhnlich Großfirmen die Vorlagen. In meinem Besitz befinden sich für südböhmische Verstorbene hergestellte Sterbebilder aus der Druckerei J. Wiltschko in B.-Krummau (von 1897 und 1899) und aus der Pressevereins-Buchdruckerei (Josef Friedrich) in Nied in C.-B. (von 1893) mit Bildern vom Verlag Benziger & Co. in Einsiedeln, ferner aus der Akad. Pressevereinsdruckerei in Linz (von 1908) mit farbigen Bildern des Verlages B. Kühlen, München-Gladbach, und endlich aus der Zaurvithschen Buchdruckerei in Salzburg (von 1886) mit Bildern der französischen

Firma S. Lurgis in Paris, von der, ebenso wie von der Firma Bouasse-
Zebel in Paris, viele Heiligenbilder auf deutschem Boden verbreitet
sind. Die Vorderseite ist oft die gleiche, bei männlichen Personen
Christus, bei weiblichen Maria. Die Rückseite bringt kurze Angaben über
den Verstorbenen — zuweilen mit einem kleinen Kopfbild — und die
Bitte, seiner im Gebet zu gedenken. Angefügt werden gern gereimte Sprüche
(Totenflagen), wobei bei dem gleichen Anlaß (Tod des Vaters, der Mut-
ter usw.) fast immer dieselben Reime wiederkehren. Man kann aber hoffen,
daß sowohl dieses Sterbebild als auch das Andachtsbild überhaupt aus
dieser Verarmung und Verkümmerng heraus wieder den Weg zu einer
neuen Entfaltung und Blüte findet.

*

Zur Erbfolge in Bauerngütern nach dem im 18. Jahrhunderte in Westböhmen geltenden Rechte

Von Dr. Ernst Hofer

Herr Richard Baumann aus Neufattl bei Elbogen hat im
Heft 4/5 des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 193 bis 195) einen in
Elbogen (Böhmen) von Untertanen dieser Stadt abgeschlossenen Heirats-
kontrakt aus dem Jahre 1764 veröffentlicht, der nicht nur für die Kennt-
nis der Sitten und Gebräuche, die in dieser Gegend beim Eheabschlusse
im Schwange waren, von Bedeutung ist, sondern auch einen sehr erwünsch-
ten Einblick in das eheliche Güterrecht und in das Erbrecht gewährt, wie sie
unter den Bauern unserer westböhmischn Heimat einstmals galten. Dies
um so mehr, als aus der ganzen Fassung des Ehevertrages ersichtlich ist,
daß es sich hier nicht um eine Abänderung dispositiver gesetzlicher Rechts-
normen, sondern lediglich um die Anwendung geltender Rechtsvorschriften
im Einzelfalle handelt. Die Abfassung eines Vertrages mit einem anderen
Inhalte, als er in der Gegend von Elbogen gang und gäbe war, hätte ja
ein „servus curiae“, ein niederer Angestellter des Elbogner Magistrats,
auch schwerlich besorgen können.

Dieser Ehevertrag wurde von den Brautleuten, nicht vom Bräutigame
und seinem Schwiegervater, abgeschlossen, woraus auf die volle Handlungs-
fähigkeit der Frau geschlossen werden kann. Die beiden Brautleute,
Johann Matthias Moder aus Horn bei Elbogen und Maria Magdalena
Rahm aus Neufattl bei Elbogen, haben, wie es in der Urkunde heißt,
„einander zugesaget und Handstreichl. angelobet, keines das andere zu

Verlassen, sondern in Ghelich standhafter Liebe und Treu Bis Sie der Todt Trennen wird, Behammen zu wohnen". Der Wortlaut dieses Verlöbnißes ist bezeichnend dafür, wie sehr sich der Gedanke an die alte Selbsttrauung (vgl. darüber u. a. Claudius Frh. v. Schwerin, Grundzüge des deutschen Privatrechts, Berlin, Leipzig 1919, S. 260, 261) unter dem Bondvolke erhalten hat.

Weiters läßt der Ehevertrag erkennen, daß das Bauerngut des Johann Moder in Horn nur einer seiner fünf Söhne, Anton Moder, übernommen hat. Es galt demnach auch in Westböhmen das unter dem Namen *Unerbenrecht* bekannte besondere Erbfolgerecht in Bauerngütern, das am besten durch das uraltste Rechtsprüchwort: „Der Bauer hat nur ein Kind“ deutlich gemacht wird. Ob Anton Moder kraft Gesetzes als der Älteste oder Jüngste der Brüder berufen worden war, oder ob seine Bestimmung durch den Vater, den Grundherrn oder durch das Los erfolgte (vgl. darüber u. a. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 315), läßt sich aus dem abgedruckten Ehevertrage nicht mit Sicherheit ermitteln. Die Reihenfolge der Namen der unter den Zeugen des Ehevertrages angeführten Brüder des Bräutigams scheint aber, so die Aufeinanderfolge der Fertigungen nicht eine bloß zufällige ist, eher für eine der zuletzt genannten Möglichkeiten zu sprechen. Anton Moder wird nämlich, in dem Abdrucke des Vertrages wenigstens, an zweiter Stelle genannt, trotzdem der Inhalt der Ehepacten ihn selbst in erster Linie mitbetrof und der „*servus curiae*“ Franz Andreas Rügler (der die Urkunde abfaßte) dessen Namen deshalb gewiß an erster Stelle gefertigt haben würde, wenn nicht dem älteren Bruder der Vortritt hätte gelassen werden müssen. Mitbetroffen wurde Anton Moder durch die Bestimmungen der Ehepacten deshalb, weil er seinen Bruder Johann Matthias Moder durch eine amortisierbare („*risten weiß zu erhöben habende*“) Erbabschindungssumme von 36 fl. für die Übernahme des väterlichen Gutes entschädigen mußte und Johann Matthias Moder eben diese hypothekarisch sichergestellte Forderung seiner Braut zur Widerlage als eine Art Gegenleistung für die Aussteuer (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 273ff., 276ff.) bestimmte. Bemerkenswert ist dabei, daß der Ehevertrag nicht nur von den Brautleuten, dem Vater der Braut und drei besonders zugezogenen Zeugen, sondern auch von den vier Brüdern und dem Schwager des Bräutigams gefertigt wurde. Diese fünf zuletzt genannten Personen konnten lediglich an der Verfügung über diese auf dem Moderischen Gut lastenden Eheabschindungssumme interessiert gewesen sein und so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß zur Verfügung über diese Hypothek die Zustimmung der nächsten Erben erforderlich war und daß deshalb hinsichtlich der westböhmisches Bauerngüter der Bestand eines *sogenannten Weispruchrechtes* (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 126ff.) angenommen werden kann.

Diese Widerlage, von der eben die Rede war, war offenbar auch identisch mit dem „*Eingebrachten*“ des Bräutigams, von dem an anderer Stelle der Ehepacten (Punkt 4) verfügt wurde, ohne daß dort — wie man es anderenfalls mit Sicherheit erwarten dürfte — über die Höhe und die Art des eingebrachten Gutes irgendwelche Angaben gemacht

worden wären. Die „wenig habenden“ Kleider, welche der Bräutigam der Braut zugleich „verheuvathet“, waren wohl der dem „Arbeitsamen Junggesellen“ Johann Matthias Moder zugewallene Anteil an der sogenannten Gerade seiner Mutter, unter welchem Namen man im alten deutschen Rechte die dem unmittelbaren persönlichen Gebrauche der Frau dienenden Gegenstände (besonders Kleider und Schmuck) zusammenfaßte (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 265). Da verdient nun hervorgehoben zu werden, daß diese Gerade nicht wie jene des alten sächsischen Rechtes allein der nächsten weiblichen Verwandten, also der mit Jakob Boschwitz verheirateten Tochter der Mutter des Bräutigams, zugewallen war, sondern unter die Geschwister Moder verteilt worden war, sei es nun unmittelbar nach dem Ableben der Mutter oder — was nach den unten folgenden Ausführungen näherliegend scheint — mittelbar, zusammen mit dem übrigen väterlichen Erbe.

Sollte nun diese Widerlage der Braut „erblich verbleiben“, so sollte die „Ehel. Aufsertigung“, welche die Braut von ihrem Vater bekam, also wohl die Aussteuer, der Brautschuß des alten deutschen Rechtes, dem Bräutigam „erblich“ zufallen. Die uns mitgetheilten Ehepacten führen nicht weiter an, woraus diese Aussteuer bestand, offenbar deshalb, weil sie nur in beweglicher Habe bestand und sich mit der Gerade (siehe über diese oben) deckte (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 266). Rechtshistorisch sehr bemerkenswert ist der Wechsel des Ausdruckes, wenn im Ehevertrage gesagt wird, daß „nach Priesstlerl. Copulation“ die Widerlage der Braut „erblich verbleiben“, die Aussteuer dem Bräutigam aber „gleichfalls“ erblich zufallen soll. Die Aussteuer blieb demnach, solange die Ehe dauerte, Eigentum der Frau und sollte erst nach ihrem Tode dem Manne als Erbe zufallen; die Widerlage scheint dagegen während der Ehe zwar im Eigentume des Mannes geblieben, aber der Frau verfangen gewesen zu sein, um bei Vorversterben des Mannes ohne weiteres in ihr Eigentum überzugehen. Da Johann Matthias Moder in das Gut seines Schwiegervaters Johann Rahm in Neusattl „einheiratete“ und die Widerlage vermuthlich auch sein „Eingebrachtes“ war, dürfte sich der Bräutigam in diesem Einzelfalle allerdings der Nutzung und Verwaltung der von ihm bestellten Widerlage zugunsten seines Schwiegervaters begeben haben, wenn man aus dem Wortlaute der Verfügung für den Fall des Ablebens der Frau vor Ablauf von Jahr und Tag (Punkt 4 der Ehepacten): „nebst zuruckerhaltung seines eingebrachten“, nicht geradezu annehmen will, daß die Widerlage schon bei Eheabschluß in das Eigentum der Frau überging. Beachtung verdient auch, daß die Aussteuer dem überlebenden Ehegatten zufallen soll, ohne Rücksicht darauf, ob der Ehe Kinder entsprossen würden oder nicht. Daß dies nicht eine eigens vertraglich festgesetzte Ausnahme, sondern die Regel war, ergibt sich daraus, daß der Bräutigam — wie oben erwähnt wurde — selbst über Teile der Aussteuer seiner Mutter verfügen konnte, die offenbar von seinem Vater auf ihn vererbt worden waren.

Da Johann Matthias Moder „einheiratete“, fehlen im Ehevertrag genaue Bestimmungen darüber, wie die Ehegatten es in aller Zukunft

hinsichtlich der Verwaltung und Nutznießung des von ihnen in die Ehe eingebrachten oder des während der Ehe durch Arbeit oder entgeltliche Rechtsgeschäfte gemeinsam erworbenen Vermögens, der Errungenschaft, halten wollten. Wir können aus dem Wortlaute des Vertrages nur darauf schließen, daß Gütertrennung vorausgesetzt wurde; der Frau und nicht dem Manne fällt die Erbschaft zu, welche die Eltern und Großeltern der Maria Magdalena Nahm hinterlassen. Eben deshalb wird aber auch Vorsorge getroffen für den Fall, daß die Ehe kinderlos bleiben und die Frau vor dem Manne sterben sollte. Tritt dieses „unbeerbte“ Ableben (vgl. darüber Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 267ff.) der Frau vor Ablauf von „Jahr und Tag“ — also vor Ablauf eines Gerichtsjahres, d. i. eines Jahres, sechs Wochen und drei Tagen (vgl. Frh. v. Schwerin, Pr.-R., S. 87) — nach dem Eheabschluß ein, so lösen die Schwiegereltern die vermögensrechtlichen Beziehungen zu ihrem Schwiegersohne vollständig, indem sie ihm das „Eingebrachte“ zurückgeben und überdies einhundert Gulden herauszahlen. Diese einhundert Gulden sind offenbar eine Paraphrasikumme und vermutlich als Anteil des Mannes an der sogenannten ehelichen Errungenschaft gedacht. Tritt das „unbeerbte“ Ableben der Frau nach der genannten Frist ein, so ändert sich an dem durch die „Einheirat“ geschaffenen Verhältnisse zwischen dem Witwer und seinen Schwiegereltern nichts und der Schwiegersohn wird deren alleiniger Erbe anstelle seiner vorverstorbenen Frau. All das gilt aber, wie die Ehepacten hervorheben, nur für den Fall, daß die Tochter des Wirtschaftsbefizers „ohne Hinterlassung eines Reibeserven“ versterben sollte. Bei „beerbter“ Ehe würden eben, worüber sich eine ausdrückliche Verfügung augenscheinlich erübrigte, die Kinder ihre Mutter und deren Eltern beerben. Diese erbrechtlichen Bestimmungen der Ehepacten waren es offenbar auch vor allem, die der Genehmigung durch die Obrigkeit bedurften, da durch den im Vertrage vorgesehenen Übergang des nahmschen Gutes auf Johann Matthias Moder der Heimfall an die Grundherrschaft ausgeschrieben und der Erbentzwei erweitert wurde (vgl. dazu Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, 2. Bd., Reichenberg 1928, S. 169).

Bemerkenswert ist schließlich auch die Aufeinanderfolge der Ereignisse: der Heiratskontrakt wurde am 16. September 1764 abgeschlossen, dann wurde — wie aus der von Herrn Baumann gleichfalls mitgeteilten „Traumatrik für Elbogen samt Ortschaften von 1683—1768“, S. 450, hervorgeht — die grundherrliche Einwilligung zur Eheschließung eingeholt (eine allgemein übliche Verpflichtung der untertänigen Bauern; vgl. Peterka, R.-G. d. bhm. Länd., 2. Bd., S. 169), das Brautpaar an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen (30. September, 7. und 14. Oktober 1764) aufgeboten und die Ehe am 16. Oktober desselben Jahres eingegangen. Erst dann wurden die Ehepacten dem Magistrate der Stadt Elbogen zur Genehmigung vorgelegt (— Herr Baumann führt irrtümlich den 4. September 1764 an —), welche am 5. November 1764 erfolgte.

Vielleicht gelingt es, so das Interesse der Bevölkerung für diese Fragen einmal geweckt ist, in alten Truhen, in Archiven, Satz- oder Gewähresbüchern usw. Aufzeichnungen aufzufinden (vgl. dazu Peterka, R.-G. d.

Bhm. Vänd., 2. Bd., S. 131, 177), die uns einen noch genaueren Einblick in das Ghegüter- und Gbrecht unserer westböhmischn Vorfahren ermögliden, als es die Ghepacten tun, welche uns Herr Baumann in so dankenswerter Weise zur Kenntniss gebracht hat.

Die Herkunft der Hirschauer

Von Rudolf Kubitschet

Der bairische Stamm weist etliche Örtlichkeiten auf, die im Rufe der Schildbürgerei stehen; am bekanntesten ist das schwänkeumwobene Hirschau. Es gibt im bairischen Sprachgebiet etliche Orte dieses Namens, der größte ist die Stadt Hirschau im Bezirksamt Amberg in der bairischen Oberpfalz; nicht der kleinste ist das böhmische Hirschau im Ringe der Schwarzkoppe bei der Stadt Taus auf oberpfälzisch-egerländischem Dialektboden. Als Hirschauer werden im Volksspott ausdrücklich noch die Einwohner vieler, vieler Örtschaften bezeichnet.

„Du bist ein Hirschauer“, „dumm wie die Hirschauer“, „Hirschauerstüchln“ sind weit und breit alltägliche Redensarten. Schmeller läßt die Hirschauer nur in der Oberpfalz beheimatet sein, im Bayerischen Wörterbuch heißt es: „Weilheimer Stüchlein, was in der Oberpfalz Hirschauerstüchlein“; ebenso Ludwig Murbacher in seinen „Abenteuern des Spiegelschwaben“; auch Bronner hält die Hirschauer für oberpfälzisch, im Bayerischen Schelmen-Büchlein bemerkt er: „Hirschau, bei Amberg; allerlei Stüchla, das Schilda oder Schöppenstädt der Oberpfalz.“

Wenn auch die Hirschauer im oberpfälzisch-egerländischen Sprachgebiet und den südlich angrenzenden Landschaften am meisten verschrien sind, so kennt der Volksmund doch fast auf dem ganzen bairischen Stammesgebiet die Hirschauer. Wir haben dafür auch Zeugnisse aus früheren Zeiten. Während die Dichter des 16. Jahrhunderts von den bairischen Schildbürgernefern Weilheim und Finsing mancherlei zu erzählen wissen, kennt die Hirschauer bloß Hans Sachs, der ja nicht weit weg vom größten Hirschau Daheim war; am 1. April 1559 schrieb er einen Schwank¹⁾, betitelt „Der Aufruhr zu Hirschau“: Ins Wirtshaus des Städtleins Hirschau kamen einmal — Hans Sachs erzählt aus seinem Wanderleben — zwei Bürger mit der Mär, daß Reiter gegen das Städtlein heranzögen. Sofort wurden die Tore geschlossen und alle wehrhaften Bürger rüchten aus gegen den Feind. Die vermeintlichen Feinde aber waren zwölf Bauern vom nahen Dorf Ghenfeld, die während der Arbeit im Holzschlag zwei Eichhörnchen jagten. Der Irrtum klärte sich bald auf, die Städter blieben im Wirtshaus, das gefangene Eichhörnchen (das andere war entkommen) wurde verspeist und die Bürger von Hirschau redeten nie viel von diesem Ereignis. Neben den Schildbürgern und Schöppenstädtlern nennt die-

¹⁾ Panmer, Ausgewählte Schwänke des Hans Sachs, Nr. 40. Der Schwank wird meist fälschlich auf das aus der Geschichte bekannte Hirschau (Hirschau) im Schwarzwald bezogen, was aber sicher nicht zutrifft, weil das Dorf Ghenfeld beim oberpfälzischen Hirschau liegt.

Hirschauer in älterer Zeit noch ein ehedem Schöpferstädter Schulmeister, der 1619 eine „Descriptio Scheppenstadii“ (schrieb²⁾) und M. Zeiler, welcher in seiner „Topographia Superioris Saxoniae“ sagt: „Es sehn die von Schilda, gleich wie die von Hirschau in der Oberrn Pfalz, berühmt wegen ihrer einfältigen und lächerlichen Thaten“³⁾.

Oft und oft werden in alten süddeutschen Kalendern die Schildbürgerstreiche unter dem Namen „Hirschauerbüchlein“ erzählt. Von den Hirschauern weiß z. B. der Oesterreicher Stranitzky; in seiner „lustigen Reiß-Beschreibung“ (1717)⁴⁾ redet Hans Wurst einen Gelehrten an, als ihn die Kälte in Kroatien arg plagt: „Hochweiser Mann, gibt es kein Mittel auff denen Universtiteten, sich von dem Frost und der Kälte zu retten?“ Und erhält die Antwort: „Wäre mein Rath, wann du dich statt des Brustfleck deren neuen Harnisch gebrauchtest, welche jüngst von Herrn Vinzenz Zipperling, uwalten Raths-Verwandten zu Hirschau seynd erfunden worden. Die Invention des gedachten Alten thut sich also verhalten: Ein Jeder, welcher bey kaltem Winter zu Reysen gedacht, solle sich in einem grossen Bund Heu verstopfen und also fortmarschirn, allermassen ein Bund Heu so bald keine Kälte auf die Brust lasset, ist leichter dann ein Küras zu tragen, kostet auch nicht so viel zu schmieden, letztlich dienet er vor die Pferd.“

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat, um ein anderes Beispiel zu nennen, ein „rohbärtiger Scrwite oder Kapuziner aus Bayern“ ein Zauber- und Lieederbuch zusammengetragen „Cabula geomantica“⁵⁾, wo ein Lied „Chorus Capucinorum“ (auf einen ruhmredigen Offizier) steht:

„Weilheimer und Hirschauer,
Die streiten um die ehr,
Wer immer ihn bekema wird,
Hat um ein Narrn mehr.“

Auch dem Wiener sind die Hirschauer gute Bekannte; der Skriptor an der k. k. Hofbibliothek, Gottlieb Leon, schreibt am 16. August 1786 an seinen Jugendfreund Reinhold, Professor der Philosophie in Jena, bekanntlich einen Schwiegervater Wielands: er rechtfertigt sich, daß er ein Gedicht durch einige Änderungen an den Kaiser „gedreht“ habe und schließt: „Gott wahre mich nur in Zukunft vor ähnlichen Hirschauerstreichen“⁶⁾. Und Hügel schreibt in seinem Büchlein: Der Wiener Dialekt, Deyikon der Wiener Volkssprache (1873): „Hirschauerstückl nennt man eine besonders dumme Handlung, einen dummen Streich.“

²⁾ Zeitschrift des Vereines für Volkskunde 1925/26, Seite 271.

³⁾ Bei Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuchs, Seite XIII.

⁴⁾ Wiener Neudrucke 6, Seite 22.

⁵⁾ Manuskriptenbibliothek des Innsbrucker Servitenklosters, mitgeteilt in der Deutsch-Oesterreichischen Literaturgeschichte, II. Band, Seite 179.

⁶⁾ Robert Keil, Wiener Freunde (1883), Seite 63.

Daß die Hirschauer also weit und breit im bairischen, vielleicht im süddeutschen Sprachgebiet überhaupt, bekannt sind, hat wohl seinen Grund im folgenden: „Hirsch“ ist hier allgemein ein Schimpfwort für einen dummen Menschen, besonders für einen solchen, der eine dumme Handlung begeht. Gewöhnlich titulieren die Weiber ihre Männer im Streite mit Vorliebe „Hirschen“. Auch ist, und das kommt nicht zuletzt in Betracht, das Gemein des Hirschen „ein freilich derbes, aber treffliches Sinnbild von der Rohheit und Dummheit des Mannes, der von seinem Weibe betrogen wird“⁷⁾. Der Volksspott hat nun die „Hirschen“ zu „Hirschauern“ gemacht, als ob sie aus einem Orte stammten, wo die Dummheit daheim ist; die verwendete Ableitungssilbe ist in manchen Gegenden recht beliebt und wird zur Bezeichnung der Herkunft verwendet. Schließlich, und das ist wohl erst zuletzt eingetreten, hat das Volk den Orten, die zufällig Hirschau hießen (nach den Worten Hirsch oder Hirse, mundartlich Hirsch, oder dem älteren Personennamen Hirs), die Schildbürgererei angedichtet, ohne daß diese dazu irgend etwas beigetragen hätten. Diese Hirschauer werden nun oft mit ihren Stücklein aufgezogen und rächen sich schlimm an den Spöttern. Davon berichtet schon ein 1765 erschienenes Konversations-Lexikon⁸⁾ also: „Hirschau, Städtlein und Amt in der Oberpfalz, unter der Regierung Amberg, zwey Meilen von Sulzbach. Die Einwohner machen manchem, der sie mit ihren Hirschauer-Stücklein verzieret, eine solche Kurzweil dafür, daß ihm das Lachen insgemein vergehet.“ Die bekannteste dieser Anekdotes steht schon bei Quirinus Pegeus „Ars Apophthegmatica“ (1662)⁹⁾: „Ein Rittmeister reiste durch das Städtlein Hirschau und sagte zum Keller, der ihm die Stieffel ausgezogen, er möchte wol einen Hirschauer Poffen erfahren. Der Keller sagte, er sollte sich gedulden, und gange hinaus, schnitte die Vorfüße von seinen Stieffeln und brachte sie ihm für Pantoffeln. Als er morgens die entfüßeten Stieffel anziehen will, fragt er, was das sehe? Der Keller antwortete: Ein Hirschauer Poff!“ Auch das Böhmerwälder Spottbüchlein erzählt von solchen Anekdotes der böhmischen Hirschauer. Meist aber weiß das Volk gar nicht, daß es wirkliche Orte des Namens Hirschau gibt, sondern Hirschauer sind eben dumme Leute, wie sie überall herumlaufen nach dem Spruche: „Unser Herrgott hat mehr Eseln beim Brot als beim Heu“¹⁰⁾.

7) Schrader, Der Bilderschnuck der deutschen Sprache, Seite 107f.

8) Johann Hübners Neu-verbeyertes und verbessertes Reales Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexikon, erschienen in Regensburg und Wien in Verlegung Emerich Felix Waders, Buchhändlers.

9) Nach Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors, Seite 300.

10) Neu aufgetrichet wurde der Ruchm der Hirschauer durch die „Hirschauer-Stücklein“ des Schreibers dieser Zeilen, eine Sammlung alter und neuer Schildbürgerstreiche, aus dem Volksmunde aufgezeichnet und zum Volksbuch des Böhmerwaldes zusammengestellt, die im Jahre 1919 zum erstenmal und bei Carl Maasch's Buchhandlung A. S. Bayer in Pilsen in neuer Auflage erschienen sind.

Kleine Mitteilungen

Dreikönigslieder aus Nordböhmen

1.

Gefungen von Max Birschtowey aus Gablonz bei Nemes, geboren in Gablonz 1850, gestorben im September 1929 dortselbst. Birschtowey zog mit dem alten Försternaz und dem Pieterforln um die Zeit des Dreikönigstages in der Gegend von Nemes, Schwabitz, Kühnervasser, Oschitz, Gruppai, Wolschen von Bauernhaus zu Bauernhaus, jeder als König angezogen, jeder mit einem Sack auf dem Rücken, in welchem sie die erhaltenen Gaben verwahrten.

1. Gesang:



Drei Kö-ni-ge aus'n Morgenland kom-men ge-zo-gen. Die
kom-men in schnell-ig-ster Reif und Eil, als
wenn sie schwimmen, in Lüf-ten ge-flo-gen, gleich wie ein ge-flü-gel-ter
Weil. Weil sie ha-ben zugebracht die zwölf Tag und Nacht bis
ein-mal die hun-der-te Meil.

1. König:

Wo ist der König, der neue, geboren?
Im Morgenland scheint ein Stern,
Wir haben uns die köstlichen Gaben erkoren,
Sein kommen vom Fußfall, von Fern.

Saget, o saget einmal,
Hoffet, o hoffet einmal
Den lieben und gnädigsten Herrn.
Er war zu Jerusalem nicht zu erfragen.

2. König:

Herodes war mächtig entrüst.
Wir müssen uns halt nach Bethlehem schlagen.
Dort trinket der König die Brüst.
Das war unser Ziel.
Ein jeder niederfiel,
Den göttlichen König begrüßt.

3. König:

Gold, Weihrauch und Myrrhen wir haben erkoren
Dem König die goldenen Gaben.
Der Weihrauch bedeutet sein göttliches Leben,
Vermehret sein' menschliche Kraft.
Gott und Mensch zugleich
Das sei unser Reich.

Wiegespräch:

1. König spricht zu den andern: „Kommet an, meine Herrn, was ich neulich gesehen hab: Einen Stern am Himmel stehen. Dieser Stern zeigt uns gewißlich was Neues an. Kommet ihr Herrn; ich will euch diesen Stern anzeigen, daß ihr mir glaubet.“

Der 2. König: „Wahrhaftig, meine Herrn, dieser Stern zeigt uns gewiß was Neues an. Laßt euch nicht irren, ihr Herrn; meine Gedanken tun mich nicht verführen: Ihr wißt, was Gott im Paradies verheißen hat?“

Der 3. König: „Ja wahrhaftig! Den Messias! Drum, weil im jüdischen Lande hat regieret als ein König, soll geboren werden in einer Krippe. So gedent ich in meinem Sinn, wo uns dieser Stern anzeigt hin. So wie uns am 24. geweissagt wurde, daß ein Stern bald zu uns fährt, der soll aufgehen in unserem Staat.“

Alle drei:

So wolln wir uns nicht lange bedenken
Und soll ein jeder ihm was schenken
Und diesem Stern ziehen wir nach,
Auf daß wir erfahren die Ursach'.

1. König:

Ihr Herren, es ist euch wohlbekannt,
Daß euch in diesem Land,
Wie die ausdrückliche Prophezeiung geweissagt hat,
Daß ein Stern bald zu uns hernieder fährt,
Daß ein Gott, als gnädiger Gott
Wird kommen voll Freude und Trost,
Der alle Menschen wird machen los
Vor Sünd und auch vor Gottes Zorn,
Daß wir Menschen sind keines verlorn,
Weil die Zeit ist voran, ist der Messias schon da.

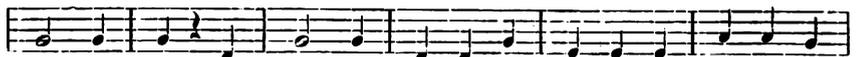
Alle drei:

So hab'n wir uns alle drei aufgemacht
Und hab'n den Stern gleich mitgebracht,
Wir woll'n uns erkunden,
Ob wir'n hab'n gefunden.

An diesen Vortrag schließt sich folgender Gesang der drei Könige an:



Wir sin = gen frei und of = fen = bar, ver = ehrt uns was zum



neu = en Jahr. Ihr habt uns ei = ne Ver = mehrung ge = ge = ben, da =



für sollt ihr in Freu = den. le = ben.

Alle drei sprechen:

Wir wünschen euch ein feins, guts neu Jahr,
Das gebe Gott, es werde wahr.
Kaspar, Melichar, Balthasar.

(Dabei verneigen sich die drei Könige vor dem Geber.)

Alle drei singen:

Sie zogen mitsam auf eine Fahrt,
Sie zogen mitsam in Herodes sein Haus,
Herodes der schaut zum Fenster raus.
„Ihr lieben drei Herrn, wo zieht ihr hin?“
„Nach Bethlehem dort steht unser Sinn.
Nach Bethlehem in Davids Stall,
Wo Christ, der Herr, geboren war.“
„Ihr lieben drei Herrn, bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben guts Wein und Bier.“
„Ach nein, wir müssen noch weiter gehn,
Bis uns der Stern bleibt stille stehn.“
Nun wünschen wir euch auch ein'n goldnen Wagen,
Auf daß ihr könnt mit ihm in'n Himmel fahren.

2.

Mitgeteilt von Herrn Zimmermeister Jos. Behr, Bodenbach (aus dessen handschriftlichen Aufzeichnungen). Gesungen im Elbtale von Bodenbach—Letzchen an gegen Auffig. (Bis in die Jahre 1875—80.) Die drei Sänger — bettelarme Leute — waren verkleidet, trugen Flachsbärte, Papierkronen, lange weiße Hunden, hatten einen Sack am Rücken (für die erbettelten Geschenke) und einer trug an einem Stabe den „Morgenstern“. Dieser Papierstern konnte mittels Schnur und Welle gedreht werden. Oft hatte ein anderer dieser drei Könige auch einen kleinen Kessel mit glühenden Kohlen und Harz, damit er Weihrauch erzeugen konnte, ein dritter ein Säckchen mit klirrenden Gläsern, die das „Gold“ darstellen sollten.

Wir kommen aus dem Morgenland,
Von dort hat uns der Herr gesandt.
Er läßt euch mit uns recht schön grüßen,
Ihr sollt halt eure Sünden büßen.

Wir bringen euch den Morgenstern,
Die Gottesmutter hat euch gern.
Wir bringen Myrrhen, Weihrauch, Gold,
Das Jesufindlein ist uns hold.

Es bittet euch durch uns um Gaben,
Weil wir noch weit zu wandern haben.
Es gibt euch Kraft und frohen Mut,
Das tut ja allen Menschen gut.

Drum seid so gut ihr lieben Frau'n,
Geht in die Kammern nachzuschau'n,
Wo unser Speck liegt und die Eier
Und Brot und Mehl und auch ein Dreier.

Dann woll'n wir mit Gott weiterzieh'n
Nach Bethlehem zur Krippe hin.
Gott dank euch für eure Gaben,
Die sehr viel Platz im Sack haben.

3.

Gesungen bis etwa 1880 in der Oschitz und Wartenberger Gegend. (Aufgezeichnet von Ignaz May, Tischlermeister in Oschitz, abgehört im Jahre 1888 vom Wetzdorfer Finkenfranz.)

Wir sind die heiligen drei Könige
Und bitten um unsre Böhniße, (d. h. Böhniung, Wanosen)
Wir kommen aus dem Morgenland,
Das Jesuſkind hat uns geſandt.

Der Morgenſtern, der tut uns weiſen,
Wohin wir ſoll'n zur Krippe reiſen,
Mit Gold und Myrrhen, Weihrauch,
Nach morgenländiſcher Sitt und Brauch.

Der Weg iſt lang, der Ruckel ſchwer,
Der Hunger groß, der Sack iſt leer.
Drunn bitten wir um fromme Gaben,
Weil wir noch weit zu wandern haben.

Nach Erhalt einer Gabe wanderten die drei Könige mit folgender Singweiße weiter:

Herodes der Kaiſer
Bringt um die armen Waiſer.
Er haut ihn' ohn' Erbarm
Den Kopf ab und den Arm.

Oder: Er hat ihn'n Kopf weg
Mit Puß und mit Dreck.¹⁾

V o d e n b a d h.

Emil M a u d e r.

Der Wallerer Familienname Sauheitl

Einer der häufigſten Namen unter den Alteingewieſenen in der Stadt Wallern im Böhmerwald iſt der Name Sauheitl, der bei Fremden regelmäßig Kopſchütteln verurſacht. Die Einheimiſchen denken ſich nichts dabei; in den letzten Jahren allerdings haben ſich einige Sauheitl des Namens geſchämt und andere Namen angenommen.

Die Deutung des Namens iſt klar, wenn ſie auch nicht auf den erſten Blick einleuchtet: um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts — weiter kann ich die Wallerer Familiengeſchichte nicht verfolgen — lebte nach Roſenbergiſchen Urbarien, die im Schwarzenbergiſchen Zentralarchiv in Krumnau aufbewahrt werden, in Wallern ein G e o r g H e i d l, der vielleicht der Ahnherr der Sauheitl iſt. Heidl iſt wohl die Kurzform des alten Namens Haidulf wie etwa Eck von Eckart (nach dem ſchönen, aber ſeltenen Böhriſchen Namen-Büchlein von J. W. Eberl, Freſing 1858, Seite 12). In der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts taucht dann ſchon der Name Sauheitl in Akten und Stadtbüchern auf und iſt bald einer der häufigſten Wallerer Namen. In Wallern war neben der Kinderzucht zu allen Zeiten auch die Schweinezucht daheim und viele Wallerer lebten vom Ochſen- und Sauhandel; an die Schweinezucht erinnern noch heute viele Namen, erwähnt ſei nur der Name der Waldſtrecke S a u f e g u s, mit dem wir ſchon Jahre lang nichts anzufangen wiſſen (vgl. Kubitiſchek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, Seite 76). Wenn nun etwa ein Heidl ein Wirt war, ein anderer Schulmeiſter und ein dritter Sauhändler oder Sauzüchter, ſo hieß man, um die Heidl auseinanderzuhalten, den einen Wirt-heitl oder Bierheitl, den andern Schulheitl und den dritten Sauheitl. Der Name Sauheitl wurde nun ſpäter Familienname und bald ſo, bald ſo geſchrieben und ausgeſprochen, am häufigſten S a u h e i t l, wie ſich alle Träger des Namens heute ſchreiben. Wir haben uns ſeinerzeit über dieſen komiſchen Familiennamen viel den Kopf zerbrochen; als ich aber unlängſt in der Prachatizer Gegend einen Schweinehändler kennen lernte, den das Volk S a u d e m l nennt nach ſeinem Berufe und ſeinem Hausnamen Deml (von Damian, Nikodem oder, wie Eberl meint, von Arkhemis), da leuchtete mir die oben gegebene Deutung ſofort ein.

P r a c h a t i z.

Dr. Rudolf Kubitiſchek.

¹⁾ Wird auch in Bayern ähnlich geſungen.

Gegenglaube um Bodenstadt in Mähren

Der Einzug der Hexen erfolgt in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai. Um dies zu verhindern, werden noch heute in Pöschkau bei Bodenstadt in alle Fensterriegel, wie auch auf Ähren frische Zweiglein eines Holunderbaumes gesteckt. Dies wurde in meiner Jugend auch in Proßnitz getan.

Die Hexe betet zum lieben Gott, sie ruft ihn an, damit er ihren Wunsch erfülle. Das Hexen kann nur eine Frau von einem Manne oder ein Mann von einer Frau erlernen.

Am meisten werden Kühe verhext. Noch vor Sonnenaufgang soll die verhexte Kuh gemolken werden. Die Milch soll man abkochen und sie dann mit einer Dornenrute zererschlagen, d. h. mit der Rute in die Milch peitschen. Da kommt sofort die Hexe in das Haus; man soll ihr aber nicht aufmachen. Wenn man in die Milch schlägt, so soll man dabei weder lachen noch etwas sprechen.

Auch soll man die vor Sonnenaufgang gemolkene Milch der verhexten Kuh in einen Porzellantopf gießen und mit dem Topfe an jenen Ort gehen, auf dem immer die Hexe gefniest hatte. (Die Hexe wurde nach Bericht der betroffenen Parteien schon oft angetroffen, wie z. B. in Mittelwald, eine Stunde von Pöschkau südlich gelegen.) Auf diese Stelle soll der Topf hingestellt werden und die verhexte Milch soll man samt dem Topfe mit einer Dornenrute zererschlagen.

Kommt eine schon bekannte Hexe ins Haus etwas ausborgern, vielleicht ein Wirtschaftsgerät, etwa eine Mistgabel, so kann man ihr die Gabel borgen, muß aber sofort hinter ihr hinausgehen und aufpassen, damit sie keinen Strohhalm vom Mist, der aus dem betreffenden Stalle stammt, mitnehme. Sonst werden die Kühe sofort verhext und geben keine Milch, oder sie geben eine blutige oder wässrige Milch.

Kommt eine Hexe, die aus einer Wirtschaft stammt, in eine andere, um etwas, vielleicht einen Topf, auszuborgen, obwohl sie selbst einen solchen hat, so kommt sie nur unter dem Vorwande, um aus dieser Wirtschaft die Kühe zu verhexen und ihnen die Milch zu entziehen, damit sie selber mehr Milch hat. Dasjenige, was sie auszuborgen kommt, soll man zuerst mit Weichwasser bespritzen, bevor man es ihr einhändig gibt. Hat man z. B. die Mistgabel nicht mit Weichwasser bespritzt, so trägt die Hexe die Milch aus dem betreffenden Hause in ihr Haus, bei geweihter Gabel hat sie aber nicht die Kraft hiezu. Die schlechte Abicht der Hexe erkennt man daran, daß sie den auszuborgten Gegenstand sofort zurückbringt mit den Worten, sie brauche es nicht mehr.

Eine Hexe kam in ein Haus, um einen Topf auszuborgen. Da hat der Mann mit geweihter Kreide auf den Tisch einen Kreis gemacht und den Topf hineingestellt. Als das die Frau bemerkte, sagte sie, sie werde sich ein anderesmal den Topf holen und ging fort; denn sie hatte die Macht über das Hexen verloren.

Borgt sich die Hexe, die immer am Abend kommt, wenn Neumond ist, Schlickermilch aus, so wird auch diese mit Weichwasser besprengt. Da heißt es gleich, sie habe sich jetzt erinnert, daß sie noch Schlickermilch zu Hause hat.

Spürt eine Bäuerin, daß zur Osterzeit ihre Kühe wenig oder schlechte Milch geben, so braucht sie nur am Gründonnerstag auf einen Feldbrand gehen und ein Stückchen Rasen heraushacken. Dieses Rasenstückchen legt sie dann vor die Stalltür: Die Hexe verliert ihre Macht und die Kühe geben wieder genug und gute Milch. Am Mittwoch vor dem Gründonnerstag holen die Leute Dornen und geben sie auf den Mist, damit sich die Hexen, die kommen wollen, an ihnen zerkratzen. Auch geben sie an diesem Mittwoch Birkenäste vor die Fenster und Ähren. Die Hexen können dann nicht hinein.

Wenn man weiß, daß die Kühe verhext sind, so ist es gut, auf das Dach eine „Hauswurzel“ (das sind schöne Rösslein, die auf den Dächern wachsen) zu setzen. Diese wurzelt sich ein und die Hexe hat keine Macht mehr.

Einmal haben Leute eine Hexe um Mitternacht beobachtet. Diese breitete eine Pferddecke (eine Roetsch) auf dem Fußboden aus, stellte einen Topf darauf, hat ihre Haare aufgelockt und übers Gesicht gegeben und mit den Händen darüber gestreift. Die Leute sagten, die Hexe habe die Haare gemolken.

Eine andere Heze wieder hatte Butter geschlagen, vergaß die Haustüre zu schließen und wurde so beobachtet: Sie breitete ein Grastuch aus und stellte ein Butterfaß darauf, um welches ein Rosenkranz umgehängt war. Dabei hatte sie gebetet und erhielt so recht viel Butter.

Als Frau Schmiedt Moiska aus Pöschkau 21 noch ein Schulkind war und ins Unterdorf, wo damals die alte Schule sich befand, in die Schule ging, sah sie im Abort des Nachbarhauses eine Heze. Diese hatte auf einem Steden ein Grastuch aufgehängt und hatte es gemolken, wobei sie sprach: „Wo jáidä Kuh a Trepla“. Durch dieses Hezen erhielt sie von jeder Kuh viel Milch.

Herr Baher Josef aus Pöschkau 29 erzählte mir folgende Begebenheit: Eine Frau in Pöschkau hatte ihren Bruder verhezt gehabt und verschiedene Leute haben ihn geraten, wenn er eine Kröte sehe, so solle er sie mit einer Dornenrute fest hauen. Gesagt, getan. Als er eine Kröte sah und das unschuldige Tier so haute, kam gerade seine Mutter dazu, weshalb dieses Mittel seine Wirkung verloren hatte, er wurde nie mehr gesund. Als er die Kröte gehaut hatte, bespritzte sie ihn mit Gift und er wurde trümm. Seit dieser Zeit wurde er der „krumme Schuster“ genannt.

Die Hezen haben einen Tisch, der mit Eisennägeln nicht genagelt werden darf. Auf der Tischplatte desselben zeichnen sie einen Kreis mit Kreide und stellen in denselben einen Keller mit einem oder mehr Melkschaffeln (Maafschafln). Hierauf legen sie ihre Hände darauf und sagen, leise sprechend, ein Sprüchlein auf. Wenn das Sprüchlein fertig gesprochen wurde, so fängt der Keller und das Melkschaffel zu tanzen an. Hören sie dann auf, sich zu drehen, so besitzt die Heze die Kraft, mit dem Teufel reden zu können. (Erzählt von Ferdinand Landler, Pöschkau 78.)

Wenn eine Heze nicht sterben kann, so soll man die Sterbende auf Haferstroh (Hobästroh) legen. Dann stirbt die Heze leichter. (Erzählt von Schmidt Anna Pöschkau 21.)

Biegt ein Kind einer Heze im Sterben und hat einen schweren Tod, so braucht man nur die Taufpaten holen. Handelt es sich um ein Mädchen, so kommt die Taufpatin mit den Kleibern, die sie bei der Taufe des Kindes angezogen hatte und legt sie zu den Füßen des Kindes. Dann erst stirbt das Kind. Bei Burben besorgt dies der Taufpate. (Erzählt von Stix Marie, Pöschkau 7, die auch die folgende Geschichte berichtete.)

Hier lebte eine Frau, die den anderen Leuten im Dorfe immer die Milch verhezte. Einmal wollte sie wieder hezen, vergaß aber die Haustür zuzuschließen. Als sie gerade mitten im Butter schlagen war, trat ein Fleischer hinein und beobachtete das Treiben der Heze. Wie sie den Fremdling erblickte, wurde sie vor Angst ohnmächtig und fiel nieder. Der Fleischer verließ aber sofort das Haus und erzählte überall im Dorfe herum, was er beobachtet hatte. Die Leute waren voll Ärger und haben sie angezeigt. Man sperrte die Heze ein. Vor Kränkung starb sie noch im Arrost. Ihre Kinder ließen sie auf dem Ortsfriedhofe begraben. Da wurde es auf dem Friedhofe unruhig. Kleine Kinder, die auf dem Kirchhofe ruhten, weinten, und die großen Leute haben gerufen, es gebe ihnen jemand keine Ruhe. Den nächsten Tag wurde sie sofort ausgegraben und im Walde verscharrt. Aber auch dort ist die Heze „nicht gut gelegen“, plagte die Vorübergehenden und hat sich ihnen am Abend „aufgehudelt“ und ihnen „Pofoschäg“ (Hofschäg) gemacht. Um den Frieden im Walde wieder herzustellen, mußte der Priester mit denselben Leuten, die die Heze in den Wald geführt haben, kommen, sie auf den Friedhof zurückführen und den Ruhestörer noch einmal einsegnen. Dann erst gab sie Ruhe. Die Heze wurde von den Leuten immer mit dem Spitznamen (Spetsnoma), „Schlefschönn“, auch „Schlefschönn“ genannt.

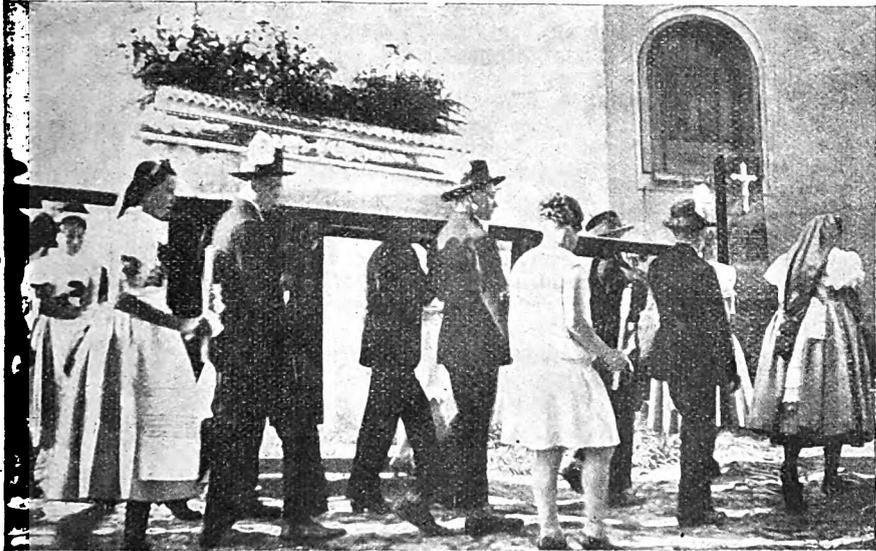
Wenn man an einem Hause, in dem eine Heze wohnt, mit Kühen vorübergeht oder vorüberfähren muß, so soll man den Kühen zwischen die Hörner spucken (zwešchä dā Hienä späkni). Da verliert die Heze ihre Macht. Das soll man auch tun, noch bevor die Kühe aus dem Stalle kommen und die Türschwelle desselben überschreiten. Oder man soll den Kühen den Guter (Uttä, Uttä) mit Weihwasser einreiben. (Erzählt von Schmidt Anna, Pöschkau 21.)

Eine „Ledige Leich“ in der Iglauer Sprachinsel

Es ist wohl des Menschen Bestimmung, zu sterben, es ist aber eine Tragik, in jungen Jahren sein Leben zu lassen. Da erfährt auch stets unsere Landbevölkerung ein großes Leid und sie zeigt besondere Anteilnahme an dem schweren Geschehe, das die Angehörigen betroffen hat. Ein solches Begräbniß sei hier kurz skizziert, denn nicht oft ist eine „Ledige Leich“, wie es der Volksmund nennt.

Ist bei dem Begräbniß der Erwachsenen Schwarz der Grundton, so herrscht da die Farbe der Freude vor und die oder der Verstorbene feiert sozusagen „Hochzeit“. Daraufhin ist auch das Brauchtum eingestellt. Mit dem Brautgewande: „Wänderrod“ und weiße Schürze, hochrotes Kopftuch oder „Kränzl“, wenn es ein Mädchen, mit dem Bräutigamstrauß, wenn es ein Jüngling ist, so liegt die Leiche in Sarge, von unzähligen Heiligenbildern verdeckt.

Die Jugend des Ortes ist nun bestrebt, das Begräbniß recht feierlich zu gestalten. Wasit muß sein, die man sonst auf dem Lande wenig hat, ferner Sarg-



begleiter und Kränzjungfrauen¹⁾. Die „Druschmänner“ tragen meist den Sarg zur Kirche und haben ihren Hut mit einem Flitterstrauß geziert. Beim Grabe werfen die Burschen die „Straußen“ dem Sarge in der Grube nach.

Nach dem Begräbniß ist im Hause der Verstorbenen für die Begleiter ein Trauermahl oder es wird im Wirtshause getanzt.

Vor dem Auszuge aus dem Trauerhause wird von zwei Leichenworbetern folgendes Abschiedslied gesungen (als „Leichausfingen“):

Abschiedslied

So jung muß ich die Welt verlassen,
Wie schwer kommt mir das Scheiden an,
Ach könnt ich euch nochmals umfassen,
O allerliebste Eltern mein.

¹⁾ Das Bild stammt von einem Begräbniß in Deutsch-Gießhübl bei Iglau. Diesmal gehen die „Kränzjungfern“ ohne „Kränzl“; sie haben nur das lange Kopftuch. — Zum Brauch selbst vgl. O. Schradet, Totenhochzeit (Jena 1904).

Doch hört, doch hört, doch hört,
Was mir am Herzen liegt,
Vergeßt, vergeßt, vergeßt,
Doch eures Kindes nicht.

Viel Dank für eure Mühe,
Liebste Eltern ich euch sag,
Für alle mir erzeigte Liebe,
Für jeden Schritt, für jede Plag.
O Gott, o Gott, o Gott,
Hör an des Kindes Fleh'n
Und laß und laß und laß,
Den Eltern wohl ergeh'n.

Gehabt euch wohl, ihr liebs Geschwister,
Lebet wohl, vergeßt nicht mein.
Im Himmel sehen wir uns wieder,
Wo ja wohnt das wahre Licht.
O einst, o einst, o einst,
An das bessere Land,
Schließt uns, schließt uns, schließt uns
Das treue Freundschaftsband.

Lebt wohl, ihr Freunde und Verwandte,
Ich bitte euch jetzt allen ab,
Verzeihet mir auch, ihr Bekannte,
Und wen ich nur beleidigt hab.
Lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl,
In Gottes Schutz und Macht.
Ich geh, ich geh, ich geh
Zur Ruhe, gute Nacht.

*

Ein weiteres, das oft auch in Betracht kommt, sei wegen seiner Eigentümlichkeit noch angeführt:

Verlaubungslied

Gute Nacht, gute Nacht o Welt
Nimm vor das Herbergs Geld,
Den Dank, daß du mich behalten hast,
Ich bin gewesen bei dir ein Gast,
Wie du es zwar vermeinst.

Gute Nacht, ihr lieben Freund,
Das Sterben an mir war heut,
Ich nimm Urlaub und von euch scheid,
Vielleicht ist morgen an euch die Zeit,
Daß ihr werd' meiner gleich!

Gute Nacht, o grüner Baum,
Das Leben ist nur ein Traum.
Ich hab gelebt viel lange Jahr,
Sie sein schon aus, sie sein schon gar,
Gleich wie der Rauch im Wind.

Gute Nacht, ich bitte ab,
Alle, die ich beleidigt hab.
Gedenkt, daß auch Menschen sein,
Auf ewig müssen schlafen,
Wünscht mir die Ruh ins Grab.

Gute Nacht, o Gottes Haus,
 Ihr Freunde, schließt mich nicht aus.
 Mit einem Gebet helfet mir,
 Wann ich steh vor der Himmelstür,
 Daß ich komm in die Freud.

J g l a u.

I g n a z G ö t h.

Eine Art Steckbrief aus dem Jahre 1761

Im Pfarramtsarchiv Holeischen fand ich den folgenden Steckbrief, der auch volkstümlich bemerkenswert ist, nicht allein wegen der Angaben über die Kleidung des Mannes, sondern auch wegen der Beuteltücher, mit denen er handelte. Diese zum „Mehlbeutel“ zusammengenähten Siebtücher waren nach dem Gebrauche von Mädchen sehr begehrt, weil man nach dem Volksglauben schön wird, wenn man sich damit wäscht. Der Brief hat folgenden Wortlaut (in heutiger Schreibung):

„Der Johann Plawiczka ist aus Wigau in Schlawonien gebürtig, pflegt Beuteltücher, so die Müller brauchen, zu tragen und gibt vor, er handle damit oder er sei mit Schriften und Briefen abgeschickt. Dieser schleppt bald in einer Schachtel, bald unter den Beutelstüchern jährlich um ungefähr 100 fl. Bücher sowohl in Mähren als in Böhmen herein.

Er ist ein wohlgewachsener Kerl und hat kraus röthliches Haar, einen kleinen kräuslichen Schnauzbart, trägt einen slowakischen weißen Stock und blauen Brustfleck, ist ungefähr 40 Jahre alt. Er pflegt über die Mauten zu gehen, und zwar gegen Zdar, Rybina und jeweilen gegen Sadef.“

H o l e i s c h e n.

J. M a s c h e l.

Vom Volkstunde-Atlas

Zur Zeit hat die Arbeitsstelle für die Tschechoslowakei die wichtigsten Vorarbeiten erledigt, so daß die Fragebogen sofort nach ihrem Eintreffen aus Berlin ausgeschickt werden können. Eine übersichtliche Kartei aller Schulen, Vereinigungen und Einzelpersonen, denen der erste Fragebogen zur Ausfüllung zugesandt wird, wurde angelegt und in den Räumen des Seminars für deutsche Volkstunde der deutschen Universität untergebracht. Die Blätter der Kartei sind verschiedenfarbig nach den Stammesgebieten und in diesen nach den Schulbezirken geordnet.

Auf Ersuchen der Arbeitsstelle hat der Landesschulrat für Böhmen auch den deutschen Mittelschulen in einem Runderlaß die Mitarbeit an dem Unternehmen empfohlen. Von einzelnen Schulbezirken liegen bereits Listen jener Schulen, bzw. Lehrpersonen vor, die sich bestimmt an der Beantwortung der Fragebogen beteiligen werden. Schon im Dezember 1929 sind eingelaufen die Listen des Schulbezirkes Kaplitz (Inspektor Franz Oppelt durch Vermittlung von Prof. Dr. F. Longin), des Schulbezirkes Znamim (Inspektor August Gläßner) und des Schulbezirkes Aßch (Behrer Dr. Ferdinand Svoboda im Auftrage des Bezirkslehrervereines Aßch).

Im Ehrenauschuß der Arbeitsstelle sind die folgenden Personen, bzw. Anstalten und Vereine vertreten:

- Blau Josef, Oberlehrer, Neuern.
- Bruckner Otto, Bürgerchuldirektor, Käsmark (Obmann des Deutschen Landeslehrervereines in der Slowakei und Karpathenrußland).
- Droßler Alois, Bürgerchuldirektor, Neu-Oberberg (Obmann des Deutschen schlesischen Landeslehrervereines).
- Dr. Junke Rudolf, Arzt, Prag (Obmann des Kulturausschusses des Deutschen Kulturverbandes).
- Dr. Großer Otto, Univ.-Prof., Prag (Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik).
- Dr. Hampel Josef, Oberschulrat, Prag (Landeschulinspektor für die humanistischen Fächer der deutschen Mittelschulen Böhmens).
- Dr. Hauffen Adolf, Univ.-Prof., Prag.

Dr. Heinz Rudolf, Gymn.-Prof., Leitmeritz (Obmann des Reichsverbandes deutscher Mittelschullehrer).

Dr. Selmer Gilbert, Prälat, Abt des Stiftes Tepl.

John Alois, Schriftsteller, Franzensbad.

Dr. Lehmann Emil, Reichenberg (Gesellschaft für deutsche Volksbildung).

Ludwig Karl, Bezirksschulinspektor, Marienbad (Obmann des Vereines deutscher Schulmänner in der pädagogischen Schulaufsicht).

Wanda Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Brünn (Obmann des Deutschen Landeslehrervereines in Mähren).

Dr. Mayer Arthur, Brünn (Landeschulrat für Mähren und Schlesien).

Dr. Naegle August, Univ.-Prof., Prag, derzeit Rektor der Deutschen Universität.

Hohn Eduard, Fachlehrer, Reichenberg (Obmann des Deutschen Lehrerbundes im Tschechoslow. Staate und des Deutschen Landeslehrervereines in Böhmen).

Spachowsky Wilhelm, Oberschulrat, Prag (Landeschulinspektor für Volks- und Bürgereschulen).

Spatzal Johann, Bürgerschuldirektor, Postelberg (Obmann des Reichsverbandes der deutschen Bürgereschullehrerschaft).

Dr. Spina Franz, Univ.-Prof., Prag, derzeit Minister für Gesundheitswesen.

Dr. Spitaler Rudolf, Univ.-Prof., Prag (Obmann des Deutschen Kulturverbandes).

Dr. Wostny Wilhelm, Univ.-Prof., Prag (Obmann des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen).

Dem **Arbeitsausschuß** gehören die folgenden, durchwegs in Prag wohnhaften Personen an:

Dr. Aschenbrenner Viktor, Schriftleiter der Halbmonatsschrift „Der Weg“.

Dr. Augustin Hans, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.

Breiner Franz, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.

Chmela Theodor, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.

Chlardi Leopold, Prof. am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag-Smichow.

Stüllhorn Adolf, Lehrer.

Dr. Hoher Ernst, Priv.-Doz., Oberkommissär der Landesbehörde.

Dr. Kampe Rudolf, Prof. am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag II.

Dr. Klein Armin, Sanitätsrat.

Dr. Kühn Karl, Prof. der Technischen Hochschule, Baurat, Landeskonservator.

Dr. Kiewehr Ferdinand, Priv.-Doz., Assistent des Seminars für slawische Philologie der Deutschen Universität.

Dr. Longin Franz, Prof. an der Deutschen Handelsakademie.

Merad Hubert, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.

Oberdorfer Franz, Sekretär des Deutschen Kulturverbandes.

Dr. Pflüger Josef, Priv.-Doz.

Dr. Rippl Eugen, Priv.-Doz., Prof. an der Deutschen Handelsakademie.

Mullinger Nikolaus, Oberstlt. i. R.

Sturm Josef, Prof., und

Wagner Karl, Prof., beide am Deutschen Staatsrealgymnasium in Prag II.

Beim **Beirat** muß das Ergebnis des ersten Fragebogens abgewartet werden, bevor das Verzeichnis seiner Mitglieder abgeschlossen wird. Mehrere Bezirkslehrervereine haben bereits Vertrauensmänner namhaft gemacht, die damit zugleich als Mitglieder des Beirates erscheinen. Weitere Vorschläge wären der Arbeitsstelle sehr willkommen. Die rund 150 Personen umfassende Liste der Mitglieder des Beirates wird im nächsten Heft unserer Zeitschrift veröffentlicht werden.

Die Zentralstelle in Berlin hat nach den Ergebnissen des Probestfragebogens, der nur auf reichsdeutschem Gebiete versandt wurde, 12 Diapositive und auf Grund des Mannhardt'schen Fragebogens vom Jahre 1864 weitere vier Diapositive herstellen lassen. Ihre Vorführung mit den von Dr. R. Beißl verfaßten Begleitworten beansprucht etwa 50 Minuten. Personen und Stellen (Arbeitsgemeinschaften, Bildungsausschüsse, Lehrervereine usw.), welche diesen **Werbenvortrag** halten

wollen, bekommen die Glasbilder mit Begleittext postfrei und unbedruckt von der Arbeitsstelle (Prag XII., Vocelova 10) zugesandt. Wenn genügende Beantwortungen des ersten Fragebogens vorliegen werden, wird dieser Vortrag durch Karten-Diapositive für das deutsche Gebiet der Tschechoslowakei ergänzt werden.

Hauffen und Raumann

Im Vorwort zur 2. Auflage seiner „Grundzüge der deutschen Volkskunde“ schreibt H. Raumann: „Inzwischen hat sich meine Betrachtungsweise stark durchgesetzt und wird nur von einigen Wenigen, die nicht sehen wollen oder die noch in hoffnungsloser Romantik befangen sind, abgelehnt. Wird von diesen, wie etwa von Hauffen im Euphorion 1928, behauptet, daß die neue Lehre gefährlich sei, so ist damit nur jenes Geschütz angefahren, das immer zuletzt noch schießen muß, wenn alle anderen Geschütze schon verstummt sind.“

Hauffen liegt seit Monaten schwer krank darnieder und kann zu dieser Auslassung nicht selbst Stellung nehmen.

Was Raumann angibt, hat Hauffen niemals behauptet.

Der Schlußteil der fast vier Seiten umfassenden Besprechung Hauffens im Euphorion 28 (1927), S. 311, lautet: „Ich habe auch die das Werk Raumanns rühmenden Aussprüche Spamers angeführt, weil ich seine Meinung teile. Auch die Aussprüche Gerambs in seiner als Privatdozent für Volkskunde in Graz gehaltenen Antrittsrede: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (Zeitschrift für Deutsche 38, 323—341) führe ich an. Die „Grundzüge“ sind „die wichtigste methodische Neuerscheinung“ und bedeuten „einen weiteren wesentlichen Schritt in der Läuterung der wissenschaftlichen Volkskunde“ (338f.). Doch Anfangern und Laien, die es kritiklos bemühen, kann es gefährlich werden. Es kann vorkommen, daß Dilettanten (Geramb S. 340) „eine kaltherzige, lieblose und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes als wissenschaftlich ansehen und von allen guten Geistern, die an der Quelle der Volkskunde standen, verlassen würden.“

Hier ist also erstens nicht von einem allgemeinen „Gefährlichsein“ die Rede, sondern es wird ausdrücklich nur von Anfangern und Laien, die das Buch kritiklos bemühen, gesprochen.

Und diesen kann es zweitens — und das ist der maßgebende Punkt — nur wegen seiner Darstellungsweise — in diesem Sinne und keineswegs als „Lehre“ ist das Wort Betrachtungsweise, das Geramb gebraucht, zu verstehen — gefährlich werden. Es ist also die Form, in der Raumann seine „neue Lehre“ vorbringt, gemeint und nicht die Lehre selbst. Und wenn Geramb und nach ihm Hauffen eine „kaltherzige, lieblose und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes“ ablehnen, so sind sie vollständig im Recht und vor allem die Grenzland- und Sprachinseldutschen, die die deutsche Volkskunde anders zu werten gewohnt sind als mancher Binnendeutsche, werden ihnen beistimmen.

Jungbauer.

Staatsanstalt für das Volkslied

Bei der am 8. Jänner d. J. unter dem Vorsitz des Prof. Dr. J. Polivka in Prag abgehaltenen Jahresversammlung erstatteten der tschechische Arbeitsausschuß für Böhmen (Horák) und Mähren (Souček), ferner der slowakische (Drel) und deutsche (Jungbauer) Arbeitsausschuß ihre Tätigkeitsberichte. Der deutsche Arbeitsausschuß konnte auch im vergangenen Jahre einen reichen Einlauf an Volksliedern aus dem ganzen Gebiete vom Egerland bis Karpatenrußland buchen. Sein großes Archiv ist von nun an im Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität untergebracht. In einer dem Hauptausschuße vorgelegten Eingabe an das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur wurde diesem Prof. Dr. Franz Söngin zur Ernennung zum ordentlichen Mitgliede des deutschen Arbeitsausschusses vorgeschlagen.

Von den Ausgaben (Deutsche Volkslieder aus dem Böhmerwalde, herausgegeben von Jungbauer, und Moravské písně milostné, herausgegeben von † Janáček und Váša) sind die ersten Lieferungen seit langem im Drucke fertiggestellt, konnten aber bisher nicht erscheinen, weil der Wortlaut des Titels erst durch die Jahresversammlung festgesetzt werden mußte. Der Gesamttitel der Ausgabe, deren Kosten der Staat trägt, ist in der Staatsprache gehalten, der Titel der einzelnen Bände in der Sprache der Lieder (tschechisch, slowakisch, deutsch). Nach Erscheinen der 1. Lieferung werden die nächsten Lieferungen, jede zu sechs Druckbogen, möglichst rasch folgen. Den Vertrieb der deutschen Ausgaben hat die Univ.-Buchhandlung J. G. Calbe in Prag übernommen.

Volkskundliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag.

Im Sommerhalbjahr 1930 beendet G. Jungbauer seine Vorlesungen „Sachliche Volkskunde“ (dreistündig) und „Volksmedizin“ (zweistündig) und hält im Seminar für deutsche Volkskunde „Übungen zur Sprachinselevolkskunde“ ab. Ferner lesen E. Schwarz: Phonetik der deutschen Mundarten (dreistündig); G. Gese- man n: Übungen zur serbokroatischen Volksliteratur; E. Schneeweis: Slawische Mythologie und Übungen in der slawischen Volkskunde; E. Kippel: Einführung in die tschechische Sonder Sprachenskunde.

Antworten

(Einlauf bis 20. Jänner)

2. Umfrage. Hier gilt der Brauch, daß vor dem Einzug eine schwarze Henne in den Neubau eingesperrt wird, damit der Tod auszieht. Man sagt auch, daß ein neugebautes Haus einen toten Mann braucht. Als in Mšatkl das Kaffeehaus Kominek eröffnet wurde, warf der Sohn der Besitzerin auf den Rat seiner Mutter Geld in den Laden und einer seiner Mitschüler rollte einen Laib Brot hinein. (Richard Baumann, Mšatkl bei Elbogen.) An der Schwelle eines neu gebauten Hauses besetzt man ein Geldstück oder man vergräbt es darunter; das bürgt für Glück und Wohlstand. Ferner werden gern Hufeisen an der Türschwelle angebracht. (Erich Knoll, Bergstadt bei Römerstadt.) Nach Mitteilung der Frau V. Stantiewicz gibt man in Prag, wenn man eine neue Wohnung bezieht, Salz und Brot in die Ofenröhre. (Wolff Gießhorn, Prag.)

9. Umfrage. Der Ausdruck Haus für Hausflur ist auch in Mšatkl gebräuchlich. (R. Baumann.) In Mies unterscheidet man das „untere Haus“ im Erdgeschoß zumweilen vom „oberen Haus“ im Obergeschoß. (Prof. Dr. Josef Haníza, Reichenberg.)

11. Umfrage. In Westböhmen, z. B. in Lohm beim Schwamberg, bezeichnet Peunt das unmittelbar an den Hof angrenzende Wiesengrundstück, das aber nicht in jedem Falle eingezäunt ist. In Kosteletz bei Mies kommt der Hausname „Peuntweber“ vor. (J. Haníza.)

12. Umfrage. In Mies ist das Wort Patschek üblich. In Deutsch-Praben (Slowakei) heißt das Spiel „šemeže“ (Zemal), das aus dem lat. semel entstanden ist. Man zählt nämlich beim Schlagen „šemeže, bis, ter“ (einmal, zweimal, dreimal), ähnlich wie beim Zerkospiel in Winterberg (vgl. S. 122 des vorigen Jahrgangs) gerufen wird „Zedo, Spišo, Terno“. (J. Haníza.)

16. Umfrage. Der Flachs wird recht hoch, wenn man beim Ginfäen springt. Wie hoch man springt, so hoch wächst er. (Leopold Gruf, Göllnitz, Slowakei.)

24. Umfrage. Wer ein Messer mit der Schneide nach oben liegen läßt, schneidet dem lieben Gott die Augen aus. Oder es schneidet sich dann der liebe Gott in das Gesicht. (R. Baumann für Mšatkl.)

26. Umfrage. Von dem erwähnten Kreuzstein an der Straße von Mies nach Sittna (vgl. oben I. 1928, S. 165f.) wird auch überliefert, daß dort

einmal ein Fleischerbursch ermordet wurde. (J. Hanika.) In Utsattl bei Elbogen wird von den steinernen Kreuzen erzählt, daß dort Soldaten aus dem Schwedenkriege begraben seien; denn so sei es feinerzeit in der Schule erklärt worden. (H. Baumann.)

29. Umfrage. In meinem Vaterhaus in Mies ist der Backofen in der „Koupskuchl“ (Kustküche). Sie liegt als selbständiger Raum in Fortsetzung des Hausflurs, der durch sie verfürzt wird, zwischen dem Stübchen (Stuhl) und der Stube (Stu(h)m). Der Rauchabzug vom Sparherd aus der Stube (Wohnküche) und dem Stübchen (Ausgedinge) mündet in die Kustküche. Von hier zieht der Rauch durch eine Öffnung in der Decke in den Ramin. Gegenwärtig wird der Backofen nicht mehr benutzt, weil man das Brot beim Bäcker backen läßt. (J. Hanika.)

31. Umfrage. Von Beerennamen sind zu nennen: Krazpa für Brombeere und Weipa (Weinbeere) für die schwarze Johannisbeere. (L. Gruß, Göllnitz.)

33. Umfrage. Der Spott auf die langsame Eisenbahn hat sein Seitenstück in früheren Scherzliedern auf die städtischen Pferdebahnen. So lautet nach dem „Berliner Total-Anzeiger“ vom 15. Dezember 1929, worauf Julius Schunke in Jdice aufmerksam macht, ein altes Spottlied auf die Berliner Pferdebahn:

Wir fahren so jemieltlich in de Ferdebahn,
Det eene Ferd, det zieht nich,
Det andre det is lahm.
Der Kuscher kann nich kiefen,
Der Kondukteur nich sehn,
Und alle fünf Minuten
Da bleibt de Karre stehn.

37. Umfrage. Das kleine Ei mit weicher Schale heißt hier Unglücksei. Es wird übers Dach geworfen oder den Hühnern zu fressen gegeben, damit sie keine mehr legen. Mit dem Worte Hezenei bezeichnet man auch den Bovist, auf den man nicht treten darf, weil man sonst einen bösen Fuß bekommt. Gerät sein Staub ins Auge, so erblindet man. (E. Knoll, Bergstadt.)

38. Umfrage. Eine Warze entsteht an der Stelle der Hand, wohin Blut aus der Warze eines anderen Menschen tropft. Man kann sie entfernen, indem man sie mit einem Zwirnfaden bei abnehmendem Mond abbindet. (H. Baumann für Utsattl.) In Göllnitz (Slowakei) verwendet man zum Abbinden Kofshaare. (L. Gruß.)

40. Umfrage. Neben anderm Spielzeug sind bei Knaben besonders beliebt die aus Baumrinde hergestellten Brummer, die man in Utsattl „Ruttern“ nennt. (H. Baumann.)

42. Umfrage. Der Totenvogel ruft: „Mit, mit!“ Hört man ihn rufen, so stirbt bald jemand aus der Familie. Daher verschauchen ihn die Kinder mit Steinwürfen. (H. Baumann für Utsattl.)

46. Umfrage. In dem einst deutschen, heute rein slowakischen Dorfe Koisdorf (Kojšó) im Göllnitztale wird, wenn der Blitz eingeschlagen hat, Milch auf das Feuer gegossen; ferner werden Eier hineingeworfen. (L. Gruß.)

51. Umfrage. Das Kerngehäuse des Obstes nennt man auch in Utsattl „Kernhäusl“. (H. Baumann.)

55. Umfrage. Im gleichen Orte schließt man auf Regenwetter, wenn die Hunde Gras fressen, die Tauben im Wasser baden, die Gänse in der Nacht schreien und die Schwalben niedrig fliegen. (H. Baumann.)

56. Umfrage. Über verschiedene Arten der Zukunftserforschung haben ferner H. Baumann (Neusattl bei Elbogen) und L. Gruß (Göllnitz) Berichte eingesandt.

61. Umfrage. Der Maulwurf, der von der Scher- oder Wühlmaus gut unterschieden wird, hat in Bergstadt die Namen Wühlwurf, Rühlwurf und Ard-schleffel. (E. Knoll.) Im Göllnitztale heißt er Molidwuem (Molttuum). (L. Gruß.)

62. Umfrage. Spottveime auf Ortschaften sandten ferner ein A. Gückhorn für Westböhmen und H. Baumann für Utsattl. Die im 6. Heft 1929 angeführte Zungenübung aus der Gegend von Boschlau in Mähren kommt ebenso

auch in Westböhmen vor, z. B. Der dicke, dünne, dumme, dünne Teufel trägt denn dicken, dünnen, dummen, dünnen Teufel durch das dreieckige Dorf Lischkau.

68. Umfrage. Schuhe darf man nicht auf den Tisch stellen, weil sonst Streit in der Familie entsteht. (R. Baumann für Mtsattl.)

72. Umfrage. Kren und Sauerteig wird auf die Fußsohlen der Fieberkranken gelegt, weil es die Hitze nimmt. Sauerteig oder gekautes Butterbrot legt man ferner gegen den „Zmlaser“ (Unlauf, Kotlauf im Finger) auf. (E. Knoll, Bergstadt.)

73. Umfrage. Auch in Bergstadt sind die folgenden Umdeutjungen bekannt: Klapperrad und das offensichtlich nicht hier entstandene Rischkracherl für Motorrad, Mellichschleider für Milchzentrifuge und darnach Schleidennellich oder Pledernellich für Magermilch, Dämpfer für Dampfdröschmaschine, ferner neben Puzmühl auch Pleder für die Kornpuzmaschine. Zu den Hauptwörtern Dämpfer und Pleder gehören die Zeitwörter dämpfern und pledern. Dieses wird sowohl für das Milchschleudern als auch für das Getreidepuzen gebraucht. (E. Knoll.)

82. Umfrage. In Mtsattl sind folgende Pferdenamen üblich: Roß (schwarzes Pferd), Fuchs (braunrotes Pferd), Fritz, Hans, May, Moriz, Whilli. (R. Baumann.) In Nordmähren kennt man die folgenden Pferdenamen: Hans, Fritz, Biese, Frieda, seltener Mischka und Lucie, ferner Bibi, Fuchs, Bles, Brauner, Schimmel; bei Rindern: Weißkopf, Blüma, Buftig, Kaiser, Gritta, Kaiser, Fröhlich, Schada, Jäger, Kota, Traubl, Lambor, Scheck und bei Kälbern besonders Hansi; bei Hunden: Sultan, Gektor, Nelli, Nero, Bello, Benno, Caesar und seltener: Spitz, Flock, Fels, Dackl, Pudel, Waldbi, Bürschl, Mottl, Prinz, Treff, Bles, Raro, Schmucki; bei Hagen: Peter, Biesja, Minka, Miez, Pepinka, Kazi, Munza, Wevi, Paul, Fritz, Macel (dieser aus Schönwald bei Mähr.-Neustadt stammende, tschechische Name ist sehr selten.) (E. Knoll, Bergstadt.)

83. Umfrage. Viele Kinder kommen zur Welt, wenn es viele Haselnüsse oder Gbereschen, die auch viel Korn bedeuten, gibt. Viele Kinder sterben, wenn es viele Gänseblümchen gibt. (E. Knoll, Bergstadt.)

86. Umfrage. Schönes Wetter ist zu erwarten, wenn der Hahn auf der Stange sitzt, wenn die Spinne am Gartenzaun Netze macht, wenn die Schnalben hoch fliegen und am Vortage ein Abendrot war. (R. Baumann für Mtsattl.) In Nordböhmen sagt man auch, daß schönes Wetter wird, wenn beim Essen am Vortage alles aufgeessen wurde. (M. Süßhorn.)

87. Umfrage. In Rosenthal im Böhmerwalde kennt man folgende Mittel gegen die Fallsucht: 1. Essen eines Stück Brotes aus einem Backofen, der im Freien steht und in dem zum erstenmal gebacken wurde. 2. Dem Kranken soll das Blut einer Turkeltaube so eingegeben werden, daß er es nicht merkt. 3. Eine Frau, die noch nie einen epileptischen Anfall gesehen hat, soll dem Kranken eine Ohrfeige geben. 4. Man soll die getrocknete und pulverisierte Nachgeburt einer Erstgebäuerin dem Kranken eingeben. 5. Wenn ein Mann stirbt und ihm Schaum vom Munde kommt, so soll man diesen mit einem Feschen abwischen und dem Kranken in die flüssigen Speisen (Kaffee, Milch usw.) hineinspülen. (Dr. Franz Bongin, Prag.) In einem mir bekannten Fall nahm man Maulwurfsherzen, die dem Kranken ohne sein Wissen ins Essen gegeben wurden. (Karl Storch, Mtsattl, für Tieslowitz bei Miez.) Das Begießen mit kaltem Wasser ist auch in Bergstadt gebräuchlich. (E. Knoll.)

88. Umfrage. Kein besonderer Maibaum, sondern nur ein „Mai“ vor dem Fenster der Geliebten, der auf einem hohen Baum angebracht wird, ist — heute schon seltener — in Bergstadt üblich. Der „Mai“ wird gern von anderen Burschen gestohlen, die früher zuweilen den ganzen Baum umsägten, an dem der „Mai“ befestigt war. (E. Knoll.)

89. Umfrage. Das auch hier übliche Schmeißdachla, das mit Holzschindeln gedeckte Dächlein in Mauerhöhe der Giebelseite, soll deshalb so heißen, weil es verhütet, daß der Regen und Schnee „an die Wand schmeißt“. (E. Knoll.)

90. Umfrage. Samtkücher mit Blumenmuster werden in den Bezirken Mladrau und Bischofteinitz jetzt noch getragen. In der Gegend um Stadt

finden sich auch rotwollene Tücher mit Blumenmustern, aber nur in einer der vier Ecken. (J. Waschef, Goleischen.)

91. Umfrage. Um Bergstadt sagt man stets „Pfa“, nie Kopf und meist auch Pfaschtoe für den Kopfstall neben dem selteneren „Koschl“. (E. Knoll.) In Norddeutschland gebraucht man neben dem allgemein sibirischen Pferd die Ausdrücke Kopfschlächter und Kopfschlächtere. (J. Schunke, Idice.)

93. Umfrage. Weitere Lesarten zum Volkstanz „Schwafelhölzle“ sandte mit genauen Angaben cand. phil. Franz Wiesner in Dittershof bei Freiwaldau. Mit dem Elsäßer Scherzlied „Schwefelhölzle“ (Grf-Böhme 3, 566f Nr. 1791) hat der Wortlaut unseres Tanzes nichts zu tun.

96. Umfrage. Fenstersehweiß ist ein Heilmittel gegen „Schwinden“ im Gesicht. Diese bilden sich, wenn jemand in das Gesicht eines anderen bläht. (H. Baumann, Neusattl.) Als richtiger Fenstersehweiß, der gegen Flechten hilft, aber auch gegen Sehweißhände gebraucht wird und mit dem man bei Schnupfen die Nase einreibt, gilt nur der in der Nacht entstandene. (E. Knoll, Bergstadt.) Fenstersehweiß wird auch in der Umgebung von Berlin gegen Flechte und in der Provinz Hannover gegen Rote und Schärfe im Gesicht und als Schönheitsmittel verwendet. (J. Schunke.)

99. Umfrage. In Mies haben die Uckerbürger zweierlei Rückenkörbe. Der Buckelkorb oder Graskorb, der aus gespaltenen Fichtenwurzeln in derselben Technik wie die Schwingen hergestellt wird, wird nur in der Landwirtschaft zum Tragen von Gras, Häcksel u. a. verwendet. Seine Seiten sind gewölbt, er steht auf vier Füßen. Die zweite Form, der Pragerkorb, wird nur im Haushalt, z. B. zum Wäschetragen verwendet. Dieser aus braun gebeizten Weidenruten geflochtene Korb hat gerade Seitensflächen, die sich nach unten verjüngen. (J. Hanika.)

100. Umfrage. Auch der Buchhändler Saebel in Berlin-Niederschöneweide hat am Eingang eine Türlizithar angebracht. (J. Schunke.)

101. Umfrage. Den Namen Wagendrüssel hat im 16. Jahrhundert vorübergehend ein kleines Gäßchen in Brüx geführt, das später Eisengasse genannt wurde und mit der Erbauung der Militärkaserne 1752 ganz verschwand. (Stadtarchivar Dr. K. Oberdorffer, der zugleich auf „Der Brüxer Stadtgrundriß vom 11. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts“ in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, 66. Jahrgang (1928), S. 107f. aufmerksam macht. Hier führt der Verfasser Dr. Alois Ott folgendes an: „Hinten an der Stadtmauer führte von der Wollgasse ein Gäßchen hinauf zum Prager Tor (beim jetzigen Hause NG. 249), die sogenannte „Wagendrüssel“. Drüssel oder Drossel hat die Bedeutung von Schlund, Rachen und bezeichnet in übertragenem Sinne einen von Sträuchern oder Felsen eingeengten Weg (vgl. Rachel). In unserem Falle bezeichnet das Wort ein enges Gäßchen. Einmal wird diese Gasse als „Wagendrüssel“ angeführt. In einer kaufbücherlichen Eintragung aus dem Jahre 1603 findet man den Namen „Wagendristel“ angegeben, beim Weiterverkauf des betreffenden Hauses im Jahre 1606 wird das Haus als in der „Eisengasse“, beim neuerlichen Verkauf im Jahre 1623 als im „Goldgäßl“ gelegen bezeichnet. Im 7. Kaufbuch, Fol. 28 et p. v., sind drei auf ein und dasselbe Haus sich beziehende Kaufverträge aus den Jahren 1610, 1617 und 1618 eingetragen. In der ersten Eintragung heißt die Gasse „Wagendrüssel“, in der zweiten und dritten „Eisengasse“. Die Wagendrüssel oder Eisengasse — die Bezeichnung „Goldgäßl“ war gewiß eine scherzhafte Abänderung im Volksmund — muß, wie die beiden ersteren Bezeichnungen zwingend schließen lassen, einmal die Gasse der Wagner und Schmiede gewesen sein, und zwar noch vor dem 16. Jahrhundert; denn man findet sonst keinen Anhaltspunkt dafür, daß im 16. und 17. Jahrhundert noch Wagner und Schmiede hier ihre Werkstätten gehabt hätten. Dagegen geht aus zahlreichen kaufbücherlichen Eintragungen hervor, daß diese Handwerker im 16. und 17. Jahrhundert in der Vorstadt vor dem Prager Tor ihr Handwerk betrieben haben. In der Wagendrüssel standen durchwegs kleine Häuschen, die wahrscheinlich nur eine Front gebildet haben, der gegenüber die Stadtmauer verlief. Hier war also an Stelle des Zwingers ein bewohntes Gäßchen. Bis

zum Prager Thor hinaus wird die Häuserreihe der Wagendrüssel nicht gereicht haben, denn sonst wäre ja für die am Böhmisches Ring in der Nähe des Prager Thores gelegenen Häuser kein Hofraum frei geblieben. Vielmehr wird hinter den Höfen dieser Häuser zunächst ein Stück Zwinger gewesen sein, der sich weiter unten in der Wagendrüssel oder Eisengasse fortsetzte.“ Wir führen diese Stelle, zu der die beiliegende Planfotografie zu vergleichen ist, deshalb wörtlich an, weil scheinbar die Lage der mit „Wagendrüssel“ bezeichneten Ortschaft wichtig ist. Dafür sprechen die Angaben, die Buchwart Dr. A. Herr aus Warnsdorf liefert. Danach heißt eine Flur hinter der sogenannten Johannallee in Olmütz „Wagendrüssel“. Der Name ging auf eine Straße über. Hier liegt die Wagendrüssel an der wichtigsten Straße nach Zittau, etwa 500 Schritte davon, vor den ehemaligen Befestigungen (wie in Brüx), in der Nähe der wichtigsten Stadttore. Herr verweist weiter darauf, daß nach Jech Codex diplom. Lusat. IV. S. 232 das Wort auch sonst vorkommt und daß die von Karl IV. angelegte Burg Karlsfried oder Neuhaus südlich von Zittau noch einen dritten Namen „Wagendrüssel“ führte. Herr ist der Ansicht, daß das Wort so viel wie Parkplatz, Wagenpark bedeutet. Diese Erklärung könnte auch für Brüx zutreffen. Erwähnt sei noch, daß man nach Mitteilung von E. Knoll in Bergstadt das an beiden Seiten der Wäge der Deichsel angebrachte Wagenscheit, an dem die Zugstränge befestigt sind, „Dritt“ nennt.

102. U m f r a g e. Eine Erweiterung der Reimsprüche auf einzelne Bauernhöfe sind die Ortslitaneien oder Nachbarreime, die sich auf südböhmischen Boden, z. B. in Südböhmen (vgl. Beiträge zur deutschböhmisches Volkstum VIII. S. 197ff.) noch häufig finden. Die umfangreiche Ortslitanei von Pöschkau sandte Oberlehrer Franz Göß ein.

103. U m f r a g e. Ein bemerkenswertes Seitenstück zu dem bekannten Kindergebet lieferte J. Maschel aus Holeischen. Eine ausführliche handschriftliche Abhandlung über „Das volkstümliche Reimgebet“, in der die Geschichte und Verbreitung des Vierzehnelgelobetes eingehend untersucht wird, spendete Prof. Doktor R. Kubitschek dem „Archiv für südböhmische Volkstum“. In dieser Arbeit, die zahlreiche, bisher unveröffentlichte Reimgebete aus dem Böhmerwald enthält, wird das von Wählitz verwendete Kindergebet in einer fast gleichlautenden Gestalt aus Umlowitz bei Kaplitz mitgeteilt. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur sandte Dr. Hermann Rügler (Berlin).

104. U m f r a g e. Deutsch-schlechische W i s s e n s c h a f t l i c h e V e r h ä l t n i s s e n scheinen besonders in Westböhmen beliebt zu sein. Stoffe aus dem Soldatenleben hervorgehen hierbei vor. (Dr. A. Bergmann, Staab.) Bruchstücke von Witzliedern aus der Gegend von Mies teilt A. Südkorn mit. So z. B. Holme böhmisch, holme deutsch, konsek masa, Stückl Fleisch.

105. U m f r a g e. Die einzige Eibe in Westböhmen scheint die im Pilsner Vorwald zu sein. (Dr. A. Bergmann). Ergänzungen zum Artikel „Eibe“ im Zw. Aberglaube sandte Dr. S. Rügler (Berlin).

106. U m f r a g e. Auf einen strengen Winter deutet, wenn Scharen von Krähen zur Herbstzeit auf den Wiesen im Radbusatale erscheinen, wenn sich Wachholderdrosseln (Krammetsvögel) in großer Zahl bei den Eberschen (Bogelbeerbäumen) einstellen und Eisvögel, die wie die Krammetsvögel sonst selten vorkommen, sich am Radbusatflusse häufig zeigen, endlich auch wenn die Feldhasen fett sind. (Franz Andreß, Dobruan.) Ferner wenn die Knospen der Weide ganz klein sind, das Eichhörnchen viel Vorrat in seiner Kuppel hat, die Hasen dichtes Fell tragen und die Vögel in Scharen sich den Dörfern nähern. (A. Südkorn.) Ebenso bedeutet um Elbogen baldigen Schneefall, wenn die Krähen von den Feldern und Wiesen zum Dorfe geflogen kommen. (R. Baumann.) Ein strenger Winter kommt, wenn im Sommer viele Wespennester in der Erde sind, wenn viele Eberschen gewachsen sind, was auch viel Korn bedeutet, wenn alle Leute Meisen in die Füße bekommen, aber auch wenn im Herbst viele Hochzeiten stattfinden. (Franz Göß, Pöschkau.) Ferner wenn die Wespen sich tiefe Winterlager machen und die Ameisen hohe Häuser bauen. Zu Jakob und Anna „blüht der Schnee“.

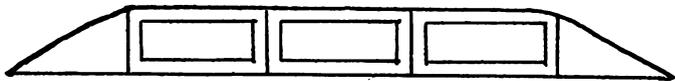
d. h. wenn es hell ist, bringt der Winter keinen Schnee, wenn es bewölkt ist, kommt viel Schnee. Ähnlich heißt es, wenn zu Michael der Himmel hell ist, so folgt ein strenger Winter, ist er aber bewölkt, so wird der Winter milde sein. (Johann Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt.) Ein milder Winter ist zu erwarten, wenn das Vieh (Rind, Gase) keinen Winterbalg hat und die Wespen nicht tief in der Erde find. (Karl Storch, Kürschan.) Ferner wenn beim Acker im Herbst die Mäuse herauskommen, also nicht tief in der Erde find. (A. Glückhorn.) In Pommern besteht der Glaube, daß ein milder Winter kommt, wenn das Fleisch der Gänsebrust bläulich ist, ein strenger, wenn es rot ist. Dies soll für den Winter 1928/29 und 1929/30 auffallend zutreffen. (Dr. F. Rügler, Berlin.) Die meisten dieser Vorzeichen führt Th. Lessing in einem Aufsatz „Wie wird der Winter?“ im „Prager Tagblatt“ vom 17. November 1929 an und weist gegenüber den Angaben der Meteorologen, daß der Winter 1929/30 einer der strengsten werden müsse, an den bei Tieren und Pflanzen gemachten Beobachtungen nach, daß das Gegenteil eintreten müsse, was bisher auch der Fall war.

107. Umfrage. Brunnenopfer sind am Heiligen Abend in Pöschtau üblich, wo man eine mit Honig gefüllte Ruchschale, ein Stück Kuchen und ein Stück Apfel in den Brunnen wirft, damit er nicht austrocknet und das ganze Jahr gutes Wasser gibt (F. Göß) und in Pattersdorf bei Deutschbrod, wo man einen Apfel in den Brunnen wirft, damit im nächsten Jahre sicher Wasser darin ist. (A. Glückhorn.) Am gleichen Abend gibt man in Staab den Kindern und anderen Stalltieren Küsse u. a. in den Trog. (Dr. A. Bergmann.) In Bergstadt bekommen Kühe und Pferde eine Scheibe Brot mit Salz oder einen Haferwisch. (E. Knoll.)

108. Umfrage. Das Brotopfer beim ersten Pflügen ist in Pöschtau üblich, aber in einer sonderbaren Abwandlung als Zukunftserforschung. Man läßt vor dem ersten Pflügen den Pflug über die Nacht auf dem Acker liegen, macht ein Kreuz darauf und legt auf dieses ein Stückchen Brot. Verschwindet dies über die Nacht, so stirbt jemand aus der Familie in diesem Jahre. (F. Göß.)

109. Umfrage. Um Dobrzan bei Pilsen kommen verschiedene Formen der Dachfenster vor, und zwar:

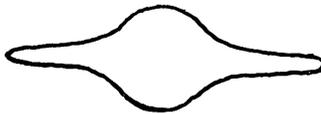
Fledermaus-
fenster =



Ochsenaugenfenster =



Froschmaulfenster =



Außer diesen gibt es auch die mit einem Holztürlein versehenen „Arker“, durch die Heu und Stroh auf den Dachboden gegeben und bei Arbeiten am Boden Licht eingelassen wird. (F. Andref.) Im Ries, wo auch verschiedene Formen vorkommen, heißen die Dachfenster allgemein „Dachfenzala“ oder auch „Bodenfenster“. (A. Glückhorn.) In Nieder-Mohrau bei Römerstadt unterscheidet man die vorgebauten „Kopffenster“ von den kleinen „Raffern“. (F. Bernard.)

110. Umfrage. Brunnen mit fließendem Wasser herrschen in hoch gelegenen Waldbergen, z. B. im engeren Böhmerwald, südlich von Neuern, vor, im Vorland und in der Ebene überwiegen die Pumpen, z. B. um Ries (A. Glückhorn), in Staab (Dr. A. Bergmann). Um Römerstadt kennt man nur Pumpen, die meist im Vorhaus oder in der Küche, selten vor den Häusern stehen. (F. Ber-

nard.) Auf die besondere Art der Brunnen mit stehendem Wasser, das mit Gefäßen daraus geschöpft wird, macht H. Baumann aufmerksam. Man gräbt so tief in die Erde, bis man auf Wasser stößt, legt dann die Wände mit Steinen aus und läßt das Wasser sich ansammeln. Meist wird ein Ablaufgraben angelegt und über den Brunnen ein Dach oder Holzhäuschen gebaut. In Neuengrün (Bez. Mch) heißen solche Brunnen „Wässagroudm“.

Umfragen

111. Wo kommt außer in der Kreimitzer Sprachinsel der Familienname **P u f-**feiler noch vor?

112. Wo besteht der Glaube, daß man Hunden die Verrichtung der Notdurft erschwert, wenn man den Daumen in der geballten Faust drückt?

113. Nach Mitteilung des Lehrers Karl Storch in Nüttschan schreckt man in Tschelowitz (Bez. Mies) die Kinder, die abends in den Wald Gradla gehen wollen, mit den Worten: „Bleib's daheim, im Holz ist's rote (blutige) Knie. Wo findet sich Ähnliches?“

114. Welche Rolle spielt das Knie im Volksglauben? (Nach Aufzeichnungen des stud. phil. Erich Knoll in Bergstadt bei Kömerstadt heißt es z. B. von einem Mädchen, das an den Knien kripplich ist, „sie kann das Heiraten nicht lassen“, und von einer weiblichen Person, die spitzzige Knie hat, sagt man, daß sie lauter Jungen zur Welt bringt).

115. Wo sind am Blasiusstage (3. Feber) besondere Bräuche üblich?

116. Welche Arten von Schuhen werden getragen und wie sind ihre ortsüblichen Namen (Stiefel, Stiefletten, Schürschuhe, Bundschuhe, Holzschuhe, Halb-
schuhe, Pantoffel, Schlapfen usw.)?

117. Ein Egerländer Bierzeiler lautet:

Döi Hoßbecha Moidla
hom Kränzkiel (Kranzmittel) oa,
döi san se nuoh schuldig
ban Rinsberger Moa.

Wer kennt ähnliche Lieder und Reime, in denen auf Tracht und Kleidung angepielt wird?

118. Wenn sind außer den oben (S. 1) angeführten noch größere Sammlungen von **Andachtsbildern** auf sudetendeutschen Boden bekannt?

119. Wo befinden sich noch **Heilige Stiegen** (vgl. oben S. 3)?

120. Wo läßt man zur Erinnerung an verstorbene Angehörige **Sterbe-**bilder (vgl. oben S. 15ff.) drücken?

Besprechungen

Bücher

E. Vehm ann und H. Kerad, Aus Hans Waplik's Band. Zum fünfzigsten Geburtstag des Dichters. Verlag S. Staackmann, Leipzig 1929.

Diese von der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik“ im Namen der mit ihr zusammenwirkenden sudetendeutschen Volksverbände herausgegebene, mit passenden Bildern geschmückte Festgabe bringt Gedichte von E. Habina, H. Hofsbaum und Sepp Stalitzky und Beiträge von 15 Mitarbeitern, die Waplik's Persönlichkeit und Schaffen würdigen, darunter die engeren volkstümlichen Aufsätze „Von Volkstun der Böhmenwälder“ von H. Schreiber, „Sudetendeutsche Stammesklänge in Waplik's Dyrif“ von E. Vehm ann, „Der Heimatbildner“ von J. Blau und „Waplik als Volksforscher“ von G. Jungbauer. In markigen Schlußworten „Dank den Dichtern!“ hebt E. Gierach hervor, warum die Sudetendeutschen Waplik zu besonderem Dank verpflichtet sind: „Von den in der

Heimat lebenden Dichtern hat seiner Liebe zum Volke, zur deutschen Sprache, zum heimatlichen Boden so starken Ausdruck verliehen als unser Hans. Kein leerer Wortschwall, sondern aus den Herzen dringendes Bekenntnis: das tut uns Auslandsdeutschen not. Bei Hans Waplik empfinden wir die Echtheit, bewundern wir die Tapferkeit, lieben wir den heißen Brand dieses Bekenntnisses."

H. Kubitschek, Hirschwauerstücklein. Das Volksbuch des Böhmerwäldes. 2. Auflage. Verlag der Buchhandlung C. Maasch (M. S. Bayer) in Kilsen, 1929.

Ein Zeichen der Beliebtheit dieses köstlichen Schwambüchleins ist sein Erscheinen in 2. Auflage. Wenn auch viel altes, allgemein verbreitetes deutsches Schwamgut in den Hirschwauerstücklein steckt, so haben sie doch ihre Eigenart, die ganz aus dem derbfröhlichen Stammesweisen der Böhmerwälder erwachsen ist. Dies in seiner gesunden Frische zu erhalten und zu stärken, ist eine der Aufgaben des Büchleins, dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Ludwig Schellberger, Die Kunstdenkmäler. 5. Heft des 2. Bandes (Kultur) der Heimatkunde des Bezirkes Komotau. Herausgegeben und verlegt vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau, 1929.

Das umfangreiche, mit vorzüglichen Lichtbildern von Jos. Euz in Komotau ausgestattete Werk behandelt die Sühn- und Unfallkreuze, Kufsteine, Markern, Grabplatten des 16. und 17. Jahrhunderts und Taufsteine des Gebietes, führt also in zweckmäßigster Anordnung von den einfachsten Gebilden der Volkskunst hinüber zu den Erzeugnissen hoher Kunst. Und nicht umsonst überwiegt auch hier die aus dem religiösen Leben erwachsene Kunst, denn „Kultstätten sind eben Kulturstätten“, wie der Verfasser treffend bemerkt. Von den einzelnen besprochenen Denkmälern sind wohl die Kufsteine am unstrittensten. Der Verfasser bemerkt hierzu, daß von den Kufsteinen des Bezirkes Komotau kaum einer oder der andere zum Aussehen geseht wurde, mögen sie auch heute als Kaffstätten benützt werden, sondern daß die meisten ursprünglich einen rechtskräftigen (als „Kügen- oder Kügensteine“) oder religiösen Zweck hatten, was beides auch gleichzeitig zugefallen haben kann, z. B. bei einem echten Sühnstein. Das Werk, das gründliche Wissenschaftlichkeit mit volkstümlicher Darstellung meisterhaft zu verbinden versteht, kann anderen Bezirkskünden als gutes Vorbild dienen.

Rudolf Hübner, Die Sagen. 2. Teil, 1. Heft der Heimatkunde des Bezirkes Aussig. Herausgegeben und verlegt vom Aussig-Karbiker Lehrerverein, geleitet von Heinrich Lipsch. Aussig 1929.

Diese Ausgabe ist der beste Beweis dafür, daß auch in einem reinen Industriegebiet die Sage noch lange nicht erloschen ist, sondern auch in der Gegenwart noch immer sagenbildende Kräfte tätig sind. Wenn auch aus alten, gedruckten Quellen entnommene Sagen, die das Gesamtbild ergänzen, Aufnahme fanden, so ist der noch immer im Volksmunde lebendige Sagenbestand keineswegs arm zu nennen. Und bei diesem läßt sich in einzelnen Fällen die Anpassung an die Landschaft und an die neuen Verhältnisse deutlich erkennen. So wird z. B. von einem früheren Besitzer der Czernehmühle in Wittal bei Großpriesen das weitverbreitete Traummotiv von der Brücke und dem Schatz erzählt. In der Sage von der Kulmer Brettsäge erscheint der Zwerg als ein Feind des modernen Dampfbetriebes, in einer Sage aus Birnau droht der Wassermann einer guten Schwimmerin, die im Leitmeritzer Wetzschwimmen immer den ersten Preis bekam. Wie anderwärts haben sich auch im Aussiger Bezirke kleine Sagenkreise um geschichtliche Personen gebildet, so um Hubertus Müller, den Mauerfänger Wildheger, und um den Wildschützen, Beinrichter und Herenmeister Johann Christoph Gaube aus Ritterdorf. Dem mit vielen Bildern gezierten Buche sind genaue „Quellenangaben, Nachweise und Zusätze“ beigegeben, die dem wissenschaftlichen Arbeiter gute Dienste leisten, aber auch jedem Leser eine Fülle von Anregung und Belehrung vermitteln und ihn erst zum vollen Verständnis des Sagenbuches anleiten. Mit Recht kann man erwarten, daß auch der nächste Band, der die weitere Volkskunde (Siedlungsformen, Haus-

bau, Orts- und Flurnamen, Mundart, Volksglaube, Volksheilkunde, Volksbrauch) enthalten wird, sich durch die gleiche Siedrigkeit auszeichnen wird.

U. Meiche, Sagenbuch der Sächsischen Schweiz und ihrer Randgebiete. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. Verlag W. Volkmann, Dresden 1929. Preis geh. 3 Mark 50, geb. 4 Mark 50.

Das im Jahre 1894 zum ersten Male erschienene Sagenbuch hat eine beträchtliche Vermehrung erfahren, wobei der Herausgeber wieder mit sicherem Blick nur echtes Volksgut ausgewählt hat. Der Stoff ist übersichtlich gegliedert in „Mythologische Sagen“ (Seelenfagen, Elbenfagen, Dämonenfagen, Teufels- und Zaubersfagen, Wundersfagen, Schachfagen und Malenfagen), „Geschichtliche Sagen“ (Vandengeschichte, Ortsgeschichte, Familiengeschichte) und „Romantische (literarische) Sagen“. Von den letzten sind aber nur einige wenige, bei welchen ein bodenständiger Kern vermutet werden kann, aufgenommen worden. In dem gehaltvollen Vorwort erklärt Meiche, warum einzelne Sagenstoffe nur spärlich vertreten sind oder ganz fehlen und andere dagegen wieder überreich vertreten sind. Meiche, dem als gebürtigen Sohn die aus angrenzende Nordböhmen gut bekannt ist, zieht dort, wo es der Zusammenhang erfordert, auch das nordböhmisches Sagengut heran, da ja an der Ausbildung einzelner Sagenstoffe die Bewohner diesseits und jenseits der Grenze den gleichen Anteil haben.

Johannes Rünzig, Schwarzwaldfagen. (Nemannisches Stammesfunde I.). Mit 35 Tafeln und 34 Abbildungen im Text. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1930. Preis geh. 8 Mark, geb. 10 Mark.

Auch dieser neue Band des „Deutschen Sagenschatzes“, der eine „Stammesfunde deutscher Landschaften“ ist, erfüllt seinen Zweck vollkommen, keine bloße trockene Zusammenstellung von Einzelheiten zu geben, sondern ein anschauliches, lebendiges Bild der Volkseele und ihrer stammesheilklichen Ausprägung im Schwarzwaldmenschen, wie auch ihrer landschaftlich bedingten Eigenart zu bieten. Dadurch unterscheidet sich der „Deutsche Sagenschatz“ von anderen Sammlungen, daß er nicht aufspeichern, sondern neu beleben will, daß er die aus ureigenem Denken und Fühlen erwachsenen Volksgüter als eine innerlich zusammenhängende und eigengesellschaftliche Welt darstellt, „die wir in uns erleben müssen, um aus unserer geistigen Herkunft heraus zu leben und zu handeln.“ Rünzig, der erfahrene Volksforscher und Fachmann, ist bei der Auswahl der Sagen sehr gewissenhaft vorgegangen, indem er alle rein literarischen, in der Volksüberlieferung nicht verankerten Sagen weggelassen hat. Der ganze Stoff wurde in der Weise entwicklungs-geschichtlich gegliedert, daß die ältere vorchristliche Sagenschicht von der jüngeren christlichen getrennt wurde. Diesen zwei Hauptteilen „Urtümlicher Volksglaubens“ und „Unter dem Einfluß des Christentums“ ist noch eine Gruppe von geschichtlichen Sagen angeschlossen. Weitere Bände der „Nemannisches Stammesfunde“ werden die Sagen des Elsaßes und der Schweiz bringen.

Georg Schreiber, Das Auslandsdeutschtum als Kulturfrage. (17./18. Heft von „Deutschtum und Ausland“). Münster i. W. 1929.

Prälat Schreiber, der Mitglied der Kommission für Deutsche Volkskunde innerhalb der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ist und als solcher auch tätigen Anteil an den Vorarbeiten zur Schaffung des Volkskunde-Atlas genommen hat, ist ein ausgezeichnete Kenner der inneren Zusammenhänge zwischen Auslandsfunde und Volkskunde. In dem Abschnitt „Zur volkskundlichen Forschung“ begrüßt er die Fortschritte in der wissenschaftlichen Fragestellung der Volkskunde. „Man strebt über die Materialsammlung hinaus in die inhaltschwere Problematik volkskundlicher Erscheinungsweise überhaupt. Warum wurde dieser Brauch, und warum nahm er gerade diese Ausdrucksform an? Ist er überdies vom Standpunkt der heutigen Zivilisation, aber auch vom Sinn der Gegenwartskultur aus gesehen noch lebenswert? Ist es mindernwertiges abgesunkenes Kulturgut? Oder wird an Ende doch mit diesen Ausdrucksformen volkskundlichen Lebens Volkstum und Deutschtum gestützt?“ Und ganz richtig bemerkt er hierzu: „Gerade unsere Volks-

genossen draußen sind berufen, die volkstündliche Fragestellung zu vertiefen.“ Diese Vertiefung hat Schreiber selbst auf seinem Lieblingsgebiete der kirchlichen Volkskunde bereits mit Erfolg angebahnt. Ihr widmet er auch den Hauptteil dieses Abschnittes, wobei er sich zum Teil an seinen Beitrag für das von der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1928 herausgegebene Sammelheft „Deutsche Forschung, Heft 6, Deutsche Volkskunde“ anschließt.

Kurt Gerlach, *Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke*. Verlag J. F. Lehmann, München 1929. Preis geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.

Das Buch, das 23 zweifarbige Karten, 1 zweifarbige Tafel und das Namensverzeichnis von rund 5000 deutschen Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Ärzten und Generälen enthält, unterrichtet anschaulich über die Herkunft und damit auch meist Stammeszugehörigkeit der deutschen Kulturschöpfer. Es schwankt wohl im Laufe der Jahrhunderte der Beitrag, den die einzelnen Landschaften und Stämme zur gemeinsamen deutschen Kultur lieferten, ständig, aber einige Tatsachen von dauernder Geltung lassen sich auch aus diesen Kartenbildern herauslesen, so z. B. daß der Drang zum bildhaften Gestalten vor allem im bayerischen Stammesgebiet daheim ist, daß dieses Gebiet aber auch zugleich mit dem thüringischen, oberpfälzischen und schlesischen eine besondere musikalische Begabung aufweist. Dagegen sind aus dem bayerischen Stamm wenig Ärzte, die hauptsächlich auf alemannisch-fränkischem Stammesgebiet daheim sind, wenig Generäle, die immer die nordische Rasse und die Länder Mecklenburg, Pommern, Preußen, die Marken, Hannover usw. stellten, und fast gar keine Mathematiker hervorgegangen. Zum letzten Punkt meint der Verfasser, indem er betont, daß Bayern auf den Malerkarten verhältnismäßig gut bedacht ist: „Schließt das körperliche, bildhafte Vorstellen und Gestalten das abstrakte Denken aus? Hier wäre wieder ein Beweis spezifischer Begabung, oder besser Nichtbegabung, wenn nicht die katholische Kirche mit ihrem Anreizen und Auszierbenlassen von Kräften für den Mangel und Schwund an abstrakter Denkkraft verantwortlich zu machen wäre“.

Der große Brockhaus, *Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden*. 15. Auflage. 1. Band (A—Azt). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1928. Preis 26 Mark.

Schon dieser Band, der eine Reihe ausführlicher Artikel (Afrika, Ägypten, Alexander, Alpen, Amerika, Arabien, Arbeit, Arbeitende Klasse, Arbeiterschutz usw., Argentinien, Armenien, Älien, Astrologie, Astronomie u. a.) bringt, berücksichtigt ausgiebig die Volkskunde. Es sei nur verwiesen auf die Stichwörter: Arne, Aberglaube, Abrahambabra, Abraxas, Abwehrzauber, Abersaß, Advent, Ägyptische Tage, Ahnenverehrung, Aladdin Wunderlampe, Albertus Magnus, Ali Baba und die vierzig Räuber, Allerseelen, Almende, Allwissend (Doktor), Alp (hier fehlt der süddeutsche Name Druib), Altweiberfommer, Amicus und Amelius, Amulett, Analogiezauber, Andree, Angang, April, Achenbrödel, u. a. Meist ist auch die wichtigste Literatur kurz angeführt. Bei den Märchenmotiven wird der Inhalt angegeben, bei Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern sind die Eingangsnoten beige druckt. Bei den Stichwörtern zum Aberglauben hat jetzt selbstverständlich das Handwörterbuch Aberglaube die meisten Artikel weit überholt und muß von allen, die tiefer in den Gegenstand eindringen wollen, an erster Stelle bemüht werden. Bei den deutschen Ortsnamen der Tschechoslowakei ist stets auch die tschechische Form angeführt, was dort, wo sie von der deutschen vollständig abweicht, z. B. Arnau-Hofstinné, wohl am Platze ist, aber eine unnötige Raumverschwendung bedeutet, wenn es sich bei dem meist rein deutschen Orte nur um eine tschechische Endung, z. B. Albertany = Abertham, oder um eine andere Schreibweise eines einzelnen Buchstaben, z. B. As = Aš, oder um die einfache Übersetzung eines Teiles handelt, z. B. Althrenberg = Starý Chrenbert, Althabendorf = Starý Habendorf, Altharzdorf = Starý Harzdorf. Zu S. 199 (Akademien der Wissenschaften) ist für die Tschechoslowakei richtigzustellen, daß die frühere Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft heute „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik“ heißt.

Zeitschriften

Hochschulwissen (Prag). Das Dezemberheft enthält eine Übersicht über das Schaffen G. Wapliks von O. Pouzar und einen Beitrag „Volksträufel und Volksreime bei Hans Waplik“ von G. Jungbauer.

Monatsschrift für Bürgerkunde und Erziehung (Prag). Im 9. und 10. Heft des I. (VI.) Jahrgangs (1929) wird eine gedankenreiche Abhandlung von F. Bongin „Deutschsprachliche Betrachtungen und ihr Wert für die Schule, Volksbildung und Wissenschaft“ veröffentlicht, die wiederholt das Ergebnis unserer Umfragen verwertet und in der Forderung gipfelt, bei der sprachlichen Erziehung von der Mundart auszugehen.

Waldheimat (Budweis). Das Oktoberheft 1929 bringt beachtenswerte Funde des Oberlehrers Karl Brdlík zur Vorgeschichte Südböhmens mit Skizzen (Opferstein bei Lozňik), ferner einen Beitrag „Zu A. Stifters Erzählung ‚Ragensilber‘“ von Franz Fischer, der zum Schauplatz der Erzählung feststellt, daß die vorkommenden Namen zuweilen an solche der engeren Heimat des Dichters erinnern, und insbesondere darauf aufmerksam macht, daß die Schilderung des Hagelstreiches auf Erzählungen zurückgeht, die Stifter in seinem Vaterhause 1845 über das furchtbare Hagelwetter vom 25. Juni 1844 hörte. Das Novemberheft enthält einen Nachruf auf den auch um die südböhmische Heimatkunde verdienten Landvolkführer Josef Reif (1883—1929), das Dezemberheft ist Hans Waplik gewidmet, der durch J. Blau eine eingehende und warmherzige Würdigung erfährt.

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Eine wertvolle Zusammenstellung tschechischer Flurnamen aus dem Mieser Bezirk mit ihrer Umformung im deutschen Mund und den deutschen Entsprechungen liefert Dr. Willinger für das 5. Heft 1929, in dem J. Mico mit der Veröffentlichung einer Sammlung von Sagen über Kippel, den Waldgeist des nördlichen Böhmerwaldes — ein Seitenstück zum Stülzel — beginnt und J. Baumwacker über die im Volke verbreitete Druckschrift „Die Prophezeiungen der Sibylla“ und den Umstand, daß viele Prophezeiungen Fuhrmanns nahezu wörtlich damit übereinstimmen, berichtet. Sicherlich hat dieser 1763 gestorbene Bauernprophet aus Hrobšich bei Dobruza, dessen wirklicher Name Josef Maar lautete, ebenfalls die gleiche Schrift, die auf uralte Quellen zurückführt, besessen. Im 6. Heft beginnt eine Arbeit von G. Schmidt über „Verschwundene Dörfer in der Tuschauer Gegend“, die zunächst Pleonik und Dobruzan behandelt.

Unser Egerland (Eger). Aus dem 9. Heft des Jahrganges 1929 ist die Fortsetzung des Beitrages „Bemerkenswerte Ausdrücke in der Egerländer Mundart“ von J. Steiner, aus dem 10./11. Heft der Aufsatz „Zur Besiedlung des Egerlandes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ von R. Sandner hervorzuheben.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karlsruher Bezirkes (Aussig). Das 3. Heft des letzten Jahrgangs bringt einen für die Siedlungsforschung wichtigen Beitrag von G. Lipser über „Die Lage unserer Siedlungen“, im 4. Heft befaßt sich G. Eis mit der Deutung des Ortsnamens Aussig, den er auf eine tschechische Wurzel usk mit der Bedeutung „Mündung“ zurückführt, und G. Lipser berichtet nach Grundbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts über „Hochzeitsausstattungen im Bielatal“, wobei sich manche Rückblicke auf die frühere Volkstracht ergeben.

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereines (Sitz Hohenelbe). 18. Jahrgang 1929. Das von Dr. R. W. Fischer und Dr. R. Schneider herausgegebene Jahrbuch bietet außer vielen Besprechungen, die sich durch fachmännische Gründlichkeit auszeichnen, eine Reihe trefflicher Aufsätze. Aus diesen sind hier besonders zu nennen: R. Klaudy, Die Holzlauben Nordostböhmens und ihre Bedeutung; A. Hoffmann, Rübezahl in wieder aufgefundenen Abschriften von Malenbüchern.

Mitteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schönhengster Landes. 25. Jahrgang, Mähr.-Erzibau 1929. Diese jetzt ebenfalls als Jahrbuch erscheinenden Mitteilungen bergen stets reichen volkstümlichen Stoff, diesmal „Volkslieder aus Rumarz“ von G. Tilscher (zu „Lassen wir den Leib be-

graben" auf S. 29 ist unsere Zf. II. S. 66 zu vergleichen), Bauernregeln und Volksgebete von K. Hübl und „Münarzer Dorfgestalten“ (Drahtbinder, Fadernsammler, Kattlhändler, Guckkastenmann) von G. Tilscher.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). Aus dem reichen Inhalt der letzten zwei Hefte des vorigen Jahrganges sind die folgenden volkstümlichen Beiträge anzuführen: H. Stolz, Abergläubisches aus Nordmähren (9./10. Heft), F. Peschel, Weihnachtsspiele in Nordmähren und Schlesien; E. Pollach, Symbolik der Grabtrouze (11./12. Heft). Zu dem Aufsatz „Ein südmährischer Karner“ im ersten Heft, in dem auch der Bericht über „Das Sprachinsellfest in Rutzscherau“ die Beachtung des Volkskundlers verdient, ist zu bemerken, daß es tatsächlich zu weit geht, wie der Verfasser selbst zugibt, für diesen kleinen Rundbau den Namen Karner zu gebrauchen. Ganz ähnlich sehen in manchen Friedhöfen die Brunnen aus, aus denen man das Wasser zum Begießen der Beete schöpft.

Südmährrens deutsche Jugend. Diese von den deutschen Lehrervereinen in Znaim-Stadt und -Land herausgegebene und von Ignaz Göthl geleitete „Monatsschrift zur Veredlung und Belehrung der heimischen Jugend“, die mit Oktober 1929 den 4. Jahrgang begann, pflegt auch eifrig die volkstümlichen Überlieferungen.

Das Kurländchen (Neu-Titschein). Die 8. Folge (November) 1929 enthält den Schlußteil der aus dem Nachlasse St. Weigl's veröffentlichten Osterreichreime und hiezu eine Abbildung „Motive von bemalten Osterreichern aus Gerlsdorf“.

Der Gründer. Monatsschrift des Göllnitzer Bezirksbildungsausschusses. Herausgegeben von Leopold Gruß. 4. Jahrgang. (1929). Preis des Heftes 1 K 75.

Diese vom Bürgergeschulldirektor L. Gruß in Göllnitz (Slowakei) mit warmer Liebe für Heimat und Volk geleitete Zeitschrift verdient tatkräftigste Unterstützung. Die letzten Hefte bringen eine anregende „Geschichte des Zunftlebens im Göllnitztal“, ferner mundartliche Gedichte, geschichtliche Nachrichten u. a. Das im Novemberheft als „Sage aus Einsiedel“ abgedruckte Märchen „Von Madet“ (vgl. Volks-Polivka 3, 463ff.) behandelt den von Wazlik im „Räuber Toldrian“ verwerteten Stoff.

Kirchenkunst (Wien). Aus dem Inhalt des 4. Heftes 1929 fesselt besonders der Aufsatz von Josef Ringler, dem Verfasser des ausschlußreichen Buches „Deutsche Weihnachtsskrippen“ (Zürnsbruck 1929), über die Weihnachtsskrippen.

Heimatgauen (Linz). Das 2./3. Heft des 10. Jahrganges (1929) enthält neben anderen Beiträgen zur Geschichte und Landeskunde Oberösterreichs lehrreiche Aufsätze „Zur Geschichte der Fischerei in Oberösterreich, insbesondere der Traunfischerei“ von A. M. Scheiber und „Donauschiffe“ von E. Newekowsky, ferner rein volkstümliche „Bausteine zur Heimatkunde“: Zwei Gerichtsfälle aus dem 17. Jahrhundert (wichtig für den Volksglauben und die Volksmedizin); Stabelfortverzierungen; Verstäuchel (mit Versen, die zum Teil in gleichem Wortlaut auch auf Osterreichern Südböhmens erscheinen u. a. Bemerkenswert ist aus dem Abschnitt „Splinter und Späne“, daß ein leiterwagenähnlicher Wagen, der aber Bretter statt der Leitern hat, im Krenstal „Böhmischer Wagen“ heißt.

Deutsche Gauen (Kaufbeuren). Die 6. und 7. Lieferung schließen mit reichhaltigem Inhalt den 30. Band (1929) ab. Als weitere Vorträge sind darin erschienen: Adventsbräuche und Zwölfnächte.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Weipzig). Vom 4. Jahrgang (1929) liegen derzeit alle Hefte vor. Im Septemberheft findet sich ein Volkslied aus der Gegend von Kraftsdorf bei Gera „Das Guberleben“, das nachgebildet ist dem bekannten Studentenlied „Warum sollt' im Leben ich nach Bier nicht streben“ und diesem das 2. Gesäß ganz entlehnt. Im Novemberheft werden 47 „Pflanzennamen im Volksmunde der Erzgebirger“ mitgeteilt, die ein Aufsatz über thüringische Volks-Pflanzenamen im Dezemberheft ergänzt. Vom nächsten Jahrgang an wird die Zeitschrift statt wie bisher in Monatsheften zu je einem Druckbogen in jährlich 6 Doppelheften von je 2 Bogen erscheinen.

Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde. Auch das 3./4. Heft des 26. Jahrganges (1929) zeichnet sich durch seinen gediegenen Inhalt aus. Zu nennen sind: R. Kohl, Der stielzfüßige Saturn (auf Mützen); D. Schell, Zauberknoten, Regenzauber im Bergischen, Der Wolf; Sagier, Wie in Kreuzweingarten der Hahn „geköpft“ wird; Fr. Geisen, Der Beller Backofenbauer und seine Sprache; D. Kunkel, Allerlei Westenvälder Briefe (darunter auch gereimte Liebesbriefe, die ähnlich auf subetendeutschen Boden vorkommen); K. Hartnack, Sprichwörtliche und andere sog. stehende Redensarten aus dem Wittgensteiner (auch im Böhmerwald sagt man „stinken wie ein Altis“); S. Schawerte, Sauerländische Volksstrachten; K. Wehrhan, Ein lippisches Erntefest u. a.

Národopisný věstník československý (Prag). Das 2./3. Heft 1929 enthält einen eingehenden, mit vielen Bildern und einer farbigen Tafel versehenen Beitrag von J. J. Svoboda „Die tschechoslowakische Volkskeramik“, dann den Schluß der vom gleichen Verfasser stammenden Abhandlung „Die Besiedlung der Neustädter Herrschaft in Mähren“, ferner zwei Beiträge von V. Mencl (Plastische Volkskunst und Konstruktion der Holzkirchen), gleichfalls mit vielen Abbildungen und Skizzen, weiter eine genaue Beschreibung mit Skizzen des „Vostavák“, des Wohnwagens der herumziehenden Komödianten, Puppenspieler u. a. und endlich eine Gegenüberstellung der tschechischen Puppenspiele vom „Don Zán“ und „Don Sajn“, die mit den deutschen Spielen vom „Don Juan“ verwandt sind, von J. Veselý, der eine kurze Einführung über die Entwicklung des tschechischen Puppenspiels vorausschickt. Die „kleinen volkstündlichen Beiträge“ des Bandes bringen Stoff zur Volkskunde des Gebietes um Schüttenhofen (Sušice), einer Stadt des Böhmerwaldes, die 1883 noch deutsche Antierung hatte, 1921 aber nur mehr 216 deutsche neben 6687 tschechischen Einwohnern aufwies. Bei einer Ausbesserung des Turmes der Wenzelskirche dieser Stadt im Jahre 1927 fand man ein 1769 im Freyung gedrucktes Blatt, das 1773 von dem damaligen Pfarrer Protop Harver im Turmknopf hinterlegt wurde und eine Beschreibung des darauf abgebildeten „Heil. Kreuzes zu Kloster Schehern“ in Bayern, dessen wunderbarliche Kraft und Wirkung ausführlich dargelegt wird, ein Gebet und die folgende Inschrift enthält:

Switter, Donner, Hagel, Schaur,
 Böse Feinde wieder treibt,
 Leibsgepreßten, Seelentraur,
 wo das Zeichen, nichts verleiht (wohl = verbleibt).

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 K, in Halbleinen gebunden 35 K, nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereinsstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Máltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des 1. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezieger bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postofreie Zeitungsbeschwerde“ steht.

Aus Raummangel mußten mehrere Beiträge, vor allem eine eingehende Darstellung der Bauernhochzeit in Südwestmähren von R. Gruschla, für das nächste Heft zurückgelegt werden. Einsendungen hierzu, besonders Antworten auf Umfragen, werden bis 15. Feber erbeten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Vocelova 10.
 Druck von Heinz Merx Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

3. Jahrgang 1930

2. Heft



Adolf Hauffen †

Adolf Hauffen

Am 2. Feber ist nach langem, schwerem Leiden der Begründer der deutschböhmisches Volkskunde verschieden. Seine Bedeutung reicht aber weit über das sudetendeutsche Land hinaus. Denn sein vier Jahrzehnte umfassendes Lebenswerk enthält zugleich die ganze Geschichte der neueren Entwicklung der deutschen Volkskunde in sich, die erst in dieser Zeit zu einer ernststen Wissenschaft herangereift ist und damit auch ihre Vertretung an der Universität fand. Erst eine fernere Zukunft wird die Tatsache zu würdigen wissen, daß die deutsche Universität in Prag als erste unter allen deutschen Hochschulen die deutsche Volkskunde als vollwertiges Fach eingeführt hat und daß Hauffen die Reihe jener Hochschulprofessoren eröffnet, die einen Lehrstuhl für deutsche Volkskunde bekleiden.

Hauffen wurde am 30. November 1863 zu Laibach in Krain geboren¹⁾.

Er entsproß einer Familie, in der die ursprüngliche schlesische Stammesart im heiteren Wien manche Umformung und eine Beimengung bairischen Blutes erfahren hatte, zu dem später in der österreichischen Südmart noch ein Einschlag von italienischer Seite kam. Der Urgroßvater war aus der Gegend von Olaz nach Wien ausgewandert, wo er 1764 starb. Hier hatte sich der Urgroßvater (gest. 1830) mit einer Niederösterreicherin Anna Holzer verheiratet. Der 1794 in Wien geborene und 1836 als k. k. Kassa-Offizial in Laibach gestorbene Großvater hatte eine Antonie Modri aus Triest zur Frau; der Vater (1821—1880), Tuchhändler in Laibach, war mit Amalie Leskowitz, der Tochter eines deutschen Wirtschaftsbefizers in Beharše bei Idria, vermählt.

In der damals noch überwiegend deutschen Stadt Laibach besuchte Hauffen die Volksschule und das Gymnasium und genoß außerdem häuslichen Unterricht in modernen Sprachen (Englisch und Französisch) und in Musik. Von Jugend an betrieb er auch Körperübungen und oft unternahm er Wanderungen in die Berge. Nach abgelegter Reifeprüfung (1882) studierte er zunächst an der Wiener Universität Deutsch, Geschichte und Geographie, dann in Leipzig im Sommerhalbjahr 1883 und im Winter auf 1884 Deutsch und Englisch. Hier fand er in Friedrich Zarncke einen ausgezeichneten Lehrer für die historische deutsche Grammatik, hier erhielt er die erste Anregung zu volkskundlicher Arbeit durch die begeisternden Vorlesungen Rudolf Hildebrands über das deutsche Volkslied. Die letzten fünf Semester verbrachte Hauffen in Graz, wo ihn besonders Anton Schönbad und August Sauer förderten. Hier wurde er 1886 zum Doktor der Philosophie promoviert. In den nächsten zwei Jahren weilte er in Berlin, wo er Vorlesungen hörte, sich an Seminarübungen beteiligte und an der königlichen Bibliothek arbeitete. Von den Professoren trat er besonders Edward Schröder und Erich Schmidt auch persönlich näher.

¹⁾ Zu den folgenden Ausführungen vgl. A. Hauffen, Mein Leben und Wirken. (Die Wimschelkrute. Jahrbüchlein der „Heimatabbildung“ für sudetendeutsche Heimatarbeit und Volkserziehung auf das Jahr 1924. Reichenberg 1924, S. 5—18.)

Im Oktober 1889 begann Hauffen seine Lehrtätigkeit als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag. Seine erste Vorlesung war der „Geschichte des deutschen Volksliedes“ gewidmet. Und neben Vorlesungen und Übungen zur deutschen Literatur, insbesondere des 16. Jahrhunderts und der neuesten Zeit und da mit Bevorzugung Gerhart Hauptmanns, mehrten sich von Jahr zu Jahr die volkstündlichen Vorlesungen, die hauptsächlich die Volksdichtung (Lied, Märchen, Sage, Volksschauspiel) behandelten. Seit 1905 hielt Hauffen regelmäßig alle vier Jahre eine abgerundete Vorlesung über die deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkstums in Böhmen. Diese Vorlesungen wurden nicht allein von Germanisten, sondern auch von den Hörern anderer Fächer besucht. Und die deutschen Mittelschullehrer der Sudetenländer, die durch Hauffens Schule gegangen sind, sind auch in ihrem Berufsleben der deutschen Volkskunde treu geblieben. Sie betätigen sich vielfach als Sammler und Forscher und wecken in der heranwachsenden Jugend Sinn und Verständnis für volkstündliche Fragen.

Hauffens Wirken ging aber weit über den engeren Rahmen des Hochschullehrers hinaus. Von 1894 bis 1900 führte er im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ mit Hilfe von rund 200 Volksschullehrern die erste systematische Aufsammlung der deutschen Volksüberlieferungen in Böhmen durch. Die Ergebnisse wurden zum Teil bereits verwertet für die von Hauffen im Auftrage der gleichen Gesellschaft seit 1896 herausgegebenen „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“. Diese eröffnete er selbst mit seiner „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie“. Damit schuf er das grundlegende Handbuch, damit führte er die volkstündliche Bewegung in Böhmen auf eine vorbildliche Höhe, damit befruchtete er auch die tschechische Volkskunde, deren Entwicklung zur gleichen Zeit mit der Prager Ethnographischen Ausstellung des Jahres 1895 neue Bahnen einschlägt, damit wirkte er aber auch über die Landesgrenzen hinaus auf die gesamte deutsche Volkskunde, die in den 90er Jahren aufzublühen beginnt. Die „Einführung“ war aus dem „Fragebogen zur Sammlung der volkstündlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen“ (Prag 1895) erwachsen, der im ganzen Lande verbreitet wurde. Diesen „knapp gehaltenen Fragebogen zu erläutern und die Aufgaben und Ziele der deutschen Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der böhmischen Verhältnisse zu erörtern“, war der Zweck der „Einführung“. Hierzu mußte Hauffen, wie er im Vorwort angibt, „sowohl im allgemeinen, als auch bei den einzelnen Gebieten der Volkskunde weiter ausgreifen und die sich ergebenden Aufgaben über die Grenzen von Böhmen hinaus verfolgen, so daß dieses Heft zugleich eine Einführung in die deutsche Volkskunde überhaupt darstellt.“ Eine der wichtigsten Folgen dieses Unternehmens und der sie begleitenden Schriften war die, daß die deutschböhmische Lehrerschaft zu volkstündlicher Arbeit angeregt wurde, daß aus ihrer Mitte Männer erstanden, die sich zu gründlichen volkstündlichen Forschern heranbildeten und für ihre Berufsgenossen selbst wieder Wegweiser wur-

den. In Erkenntnis dieser Tatsache hat Josef Blau sein Buch „Der Lehrer als Heimatforscher“ (1915) Hauffen, „der zuerst die Lehrerschaft Deutschböhmens zur planmäßigen Arbeit auf dem Gebiete der Volks- und Heimatkunde angeleitet“, in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Dieses fruchtbare Zusammenarbeiten der Hochschule, Mittelschule und Volksschule brachte auch einem weiteren, von Hauffen geleiteten Unternehmen vollen Erfolg. Als im Jahre 1905 das Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien an die Auffassung und Herausgabe des Volksliederschazes aller Völker der österreichischen Länder schritt, konnten der „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied in Böhmen“ und sein Vorsitzender Hauffen bald reiche Einläufe verzeichnen. Die geplante Herausgabe der deutschböhmisches Volkslieder wurde durch den Weltkrieg unterbrochen. Als im Jahre 1919 die zunächst nur für die slawische Bevölkerung bestimmte „Staatsanstalt für das Volkslied in der Tschechoslowakischen Republik“ errichtet wurde, war es wieder Hauffen, dessen eifrigen Bemühungen es gelang, daß im Jahre 1922 ein deutscher Arbeitsausschuß für das ganze Staatsgebiet angegliedert wurde, der sofort seine Sammel-tätigkeit auf Mähren und Schlesien und die deutschen Sprachinseln in der Slowakei und Karpathenrußland ausdehnte. Emsig förderte er die Vorarbeiten zur Herausgabe der Lieder und lieferte 1924 zusammen mit Heinrich Rietsch ein ausführliches Gutachten über den 1. Band „Deutsche Volkslieder aus dem Böhmerwalde“, dessen Lieferungen soeben zu erscheinen beginnen.

Dem Volkslied waren auch die meisten Arbeiten Hauffens gewidmet. Es seien nur genannt: Leben und Fühlen im deutschen Volkslied. (Gemeinnützige Vorträge Nr. 143. Prag 1890); Das deutsche Volkslied in Österreich und Ungarn. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 1—33); Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Mit einer Ausgabe ihrer Volkslieder und Singweisen. (Österreichische Quellen und Forschungen Bd. 3. Graz 1895); Das Volkslied von den zwei Gespielen. (Euphorion 2, 29—39); Das Bild vom Herzensschlüssel. (Archiv für das Studium neuerer Sprachen 105, 10—21); Das deutsche Spottlied auf die Flucht des Königs Heinrich von Polen. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 286 bis 289); Das österreichische Volkslied und seine vorbereitete Ausgabe. (Mitteilungen des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde Nr. 8. Leipzig 1908); Beiträge zum deutschen Volkslied in Böhmen. I. Vater unser. II. Herzog von Reichstadt. (Deutsche Arbeit 10, 559—566 und 743 bis 747); Die Altersstufen im deutschen Volkslied in Böhmen. (Festschrift zur 17. Hauptversammlung des Allg. deutschen Sprachvereines. Reichenberg 1912. S. 45—66); Geschichte, Art und Sprache des deutschen Volksliedes in Böhmen. (Wissenschaftliche Beihefte des Allg. deutschen Sprachvereines 5, 35. Berlin 1912); Deutschböhmisches Volkslieder aus der Zeit der napoleonischen Kriege. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25, 95—107); Eine verunglückte Ausgabe von Volksliedern aus dem Böhmerwald. (Deutsche Arbeit 16, 444—447). Aufschlußreich sind die 1906—1915 in der Deutschen Arbeit veröffentlichten „Tätigkeitsberichte über die Auffassung deutscher Volkslieder in Böhmen“. Besonders wichtig ist das

Buch „Die deutsche Sprachinsel Gottschee“, dessen Wert man erst jetzt zu erkennen beginnt, seit man weiß, daß die Sprachinseln den besten volkstudlichen Untersuchungsstoff darbieten. Hauffen hat sich auch dadurch um die Volkslieder seiner Heimat verdient gemacht, daß durch seine Vermittlung nach dem Tode Dr. S. Tschinkels, der eine druckfertige Sammlung der Gottscheer Lieder vorbereitet hatte, diese Handschrift dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. zugeführt und so dauernd gesichert wurde. Ebenso hat er dazu beigetragen, daß das von Tschinkel verfaßte Gottscheer Wörterbuch in den Besitz der Kommission für das Bayerisch-Osterreichische Wörterbuch (Wiener Akademie der Wissenschaften) überging.

Von anderen volkstudlichen Arbeiten Hauffens, der in den ersten sechs Jahrgängen der Zeitschrift für österreichische Volkskunde (1895 bis 1900) fortlaufend über die deutschböhmisches Veröffentlichungen berichtete, seien noch hervorgehoben: Zu den deutschen Volkstrachten. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 2, 295—299); Der Hexenwahn. (Gemeinnützige Vorträge Nr. 230. Prag 1897); Zur Faustsage. (Euphorion 5, 468f.); Zur Kunde vom Wassermann. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für Heinzel. 1898. S. 79—90); Hehl, Volksagen aus Tirol. Mit einem Exkurs über die Benedigersagen. (Euphorion 4. Ergänzungsheft S. 166—172); Das deutsche Volkstum in Böhmen. (Hermann Bachmanns Deutsche Arbeit in Böhmen. 1900); Kleine Beiträge zur Sagensgeschichte. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 10, 432—439); Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. Prag 1902. Mit Nachträgen in der Deutschen Arbeit 6, 584—588); Deutsche Volkskunde in Böhmen. (Deutsche Arbeit 8, 225—237); Geschichte der deutschen Volkskunde. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 20, 1—13; 129—141; 290—306); Das Weihnachtspiel des Böhmerwaldes. (Deutsche Arbeit 11, 172—176 und 227—231); Deutsche und fremde Märchen. Wien 1914. (Unter Mitarbeit seiner Frau); Geschichte des deutschen Michel. Prag 1918; Deutsche Volkskunde in Böhmen. (Deutsche Kultur in der Welt. 5. Jahrg., Deutschböhmen 1.—4. Heft, 8—20); Die Volkskunde der Deutschen in Böhmen. (Godman, Deutschböhmen, 50—106. Wien und Berlin 1919); Schriften zur deutschen Volkskunde in Böhmen. (Heimatbildung, 1., 8. und 10. Heft 1920).

Neben der deutschen Volkskunde war die wissenschaftliche Arbeit Hauffens, die rund 130 Veröffentlichungen umfaßt¹⁾, dem volkstudlich so wichtigen 16. Jahrhundert und insbesondere Johann Fischart gewidmet. Von der Habilitationsschrift „Kaspar Scheidt, Studien zur Grobianischen Literatur in Deutschland“ (1889) und der Herausgabe von Fischarts Werken in Kürschners deutscher Nationalliteratur (1892—1895) an folgen eine Reihe von Fischartstudien im „Euphorion“, bis endlich das zweibändige Gesamtwerk über Fischart in den Jahren 1921 und 1922 erschien. Daneben laufen eine Reihe von Arbeiten zur deutschen und im besonderen auch zur deutschböhmisches Literaturgeschichte, ferner Veröffentlichungen, die aus der eifrigen Mitarbeit Hauffens beim Allg. deutschen Sprachverein, dessen

¹⁾ Vgl. A. Hauffen, Verzeichnis meiner Schriften. (Die Wirtschelrute. Reichenberg 1924. S. 11—18.)

Prager Zweigverein von 1894 bis 1923 unter seiner umsichtigen Leitung stand, und beim Prager Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse erwachsen, in dem Hauffen von 1890 an tätig war und dessen Obmannstelle er von 1911 bis 1923 bekleidete. Außer den bereits genannten Arbeiten erschienen in den Gemeinnützigen Vorträgen noch: Theodor Körner; Das deutsche Haus in der Poesie; Shakespear in Deutschland; Das Höriker Passionspiel; Karl Egon Ebert; Kriegslieder deutschböhmischer Dichter; Die Kriegslit der Gegenwart, vornehmlich in Deutschböhmen; Die Geschichte des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Die langjährige volkstündliche Tätigkeit Hauffens war für die deutsche Universität in Prag selbst ein bedeutender Gewinn. Sie hat nicht allein einen Zusammenhang zwischen ihr und der deutschen Bevölkerung Böhmens hergestellt, sondern auch die wissenschaftliche Arbeit in anderen Lehrfächern der Universität nachhaltig beeinflußt. Wäre die Volkskunde hier nicht vertreten gewesen, so wäre es wohl nie zur berühmten Rektoratsrede August Sauers „Literaturgeschichte und Volkskunde“ (1907) gekommen und zur Ausführung der darin ausgesprochenen Gedanken in der „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ von Sauers Schüler J. Kadler. Im engsten Verein mit Hauffen hat von 1900 bis zu seinem Tode (1927) der Professor für Musikwissenschaft Heinrich Rietsch gewirkt, der dem Volksliedausschusse von Anfang an (1906) angehörte¹⁾. Für die „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“ schrieb der Geologe Gustav Laube sein vorwiegend auf persönlichen Erinnerungen aufgebautes Buch „Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgebung“. Die philosophische Fakultät hatte Hauffen, der im Jahre 1898 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, wegen seiner so fruchtbaren wissenschaftlichen und organisatorischen Arbeit auf dem Gebiete der Volkskunde wiederholt dem Unterrichtsministerium zum ordentlichen Professor mit dem besonderen Lehrauftrag für deutsche Volkskunde vorgeschlagen. Diese Angelegenheit wurde endlich im Sommer 1918 günstig erledigt. Der Akt blieb aber in Wien liegen und so kam es, daß Hauffen erst nach Errichtung der Tschechoslowakischen Republik im Jahre 1919 zum ordentlichen Professor für „deutsche Volkskunde, sowie für deutsche Sprache und Literatur“ ernannt wurde. Der Zusatz erklärt sich daraus, daß Hauffen für „Deutsche Sprache und Literatur“ habilitiert war. Im Jahre 1921 wurde für das Doktorexamen das Fach „Deutsche Sprache und Literatur“ in drei Fächer geteilt: Ältere deutsche Sprache und Literatur, Deutsche Volkskunde, Neuere deutsche Sprache und Literatur. Deutsche Volkskunde konnte von nun an sowohl als Hauptfach wie als Nebenfach gewählt werden. Eine Folge davon war, daß sich die Zahl der volkstündlichen Dissertationen von Jahr zu Jahr vermehrten. Diese von August Sauer in seinem Aufsatz „Deutsche Bildung“ (1922) trefflich begründete Erhebung der deutschen Volkskunde zum eigenen Fach erhielt ihren festen und abschließenden Ausbau durch die im Winterhalbjahr

¹⁾ Über seine Arbeiten zum deutschen Volkslied vgl. unsere Zeitschrift I. S. 50.

1929/30 erfolgte Errichtung des „Seminars für deutsche Volkskunde“, dessen erster Direktor Hauffen war. Diesem Seminar hat er in hochherziger Weise seine gesamte volkswundliche Bücherei gespendet.

Für eine Universität, die wie die Prager inmitten einer fremdvölkischen Stadt steht und räumlich ohne Zusammenhang ist mit ihrem Mutterland, aus dem ihr alles Leben und alle Kraft zufließt, ist die feste Verbindung mit diesem Nährboden eine Notwendigkeit. Durch die Volkskunde ist sie am einfachsten und wirkungsvollsten gegeben, um so mehr dann, wenn sich, wie bei Hauffen, in dessen Lebensarbeit die Volksbildung einen breiten Raum einnimmt, die Volksforschung mit der Volksbildung verknüpft. Wie verdienstvoll hier das Wirken Hauffens war, hat J. Blau¹⁾ schön ausgesprochen, wenn er meint, daß sein Buch „Der Lehrer als Heimatforscher“ nur in einem Lande entstehen konnte, „dessen Hochschule von einer eigenen Lehrkanzle für Volkskunde aus die Notwendigkeit der Verankerung und Anwendung alles Wissens in Heimat und Volkstum verkündet und wo sich für diesen Lehrstuhl ein Vertreter fand, der sich mit seiner Wissenschaft nicht weltfremd abschloß, sondern immer die lebendige Zusammenarbeit mit den breiten Volksschichten gesucht hatte.“

Die Lösung seiner wissenschaftlichen und völkischen Aufgabe wurde Hauffen ermöglichlicht und erleichtert durch sein persönliches Wesen, das frisch und volkstümlich war und so recht zu der einfachen, schlichten Wissenschaft vom Volke paßte. Seine edle, vornehme Gesinnung, sein kerniges, manhaftes Deutschbewußtsein und seine liebenswürdige Persönlichkeit gewannen ihm und seinen Bestrebungen überall Freunde. Von seinen Schülern, die er in jeder Weise — auch über die Hochschulzeit hinaus — zu unterstützen und zu fördern pflegte, wurde er wegen seiner Herzensgüte und steten Hilfsbereitschaft wie ein Vater verehrt.

Auch die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei verliert in Hauffen, dem als Gelehrten, als Lehrer und als Menschen gleich ausgezeichneten Manne, ihren Vater, dem sie ihre Begründung und ihren glänzenden Aufstieg durch die letzten vier Jahrzehnte verdankt. Sie wird sein Andenken stets in Ehren halten.

*

Die Beisetzung des Verstorbenen in der Familiengruft auf dem Friedhof Malvazinka in Smichow erfolgte am 6. Feber. Die Verdienste Hauffens würdigten Prorektor Dr. O. Großer für die Universität und zugleich für die „Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste“, Dekan Dr. C. Prasnitzer für die philosophische Fakultät, Dr. S. Chjarz für die Professoren und Germanisten, Dr. S. Jungbauer für die Schüler, zugleich für das „Seminar für deutsche Volkskunde“, für den „Arbeitsausschuß für das Deutsche Volkslied“, für die tschechoslowakische Arbeitsstelle des Deutschen Volkskunde-Atlas und für den „Deutschen Sprachverein Groß-Prag“, endlich Dr. R. Kühn für den „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“. Von der Universitätsfängerschaft unter der Leitung des Pro-

¹⁾ J. Blau, Wie mein Buch entstand. (Die Wünschelrute. Reichenberg 1924. S. 22.)

feffors Dr. F. Songin gefungene Sieder eröffneten und schlossen die schlichte Grabfeier. Die tschechische Univerſität war durch die Profefſoren Horák, Murko und Volkſta vertreten.

Wie den Angehörigen und der deutſchen Univerſität, ſo kamen auch unſerer Zeitschrift und ihrem Herausgeber zahlreiche Beileidſchreiben zu, die alle Zeugnis ablegen von der aufrichtigen Wertschätzung, die dem Verſtorbenen allgemein entgegengebracht wurde. Unter anderen ſchrieb Prof. Georg Schmidt in Mies, einer der Mitarbeiter an den „Beiträgen zur deutſchböhmischen Volkſtunde“:

„Die Nachricht von dem Hinſcheiden des Altmeiſters der deutſchen Volkſtunde im Sudetenlande, Univ.-Prof. Dr. A. Hauſſen, hat auch in Weſtböhmen aufrichtige Teilnahme erweckt. Der Verluſt dieſes lebenswürdigen Mannes hat auch in der Provinz, mit der er in ſteter, inniger Fühlung ſtand, ſtarken Nachhall gefunden. Sein Name wird gerade in deutſchen Landſchaften ob ſeines vorbildlichen Organisations-talentes, ſeiner ernſten, tiefgründigen Wiſſenſchaft in ſteter, dankbarer Erinnerung bleiben und die große Zahl ſeiner Mitarbeiter zur Fortſetzung ſeines Lebenswerkes anſpannen; darum wird gerade die „Provinz“ dieſem Manne der deutſchen Volkſtunde Achtung und Ehre ſeinem Andenken bewahren!“

Der „Arbeitsauſchuß für das deutſche Volkſtied“ erhielt Beileidſtundgebungen von der Hauptleitung der „Staatsanſtalt für das Volkſtied“, ferner vom „Arbeitsauſchuß für das tschechische Volkſtied in Mähren und Schleſien“ in Brünn und vom „Arbeitsauſchuß für das ſlowakiſche Volkſtied“ in Preßburg.

Nachrufe erſchienen in den meiſten Tageszeitungen. Auch die ſüd-märkiſche Heimat hat des Verſtorbenen in einem ausführlichen Nachruf gedacht, den Prof. Dr. Viktor Geramb im „Grazer Tagblatt“ vom 6. Feber veröffentlichte. Er ſchließt mit den Worten: „Neben ihnen (den Angehörigen) trauert die deutſche Wiſſenſchaft, trauert das geſamte ſudeten-deutſche und das ganze ſüd-märkiſche Volkſtum an ſeiner Bahre. In ihrer und unſer aller Herzen wird Adolf Hauſſen weiter leben. Seine Seele aber wird der deutſche Michel, den er über alles geliebt hat, in Altbaters lichte Hallen geleiten.“

Sagen von der Moosfrau aus Oberſtuben in der Slowakei.

Von Alfred Karafel-Ranger

Die Kremniß—Deutſch-Probener Sprachinſel in der Slowakei, zu der Oberſtuben gehört, zeigt in ihrer Mundart neben ſüddeutſchen Elementen einen ziemlich ſtarken ſchleſiſchen Einſchlag. Sie vermittelt nach Schwarz¹⁾, ebenſo wie der Schönhengſtgau, die Waſchl—Brodeker und Wiſchauer Sprachinſel, wie auch die Gründe in der Zips mundartlich den Übergang

¹⁾ „Schleſiſche Sprachgemeinschaft“ im Schleſiſchen Jahrbuch für deutſche Kulturarbeit im geſamtſchleſiſchen Raume. Verlag Korn, Breſlau 1928, S. 17.

vom Schlesiſchen zum Bairiſchen, und nimmt gleich denen eine ziemlich ſelbſtändige Sonderſtellung ein. Ähnlich der Mundart zeigt das Sagengut der Kremniß—Probener Sprachinsel vorwiegend ſchleſiſche und einige ſüd-deutſche Einflüſſe. Es zeigt daneben aber auch ſelbſtändige Züge, die allerdings zum Teil durch die Sprachinſellage und die faſt 600jährige Abſonderung vom deutſchen Mutterlande verurſacht worden ſind.

Entſcheidend für die ſtetige Entwicklung des Sagengutes dieſer deutſchen Siedlungsgruppe war das lange Verharren in einer anders-vollſtändigen Umwelt und die ſich daraus ergebenden Wandlungen. Es gehört die Kremniß—Probener Sprachinsel dem Typus jener mittelalterlichen Sprachinſeln an, zu denen wir die Bielitz—Bialaer Gruppe in Oſtſchleſien und Weſtgalizien, die Zips, Siebenbürgen und die Gottſchee rechnen. Soweit wir das Sagengut dieſer mittelalterlichen Volkſplitter kennen, zeigt es, im Gegenſatz zu den jungen Sprachinſeln, folgende typiſchen Sonderheiten: a) das häufige Fehlen jener Schicht deutſcher Natursagen, die wohl in den Herkunftszgebieten der Koloniſten, nicht aber unter den andersvollſtändigen Nachbarn zu finden ſind, b) damit verbunden ein breites Überwiegen jener Sagenſchichten, die der Sprachinsel und ihrer Umwelt gemeinſam ſind, beiden Völkern angehören, c) die eigenartige Erſcheinung der geiſtigen Inzucht, die zur ſtarken Häufung und zu ungesundem Überwuchern einzelner Sagentypen geführt hat²⁾.

In der den alten Sprachinſeln angehörigen Kremniß—Probener Gruppe³⁾ finden wir demgemäß die den Deutſchen und umwohnenden Slowaken gemeinſamen Sagengruppen in breitester Schicht vor⁴⁾, ſie machen weit über die Hälfte des ganzen Beſtandes aus. Zeugen geiſtiger Inzucht ſind die beiden ungemein ſtark lebendigen Sagengebilde von der Lössin⁵⁾ und dem Rindwurm mit dem Lotterpfaß. Von den im benachbarten

²⁾ Es würde den Rahmen dieſes Aufſatzes überſchreiten, die entwicklungs-gehiſtoriſchen Grundlagen des Sagenausgleiches zwiſchen Sprachinsel und Umwelt zu charakteriſieren. Zur hiſtoriſchen Reifeſtufung, vergleichenden Sprachinſelforſchung und dieſesbezüglichen Literatur vgl. meine Arbeit: „Das Sagengut der Vorkarpathendeutſchen“, Volk und Raſſe V./2, München 1930, Lehmann Verlag.

³⁾ Eine Überſicht über das Sagengut dieſer Sprachinsel und gleichzeitig einen Vergleich mit dem der altſchleſiſchen Bielitz-Bialaer Gruppe brachte ich in dem Aufſatz von Dr. Elſriede Strzhygowski: „Auf Sagenforſchung in der Kremniß-Deutſch-Probener Sprachinsel“, Heimat und Volkstum, Sonntagsbeilage der Schleſiſchen Zeitung, Bielitz, vom 5. Jänner 1930.

⁴⁾ In meiner Sammlung von rund 1100 Sagen aus der Kremniß-Probener Sprachinsel ſind dieſe Gruppen ſtammgemäß am reichhaltigſten: Hexen und Milchzauber 98 Sagen, Alp 69, Wiederkehrende Lote 61, Irvlüchter 57 uſw.

⁵⁾ Die Lössin der Kremniß-Probener Sprachinsel iſt einer der typiſcheſten Belege für die durch lange Abgeſchloſſenheit vom Mutterlande und mangelnden Zuſtrom an Glaubensvorſtellungen aufkommende geiſtige Inzucht. Sie tritt hier noch eindeutiger zutage als im Volkſliedſchatz der Gottſchee (vgl. Gauſſen: Die deutſche Sprachinsel Gottſchee, Graz 1895). Die Lössin zeigt nicht nur Tod und Unglück an, bringt Krankheiten, ſondern ſie bringt auch Glück, macht geſund. Sie wird zur Geliebten, zum Alp, vertauſcht Kinder, hoſt auf, ſchreckt und vertreibt Leute, will irreführen, ſtiehlt Sachen, ſchützt die Ehre der Mädchen, wächſt ins Rieſenhafte, hinterläßt Spuren in Steinen, geht als Lauſpatin, nimmt Züge wiederkehrender Lote, unerlöſter Seelen an uſw. Sie wohnt unter Kirchsächern, auf Friedhöfen,

Schleisschen und Heanzischen vorhandenen mehr auf deutsches Sprachgebiet beschränkten Naturfagen, wie etwa den Fenirmännchen, Erdmännchen, Zwergen, weiblichen und männlichen Waldgeistern, wilden Jäger oder Nachtläger usw. ist fast gar nichts zu finden.

Als eine Art Restfrage dieser letztgenannten Gruppen hat sich in der Krenniz-Probener Sprachinsel nur noch die Gestalt der Missigfrau = Moosfrau erhalten, eigenartiger Weise gerade in Oberstuben, also hart an der Sprachgrenze⁶⁾. Die Gestalt der Moosfrau gehört einer Sagen-Gruppe⁷⁾ an, die sich im 19. Jahrhundert auf Thüringen, Sachsen, Deutschböhmen (einschließlich des Böhmerwaldes) und Schlesien zu beschränken scheint. Es sind dies beiläufig die an die Tschechen und an südwestpolnischen Volksboden grenzenden deutschen Randgebiete. Wodurch diese Art geographischer Verbreitung verursacht wurde, ist unbekannt, eine Übernahme aus dem Slawischen kommt nicht in Betracht. Nur die Walachen Siebenbürgens⁸⁾ kennen eine Buschgroßmutter, die bald als altes Weib, bald als schöne Jungfrau erscheint⁹⁾.

Bergen, in Bäumen, Höhlen usw. Kurzum, sie vereinigt in der Gegenwart Züge recht unterschiedlicher Sagengruppen in sich. Es ist dies ein wesentlich anderer Vorgang als die Bildung ganzer Sagenkreise um einen Flurgeist oder eine bestimmte Person auf deutschem Volksboden (vgl. Jungbauer: Der Berggeist Rübezahl, Schlesisches Jahrbuch I. S. 43f.). Wie sich überhaupt im geschlossenen deutschen Sprachgebiet Ähnliches kaum nachweisen lassen dürfte, da dort einfach die Voraussetzungen (mangelnde Neubelebung des volllichen Überlieferungserbes, fehlender Zufluss neuer Motive, Armut an schöpferischen Gestaltungskräften) nicht gegeben sind. Vgl. dazu die ganz einfache und eindeutige Gestalt der Tödin in Kärnten, Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, S. 195f.

⁶⁾ Die in der Krenniz-Probener Sprachinsel vorhandenen Sagen vom Berggeist oder Bergmandl, die zweifellos rein deutsches Sagenut darstellen, nehmen hierbei eine Art Sonderstellung ein. Kühnau hat in seinen Werken nachgewiesen, wie die aus dem Harz stammenden Bergwerksgeistsagen nach Polnisch-Oberschlesien eingewandert sind und dort in der Gestalt des „Scharbnit“ eine bedeutende Rolle spielen (vgl. Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. II, Sagen 1007—1010 und 1011—1043. Kühnau: „Oberschlesische Sagentypen“ in: Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur, Heimatverlag Kleinwitz, 1921, S. 107ff.). Aber Oberschlesien hinaus ist aber diese Sagenform weiter ins Polnische gedrungen (für Wieliczka belegt in Ztsch. f. österr. Vbd. VIII, 1/2, S. 46), wie weit, ist bisher noch nicht untersucht worden. Ähnlich scheint in der Slowakei der Bergwerksgeist über die deutsche Sprachgrenze hinausgewandert zu sein und im Slowakischen Eingang gefunden zu haben (vgl. dazu J. Gebhart: Österreichisches Sagenbuch, Pest, 1863, S. 364). Ob die oberungarischen Bergstädte als Verbreitungsgebiet angenommen werden können, ist noch ungeklärt, ebenso das Verbreitungsgebiet dieser Sagen vom „Bergmandl“ im Slowakischen.

⁷⁾ Moosweiblein, Moosmännlein, Holzweiblein, Holzsträulein, Buschweibchen, Buschrülpfen, Schacheweiblein usw. Vgl. dazu vor allem das Schlagwort „Buschgroßmutter, Buschweibchen“ im Handwörterbuche des deutschen Aberglaubens I. Spalte 1714ff. Ebenso Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. II, Sagen 804—841, Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 31, Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde, S. 113 u. a.

⁸⁾ Siehe Handwörterbuch I. Sp. 1714.

⁹⁾ Nach Wislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, München 1893, S. 21, scheinen allerdings auch die Ungarn eine verwandte Sagenform, die „Mutter“, zu besitzen. Sie haust auf Gebirgshöhen und hat die Gestalt eines alten Weibes. „Ihre Augenbrauen sind lang und dicht und bestehen aus Moos.“ Inwiefern es sich um eine Sagen- oder Märchengestalt handelt, ist aus Wislocki nicht zu entnehmen.

Die Sagen von der Miffigfrau in Oberstuben gehören somit zu den östlichsten, auf deutschen Volksboden wurzelnden Ausläufern dieser Gruppe. Ich habe sonst nur noch in der untergehenden deutschen Streusiedlung Zabnica im Beskidischen (Westgalizien)¹⁰⁾ Sagen von den Buschweibeln gefunden, die die Kolonisten um 1850 aus Nordböhmen mitgebracht haben. Ebenso fanden wir in der Machliniecer Siedlungsgruppe in Ostgalizien¹¹⁾ Sagen von den Holzfräuleins. Hier handelt es sich aber um junge, im 19. Jahrhundert entstandene Sprachinseln und derlei mitgewanderte, in der neuen Landschaft noch nicht recht heimisch gewordene Sagen dürften sich auch unter den Deutschböhmen der Bukowina und des Banates finden lassen.

Die folgenden Sagen von der Moosfrau sollen nicht nach ihrem Gehalt und ihren Wechselbeziehungen zu anderen deutschen Sagen dieser Gruppe untersucht werden. Wir ersehen aus ihnen, daß sich die Gestalt der Moosfrau nicht ganz klar und eindeutig ergibt, daß Überschneidungen mit anderen Typen (unerlöste Frau, versteinete Sünderin u. a.) vorkommen. Vom Standpunkt der Sprachinselforschung ist die siebente Sage, in der eine Slowakin (Walachin) die Moosfrau gesehen haben soll, bemerkenswert: man spürt das Hinübergleiten zu slawischen Sagengestalten (Wassermann: rotes Kleid) und die eigentlichen Glaubensvorstellungen von der Moosfrau wandeln sich in der Geschichte zu allgemein rätselhaftem um.

Da die so vereinzelt dastehende Sagengestalt im Kreunitzer Anteil der Sprachinsel uns sonst nirgends mehr erzählt wurde, haben wir alle für die kurze Zeit unserer Anwesenheit in Oberstuben erfassbaren Varianten aufgezeichnet. Daß damit noch nicht die in Oberstuben vorkommenden Glaubensvorstellungen über die Moosfrau erschöpft sind, ist klar. Wertvoll wäre es, wenn die im Orte wirkenden Lehrer dieser noch recht lebendigen Überlieferung weiter nachgehen würden.

Die Sagen von der Moosfrau:

Im Wald ist eine Frau, die tut sich erzeigen, das ist die Miffigfrau (Miffig = Moos). Dort sind so viele Steine. Ich war so ein kleines Mädchel, da hab ich gehütet im Wald. Wie der Mittag ist gekommen, hat sie angefangen zu waschen und wir haben geschrien um Hilfe, so kleine Mädchel waren wir. Aber dann ist gekommen ein Mann, der hat uns gesagt, wir sollen keine Angst haben. Wir haben sie gut hören waschen, auf einen Stein hat es geklopft, wie ein Weib, wenn sie tut schlagen mit dem Schlägel die Wäsche.

Sie hat sich den Leuten oft gezeigt, jeden Mittag hat man sie gehört. Warum sie dort ist, weiß ich nicht, vielleicht haben sie sie verwünscht, daß sie dort muß sein. Jetzt hört man sie aber nicht so oft.

Erzählt von einer alten Frau im Haus Nr. 143.

¹⁰⁾ Vgl. dazu Karasch, Die Ansiedlung deutschböhmischer Waldarbeiter in unjeren heimischen Beskiden. Heimat und Volkstum, Sonntagsbeilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz, vom 19. Feber, 26. Feber und 4. März 1928.

¹¹⁾ Vgl. dazu Karasch, Das Sagengut der deutschböhmischn Siedlungen Galiziens (Karpathenland I/3) und Deutschböhmischn Sagen aus Galizien (Karpathenland I/4).

Im Kreiselgrund, dem Wasser nach, dort ist die Misigfrau am liebsten im Stein drinnen gewesen. Dort ist so ein großer Stein, noch einmal so groß wie unsere Scheune, und im Stein ist eine Höhle, in der war sie drinnen. Das war früher tief im Wald, jetzt aber ist dort schon der Wald aufgehackt und da wird es ihr nicht mehr gefallen haben. Sie muß schon weg sein, weil man von ihr nichts mehr hört.

Erzählt von einem alten Manne im Haus Nr. 143.

Die Misigfrau ist immer bei der Nacht gegangen auf das Wasser waschen. Man hat sie gesehen dort, wie sie hat gewaschen. Wenn man sie hat gesehen, war sie groß und so bewachsen mit Misig. Sie hat den Leuten nichts gemacht, nur wenn sie ist von den Stein, wo sie gewohnt hat, herausgegangen und die Leute haben sie geschaut, das hat sie nicht gern gehabt.

Erzählt von einer Einwohnerin im Haus Nr. 144.

Ich war ein kleines Mädchel, da hat mein Vater im Wald gearbeitet mit anderen Männern. Damals hat er geschaut die Misigfrau. Sie hat gestanden mit einem Bläuling in der Hand am Wasser. Der Vater ist vorübergegangen, am Weg und hat nichts gesagt und sie hat ihm nichts gemacht. Die Misigfrau ist so alt anzuschauen, hat weiße Haare und ist im Gesicht mit Misig bewachsen, weil sie schon so lang im Stein lebt. Die Stelle, wo sie der Vater erschaut hat, heißt schon immer „zur Misigfrau“.

Erzählt von einer Einwohnerin im Haus Nr. 144.

Ich hab gehört, daß die Misigfrau ist früher gewesen eine Frau aus einem Schlosse und ist verwunschen worden in den Stein. Wie dann ihre Zeit um war, ist sie herausgekommen aus dem Stein und war die Misigfrau. Wenn man noch im alten Testament zu jemanden gesagt hat: „Du sollst zu das werden oder zu das“ so ist er das geworden. Und so war das auch mit der Misigfrau.

Erzählt von der Tochter der Einwohnerin im Haus Nr. 144.

Da oben im Wald ist eine Stelle „zum Beckelstein“. Dort hat einmal ein Mann, ein fremder, gesagt zu einem Hirten: „Du, wenn du möchtest überleben können, möchte die Misigfrau erlöst sein!“ Der Hirt hat sich nackend ausgezogen, da ist gekommen eine Schlange, die wollte ihm heraufkriechen am ganzen Leib. Aber wie sie ihm ist gekommen auf die Brust, ist er erschrocken. Die Schlange ist heruntergefallen und die Frau hat gesagt: „Jetzt hast du mich nicht erlöst! Wenn du noch eine Weile hältst ausgehalten, hältst du mich erlöst und den Schlüssel vom Stein bekommen. Dort ist sehr viel Geld und das wäre dein gewesen!“ Der Stein ist noch dort, er ist sehr breit, dick wie der Tisch und hoch wie die Schule. Die Heren, was die Misigfrau verwunschen haben, sind vielleicht schon alle gestorben.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 172.

Eine Walachin ist gegangen hinauf, dort oben am Berg bei der Mifigfrau, Holz klaben. Dort hat sie gesehen ein Mädchen waschen, in einem roten Kleidchen. Die war klein wie ein Mädchen, aber die Walachin hat nicht gesehen, ob sie jung oder alt ist, hat sich auch nicht getraut, sie etwas zu fragen und ist vorbeigegangen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 172.

*

Mein gottseliger Vater hat einmal dort oben im Wald, nicht weit von der Mifigfrau, die Ochsen geweidet in der Dunkelheit. Dann hat er sie hören waschen. Er war dreist, ist gegangen sie suchen, hat sie aber nicht gefunden, sie zeigt sich nicht jedem.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 135.

*

Der Schwiegervater ist gegangen weiden die Rühle und da hat er gesehen die Mifigfrau, die ist voll Mifig gewesen und hat dort gewaschen. Man hat sie immer gesehen dort in der Früh. Sie hatte ein Gesicht wie ein Weib, so wie ein Mensch, aber sonst war sie voller Mifig. Die hat nach dem Schwiegervater gerufen, er soll nicht mehr an den Ort kommen und er ist davongelaufen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 136.

*

Die Mifigfrau, die war dort oben in den Steinen zu Haus. Ich hab als Kind erzählen gehört, sie hat jeden Montag in der Früh ihren Waschtage gehabt und die Leute haben gesagt, daß man am Montag in der Früh um vier Uhr sich nicht hinaufzeigen soll.

Erzählt vom alten Schmidt aus dem Oberdorf.

*

Einer hat am Sonntag die Ochsen geweidet dort oben. Am Abend sind ihm die Ochsen durchgegangen und er hat sie nicht gefunden. Da ist er am Montag in der Früh hinauf und hat die Mifigfrau getroffen, das Gesicht sehr schön, sie war aber sonst schon sehr alt und mit Mifig bewachsen. Er hat sie gefragt: „Muhml, hot ihr nicht gesehen meine Ochsen?“ Da hat sie mit dem Pleiel auf ihn so gedroht und hat etwas gesprochen, das er nicht verstanden hat. Da ist er weggelaufen.

Erzählt vom Nachtwächter aus dem Oberdorf.

*

Der Mann von der Mifigfrau, der Georg, steht noch jetzt oben im Wald als Stein. Zu ihren Lebzeiten waren beide reich, haben viel Vieh gehabt, Rühle, Schafe und anderes, eine große Habe. Einmal hatten sie eine Dienstmagd, die wollte von ihnen weggehen. Die Mifigfrau hat ihr neue Leinwand auf Fußseken geschenkt gehabt und wie die Magd weggehen will, hat sie das ihr nicht mitgegeben, sondern sich zurückbehalten.

Wie die Magd weggegangen ist, hat sie sich am Weg umgeschaut und sie verwunsch: „Nach deinem Tode sollst du die Fußseken immer waschen

und dein Mann soll versteinern!“ Er ist mit dem Vieh versteinert und steht dort mit allen Tieren und sie ist die Misigfrau geworden. Immer zu der Stunde jedes Jahr hat sie die Fußfehen waschen müssen.

Erzählt vom alten Deter.

*

Einmal haben einen Kohlenbrenner seine Kameraden um Schnaps geschickt, grad wenn die Misigfrau gewaschen hat. Er ist an der Stelle vorbeigegangen und sieht sie waschen. Weil er nicht mehr nüchtern war, ist er feck gewesen, hat sie das alte Buder geheißt und gefragt, ob sie heute waschen müsse, weil Sonntag ist. Sie aber hat ihm mit Steinen nachgeschmissen und ist ihm nachgelaufen.

Erzählt vom alten Deter.

*

Da waren so unverheiratete Männer, die haben das Vieh geweidet, und ich war ein kleiner Bub, mit dabei. Einmal ist mir ein Stück Vieh verloren gegangen. Ich bin herumgelaufen, überall suchen und hab mich sehr um die Ruh gefürchtet. Dort an der Stelle, wo sie gewaschen hat, bin ich vorbeigelaufen und sie mir nach. Sie ist mehrmals den Deuten nachgelaufen und ich hab gesehen, wie ihr Gesicht und ihre Hände mit Moos bewachsen waren.

Erzählt vom alten Predac Johann (Spizname).

*

Ich war in der Schwemme und da ist die Misigfrau gekommen. Einen großen Bund Schlüssel hat sie am Gürtel gehabt, die haben geklirrt. Ich bin weggelaufen und hab die Pferde stehen gelassen.

Erzählt vom alten Ortsrichter.

*

Am Peterstein, dort sollen Gebäude gewesen sein. Wie ich noch jung war, da waren noch Mauern dort und tiefe Höhlen, das war der Keller. Es soll ein Wirtshaus gewesen sein oder ein Schloß vom Grafen. Der hat Arges getrieben, ist verwunschen worden und alles ist in die Erde gegangen. Das mag vielleicht der Mann gewesen sein von der Misigfrau, der Graf.

Erzählt vom alten Ortsrichter.

*

Früher, solange die Stadt Kremniß Goldgruben gehabt hat, da sind von hier aus manchmal an die 60 Wagen gefahren nach Kremniß mit Holzfohle und der Weg hat vorbeigeführt an einem Acker, der heißt der Grehenader. Dort an der Stelle soll die Misigfrau umgegangen sein. Sie ist einmal dort gesehen worden wie sie gegangen ist, sie hat einen ganzen Busch Schlüssel gehabt am Gürtel stecken, und das hat geklirrt. Wenn die dort in der Nähe war, dann haben die Pferde nicht weitergekonnt und mußten stehen bleiben, bis sie wieder weg war.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 129.

Einmal hab ich als Junge oben beim Stein das Vieh geweidet. Da ist die Misfigfrau aus dem Stein gekommen und ich bin weggerannt und hab das Vieh allein stehen gelassen. Ein Ochse hat sich mir bis nach Glaserhau und ein zweiter bis tief in den Berg hinein verlaufen.

Aufgezeichnet im Haus Nr. 393.

*

Da oben am Wald, wo das Wasser hinunterkommt, da hab ich die Misfigfrau einmal zu Mittag gesehen waschen. Einen langen Bart hat sie gehabt und so lange Haare, bis zu den Füßen, Bart und Haare aus Moos. Dann, wie sie mich ersieht, ist sie in die Höhle gegangen, in ihre Wohnung. Erzählt vom alten Binderhohg.

*

Die Misfigfrau ist ein Stein. Sie steht oben auf dem Berg, war einmal eine Frau und ist zu Stein geworden. Es haben sie Menschen oftmals die Windeln sehen waschen. In früheren Zeiten, wenn man gesagt hat, du sollst das oder das werden, so ist man das schon geworden. Wenn sie wäscht, so sieht man sie als weiße Frau. Wenn Menschen kommen, versteckt sie sich, tut niemanden ängstigen. Sie geht in die Höhle; zieht sich aus wie ein Turm (= wird größer).

Aus Oberstuben aufgezeichnet von Jng. Walter Ruhn.

Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren

Von Oberlehrer Rud. Hruschka, Alt-Hart

1. Bekanntschaft und Werbung

Wenn sich durch das Alter der Eltern für den mit der Übernahme des Hauses bestimmten Sohn die Notwendigkeit ergibt, an eine Heirat zu denken, weiß davon nicht nur die ganze Gemeinde, sondern man erfährt gleichzeitig auch den Geldbetrag, den die Braut in den Ehestand unbedingt mitbringen muß. Dadurch werden schon alle minderbemittelten Mädchen, selbst wenn Neigungen oder Liebesverhältnisse des Bräutigams zu ihnen früher bestanden, von einer Heirat ausgeschaltet. Aus dem verbleibenden Rest der heiratsfähigen Mädchen erfolgt nun mit Hilfe der „Freundschaft“ (d. i. Verwandtschaft) die zunächst geheimgehaltene Wahl der Braut, wobei Altersunterschiede bis zu 15 und 20 Jahren, leider auch die Volkzugehörigkeit keine wesentliche Rolle spielen; daher die vielen unserem Volkstum so überaus nachteiligen Mischehen! Die Geheimhaltung des Verlöbnißes reicht oft bis zur nächsten Tanzmusik, bei welcher der Burche nur mehr mit dem zu seiner Braut auserkorenen Mädchen tanzt.

2. „Steißmachen“

Wenn er so seine Absicht öffentlich kundgetan hat, wird er, falls dies nicht schon früher geschehen ist, von den Brauteltern ins Haus eingeladen und, nachdem die gegenseitigen Bedingungen für die zu schließende Heirat durch die Verwandtschaft beider Teile bis ins kleinste geregelt sind, erfolgt

durch die beiderseitigen Väter im Beisein der Brautleute und zweier Zeugen im Haus der Braut das „Gwißmachen“, d. i. die genaue Festsetzung des beiderseitigen Vermögens, des Ausgebüßtes für die die Wirtschaft übergebenden Eltern, des Tages der grundbücherlichen Einantwortung, des Hochzeitstages (ein Dienstag) und der Zahl der zur Hochzeit zu ladenden Personen (früher oft 60 und mehr Personen, heute kaum ein Drittel) usw. Bei diesem Anlaß, der in jüngster Zeit oft durch Beziehung eines Notars erfolgt, wird eine Zause, bestehend in Kaffee oder Tee und Buchteln verabreicht. Die getroffenen Abmachungen werden durch einen Handschlag bekräftigt.

Den Brautführer und die Kranzjungfrau („Brauddirn“) bestimmen die Brautleute, ebenso die „Heiratsmänner“ (d. i. Trauzeugen oder Beistände) aus dem Kreise der Verwandtschaft. Die in manchen deutschen Gegenden geläufigen und aus dem Tschechischen übernommenen Bezeichnungen „Druschmann“ (von „druzba“) und „Drauschka“ (von „druzka“) für Brautführer und Kranzjungfrau sind hier unbekannt.

Als Tag des „Gwißmachens“ war in früherer Zeit der Donnerstag beliebt.

3. Vorbereitungen zur Hochzeit

Ist die Heiratsabmachung soweit gediehen, begibt sich das Brautpaar, meist in den Abendstunden (früher am Freitag nach dem Gwißmachen, u. zw. nach der Messe), in die Pfarre wegen Veranlassung der Verkündigung. Nach dem ersten Aufgebot findet die „Brautlehre“ (auch „Katechismus“ genannt) statt, die in früheren Zeiten vom Pfarrer immer mit der an die Braut gerichteten Frage begann, warum sie heirate, worauf diese zu antworten hatte:

„Gott zu Ehren,
Die Welt zu vermehren
Und die Engelscharen zu erfüllen.“

Hiebei soll es einmal vorgekommen sein, daß der Pfarrer gewohnheitsmäßig die gleiche Frage auch an eine bereits 60jährige Braut richtete, die pflichtschuldigst die vorgeschriebene Antwort gab.

Am ersten Verkündsonntag lädt sowohl der Bräutigam, als auch die Braut unter Berücksichtigung der beim „Gwißmachen“ festgesetzten Zahl der Personen die Verwandtschaft ein.

Am Sonntag vor der Hochzeit erfolgt die neuerliche Einladung der Hochzeitsgäste durch die beiden Heiratsmänner mit folgendem Spruch, wobei zu bemerken ist, daß dieser Brauch erst seit ungefähr 35 Jahren besteht und daß früher die zweimalige Ladung der Gäste die Brautleute persönlich besorgten:

„Gehrter Herr und Frau N.!

Ich bin ein abgefandter Bot' von der Jungfrau-Braut (von dem Junggesellen Herrn Bräutigam); Sie werden sich wohl zu erinnern wissen, daß die Jungfrau-Braut (der Bräutigam) vor Kürze Euch hat eingeladen auf ihren (seinen) christlichen Ehrentag; so läßt sie (er) Euch durch mich

noch einmal bitten und Ihr möchtet ihr ihre (ihm seine) Bitte nicht abschlagen und Dienstag in der Früh ganz bestimmt kommen und ihr (ihm) helfen ihren (seinen) christlichen, von Gott bestimmten Tag führen und zieren und mit einem andächtigen Vaterunser beistehen. Ich bitte mit meiner Einladung vorlieb zu nehmen und die Bitte zu erfüllen, damit ich vor der Jungfrau-Braut (dem Bräutigam) nicht als gering geschätzter Bote erscheine.“

Den Geladenen erwächst die Verpflichtung, der Braut eine „Aussteuer“ in Form von Bildern, Uhren, Geschirr, Gläsern usw. zu geben. Zur Zeit, als noch Flachsbau in Alt-Hart betrieben wurde, bestand die Aussteuer meist in der Verabreichung einer „Schäd“ Flachs (= 20 Reißtl, 1 Reißtl = zwei Handvoll gebrechelter Flachs) oder in einem Geldgeschenk (20 bis 50 Kreuzer).

Ein heute nicht mehr geübter und nahezu vergessener Brauch bestand noch bis in die Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts darin, daß die Braut mit der „Brautdienerin“ in alle Häuser des Ortes „H o a r b e t t e l n“ ging: beide besaßen sich an die Brust ein Flachsbüschel, das sogenannte „H o a r k e i z l“; nach vorgetragener Bitte erhielten sie eine gewisse Menge Flachs oder Geld.

Dem Bräutigam und Brautführer fiel die Aufgabe des „H e n d l - b e t t e l n s“ zu; sie sammelten im Orte für die Hochzeitsstafel Hühner (Hennen), die ihnen auch gerne gegeben wurden.

4. Der Vorabend des Hochzeitstages

Findet die Hochzeit mit Musik statt, so wird am Vorabend dem Bräutigam und der Braut ein Ständchen dargebracht.

5. Der Hochzeitstag im Hause des Bräutigams und der Braut

Die im Hause des Bräutigams eingetroffenen Verwandten erhalten ein gemeinsames Frühstück, bestehend in Kaffee und Buchteln, während die im Brauthause sich einfindende Freundschaft immer mit Rindsuppe, Rindfleisch und Milch- oder Semmeltren bewirtet wird.

Ungefähr eine Stunde vor der festgesetzten Trauung begibt sich der Brautführer in das Haus der Braut und richtet hier an ihren Heiratsmann folgende Ansprache:

„Ich bin ein ausgeschickter Bot' vom Junggesellen Herrn Bräutigam und auch vom Herrn Heiratsmann. Sie lassen Euch durch mich den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ und einen guten Morgen sagen und lassen fragen, ob Ihr alle eingeladenen Hochzeitsgäste beisammen habt oder nicht. Sollte vielleicht ein Freund oder mehrere von ihnen ausständig sein, so wollen wir auf sie ein wenig warten und einen kleinen Verzug halten. Sollten dieselben aber nicht zu erwarten sein, so wollen wir uns anstatt ihrer Gott und die heilige Mutter Gottes zu Hilfe nehmen, damit sie unseren Kirchgang ehren und unsere kleine Mahlzeit in Frieden und Einigkeit verzehren helfen.“

Der Brautführer begibt sich hierauf in das Haus des Bräutigams zurück und holt die Gäste.

Beim Betreten des Brauthauses wird der Heiratsmann des Bräutigams von dem der Braut mit einem Trunk bewillkommt, worauf ersterer folgenden Spruch sagt:

„Gelobt sei Jesus Christus!
Guten Morgen!

Nun, mein Herr Heiratsmann, und Ihr, meine lieben Herrn und Freund', so bedanke ich mich erstens für den Ehrentrunk, den Sie mir und meiner ehrsamem Freundschaft haben an- und dargereicht, zweitens bitte ich um Verzeihung wegen dem ehrbaren Eintritt, den wir getan über öffentliche Gassen und Straßen bis allhier in diese Behausung, wie auch mit Spielteut und Musikanten.

Weiter bin ich von einem gewissen Herrn N. N. (Name des Bräutigams) ersucht worden, er sagt mir, daß er seinen freien ledigen Stand will ablegen und will eintreten in den Stand der heiligen Ehe; da hat er sich auswählt als ehr- und tugendsame Jungfrau-Braut N. (Name der Braut), Tochter des N. N., welche er auferzogen hat bis auf den heutigen Tag, weiter hat er versprochen, daß er sie will nehmen aus ihres Vaters Behausung Haus und will sie führen von Weg zu Steg, von Wasser zu Land und zu dem heiligen Eheband. Er will sie führen ins christliche Gotteshaus zu Alt-Part. Aldort wollen sie die eheliche Verbindung erlangen, mit Stolaband verbunden, und diese niemand auflösen kann als Gott und der grimmige Tod. Von dort, aus dem lieben Gotteshaus, will er sie nehmen und will sie führen in ihres Vaters Haus. Aldort ist eine christliche Tafel ausgerichtet, nicht nur für ihn und seine Jungfer Braut, sondern für uns eingeladenen Hochzeitsgäst', die hier auf beiden Seiten versammelt sind.

Nun, mein lieber Herr Heiratsmann, so bitte ich um einen Bescheid und Antwort!”

Darauf antwortet der Heiratsmann der Braut:

„Nun, mein lieber Herr Heiratsmann, und Ihr, meine vielgeliebten Herrn und Freund'! Wie ich wohl durch Eure Worte vernommen, habt Ihr Euch bedankt für den Ehrentrunk, den wir Euch und der ehrsamem neuen Freundschaft haben dargereicht; weiter habt Ihr um Verzeihung gebeten wegen dem ehrbaren Eintritt, den Ihr getan über öffentliche Gassen und Straßen mit einer ehrsamem Freundschaft; weiter habt Ihr mir durch den ehrbaren Junggesellen Brautführer den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ verkünden lassen und weil ich den Gruß von Euch wieder vernommen hab, so sag ich dafür herzlichen Dank!”

Der Heiratsmann des Bräutigams verlangt hierauf das Wahrzeichen:

„Nun, also, mein lieber Herr Heiratsmann! Sie werden wohl sehen, daß wir reisende Leute sind und reisen auf öffentlichen Gassen und Straßen, da könnte uns wohl jemand begegnen und könnte sagen: „Wo seid Ihr gewesen oder wo reiset Ihr hin?“ So wollen wir ihm darauf antworten, daß wir bei einer Eheschließung gewesen sind. Da könnten sie aber sagen: „Da werdet Ihr nicht viel ausgerichtet haben, weil Ihr kein öffentliches Wahrzeichen habet.“

Nun, so bitte ich um ein öffentliches Wahrzeichen; es kann sein ein Kranz, ein Büschel oder ein wahrer Rosenkranz, damit solches Präsent mir und meinen Mitkonsorten dem ehrbaren Junggesellen-Bräutigam möchte dargebracht und eingehändigt werden als wahres Wahrzeichen.

Also, mein lieber Herr Heiratsmann, so bitte ich mit meinen Worten verließ zu nehmen und das Ersuchte und Verlangte zu überbringen."

Der Heiratsmann der Braut beantwortet diese Ansprache folgend:

"Also, mein lieber Herr Heiratsmann, so will ich Euer Verlangen erfüllen und mich bei meiner ehrsamten Freundschaft erkundigen, ob die Braut mit einem solchen Präsent versehen ist und Euch solches bringen, weil Ihr es von mir verlangt."

Er entfernt sich und holt das Wahrzeichen, das aus einem Rosenkranz mit roter Masche und einem weißen Tuch besteht; dann legt er dasselbe, hiebei den Bräutigam ansprechend, folgend aus:

"Junggesell Herr Bräutigam! Hier schickt Dir die Jungfrau-Braut ein Wahrzeichen. Es besteht aus drei Farben, nämlich grün, rot und weiß. Grün bedeutet die Liebe, rot bedeutet, wie Christus, der Herr, am Ölberg Blut geschwizet hat, weiß bedeutet, wie die heilige Veronika Jesum das Schweißtuch gereicht hat. So reicht auch Dir die Jungfrau-Braut ein Schweißtuch, damit Du Dir in Kreuz und Leiden und allerlei Widerwärtigkeiten Deinen Schweiß abtrocknen kannst."

Manchmal erfolgt auch die Deutung des Wahrzeichens auf kürzere, und zwar folgende Art:

"Junggesell Herr Bräutigam! Hier schickt Dir die Jungfrau-Braut ein Wahrzeichen. Es besteht aus drei Farben, nämlich grün, rot und weiß. Rot ist die Liebe, grün ist der Trost und weiß ist die Unschuld."

Hierauf verlangt der Heiratsmann des Bräutigams die Vorführung der Braut:

"Nun, mein lieber Herr Heiratsmann! Weil wir durch ein öffentliches Wahrzeichen sehen und glauben, daß die Jungfrau-Braut vorhanden, aber vor unseren Augen verborgen ist, so bitten wir um sie, nämlich um die Jungfrau-Braut, daß sie uns möchte dargestellt und eingehändigt werden, bis an des Priesters Hand."

Nun wird meist zuerst ein altes Weib, die „falsche Braut“, unter Wit und Spott herbeigebracht und schließlich die Braut geholt. Wenn sie erscheint, spricht ihr Heiratsmann:

"Ist das diejenige, die Du Dir auserwählt hast zu Deiner ehelichen treuen Gattin?"

Der Bräutigam bejaht; hierauf sagt der Heiratsmann weiter:

"So reichet einander die rechte Hand und ich verbinde Euch bis an des Priesters Hand. Dann helfe Euch Gott, der Vater, der Euch erschaffen, Gott, der Sohn, der Euch erlöst, Gott, der heilige Geist, der Euch in der heiligen Taufe geheiligt hat. Gott gebe Euch Glück und Segen, ein langes Leben und einen friedlichen Ehestand!"

Die Brautleute haben sich die rechte Hand gereicht; dann folgt die Segnung der Braut und des Bräutigams durch die Brauteltern, worauf sich zuerst die Braut mit den Worten „Vergelt's Gott fleißig

für alles Gute und, wenn ich Euch beleidigt habe, so bitt ich Euch um Verzeihung!" und hierauf der Bräutigam bedankt: „Ich danke Euch, daß Ihr meine Braut so groß aufgezogen habt, und bitte Euch, nehmt mich an für Euer Kind; ich werde Euch nie verlassen!“

Ähnlich erfolgt der Dank an die Eltern des Bräutigams nach dem erteilten Segen.

6. Hochzeitskleidung

Die Braut hat meist ein nach städtischer Mode angefertigtes Seidenkleid in weißer oder grauer Farbe und weißen Schleier, der Bräutigam trägt einen dunklen Straßenanzug, einen Überzieher und weichen schwarzen Hut. Ehedem wurde aus praktischen Gründen für die Braut ein Seidenkleid in brauner Farbe gewählt, das Haupt zierte an Stelle des heutigen Brautschleiers ein schlichter Myrtenkranz. Der Bräutigam trug häufig einen Pelz.

7. Der Zug zur Kirche

Nachdem die Kranzjungfrau alle Hochzeitsgäste mit Myrtensträußchen geschmückt hat, wird zum Kirchgang gerüstet. Die Anordnung des Zuges ist folgend: 1. Reihe: Brautführer und Braut, 2. Reihe: Bräutigam und Kranzjungfrau; anschließend folgen die ledigen Paare, dann die Heiratsmänner und den Beschluß des Zuges machen die Verheirateten.

Wenn sich der Hochzeitszug über den Ortsplatz zur Kirche bewegt, werden Salutsschüsse aus Jagdgewehren oder aus zu Böllern adjustierten Schmindeambossen abgefeuert.

In unmittelbarer Nähe der Kirche wird der Hochzeitszug durch „Fürziehen“ aufgehalten. Zwei Burschen ziehen ein gefaltetes Tuch vor die Hochzeitsgäste, ein anderer Bursche hält eine mit Wein gefüllte Flasche und zwei Trinkgläser und der Auffager mit einem mit bunten Bändern geschmückten Rosmarinstrauch tritt vor das 1. Paar und beginnt folgende Ansprache:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Mit höflicher Entschuldigung ersuchen wir die zur Hochzeit geladenen Gäste, daß sie uns die Freiheit erlauben, sie von ihrem Kirchwege abzuhalten.

Nun kommt die Zeit und Stunde heran, wo Du als Jungfrau-Braut am Rande Deines Scheideweges stehst. Von dieser Stunde an meidest Du die Lustbarkeit der Jugend, ziehest aus Deinem väterlichen (oder brüderlichen) Haus, trennst Dich von Deinen Eltern und Geschwistern und entreisest uns aus der Gesellschaft. Es begleiten Dich Deine Freunde und Du gehst ein in das Band der Ehe, welches Dir von Gott bestimmt ist.

In Gegenwart der Hochzeitsgäste ersuchen wir die Jungfrau-Braut, wo wir von Kindheit untereinander herangewachsen sind, sollte vielleicht von unseren kindlichen Unschuldsjahren eines oder das andere beleidigt worden sein, so ersuche ich im Namen der ganzen Gesellschaft, uns zu verzeihen, daß auch wir einmal diesen Weg mit aller Ehre betreten können.

Gott gebe Dir viel Glück und Segen durch das ganze Leben, bis er Dich durch den Tod von der Welt beruft. Um mein Gespräch zu enden und

um die hochzeitliche Gesellschaft nicht länger aufzuhalten, so wünschen wir Dir ein verbleibendes, aber auch ein hochlebendes Lebenswohl!

Jetzt wünschen wir den Hochzeitsgästen recht viel Lustbarkeit und dem Brautpaar in einem Jahr ein raushschädlets (d. i. rauh- oder krausköpfiges) Buiberl und wan (wenn) nit gmui (genug), a (ein) Töchsterl a nou dazu!

So schließe ich meine Wünsche; Musikanten, vivat!"

Die Musik spielt „Hoch sollen sie leben!"

Der Braut und dem Brautführer wird je ein Glas mit Wein dargeboten; sie trinken und hierauf zahlt letzterer einen Geldbetrag auf eine bereitgehaltene Tasse, meist 20 K, worauf mit den Worten „Geh' schau! Mit oan (einem) Radl kann man nit fahren" der Brautführer verhalten wird, nochmals denselben Betrag zu geben. „Jetzt hab i erst an Halbwagen, mit dem kann i a nou nit fahren." erwidert der Aufzager. Dann wird eine Stange, Peitsche usw. gebracht und so geht das Feilschen weiter, bis der Brautführer den erwarteten Betrag gegeben hat. Oft wird den Hochzeitsgästen dadurch, daß an den Rosmarinstrauß ein 100 K-Schein angeheftet wird, stumm zum Ausdruck gebracht, daß dieser Betrag erhofft wird.

Wenn nach der Meinung des Aufzagers der Brautführer genug gezahlt hat, geht das 1. Paar vor und das Tuch wird vor das 2. Paar gespannt. Der Bräutigam gibt wieder und so fort, bis alle männlichen Hochzeitsgäste gespendet haben. Die Männer geben meist nur 5, höchstens 10 K. An lustigen Zwischenfällen fehlt es natürlich auch hier nicht. So erlaubte sich in jüngster Zeit ein verheirateter Witzbold den Spaß und legte auf die Tasse die kleinste tschechoslowakische Münze in neuer Prägung, nämlich ein 5 h-Stück. Der Aufzager besah zunächst die Münze von beiden Seiten, dann den Spender und erwiderte schlagfertig: „Auf däs Guldstück kann i Eng nit außergeben; aber i sog Eng was: lopts es erst in aner Bank einwechseln und gebts mir dawal (einstrweilen) an Papierzehner als Drangeld!" — Das eingesammelte Geld — oft bis 150 K — wird von der Burschenschaft hierauf im Gasthaus leider vertunken!

Früher blieb das Fürzichen bloß auf das 1. Paar beschränkt.

8. Die Trauung

Vor der Trauungszeremonie legt die Brautdirne dem Bräutigam einen kleinen Rosmarinranz (es sollte eigentlich das Wahrzeichen sein!) auf das Haupt, den sie nach vollzogener Trauung wieder abzunehmen hat; kommt ihr der Brautführer hierbei zuvor, dann muß die Brautjungfer bei der Hochzeitstafel das Kränzchen mit Geld oder mit Küßen auslösen.

Während des Trauungsaktes sind die Augen aller Kirchenbesucher auf die brennenden Altarkerzen gerichtet; sie wollen aus ihnen ersehen, ob die eben geschlossene Ehe eine glückliche werden wird oder nicht, bzw. welcher Eheheil den Frieden im neuen Haushalte bedroht: flackern nämlich die Kerzenflammen auf des Bräutigams Seite, bedeutet dies, daß er ein „schlimmer" Mann sein wird und umgekehrt; brennen aber die Kerzen auf

beiden Altarseiten unruhig, dann bedeutet dies eine „stürmische“ Ehe, im Gegensalle ein ruhiges Eheleben.

Regnerisches Wetter am Hochzeitstage wird ebenso als Glück gedeutet, wie schönes Wetter: es regnet dem Brautpaar Glück, bzw. wird den Brautleuten ein ungetrübtes Eheleben beschieden sein.

9. Nach der Trauung

Nach vollzogener Trauung verläßt der geordnete Hochheitszug mit dem Brautpaare an der Spitze die Kirche; beim Ausgang erwarten ihn diesmal die verheirateten Männer, manchmal auch Weiber, die mit den Worten „Wir wünschen Euch viel Glück im heiligen Ehestand!“ fürziehen. Selbstverständlich handelt es sich auch hier den Fürziehenden mehr um die Spende, als um das Glück der jungen Eheleute!

10. Rückkehr zum Brauthaus

Hierauf folgt die Rückkehr in jenes Haus, in welchem das Hochheitsmahl vorbereitet ist; meist ist dies das Brauthaus.

Hier finden die Hochheitsgäste eine verschlossene Tür vor, die erst nach dreimaligem Klopfen der Braut von der Köchin geöffnet wird. Gleichzeitig reicht sie der Braut einen Brotlaib und ein stumpfes Messer mit der Aufforderung, das Brot anzuschneiden. Sie wirft das Messer kopfüber und schneidet mit dem von ihrem Heiratsmann rasch dargereichten Messer ein „Scherz“ ab, welches sie, nachdem sie in dasselbe einige Geldstücke gesteckt hat, einem der alten Weiber schenkt, die als Neugierige am Hofe stehen.

Mit der Größe des abgeschnittenen Stück Brotes beweist die junge Frau ihre Güte!

11. Das Hochheitsmahl und die Bräuche während desselben

Die Zubereitung des Hochheitsmahles erfolgt im Brauthause durch eine für diesen Zweck bestellte Frau, die den Ruf einer guten Köchin genießt; die feinen Mahlzeiten und Torten werden außer Haus gebacken.

Um die Speisefolge der Hochheitsstafel abwechslungsreich zu gestalten, werden im Brauthause ein „Aneip“¹⁾, ein bis zwei Schweine, ein Schöpf, mehrere Hühner, im Herbst auch Gänse usw. geschlachtet und die Speisen in nachfolgender Reihenfolge aufgetragen: Rindsuppe mit Nudeln, Rindfleisch mit Semmelkren oder Sauce, Schweinsbraten mit Kraut, gekochte Hühner, Schöpfenbraten mit gedünstetem Reis (früher Brei), Geselechtes (im Fasching), Gansbraten mit gekochten Dörrzwetschen (im Herbst); dann Gughupf, Buchteln und feine Bäckerei, im Fasching auch Krapsen.

Für eine Person werden gerechnet: ein halbes „Pfund“ Rindfleisch, ebensoviel und mehr Schweinefleisch, ein Sechstel Gans, ein Viertel Henne, ein Achtel Gughupf, zwei bis vier Stück Buchteln, ebenso viele Krapsen, ein bis zwei Stücke Torten und etliche Stücke Bäckerei.

¹⁾ Ein einjähriges, gemästetes Jungvieh (Kalb oder Stier), das sich wegen der Farbe oder wegen eines unschön geformten Kopfes nicht gut zur Aufzucht eignet.

Es ist wohl selbstverständlich, daß selbst der gesündeste und mit dem demnbar besten Appetit ausgestattete Mensch diese Speisemenge auf einem Stuhl nicht verzehren kann; deshalb bringt sich jeder Hochzeiter gleich ein Tuch mit, in welches er die ihm verbleibenden Ueberreste, das „B s c h o a d e s s e n“, einpackt und nach beendeter Hochzeitsfeierlichkeit mit nach Hause nimmt. Hier sei bemerkt, daß früher die verschiedenen Fleischspeisen auf einem und demselben Teller angerichtet wurden. Suppe und alle Zuspeisen wurden aus einer großen, für fünf bis sechs Personen bestimmten Schüssel „gelbßelt“, deren es auf der Tafel mehrere gab. Esbestecke mußten häufig mitgebracht werden.

Getrunken wird Wein und Bier, manchmal auch früher Schnaps.

Früher saß die Braut abseits der Tafel in einem Winkel und aß erst dann, bis die Hochzeitsgäste abgefüttert waren. Heute sitzt sie mit dem Bräutigam an der Ecke der Tafel und ißt mit. Die Anordnung der Gäste geschieht in der Weise, daß anschließend an das Brautpaar die ledigen Hochzeiter zu sitzen kommen und dann die verheirateten.

Das Auftragen der Speisen besorgen Köchinnen und der Brautführer (früher Bräutigam und Brautführer), während die Aufgabe des Fleischteilens den beiden Heiratsmännern zufällt.

Wenn alle Hochzeitsgäste ihre Plätze eingenommen haben, fordert sie einer der Heiratsmänner zu kurzem Gebet auf; meist werden zwei Vaterunser gebetet, von denen einer der verstorbenen beiderseitigen Freundschaft zugewendet wird.

Hierauf erscheint der Brautführer mit einer irdenen Schüssel auf der Schwelle des Zimmers und sagt folgenden „S u p p e n s p r u c h“:

„I bring Eng (Euch) a Suppn
Von Flüg'n (Fliegen), von Muck'n (Mücken),
Von Hirschen, von Hasen:
Wem's z'haß (zu heiß) is, suß (soll sie) blasen.“

Die dritte und vierte Verszeile wird manchmal auch folgend gesagt:

„Von die (denen) großen Brema (= Bremsfliege):
Loßts Engs (Euch sie) nit wegnehma.“

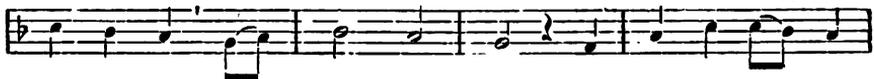
Raum hat er ausgesprochen, stolpert er und läßt die Schüssel fallen, indem er gleichzeitig auf die nicht vorhandenen Rinder schimpft: „Mistbuam, linnits (könnt) nit auf d' Seiten gohn?“ Nach diesem heiteren Zwischenfall, der selbstverständlich immer belacht wird, werden die Nudelsuppe und die übrigen Speisen mit Einhaltung entsprechender Zwischenpausen, die mit Musik, Scherz (Auswerfen von Erbsen), Gesang und Plaudern ausgefüllt sind, aufgetragen.

Ein beliebter und bei jeder Hochzeit geübter Scherz ist das Verbrennen irgend eines Fehlers, dessen Ueberreste dann als „verbrannte Schürze der Köchin“ den Hochzeitsgästen mit der Aufforderung gezeigt werden, den Ankauf einer neuen zu ermöglichen.

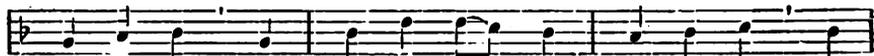
In früherer Zeit wurde in den Zwischenpausen das heute nahezu vergessene „G h e s t a n d s l i e d“ gesungen, dessen 1. Gesäß lautete:



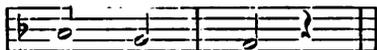
Hör' an mein Christ, was ich er-klar! Wo kommet denn der



Ge-stand her? Von Gott dem Herrn! Er ist von sel-nem



Men-schen nicht, Gott hat ihn sel-ber ein-ge-richt' im



Pa-ra-dies.

Nach beendetem Mahle reicht der Brautführer den Gästen Handwasser und Seife herum. In das Waschbecken wirft jeder Hochzeiter nach der Benützung ein Geldstück.

Dann erhebt sich ein Heiratsmann zu folgender humorvollen Dank-sagung:

„Die Brautleute lassen sich dafür höflichst bedanken, daß wir ihnen haben geholfen, ihren Ehrentag führen und zieren; sie hätten uns noch besser bewirtet, aber leider! es sind ihnen die Backhendl und Kapauer alle ertrunken (wenn ein nasses Jahr war; oder krepirt, wenn Trockenheit im Jahre vorherrschte) und jetzt ist jeder Hochzeitsgast eingeladen zur Tanzunterhaltung und da ist alles erlaubt; er kann hüpfen, kann springen, pfeifen und singen. Sollte vielleicht einer oder der andere von dem vielen Hüpfen und Springen damisch werden: zu Haus gehn soll niemand, denn die Nacht ist des Menschen Feind! Die Jungfrau-Braut hat vorgesorgt mit Betten, ich hab's gesehn, ganz nett: Besteh'n aus einem alten Strohsack und einem alten Wattatittel zum Zudecken! Wer's feiner will haben, der kann sich unter die Ofenbank legen, da hat er gleich ein Himmelbett!“

Den Beschluß der Tafel bildet meist das „A b h e b e n d e r B r a u t“; der Brauch besteht darin, daß der Brautführer seinen Hut vor die Braut legt, die hinter das Hutband ein Geldstück schiebt. Hiervauf spricht er:

„Das christliche Abendmahl ist vollendet; so bitte ich den Heiratsmann, er lasse mir zu Gefallen die Braut aufstehen:

1. von der Erde auf den Schemel,
2. vom Schemel auf die Bank und
3. von der Bank in meine rechte Hand.“

Inzwischen wurden die Tische ausgeräumt, so daß gleich mit dem Tanz begonnen werden kann. Während der Bräutigam an der Wand des Zimmers Aufstellung nimmt, tanzt der Brautführer mit der Braut einmal im Kreise herum; vor dem Bräutigam bleibt das Paar dann

stehen, der Brautführer schwenkt seinen Hut, verneigt sich und sagt: „Zum ersten Mal!“ So geschieht es ein zweites und drittes Mal, wobei der Brautführer bei der Verneigung die Worte spricht: „Zum zweiten, bzw. zum dritten Male“. Dann übergibt er die Braut dem Bräutigam mit den Worten: „Ich danke für die Ehre, die mir zuteil geworden ist, und jetzt soll sich der Junggesell Herr Bräutigam auf die Braut selber aufschauen, daß sie ihm nicht verschleppt wird.“

Das junge Ehepaar setzt hierauf den Tanz (meist ein Ländler) fort, desgleichen der Brautführer, der die Kranzjungfrau geholt hat. Bald aber tanzt alles!

Einen breiten Raum nehmen bei den Hochzeitsunterhaltungen die „Lutschgangeln“ ein, das sind Viertel, die, in den Tanzpausen den Musikern vorgesungen, von diesen nachgespielt werden. Sie verdanken ihre Entstehung meist gutmütigem, behaglichem Witz, manchmal aber auch ironischer Bosheit. Die Melodie ist einfach:



Hier einige Proben:

„Der Bräut'gam hat g'heirat,
 Jetzt is er a Mann;
 In neun Monat hängen
 Die Windeln am Zaun.

Mein Bodan (Vater) sei(n) Häußl
 Is mit Gubernstroh (Haserstroh)
 Wann i amol heirat, |deckt,
 Muaf s'Gubernstroh weg!

S' Dirndl hat g'heirat,
 Jetzt hats ihren Mann!
 Bald kriagts nachher Zwilling,
 Dös hats davon!

D'Braut soll hoch leben,
 Der Bräuder (Bräutigam) daneben!
 Und wer auf der Hochzeit war,
 A nou viel Jahr!

S' Deandl hat g'heirat,
 Was hats a davon?
 A Stubn volli Rinda
 Und an b'offenen Mann!

Wenn der Wirt Holzschuah trogt
 Und d'Wirtin a (auch),
 So is das Bier nix nuß
 Und der Schnaps a.

Wann i amol heirat,
 Oft bitt' i mirs aus,
 Wenn mei Wei (Weib) nit dasoam
 Daß i Herr bin im Haus.

Musikanten san Spielleit
 Und i bin a Tänger;
 Musikanten san halbe Morru
 (Marren)
 Und i schon a ganzer.

Musikanten san brave Deut,
Wenn man ihnen „Essen“ schreit;
Wenn man ihnen vom Spielen sogt,
Do sans verzogt.

Musikanten spieltz auf
Und loßt d'Saiten klingen,
Mei Dirndl is draupft,
I wirds einer (heerein) bringa.

Giazt (jezt) hot vana gfunga,
Der hot owa (aber) g'röhrt,
Mei Boda hot a Raibl (Kalb),
Dös god a sou plärrt.“

Um Mitternacht tritt eine Pause im Tanze ein; diese benützt der Bräutigam dazu, um der Braut den Schleier (früher Myrtenkranz) abzunehmen. Von da ab zeigt sich die junge Frau in der Öffentlichkeit nur mehr mit Kopftuch.

Sodann folgt das Nachtmahl, das wieder der Brautführer austrägt, und nach demselben wird bis in die frühen Morgenstunden weitergebanzt. Damit enden heutzutage die Hochzeitsfeierlichkeiten, die ehemals häufig noch am nächsten Tage fortgesetzt wurden.

12. Das Hahntreiben

In früherer Zeit fand die Hochzeit am Tage nach der Trauung mit dem „Hahntreiben“, einem rohen Unfug, der die Vergessenheit verdient, ihren Abschluß. Einem Hahn wurde durch den Ramm ein starker Garnfaden gezogen, dessen Enden je ein Bursche zur Seite des armen Tieres in der Hand hielt; ein dritter Bursche trieb das geängstigte Tier von rückwärts an. So ging die Tierquälerei mit Musik durchs Dorf bis zur völligen Erschöpfung des bedauernswerten Tieres! Im Hochzeitshause wurde dann der Hahn auf die Lehne eines Sessels gesetzt, einer der Gäste steckte sich eine Brille an und sprach ihm das Todesurteil. Hierauf wurden aus einer Pistole blinde Schüsse auf ihn abgegeben, deren Knall zur Folge hatte, daß das arme Tier unter Aufwand aller Kräfte aufplatterte und von der Lehne fiel. Nun begann ein Raufen um den Hahn, bis er bei lebendigem Leibe zerrissen war. (Mitgeteilt von † G. Theodor Grüll.)

13. Die „Zuffertwagen“

Noch vor ungefähr 50 Jahren konnte man in Alt-Hart die „Zuffertwagen“, das waren Reiterwagen, die am Tage nach der Hochzeit die Ueberführung des Brautgutes in jenen Fällen zu besorgen hatten, wenn die Braut aus einem anderen Orte stammte und nach Alt-Hart einheiratete.

Der erste Wagen brachte die neuüberzogenen Federbetten (zehn bis zwölf Stück); sie waren auf über die Reitern gelegten Brettern hoch aufgeschlichtet und mit zwei bis drei aneinandergenähten Handtüchern, dem sogenannten „Saloch“¹⁾ niedergebunden. Obenauf stand die Holzvioge.

¹⁾ Mhd. linlachen, mlachen, mlach = Seinen, Bettuch. — Älteren Leuten ist das Wort „d'Valocha“ als Bezeichnung für den Bettvorhang der Wöchnerinnen bekannt; dieses Seintuch hatte am unteren Saume eine rote Bordüre mit langen Franzen.

Der Raum zwischen den Leitern war mit einem Hängelasten und verschiedenem Geschirr ausgefüllt.

Am zweiten Wagen wurde befördert: ein Gläserkasten, ein Schubladekasten, eine Truhe, ein Tisch und vier Stühle.

Den dritten Wagen fuhr der junge Gheemann selbst; hier befanden sich Brottrog (Thesen = Döse), Garnhaspel, Spinnrad, Brechel, Niffel, Sechel, Flachs usw.

Die Braut ging zu Fuß.

Den Zuffervagen wurde bei der Abfahrt „vorgezogen“.

14. Der „Einstand“

Der erste Anlaß, der das junge Ehepaar in Gesellschaft bringt — es ist dies meist die erste auf die Hochzeit folgende Tanzmusik —, verpflichtet dieses, den sogenannten „E i n s t a n d“ zu zahlen; er besteht für den Bräutigam gewöhnlich in der Verpflichtung, den verheirateten Männern ein Faß Bier zu zahlen, und für die junge Frau darin, daß sie den Frauen süßen Schnaps reichen läßt.

(Die Aufzeichnung vorstehender Hochzeitsbräuche erfolgte nach Mitteilungen des G. Ludwig Wagner, der Frau Franziska Wanto und Frau Marie Endl.)

Mlois John ein Siebziger

Am 30. März feiert der 1860 zu Oberlohma bei Franzensbad geborene Heimatschriftsteller Mlois John sein 70. Geburtsfest.

Was er im geistigen und kulturellen Leben des Egerlandes bedeutet, welche Verdienste seinem fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Lebenswerk zukommen, ist zum Teil schon an anderer Stelle ausführlich dargelegt worden. Aus seiner vielseitigen Tätigkeit, die einen weiten Arbeitskreis von der Literatur- und Musikgeschichte, in der Goethe und Richard Wagner im Vordergrund stehen, zur Kunstgeschichte, Heimatgeschichte und endlich zur Heimat- und Volkskunde umspannt, kommt für uns zunächst nur die volkskundliche in Betracht. Sie nimmt den breitesten Raum im Schaffen Johns ein und erstreckt sich auf die Zeit von 1887 — in diesem Jahre veröffentlichte John einen Aufsatz über „Das deutsche Volkslied“ in der Egerländer Zeitung vom 16. März, der auch im Deutschnationalen Volkskalender von Samalowski für 1888 erschienen ist — bis zur Gegenwart.

Vier Bücher sind zunächst zu nennen, die jedes eine bedeutende Leistung darstellen. Zunächst die mit J. Czerny gemeinsam herausgegebenen „Egerländer Volkslieder“ (1. Heft 1898, 2. Heft 1901), dann die folgenden drei Bände von Hauffens „Beiträgen zur deutschböhmisches Volkskunde“: Gruner Sebastian, über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. 1825 für J. W. v. Goethe niedergeschrieben. (1901). Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. 1903). Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. (1905. Zweite Auflage 1924.)

Daran reiht sich eine stattliche Zahl von Aufsätzen, die alle volkskundlichen Stoffgebiete berühren, die die Volkssprache, Mundart und Namenkunde, noch mehr aber die Volksdichtung ebenso beachten wie den Volksglauben und Volksbrauch und die sachliche Volkskunde. Dabei beschränkt sich John nicht auf das Einzelne und auf die Egerländer Verhältnisse im besonderen, sondern richtet den Blick auch auf die Gesamtheit und betont stets die Bedeutung der Volkskunde für das gesamte Volkstum.



Seiner edlen Gesinnung entspricht, daß er auch bei jeder Gelegenheit der Männer gedenkt, die sich um die Volkskunde des Egerlandes besondere Verdienste erworben haben.

Die meisten Aufsätze sind in der von A. John 1897 gegründeten und noch heute geleiteten Zeitschrift „Unser Egerland“ erschienen, die eine wahre Fundgrube für den volkskundlichen Forscher ist. Durch diese Zeitschrift hat A. John nicht nur die volkskundliche Arbeit im Egerland angebahnt und mit neuem Leben erfüllt, sondern auch dazu beigetragen, daß gerade im Egerlande ein starkes landsmannschaftliches Gefühl erwacht ist, das sich wieder in der erhöhten Wertschätzung des heimischen Volkstums und der volkstümlichen Überlieferungen auswirkt.

Eine glückliche Begabung befähigte A. John zu seinen großen Leistungen. A. A. Naaff hat in seinem liebevoll geschriebenen Lebensbild „Allois John als Heimatschriftsteller. Zwanzig Jahre im Dienste der Heimat (1886—1906)“ (Beilage zu „Unser Egerland“, 10. Jahrgang, 1. Heft) die Art dieser seltenen Anlage gut gekennzeichnet, wenn er sagt: „Als Heimatschriftsteller verbindet John die Begabung künstlerischen Schauens, Empfindens und Gestaltens mit dem Triebe nach gründlicher, umfassender, erschöpfender Forschung und einer zielsicheren, ausdauernden Arbeitskraft, die ihre Aufgaben sicher faßt und bewältigt und auf den verschiedenen Lebens- und Kunstgebieten sich zurechtfindet.“

A. John ist korrespondierendes Mitglied der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste“ und Mitglied des Ehrenausschusses der Arbeitsstelle des deutschen Volkskunde-Atlas für die Tschechoslowakische Republik. Unsere Zeitschrift, deren Mitarbeiter John ist, gedenkt anlässlich des Festtages dankbar seiner Verdienste für die sudetendeutsche Volkskunde und übermittelt ihm die herzlichsten Glückwünsche.

Kleine Mitteilungen

Glasrücken

1. Auf einem glatten Tisch wird des Abends mit Kreide ein Kreis von ungefähr einem halben Meter Durchmesser gezeichnet, der wiederum in drei gleiche Teile geteilt wird. Die Stube wird dann bis auf das Licht einer einzigen Kerze verdunkelt. Ein am Tage zuvor mit Quellwasser gefülltes Becherglas wird nun gleichmäßig langsam von einem Teilstrich zum anderen gerückt. Wenn das Glas dreimal im Kreise in der Bewegungsrichtung des Uhrzeigers weitergeschoben worden ist, wird es in die Mitte des Kreises gestellt. Alle an dem Tisch Sitzenden erwarten sodann eine in das Glas gebannte Erscheinung, oft „Uriel“ geheißten. Als Beweis der Unwesenheit eines Geistes dient das sogenannte Wassermessen am folgenden Tage, oder, wenn in das Glas noch Eiweiß und El gegeben worden ist, die dann entstandenen Figuren, aus denen die Zukunft erforscht werden kann. Will man in der Nacht nach dem sog. „Glasrücken“ vom Alpdruck verschont bleiben, muß man nach der Beschwörung des Geistes laut jagen: „Hott ock vilmsdors bezols Got.“ (Aus Hartmannsdorf im Riesengebirge.)

2. Oft wird auch ein größeres Glas bei zwei auf den Tisch gestellten Kerzen von dem Platze des einen zu dem des anderen gerückt, so daß das Glas in jedermanns Hände kommt, und zum Schluß nach dreimaligem Herumgehen des Glases vom Hausvater in die Mitte des Tisches gestellt. Die durch dieses „Glasrücken“ beschworene Macht des Geistes soll sich darin äußern, daß auf der spiegelnden Wasserfläche oder auch an der Wandung des Glases Bilder sichtbar werden. (Hartmannsdorf im Riesengebirge.)

3. In Oberwittig (Bez. Reichenberg) dürfen die Gläser von ihrem Aufbewahrungsort (dem sog. Toppfbrett) nicht „unnötig“ von ihrem üblichen Orte weggerückt werden, ansonsten findet ein verstorbener Eigentümer der Gläser, der sie seinerzeit schon auf diesen Ort gestellt hat, keine Ruhe. Das Begrücken der Gläser nennt man gleichfalls „Glasrücken“.

Reichenberg.

Walter König-Beyer.

Das Kimmernis-Bild in Mähr.-Rothmühl

Vor längerer Zeit fügte es der Zufall, daß bei einem Besuche, den ich abstattete, ein jüngerer Geistlicher das 6. Heft 1928 dieser Zeitschrift in die Hand bekam. Als er die Kimmernisbilder erblickte, erzählte er mir, ein solches Bild befinde sich auch in der Kirche zu Mähr.-Rothmühl (bei Zvitkau), wo er als Hilfspriester tätig gewesen sei; es stehe jetzt in der Kumpellammer, sei aber früher in der Kirche



gegangen; er habe es für eine alte Christusdarstellung gehalten. Die hl. Kimmernis kannte er nicht. Er wies mich an den Fachlehrer Ernst Hoffmann in Mähr.-Rothmühl, der ein geschickter Nachtbildner sei. Ich wandte mich an den Herrn und ihm habe ich das beigelegte Bild zu verdanken. Es gehört in die Gruppe der Kimmernisbilder, die die Heilige mit männlichem Körper und männlichem Gesicht wiedergeben. Beachtenswert ist es dadurch, daß hier neben dem armen Geiger auch der Gerichtsbüttel zu sehen ist.

Karlsbad.

Dr. Rudolf Hadwich.

Vom Volkskunde-Atlas

Die Herstellung des 1. Fragebogens mit seinen Beilagen (Werbeheft, Mitteilungen u. a.), die bei der Zentralstelle in Berlin erfolgt, ist nun beendet. Sobald er unserer Arbeitsstelle zukommt, beginnt der Versand.

Den im letzten Heft mitgeteilten Mitgliederlisten des Ehrenausschusses und Arbeitsausschusses können wir nun auch das Verzeichnis jener Personen anschließen, die bis zum 20. März ihre Zustimmung zum Eintritt in den Beirat gegeben haben (Ergänzungen wird das nächste Heft bringen):¹⁾

Dr. Ulricher Anton, Gymn.-Direktor, Nikolsburg.
Andres Franz, Bürgerschuldirektor i. R., Dobzjan bei Pilsen.
Baumann Richard, Lehrer, Neufattl bei Elbogen.
Bäumel Georg, Fachlehrer, Plan bei Marienbad.
Bene Bruno, Fachlehrer, Rásmart.
Bennesch Josef, Fabrikbeamter, Gairdorf bei Friedland.
Bernard Johann, Lehrer, Niedermohrau bei Römerstadt.
Bezdek Josef, Fachlehrer, Reichenau bei Mähr.-Tribau.
Blöchl Franz, Pilsen.
Dr. Blöchl Joachim, Professor, Znaim.
Brandl Hermann, Oberlehrer, Rothau bei Grasslitz.
Brandstätter Jwan, Eisenbahnangestellter, Böh.-Leipa.
Dr. Braun Edmund, Direktor des Schlesischen Landesmuseums, Troppau.
Bruder Otto, Schulleiter, Schles.-Wolfsdorf.
Ing. Bürger E. G., Groß-Allersdorf i. M.
Epler Ernst, Bürgerschuldirektor, Bissowitz bei Rutzschewau i. M.
Fiedler Eduard, Fachlehrer, Komotau.
Dr. Finkous Eduard, Professor, Teplitz-Schönau.
Fischer Franz, Bürgerschuldirektor i. R., Oberplan.
Dr. Frieb Rudolf, Gymn.-Direktor, Utsch.
Dr. Führlich Ernst, Professor, Reichenberg.
Funeck Emil, Professor, Rumburg.
Geier Franz Josef, Schulleiter, Böh.-Kilmes, P. Gohhorn bei Buchau.
Göth Ignaz, Fachlehrer, Jglau.
Göb Franz, Oberlehrer, Pöschkau bei Bodenstadt i. M.
Dr. Gréb Julius, Professor i. R., dzt. Kézód in Ungarn.
Greipl Fanni, Oberlehrerin, Friedberg i. B.
Gruber Karl, Fachlehrer, Kofshaupt.
Gruß Leopold, Bürgerschuldirektor, Göllnitz.
Dr. Gückelhorn Johann, Professor, Olmütz.
Günther Anton, Schriftsteller, Gottesgab.
Dr. Hadwisch Rudolf, Professor, Karlsbad.
Dr. Hanika Josef, Professor, Reichenberg.
Dr. Hasmann Hubert, Professor, Elbogen.
Dr. Herold Ludwig, Professor, Karlsbad.
Hofmann Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Karlsbad.
Hoidn Ludwig, Lehrer, Teplitz-Schönau.
Hruschka Rudolf, Oberlehrer, Alt-Hart bei Zlabings.
Hübl Karl, Landwirt, Dreihöf bei Wildenschwert.
Hübner Gustav, Fachlehrer, Niedergund bei Warnsdorf.
Hütter Robert, Oberlehrer, Zeidler bei Schluckanau.
Jeloněk Emil, Lehrer, Magstadt.
Dr. Jungwirth Ernst, Professor, Römerstadt.
Dr. Karell Viktor, Professor, Karlsbad.
Kern Josef, Fachlehrer, Veimerei.
Kessler Johann, Lehrer, Petersdorf bei Gemersdorf (Schlesien).

1.) Angegeben ist der Wohnort, der nicht in allen Fällen dem Heimat-, bzw. Arbeitsgebiet entspricht..

Rindermann Viktor, Realschuldirektor, Auffig a. G.
 Dr. Klein Hans, Professor, Jägerndorf.
 Röhler Anton, Lehrer, Radovesitz bei Bilin.
 Rohut Gustav, Fachlehrer, Tschsch-Tschsch.
 Rorn Andreas, Lehrer, Sinjat bei Munkatsch.
 Rowalik Rudolf, Fachlehrer, Freistadt in Schlesien.
 Rrahl Franz, Oberlehrer, Topfowitz bei Bodenbach a. G.
 Dr. Rubitschek Rudolf, Professor, Eger.
 Ruderer Max, Fachlehrer, Neutitschein.
 Dr. Runz Friedrich, Arzt, Außergesild bei Winterberg.
 Kurzweil Josef, Oberlehrer, Wellemin bei Lobositz.
 Rüssel Ferdinand, Fachlehrer, Groß-Stiebnitz im Adlergebirge.
 Rache Josef F., Schulleiter, Grambach bei Neubistritz.
 Redel Karl, Lehrer, Grünau bei Mähr.-Trübau.
 Ripser Heinrich, Fachlehrer, Türmiz bei Auffig a. G.
 Rössch Josef, Bürgerschuldirektor i. R., Pödersam.
 Dr. Rüdwig Karl, Stadtarchivar, Karlsbad.
 Rander Emil, Bürgerschuldirektor, Bodenbach.
 Rairwald Vinzenz, Gynn.-Direktor, Braunau.
 Meisinger Franz, Oberlehrer, Frauenthal bei Prachatic.
 Meißner Franz, Oberlehrer, Niederlangenan bei Hohenelbe.
 Meißner Josef, Lehrer i. R., Mordchenstern.
 Miko Johann, Bürgerschuldirektor i. R., Muttersdorf bei Gostau.
 Dr. Mühlberger Alois, Fachlehrer, Trautenau.
 Merad Amalie, Bürgerschuldirektorin, Auffig a. G.
 Ohnheiser Oskar, Fachlehrer, Koleschowitz bei Jednitz.
 Paufewang Julius, Oberlehrer i. R., Wichtstabl bei Grulich.
 Dr. Peschek Josef, Professor, Brünn.
 Dr. Peschel Franz, Professor, Freitwaldau.
 Peter Wenzel, Lehrer, Königswertth bei Falkenau.
 Pfeiler Hermann, Fachlehrer, Mähr.-Schönberg.
 Dr. Preibsch Hubert, Rechtskonsulent, Brünn.
 Richter Johann C., Lehrer, Nikolsburg.
 Rogler Joh. Richard, Fachlehrer, Utsch.
 Rößner Franz, Schulleiter, Neueigen, P. Waltersdorf i. M.
 Sacher Emil, Schulleiter, Gruschowan, P. Horatic bei Saaz.
 Schacherl Anton, Schriftleiter, Budweis.
 Schaffer Franz, Gynn.-Direktor, Brüj.
 Scharloth Eduard, Bürgerschuldirektor, Jednitz.
 Schnellberger Ludwig, Professor, Komotau.
 Schmidt Georg, Professor, Mies.
 Dr. Schneider Karl, Professor, Hohenelbe.
 Schubert Josef, Schulleiter i. R., Tschernhausen bei Friedland.
 Steiniz Otto, Lehrer, Schmiedshäu bei Deutsch-Proben.
 Dr. Steinacker Roland, Professor, Preßburg.
 Stiller Reinhold, Fachlehrer, Deutsch-Gabel.
 Straka Franz, Oberlehrer, Pablowitz, P. Neugarten A. T. G.
 Streit Julius, Stadtbuchwart, Gablonz a. R.
 Stumpf Gustav, Ingenieur, Neutitschein.
 Dr. Sturm Heribert, Stadtarchivar, St. Joachimsthal.
 Thamm Josef, Lehrer, Lauterbach bei Leitomischl.
 Theimer Johann, Bürgerschullehrer, Bärn i. M.
 Thinschmidt Johann, Lehrer, Groß-Schlagendorf bei Poprad.
 Thomas Johann, Schulleiter, Unter-Graborowitz bei Munkatsch.
 Thummeier Johann, Schulleiter, Josefshütte bei Plan.
 Tiltscher Georg, Oberlehrer, Korniz i. M.
 Treixler Emil, Fachlehrer, Rosental-Gruppen.

Dr. Treixler Gustav, Gynn.-Direktor, Graslitz.
 Trunz Uda, Direktorin, Olmütz.
 Tschiedel Josef, Lehrer, Bergdorf bei Reichenberg.
 Dr. Umlauf Franz, Professor, Auffsig a. G.
 Walenta Josef, Lehrer, Wehrowa bei Bischofteinitz.
 Walkenberger Hans, Lehrer, Kaplitz.
 Webinger Adolf, Fachlehrer, Oberplan.
 Dr. Wenisch Rudolf, Stadtarchivar, Komotau.
 Dr. Winter Karl, Professor, Troppau.
 Wodiczka Ignaz, Hauptmann i. R., Budweis.
 Wohnig Karl, Realschuldirektor, Bergreichenstein.
 Zabel Hans, Oberlehrer, Nixdorf.
 Zeisel Richard, Lehrer, Zeche bei Deutsch-Protken.

Deutsches Rechtswörterbuch

Mit Mitteln der Berliner Akademie der Wissenschaften wird ein Wörterbuch der älteren deutschen Rechtsprache (von den Anfängen deutscher Sprache bis etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts) hergestellt. Die Sammlungen dazu sind so weit gediehen, daß mit dem Ausarbeiten hat begonnen werden können. Um so dringender ist das Bedürfnis nach kunftlichster Vollständigkeit. So reiche Schätze auch zusammengeströmt sind durch planmäßiges Ausziehen von Rechtsquellen und Urkundenwerken sowie durch wertvolle Einzelbeiträge von Juristen, Philologen und Historikern, so wird es doch unter den Interessenten kaum einen geben, der nicht auch jetzt noch irgend einen glücklichen Fund beisteuern könnte.

Jedem, der ein engeres oder weiteres Spezialgebiet durchforscht, wird es schon vorgekommen sein, daß er Ausdrücke gefunden hat, die ihm selbst nach Erschöpfung der vorhandenen Wörterbücher und sonstigen Hilfsmittel unerklärlich geblieben sind; andererseits wird er leicht in der Lage sein, technische Ausdrücke in Gegenden, Zeiten oder Bedeutungen nachzuweisen, für die bisher keine Belege bekannt waren.

Die Beiträge können verschiedener Art sein, z. B. in einem bloßen Hinweis auf eine schon gedruckte, aber abgelegene oder seltene Quelle bestehen, etwa auf Urkundenstellen, die lediglich in einer Abhandlung als Fußnote oder als Anhang abgedruckt sind. Oder es kann verwiesen werden auf literarische Stellen, die sich mit dem Worte befassen. Oder es werden ungedruckte Urkundenstellen wörtlich mitgeteilt, deren Veröffentlichung sonst unterbleiben würde. Endlich ist es sehr erwünscht, wenn Ergänzungen und Berichtigungen zu bereits vorhandenen Glossaren und Wörterbüchern gegeben werden.

Zu diesem Rechtswörterbuch kann auch der Volkskundler beitragen, zumal oft rechtliche Bezeichnungen nur auf einen engeren landschaftlichen Umkreis beschränkt sind. Das Wort „Ausnehmer“ in unserem letzten Heft S. 17 (Sterbebild) für „Ausgedinger“ war z. B. dem Archiv des Deutschen Rechtswörterbuches bisher nicht bekannt. Alle Beiträge, zu denen auf Wunsch gedruckte Zettelformulare beige stellt werden, sind dem Archiv des Rechtswörterbuches (Univ.-Prof. Dr. Eberhard Freiherr von Künzberg) in Heidelberg, Augustinergasse 9, zu senden.

Antworten¹⁾

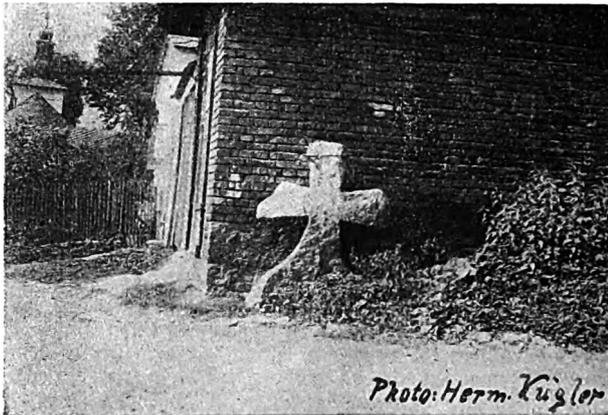
(Einlauf bis 15. März)

2. Umfrage. In dem Neubau, in dem sonst die ihn zuerst betretende Person sterben mußte, jagt man eine schwarze Henne oder Rabe. Damit Segen im Hause sei, wird dann ein Kreuz als erster Einrichtungsgegenstand aufgemacht.

1) Aus Raumangel kann ein Teil der Antworten erst im nächsten Heft veröffentlicht werden.

(Karl Gruber, Fachlehrer, Hofshaupt; für diesen Ort und für Hesselendorf in Westböhmen.) In der Slowakei tritt der Hausvater mit einem Laib Brot und den Worten „Gelobt sei Jesus Christus“ als erster in den Neubau. Der Gruß bedeutet Gottes Segen und das Brot, daß es im Hause nie fehlen soll. Die Einweihung des Neubaus erfolgt erst am nächsten 6. Jänner bei der üblichen, „Koleda“ genannten Häuserweihe, bei welcher der Kantor die Anfangsbuchstaben der hl. drei Könige G + M + B mit der neuen Jahreszahl auf die Tür schreibt. Der Pfarrer und seine Begleitung wird dann gewöhnlich vom Besitzer des neuen Hauses bewirtet. (Richard Zeisel, Lehrer, Zeche bei Deutsch-Pröben.)

26. Umfrage. Über die Kreuzsteine in der Schönbengster Sprachinsel (vgl. dazu Gobinka, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien Nr. 1489, 1490) berichtet Herrmann Kügler, Forstverwalter in Krónau bei Mähr.-Erlaubau, von dem das hier wiedergegebene Bild stammt. Es stellt einen



etwa 1 Meter 60 hohen, in dem Orte Briesen stehenden Kreuzstein dar. Ähnliche befinden sich bei Markt Lürnau und bei Heinzendorf.

28. Umfrage. Über Schutz- und Abwehrmittel, die am Hals, aber nicht als Schmuck, getragen werden, berichtet K. Gruber aus Hesselendorf bei Pfaumberg: Unterm Hemd an Halsketten getragene Medaillons schützen gegen Krankheiten, besonders gegen Rotlauf. Die angefädelten Auswüchse der Buchenblätter werden kleinen Kindern um den Hals gehängt, damit sie leichter zahnem. Gegen wehe Augen bindet man einen feuchten Leinenfleck mit Krötenfüßen um den Hals.

31. Umfrage. Weitere Beerenamen teilt Josef Maschel, Landwirt in Holeišchen bei Pilsen mit: Krauaaigla für Schwarzbeere (Goldelbeere) in Rotaugezd, Krotšchbeere für Brombeere in Tschernowiz, Maluma für Himbeere und Raubia (Rotbeere) für Erdbeere in Holeišchen.

32. Umfrage. In Deutsch-Pröben und Umgebung wird für das Lauffessen, wie auch für die Entbindung die Bezeichnung „Wottobarn“ (Gewatterwein) gebraucht. (H. Zeisel, Zeche.)

35. Umfrage. Geht das Schürzenband auf, so denkt der Schatz (Bräutigam) oder Mann an das Mädchen oder Weib. Geht einer Person das Strumpf- oder Schuhband auf, so denkt ein früherer Biobhaber an sie. Verlieren der Haarnadel bedeutet Untreue des Schatzes. (K. Gruber für die Pfaumberger Gegend.) In Deutsch-Pröben und Umgebung bedeutet das Aufgehen des Schürzenbandes, Schuh- oder Strumpfbandes eines Mädchens, daß es noch am selbigen Tage Schläge bekommt. (H. Zeisel, Zeche.)

37. Umfrage. Windeier heißen in Koppshaupt „g'flägta Dia“. Die ganz kleinen Eier (Hexeneier) wirft man übers Hausdach, damit die Hühner nicht verhezt werden. Schalen von ausgebrüteten Eiern verbrannt man, damit die Jungen versammeln bleiben. Am Faschingdienstag füttert man die Hühner früh in einem Kreise, den man mit einer Kette zieht, damit sie die Eier nicht vertragen oder verlieren. (R. Gruber.) Auch um Leitmertitz wirft man die Hexeneier genannten kleinen Eier mit harter Schale übers Dach. (H. Anfert.) In Deutsch-Proben heißen die Windeier „gamläkta Lie“. Das erste gologte Ei, das gewöhnlich die Größe eines Laubeneies hat, heißt „Mhlägala“. Es bringt Unglück, und um solches zu verhüten, wird es über das Haus geworfen. (R. Zeisel, Zeche.)

38. Umfrage. Man vertreibt Warzen, indem man sie während des Fortkläutens einer „Reiche“ verbetet. Dabei muß man einen Rasen ausstechen und mit der Grasseite nach unten wieder ins Loch legen und dazu einen Spruch sagen. Wenn der Rasen verfault ist, fällt die Warze ab. Auch bei abnehmendem Monde kann man sie verbeten: So lang die Warze gewachsen ist, so lang braucht sie zum Vergehen. Oder man bindet ein Seidenband zu einer Schleife, reißt damit die Warze ab und wirft die Schleife weg. Wer sie aufhebt, bekommt die Warze. (R. Gruber für Hesselldorf bei Pfraumberg.) Warzen entfernt man, indem man mit einer Krähenfeder darüberstreicht und die Feder dann unter der Dachtraufe vergräbt. (Richard Baumann, Lehrer, Mhstall bei Elbogen.) Eine Warze entfloht an der Stelle der Haut, wohin Blut aus der Warze der eigenen Hand tropft. (H. Anfert, Leitmertitz.) Warzen entstehen, wenn man sich in einem Wasser wäscht, aus dem Hühner getrunken haben. Man vertreibt sie durch Abbinden mit einem Kopshaar, das aber aus dem Schweif gerissen werden muß, oder durch Beschnieren mit „Hundsmilch“ (Wolfsmilch), ferner durch Abbinden mit einem Zwirnfaden, den man nach einigen Tagen unter der Traufe vor der Tür vergräbt. Wenn der Faden verfault, verschwinden die Warzen. Oder man zerlegt einen Apfel in vier Teile, bestreicht mit jedem Viertel die Warzen und wirft sie dann über den Kopf in das „Schepshäusel“. Auch da fallen die Warzen ab, wenn die Apfelstücke verfaulen. Oder man geht in eine Kirche, die man noch nicht besucht hat, bestreicht unter dem Weihbrunnen die warzige Hand mit Weihwasser, reißt sie noch an dem Weihbrunnen und ist dann sicher, daß sie allmählich verschwinden. (R. Zeisel, Zeche.)

41. Umfrage. In Deutsch-Proben und Umgebung kennt man für die Schmetterlinge nur den Sammelnamen „Blotemaus“ (Flattermaus) und für die Nachtfalter, die abends die Lampe umflattern, den Namen „Mäene“ (Müller). Dagegen heißt die Fledermaus „Blendawlotemaus“ (Blinderflattermaus) und in Zeche „Nachtigoll“. (R. Zeisel.)

45. Umfrage. In Klenowitz bei Prachatitz wird noch heute ein Wetterhorn zum Vertreiben der Gewitter verwendet. Das ungefähr 20 Zentimeter lange Schneckenhaus, an der Spitze mit einem Mundstück versehen, ist angeblich in Maria-Zell geweiht worden. Sein Ton ist dumpf, aber weit hörbar. Wird das Horn geblasen, so teilen sich die Wolken oder sie ändern ihre Richtung. Ist aber das Gewitter schon sehr nahe, so gelingt es nicht mehr, dem Horn einen Ton zu entlocken. Vor dem Kriege wurde auch im Nachbarorte Pleschen ein Wetterhorn verwendet. (Franz Meisinger, Oberlehrer in Frauenthal bei Prachatitz.)

47. Umfrage. Um Jähzorn zu vertreiben, soll man in Koppdref beißen. (R. Zeisel, Zeche.)

48. Umfrage. Hundesett wird gegen Auszehrung als Heilmittel genommen. (R. Zeisel.)

50. Umfrage. Im Riesengebirge kennt man folgende Arten der Zimmermannshäfen: Brattbail, Handbail, Deckbail, Obdachhof (Abbrechhache), Kemadachsla, Dachsla. (Franz Meisinger, Oberlehrer in Niederlangenau bei Hohenelbe.)

51. Umfrage. Das Kerngehäuse des Obstes wird in Frauenthal bei Prachatitz „Nabizl“ (F. Meisinger), in Deutsch-Proben und Umgebung „Grébes“ genannt. (R. Zeisel, Zeche.)

62. U m f r a g e. Weitere Spottreime auf Ortschaften sandten ein Prof. Theodor Ghmela in Prag für Südböhmen, mit Ergänzungen zum „Böhmerwäldler Spottbüchlein“ von Ruitischek, F. Meisinger in Frauenthal und E. Hönl, Buchhalter in Bischofsteinitz.

69. U m f r a g e. Auch in Deutsch-Proben heißt es, daß man die Furcht vor Toten verliert, wenn man den Toten die große Zehe zieht; ferner daß man einem Toten die Füße berühren soll, wenn man das Händeschweißen verlieren will. (R. Zeisel, Zeche.)

70. U m f r a g e. Hier empfiehlt man ebenfalls als Bartwachsmittel Honig von außen und Hühnerdreck von innen, denn „der Honig zieht und der Hühnerdreck dringt“. (R. Zeisel, Zeche.)

72. U m f r a g e. Der „Uvoi“ genannte Sauerteig wird gegen Fieber verwendet, indem man ihn auf die Fußsohlen auflegt. (F. Meisinger, Frauenthal.) Dasselbe tut man in Leimertitz mit Sauerteig, Kren und Senf, weil es die Hitze nimmt. Bei Dungenentzündung legt man Quark auf die Brust. (H. Ankert.) Im Deutsch-Proben wird Sauerteig bei Halschmerz aufgelegt, ferner bei Geschwüren, die aufbrechen sollen. Dazu dienen auch gedörrte Pflaumen oder ein Erlenblatt. Sauerteig wird auch einer „gejungten“ (gefärbten) oder kranken Kuh zur Reinigung eingegeben; Wein wird ebenfalls als Reinigungsmittel gebraucht. (R. Zeisel, Zeche.)

74. U m f r a g e. In Klenowitz bei Prachaticz wird noch alljährlich das C h r i s t i n d l s p i e l aufgeführt. (F. Meisinger.) Das Dreikönigsingen ist auch in Bischofsteinitz üblich. (Eduard Hönl.)

79. U m f r a g e. Vor dem Kriege wurde Hirschelei bei allen Hochzeiten verabreicht. Eine Schüssel mit gelbem „Breitou“ (Breitoch) wurde auf den Tisch gestellt. In die Mitte war ein „Sträußl“ gesteckt, rund herum lagen die „Brockan“. Fehlte das Sträußchen, so hatte jeder das Recht, den Köffel des Nachbarn mit dem Stiel voran in den Broi zu stecken. (F. Meisinger, Frauenthal bei Prachaticz.)

82. U m f r a g e. Als Pferdenamen kommen die Taufnamen Fritz, Miazl, Luzzi vor. Bei Kühen ist der Name Mirna häufig. (F. Meisinger, Frauenthal.) Im Saazer Land sind für Pferde neben Namen wie Tschet, Ruitischek (Ruitischek), Fuchs die männlichen Taufnamen Fritz und Hans besonders üblich, für Kühe neben Bloß, Ruitischek u. a. die Namen Viehl, Märi. In Deutsch-Mokra in Karpathenrußland haben die Kühe meist russinische, die Pferde magharische Namen, während die Hunde mit Vorliebe Fuchsl und Dachsl heißen. (Prof. Franz J. Beranek, derzeit Katschik.)

83. U m f r a g e. Viele Kinder kommen zur Welt, wenn es viele madige Misse gibt (F. Meisinger, Frauenthal), wenn eine reiche Haselnußkerne ist oder wenn der rote Mohr reichlich blüht, denn zu dieser Zeit „tun sich viele Mädsl verschlafen“. (R. Zeisel, Zeche.)

88. U m f r a g e. In Frauenthal wird der am Pfingstsonntag gefetzte Baum M a i b a u m genannt. (F. Meisinger.) In Südmähren setzen die Burtschen in der Nacht zum 1. Mai ihren Mädchen einen kleinen, meist nur aus einem Ast mit Blättern bestehenden Maibaum vors Haus. (F. Beranek, Katschik.)

91. U m f r a g e. In Abfattel bei Elbogen bezeichnet das Wort Kos ein schwarzes Pferd. Man sagt aber nicht Kosstall, sondern „Pfastol“ (Pferdestall). (R. Baumann.) Im Deutsch-Proben kennt man nur die Ausdrücke Kos und Kosstall. (R. Zeisel.)

94. U m f r a g e. Ein Traum von Fischen bedeutet, daß man „ein Kleines kriegt“. (R. Zeisel, Zeche.)

96. U m f r a g e. Fenstersehweiß dient auch in Abfattel bei Elbogen als Heilmittel gegen „Schwinden“ im Gesicht. (R. Baumann.) In Zeche bei Deutsch-Proben wird er gegen Augenleiden verwendet. (R. Zeisel.)

99. U m f r a g e. Im Riesengebirge wird bei den R ü c k e n k ü r b e n der große, runde, aus grünen Ruten geflochtene „Spree-“ (Spree-) oder „Grastorb“ von dem aus gebeizten Ruten erzeugten „Pudl-“ oder „Redkorb“, der vierkantig und oben breiter als unten ist, unterschieden. Die Bezeichnung „Böhmischer Korb“ ist unbekannt. (F. Meißner, Niederlangenau.)

102. Umfrage. Mitteilungen und Hinweise auf Ortslitaneien, im Schönhengstgau Dorfvolken, lieferten Th. Schmela für Südböhmen, Karl Ledel, Oberlehrer in Grünau bei Mähr.-Erzbau, und Johann Repler, Lehrer in Petersdorf bei Gemmersdorf in Schlesien.

103. Umfrage. Kindergebete sandten ein Th. Schmela in Prag (aus Rosenberk im Böhmerwald, um 1880 gebräuchlich) und K. Ledel aus Grünau.

104. Umfrage. Mehrere deutschslawische Mischdichtungen teilt K. Ledel mit. Danach dienen sie verschiedenen Zwecken, das folgende z. B. zum Einprägen der Wörter:

Nuz — Messer, lepsi — besser, kyselý — sauer, sedlák — Bauer.

Anderer werden gebraucht, wenn man scherzhaft auf die unvollkommene Beherrschung der fremden Sprache hinweisen will. Neben deutschtschechischen Dichtungen verzeichnet der Einsender auch ein deutschpolnisches Mischlied der Wasserpolen aus der Gegend von Wagstadt in Schlesien. — Nach Mitteilung von Franz Blöchl in Pilsen begann ein vor mehr als 50 Jahren in dieser Stadt während eines Jahrmarktes gesungenes Wankelwänglerlied:

Das ist die Mordgeschichte

Von dem Räuber Kilian.

Hat ermordet Weib und Kinder

a na posled sebe sam (und zuletzt sich selbst)!

Hier wird beim Zuhörer die Kenntnis der zwei Sprachen vorausgesetzt. Dasselbe ist der Fall bei einem von J. Beranek (dzt. Katoovník) eingesandten deutschslowakischen Sämedochsterreim aus Simbach bei Preßburg:

Divi weiza, dawna weiza,

rots Kr, Stuch Weigl und an Kreuzer.

Die erste Zeile ist slowakisch „davať vajca“ (gib Eier!), wobei „divi“ eine Abänderung des „davať“ — ein häufiges Kunstmittel der Volksdichtung, besonders zu Beginn von Kinderreimen, Rätseln u. a. — darstellt, die zweite Zeile (rotes Ei, Stuch Weigel und ein Kreuzer) ist deutsch.

105. Umfrage. In der Gegend von Chrobok und Tisck (Bz. Prachatick und Ralsching) gibt man Zweige der Eibe in die Weihpalmen. Zu Allerseelen werden die Gräber mit Eibenzweigen, die mit Beeren besetzt sind, geschmückt. (J. Meisinger, Frauenthal.) Auch in Neuborf bei Mähr.-Erzbau, wo im Fürst Viechtensteinschen Revier noch viele Eiben als Überrest eines großen, uralten Eibenstandes vorkommen, binden manche Leute Eibenreisig zu den Weidenfächern, die sie am Palmsonntag als „Polme“ in der Kirche weihen lassen. Am Ostermontag werden die „Polme“ und Spantreuze aus geweihtem Holze in die Ecken der Felder gesteckt, damit die Feldfrüchte gut gedeihen und kein Hagel sie vernichte. Zubor aber wird stets das Eibenreisig in mitgebrachtes Weihwasser getaucht und damit das Feld besprengt. Viele Ortsbewohner nehmen hiezu aber Lannenzweige, und zwar nicht nur, weil es rascher beschafft werden kann, sondern auch weil nach der Volksmeinung das Eibenreisig keine Weihe annimmt. (K. Ledel, Grünau.) In Nordmähren und Schlesien wird den Blättern der Eibe, als Tee getocht, heilkraftige Wirkung bei Hals- und Brustkrankheiten zugeschrieben. (med. Hans Englich, Mähr.-Stoßendorf.) Gymn.-Direktor Gustav Treigler verweist auf den Orts- und Bergnamen Eibenberg bei Graßlitz, der sich aus dem einfliegen Vorkommen von Eiben, die durch den Bergbaubetrieb allmählich ausgerottet wurden, erklärt.

106. Umfrage. Als Anzeichen für einen strengen Winter gilt, wenn es viele Lannenzapfen gibt, wenn die Mäuse und andere Tiere sich im Herbst tief in die Erde einwühlen, wenn Katzen, Hunde, Hasen usw. bald ein starkes Wintersfell bekommen, wenn sich der Seidenchwanz zeigt. Das Gegenteil weist auf einen milden Winter. Viel Schnee ist zu erwarten, wenn im Sommer oder Herbst viele Schwämme wachsen. Wenn im Herbst der „Holla“ (Holunder) und die „Ostbleamen“ (Osterblümchen, Dotterblumen) blühen, kommt der Winter noch lange nicht. Dagegen wird es bald Winter, wenn die Birken im Herbst gelb werden. Große Kälte tritt bald ein, wenn im Winter die Vögel zu den Häusern kommen, was

besonders vom „Kinigai“ (Zaunkönig) gesagt wird. (Th. Schmela für den südlichen Böhmerwald, der anführt, daß nach solchen Anzeichen für 1929/30 ein strenger Winter angesagt worden war.) Im Riesengebirge erwartet man einen milden Winter, wenn im Spätherbst, wo sonst schon Schnee und Kälte eintritt, die Maulwürfe „aufwerken“, bzw. „sufn“, die Stacheligel ihre Winterwohnung noch nicht bezogen haben, die Ameisen noch geschäftig herumlaufen, die Wintersaat noch aufrecht steht. Strenger Winter wird angezeigt durch das Heulen des Fuchses und dadurch, daß das Boub nicht vor Martini abfällt. Kommen Krähen, Ziemer (Wachholderdroffeln), Kohlmeisen und Zaunfönlige in die Nähe der Häuser, muß man auf viel Schnee gefaßt sein. Es heißt: Viel Schwomma (Pilze), viel Schmie; aber auch umgekehrt: Viel Schmie, viel Schwomma. Strengen Winter befürchtet man auch, wenn im Herbst „feste“ (harte, gesunde) Pilze wachsen. (F. Meißner, Niederlangenau.) Viele Ebereschen und Zapfen — was im letzten Herbst der Fall war, weshalb die Annahme nicht zutrifft —, das Wachsen der Schwämme im Spätherbst und viele Hochzeiten bedeuten einen strengen Winter; das Erscheinen der Ammer, der Raben, Krähen und besonders der Schwanzmeisen zeigt baldigen Schneefall an. Der Winter dauert lange, wenn am Neujahrstag Morgenrot ist. (K. Vedel, Grünau.) Auf strengen Winter schließt man, wenn die Schwalben zeitlich fortziehen, wenn die Eichhörnchen früh ihre Nester beziehen, wenn sich die Maulwürfe tief eingraben, wenn viele Wespenester zu finden sind und wenn die Ameisen an ungewohnten Stellen (schmale, hohe Haufen bauen. (S. Englisch, Mähr.-Rohendorf.) Wenn die Wespen in die Erde bauen, wird es sehr kalt. Es heißt: Zeitige Pilze, zeitiger Schnee. Viel Pilze, viel Schnee. Wenn das Heidekraut bis an die Spitze blüht, kommt ein langer Herbst. (J. Repler, Petersdorf bei Sennerzdorf.) Vgl. den weiteren Aufsatz von Th. Lessing, Die Tiere und das Wetter (Prager Tagblatt vom 2. März 1930).

107. Umfrage. In Malsching (Südböhmen) wird beim Mittagessen am 24. Dezember streng darauf geachtet, daß nichts unter den Tisch fällt. Nach dem Essen wird der Brunnen „gefüttert“. Eine ganze Ruß, Zwetschfen, ein Stück vom Striezel und ein Stück Apfel werden in den Brunnen geworfen, damit darin das Wasser nicht ausgeht. (Th. Schmela.) In Schrobold und Umgebung gibt man ebenfalls nach dem Mittagessen dem Brunnen ein Stück Striezel, eine Ruß, manchmal auch Zwetschfenkerne. Dabei sagt man: „Brunn, da hast 's Essen, gib uns 's ganze Jahr a Wasser!“ Auch der Fuchs bekommt das Essen, wobei man ipricht:

Fuchs, da hast du 's Essen,
 tua af unsri Gear (Gühner) vageff'n!
 An Nächstarn sani kånst nehma,
 die unsan läß renna! (F. Meißinger.)

Am hl. Abend ruft man den Stalltieren zu „Heite ies hl. Obrd“ und gibt ihnen Stroh, Hafer und Heu. Auch den Bienen verkündet man „Ihr Bienlan, heite ies hl. Obrd“ und klopft dabei dreimal an jeden Stock. (J. Repler, Petersdorf bei Sennerzdorf.)

108. Umfrage. Das Brotopfer beim ersten Pflügen war hier früher üblich. Der Bauer legte ein Stück Brot und ein Ei unter den Pflug; das sollte reichliche Ernte bringen. Das erste Bettelweib, das ins Haus kam, erhielt diese Gabe. (R. Baumann, Mtsattel bei Elbogen.)

109. Umfrage. In Südböhmen heißen die meist halbbogenförmigen Dachfenster „Bodenfenster“. (Th. Schmela.) In der Saazer Gegend haben die Dächer gewöhnlich nur ein einziges sehr niedriges Fenster, das die ganze Dachbreite einnimmt. (F. Beranek, Katoonik.) In den alten, mit Schindeln gedeckten Häusern vertreten meist in die Dachfläche oder auch in die Giebelseite eingefetzte Glascheiben die Fenster. Bei den mit Schiefer gedeckten Dächern heißen die kleinen, vorgebauten Fenster „Bodentafferlan“. Oft ist statt einer Glascheibe nur ein Brett mit ausgelegtem Loch in das Dach eingefügt. (J. Repler, Petersdorf bei Sennerzdorf.)

112. U m f r a g e. Auf verschiedene Weise glaubt man, die Hunde an der Verrichtung der Notdurft zu hindern. Im Radbusfatale stecken die Knaben beim Anblick eines solchen Hundes den Goldfinger in den Mund und klemmen ihn mit den Zähnen ein. Oder zwei Knaben verhasen dabei gegenseitig die kleinen Finger und ziehen mit allen Kräften daran. (Franz Andreß, Bürgergeschulldirektor i. R., Dobrzan bei Pilsen.) In Miklau bei Mies drückt man den Daumen in der geballten Faust. (Adolf Gückhorn, Lehrer, Prag.) In Neufattl bei Elbogen haben ebenfalls zwei Knaben die Zeigefinger ein und ziehen. (R. Baumann.) Dasselbe geschieht im Schönbengstgau. (R. Vedel, Grünau.) Ferner in Bundenburg, wo man die kleinen Finger einhakt. (F. Beranek.) Um Deutsch-Pröben heißt man in den kleinen Finger, wobei man den Hund scharf beobachtet. Sind zwei Personen zugegen, so werden nach dem Beißen der kleinen Finger diese eingehakt. Man zieht mit aufgeblasenen Backen und blickt dabei auf den Hund. (R. Zeisel, Zeche.) Das Einhaken der Mittelfinger oder Zeigefinger ist auch in Nürnberg vereinzelt noch üblich, wo aber die gleiche Gebärde auch in einem Falle beobachtet wurde, in dem es sich um zwei männliche Hunde handelte, die „probiert“ hatten und voneinander nicht loskommen konnten. (Rudolf Lange, Nürnberg.) Nach Mitteilung von H. Ankert in Leitmeritz erschwert man einem Menschen die Verrichtung der Notdurft, wenn man den Daumen in die geballte Faust drückt.

113. U m f r a g e. In Miklau bei Mies sagt man den kleinen Kindern, die nach dem Abendläuten noch draußen umherlaufen: „Geht heim, das rote Knie kommt! Es läuft hinter der Mühle umher.“ (A. Gückhorn.) F. Beranek macht auf eine Geschichte vom blutigen Knie bei P. Hofegger aufmerksam, der erzählt, daß er damit seine Geschwister geschreckt habe. — Ausführliche Angaben über andere Schreckgestalten, mit denen man den Kindern droht, lieferte Th. Gmela für Südböhmen. Neben dem Beerenmännchen und Wassermann kommt in unserem Fall besonders der „Bettgroßhans“ in Betracht, mit dem man um Malsching droht, damit die Kinder nicht allein in den Wald laufen. Er hat eine blutige „Fouzn“ (Maul) oder ein blutiges „Gre(i)h“ (Zunge mit daranhängender Gurgel.) — Um Dobrzan bei Pilsen schreckt man Kinder vom Waldbesuche mit den Worten „Da Geha kummt!“ oder „s Gualzmamml kummt!“ ab. Alte Leute erzählen, daß in Dobrzan früher einmal ein blutiges Knie zur Mitternachtszeit von einem Hause in der Langen Gasse über den Ringplatz gewandert sei, das besonders von der Jugend allgemein gefürchtet wurde. (F. Andreß.) In Petersdorf bei Kemnersdorf schreckt man die Kinder mit der Drollmutter, der Heze, und dem Bohma oder Bohmazel. (J. Kessler.)

114. U m f r a g e. Wer runde Knie hat, ist brav und betet gern. Wer spizige Knie hat, ist bissig. Wer an den Knien kitschlich ist, ist heiratsnärrisch. (Th. Gmela für Malsching im Südböhmen.) Ein Mädchen mit spizigen Knien kriegt Lauter Buben. (A. Gückhorn, Miklau bei Mies.) Im Schönbengstgau heißt es, daß ein Mädchen, das spizige Knie hat, noch eine Jungfrau ist. (R. Vedel, Grünau.) In Petersdorf bei Kemnersdorf sagt man: Wer an den Knien kitschlich ist, kann das Heiraten nicht lassen. (J. Kessler.) F. Andreß sendet den folgenden Vierzeiler aus Stič bei Dobrzan ein:

Alla Moidla hābn Knōi, hābn Knōi,
 Aba niat wōi dōi;
 Alla Moidla hābn Bāuch', hābn Bāuch',
 Aba niat ālla gleich.

Er verweist ferner auf die Nebenart „Um a Feda soll sich a Moidl d' Knōi Achlag'n“, d. h. eine Feder soll man nicht liegen lassen. Diese Wendung (vgl. Hans Wacklit, Der Alp S. 47: „Die Knieschoiben soll man sich um einer Gansfeder willen zertrümmern lassen, über neun Bäume soll man ihretwegen steigen“) soll betonen, daß auch das Kleinste zu ehren ist.

115. U m f r a g e. In der Pfarrkirche Ottau in Südböhmen wird seit je am 3. Feber unter großer Beteiligung der Bevölkerung der Blasiusfesten erkeilt. Nach der Messe hält der Priester jedem zwei kreuzförmig gebundene Kerzen vor den Hals und spricht: „Auf die Fürbitte des hl. Bischofs und Märtyrers Blasius

bewahre dich vor allen Krankheiten des Mundes und des Halses der allmächtige Gott Vater, Sohn und hl. Geist!" — Die Volksetymologie bringt Blasius mit blasen (wehen) in Zusammenhang. Zu Blasius soll es stark schneien und blasen: „Eine schwarze Kuh soll neunmal weiß werden.“ „Es soll neun Fahren Schnee bei einer „Reigerluka“ (Bohrloch) hinausblasen, dann wird bald Sommer.“ (Th. Chmela). Auch in Dobzran bei Pilzen wird denen, welche sich nach der Messe vor dem Altare niederwerfen, vom Pfarrer mit den zwei brennenden und kreuzweise zusammengebundenen Kerzen der Blasiussegen zum Schutze gegen Halskrankheiten erteilt. (F. Andrej.) Auch in der Gegend von Mies ist der Blasiussegen noch gebräuchlich (M. Süßhorn), während er in anderen Landschaften, z. B. im Riesengebirge (F. Meißner), schon abgekommen ist.

116. Umfrage. In Südböhmen kennt man die folgenden Arten von Schuhen: Stiefeln; Stiefletten; Schnürschuah; Buntschuah; Parisa, auch Hälbschuah und Niederschuah genannt; Hülfischuah, auch Gänzhülfischuah genannt zum Unterschied von den Hälbschuah oder Hälbhu(l)fschuah, die aus einem hölzernen Unterteil und dem „Leder-übermaß“ (Oberteil aus Leder) bestehen; Schlapfa oder Schlepfa; Päßsch'n. (Th. Chmela). In der Gegend von Mies gibt es: Hohe Schuhe für Männer (Leder aus starker Rindschuh, zum Schnüren; genannt „haocha Schouch“ oder „Arwatschouch“) und für Frauen und Mädchen (Kalb- oder Ziegenleder; ebenfalls „haocha Schouch“ oder „Schnäiaschouch“ = Schnürschuhe genannt); Stiefletten, so oder auch „Stiefala“ genannt (Gummieinsatz an beiden Seiten, um das An- und Ausziehen zu ermöglichen); Halbtiefel (Starkes Rindsleder, ungefärbt, bis zu den halben Waden reichend); Hohe Stiefel (Besseres Leder, steife Stiefelröhren, bis zu den Knien reichend. Name „haocha Stiefl“); Halbschuhe für Männer und Frauen (Hälbschouch), für Frauen auch „Stöckschouch“ genannt. Scherznamen: „Schimatl“ (= Kahn, Schiff); Niedere Schuhe für Frauen und Mädchen („Schnäiaschouch“, wenn zum Schnüren, „Käimarschouch“, wenn mit Riemen zum Knöpfen, „Knöpfschouch“, wenn zum Knöpfen, „Schnallenschouch“, wenn zum Aufschnallen); Überschuhe (Arwatschouch); Hauschuhe (Patschn); Holzschuhe, wenn ganz aus Holz, „Wamora“ genannt; Pantoffel aus Leder oder Holz. diese „Gulzapanteisl“ auch scherzweise „Schlurpan“ genannt. (M. Süßhorn, Prag.) Im Riesengebirge trägt man: „Stiefl“, auch „hude Stiefl, Goldn- oder Schäftstiefl“ genannt; „Holbstiefl“ mit kurzen Röhren; „Stiefletten“ (schon selten), „Schnürschuh“, „Holbschuh“ (mit Schnüren oder Schnallen), auch „Niederschuh“ genannt; „Komonodschuh“ (Schlappen aus Leder; Arnau); „Patschn“ (Schlappen aus Filz oder Tuch); Pantoffel und in neuester Zeit auch Überschuhe. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen die Männer „Iwrschlech“, Aufzieh- oder Zengstnauffstiefl“ (hohe Stiefel mit weichem Oberteil, der über das Knie gezogen oder auch herabgeschlagen werden konnte) oder Halbtiefel, noch früher „Knocha- oder Krowotnstiefl“ (Nieder- oder Schnürschuhe mit großen, oft silbernen Schnallen und hohen Absätzen, die „Schnalla-, Stäcklaschuh“. (F. Meißner, Niederlangenau.) Die Deutschen des Schönhengstgaues tragen Stäißl, Stäißletten, Schuah (Schnürschuhe), Lauchschuah, Gucha Schuah und Käidaschuah, Potschn, Gaspotschn, Schloppn (Pantoffel) und Holzschuah. Die letzteren werden gewöhnlich bei Stallarbeiten getragen. (R. Ledel, Grünau.) In Petersdorf bei Genmersdorf (Schleien) trägt man: Stiefel, gewöhnlich „Falbastiefan“ genannt; Hälbstiefan“, die bis zur halben Wade reichen; „Harmeniestiefan“ mit zusammengepreßten Falten, die an eine Ziehharmonika erinnern; „Honjastiefan“ (Filzstiefeln mit Lederbesatz); Stiefletten (Schuhe mit Gummizug an den Seiten, früher auch Gamaschen genannt); Halbschuhe, vorn zum Schnüren, die man früher „Pariser“ nannte (Halbschuhe mit Gummizug trugen früher auch die Frauen); Pottschen (Tuchhalbschuhe; Bänderpotschn, wenn aus Bändern); Holzläbscha und Lederläbscha (Pantoffel mit Holz- oder Ledersohle). Alte Schuhe nennt man spottweise „Schlurfa“, Schimmschuhe haben den Namen Schnabelschuhe. (J. Kessler.) In der Sprachinsel Deutsch-Praben (Slow.) trägt man: „Schäftschuh“ = Stiefel; „Saf'n“ = Tuch- oder Gewandstiefel; „Kjapezen“ = Buntschuh; „Lopanten“ = Schnürschuh; „Korf'n“ = aus Deutschland von Saisonarbeitern eingeführte Holzschuhe und endlich die

„Antonischuhe“ genannten Holzsandalen mit zweiteiligen, beweglichen Sohlen, die im Weltkrieg als Schuhersatz eingeführt wurden. (R. Zeisel, Zsche.) Holzschuhe pflegen die Bewohner der von Böhmenwäldern besiedelten Sprachinseldörfer in Karpatenrußland zu tragen. (F. Beranek, Katoowitz.)

117. Umfrage. Pieder und Reime, in denen auf Kleidung und Tracht Bezug genommen wird, teilen mit Ed. Hönl in Bischofteinitz, F. Andreß aus Stich bei Dobruza, A. Südkorn aus Milišau bei Mies und aus Pattersdorf bei Deutschbrod, F. Beranek aus der Umgebung von Saaz, F. Meißner aus Niederlangenau, R. Rebel aus dem Schönhengstgau und J. Kefler aus Petersdorf bei Hennerdorf. Besonders gut wird die Schönhengstler Volkstracht in einem achtzeiligen Liedlein beschrieben, von dem R. Rebel zwei Fassungen eingesandt hat. In der zweiten (aus Neudorf) wird auch das „Goda“ genannte farbenprächtige, sehr grobe Kopftuch erwähnt, das eigenartig gebunden noch heute von manchen alten Frauen am Sonntag getragen wird. — Für das Riesengebirge bemerkt F. Meißner: „Als vor etwa 60 Jahren die „Reiftröcke“ modern waren, galt der Reim:

Krenolina miſſa sein,

on is die Wertſchoft noch ſu klein.

In Altstadt bei Trautenau fragten die Mädchen vor dem sonntägigen Kirchgang: „Bin ich ſchin, ton ich gihn, ſiehn die Maſchlan gleiche, ſchwänzl dem mei Kock?“ Der allgemeine Spruch „Zu Pfingſta ſein die Mädlan am ſchienſta“ beſagt, daß im Riesengebirge der Sommerſtaut meiſt erſt zu Pfingſten entfaltel werden kann.“

118. Umfrage. Sammlungen von Andachtsbildern beſitzen noch: Dr. Ed. Braun, Direktor des Schleſiſchen Landesmuſeums in Troppau; H. Ankert in Leitmeritz und unſer hochverdienter Landsmann Dr. Guſtav Pazarek, Direktor des Landes-Gewerbemuſeums in Stuttgart. Eine größere Sammlung von Heiligenbildern fandte Hugo Jungbauer in Oberplan dem Archiv.

119. Umfrage. Heilige Stiegen ſind ferner noch im Kreuzgang des Auguſtinerkloſters in Böh.-Verpa (H. Ankert, Leitmeritz), in Mariabühl bei Zuckmantel in Schleſien (J. Kefler, Petersdorf) und in der Kajetanerkirche in Salzburg (Prof. Dr. Jakob Loidl, Salzburg, der hierüber Literaturangaben und das Bücklein von P. Gregor Keilckner, Die Entſtuhung und Verehrung der Heiligen Stiege in der Kloſter-Kirche der Barmherzigen Brüder in Salzburg, übermittelte).

120. Umfrage. Zu den in ſüdböhmiſchen Druckereien hergeſtellten Sterbebildern ergänzt Th. Chmela (Prag), daß außer den im letzten Heft gebrachten Bildern auf der Vorderſeite beliebt ſind: Die Auferſtehung, der gute Hirt, Maria beim Kreuz, das Herz Jeſu und verſchiedene Paſſionsbilder. — Daß die Sterbebilder auch in der Gegenwart nicht nur in ländlichen Bevölkerungskreiſen ſüblich ſind, beweiſt eine Mitteilug von Ed. Hönl in Biſchofteinitz, der neben anderen auch ein Sterbebild für den 1915 in Polen geſtorbenen Erbgrafen Trauttmannsdorff beſitzt. — 13 Sterbebilder aus der Iglauer Sprachinſel übermittelte Fachlehrer Ignaz Göth mit der Angabe, daß die Bilder aus München und Dresden bezogen und hier nur bedruckt werden. — F. Beranek macht aufmerkſam, daß die Sitte, zur Erinnerung an verſtorbene Angehörige Sterbebilder drucken zu laſſen, auch im Rheinland üblich iſt. — Auch im Mühlviertel iſt der Brauch daheim. (Robert Staining, Sandl bei Freiftadt in O.-D., der zugleich auf die bis zum Bauernkrieg zurückreichende Beichtzettelſammlung des Stadtarchives in Freiftadt verweiſt.)

Umfragen

121. Wer legt oder bringt die Oſtereier?

122. Wie iſt ihre Herſtellung (einfach gefärbt mit gekaufter Farbe oder mit Zwiebelſchalen, beſchrieben mit Figuren und Verſen, die mit flüſſigem Wachs vor dem Färben aufgetragen oder die auf das farbige Ei mit Feilen u. a. „eingekratzt“ werden, mit Abziehbildern geſchmückt u. a.)?

123. Welche Aufſchriften und Reime ſind am häufigſten?

124. Wer erhält die Eier?
 125. Wann erhalten sie die Burschen und wofür (Gegengabe für den Faschings-
 tanz u. a.)?
 126. Bekommt der bevorzugte Liebhaber oder Verlobte ein besonderes Oster-
 geschenk (Osterpackl)?
 127. Wie viele Eier erhält jeder Bursche?
 128. Wird streng darauf gesehen, daß die Eier nur unpaarig (ein, drei, fünf
 Stück usw.) verschenkt werden?
 129. Was geschieht mit den Eiern (Spiele u. a.)?
 130. Werden bei den Eierspielen auch falsche Eier (aus Stein, Glas usw. oder
 eingedörrte Eier oder solche, die an der Spitze durch eingelassenes Pech verstärkt
 werden) verwendet?

Kurze Nachrichten

Am 20. Jänner ist auf Schloß Friedland i. B. der Herrschaftsbesitzer Franz
 Glam-Gallaß, ein treuer Freund aller heimat- und volkstümlichen Bestrebun-
 gen, gestorben. Auch unsere Zeitschrift, deren Förderer der Verewigte war, wird
 sein Andenken in Ehren halten.

Eine volkstümliche Forschungsreise, die unser Mitarbeiter A. Kavafel-Langer
 mit Dr. Wolfram und Horak von Wien aus vor kurzem in die Kremnitzer
 Sprachinsel unternahm, hatte ein glänzendes Ergebnis, da gegen 200 Lieder
 mit Singweisen, 15 Volkstänze, 14 Schwerttänze, ein Samsenspiel mit Singweisen,
 mehrere hundert Sagen u. a. gesammelt wurde. Außerdem wurden verschiedene
 volkstümlich wichtige Tatsachen festgestellt, so das Vorkommen von tonnengetrieb-
 ten Speicherbauten.

Rümmernisbilder aus Böhmen (Leitmeritz, Wellemin, Siebshausen,
 Christofsgund, Prag) wurden neben anderen volkstümlichen Bildern an einem
 Lichtbildabend der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz gezeigt.
 (Vgl. Leitmeritzer Zeitung vom 28. Feber 1930.)

Die Abend-sing-woche in Olmütz, veranstaltet vom Deutschen Stadt-
 bildungsausschuß vom 16. bis 23. Feber geleitet von Prof. Oskar Fiß (Wien) und
 Walter Zawadil (Prag-Olmütz) hatte einen glänzenden Erfolg. Es beteiligten sich
 daran 85 Personen.

Die Akademische Singgemeinde Prag, welche ihre Aufgabe in der
 lebendigen Erfassung der Volkslieder und Volkskunst überhaupt sieht, veranstaltet
 in nächster Zeit einige Liederabende im Prager Rundfunk. Zu Anfang April
 findet ein Oster-singen statt, für Ende Mai ist eine Sendung mährisch-schlesischer
 Volkslieder geplant. Chorleiter ist W. Zawadil, Prag-Olmütz.

Der Deutsche Verein für Familienkunde für die Tschechoslowa-
 kische Republik hielt seine gründende Hauptversammlung am 9. März 1930 in Prag
 ab. Obmann ist Univ.-Prof. Dr. Armin Tschernat-Schsenegg, Geschäftsleiter
 Dr. G. J. Zimmermann.

Werbearbeit für die deutsche Volkskunde und im besondern für unsere
 Zeitschrift leistete in der letzten Zeit vor allem Richard Baumann, Lehrer in Neu-
 sätzl bei Elbogen, der ausführliche Besprechungen unserer Zeitschrift in der „El-
 bogener Zeitung“ vom 11. Jänner und in der „Sudetendeutschen Tageszeitung“
 vom 31. Jänner veröffentlichte.

Besprechungen

Bücher

Ernst Schwarz, Unsere Mundart. 1. Band der von E. Schwarz
 herausgegebenen „Handbücherei des Sudetendeutschen Heimatforschers“
 (Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung der Deutschen Wissenschaft-

lichen Gesellschaft in Reichenberg). Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1930. Preis geh. 13 K 50, geb. 16 K.

Mit diesem ausgezeichneten Buche hat die judetendeutsche Mundartforschung das so lange entbehrete, verlässliche Handbuch erhalten. Es gliedert sich in die Abschnitte: Begriff und Bedeutung der Mundart. Die Laute. Lautgeschichte. Formenlehre, Satzbau und Stil. Wortbildung und Wortschatz. Mundartengeographie. Dialektgrenzen und Mundartengliederung. Schrifttum zur heimischen Mundartforschung. Mundartschrifttum der Nachbarländer. Allgemeines Mundartschrifttum. Das klar und anziehend geschriebene Werk beschränkt sich nicht auf die Darstellung des gegenwärtigen Standes unseres Wissens, sondern weist immer wieder auf die Zukunftsaufgaben der Mundartforschung hin, aus deren Ergebnissen vor allem die Siedlungsforschung reichen Gewinn ziehen wird. Die einzelnen Probleme selbst erfahren eine gründliche, dabei aber auch vorsichtige Behandlung. Es werden keine voreiligen Schlüsse gezogen, sondern nur nachweisbare Tatsachen geboten. Beigegeben sind drei Abbildungen (Karten). Die erste zeigt das Verbreitungsgebiet der Mehrzahlbildung —lich für Verkleinerungen auf mhd. —lin, mundartlich —la (im Trilbauer Kreis —l), die auf sudetendeutschem Boden nur in der Schönhegger Mundart und im Orte Wachtl vorkommt und daher den Schluß erlaubt, daß ein Hauptteil der für die Ausbildung der Schönhegger Mundarten verantwortlichen deutschen Kolonisten aus dem ehemaligen Gebiet dieses —lin, d. i. Ober- und Mitteldeutschland zwischen Thüringen und Neckar stammt. Die zweite Karte unterrichtet über das Verbreitungsgebiet von Ertag und Pfingtag für Dienstag und Donnerstag im südlichen Egerlande, die dritte gibt eine Übersicht über die deutschen Sprachlandschaften der Sudetenländer.

Josef Blau und Alfred Lehner, Bilder aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen. 4. Band von „Deutsche Art — treu bewahrt“. Mit 1 Titelbilde und 23 Abbildungen im Text. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1929.

Dieses trefflich zusammengestellte Lesebuch bietet über 70 Proben aus geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Schriften mit eingestreuten Gedichten, die sich namentlich im Schulunterricht gut verwenden lassen. Es verdient aber auch außerhalb der Sudetenländer von allen gelesen zu werden, die einen Einblick in das reiche und eigenartige Volksleben der Deutschen in Böhmen gewinnen wollen.

Dr. Hans Muggenthaler, Die Besiedlung des Böhmerwaldes. Ein Beitrag zur bairischen Kolonisationsgeschichte. Nr. 10 der Veröffentlichungen des Instituts für ostbairische Heimatforschung. Passau 1929. Preis 4 Mark 20.

Die verdienstvolle Arbeit bringt die erste zusammenfassende Darstellung der Besiedlung des Böhmerwaldes. Die einschlägige Literatur, auch von deutschböhmischer Seite, ist gut verwertet. Unbenutzt blieben R. Aubitschel, Von den Namen der Heimat; B. Schmidt, Versuch einer Siedlungs-Geschichte des Böhmerwaldes u. a. Wichtig ist der Satz: „Der Tscheche benennt das Waldgebirge Cesky les (böhmischer Wald) oder sumava (Der Hausfende)“ (S. 9). Der nördliche Böhmerwald vom Egerland bis zur Neumarkter Senke (Oberpfälzer Wald) allein heißt „Cesky les“, der südliche Böhmerwald allein „Sumava“. Zu S. 55f. ist zu bemerken, daß an der deutschen Herkunft der künischen Freibauern — das Gericht Stachau angenommen — kein Zweifel besteht. Von Druckfehlern wären zu berichtigen: Hwozd statt whozd (S. 55), Wyszehrad statt Wyszcherhad (S. 56, 60), Höriz-Sojau statt Horiz-Sojau (S. 65), Wajlik statt Wajlic (S. 66) u. a.

Bruno Schier, Die Friedländer Volkskunde: Haus und Hausrat. Allgemeiner Teil II. Heft 5 der Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Verlag des Friedländer Lehrervereines. Friedland 1930.

Dieser weitere Band behandelt Ställe und Scheunen, Brunnen und Vorbauten, Gehöft- und Zierformen, Hausstat, Holzmöbel, Bilder, Bücher und Uhren, Geschirre und Gefäße, Geräte, Feuer und Beleuchtung. Den Text ergänzen zahlreiche, wohl-gelungene Vichbilder.

Rudolf R u b i t s c h e k, Böhmerwäldler Spottbüchlein. Verlag Carl Maasch's Buchhandlung A. G. Bayer, Pilsen.

Das nun von dem genannten Verlag zum Vertrieb übernommene Büchlein bringt Spitznamen, Ortsnecroten und Stichelstroläche. Es ist tatsächlich eine „kurzweilige Beschreibung von Land und Leuten des Böhmerwaldes“.

J. R i t t s c h e, Volksbräuche in Nordwestschlesien. Selbstverlag, Frei-waldau 1929.

In knapper Form schildert das Büchlein das Brauchtum des Jahres und des Lebens. Der Stoff wurde zum größten Teil vom Verfasser selbst gesammelt, wobei ihn Freunde und Schüler der Knabenbürgerschule in Freiwaldau unterstützten. Eingeleitet wird das Werk durch eine gehaltvolle Abhandlung über „Volksbrauch und Heimatforschung in Nordwestschlesien“ von Prof. Dr. Franz Vesjel.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 2. Bd. (Asu—Bla). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. Preis 26 Mark.

Auch dieser Band bringt umfangreiche Artikel, z. B. Australien, Bayern, Belgien, Bergbau, Berlin, Bibel, Bibliothek, Biene, Bild, Bismarck usw. Von volks-kundlichen Stichwörtern sind zu nennen: August (Der Volksbrauch des Salmen-schlagens ist aber nicht auf diesen Monat beschränkt, findet sich auch zu Ostern, Pfingsten, Johanni, zur Kirchweih, bei Hochzeiten usw., außerdem finden nicht alle Erntefeste im August statt); Bann (eine wenig befriedigende Begriffsbestimmung); Bauernhaus; Baumkult; Bauopfer (hier wird schon auf das Fw. Übergläubige verwiesen); Bechtel-tag; Bertha; Berggeist (zur Lit. wird bloß das allgemein abgelehnte Buch von Wloperst über Stübzahl verzeichnet); Bergreihen; Bibliographie (hier wäre doch auch die seit 1919 erscheinende „Volkskundliche Bibliographie“ zu erwähnen); Bild-zauber; Bilrois (zum Teil unbefriedigend). Von Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern werden mehrere angeführt (Auch ich war ein Jüngling, Auch ich war in Arkadien, Aus der Jugendzeit, Bald graf' ich am Neckar u. a.). Von Sudeten-deutschen sind vertreten: Moriz Freiherr Ruffenberg von Komarow, geb. 1852 in Troppau; Dominik Muliogel, Bildhauer und Porzellanplastiker, geb. 1734 in Politzschla; Adolf Bachmann, Historiker und Politiker, geb. 1849 in Kulkam bei Eger; Olivier Marquis de Bacquhem, Staatsmann, geb. 1847 in Troppau; Boh. Balbin (1621—1688); Freiherr Anton von Banhans, Staatsmann, geb. 1825 in Michelob; Friedrich Becke, Mineralog, geb. 1855 in Prag; Adolf Beer, Historiker und Politiker, geb. 1831 in Prohnik i. M.; die Brüder Franz und Georg Benda, Musiker, geb. 1709, bzw. 1722 in Mbenatet, die in Deutschland ihre zweite Heimat fanden; Ernst Berl, Chemiker, geb. 1877 in Freudenthal; Gustav Biebermann, Philosoph, geb. 1815 in Böhm. Mlcha; Wilhelm Biedermann, Physiolog, geb. 1854 in Bilin; Siegmund von Birken, Dichter, geb. 1626 in Wildstein bei Eger; Alexander Bittner, Geolog, geb. 1850 in Friedland i. B.; Josef Baernveitner, Politiker, geb. 1845 in Prag; Richard Batta, Schriftsteller, geb. 1868 in Prag; Leopold Bauer, Architekt, geb. 1872 in Jägerndorf; Freiherr Andreas von Baumgartner, Staats-mann und Gelehrter, geb. 1793 in Friedberg im Böhmerwald; Marie Bayer-Büch, Schauspielerin, geb. 1820 in Prag; Günther Ritter von Beck-Mannagetta und Verchenau, geb. 1856 in Preßburg (Hier soll es richtig heißen: seit 1899 — nicht 1921 — Prof. der Botanik an der deutschen Universität in Prag, seit 1921 ebenda im Ruhestand). Auch dieser Band ist durch Genauigkeit und Sorgfalt ausgezeichnet; Druckfehler kommen nur ganz ausnahmsweise vor, z. B. S. 332 (Bart) Franz Joseph II. statt Franz Josef I. oder Bata statt Bata.

Zeitschriften

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). Das 2. Heft des 39. Jahrgangs (Neue Folge Band I.) eröffnet Walther Mißla mit einer gebiogenen Abhandlung über „Volkskundegeographie der Neze des Kurwischen und des Frischen Paffes“, die anschaulich beweist, daß die Geographie der Fischgeräte und Fischneze ein Gegenstand volkskundlicher Unternehmung ist. Ernst Maack bringt in seinem Aufsatz „Fliegen- und Mottenfeste“ zahlreiche Belege zu alten Abwehrriten und Hermann Klügler ergänzt seine früheren Veröffentlichungen durch ein weiteres Verzeichnis von Quellen über das „Fliegen- und Mottenfest in Berlin“. Über „Die Christkindspiele in der Schwäbischen Lürlei“, der größten deutschen Sprachinsel Numpfungarns, berichtet Rudolf Hartmann und gibt zwei Spiele im Wortlaut wieder. Eine lange Reihe von „Kleinen Mitteilungen“ folgt. Bücherbesprechungen und Notizen schließen den Band ab. Von den angezeigten Schriften sind zu nennen: G. Geseemann, Volksscharaktertypologie der Serbokroaten; E. Gobinda, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Mähren und Schlesien; J. Hofmann, Die ländliche Brautweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft; A. Korn, Das Bethlehemspiel, ein Weihnachtsspiel der Böhmerwälder in Karpathenrußland (Hinweis Volke's, daß es in der Girtenzjzene wörtlich mit dem Berliner Weihnachtsspiel von 1589 übereinstimmt); K. Sichtenfeld, Märchen in der Mundart aus dem Seltschgau; A. Wesselski, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen; ferner vom gleichen Verfasser: Einzigte Brücken zwischen Orient und Okzident und Der Gott außer Funktion.

Euphorion (Stuttgart). Der 30. Band (1929) bringt auf S. 545—551 einen bemerkenswerten Beitrag von A. Wesselski „Ein amerikanisches Motiv in einem Grimmschen Märchen“.

Der Auslanddeutsche (Stuttgart). Aus den letzten Heften sind herausgehoben: G. Peters, Das neue Prager Parlament (1929, Nr. 23); K. M. Klier, Deutsches Volkslied-Archiv und Auslanddeutschtum; F. S. K., Auslanddeutschtum und deutsche Volkskunde (Bericht über die Berliner Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde); V. Aschenbrenner, Zehn Jahre Deutscher Kulturverband (1929, Nr. 24); W. Bier, Von deutschen Holzfällern in den Kleinen Karpathen (1930, Nr. 1); G. Jungbauer, Adolf Hauffen † (1930, Nr. 5).

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 1./2. Heft 1930 bringt drei Schnaderhüpfellieder aus der Gegend von Neuern, mitgeteilt von Josef Muckenchnabl und Berichte über die Aufführung des Brünner Deutschen Volksgefängvereines in Wien (30. Oktober 1929) und den Volksliederabend des Männergefängvereines in Freudenthal (1. Dezember 1929).

Blätter für Heimatkunde (Graz). Aus dem Inhalt des 7. Jahrgangs (1929) sind von volkskundlichen Beiträgen zu nennen: G. Wolfbauer, Glasmalereien aus Spital am Semmering; D. Lamprecht, Der Mistball; Gisela Mayer-Bitsch, Das Brunnenkreuz bei Knittelsfeld; K. Stöffelmeier, Die sechs Grundmahtheiten; W. Hoffer, Über die wahre Natur der „Bergkuzeln“ (Murmeltiere, die im Volksglauben eine Rolle spielen); S. Rohrer, Zwei Gleichensprüche (Wanderspruch und Zimmererspruch).

Bayerischer Heimatfuchs (München). Auch der 25. Jahrgang (1929) dieser von F. M. Nitz vorbildlich geleiteten Zeitschrift des bayerischen Landesvereines für Heimatfuchs zeichnet sich durch seinen alle volkskundlichen Stoffgebiete umfassenden, reichen Inhalt und den prächtigen Bildschmuck aus. Von den zahlreichen Beiträgen können hier nur einige angeführt werden: A. Haberlandt, Die Gegenwartsaufgaben unserer volkskundlichen Sammlungen; R. Helm, Zur Frage der Trachtenforschung; D. Mauser, Korpus der volkskundlichen Überlieferungen des Deutschtums. Gedanken zur volkskundlichen Organisationsarbeit; F. M. Willam, Die Welt des Überglaubens (im Anschluß an das Handwörterbuch Überglaube, von dem gesagt wird, daß „dieses Wort bei richtigem Gebrauch einen viel besseren Überblick über das menschliche Leben mit seinen wesentlichen und daher immer gleichbleibenden Verbindungen und Bedürfnissen schenken wird, als etwa die Kunst, Literatur und Wissenschaft von heute dies mit ihrem mehr ausschrittartigen

Charakter tun kann."); R. Dersch, Hexenglaube am Bodensee; G. Schierghofer, „Däda-Masken (gleiche Spottgruppen pflegte man im südlichen Böhmenwald, z. B. im Bezirk Oberplan, noch vor dem Kriege am Tage der österlichen Weichte der Mädchen neben dem Wege auf Bäumen aufzuhängen; doch gibt es hiefür keine besondere Bezeichnung); U. Witz, Der Kampf gegen die geistlichen Spiele in Bayern; A. Bauer, Kirchliche Unritze und Rennen im Gebiete des ehemaligen Landgerichts Dachau im 17. Jahrhundert; R. Kriß, Die Verehrung der seligen Ebdigna in Buch; R. Gröber, Notizgaben auf alten Bildern; J. M. Nitz, Forschungsaufgaben der Wallfahrtsvolkskunde (mit wichtigen Ratsschlüssen für die systematische, folgerichtig volkskundliche Einstellung); Th. Heppner, Der Atlas der deutschen Volkskunde; J. Blau, Das Urbild der wächsernen Leonhardtisafeln (mit Abbildung des Holzmodells, das der Verfasser 1916 in einem Bürgerhause von Neuern, in dem früher das Lebzeltner- und Wachsziehgewerbe betrieben wurde, gefunden hat); Beiträge zur Räumernisforschung u. a.

Deutsche Gaue (Kaufbeuren). Die 1. Lieferung des 31. Bandes (1930) bringt neben dem Vortrag „Vorfasten- und Fastnachtsträuche“ viele kleine Mitteilungen (Ausgehöhlte Kreuzförmige und Heiligenfiguren; Schwingstock; Gerichtstische; Aufrechtsprieche u. a.).

Hessische Blätter für Volkskunde (Sieben). Als Sonderdruck aus Band 28 (1929) liegt die gründliche Arbeit von Friedrich Maurer über „Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen“ vor, die Hermann Aubin gewidmet ist. Sie führt zu wichtigen Ergebnissen, bestätigt einerseits die Ergebnisse der Rheinlandsforschung, die das Vorbild liefert, fördert aber auch neue Gesichtspunkte und Problemstellungen zutage.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Der 30. Band (1929) enthält einen ergebnisreichen Beitrag zur Sagenforschung von W. E. Peudert, der die geschichtliche Entwicklung der Sagen von den „Walen und Benedigern“ verfolgt und neben anderen wichtigen Feststellungen auch die ansprechende Vermutung äußert, daß erst die im 16. Jahrhundert in das Riesengebirge, z. B. 1591 nach Trautenau, gekommenen Holzfäller aus ihrer nord-tirolischen Heimat, dem Mittelpunkt der Benedigersage, die Namen Benedig und Benediger in das Riesengebirge brachten, wo nun die älteren Walen zu Benedigern wurden.

Die Singgemeinde (Kassel). Im 3. Heft (Feber-März) 1930 veröffentlicht Hans Klein einen vorbildlichen Bericht „Aus dem Leben einer judendeutschen Singgemeinde“ (Jägerndorf).

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Das 2. Heft des 3. Jahrganges (1929) bringt unter anderen Beiträgen: H. Wizer, Alemannisch-schwäbische Stammesnamen (die hier nicht Hausnamen genannt werden, weil sie zum Wohnhause des Namenträgers in keiner Beziehung stehen, sondern nur die Abstammung bezeichnen); M. Walter, Wege zur Erkenntnis der Volkskunst; F. Panzer, Das Herz des erschlagenen Feindes essen (eine Ergänzung zum Artikel „Feind“ im Hw. Aberglaube); A. Karasz-Wanger, Die Bindelweih in Wolhynien (Eintritt der neuen Diensthöfen, aber auch Eintritt eines Fremden in die Dorfgemeinschaft); W. Pefler, Der Atlas der deutschen Volkskunde; D. Luz, Das deutsche Volkstum im Elsaß; J. Rünzig, Das ältere Volkslied im deutschsprechenden Bodringen (im Anschluß an die Volksliedausgaben des katholischen Pfarrers E. Pind, dem die Frankfurter Universität für diese Leistung den Ehrendoktor verliehen hat).

Deutsch-Ungarische Heimatblätter (Budapest). Im 1. Heft des 2. Jahrganges (1930) behandelt E. von Schwarz die „Neujahrswünsche aus Kumpfungarn“, Regid Hernann gibt in seinem Aufsatz „Koloristenleid — Koloristentod“ auf Grund von Verlassenschaftsklisten aus 1786 eine Übersicht über die Tracht jener Zeit und R. Hartmann bespricht eingehend „Das Oberuferer Paradeispiel“ von H. Klein.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). Das 4. Heft 1929 bringt den Schlußteil der gründlichen Abhandlung von A. Jacoby über „Bei-

lige Längenmaße" (3. Verbreitung und Alter der „Länge Christi“. 4. Der Kampf der Kirche gegen die „Länge Christi“. 5. Der Ursprung der „Länge Christi“. 6. Die „Länge der Maria“. 7. Maße von anderen Heiligen. 8. Das „Maß von der Seitenwunde Jesu“. 9. Die „wahrhaftige Länge des Nagels Christi“. 10. Das „Maß des Fußes Mariae“), ferner die Untersuchung von D. von Greherz „Das Berner Mattenengliß und sein Ausläufer: die Berner Wübensprache“.

Glasnik (Belgrad). Das 4. Jahrbuch (1929) des Ethnographischen Museums in Belgrad weist wieder eine Fülle von Stoffbeiträgen zum Hochzeitsbrauch, zum Volkslied und Volkstanz, zur Volkstracht, zum Volksglauben, zur Volksmedizin usw. der Südslaven auf.

Budkavlen. Diese Vierteljahrschrift des Instituts für nordische Ethnologie der Akademie in Abo (Finnland) bietet besonders im 2. Heft 1929, das 214 Seiten umfaßt und Otto Anderfson zu seinem 50. Geburtstag gewidmet ist, eine abwechslungsreiche Reihe von Aufsätzen aus der sprachlichen und sachlichen Volkskunde.

Sudetendeutscher Flurnamen-Sammler (Prag). Das im Namen der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik von E. Giedach und E. Schwarz herausgegebene und von E. Schwarz geleitete Mitteilungsblatt bringt nach einer Einführung von E. Schwarz Berichte über die Mitarbeiter der Flurnamensammlung, über bereits eingelangte Flurnamensammlungen und über das einschlägige Schrifttum. Da die Mitarbeiter der Flurnamensammlung fast durchweg zugleich auch Mitarbeiter und Leser unserer Zeitschrift sind, erübrigt es sich, auch von unserer Seite die Bedeutung des Unternehmens zu betonen.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig a. G.). Die Fülle von Beiträgen im 1. und 2. Heft des 2. Jahrgangs (1929/30) beweist, daß die Familienforschung eine glänzende Entwicklung nimmt. Es seien nur genannt: W. König, Quellen zur Familiengeschichte des Jeschen-Iseregau's; J. Röder, Das Nüßchen-Matritzenarchiv zu Olmitz; G. Treidler, Leben in Kirchenmatritzen (5. Ergänzung); J. Wehde, Vom Blute; J. Blöchl, Geschichtsquellen der mährischen Heimat- und Familienforschung u. a.

Walld Heimat (Budweis). Das Jännerheft 1930 enthält ein Lebensbild Hans Schreibers zum 70. Geburtstag dieses verdienten Heimatsforschers, einen Aufsatz „Der Haus- oder Federball oder d'Wermusi (Wergmusik)“ von Albert Wobinger und eine Zusammenstellung „Vorgeschichtliche Funde bei Budweis“ von Ignaz Wodiczka. Im Feberheft veröffentlicht G. Luma 42 Vierzeiler aus der Gegend von Obermoldau und J. Blau berichtet darüber, „Wie der tgl. Grenzwald „Swozd“ gemindert wurde“. Das Märzheft bringt neben anderen die Beiträge: R. Wagner, Die Notlage in Südböhmen vor der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken; A. Schinmann, Die Hauswaldkapelle bei Stehberg im Böhmerwalde; R. Köschl, Ein Faschingumzug in Diebling bei Neuhaus im Jahre 1873 (ein dabei aufgeführtes Spiel mit folgenden Personen: Vorläufer, Herr, des Herrn Schreiber, 1. und 2. Hanswurst, 1. und 2. Hurar, 1. und 2. Ulane, Musiketier (des Herrn Vorjäger), 1. und 2. Türke, ein Hufe, 1. und 2. Reiter, der Winter und der Sommer, ein Arzt).

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Im 1. Heft 1930 teilt Franz Andreß, dessen Bild das Heft anlässlich seines 60. Geburtstages (23. Feber) bringt, interessante Bemerkungen aus den Dobruzaner Pfarrmatritzen mit und J. Blöchl legt den Anfang einer größeren Arbeit über „Stühkreuze, Hebeitsmale, Grenzsteine und Muttersteine“ vor.

Unser Egerland (Eger). Das 12. Heft 1929 enthält unter anderen Beiträgen eine Würdigung H. Wapfl's von A. Dietrich und ein gelungenes Gedicht in Mundart von J. Hofmann „Imman Wapflhäh(n)s zom 50. Geburtstag“; im 1. Heft 1930 beginnt der Wdruck einer grundlegenden Abhandlung von H. Hafmann, „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes“.

Unsere Heimat (Veitmeritz). Von dieser Monatsbeilage zur „Veitmeritzer Zeitung“ liegt nun der ganze 10. Jahrgang (1929) vor. Unter der sachkundigen Leitung H. Ankerts berücksichtigt diese Beilage alle volkstümlichen Stoffgebiete.

namentlich das Märchen — die hier von R. Richtenfeld veröffentlichten sind auch als Sonderdruck erschienen — und die Kinderdichtung (Ausgählreime und Kinder-
spiele).

Ostböhmische Heimat (Trautenau). Im 1. Heft des 5. Jahrgangs (1930) gibt F. Meißner gründliche Anleitungen zum Flurnamensammeln, das 2. und 3. Heft bringen „Weihnachtsspiele im Braunauer Ländchen“ von F. Herrmann, die Fortsetzungen des Beitrages „Wörterbuch der heimischen Mundart“ von F. Meißner, ferner „Ostböhmische Fastnacht“ von R. Wagner und „Die Hausindustrie im Adlergebirge“ von W. Hantsch.

Freudenthaler Ländchen (Freudenthal). Von dieser unter der trefflichen Leitung von Erwin Weiser stehenden Monatsbeilage zur „Freudenthaler Zeitung“ ist nun auch eine schöne Buchausgabe erschienen. Sie enthält in bunter Abwechslung geschichtliche, heimat- und volkskundliche Beiträge vom Leiter (Freudenthaler Kinderspiele und Neckereien u. a.), von D. Drnek, J. Thammabaur, R. Kemella, der besonders viele Sagen beisteuert, A. Pilz u. a. Von den Abbildungen verdienen insbesondere die hübschen Zeichnungen der Engelberger Köhrlasten von P. Wann hervorgehoben zu werden.

Die natürliche Erziehung (Brünn). Diese zehnmal im Jahre erscheinende Zeitschrift muß auch von volkskundlicher Seite beachtet werden. Der Aufsatz „Kinder als Sprachschöpfer“ von G. Stolz im 1. Heft 1930 liefert z. B. demjenigen, der sich mit der Kindersprache und Kinderdichtung befaßt, gute Unterlagen.

Karpatenland (Reichenberg). Das 1. Heft des 3. Jahrgangs (1930) bringt die folgenden volkskundlichen Beiträge: J. Lang, Herodespiel aus Neudorf, Bezirk Drohobycz (Galizien) und Einiges über die Wechselbeziehungen in Lied und Tanz zwischen den ostgalizischen Steblern und ihren slowischen Nachbarn; Erntey József, Hochzeitsbräuche aus der Umgebung von Komník; W. Bier, Von den deutschen Holzfällern in den Kleinen Karpaten (gleichlautend mit dem Aufsatz im „Auslanddeutschen“ 1930, Nr. 1); R. Zeisel, Volksrätsel aus Zsche bei Deutsch-
Proben; J. Gréb, Bibliographie der Zipser Volkskunde; W. Ruhn und G. Schlauer, Das Schrifttum über die Wielitzer Sprachinselngruppe.

Der Gründer (Göllmitz). Das 12. Heft 1929 und 1. Heft 1930 bringen die „Geschichte der Schnittdenkmal zu Göllmitz“, ferner „Zur Geschichte der Glocken in Göllmitz“, „Verordnung des Stanislaus Chorzó über die Richterwahl aus dem Jahre 1580“ u. a.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebüchereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Mátežské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Eine Bestätigung oder gestempelte Quittung über den entrichteten Bezugspreis wird jedem Bezieger bei einem entsprechenden Vermerk am Erlagschein ohne weitere Aufforderung zugesandt.

Probefeste zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.

Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde“ steht.

Aus Raumangel mußten mehrere Beiträge, darunter eine längere Abhandlung von Dr. Hubert Faßmann „Zur Dialektgeographie der bairischen Oberpfalz und Westböhmens“, für das nächste Heft zurückgestellt werden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Voelova 10.
Druck von Geint. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

3. Jahrgang 1930

3. Heft

Zur Dialektgeographie der bayrischen Oberpfalz und Westböhmens

Von Hubert Szmann

Die Dialektforschung ist in den letzten Jahrzehnten an einem bedeutenden Wendepunkt angelangt durch das Eindringen der dialektgeographischen Methode; in Frankreich seit Gilliéron und seinem Kreis („Atlas linguistique de la France“, 1903—10; zur Einführung dient Samuilshög „Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft“, Wiesfeld 1928); in Deutschland seit Georg Wenker, der in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts 40 kleine Sätzchen in mehr als 40.000 deutschen Orten in die Ortsmundart übertragen ließ (vgl. A. Hübner, Die Mundart der Heimat, Breslau 1925, S. 52f.). Seine Arbeit setzt Ferdinand Wrede fort in der „Deutschen Dialektgeographie, Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs“, seit 1908, welche namentlich die Rheinlande bearbeiteten, denen in dem Bonner Ordinarius Theodor Frings (jetzt in Leipzig) ein besonders klangvoller Name erstanden ist. In den „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ von Lubin, Frings und Müller (Bonn 1926) schufen Historiker, Sprachforscher und Volkstundler in mustergültiger Zusammenarbeit ein richtunggebendes Werk. Seit 1926 läßt F. Wrede in Marburg a. S. den „Deutschen Sprachatlas“ erscheinen, dessen Arbeit leider nur sehr langsam vorwärts schreitet. Die ersten Lieferungen beschränkten sich auf das Gebiet des Deutschen Reichs in den zur Zeit von Wenkers Sammeltätigkeit und bis 1918 gültigen Grenzen. Inzwischen wurde die Umschrift auch in den deutschen Gebieten der Tschechoslowakei (1928) und in Österreich besorgt. F. Wrede kündigte vor kurzem an, daß die 5. oder 6. Lieferung ff. des „Deutschen Sprachatlas“ auch diese Gebiete berücksichtigen wird. Großzügige Vorbereitungen werden für einen „Deutschen Volkstundeatlas“ getroffen, so daß Sprachatlas, Volkstundeatlas und Historischer Atlas zukünftigen Geschlechtern eine sichere Grundlage für ihre Studien und Forschungen bieten werden. Die „Zeitschrift für deutsche Mundarten“, namentlich seit 1919, seit 1924 fortgesetzt im „Teuthonista, Zeitschrift für deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte“, Bonn a. Rh. (jetzt Berlin), Herausgeber Hermann Teuchert-Rostock i. M., ist das führende Organ der neueren Richtung der deutschen Sprachwissenschaft geworden.

Die ältere, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts noch vorherrschende Anschauung von der Entstehung der heutigen deutschen Mundarten suchte diese unmittelbar an die westgermanischen Stämme der Völkerwanderung anzuknüpfen oder von den Stammesherzogtümern der althochdeutschen Zeit abzuleiten. Man sah in ihren Spracherscheinungen die „lautgesetzliche“ Fortsetzung und die Reste jener alten Sprachzustände und Stammesgrenzen und glaubte vielfach, die Mundarten seien im Aussterben begriffen, so daß man für wissenschaftliche Zwecke, namentlich an Altentümern und „Idiotismen“ (vgl. Johann Neubauer „Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart“, 1886f.) soviel als möglich zu retten suchte. Dann folgte der Zeitraum der exakten phonetischen Forschung und Beschreibung, in deren Dienst sich meine Aufsatzreihe „Zur Lautlehre der Mundart des Egerlandes“ (in „Unser Egerland“, Eger 1914) stellte und der auch Eichhorn's treffliche, zu Kriegsbeginn abgeschlossene, aber erst 1928 (Reichenberg) im Druck erschienene Grammatik der „Südegerländischen Mundart“ angehört. Mittels Phonetik und Lautgesetzen versuchte Bremer, die „Stammbäume“ in seinen Mundart-Grammatiken (Leipzig 1893ff.) zu zeichnen. Die Dialektgeographie zeigte, daß territoriale Umgruppierungen und vom Verkehr getragene Kulturströmungen mundartliche Ausgleiche bewirkt und die Grenzen der mundartlichen Spracherscheinungen (nur von solchen Grenzen sprechen wir heute, nicht von Mundart- oder Stammesgrenzen) verschoben haben; Vorgänge, die auch heute mancherorts zu beobachten sind und weiterhin vonstatten gehen werden, ohne daß wir deswegen schon ein Aussterben der Mundarten zu befürchten haben, trotz der heute stärkeren Einwanderung des „höheren Kulturgutes“ der durch Schule und modernen Verkehr erstarkten Schriftsprache in die Volksmundarten. Die rheinische Dialektgeographie und Sprachgeschichte hat festgestellt, daß die heutigen Grenzen der mundartlichen Spracherscheinungen im wesentlichen die Verhältnisse der territorialen Gestaltung der Rheinlande im ausgehenden Mittelalter, im 14. Jahrhundert, wiedergeben. Doch sind ältere Schichten und jüngere Überlagerungen zu trennen. Auch darf man die Verhältnisse des verkehrsreichen und im stammesgeschichtlichen Aufbau uneinheitlicheren fränkischen Sprachgebietes nicht ohne weiteres auf das Bährische und Alemannische übertragen. Mit Recht betont Bohnenberger (in Paul-Braunes Beiträgen, Bd. 52, „Über die Ostgrenze des Alemannischen. Tatsächliches und Grundfächtiges“, Sonderdruck 1928, S. 66), daß im Bahr- und Mein. die Zusammenhänge zwischen den heutigen Mundarten und den Stammes- und Herzogtumsgrenzen stärker nachwirken als anderswo. Das zeigt sich in der Erhaltung großflächiger Mundartkerngebiete auf diesem Boden und in dem Zusammenfall einer größeren Anzahl von Spracherscheingungsgrenzen zu Strahlenbündeln, die stellenweise mit geschichtlichen Grenzen von hohem Alter zusammenfallen. R. Wagner („Deutsche Sprachlandschaften“, Marburg a. S. 1927) nennt Bahren eine Mundart-Kernlandschaft und spricht von seiner „Strahlungsaktivität“, verursacht durch die frühe territoriale Vereinheitlichung.

Felix Dahn („Die Könige der Germanen“, 9. Bd., 2. Abt., Die Baiern 1905) und Siegmund Kiezlner glaubten die Entstehung der Oberpfälzischen

Mundart mit dem Zurückbleiben von Resten der alten Karisten in der bair. Oberpfalz und ihrer Vermischung mit den Bayern in Zusammenhang bringen zu können. Gradl („Mundarten Westböhmens“, 1895, S. 8, Anm. 1) bringt ein diesbezügliches Zitat aus dem ersten Band der „Geschichte Bayerns“ von Riezler (1878). Alois John benannte seine „Schildereien aus dem Egerland“ (Eger 1888) demgemäß „Im Gau der Karister“. Much („Deutsche Stammeskunde“³, 1920, S. 111) setzt die Karisten, auch Baristen genannt, den später romanisierten Warasten in Burgund gleich und nimmt an, daß die von den Bayern verdrängten Baristen dorthin gezogen seien. Selbst wenn man annimmt, daß Reste der Karisten = Baristen in Nordbayern zurückblieben, müßten sie zunächst im Thüringerreich aufgegangen sein (so schon Gradl a. a. O. S. 8; über die Hermanduren = Thüringer s. in meinem gleichzeitig in „Unser Egerland“ 1930 erscheinenden „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes“). Von der hierauf folgenden slawischen Zwischenzeit wollen wir ganz absehen. Döberl (Entwicklungsgeschichte Bayerns I³, 1916, S. 7f.), dem wir die Monographie „Die Markgrafschaft und die Markgrafen auf dem bairischen Nordgau“ (München 1894) verdanken, hat die Gründe gegen das Zurückbleiben der Karisten in der Oberpfalz gesammelt. In der zweiten, wesentlich erneuerten Auflage des ersten Bandes (Stuttgart 1927, 1. Hälfte, S. 98f.) seiner hinterlassenen monumentalen „Geschichte Baierns“ vermochte sich der greise Gelehrte Riezler kaum von einer Sieblingsidee zu trennen (a. a. O. weitere Literatur).

Heinrich Gradl, der rührige Egerer Archivar, zeigte einen für seine Zeit hervorragenden Weitblick, wenn er selbständige Wege ging, um die Besonderheiten der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten zu erklären. Daß seine Ergebnisse heute überholt sind, tut seinen großen Verdiensten keinen Abbruch. Weinhold („Bairische Grammatik“ 1867) hatte richtig die Zugehörigkeit dieser Mundarten zum Gesamtbairischen erkannt. Davon ist Gradl (a. a. O. 5f.) allerdings abgewichen, da er wegen der mitteldeutschen Einschläge der Randmundarten der Karlsbader Gegend, die aber den Kernmundarten durchaus fremd sind, das Egerländische eher unter die mitteldeutschen Mundarten einteilen will als unter die oberdeutschen, beziehungsweise das Bairische. Er bezeichnete zunächst das Egerländische als o s t f r ä n k i s c h, was ein Fehlgriff war; später, einer Anregung Weinholds folgend, als n o r d g a u i s c h; eine Bezeichnung, die sich nicht durchzusetzen vermochte, aber 1927 in der Bezeichnung der damaligen heimatföndlichen Bildungswoche als „Nordgauischen Woche“ wieder aufgegriffen worden war. Was hat nun der ehemalige (bairische) Nordgau mit der Entstehung der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten zu tun? Ist die Bezeichnung „Nordgauisch“ für die genannte Mundartengruppe gerechtfertigt? Diesem Problem, das weitaus schwieriger ist, als es zunächst erscheint, bin ich in der letzten Zeit nahegegangen; im folgenden stelle ich kurz die Ergebnisse meiner diesbezüglichen geschichtlich-dialektgeographischen Untersuchungen dar. Hierzu muß bemerkt werden, daß ein Hauptaugenmerk auf die territoriale Entwicklung gerichtet ist, soweit diese meines Erachtens an dem Aufbau der heutigen Mundartengestaltung bei-

getragen hat. Geschichtliche Einzelheiten müssen den Fachhistorikern überlassen werden, die noch manches beizutragen und zu verbessern imstande sein werden. Die folgende Darstellung fußt im wesentlichen auf vereinzeltten Abschnitten und zerstreuten Bemerkungen über den Nordgau in Riezlers „Geschichte Baierns“, I² (zwei Hälften, f. o.). Ältere, heute soviel wie verschollene genealogische Schriften des 18. Jahrhunderts, die ich erwerben konnte, weisen vielfach bemerkenswerte Erkenntnisse auf. So „Historischer Auszug und Beweis Daß Das Fürstl. Hohe Stifft Eichstädt Ursprünglich ein Fränckisch- und kein Baherisches Bistum Sehe. 1754.“ und „D. Carl Friedrich Schöpffens, Hoch-Fürstl. Brandenburg-Culmbachischen Hof-Raths und Onolzbachischen Raths, Nordgau-Ost-Fränckische Staats-Geschichte der gewesenen Marggrafen auf dem Nordgau, und Grafen zu Franden, gemeinlich von Babenberg und Schwinvord genannt, Zu Erläuterung des Fränckischen Staats und Grahes, wie auch ... Hilbburghausen, Verlegt Johann Gottfried Hanisch. 1753.“ Auf die wichtigen, neueren Arbeiten von Döberl wurde schon hingewiesen.

Der Begriff „Nordgau“ ist kein eindeutiger und hat im Laufe der Geschichte verschiedene territoriale und besiedlungsgeschichtliche Wandlungen erfahren.

1. Wir haben auszugehen von den fünf Urgauen der bairischen Landnahme im 6. Jahrhundert (vgl. Riezler „Die Landnahme der Baiuwaren“, Münchner Sitzungsbericht 1921). Diese waren benannt nach den vier Himmelsrichtungen („gegen den 4. Orten der Welt“, Schöpff S. 241) als: Sundergau, Westergau, * Ostergau (später erweitert zur Ostmark) und Nordgau. Dazu kommt der Huosigau, in dessen Bewohnern z. B. dem „Dachauer Schlag, — Bayern, die Ludwig Thoma zu seinen naturalistischen Schilderungen eines nicht eben gewinnenden Bauernlebens (f. Agricola und „der Wittiber“, von anderen Volksschilderungen desselben Verfassers scharf zu unterscheiden) als Urbilder gesehen sind“ — Riezler (Gesch. B. I², 1. H. S. 99f.) auf Grund der „ethnologischen Sonderstellung“ in ihrer körperlichen Erscheinung wie Psyche“ germanisierte Nachkommen einer vorgermanischen Bevölkerung, wahrscheinlich von Althern sieht (nach den anthropologischen Forschungen von Faustinger). Diese Gaue waren zunächst von ziemlich geringer Ausdehnung und haben sich erst allmählich, aber mit erstaunlicher Expansionskraft, nach Süden (auf keltisches, bzw. romanisiertes Gebiet) und Osten und Norden (gegen Ungarn und Slawen) ausgebreitet und gesichert. Der Nordgau hat in der ältesten Zeit nur wenig auf das Gebiet nördlich der Donau (bei Regensburg) übergreifen. Steinbergerer „Benediktbeurer Studien. Nebst einem Beitrag zur Gauforschung“ (Hist. Jahrbuch der Görres-Gesellsch. 38, 1927, S. 463, 466; vgl. Riezler a. a. O. 2. H. S. 544, N. 2; 549, N. 2) meint, daß der Nordgau erst unter den Karolincern aus einem geographischen zu einem politischen Begriff wurde und setzt einen vom Nordgau zu trennenden, südlich der Donau sich erstreckenden alten *Nordergau an. Die Eichstätter Beweischrift von 1754 (S. 28) zitiert Paulus Diaconus und Aventinus und bemerkt: „Bayerland hat sich damahl über die Donau nicht erstreckt“. Am 5. Jahrhundert reichte das damals mächtige Thüringerreich, das sich der heutigen

bairischen Oberpfalz bemächtigt hatte, bis an die Donau als Südgrenze. Vom Frankenreich Chlodowechs und seiner Nachfolger bedroht, mußten die Thüringer seit dem 6. Jahrhundert allmählich nach Norden bis über das Fichtelgebirge zurückweichen. Seit dem 8. Jahrhundert breiteten sich slawische Sorben aus dem Landstrich zwischen Elbe und Saale auch am oberen Main und an der Rednitz aus.

2. Die Errichtung des Bistums Eichstätt (um 743) durch Bonifatius und seinen Landsmann Wilibald, dem ersten Eichstätter Bischof, und dessen Unterordnung an das Erzbistum Mainz brachte den nordwestlichen Teil des bahr. Nordgaues, bzw. das angrenzende Gebiet des neuen Bistums in kirchliche und kulturelle Beziehung zu der rheinfränkischen Metropole des Westens. Auf dem Gebiete der Bistümer Eichstätt und Würzburg, zu dem später (1007) noch das Bistum Bamberg trat, entwickelten sich die ostfränkischen Mundarten. Von Eichstätt (Kiezler „Bistum Eichstätt und sein Slavenfendrecht“, Forschungen zur deutschen Geschichte XVI, 400f.) aus, von Bamberg fortgesetzt, wurde die Befehrung und nachfolgende Eindeutschung der Mainflawen durchgeführt. Der übrige (östliche) Teil des bairischen Nordgau verblieb bei dem Bistum Regensburg, welches zusammen mit den Bistümern Passau und Freising u. a. auf Wunsch Karls des Großen 797 dem Erzbistum Salzburg unterstellt wurde (Kiezler a. a. O., I. S., S. 453f.).

Seit Anfang des 9. Jahrhunderts tritt im Bairischen gēn statt des sonstigen ahd. gān auf (Baesecke, Einführung in das Althochdeutsche 1918, § 133) und greift allmählich auf das Fränkische über (Wagner a. a. O. 39 und Deckblatt 7). Vergleicht man die vorstehenden Ausführungen über die kirchliche Gestaltung der ostfränkischen Gebiete seit der Mitte des 8. Jahrhunderts mit Wagners Karte, kann man deutlich den Weg verfolgen, den die neue Lautform gewandert ist: Kernbairern, Eichstätt, Würzburg, Mainz. Seit Balduins Doppelherrschaft über Trier und Mainz (1323—1336) dringt goen, steen für älteres gaen, staen (so ist Schreibung für ā), „gehn, stehen“ auch ins Moselfränkische (Frings, Rheinische Sprachgeschichte, 1924, S. 53, und Kulturströmungen 134f.). Die Entwicklung im Oberpfälzisch-Egerländischen habe ich Leuth. V, 189, behandelt, über die heutigen Verhältnisse vgl. meine Ausführungen in „Unser Egerland“, 1930, S. 3.

3. Karl d. Gr. richtete auf dem Boden des namentlich im Nordwesten erweiterten Nordgau die Mark auf dem Nordgau (Nordmark) als „böhmische Mark“ gegen die Slawen ein, wahrscheinlich schon 788 (Kiezler a. a. O. 354f.). Die Verwaltung der Nordmark übernahm Adulf, der auch die Regentschaft Bayerns innehatte. Ein Gesetz Karls vom Jahre 805 (Kiezler a. a. O. 451) nennt als Grenze der böhmischen Mark eine Linie von Forchheim nach Premberg bei Burglengensfeld an der Nab. Vom Mönchshöferberge dafelbst erreicht der Ausblick sowohl Regensburger als Amberger Türme. Diese Grenze sollten die Slawen nicht ohne besondere Erlaubnis überschreiten, Waffen durften nicht in die Fremde verkauft werden, weitere Bestimmungen saß Dopsch als Stapelzwang für die Grenzstationen, zu denen auch die Residenz Adulfs, Regensburg, gehörte,

auf. Schöpff (a. a. O. 136) hat schon 1753 die Lage von „Bremberg oder Premberg“ richtig erkannt und schließt ganz einleuchtend, daß Hersbruck, an der geraden Verbindungslinie zwischen Forchheim und Premberg liegend, eine alte Gründung (nach Gradl *Wdaa.* S. 11 urkundlich 1002 erwähnt) sein müsse. In Premberg seien die Waren „eingeschifft, und bis nach Lauriacum, über Regensburg gebracht worden“. Die Nürnberger Gegend im Westen der Grenzlinie war demnach von Slawen frei (vgl. Behaghel, *Geschichte der deutschen Sprache* 5, 1928, S. 119). Ein Jahrhundert später sind die Bayern bis zur Luhe und Ende des 10. Jahrhunderts bis zur Waldnab vorgerückt. Diese Erfolge wurden möglich durch das meist freundschaftliche Verhältnis zu den Slawen in Böhmen, welche von Regensburg aus christianisiert wurden, und erleichtert nach der Abwehr der Ungarneinfälle (955). An die Verhältnisse des 9. Jahrhunderts erinnert die Bezeichnung „alter Nordgau“ (Baedekers *Süddeutschland*, 1909, S. 346) für die Gegend des Städtchens Welburg (unmittelbar nordwestlich von Burglengensfeld).

4. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde das politische Schwergewicht des Nordgaus nach dem ostfränkischen Nordwesten gelegt durch Belehnung eines Grafen Berthold, der 941 als Graf in Bayern, 961 als Graf im Nordgau und 974 auch als Graf im fränkischen Volkfeld und Radenzgau genannt wird, mit der Markgrafschaft auf dem Nordgau (Kiezlner a. a. O. 528). Er wurde der Ahnherr der Babenberger (nordgauische Linie); sein Bruder Biutpold, der spätere Markgraf der Ostmark, der Begründer des bekannteren Geschlechtes der österreichischen Babenberger. Ihr Stammsitz war die Burg Schweinfurt; genannt wurden sie nach Bamberg, das als Stadt 973 zum erstenmal erwähnt wird. Neben der politischen Kolonisation des seit dem 8. Jahrhundert slawischen Bodens in der Maingegend vollzog sich unter Heinrich II. die weitere Festigung der kirchlichen Organisation im äußersten Osten des Mainzer Erzbistums durch die Gründung des Bistums Bamberg (1007 vom Papst bestätigt). Um 973 wurde das Bistum Prag gegründet und dem Erzbistum Mainz untergeordnet. Das Gebiet an der oberen Eger blieb der Interessensphäre des sich allmählich als Volksstamm, Staat und kirchlich konsolidierenden Volkes der Tschechen noch fern. Für die nordgauischen Babenberger war die Sicherung der Obereger-Mainstraße eine dringende Notwendigkeit (vgl. R. Sandner in „*Unser Egerland*“, 1926, S. 145f. — Döberl, *Markgrafschaft*, S. 45f.). Ende des 10. Jahrhunderts dürften die Anfänge der Burg Eger (Schwarzer Turm; auf einer slawischen Siedlung, wie die Ausgrabungen slawischer Gräber zeigen, „*U. Egl.*“, 1914, S. 4f.) entstanden sein. Kirchlich gehörte die Stadt Eger und ihr Gebiet von den ersten Anfängen bis 1807 zum Bistum Regensburg. (Vgl. über die Einverleibung zur Diözese Prag den Sonderdruck von U. Winter, *Selb* 1929, bespr. „*U. Egl.*“, 1930, S. 14f.) Jetzt, um 1000 n. Ch. treten in der Hauptsache die Grenzen des oberpfälzischen Sprachgebietes deutlich hervor; es sind die Grenzen des Bistums Regensburg im 11. Jahrhundert gegenüber jenen der ostfränkischen Bistümer Eichstätt und Bamberg. Im 11. Jahrhundert erscheinen auch eine Reihe von Städten zum erstenmal urkundlich: Schwandorf 1008,

Amberg 1024, Cham 1040, Nürnberg 1050, Eger 1061 u. a. (Grabl a. a. D. 11). Wenn Grabl „Monumenta Egrana“, 1886, S. XI f. die Grenzen des alten Egerlandes zu ziehen versucht, kann er naturgemäß nur die nördliche Grenze des Bistums Regensburg gegenüber Bamberg, Raumburg und Prag heranziehen. Die Grenze gegen das Bistum Prag ist durch die weitere Kolonisationsstätigkeit seit dem 12. Jahrhundert überrannt worden und hat die Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten weit nach Osten getragen, wobei wir in den Grenzgegenden für die früheren Jahrhunderte eine langandauernde Zweisprachigkeit anzunehmen haben.

Aus Gründen der inneren Sprachgeschichte, die ich in meiner „Entwicklungsgeschichte“ im Leuth. V dargestellt habe, ist für jene Zeit der Kolonisierung der Oberpfalz und Westböhmens (1000—1200) die Diphthongierung der spätalthochdeutschen Langvokale, die im Oberpfälzisch-Egerländischen eine besonders reiche Fülle von Zwielaute hervorbrachte, anzusehen.

5. Nach dem Aussterben der nordgauischen Linie der Babenberger erscheint 1077 Dietpold I. aus einem Geschlecht schwäbischer Abstammung (von Giengen) als Markgraf des Nordgauen. Übereinstimmungen zwischen dem Oberpfälzisch-Egerländischen und einigen Mundarten im Schwäbischen kann man kaum, wie Grabl (a. a. D. S. 12) will, durch diese Belehnung an ein schwäbisches Geschlecht erklären, da das Geschlecht damals wohl schon bajuvarisiert war und die Eindeutschung der nördlichen Oberpfalz und des Egerlandes im wesentlichen von der kirchlichen Organisation aus getragen wurde, also durch bairische Mönche, Ministerialen und Bauern von Regensburg aus. Dietpold II., der mit dem Egerland die Vohburg (bei Ingolstadt) und Cham in einer Hand vereinte (1003 war die Mark auf dem Nordgau zerfallen, s. Kiezlner a. a. D. 2. H., 15, 18), zeigt mit diesen Besitzungen die neuen äußersten Grenzen einer Interessensphäre an, die im wesentlichen den Grundstock der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundarten gebildet haben mag.

Das 1133 vom thüringischen Volkeroda aus eingerichtete Zisterzienserkloster Waldsassen (Kiezlner a. a. D. 226) hat das oberpfälzische Element über die Grenzen des historischen Egerlandes, z. B. nach Chodau und Umgebung getragen; vgl. Muggenthaler, Die kolonisatorische und wirtschaftliche Tätigkeit des Klosters Waldsassen im 12. und 13. Jahrhundert, Dissertation 1922. Ofsegg, das Tochterkloster von Waldsassen, öffnete dem oberpfälzischen Einfluß im sonst wesentlich erzgebirgisch-obersächsischen Nordwestböhmen die Tore. Die kunstgeschichtlichen Forschungen von Josef Opitz über die gotische Kunst in Nordwestböhmen (vgl. Witiko 1928, S. 265 f., besprochen Zeitschrift für Deutschkunde 1929, S. 757) zeigen, daß dieses Gebiet im 15. Jahrhundert in zwei „Interessensphären“ geteilt ist, einer nördlichen unter ober-sächsischem und einer südlichen unter „fränkischem“ Einfluß. Hierzu ist zu bemerken, daß die Kunsthistoriker fränkisch und oberpfälzisch nicht auseinander halten. Nürnberg, an das wohl in erster Linie gedacht wird, ist seiner Mundart nach, wie Gebhardt (Grammatik der Nürnberger Mundart, 1907) dargelegt hat, überwiegend oberpfälzisch (bairisch; Fürth ist fränkisch). Nürnberger Recht kam über Eger bis nach

Grasliß, Elbogen und Buchau-Ruditz (Weißsäcker) zugleich mit der Oberpfälzisch-Egerländischen Mundart. Wir sehen: das Bild von „Kulturströmung und Kulturprovinz“ rundet sich auch auf unserem Gebiete ab. Die grundlegende Bedeutung der kirchlichen Einteilung zur Zeit der deutschen Kolonisation für die Mundartengestaltung betont Gerbet (Grammatik der Mundart des Vogtlandes, 1908, § 39): Die Südspitze des sächsischen Vogtlandes (Aldorf, Markneukirchen; Mundart wesentlich oberpfälzisch) gehörte zu Regensburg, das bairische Vogtland und das südwestliche sächsische Vogtland (ostfränkisch) zu Bamberg-Würzburg, das mittlere und untere Vogtland zu Zeiß-Raumburg, der nordwestlichste Teil zu Saalfeld-Mainz.

Zur bisherigen Spaltung des Nordgaaues in der Richtung von Osten nach Westen in einen westlichen, ostfränkischen Teil (Bistum Eichstätt und Bamberg) und einen östlichen (spätere Oberpfalz) tritt im 11. Jahrhundert eine Staffelung von Süden nach Norden hinzu, die im dialektgeographischen Aufbau des nordöstlichen Bayern von Regensburg an über die Oberpfalz bis zum Sechsamtergebiet des Fichtelgebirges (vgl. Wirth, Laut- und Formenlehre der sechsamterischen Mundart, Bayreuth 1898) nachwirkt. Das Schwergewicht des Nordgaaues wurde nach dem Norden und Nordosten verlegt; Nürnberg, Eger, Waldsassen traten in den Vordergrund. „Fortan bildet der nördliche Teil des alten Nordgaaues, vielleicht zusammenfallend mit dem Gebiete, das dann auch als Mark Rabburg bezeichnet wird, den Nordgau im engeren Sinne“ (Kiezlner a. a. O. 549).

Der bairische Nordgau der Zeit der Landnahme, erweitert zur fränkisch-bairischen Nordmark, wurde somit der Ausgangspunkt zweier Mundartgruppen: I. der ostfränkischen, auf fränkischer Grundlage, von Würzburg aus ins Thüringische (Fulda) übergehend, ins Oberpfälzische über Bamberg und das Bairische (im engeren Sinne) über Eichstätt; II. der oberpfälzisch-egerländischen (Regensburg-Ingolstädter Gegend, Nürnberg, Oberpfalz, Sechsamtergebiet, südlichstes sächsisches Vogtland, Aisch, historisches Egerland, daran südlich und östlich angrenzendes Westböhmen). Die Bezeichnung „nordgaurische Mundart“ für die zweite Gruppe ist somit, historisch betrachtet, ungenau und zu weitgehend. Mit Recht hat Abt Helmer 1927 auf der „Nordgaurischen Woche“ in Eger erklärt, daß die Bezeichnung „nordgaurisch“ im Volksbewußtsein des Oberpfälzers und Egerländers erloschen ist. (Von der Velburger Gegend wollen wir absehen.) Wir haben keine Ursache, den antiquierten Begriff in der Mundartgeographie wieder künstlich zu beleben. Wenn wir hier von Gradl abweichen, bleibt es doch dessen ungeschmäleretes Verdienst, daß er die unfruchtbare Narvikser-Hypothese aufgegeben und durch sein Ausgehen von der spätalthochdeutschen Kolonisationszeit der weiteren Forschung gangbare Wege gewiesen hat.

6. Für die Mundarten Westböhmens hat sich im Volke der Name „echalandresch“ (egerländerisch, mit süddeutscher Ableitungssilbe gegenüber der in der Literatur üblichen Bezeichnung egerländisch; über die volkstümliche Schreibung der Mundart s. „Unser Egerland“, 1930, S. 4) allgemein festgesetzt und der Verbreitung der Mundart folgend ein Landschaftsbegriff

Egerland im weiteren Sinne gebildet, dem in der politischen Verwaltung des 19. Jahrhunderts ungefähr die Kreise Eger (geschichtliches Egerland und früherer Kreis Elbogen) und Pilsen entsprechen, wozu noch als Übergangsgebiet zum Böhmerwäldischen der Kreis Klattau kommt (bei Pilsen und Klattau abgesehen vom tschechischen Sprachgebiet). Ähnliche Bedeutung hat in Bayern der Begriff Oberpfalz, einschließlich Regensburg, der für den östlichen Nordgau im 14. Jahrhundert aufkam (vgl. Eichstätter Beweis-schrift 85). Die Bezeichnung Oberpfälzisch-Egerländisch ist somit die eindeutigste und bezeichnendste und entspricht mehr dem Begriff Sprachlandschaft als die veralteten Vorstellungen von Mundartgauen.

An der Zugehörigkeit des Oberpfälzisch-Egerländischen zum Bayerischen können wir festhalten. Die Einteilung der bayerischen Mundarten (Bayerisch-Osterreichisch) in südbayerische, mittlbayerische (im Sinne von zentralbayerische) und nordbayerische (Oberpfälzisch-Egerländische) — vgl. Michels, *Mittelhochdeutsches Elementarbuch* 3, 4 1921, S. 17f. — ist noch immer die beste und zweckmäßigste, wenn auch Einwände erhoben werden können (vgl. Schweizer in *Leuth.* III, 204). Allzu fest sind natürlich mundartkundliche Untereinteilungen und Abgrenzungen nicht zu nehmen; die Dialektgeographie arbeitet heute mit Grenzen von Spracherscheinungen und im Gebrauche des Wortschatzes und unterscheidet Kernlandschaften und Randgürtel (Zonen) von Übergangs(Misch)mundarten. Politische und mundartgeographische Begriffe sind soweit als möglich anzugleichen, aber doch auseinanderzuhalten. Das Sechsamtergebiet und Nürnberg (vom südlichsten sächsischen Vogtland ganz abgesehen) gehören nicht zur Oberpfalz, aber seine Mundarten zum Randgebiet des heutigen Oberpfälzischen. Im „Lande Bayern“ (mit —h— nach heutiger Rechtschreibung) wird bekanntlich auch Fränkisch und Schwäbisch neben Bayerisch gesprochen. Die Schreibung „bairische Mundarten“ (mit —ai—) wird vielfach gebraucht, wenn „es sich um den grammatischen Terminus handelt“, im Gegensatz zum „administrativen Begriff“ mit —ah— (so Maußer im Neudruck 1929 von Schmellers *Mundarten Bayerns* 1821, Nachwort, S. 6*, Anm.).

Wir kehren zur Geschichte des Nordgaaues zurück und verfolgen die weitere territoriale Entwicklung. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts erscheint der größere Teil des Egerlandes noch in der Verwaltung der Nordgauer Markgrafen als Reichslehen, das mit dem Besitze der Burg Eger verbunden ist. Nach Auflösung der nordgauischen Markgrafschaft wurde das Egerland vom Reiche an sich gezogen. Durch seine rein politische und bald geschiedene Ehe mit der viel älteren Adels, der Tochter Dietpolt II., kam das Egerland an Friedrich Rotbart, der als späterer König die Hausmachtpolitik der Staufener mit der Erwerbung Sulzbachischer Besitzungen fortsetzte: Herbruck, Welben, Auerbach, Pegnitz u. a. (s. Riezler a. a. O. 296f.). Um 1190 war somit eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem sächsisch-thüringischen und dem fränkisch-schwäbischen Königsgute geschaffen. Der territorialen Entwicklung folgten eine Reihe wichtiger Spracherscheinungen auf dem Fuße, um so mehr, als die staufische Hausmachtpolitik durch die Luxemburger fortgesetzt wurde, von denen Johann 1322 das Egerland als Reichspfand für Böhmen und Karl IV. die nördliche Oberpfalz erwarb.

In diesen Zusammenhang stelle ich folgende, für die Zeit von 1250—1350 anzusehenden sprachlichen Besonderheiten, welche sich bald in größerem, bald in geringerem Umfange auf folgendem Gebiete zeigen: Vogtland, Egerland-Westböhmen, Oberpfalz, Ostfranken.

a) j und g im Anlaut vor Vokalen, z. B. eglb. „gung“ — jung; von F. Wrede zutreffend erklärt (Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1919, S. 12): „g— und j— sind in Teilen der Provinz Sachsen zu dem Spiranten, im Königreich Sachsen oder im Vogtlande zum Verschlusslaut zusammengefallen; dort geht der junge auf die jagd, hier geht der gunge auf die gagd... Da es sich um jungdeutschen Boden handelt, ist mit dialektgemischter Besiedlung zu rechnen: die Kolonisten aus dem Süden brachten explosives, die aus dem Norden spirantisches g mit; die Sprachmischung endete in der nördlichen Hälfte des neu besiedelten Landes mit dem Siege des Spiranten, in der südlichen mit dem des Verschlusslautes“. Infolge Sprachunsicherheit wurde im Süden das alte spirantische j zum Verschlusslaut g. Dieser ist gewandert und für Nürnberg durch Hieron. Wolf (1578) Goufala Jacobulus bezeugt (Gebhardt's Gramm. S. 55 — eglb. Gängl). Auf ostfränkischem Gebiet ist die Erscheinung versichert und selten geworden, erstarrte Beispiele bei Heilig (Gramm. der ostfränk. Mda. des Taubergrundes, 1898), § 102, Anm. 1, 2.

b) —g im Auslaut wurde zu —ch, z. B. eglb. „Toch“ — Tag, „Wech“ — Weg, aber „weg“ — weg (Ndvverb.) wegen des Bedeutungsunterschiedes, ähnlich Teig und teigig, s. Gradl a. a. D. 135f. Schon 1312 ist bezeugt gezeuchnusse, Mon. Egr. 1, 608 (S. 222). Inlautendes (intervokalisches) —g— zu —ch—, soweit nicht durch ältere, gesamtbairische Vorgänge eine andere Entwicklung bereits stattgefunden hat: eglb. „mocha“ — mager, „Jacha“ — Jäger; vgl. Behaghel a. a. D. 411. Aber eglb. „Käng“ („ng“ ist einheitlicher Laut, Gaumen-n) — Regen, gegenüber ostfränk. „Rechä“; „Tegl“ („gl“ ist Gaumen-l) — Tiegel (mhd. tegel); „glegt“ — gelegt.

c) Fortis und Venis fielen im Anlaut zusammen zu Venis (Halbfortis), so daß der anlautende Verschlusslaut in „Toch“ — Tag und „Doch“ — Dach ohne jeden Unterschied ausgesprochen wird. Die Aspiration ging verloren, doch wird anlautendes k— vor Vokal noch als kh— ausgesprochen, z. B. in „Kään“ — Kern, während im Obersächsischen, von wo aus anscheinend die ganze Entwicklung unter slawischem Einfluß ihren Ausgang nahm, auch bei k— vor Vokal die Aspiration verloren ging (vgl. Behaghel a. a. D. 423).

d) Altes kurzes a wurde durch Dehnung und Hebung (Artikulationsstraffung) zu langem, geschlossenem ö; ähnlich der alte offene Kurzlaut e zum geschlossenen Langvokal ē; beide Erscheinungen drangen auch sonst im Bairischen durch, vgl. Bohnenberger, „Ostgrenze des Alem.“, § 1 (1,2). Nach Behaghel (a. a. D. 277) ist die Dehnung vom Norden nach Süden vorgeschritten. Die frühesten Belege dafür, daß die Dehnung begonnen hat, finden sich bei Heinrich von Veldeke, was mit meinen Anschauungen über Artikulationsspannung unter romanischem Einfluß (vgl. „Leuth.“ V, 191, 195) und meinen Zeitanfätzen übereinstimmt.

e) Dehnung von geschlossenem o und e (Umlauts-e) zu den stark geschlossenen Langvokalen ū und ī ist im nördlichen Vogtland eingetreten, ergab aber im südlichen Vogtland, wo den Spannungstendenzen der Vokalerungscharakter der bayrisch-oberpfälzischen Elemente entgegenwirkte, die charakteristischen (jüngeren) Zwielaute ū̄ und ī̄, die nach der Oberpfalz und dem Egerlande weitergetragen wurden, wie ich Leuth. V, 195 dargelegt habe.

f) Im Ostfränk. erscheint „tir“ für ihr infolge Verschiebung der Silbendruckgrenze aus Redewendungen, wie habt ihr (zu „hab-tir“), Heilig a. a. D. § 141, 1. Anm. 2; im Vogtland, schon zu Gerbets (a. a. D. § 123) Zeiten veraltet „tr“ (aus „hadr“ — habt ihr). Im Oberpfälzisch-Egerländischen entsteht die interessante und charakteristische Mischform „tiatz“ („tiats“), indem an die aus dem Ostfränkischen oder Vogtländischen übernommene Form „tir“ („tia“) das Suffix -ts zur Verdeutlichung angehängt wurde. Dieses -ts ist im Bährischen sehr häufig (vgl. Pfalz „Suffigierung der Personalpronomina im Donaubairischen“, Wien, 1918). Zur Verdeutlichung diene die egld. Redewendung „wänts tiats kumts“ = wenn ihr kommt. Das so üppig sprossende -ts besteht aus dem auslautenden -t, welches die Verbalendung (2. Pl. Mz.) anzeigt und dem in unbetonter Stellung (in der Frage) suffigierten und als Verstärkung der Verbalendung gefühlten -s aus dem ursprünglichen Dualnominativ es (spätmh. ez), der auf unserem Gebiete durch die neue Mischform „tiats“ verdrängt wurde.

Die alte Dualform enk = euch (3. 4. Pl. Mz.) und enkër = euer, egld. „änk“ und „änka“ ist das wichtigste Kennwort für die Abgrenzung des Bährischen gegen seine Nachbarsmundarten schwäbisch-alemannisch (Bohnenberger a. a. D. § 1, ¹¹), ostfränkisch, thüringisch, oberfächsisch und nordwestböhmisches (Hausenblas, Grammatik d. nwb. Mda. Prag, 1914, § 306f.). Im Westfälischen erscheint zwischen Ruhr und Lippe „inf“ (vgl. F. Wrede in der Zsch. f. d. Mdaa. 1919, S. 12, und Weise, Unsere Mundarten ² 1919, S. 142). Die bahr. Dualformen sind ein Beweis dafür, daß sich diese Relikte in der gesprochenen Sprache aus indogermanischer Zeit erhalten haben, trotzdem sie in der schriftlichen Überlieferung seit ahd. Zeit fehlen und erst Ende des 13. Jahrh. (vgl. Behaghel a. a. D. 538) wieder in schriftlichen Belegen auftauchen.

Schwäbischem „Astermontag“ (Dienstag) entspricht im Bährischen „Ertag“, dem schwäbischen und schriftdeutschen „Donnerstag“ bahr. „Pfinstag“ (Bohnenberger a. a. D. § 1, ¹⁷). Es handelt sich bei den bahr. Bezeichnungen um griechische Lehnwörter aus der Kirchensprache, die unter Vermittlung des Gotischen ins Bährische gedrungen sind (F. Wrede Zsch. f. d. Mdaa. 1924, 278ff., daselbst die ältere Literatur). Diese bährischen Sonderbezeichnungen sind auf dem Wege nach Norden allmählich verloren gegangen oder mußten einer nordwestlichen Welle weichen, wie die Pause 8 bei Wrede (a. a. D. = Tafel 3 bei Wagner, Sprachlandsch.) zeigt. Während sich Wrede auf reichsdeutsches Gebiet beschränkt, zeigen Gradl und Eichhorn unabhängig von Wrede, daß in gleicher geographischer Breite wie in Bayern (in der Oberpfalz) in Westböhmen „Pfinzta“

im südlichen Übergangsgebiete zum Böhmerwäldischen und „Pfinsta“ in der Gegend von Bischofteinitz und Konzberg (Eichhorn a. a. D. 25) und „Irtä“ auf dem Gebiete des Südegerländischen schlechthin (Eichhorn a. a. D. 41) auftritt; Grادل (a. a. D. 47) bezeugt „Gada“ für seine Zeit (1895) im Egertale.

In Leuth. V habe ich, Anregungen von Frings folgend, versucht, den Unterschied von oberpfälzisch-egerländisch ou und ai gegenüber sonstigem bahr. ou und ie zu erklären. Im Fränkischen und im Bährischen südlich der Donau haben romanische Einflüsse ö zu ü gehoben, im Bahr. wurde nur die Stufe uo erreicht (ähnlich è zu i und ie). Reste romanischer Bevölkerung haben sich in diesen Teilen des bahr. Sprachgebietes lange gehalten, darüber vgl. man auch Behaghel a. a. D. 111f. und Kiezer a. a. D. 1. S. 104f. Im Regensburger Gebiet, im alten Nordgau und seinem Kolonialgebiet östlich vom frankisierten Gebiet blieb altes ö und è, bis um 1000 n. Chr. die Diphthongierung der altdutschen Langvokale vor sich ging, die m. E. eher auf slawischen als auf romanischen Einfluß zurückzuführen ist, da sie vom neugewonnenen Südosten ausgeht und infolge Übereröffnung des Einsages des Langvokales erklärt werden kann. Im Oberpfälzisch-Egerländischen wurde ö zu ou (äu) und è zu ai diphthongiert und außer den in die neuhochdeutsche Schriftsprache übergegangenen Zwielaute noch andere erzielt, s. Leuth. V, 183ff.

Auf dem alemannischen Sprachgebiet erscheint heute zumeist ue für ö (und ie für è). Ob romanische Reste oder Frankisierung vorlag, ferner ob in gelegentlichem oa („Koa“, Kuh) des bahr.-alem. Randgebietes Relikte von altem alem. oa vorliegen, muß den alemannischen Sprachforschern zur Entscheidung überlassen werden, in Anbetracht der Schwierigkeiten und Gefahren der „Ferndeutung“ (vgl. Bohnenberger Leuth. IV, 28).

Eduard Sievers, Leipzig (briefliche Auskunft, wofür ich an dieser Stelle vielen Dank sage) betont die Wichtigkeit der Intonationsverhältnisse für die Beurteilung von Doppelformen wie ou und ua, z. B. heißt es in Arrach bei Lam (am Fuße des Oßer im Bahr. Wald) ə gütə (fallend) bou — ein guter Bub, jenseits der Grenze bereits ausgeglichen in beiden Wörtern steigend ou. Über das Intonationsproblem E. Sievers „Steigton und Fallton im Ahd.“ in „Aufsätze z. Spr. u. Lit.-Gesch., W. Braune dargebracht“ (1920), S. 148ff. (vgl. Bohnenberger Leuth. IV, 30) und Sonderdruck (Dortmund). Weiters Einleitung zu Sievers „Deutsche Sagensichtungen des IX. bis XI. Jahrhunderts“ (Heidelberg 1924), S. 11 und 50f. Sievers ist der Meinung, daß „die ou aus ö sich einmal auf ganz Deutschland erstreckt haben, nur bei den höfischen Dichtern der klassischen Zeit durch die uo verdrängt sind, aber in den heutigen Mundarten vielerorts noch wieder auftauchen (als „Relikte“ nach üblichem Schlagwort)“. Ferner Sievers „Zur Lautlehre des ahd. Psidor“, Wien 1925 (aus den Germanistischen Forschungen, Festschr. anlässlich des 60semestr. Stiftungsfestes des Wiener Ak. Germanistenverbandes) und die Judith der Vorauer Handschrift, abgedruckt in Diemers Deutschen Gedichten, letztere „in der ö/ou-Frage (wie in vielen anderen Punkten) eine wahre Fundgrube“. Da

meine Zeit sehr beschränkt ist, konnte ich diesen äußerst wertvollen Anregungen leider noch nicht in wünschenswerter Weise nachgehen, halte es aber für meine Pflicht, im Rahmen dieser Darstellung bereits auf sie hinzuweisen.

Laut- und Wortgeographie (s. o. Dienstag und Donnerstag) können gemeinsame Wege gehen, aber auch auseinanderfallen. Für Hefe ist im Egerland heute zumeist der schriftsprachliche (alem. fränk. ostmitteldeutsche) Ausdruck üblich. Doch erscheint altes bahr. „Gerben“ (vgl. die Karte zu Martins Wortgeographie 1. in Leuth. I, 65f.) als „Gääm“ im Randgebiet der Karlsbader Gegend (im Tepler Hochland „Garm“). Zu meinen diesbezüglichen Ausführungen in „Unser Egerland“ 1930, S. 3f. sendet mir Schulleiter Gustav Bayer (Sattl, P. Theusing) die treffende schriftliche Mitteilung: „G a r m bezieht sich meist nur auf die früher verwendete Bierhefe, während durch die Preßhefe auch hier der Ausdruck H e f e ziemlich geläufig ist.“ Wir sehen da den sprachgeschichtlichen Prozeß der „Wortverdrängung“ im Gange. Mit der neuen Sache kommt ein neues Wort auf und verdrängt allmählich das alte.

Pferd heißt egld. „Pfa“, Verkleinerung „Pfa-l“, Pferdlein, Mehrzahl „Pfada“, Pferde; im Bahr. sonst überwiegend Roß (gedehnt „Ros“). Der Lautstand des jetzigen egld. Wortes setzt ein hohes Alter und eine längere Lautentwicklung voraus. Andererseits erscheint im Südegerländischen von Konsparg bis zur Schwarzkoppe „Ruas“ (s. Kubitschek in der Sudeten-deutschen Zeitschrift für Volkskunde I, 75 und „Die Mundarten des Böhmerwaldes“, 65), Roß mit dem bahr. Wort, aber dem charakteristischen oberpfälzisch-egerländischen (und südbogtländischen, s. o.) Dehnungsprodukt und jüngeren Zwiellaut —ua—. Nun erscheint parafredus zum erstenmal im Staffelseer Inventar (Riezler a. a. O. 1. S. 279, Anm. 1) auf grundherrlichem Boden (wo sich gewöhnlich Romanen länger hielten); „vulgärlat. paraveredus, Postbeispferd, Relais; paraveredarii sind coloni, die für den Dienst der Herrschaft Pferde stellen müssen“. Der Ausdruck Pferd (in besonderer, eingeschränkter Bedeutung) scheint demnach in früherer Zeit auch in Bayern neben Roß üblich gewesen und nach Norden gewandert zu sein. Pferd wurde hierauf im Bahrtschen und Roß im Egerlande verdrängt, so daß heute das Egerland in der Wortgeographie von Pferd (aber nicht in der lautlichen Gestalt) mit den mitteldeutschen Mundarten geht, denen das romanische Lehnwort aus dem Westen (Fränkischen) zugeführt wurde.

„Zähre“ behandelt Steinhauser im XVI. Bericht der von der Akademie der Wissenschaften in Wien bestellten Kommission für das Bayerisch-Osterreichische Wörterbuch für das Jahr 1928 (Anhang: Die Sinnverwandten für „Träne“ und die Entwicklung des althochdeutschen h im Bairischen), Wien 1929 (mit Karte und Pausen). Das aus der städtischen Sprache kommende Wort „Träne“ hat bereits weite Verbreitung im bair. Wda.-Gebiet gefunden, z. B. um Wien, München, Innsbruck, Brünn, Pilsen. Dagegen kennen Altbayern, Tirol, Kärnten, Egerland u. a. das Wort nicht. Das alte oberdeutsche „Zähre“ ist über das Egerland hinaus

in das südliche Vogtland und ins Nordwestböhmisches gedrungen, andererseits ist vom Ostfränkischen aus „Träne“ in die bairische Oberpfalz vorgestoßen und hat den Zusammenhang zwischen Egerland und Altbayern zerrissen. S. meine Besprechung von Steinhäusers Abhandlung im Teuth. VI (im Druck).

Die hier vorgetragene Darstellung hat die Richtlinien aufgezeigt, wie die heutige Oberpfälzisch-Egerländische Mundart entstanden ist und wie sie sich entwickelt und gestaltet hat. Diese Linien lassen sich in großen und groben Umrissen erkennen, da bereits eine Reihe von Vorarbeiten vorhanden ist und einzelne Nachbargebiete gut erforscht sind. Bohnenbergers gründliche Arbeit „Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech“ (1905) hat nun ihre Fortsetzung in deselben Gelehrten „Ostgrenze des Alemannischen“ (s. o.) gefunden. Zur Ergänzung dienen die Darstellungen von Kranzmaier „Zur schwäbisch-westbairischen Dialektgeographie“ (Teuth. IV, 60f.) und „Die Schwäbisch-Bairischen Mundarten am Lechraim mit Berücksichtigung der Nachbarmundarten“ (Münchener Sitzungsbericht 1927), hiezu die Stellungnahme von Schweizer in Teuth. V, 66f. Die Aufgabe der Oberpfälzisch-Egerländischen Dialektgeographie wird sein, die Linien von Bohnenberger von ihren östlichsten und nördlichsten Stellen weiter nach Norden zu ziehen. Für die Umgebung von Nürnberg haben wir Angaben bei Gebhardt (a. a. O.). Dann finden wir Anschluß an die Linien der von Bremer gezeichneten Karte zu Gerbets schon moderne Wege gehenden Vogtländischen Grammatik (s. o.). Wenden wir uns nach Südosten (Westböhmen), stehen wir vor der Aufgabe, die dialektgeographischen Andeutungen auszubauen, die ich („Unser Egerland“ 1914, S. 40f.) gegeben habe. Gradls „Mundarten Westböhmens“, Eichhorns „Südegerländische Mundart“, daneben Neubauers „Zbiotismen“, Schiepel „Der Saßbau der Egerländer Mundart“ (2 Teile, 1899 und 1908) und Hausenblas „Nordwestböhmisches Mundart“ bieten wertvolle Hilfe. Die 1927/28 veranlaßte Umschrift die Wenkerschen Sätze, die dem germanistischen Seminar der Prager deutschen Universität einverleibt ist, bietet die Grundlage für den weiteren Ausbau auch der Dialektgeographie Westböhmens, für welche außerdem noch die bisherigen Zettelsammlungen und Veröffentlichungen der Wörterbuchkommission der Akademie der Wissenschaften in Wien in Betracht kommen. Für die Oberpfalz sind die Wörterbuchkommission der Akademie der Wissenschaften in München und die Zentralstelle des Deutschen Sprachatlas in Marburg a. L. die maßgebenden Stellen. Für die notwendige wissenschaftliche Kleinarbeit, welche noch zu leisten ist, findet sich folgender Weg vorgezeichnet: Herstellung dialektgeographischer Karten und Pausen an der Hand von Wenkersätzen, Sprachatlas und den Sammlungen der zuständigen Wörterbuchkommissionen, erweitert und überprüft durch Abwandern der in Betracht kommenden Gebiete und eigenes Abhören; vgl. Lüers „Der Mundartforscher auf Rundfahrt“ (Sonderdruck aus Heimat und Volkstum, VII), München 1929. Arbeit für viele und in reichlichem Ausmaße harret auch auf dem hier besprochenen Boden, möge sie dementsprechende Ernte bringen.

„Auf die Kirchweih laden“

Von Rudolf Rubitschel

Das Volk kommt ohne eine Redewendung schwer aus, die sich sträubt, auch vom Volkskundler zu Papier gebracht zu werden. In besseren Kreisen wird gewöhnlich die Verblümung „G ö ß z i t a t“ gebraucht, wenn in einem Berichte von einer solchen menschlichen, allzumenschlichen Angelegenheit die Rede ist. Wer über die Sache selber näheres erfahren will, schlage das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm (1. B., Sp. 565, 566) auf.

In die unteren Schichten des Volkes ist die Verlegenheitsverblümung „Gößzitat“ noch nicht gedrungen. Unter den vielen, vielen Umschreibungen und Verschleierungen, die sich das Volk für die größte aller Beleidigungen ausgedichtet hat, wenn es einmal nicht deutlich sein will, ist wohl die verbreitetste „jemanden auf die Kirchweih laden“, „in den Kirka laden“. Diese beschönigende Redensart wird aber meist nicht unmittelbar im Wortwechsel gebraucht, sondern erst, wenn die Sache breitgetreten und weitererzählt wird; ins Gesicht sagen sich die Menschen aus dem Volke die Beleidigung unverblümt, wie es aristophanische und fischartsche Naturen auch sonst tun; doch wird im Volk eine solche Beleidigung lange nicht für so schwer angesehen wie unter Gebildeten; wenn es einmal doch zu „einem Klagl“ kommt, wie man eine Ehrenbeleidigungsfache nennt, so hat der Kläger wohl eine günstige Gelegenheit beim Schopfe gepackt, seinen Gegner vor den Kadi zu ziehen. Doch kommt auch die unmittelbare Aufforderung vor: „Du kimm sei in Kirka!“ wie Schmeller im Bayerischen Wörterbuch (1. B., Sp. 1289) aus dem Bayerischen Walde berichtet. Das ironische „Kirchweihladen“ ist im Süddeutschen weit und breit üblich, am geläufigsten in den egerländisch-oberpfälzischen Landschaften, wo ja bekanntlich nicht die höflichsten Leute wohnen: die „gruam Schalanda“ nennen sie sich selber. Nach den Brüdern Grimm (5. B., Sp. 833) ist unsere Redensart auch im Fränkischen und Sächsischen („einen auf die Kirkmst bitten“) nicht unbekannt. Auch die Bauern der Iglauer Sprachinsel verwenden die Redensart oft und gerne. In anderen Landschaften wiederum, wie z. B. im Böhmerwald, ist das höhrende „Kirchweihladen“ ganz unbekannt. Die Redensart scheint alt zu sein, sicher bekannt ist sie seit dem 17. Jahrhundert (nach Birlinger, Zum alemannischen und schwäbischen Wortschatze im 10. B. der Alemannia). In der Literatur habe ich die Wendung bloß einmal gefunden — freilich kann der junge Volkskundler, der sich in deutschen Landen umsehen und in die Vergangenheit zurückblicken muß, manches übersehen — in den köstlichen „Abenteuern der sieben Schwaben“, enthalten im „Volksbüchlein“ (1827 bis 1829) beim braven Ludwig Kurbacher, dem Gott ob der Freude, die er bei jung und alt verbreitet hat, eine fröhliche Urständ schenken möge: Da begegnet in der Gegend von Schwaben im Schwäbischen den sieben Schwaben eine schöne Bauertochter, die besonders dem Blißschwaben ins Auge sticht; er stellt sie und redet sie an, spricht gleich vom Heiraten und schwächt allerhand närrisches Zeug; die Maid läßt sich's eine Zeitlang gefallen und läßt schließlich schnippisch den Zudringlichen „auf die Kirbe“.

Wie mag die Redensart vom „Kirchweihladen“ entstanden sein? Vielleicht ist sie eine harmlose Verblümung: anstelle der Beleidigung setzt der Spötter ironisch eine Ehrung, denn auf ein Kirchweihfest geladen zu werden, ist immer ehrenvoll und angenehm. Vielleicht aber — und das scheint mir wahrscheinlicher — ist die Wendung eine geschickt versteckte Verhöhnung, da eine Kirchweih nicht nur etwas Heiliges, sondern auch etwas recht Unheiliges ist. Ist doch der Kirchweihschmaus das Höchste, was sich ein Herz vom Lande vorzustellen vermag, und zu einer Art Schmaus, der allerdings nicht so munden dürste, wird ja auch der, welcher durch die Beleidigung getroffen werden soll, eingeladen. So sagt das Volk zu allem Möglichen und Unmöglichen gern „Kirchweih“: „Was habts denn da für an Kirta auszmacha?“ ruft man in recht zweideutigem Sinn nach Schmeller (an der angeführten Stelle) im Bährischen Wald Zankenden zu, wohl erwartend, daß es jeden Augenblick zum „Kirchweihladen“ kommen wird. Mag nun die eine oder andere Deutung richtig sein, bei beiden hat sicher mitgewirkt, daß sich das Volk eine Wendung schaffen wollte, die so und so aufgefaßt wird, mit der man anstößt und nicht anstößt, wobei der, welcher die Beleidigung ausspricht oder weitererzählt, selber nicht gepackt werden kann, wie man denn seinem lieben Nächsten, dem man nicht besonders grün ist, gern eins am Zeug flickt, wenn man sich selber sicher weiß.

Einiges zum Namen Wagendrüssel

Von Dr. Jaf. Loidl, Salzburg

Der Name Wagendrüssel, bzw. Wagentristl und Wagendröschl begegnete mir im Lande Salzburg sechsmal, und zwar zweimal als Name je eines Bauernhofes im Pongau und Tennengau in bergiger Gegend, zweimal als Bergname, Wagendröschlhorn, 2252 Meter, im Reitergebirge an der Grenze zwischen Salzburg und Bayern und Wagentristl zwischen Oberndorf und Kemating. Ferner wird ein Wagentristl, der wohl auch ein Berg oder steiler Abhang sein wird, in einer Abhandlung über Bergbau im Lungau öfters erwähnt. Genauere Karten geben für die Gegend, in der er liegt, den Namen Wagendröschelkar an. Diese Gegend ist sehr vereinsamt. Dann wird Wagendrüssel in der Zusammenstellung „Launige Geschlechtsnamen aus salzburgischen Urbarien und Steuerbüchern des 14. Jahrhunderts“ von Dr. v. F. Zillner (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. XVI, S. 483) als Familienname für die Gegend von Hallein-Kuchl angeführt.

Nach den urkundlichen Belegen, die allerdings sehr karg sind, scheint Wagnerdrüssel und Wagndrüßl für das Salzburger Land die primäre Wortform zu sein, während mundartliches Wogntristl die sekundäre darstellt.

In mundartlichem Wogntristl aus Wagendrüssel hatte sich nach Ausfall des e zwischen s und l der Übergangslaut t eingestellt. Dafür gibt es

in den alpenländischen Mundarten mehrere Belege. So hört und liest man oft Rößl, Rößl, Rößl neben Rößl, Rößl¹⁾, Rößl für Ressel, Kessel, Ressel.

Über den Berg Wagentristl bei Oberndorf führt eine steile Straße. Eine steile, alte Straße zieht auch zu dem kleinen Einzelhofe im Pongau empor. Einige Einheimische sagten mir, daß eigentlich diese Straße so heiße. Andere behaupten, man nenne auch den Berg, über den diese Straße führt, so. Ein steiler Weg ist auch bei dem abgeschiedenen Einzelhofe im Tennengau, wo das Gelände durch die Anlage eines Stausees allerdings teilweise verändert ist.

Die besprochenen Geländebeziehungen legen die Vermutung nahe, daß die Steilheit dieser Örtlichkeiten die Namengebung veranlaßte.

Nach Dr. Gréb „Der Name Wagendrüssel“ (Karpathenland I, S. 85) nahm Dr. Kreichel an, daß diese Zipser Bergstadt Wagendrüssel nach einem Wagenhaus für Holz-, Kohlen- und Erzwagen benannt sei. Driessel komme von droffeln, driesseln, stoßen des Wagens auf holperigem Wege. Moriz Wertner (a. a. O. S. 85) deutet Wagen als Bestandteil einer großen Wage und Drüssel als Schwelle der Schleusen. Dr. Gréb nimmt gegen beide Erklärungsversuche Stellung und erklärt (a. a. O. S. 86) Wagendrüssel als Sümpfschlucht. Drüssel, Drüstl bedeutet auch in den Alpenländern Kehle, Schlucht, Schlund, enger Berggraben.

Die freundliche Mitteilung unter Antworten zur Umfrage 101 in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, 3. Jahrgang, 1. Heft, S. 41, bringt eine von Dr. Ott gegebene Erklärung des abgegangenen Gassennamens Wagendrüssel, später Eisengasse in Brüx. Nach ihm bedeutet Drüssel von Sträuchern oder Felsen eingeengter Weg, Wagen-, Eisenweise darauf hin, daß die Wagendrüssel einmal die Gasse der Wagner und Schmiede gewesen sei. Dr. Herr (Sud. Ztschr. f. Volksk. III, S. 42) ist der Ansicht, daß Wagendrüssel als Flurname bei Olmütz und als dritter Name einer Burg bei Zittau so viel wie Parkplatz, Wagenplatz bedeute.

Diese Namenerklärungen nehmen eine lose Beziehung zwischen Wagen und Drüssel an. Auffällig ist jedoch, daß Drüssel (Drüssel) so oft in Verbindung mit Wagen auftritt. Für mehrere Salzburger Örtlichkeiten mit diesem Namen wird wohl eine festere, innere Beziehung zwischen diesen beiden Wörtern anzunehmen sein. Bei Wagentristl (Berg bei Oberndorf und Bauernhof im Pongau) handelt es sich wohl um Flurnamen. Die bereits angeführte Deutung des Wortes Driessel von Dr. Kreichel scheint manches für sich zu haben, gegen seine Deutung von Wagen wendet sich Dr. Gréb mit Recht. Die soeben genannten Salzburger Gegenden könnten auch nach dem Schütteln, Stoßen des Wagens auf diesem steilen Gelände benannt sein.

Nach dem Bayerischen Wörterbuch von Schmeller, Bd. I, Sp. 676, ergibt sich für die dort angeführten Wörter trüstern und trüsteln die Bedeutung schütteln. Schmeller gibt auch trüstern in der Bedeutung von „vannare, id est ventilare pabulum aut frumentum vel schwingen“ an. Er sagt ferner: „Auf einem über holperiges Steinpflaster dahintrollenden Bauernwagen z. B. trostert man.“ „Ein Kind, das man auf dem Knie

¹⁾ ð wird mit Entrundung ausgesprochen.

reiten läßt, indem man die Ferse auf und ab bewegt, trostert.“ Im Pongau hörte ich „heatrissln, trissln“ für „jemanden tüchtig schlagen“. Diese Wörter gingen dann auf eine germanische Wurzel *threut-, *thrut- „schlagen, stoßen“ zurück, die mit lat. trudere, „stoßen, drängen“ verwandt wäre. Trostern könnte eine Weiterbildung dieser germanischen Wurzel darstellen. Als Bedeutungsparallele möchte ich die in den Ostalpen häufig wiederkehrenden Flurnamen Knieboß, Kniepiß usw. anführen, die steile Wege bezeichnen (vgl. Schmeller, *Bayr. Wörterbuch* I, Sp. 1343 u. 294).

Wenn man diese Wege geht, „pqßt“ (= schüttelt, rüttelt) es einem die Knie tüchtig „ab“, wie sich der Alpenbewohner ausdrückt. „Spfpqßn“ (ahd. pōzan, bōzan, stoßen, klopfen, schlagen) nennt man im Salzburgischen das Herabschütteln der Äpfel von den Bäumen.

Es wäre auch möglich, daß drüßeln in einer Mundart die Bedeutung bremsen hat oder hatte. Wagendrüssel würde dann die Wegstrecke benennen, auf der man die Wagen bremst.

Diese zwei Deutungen könnten auch für das Bauernhaus Wagentrißl im Tennengau zutreffen. Allerdings könnte dieser Bauernhof auch nach einem früheren Besitzer namens Wagendrüssel den Namen haben, der nach Zillner für die Gegend Hallein-Ruchl belegt ist. Dieser Familienname muß nicht mit Wagen (= Fahrzeug) zusammenhängen, er kann so viel wie Wagehals aus Wag' den Drüssel (= Schlund, Hals) bedeuten. Er wäre dann ein Sahnname. Hallein ist von diesem Hofe ungefähr 2, Ruchl ungefähr 3½ Gehstunden entfernt. In Salzburger Urkunden findet man öfter, daß der Hofname eines Ortes in einem Nachbarorte als Familienname auftritt. So heißt z. B. ein Bauerngut im Taurachtal (Salzburg) „Gottschall“. Im zweitnächsten Paralleltale, im Flachautale, hieß 1745 der Besitzer des Mühllehens Markus Gottschall (Steuerkataster von 1779, Landesarchiv Salzburg). Das Wagendrißlhorn im Reitergebirge könnte nach einem darunter liegenden Gelände oder nach einer Alm benannt sein (Bergnamen nach der Lage sind in den deutschen Ostalpen oft anzutreffen). Bekannt ist mir darüber nichts. Vielleicht hieß in der dortigen Gegend früher einmal eine Alm Wagendrüsselalm. Almen, die den Namen nach dem Eigentümer haben, ändern ihn oft bei Besitzerwechsel.

Könnten nicht vielleicht kurze Geländebeschreibungen oder Geländeskizzen der Örtlichkeiten namens Wagendrüssel und Wagendrössel zur Lösung der Frage nach der Herkunft dieses Namens beitragen?

Der Berghäuerzug in Iglau

Von Ignaz Göth

Iglaus Silberbergbau war schon im 13. Jahrhunderte bedeutend. Die Umgebung der Stadt war an diesem Reichtum mitbeteiligt. Doch „es war und ist nicht mehr!“ sagt der „schlafende“ Bergmann auf dem Wilde in der St. Johanneskirche, da Kriegszeiten, Hussitenstürme, der Dreißigjährige Krieg, andere Fundstätten, so auch in Amerika, die Schürfarbeit ungünstig gestalteten, bis 1783 das Bergamt zu Iglau aufgehoben wurde.

Noch hie und da versuchte man Silber zu graben, so im Jahre 1872, in dem Bergrat Müller (aus Sehdorf) bei Pöstau Schürfungen vornehmen ließ, die aber kein Ergebnis hatten. 1903 starb der letzte Iglauer Bergknappe Köhrig (Abb. 1).



Abb. 1

Als man das tausendjährige Jubelfest der Stadt Iglau im Jahre 1799 feierte, da zogen — nach einer Darstellung J. G. Marzhs — neben den Andächtigen auch zwölf Knaben in Bergmannstracht mit brennenden Grubenlichtern, zwölf Luchmackerknappen mit Fackeln und zwölf Knaben, Vorbeerkränze in den fliegenden Haaren, zum Johanniskirchlein, dem Ursprunge der Stadt. Seither war es Sitte, Berghäuer alljährlich zum

Kirchlein zu schicken. In den 80er Jahren war es besonders Herr Schul-
 direktor Robert Honfig († 1924), der durch Sammlung stets eine bescheidene
 Summe aufbrachte, um Knaben in die Bergmannstracht zu kleiden. Es
 gab — wie Abb. 2 zeigt — nur billigen Leinwandstoff, rosa die Hose,



Abb. 2

schwarz der Rock, ein Kalpak aus Pappdeckel. Es war der Ehrgeiz jeder
 Iglauer Familie, ihre schulpflichtigen Söhne in derartiger Bergmanns-
 kleidung zum Johannesberg zu schicken. Doch gab es da auch Verfall,
 Streit u. dgl., so daß der Magistrat der Stadt die Absicht hatte, diesen
 mehr als hundertjährigen Brauch zu verbieten.



Abb. 3

Da erbot sich Johannes Haupt, Auktos des Jglauer Museums, Bürger der Stadt und Photograph (1849 bis 1928), einen Zug zu schaffen, der dauernd diese seltene Jglauer Vergangenheit vor Augen führen sollte. Haupt wählte die malerische Tracht des sechzehnten Jahrhunderts für den Zug und gestaltete ihn historisch getreu. Die Kostüme sind zumeist den Werken von Hottenroth und dem Bergbuche von Ettenbach, auch das „schwarze Buch“ geheißen, entnommen, dessen einziges Stück, im Jahr 1556 geschrieben, hzw. gezeichnet, in der Staatsbibliothek in Wien ist. Manches stammt auch aus dem Buche „De re metallica“ (1530) von Georg Agricola (1527—1581 Arzt in Joachimsthal). Es wurde ferner mit noch bestehenden Bergwerken Fühlung genommen, die herrschende Kleidung geprüft und mit den Jglauer Zeitverhältnissen in Einklang gebracht. So hatte besonders die Bergakademie zu Leoben Skizzen geschickt, die vielfach berücksichtigt wurden. Stadtrat Börner zu Freiberg in Sachsen und Franz Rochelt, Bergakademie Leoben, standen

mit Rat und Tat bei. Aber auch Grabsteine und Statuen (Abb. 3), wie sie in der Stadtpfarrkirche St. Jakob vorhanden sind, gaben Vorbilder, so daß ein getreues Abbild der Zeit entstand. Neben dem 16. Jahrhunderte ist noch das 18. Jahrhundert im Festzug vertreten, und zwar in der Gruppe der Bergknappen 1799, Bürger 1799 (Abb. 4), Tuchknappen und Bergknechte 1799. — Sie erinnern an die Blütezeit der Jglauer Tuchmacherei, die auch heute im Absterben begriffen ist, da nurmehr zwei Fabriken tätig sind.

Die einzelnen Gruppen des Berghäuerzuges heißen: Bergmeister, Bannerträger, Bannerbegleiter, Bergsänger, Tag- und Nachthuetmänner, Kutengänger, Wäscher, Goldwäscher, Bergknappen, Bubenhuetmänner, Bruebenhuetmänner, Zimmerlinge, Bergschmiede, Schichtmeister, Schiener, Geschworene, Bergrichter, Patrizier. Dazu kommen die obigen Gruppen aus dem 18. Jahrhundert. Die 150 Knaben stellen so die Typen der Bergleute von den höchsten Würdenträgern bis zum einfachen Huetmann dar. Die Kleidung bietet viel Abwechslung in Form und Farbe und Gestaltung. Sämtliche Bergleute tragen die „Barte“, die Werkzeug und Waffe war. Die Grubenleute haben am Gürtel das „Echärpentäschchen“ zum Aufbewahren des Unschlittes, ferner die Grubenlampe und den Lederschurz.



Abb. 4

Heuer sind es 40 Jahre, seitdem der Zug in dieser Gestaltung auszieht. Er ist heute ein Sinnbild der deutschen Iglauer und die Tage um den 23. und 24. Juni sind Festtage des Herzens für die volksbewußten Iglauer, die ihren Berghäuerzug nicht missen wollen.

Schatzgräber

Von Univ.-Professor Dr. E. Franz, Prag

Eines von Kärntens Symbolen scheint mir die „wilde Romenei“. Im Saialtal glauben die Leute an sie. Das ist eine Art wütiges Heer, aber weit- aus schlimmer als das von Wotan geführte. Wer in des letzteren wilde Jagd gerät, ist schlimm genug daran; wer aber der wilden Romenei über die Bahn läuft, für den wäre es besser, nicht geboren zu sein. Es sind die Paganengötter, die durch die Rüste kommen, die Nachkommen der römischen Götter, denen einst auf ragenden Höhen und in weiten Tälern ringsum im Sande Tempel errichtet worden waren, damals, als sie noch als freundliche Gestalten dem Menschen halfen. Die Tempel sind in Trümmer gesunken, ein nüchternes Geschlecht von Archäologen ist spätenflirrend um sie beschäftigt, diejenigen aber, denen die Kultstätten vormals galten, leben

im Volksglauben weiter, nicht mehr als Führer, Freund und Beschützer, sondern als dämonische Gestalten, die mitternächtigerweile einherjagen, Wahnsinn als Vorreiter, Tod als Gefolge. Diese heruntergekommenen alt-heidnischen Gottheiten, sie bilden die „wilde Romenei“.

Das ist mehr als eine bloß volkstumlich interessante Erscheinung, es ist ein Sinnbild für die Zusammensetzung der heutigen Kultur Kärntens. Wesentlich ist nicht die Tatsache, daß das Land seit alters neben Deutschen auch Slowenen beherbergt, — selbst wenn windisches Sprach- und sonstiges Kulturgut in stärkerem Maße das deutsche gekreuzt hätte als tatsächlich der Fall, wäre es nicht wesentlich — das innere Gepräge ist durch etwas anderes gegeben: durch das Fortleben der Antike. Die römischen Denkmäler des Landes wurden zwar erst mit dem vorigen Jahrhundert wieder erschlossen, aber die Antike war offenbar durch all die Jahrhunderte trotzdem nicht zur Gänze verschüttet. Durch zahlreiche Kanälchen durchflutete sie den Volksgeist, nicht ungetrübt rein, aber doch mit der Hartnäckigkeit, die kleinen Wasseradern oft zu eigen ist. Eines der Ergebnisse dieses Weitertransportes antiken Geistes ist die wilde Romenei, ist Aberglaube auch noch in anderer Form.

Er knüpft gerne an römische Stätten an. Die Gegend am Fuße des Hügels von St. Peter im Holz, wo 1910 die berühmte spätrömische Kirche ausgegraben wurde, war bis dahin von der Bevölkerung, wenigstens zur Nachtzeit, gemieden, denn der Platz galt als unheimlich. Diese Meinung hat sich sicherlich nur deshalb gebildet, weil im Volksbewußtsein dunkel die Kenntnis von dem römischen Friedhofe, der an die Kirche angeschlossen, sich bewahrt hatte. Für dieses Weiterleben historischer Tatsachen aus längst vergangenen Zeiten im Gedächtnis des Volkes spricht auch die Flurbezeichnung „Latschizen“, in der das slawische Wort lasi für Welsche steckt. Ein entsprechender Fall einer Ortsbezeichnung liegt bei Müllendorf im österreichischen Burgenlande vor, wo es eine Flur basica-Acker gibt; auch dort handelt es sich um eine Stätte dichter römischer Besiedelung.

Nicht immer aber zeigen die Kärntner Angst vor Plätzen, wo vordem Leute gehaust haben oder wo sie begraben worden sind. Ich habe im Jahre 1928 im Zuge einer großen, vom Österreichischen und vom Deutschen Archäologischen Institute gemeinsam veranstalteten Ausgrabung bei Feistritz an der Drau, die hauptsächlich einer spätantiken Stadt gegolten hat, einen auf ebenem Gelände am Draufer belegenen Hügel untersuchen können. Es zeigte sich, daß er über einer Bestattung aus der Ersten Eisenzeit aufgeschüttet war. Als wir den Hügel aufschnitten, wies sich deutlich, daß in ihm schon gewühlt worden war, so daß das prähistorische Grab stark in Mitleidenschaft gezogen war. Unsere Vorgänger bei der Ausgrabung hatten ihren Schacht oben von der Mitte des Hügels bis ins gewachsene Erdreich vorgetrieben. Umfragen in der Gegend ergaben, daß vor etwas mehr als 40 Jahren ein Grundbesitzer in dem Hügel nach einem Schatz gegraben habe. Das zeigt, daß ihm die t u n s t l i c h e Errichtung des Erdhügels klar war, denn aus einer n a t ü r l i c h e n Bodenerhebung wird niemand ohne weiteres einen verborgenen Schatz ergraben wollen. Der Schatzsucher, dessen Tätigkeit uns übrigens schon vor unserer Ausgrabung

eine verdächtige Einsenkung in der Oberfläche des Hügels ahnen ließ, wird zweifellos etwas enttäuscht gewesen sein, als er nur auf Tongefäße stieß, die für ihn wertlos waren. Er hätte sich aber, falls es zu seiner Zeit in Kärnten schon geschulte Altertumsforscher gegeben hätte, durch deren Belehrung wohl kaum von seinem Vorhaben abbringen lassen, denn derartige Schatzfucher sind immer unbelehrbar, sie wissen's immer besser.

Das erfuhr ich auch voriges Jahr wieder, als mich ein Mann in einem Dorfe an der oberen Drau zu sich einlud, um seinen „Schatzstollen“ zu besichtigen. Es handelte sich um eine etwa drei Meter senkrecht in den Felsen eingetiefte viereckige Öffnung, die mit ein paar Stufen versehen war. Der Zugang war mit Holz und Steinen verrammelt gewesen, das Loch selbst ist ständig fast zur Hälfte mit Wasser angefüllt. Es dürfte sich um einen alten Brunnen handeln, der vielleicht einer nahegelegenen Mühle zugehörte. Der Mann aber war fest überzeugt, daß er in dem senkrechten Boche einen wagrechten Gang in den Berg hinein und dann einen Schatz finden werde. Wir schieden von einander, uns im Stillen gegenseitig bedauernd, er, weil ich in seinen Augen ein Nichtswisser oder ein Neidhans sein mußte, ich bedauerte ihn wegen der einmal doch eintretenden bitteren Enttäuschung, die um so größer sein muß, als er zur Freilegung des Boches Geldmittel, die für ihn nicht unbedeutend sind, aufgewendet hat.

Solcher Leute gibts in Kärnten noch viele. Auf dem Zollfeld bei Klagenfurt, wo sich einst die mächtige römische Stadt Virunum erhob, geht die Sage von einem mit Gold gefüllten Brunnen. Wenn ein Zollfeldbauer ein Grundstück verkauft, so nimmt er den goldenen Brunnen, falls dieser nachträglich auf seinem Boden gefunden werden sollte, vom Verkaufe ausdrücklich aus.

Als vom Oesterreichischen Archäologischen Institute der eingangs erwähnte Friedhof bei St. Peter ausgegraben wurde und man auf einen der gewöhnlichen römischen Steinsarkophage stieß, entfuhr einem der Arbeiter ein Ausruf, der so deutlich seine und seiner Kameraden Hoffnungen kennzeichnet: „Die Kassa!“ Er war der Meinung, jetzt sei eine steinerne Schatztruhe da!

Die eigenartigste Erscheinung, auf die ich bei meinen Wanderungen in Kärnten gestoßen bin, ist ein bereits in hohem Alter stehender Mann in einem Dorfe bei Villach. Dieser Alte hat sich den St. Canzianberg südlich von Villach zur Domäne erkoren. Das ist ein Berg, der auf fast allen Seiten steil abfällt und seiner günstigen Gestaltung und Lage wegen schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen getragen hat. Auch in römischer Zeit und im Mittelalter war er besiedelt, heute stehen auf ihm nur ein Kirchlein und einige wenige Häuser. Dem erwähnten Mann haben es die „silbernen Glocken“ und andere Kostbarkeiten angetan, die nach seinem Glauben irgendwo im Berge stecken sollen. Seit vielen Jahren gräbt er unbedrossen darnach. Jeder Besucher des Berges kann die mächtigen Gruben des Schatzfuchers sehen und aus ihnen die Kräfte der Einbildung und Hoffnung ermessen. Der Alte hat sich sogar ein verwickeltes System zurechtgelegt, von dem bei seinem Mißtrauen allen Menschen gegenüber freilich nur Bruchstücke aus ihm herauszulocken sind. Stößt er beispielsweise beim

Graben auf einen Felsblock, so ist ihm das nur ein „Weiser“: seine Richtung weist ihm den Platz, wo er weiterzugraben hat. All sein heißes Bemühen ist erfolglos geblieben, aber das vermag seine Zuversicht auf schließlichen Erfolg nicht im geringsten zu erschüttern — eigentlich ein ergreifendes Bild.

Dieser Schatzgräber vom Sanzianberg weiß auch sonst allerlei zu erzählen. So hörte ich von ihm, er sei eines Nachts an einem am Wege liegenden Steinblock vorübergegangen, aber „es“ habe ihn nicht vorbeigelassen, er habe einen Bogen machen müssen, um der geheimnisvollen Kraft auszuweichen. Als ich ihn um nähere Auskunft über dieses „Es“ bat, konnte er mir nur immer wieder versichern: Ja, „es“ hat ihn nicht vorbeigelassen. Ich zweifle nicht daran, daß er vom „Es“ überhaupt keine Vorstellung hat, für sein Gehirn gibt es nur zwei Begriffe: der eine, der ihn glücklich macht, ist freilich so fest umrissen wie möglich — der Schatz, der zweite sind die finsternen Mächte im menschlichen Leben, dunkel in ihren Ursachen und kaum umrissen — das „Es“.

Es ist klar, daß derartige Schatzsucher nicht bloß eine Erscheinung der geldschwachen Gegenwart sind, im Gegenteil, Aufklärung durch die Schule und Lektüre dämmen Irrwahn ja doch allmählich ein. In vergangenen Jahrhunderten wird's noch weit mehr solcher Käuze gegeben haben. Manches schriftliche Dokument zeugt noch heute von ihnen. So befindet sich im Museum Willach ein aus dem Jahre 1501 stammendes Exemplar eines „Gertraudis-Segens“. Er enthält Gebete, am Schlusse aber „der S. Gertraudis ihr Schatz Schlüssel“. Das ist eine ganz einfache Beschwörung, die zur Folge haben soll, daß dort, wo in der Erde verborgenes Gut steckt, „die Geister fliehen und die Menschen richtig ohne allen Verhinder erheben können“, nämlich den Schatz.

Volksbotanisches aus Klein-Mohrau bei Freudenthal in Schlesien

I.

Arzneiliche Verwendung von Pflanzen nach Angabe der im Jahre 1920
verstorbenen Marie Berger

Von Nikolaus Kollinger

Die Reihenfolge sowie der Wortlaut folgt entsprechend den Originalmitteilungen; die in Klammern gesetzte lateinische und deutsche Bezeichnung der in Betracht kommenden Pflanzen erfolgte nach Erhebung, bzw. Bestimmung des Verfassers.

W e r m u t (*Artemisia absinthium* L. = echter Wermut und *A. vulgaris* L. = gemeiner Beifuß) für den Magen, wenn man sich ihn verkühlt hat oder verdorben; — wenn man Abweichen hat. (Dragendorff: S. 677.)

W a s s e r k l e e (*Menyanthes trifoliata* L. = dreiblättriger Fieber-, Wiber- oder Bitterklee), wenn man sich geärgert hat; — auch für den Magen oder wenn man die Periode nicht hat; nur ein einziges Stenglein, dann ist

der Tee schon bitter genug. Jeden Tag ein Stenglein kochen; wenn man neingeplumpft ist, muß man ihn stärker kochen. (Dragendorff: S. 532.)

Baldrian (*Valeriana dioica* L. = kleiner Baldrian, kleines Katzenkraut, — *V. tripteris* L. = dreischnittiger B., — *V. simplicifolia* Rehb. = einfachblättriger B., — *V. sambucifolia* mik. = hollunderblättriger B. und *V. officinalis* L. = gemeiner B.) zum Sichte treiben, das geht mit dem Wasser fort. (Dragendorff: S. 643 und 644.)

Lindenblüten und Ebereschblüten (*Tilia parvifolia* Ehrh. = Winter- oder kleinblättrige Linde und *Sorbus aucuparia* L. = Eberesche, Vogelbeerbaum) zum Schwitzen. (Dragendorff: S. 418, Ebereschblüten nicht genannt.)

Kalinten (Früchte von *Viburnum opulus* L. = gemeiner Schneeball), die Beeren saftkochen wie anderen Saft. Gut für Lungenentzündung und auf die Brust auflegen, wo es stechen tut. (Dragendorff: S. 641.)

Vogelbeeren (Früchte von *Sambucus racemota* L. = Trauben-, Hirsch- oder Bergholunder) für Lungenkrankte; auch Saft kochen für Husten. (Dragendorff: S. 641.)

Ehrenpreis (*Veronica officinalis* L. = gebräuchlicher Ehrenpreis, Grundheil, — *V. triphyllos* L. = dreiblättriger E., — *V. Tencrium* L. = breitblättriger E., — *V. Anagallis* L. = gemeiner Wasser-E. und *V. spicata* L. = ähriger E.) für Lungenkrankte zum Trank kochen; auch für Keuchhusten. (Dragendorff: S. 607.)

Erdbbeerblätter (*Fragaria vesca* L. = Walderdbeere und *F. viridis* Duch. = Hügelerdbeere) auch gut für Husten. (Dragendorff: S. 277.)

Weißer Taubennessel (*Lamium album* L. = weiße Taubennessel, Bienensang) auch gut auf alles. (Dragendorff: S. 574.)

Enzianwurzel (*Gentiana punctata* L. = punktierter Enzian; die vielfache Ansicht, daß der gelbe Enzian = *G. lutea* im Altwatergebiete heimisch wäre, ist falsch. Siehe G. Merker, Exkursionsflora von Mähren und Österreichisch-Schlesien, 1910, sowie Dr. J. Weese, Beiträge zur Kenntnis der Flora des Freudenthaler Ländchens im „Freudenthaler Ländchen“, Weil. z. „Freudenthaler Ztg.“, 3. Jhg., 1923, Folge 10, Seite 285—291) zum Ansetzen für Magen; blutreinigend; oder auch Trank kochen; oder auf das Brot reiben und dann einnehmen. (Dragendorff: S. 529.)

Arnika (es handelt sich hier um eine Menge gelb blühender Korbblütler = Compositae, wie: Habichtstrauch = *Hieracium*, Ferkelkraut = *Hypocheris*, Wippan = *Crepis* usw. in allen ihren Formen und Bastarden. Die *Arnica montana* L. = Berg-Wohlverleih-Arnika, welche Merker auf Seite 487 seiner Exkursionsflora für Mähren und Österreichisch-Schlesien mit dem Standorte Karlsbrunn angibt, konnte vom Verfasser nicht gefunden werden. Auch brachte kein Kräuterjämmler in den letzten Jahren eine solche Pflanze zum Verkauf. Sie scheint also schon ausgestorben zu sein), für Reizen die gelben Blumen ansetzen in Spiritus oder Branntwein; auch einnehmen. (Dragendorff: S. 683.)

Sonikel (*Sanicula Europaea* L. = europäischer Sanidel), wenn man sich geschnitten hat, oder man hat eine Wunde. Ansetzen tut man ihn

in Spiritus oder in Kornschnaps. Und dann schmieren auch für das Reiben, — auch einnehmen kann man es fürs Reiben. (Dragendorff: S. 484.)

II.

Arzneilich und sonstig verwendete Pflanzen nach Angabe des Josef Funt in Klein-Mohrau.

Dem Verfasser stand in erster Linie das zwar kleine, aber äußerst interessante volkstümliche Herbarium des Josef Funt zur Verfügung. Es besteht aus alten, einst gebrauchten Schulbüchern, in welchen die auf einfachen Zetteln befestigten und vielfach mit urwüchsigem Bemerkungen versehenen Pflanzen eingeklebt sind. Ergänzt wurden diese Angaben durch Funks persönliche Mitteilungen. Die Bestimmung der einzelnen Pflanzen stieß oft auf nicht geringe Schwierigkeiten, da es sich meist um Teile solcher und nur in den seltensten Fällen um vollzählige Exemplare handelte; es mußte mitunter sogar ein mit farbigen Abbildungen versehener Pflanzenatlas zu Rate gezogen werden, um die weitere Bestimmung anzubahnen. Ordnung und zum Teil Schreibweise nach Funt.

H o h l w u r z e l (*Corydalis cava* Schw. et K. = Hohlwurz) zu Schnaps gegen Kolik. (Dragendorff: S. 250.)

W i l d e s S t i e f m ü t t e r c h e n (*Viola arvensis* Murr. = Acker-Weilchen, Acker-Stiefmütterchen), Blutreinigungstee, blüht im Mai für Trank. (Dragendorff: S. 450.)

S c h a f g a r b e n (*Achillea Millefolium* L. = gemeine Schafgarbe und *A. Sudetica* Opiz = Sudeten-Sch.) für Husten, Blutspucken, Schwindsucht, Kolikschmerz, Bleichsucht, Darmschleim. (Dragendorff: S. 674.)

G e n z i a h n (*Gentiana punctata* L. = punktierter Enzian), in Schnaps angefeßt für Bauchschmerzen, Kolik. Für Wunden kochen, darin baden; auch Streupulver (aus den Blättern). (Dragendorff: S. 529.)

B a l d r i j a h n (*Valeriana officinalis* L. = gemeiner Baldrian), Trank kochen gegen Magen; als erstes Mittel bei Magenschmerzen und Herzbeklemmungen. (Dragendorff: S. 643.)

W a s s e r k l e e o d e r F i e b e r k l e e (*Menyanthes trifoliata* L. = dreiblättriger Fieber-, Sibir- oder Bitterklee), Tee zum Schweißtreiben, zum Abtreiben, zum Period bekommen. (Dragendorff: S. 532.)

V i n d e n b l ü t h (*Tilia parvifolia* Ehrh. = Winter- oder kleinblättrige Vinde) zum Schwitzen. (Dragendorff: S. 418.)

B r a c h k a m i l l e (*Matricaria Chamomilla* L. = echte Kamille) als Tee für Kinder, Haarstärkemittel, für Kleinkinderbäder. (Dragendorff: S. 677.)

H o h l u n d e r (*Sambucus nigra* L. = schwarzer Holunder, Flieder), trockener Blühtee, heiß getrunken, gegen Halskrankheiten. (Dragendorff: S. 640.)

S p i ß w e g e r i c h (*Plantago lanceolata* L. = Spitzwegerich), Blätter gekocht, mit Zucker eingedickt, gegen Husten, wenn man es auf der Brust hat. (Vor dem Kriege kostete ein Seidel solchen Sirups einen Gulden!) (Dragendorff: S. 619.)

Ebereschblüth (*Sorbus aucuparia* L. = Eberesche, Vogelbeerbaum), schweißtreibend, besser als Lindenblüth. (Dragendorff: S. 276 — Blühtee unbekannt.)

Jägerblümchen, Brustblümchen (*Tussilago Farfara* L. = gemeiner Fufslattich), Blühtee, wenn man's auf der Brust hat. (Dragendorff: S. 684 — Blühtee unbekannt.)

Ehrenpreis (*Veronica officinalis* L. = gebräuchlicher Ehrenpreis, Grundheil), Tee für Verschleimung als Gurgelwasser; als Tabak besser wie Waldmeister, weil er nicht so austrocknet. (Dragendorff: S. 607, — Diels: *Ersatzstoffe aus dem Pflanzenreich* 1918: Nicht als Tabakerzatz genannt.)

Waldmeister (*Asperula odorata* L. = Waldmeister), Rauchen und als Tee. (Diels: S. 263 und 253.)

Erdbeerblätter (*Fragaria vesca* L. = Walderdbeere), Aufguß Tee für Fieber. (Dragendorff: S. 277.)

Biebernelle (*Pimpinella magna* L. = großer Bibernell und *P. Saxifraga* L. = gemeiner B.), Wurzel gegen Bauchschmerzen, in Alkohol ansetzen oder nur so kauen. (Dragendorff: S. 489.)

Rippen (Hagebutten = Früchte der Gattung Rosa-Rose n. Wildrose), Kerne als Tee oder gebrannt als Kaffee-Ersatz. (Diels: S. 250 und S. 232.)

Maistauden (*Leontodon Dannbialis* Jacq. = *L. hastilis* L. = gemeiner Löwenzahn), junge Blätter als Salat; Blättersirup gegen Brustleiden. (Diels: S. 23 und Dragendorff: S. 694.)

Sonnentau (fälschlich so genannt, eigentlich *Pinguicula vulgaris* L. = gemeines Fettkraut), in Schnaps angefeßt, Umschläge für Augenentzündung. (Dragendorff: S. 613 — als Arzneimittel unbekannt.)

Schwarzer Sankel (*Sanicula Europaea* L. = Europäischer Sankel). Wie Zeller! Das Kraut gekocht gegen ? (Dragendorff: S. 484.)

Weißer Sankel (fälschlich so genannt, eigentlich *Symphytum tuberosum* L. = knolliger Beinwell), Wurzel in Schnaps angefeßt für Wunden. Auch im Wurzelschnaps für Magenschmerzen. (Dragendorff: S. 562.)

Räsepappel (*Malva neglecta* Wallr. = gemeine Malve, Käsepappel). Das Kraut kochen und als Pflaster gegen Furunkel. (Dragendorff: S. 421.)

Pfund. (? Pflanze fehlt im Herbarium, nicht erreichbar!) Salbe aus dem Kraut gegen Harnverhalten auf die Drüsen legen.

Rosenwurzel (*Sedum Rhodiola* D. C. = *Sedum roseum* Scop. = Rosenwurzel), Riechmittel. (Der frische sowie getrocknete Wurzelstock riecht ähnlich Rosen.)

Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis* L. = gebräuchliches Lungenkraut), Tee für Lunge und Brust; gurgeln bei Halskrankheiten. (Dragendorff: S. 562.)

Quandel (*Thymus Serpyllum* L. = Quandel, Thymian und Th. Sudeticus Opitz = Sudeten-Qu.) für Kinderbäder als Stärkungsmittel. (Dragendorff: S. 582.)

Notearnika (*Hieracium aurantiacum* L. = morgenrotes Habichtskraut. Bezüglich der verschiedenen, als Arnika verwendeten Korbblütler verweise ich auf die ziemlich eingehende Abhandlung von G. Starnitzl,

Arnikablüten und ihre Verwechslungen in der Apothekerpraxis [Arnikové květy a jejich záměny v lékarnické praxi], in der Nr. 2/3 des X. Jahrganges der Zeitschrift „Věda Přírodní“, 1929), angefezt in Spiritus für Stoß, Quetschung und Verstauchung. (Dragendorff: S. 695.)

Weißer Sanikel vom Gebirg (*Anemona narcissiflora* L. = Berghähnlein), die ganze Pflanze in Schweinefett gebraten als Schmiere gegen Reizen, Sicht, Verstauchung, Quetschung. (Dragendorff: unbekannt.)

Goldzwiebel (*Lilium Martagon* L. = Türkenbund), diese Zwiebel in Butter gebraten für Soldader schmieren (Mastdarm-Vorfall?), (Dragendorff: S. 121.)

Breiter Wegerich (*Plantago media* L. = mittlerer Wegerich), Blätter roh für Wunden und böse Geschwür auflegen. (Dragendorff: S. 619.)

Steinwurzel (*Polypodium vulgare* L. = gemeiner Tüpfelfarn, Engelsfuß), Verwendungsweise J. Funt entfallen. (Dragendorff: S. 57.)

Lungenkraß, Wiesenkraß (*Cardamine pratensis* L. = Wiesen-Schwammkraut), Gesundheitsstee im Frühjahr, als Vorbeugungsmittel bei Krankheiten vor Witterungswechsel. (Dragendorff: S. 258.)

Gelbe Arnika (*Hypochoeris uniflora* Vill = einblütiges Ferkelkraut, Hachekopf) für Nerven, Blutumlauf, Harn, Schweißabsonderung je nach Alter nehmen. Angefezt in Spiritus zu Umschlägen bei Stoß, Quetschung und Verrenkung. (Dragendorff: unbekannt.)

Salmbblätter (*Salvia pratensis* L. = Wiesen-Salbei), Tee aus Blättern gegen Halsweh gurgeln. (Dragendorff: S. 577.)

Wermuth (*Artemisia absinthum* L. = echter Wermut) als Trant für Bauchschmerzen. (Dragendorff: S. 677.)

Ziegentlödchen (*Primula officinalis* Jacq. = *Primula veris* L. = gebräuchliche Himmelschlüssel) für Hühneraugen auflegen. (Dragendorff: in der Verwendungsart unbekannt.)

Huflattich (fälschlich so genannt, eigentlich *Petasites officinalis* Much. = gemeine Pestwurz und *P. albus* Gärt. = weiße P.), Blütentee mit Honig versüßt für Husten, Brustkatarrh und Verschleimung. (Dragendorff: S. 684.)

Preiselbeere (*Vaccinium Vitis idaea* = Preiselbeere), Tee für Blutspeien, Blutzersehung und Mundsäule. (Dragendorff: S. 510.)

Aberwurz (*Carlina acaulis* L. = stengellose Eberwurz) als Vieh-arzneimittel. Der Blütenboden, die „Brätlen“, werden von den Kindern und Hirten gegessen. (S. Marzell: S. 235.)

III.

Schriftliche Mitteilungen des nach Klein-Mohrau zuständigen Lehrers Wilhelm Friedrich.

Außer einigen bereits vorangeführten Pflanzen werden noch nachfolgende genannt:

Wolfsmilch (*Euphorbia Cyparissias* L. = zypresenartige Wolfsmilch usw.), Saft zum Vertreiben von Warzen. (Dragendorff: S. 391.)

Taubenkropf (*Cucubalus baccifer* L. = beerentragender Tauben-
kropf), harntreibend. (Dragendorff: S. 208.)

Pestwurz (*Petasites officinalis* Much. = gemeine Pestwurz), Wurzel
harntreibend. (Dragendorff: S. 684.)

Erdbeerblätter und Rosenblätter (*Fragaria vesca* L.
= Walderdbeere und Rosa? = Rose?) in Schnaps angefeßt bei Augen-
entzündungen. (Dragendorff: S. 277 und S. 232.)

Junge Kiefernzweige (*Pinus silvestris* L. = Weißkiefer, ge-
meine K.) für Kinderbäder bei Kindern, die schwach auf den Beinen sind.
(Dragendorff: S. 65.)

Nachsatz: Wie aus der vorangeführten Aufzählung ersichtlich erscheint,
ist ein Großteil aller Pflanzen grundsätzlich falsch benannt. So finden wir
die verschiedensten Pflanzen als Arnika, Sanicel usw. bezeichnet; ebenso
herrscht ein steter Irrtum zwischen Pestwurz und Hufslattich, Sonnentau
und Fettkraut usw.

Hilfsquellen zur Bearbeitung:

A. Garde, *Illustrierte Flora von Deutschland*, 22. Auflage, besorgt von F.
Vriedenhn, Berlin 1922.

G. Werker, *Exkursionsflora für Mähren und Österreichisch-Schlesien*, Mährisch-
Weißkirchen 1919.

E. Diels, *Erfassstoffe aus dem Pflanzenreich*, Stuttgart 1918.

G. Dragendorff, *Die Heilpflanzen der verschiedenen Völker und Zeiten*, Stutt-
gart 1898.

H. Marzell, *Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volks-
kunde*, Freiburg i. B. 1922.

Sovorka u. Kornfeld, *Vergleichende Volksmedizin I*, Stuttgart 1908.

C. Wehner, *Die Pflanzenstoffe botanisch-systematisch bearbeitet*, Jena 1911.

Kleine Mitteilungen

Das Maibaumfällen in Neufattä bei Elbogen

Das Maibaumfällen ist an keinen bestimmten Tag gebunden, es vollzieht sich
jedoch immer an einem Sonntage. In neuerer Zeit wird es fast nur mehr von den
Mekruten (oder auch vom Arbeiterturnverein) veranstaltet.

Der Baum („Mäia“ genannt) — eine bis an den Gipfel entästete und entrinde-
te Fichte von einer Höhe von etwa 25 Metern — wird am Tage vor der Feier auf-
gestellt, wobei sich keine Bräuche abspielen. Den Stiel des Maibaumes zieren
bunte Bänder. Als Aufstellungsort wird in letzteren Jahren der Turnplatz des
Arbeiterturnvereins gewählt; in früherer Zeit stand der Baum meist auf dem
„Anger“, wo sich einstens auch die Ringelspiele einfanden.

Am Vorabend des betreffenden Sonntages werden vor dem Hause jeder „Mooz-
moad“ (Platzmaid, Platzmagd) „Standerla“ (Ständchen) gemacht. Gewöhnlich
werden drei „Stäcla“ (Marsch, Walzer u. dgl.) gespielt. Während des Spieles
hält sich die Platzmaid, in ein schönes, meist seidenes Kleid gekleidet, beim Haus-
eingange auf. Die Mekruten werden in der Wohnung der Platzmaid bewirtet.
Auch die Musikanten erhalten in den Pausen „Freibier“; außerdem werden andere
Gaben, wie Kuchen, Wurst u. dgl. verabreicht. Zum Schluß werden die Musikanten
für ihre Bemühungen mit Geld entlohnt. Da man drei Platzmaide unterscheidet
(eine „erste“, „zweite“ und „dritte“), so müssen auch drei „Standerln“ gebracht
werden. Im Jahre 1929 war es der Fall, daß man eine dritte Platzmaid bestimmte,

die etwa eine halbe Stunde vom Orte entfernt im Walde auf dem sogenannten „Vogeleis“ wohnt; trotzdem zogen die Musikanten (bei Nacht) hinaus, um ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Am nächsten Tage, dem Sonntage, findet das Fällen des Maibaumes statt. Am frühen Abend (meistens gegen 6 Uhr oder noch eher) werden die Platzmaide von den Platzknechten und Musikanten abgeholt und alle zusammen ziehen auf den Platz, wo der Maibaum steht. Viel Volk zieht mit. An der Spitze des Zuges schreiten einige (sechs oder sieben) Burschen, Arm in Arm. Dann folgen die Musikanten, hierauf die drei Paare der Platzknechte und Platzmägde, jedes Arm in Arm. Das Mädchen geht an der rechten Seite des Burschen. Die Burschen tragen einen gewöhnlichen, guten Sonntagsanzug, Kragen usw.; an der linken Brustseite des Rockes hängt eine kleine, weiße (auch rosafarbene) Schleife sowie meist ein Schildchen mit der Aufschrift: „Lauglich“, welches sich die Rekruten bei der Stellung gekauft haben. Die Mädchen, die oft nur 16 oder 17 Jahre zählen, tragen ein leichtes, seidenes Kleid (weiß, grün oder rosa). Den drei genannten Paaren reihen sich im Zuge Burschen und Mädchen sowie Erwachsene und Kinder an. Den Zug begleitet ferner ein Polizist. Ist der Zug beim Baume angelangt, so sammelt sich das Volk in einem gewissen Abstände um diesen im Kreise; die Musikanten und Rekruten stehen im Vordergrunde. Die ersteren beginnen nun drei „Stückeln“, und zwar Walzer, zu spielen. Sobald die Musik anhebt, beginnt das erste Paar um den Baum zu tanzen. Hat es einmal um den Baum getanzt, dann fängt das zweite Paar zu tanzen an und nach einem gewissen Umfange das dritte. Werden aber der zweite und dritte Walzer gespielt, so beginnen alle drei Paare gleichzeitig zu tanzen. Während der Pausen wird Bier ausgeschenkt; der Platzknecht läßt die Platzmaide den ersten Schluck aus dem Glase tun. Während des ersten Umfanges stellen sich die „Holzhauer“ ein, die sich durch die Zuschauermenge einen Weg gebahnt haben. Zwei oder drei Burschen haben sich verkleidet: auf dem Kopfe sitzt eine alte, schäbige Mütze oder ein alter Hut, nicht selten mit einer Gänse- oder Hühnerfeder oder auch einem „Flederwisch“ geschmückt. Die Gesichter sind mit Tüchern oder Spitzen verhüllt, nur für die Augen und den Mund bleiben Öffnungen. Das Gesicht braucht aber nicht verhüllt zu sein, sondern es wird auch bemalt, z. B. mit einer knallroten Farbe; dann wird meist ein künstlicher Schnurrbart, ein Doppelbart u. dgl. aus Flachs aufgesteckt. Der eine oder andere hat eine Pfeife im Munde. Weiters tragen die Holzhauer abgenutzte Röcke und ebensolche Hosen. Der eine Holzhauer trägt eine Hacke, der andere eine Säge (der dritte nichts). Diese drei fangen nun an, den Baum zu messen und zu prüfen, indem der eine die Säge in den nach oben gehaltenen Händen hält und sie dann der Länge nach an den Baum schlägt, und der andere mit der breiten Seite der Hacke einige Male auf den Baum schlägt. Hierauf führen die zwei (oder drei) allerlei dünne, wispige Reden auf, sie ahnen auch gerne Streitende oder Betrunkene nach. Unterdessen tritt eine neue Person hinzu: der Förster; das ist ein Mann mit grünem Rock und grünem Hute, um seine linke Achsel hat er eine Flinte gehängt. Diese Gestalt wird fast immer vom „Lamb(a)r(a) Häns“ dargestellt, der ein alter, ausgedienter Soldat mit einem schönen grauen Barte ist. Er spielt diese Rolle besonders gern. Sein bürgerlicher Name ist Morawous. Er führt den Namen „Lamb(a)r(a) Häns“ deshalb, weil er im Kriege Lambour war und auch heute noch in Neusattl private, nichtamtliche Mitteilungen „austrommelt“. Der Förster nun mißt mit einem Zollstock ein Stück am Baume empor und gibt schließlich dessen Preis den Holzhauern bekannt; gleichzeitig erteilt er die Erlaubnis, den Baum zu fällen. Oft gibt es während dieses Handels absichtliche Streitigkeiten. Manchmal sagen die Holzhauer zum Scheine, indem sie die Säge mit der verkehrten Seite am Stamm im Takte der Musik hin und her bewegen. Bald gesellt sich zu dieser Gruppe von Spaßmachern das „Essentragerweib“, ein als Weib verkleideter Bursche mit einem Kopfschuhe, künstlichem Busen, einem Kittel und Buckelkorb. In diesem liegen Brotstücke und Würstwaren (Knacker oder Würstel). In neuester Zeit kommt das Essentragerweib auf einem Fahrrad angefahren, wobei es meist erst einige Male rund um die Menge von Seiten fährt, um sich schließlich durch diese freie Bahn

zu brechen. Sobald es beim Baume angelangt ist, beeilen sich die Holzhauer, den Korb seines Inhaltes zu berauben und alles aufzuessen. Gewöhnlich setzen sich alle (mit Ausnahme des Försters) auf den Hügel, der um den Stamm des Baumes aufgeschüttet ist, oder die Holzhauer tanzen miteinander, bzw. mit dem Essträgerweibe; jeder hält dabei sein Werkzeug (Hacke, bzw. Säge) in der Hand. Nicht nur die Kehruten, sondern auch die Holzhauer und das Essträgerweib trinken Bier. Während das dritte „Stück“ gespielt wird, beginnen die Holzhauer endlich den Maibaum zu Fall zu bringen. Zuerst hackt der eine von ihnen eine Weile am Baum, sodann sägen beide etwas höher auf der entgegengesetzten Seite. Gleichzeitig wird unter den Zuschauern eine breite Gasse gebrochen, damit niemand erschlagen werde. Dies besorgen in der Regel außer dem Polizisten und dem Förster noch einige Kehruten. Trotzdem aber tanzen die drei Paare noch weiter, bis der Stamm beinahe durchgesägt ist. Leute stemmen ihre Hände gegen den Baum, damit er nach der gewünschten Richtung falle. Endlich stürzt der Baum nieder. Sofort eilen die Kinder zum Gipfel und berauben ihn fast ganz seiner Bänder. Der eine der Holzhauer kommt rasch hinzu, hackt den Wipfel ab, um mit ihm an der Spitze des Zuges zu schreiten. Es erfolgt nun sofort die Aufstellung des Zuges. Voran gehen die Holzhauer, Arm in Arm, der mittlere trägt den Wipfel des Baumes, die anderen tragen ihre Werkzeuge. Dann folgen die Musikanten und hinter diesen die drei Paare der Platznechte und Platzmägde. Den letzteren wurden inzwischen breite seidene Schleifen (weiß, grün oder rosa) von der rechten Achsel zur linken Hüfte gebunden. Hierauf schließen sich andere Paare und das übrige Volk an. Unter Musikbegleitung begibt sich der Zug in Rudolf Alberts Gasthaus, wo bis spät in die Nacht getanzt wird. Es findet das „Maibaumkränzchen“ statt.

Jede Platzmaid hat einen Betrag für die Ehre dieses Vorrechtes zu entrichten. So zahlte im Jahre 1928 eine solche Platzmaid 150 Ktsch.

Im Jahre 1929 wurden in Neufattl an einem und demselben Tage (am 5. Mai) zwei Maibäume umgelegt. Der eine im Orte selbst (im „Dorf“), der andere im Ortsteil Glasfabrit („af d(a) Gloshtittn“). Die Maibaumfeier auf der Glasfabrit veranstaltete der Arbeiterportverein.

Im Jahre 1928 wurde am 13. Mai der Baum, obwohl er umtanzt wurde, nicht umgefällt, da Holzhauer und Förster im Handel nicht einig werden konnten. Die Uneinigkeit und Streitigkeiten wurden selbstverständlich abschließlich veranlaßt. Die damalige Maibaumfeier veranstaltete der Arbeiterturnverein, wobei acht Paare in Turnertleidung tanzten. So begab sich also der Zug, ohne daß der Baum gefällt wurde, in das bereits genannte Gasthaus, wo getanzt wurde. Der Maibaum jedoch wurde für die Kehruten „aufgehoben“, die am darauffolgenden Sonntage (20. Mai) eine zweite Maibaumfeier boten.

Neufattl bei Elbogen.

Richard Baumann.

Spielgebete der Kinder

Außer den häufigen scherzhaften Kindergebeten sind unter unseren Kleinen im Böhmerwalde zahlreiche Spielgebete in Übung, die sie beim Spielen beten, etwa wenn sie Schule spielen oder kochen und dann essen usw.

Wenn die Kinder in der Gegend von Obermoldau Schule spielen, beten sie beim Beginnen und Aufhören das folgende Sprüchlein: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Petl (Pevle) affi, Petl ova, der Zoiga fuit (fällt) owa, Petl owa, Petl affa, der Zoiga fuit affa.“

Wenn die Kinder in der Gegend von Hörtz Kochen spielen und schließlich zum Essen des Gekochten kommen, sprechen sie statt der Worte beim Bekreuzigen das folgende Spielgebet: „Fuzus, Fuzus, Feanlgai, Schnobel, Hansel, Amen.“ Dann schreien sie mehrmals einträug: „Lauwa, lauwa, latschbüffel, lauda, lauwa, latschbüffel.“ In der Wallerer Gegend lautet das Spielgebet also: „Tritsch, tratsch, ganawatsch, lauwa, lauwa, latschbüffel, tritsch, tratsch, ganawatsch.“

Beim Schulspielen verwenden ebenda die Kinder folgende Gebete: „Im Namen des Hahnes und des Huhnes und des Hühnergeistes, Amen“ oder „Gal (glatt) is,

hal is, hal is, voraus wann larka Schnee und a Gis is, wanns schneibt und blast is, jan ulli Fuhlwegen vull“, oder „Ghre sei dem Schneider, seinem Sohn und seinem neidigen Weibe, Amen“, oder „Ghre sei dem Fledertwisch, dem Barttwisch und dem zerrißenen Lumaßbeutel, Amen“.

Eger.

Dr. Rudolf Rubitschek.

Heilmittel aus Südböhmen

Meine Großmutter ist im Jahre 1893 fünfundsiebzigjährig in Kaplitz gestorben. Von ihr stammen die folgenden Mitteilungen:

1. Gegen Wiasfl (Schwindelanfälle) trägt man drei wilde Röst'n (Kopflastanien) im Sacke (Tasche) bei sich.
2. Bei einem Leibschaden (Reistenbruch) hilft Schmieren mit Bärenfett. Bärenfett — behauptete die Großmutter — ist echt nur in der Schloßapothete in Krummau zu haben. Vermutlich weil dort Bären im Schloßgraben gehalten wurden.
3. Der ausgepakte (verrentete) Nabel wird durch das Glas aufsetzen wieder eingerichtet. Auf einem Stückchen Brot wird ein brennendes Wachslichtchen befestigt und auf die Nabelgrube gegeben. Darüber wird ein Trintglas gestülpt und an die Bauchhaut angeedrückt. Sobald verlischt das Licht und das Glas haftet infolge des entstandenen luftleeren Raumes am Bauche fest. Die allmählich in das Glas dringende Luft löst es nach einiger Zeit vom Bauche und der Nabel ist eingerichtet.
4. Warzen an den Händen vertreibt das Abbinden derselben. In einen Faden ungebleichten Hauszwirnes wird eine Schlinge gemacht. Die Schlinge wird um die Warze gelegt und in einen Knoten zusammengezogen. Dies wird bei jeder Warze wiederholt, so daß schließlich so viele Knoten im Faden als Warzen an den Händen sind. Dann wird der Faden unter der Dachtraufe vergraben und sobald er verfault ist, sind die Warzen verschwunden.

Grazen.

Augustin Galfé.

Puppenspiele

Das wiederbelebte Puppenspiel läßt die Frage nach Spieltexten wieder rege werden. 1920 ließ Stauda im Böhmerlandverlage das ihm überlieferte Spiel „Der Sieg der Viobe“ erscheinen. Das Puppenspiel, besonders das Handpuppenspiel (Kasperltheater), war in unseren Siedlungsgebieten ebenso eingeführt wie in allen anderen deutschen Siedlungsgebieten. Es wäre daher anzunehmen, daß noch alte Spieltexte vorhanden, bzw. überliefert sind. Da der Handpuppenspieler die Texte nicht lesen kann, sondern sie memoriert haben muß, wird es sich in den meisten Fällen um mündliche Überlieferungen handeln. Vorausichtlich dürften im Böhmerwalde, im Egerlande und in Südmähren solche Spiele noch erhalten sein. Das Puppenspiel hat sich besonders in einzelnen Familien erhalten. Im Egerlande (Karlsbad) gibt es heute noch Familien, die das Puppenspiel als Brotwerb betreiben. Es wäre nun für die weitere Arbeit auf dem Gebiete der Erweckung des Puppenspiels wissenschaftlich wertvoll, wenn solche alte Spiele wieder festgehalten werden könnten. Ebenso wie die Feststellung, welche Familien (Deutsche!) sich heute noch mit dem Puppenspiel befassen, deren Wohnsitz und Spielbereich wäre von großem Interesse. Die Beratungskstelle für Volksunterhaltung im Kulturverbände (Prag I., Karlsplatz 12) beabsichtigt, ein Spielbüchlein für Puppenspieler aufzulegen, und ersucht um Bekanntgabe noch bekannter Texte, sowie der Anschriften herumsziehender Puppenspieler. Zuschriften erbeten an die Schriftleitung.

Prag.

Gubert Herad.

Krippenforschung

Die innerhalb des Verbandes der deutschen Heimatmuseen in der Tschechoslowakischen Republik entstandene Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Krippenfreunde steht unter der folgenden Leitung:

Vorsitzender: Direktor E. Braun, Troppau.

Geschäftsführer: Fachlehrer Ignaz Göth, Jglau.

Beiräte: Lehrer Josef S h r o w a t k a, Reichenberg;

Lehrer A. Pius U l b r i c h, Schludenaу;

Bürgermeister Carl L i n s, Utsch.

Der von der Arbeitsgemeinschaft herausgegebene Fragebogen ist beim Geschäftsführer (Jglau, Parkgasse 4) erhältlich.

Josaphat (Umfrage)

1. Besteht bei Ihnen die Sitte, daß jemand, der sich ungerecht verurteilt glaubt, seine Richter vor Gottes Gericht lädt? In welcher Art?
2. Ist ein Ort genannt, etwa das Tal Josaphat?
3. Kennt man auch sonst das Tal Josaphat? Was soll sich dort ereignet haben?
4. Gibt es den Flurnamen Josaphat? Warum heißt der Ort so?

Heidelberg (Werderstraße 24). --

Dr. Eugen F o h r l e.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der Versand des 1. Fragebogens hat bereits begonnen. Zunächst wurde er den Mitgliedern des Beirates zugesandt. Als solche sind weiter zu nennen:

Heinrich A n k e r t, Stadtarchivar, Zeitweitz.

Karl R. F i s c h e r, Bürgermeister, Gablonz a. N.

Ernst P e t f l e i s c h, Baumeister, Friedeberg (Schlesien).

Otto K l o s, Oberlehrer, Groß-Raaden (Schlesien).

Augustin K o l l m a n n, Bürgerschuldirektor, Pilsen.

Marie K o l o w r a t, Oberlehrerin, Jägerndorf.

Ferdinand K ö n i g, Lehrer, Königsfeld (Karpathenrußland), (für Deutsch-Mokra).

Oskar P e t s c h, Lehrer, Königsfeld (Karpathenrußland).

Georg K a u s c h e r, Lehrer, Deschenitz bei Neuern.

Jedem Fragebogen wird beigelegt die „Anleitung zur Ausfüllung der Fragebogen“, das Werkbeft „Volkskunde“ von Dr. Fritz Boehm mit Bildern von Max S t e b o g t und das 1. Heft der „Mitteilungen der Volkskundekommission“ bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Berlin.

Der Leiter der tschechoslowakischen Arbeitsstelle besprach die Bedeutung des Unternehmens anlässlich von volkskundlichen Vorträgen in Prag (Deutschkundliche Woche im Dezember 1929), in Brinn (Hochschulkurs am 8. April 1930, wobei der 1. Fragebogen an die Teilnehmer verteilt wurde), in Hohenelbe (Kurs für Heimatforschung am 3. Mai) und anlässlich der Jahreshauptversammlung des Vereines Böhmerwaldmuseum in Oberplan am 17. April d. J.

Ein Aufruf zur Mitarbeit erschien außer in der „Freien Schulzeitung“ und anderen Zeitungen und Zeitschriften auch in den „Mitteilungen des Verbandes der deutschen Handelschullehrer“ (Nr. 1 vom Jober 1930), deren Leiter Prof. Dr. Franz S o n g i n Mitglied des Arbeitsausschusses ist.

Derzeit kann erfreulicherweise auch schon der Einlauf von Antworten verzeichnet werden. Als erste übermittelten den ausgefüllten Fragebogen: Fachlehrer Ignaz Göth, Jglau; Bürgerschuldirektor Franz A n d r e ß in Dobrzan; Prof. Dr. J. B l o s a l, Znaim (für Deutsch-Brödel); Oberlehrer R. B r d l i t, Gojan; Schulleiter E. S a c h e r, Hruschowan; Schriftleiter A. S c h a c h e r l, Budweis (für Plattetichlag); Lehrer G. W a l t e n b e r g e r, Kaplitz; Bürgerschuldirektor L. G r a u ß, Böhmiz; Fachlehrer J. T h e i m e r, Bärn i. M.; Lehrer J. B e r n a r d, Nieder-Mohrau bei Römerstadt; Prof. Dr. G. S a b m a n n, Eibogen (für Maria-Kulan bei Falkenau a. E.); Lehrer J. E. R i c h t e r, Nikolstung; Bürgerschullehrer E. F i e d l e r, Komotau; Pfarrer B. S t u a r d E g e r, Quittkau bei B.-Ceipa; Lehrer Richard

Zeisel, Zech (Slowakei); Oberlehrer Robert Hütter, Zeidler; Oberlehrer Johann Thomas, Unter-Grabowitz (Karpathenrußland); Lehrer Josef Meißner, Morchenstern; Bürgereschullehrer Hermann Pfeiler, Mähr.-Schönberg.

Auf mehrfache Anfragen wird mitgeteilt, daß der von Prag aus versandte Fragebogen zum Bauernhaus mit dem „Atlas der deutschen Volkskunde“ in keinerlei Zusammenhang steht.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 1. Mai)

Nr. 62. Ed. Bahands Nachf., Buchdruckerei, Krummau: 21 Sprüche von Sterbebildern.

Nr. 63. Franz Meißner, Niederlangenau bei Hohenelbe: Ein längeres Scherzlied mit Angabe der Kleidung „s Mailla ging offß Barghla nauß“ und ein Wiegenlied.

Nr. 64. Hugo Jungbauer, Oberplan: Sammlung von Andachtsbildern.

Nr. 65. Ignaz Göth, Jglau: Sammlung von Sterbebildern.

Nr. 66. Hans Englisch, Prag: Mitteilungen über den Volksglauben am Weihnachtsfest in der Gegend von Mähr.-Kopendorf.

Nr. 67. Josef Maschet, Holeischen: 22 Kinderdichtungen aus den Bezirken Staab und Dobruan.

Nr. 68. Franz Meisinger, Frauenthal bei Prachatitz: 29 Kinderdichtungen (Auszahlreime, Wastlöfereime u. a.).

Nr. 69. Adolf Gücklhorn, Prag: 47 weitere Zuschlieder (Bierzeiler) aus der Jglauer Sprachinsel (Nr. 166—212).

Nr. 70. Karl Bedel, Grünau bei Mähr.-Trübau: 2 Abendgebete, mehrere Mischdichtungen und 3 Lieder zur Volkstracht.

Nr. 71. Karl Gruber, Kofshaupt: 30 Volkslieder mit Singweisen aus der Gegend von Pflaumberg.

Nr. 72. Emma Sarel, Prag: 19 Auszahlreime und Kinderlieder mit zwei Singweisen aus Troppau, zahlreiche Lieder und Sprüche aus Grulich und Umgebung u. a.

Nr. 73. Dr. Leonhard Franz, Prag: Abschrift eines in Museum Villach befindlichen Gertraudis-Gebetes für Schatzgräber.

Nr. 74. Dr. Josef Hanika, Reichenberg: 42 Volkslieder mit Singweisen aus dem Bezirke Mies.

Nr. 75. Dr. Hubert Preibsch, Brünn: Zwei große Trachtenbilder in Farben (Bäuerin aus der Wischauer Sprachinsel).

Nr. 76. Ignaz Göth, Jglau: Jglauer Trachtenbilder, Beiträge zur Volksmedizin u. a.

Nr. 77. Deutscher Kulturverband, Prag: Abschrift des Weihnachts-spiels von Michael in der Zips (durch Vermittlung des Leiters der Arbeitsstelle Zips, Jng. Karvasin, Rásmant).

Nr. 78. Oskar Weynerth, Sternberg i. M.: Eine wertvolle Fassung der Ballade von der Gräfin und dem Gefellen (Jungbauer Bibl. Nr. 126) aus Philippsdorf bei Freinwaldau mit Singweise. Hier ist der Gesell ein Fagbinder, was bewirkt hat, daß man auch diese Ballade wie das verbreitete Bimberlied mit taktmäßigen Handbewegungen begleitet.

Nr. 79. Adolf Gücklhorn, Prag: 8 Volkslieder mit Singweisen aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

Antworten

(Einlauf bis 1. Mai)

3. Umfrage über das in manchen Dörfern im Pflaumberg noch heute stattfindende Gegenauspeitschen am Walpurgisabend berichtet ausführlich R. Gruber, Kofshaupt.

7. Umfrage. Nach dem Begräbnis pflegt man auch in Kofshaupt die Träger, weißen Mädchen, Verwandten und Fremden mit Brot, Suppe, Bier oder Kaffee zu bewirten. In einzelnen Gemeinden der Umgebung wird meist nur im Winter und bei schlechter Witterung eine warme Suppe oder heißer Tee oder Kaffee an Fremde verabreicht. (R. Gruber, Kofshaupt.)

8. Umfrage. In Kofshaupt gibt es bei alten Häusern im obersten Giebel noch Löcher zum Ausfließen des Getreides am „obern Boden“, wobei jede Beziehung auf Seele n Löcher gegenwärtig fehlt. Doch öffnen heute noch manche Leute nach dem Eintritte des Todes das Fenster, damit die Seele des Verstorbenen entweichen kann. (R. Gruber.)

9. Umfrage. Haus für Hausflur ist ferner im Tachau-Pfraumberger Gebiet (R. Gruber) und um Reitmeriz (Heinrich Anfert, Stadarchivar) allgemein gebräuchlich.

11. Umfrage. In der Gegend westlich von Pfraumberg ist die Peunt meist eine an das Dorf anschließende feuchte (auch trockene) Wiese, die gutes, kleereiches Futter liefert. Daher sagt man auch, wenn einem Menschen das Essen oder dem Vieh das Futter recht behagt: „Dös gähnt ei(n) wöi Weinthaa“ (Peuntheu). (R. Gruber.)

12. Umfrage. Westlich von Pfraumberg und Tachau, aber auch in Buchau heißt das Spielholz Batschel und das Spiel Batscheln. (R. Gruber.)

16. Umfrage. Ausführliche Angaben über den auf den Flachsb bezüglichlichen Volksglauben und Volksbrauch aus Hesseldorf bei Pfraumberg liefert R. Gruber.

20. Umfrage. In der Gegend von Pfraumberg und Tachau heißen die zuweilen noch gebrauchten Bettbänke „Biechabent“ oder „Ratapee“. (R. Gruber.)

21. Umfrage. Das oberdeutsche Egert oder Egarten ist in den Flurnamen „af da Echatt“ in Paulusbrunn (Bez. Tachau) und „Egartl“ in Hesseldorf bei Pfraumberg noch erhalten. (R. Gruber.)

24. Umfrage. Ein Messer soll man nicht mit der Schneide, wie auch nicht einen Rechen mit den Zähnen nach oben legen, weil da die armen Seelen leiden. Sticht man das Messer ins Brot, so sticht man den Herrgott in die Augen. (R. Gruber.) Nach dem Volksglauben in der Slowakei müssen die armen Seelen auf dem Messer so lange reiten, bis es umgelegt wird. Und das kann besonders die verstorbenen Anverwandten treffen, denen man doch keinen Schmerz verursachen darf. (M. Zeisel, Zeche bei Deutsch-Praben.)

26. Umfrage. Nach Mitteilung eines Bauern aus Prösau bei Falkenau kam es bei dem früher üblich gewesenem „Göllselingen“ der Burschen in der Neujahrsnacht, wenn die Burschen auch fremde Dörfer besuchten, häufig zu Raufereien, die zuweilen mit einem Totschlag endeten. Deshalb pflegte man zu sagen: Wo heute ein Steinkreuz steht, wurde ein „Göllselinger“ erschlagen. (R. Baumann, Neufattl bei Elbogen.) Sagen von zwei Schwedenkreuzen bei Sternberg i. M. brachte das „Deutsche Volksblatt für Böhmen und Schlesien“ in Sternberg am 5. Oktober 1929. (O. Bernerth.)

31. Umfrage. In Reichenau bei Mähr.-Lütbau sind die folgenden Beerenname n üblich: Schworza Beer (Heidelbeeren), Himpsen (Himbeeren), Rauchapeer (Stachelbeeren), Ruta Beer (Erdbeeren), Riebisklich (Johannisbeeren), Krohln (Brombeeren). (J. Bezdek.)

37. Umfrage. Einen „Uweigl“, ein ungewöhnlich kleines Ei, muß man über das Dach werfen, weil sonst der Teufel ausgebrütet wird. (J. Bezdek.)

48. Umfrage. Hundefett ist ein gesuchtes „Einhemich“ (Heilmittel) gegen Zungenleiden. (J. Bezdek.)

55. Umfrage. Auch in Milslau bei Mies schließt man auf Regenwetter, wenn die Hunde Gras fressen oder wenn sie „stinken“. Schmerzweise sagt man, es werde bald Regen kommen, wenn jemand das Hemd verkehrt anzieht, den Hut auf einem Ohr sitzen hat oder gar verkehrt auf hat, dann auch, wenn einem die Socken über die Schuhe herunterhängen. Ferner erwartet man Regen, wenn im Zimmer Ameisen erscheinen oder wenn am Morgen ein Regenbogen ist. (A. Glückhorn, Prag.)

63. Umfrage. Menschliche und tierische Figuren, aus Holz geschnitz, die als *Rußnacker* dienen, werden in einem Geschäft in Karlsbad, Mühlbrunnstraße, verkauft. (H. Baumann.)

99. Umfrage. In der Leitmeritzer Gegend wird der runde *Rückenkorb* „*Speerorb*“ (*Speurorb*), der viereckige „*Buckelorb*“ genannt. (H. Ankert, Leitmeritz.)

100. Umfrage. Eine *Türzither* befindet sich im Laden der Bäckerei Spring in Chodau. (H. Baumann.)

104. Umfrage. Weitere deutsch-tschechische *Mischdichtungen* teilt J. Bezdek, Reichenau bei Mähr.-Erzbau, mit, darunter die *Schlussstrophe* eines von herumziehenden *Bänkelfängern* an der „*Genöb*“ (*Kirchweihfest*, Sonntag nach *Georgi*) in *Laubendorf* gesungenen *Liedes*:

Das ist die traurige Geschichte
vom heiligen *Cyprian*;
nejdřiv zabil seine *Nichte*,
pak se zabil sám.

105. Umfrage. Im *Kirchspengel* *Höflitz* werden am *Palmsonntag* die *Palmen* (*Werdenläzchen*) mit *Erbenzweigen* umhüllt. Wenn die *Ostern* sehr zeitig fallen, werden überhaupt nur *Sibon* geweiht. (H. Ankert, Leitmeritz.)

110. Umfrage. In *Südböhmen* gibt es *Wiesenbrunnen*, *Dorfbrunnen*, *Pumpen* und *Hausbrunnen* mit fließendem Wasser. Die „*Wiesbrünnl*“, die so klein sind, daß man oft nur schwer mit dem Krüge daraus Wasser schöpfen kann, sind nicht eingefaßt, werden aber regelmäßig gereinigt. Der in den meisten Dörfern vorhandene tiefe, ausgemauerte und überdeckte *Dorfbrunnen* ist bei anhaltender Dürre oft der einzige *Wasserspeicher* und bei Bränden die letzte Rettung, wenn das Wasser der „*Schwelle*“ aufgebraucht ist. Neben den gewöhnlich im Hofe stehenden *Pumpen* gibt es endlich in fast jedem *Bauernhaus* „*a rinnats Wass*“, einen *Brunnen* in der Küche, im Vorhaus, Hof oder auch Stall, dessen Wasser von einem Bach, einer Quelle, zuweilen aber auch von der *Pumpe* selbst hergeleitet wird. (H. Schmela, Prag.) Im Gebirge liefern *Brunnen* mit fließendem Wasser, im *Vorgebirge* und in den Tälern *Pumpen* das *Trinkwasser*, soweit diese nicht schon durch *Wasserleitungen* verdrängt wurden. (F. Meißner, *Niederlangenau*.) Im *Schönungstgau* liefern gefaßte und ungefaßte *Quellen*, *Ziehbrunnen* und *Pumpen* das *Trink-* und *Kochwasser*. Das *Wasch-* und *Tränkwasser* holt man gewöhnlich aus dem *Bache* oder aus einem daneben angelegten *Brunnen*, den man mit einer *Balleneinfassung* und dort, wo man das Wasser auch als *Trinkwasser* benützt, auch mit einem *Schindeldach* versieht. (R. Ledel, *Grünau*.) In ganz *Nordmähren* und *Schlesien* sind vorwiegend *Pumpen*. *Röhbrunnen* finden sich z. B. in *Schles.-Kobendorf* und *Bärn*. Auch in *Engelsberg* bei *Freudenthal* gab es früher einen *Brunnen* mit fließendem Wasser. (H. Englisch, *Mähr.-Kobendorf*.) Dagegen sind nach einer Mitteilung von J. Kessler in *Petersdorf* bei *Hennersdorf* dort stehende *Brunnen* häufiger als *Pumpen*. — Im östlichen *Südmähren* sind *Ziehbrunnen* mit *Wellrad* üblich, in neuerer Zeit auch *Pumpen*. Die Deutschen in *Karpathenrußland* verwenden meist *Schwengelziehbrunnen*. (F. Beranek, *Ratobnif*.)

112. Umfrage. Um *Hunden* die *Verrichtung* der *Kotdürft* zu erschweren, „*hagelt*“ man. Zwei *Hinder* haben die *Zeigefinger* ineinander, jedes zieht auf seine Seite, solange der *Hund* die *Kotdürft* verrichtet. (F. Ed. Grabe, *Winterberg*.) Dasselbe erreicht man, wenn man den *Daumen* in die *geballte Faust* drückt. (F. Bezdek für *Zwittau*.)

115. Umfrage. Der *Blasiussegen* ist in der *Leitmeritzer Gegend* allgemein üblich. (H. Ankert.) Er wird auch in *Reichenau* bei *Mähr.-Erzbau* am 3. *Febr* nach der *Messe* mit *brennenden*, *gekreuzten Kerzen* erteilt. (F. Bezdek.)

116. Umfrage. In *Winterberg* und *Umgebung* kennt man: *Holzschuhe* (*Hülfschu*), *Kirschln* (*Unterteil* aus Holz, worauf das *Oberleder* genagelt ist; sie heißen im unteren *Böhmerwald* *Halbschuhe*) und *Schlappan* (*Hauschuhe* aus *Filz* oder *Stoff*). (F. Ed. Grabe.)

119. Umfrage. Eine Heilige Stiege befindet sich bei einer Wallfahrtskirche in Passau. (F. Ed. Grabe, Winterberg.)

120. Umfrage. Sterbebilder werden auch in der Druckerei Steinbrüner in Winterberg hergestellt. (F. Ed. Grabe.) Zum Beweis, daß dieser Brauch besonders in Adelstreifen gepflegt wird, dienen vier von Eduard Sönl, Buchhalter in Bischofteinitz, eingekaufte Sterbebilder: Fürstin Margit Esterházy, gest. 1910; Theresie Markgräfin Pallavicini, gest. 1916; Gabriele Marie Gräfin Széchenyi, gest. 1924; alle drei aus der Druckerei J. Seiml in Wien; Ottokar Reichsreiherr von Funck-Bigatto, gest. 1928 zu Schweifing (ohne Angabe der Druckerei). Die im Schönhengstgau verbreiteten Sterbebilder wurden in der k. k. M. M. Preßvereinsdruckerei in Linz hergestellt. Im Kriege wurde dieser früher vornehmlich beim Ableben von Geistlichen übliche Brauch allgemein, besonders oft wurden für die im Kriege Gefallenen solche Gedenkbilder bestellt. (J. Bezdek, Reichenau.) Nach einer Mitteilung von Hofrat Jng. Viktor Wenhart in Hall in Tirol, der selbst eine Sammlung von Sterbebildern besitzt, hat sein Vater, der namhafte Dichter Wenzel Wenhart (1834—1912), selbst verschiedene Sterbebilder-Verse verfaßt.

121. Umfrage. Die Ostereier bringt der Osterhase (Dr. A. Bergmann für Westböhmen; A. Südhorn für Miktau bei Mies und Pattersdorf bei Deutschbrod; J. Göth für Znaim). Er legt sie meist auf den Düngenhaufen, wo die Kinder sie suchen müssen. (R. Baumann für Altsattl bei Elbogen.) Der Glaube an den Osterhasen ist in Südböhmen nur in städtischen Kreisen zu finden. (Lh. Gmela, Prag.)

122. Umfrage. In Westböhmen (Staub, Mies, Luschau usw.) werden die Eier einfach gefärbt oder es werden Teile (die Enden oder halbe Seitenflächen) auf einem Büffel gefärbt, meist mit Zwiebelschalen oder Kaffeelauge. Auch mit Abziehbildern werden sie versehen. Besonders schöne Eier machen die Choden von Laus, die sie in Pilzen auf den Markt bringen. Kunstvoll bemalte, oft auch mit herausgekrakten Inschriften und Bildern gezielte Eier sind im Kuhländchen daheim. (Dr. A. Bergmann.) Die mit Zwiebelschalen oder gekaufter Farbe gefärbten Eier werden mit Fett eingeschmiert, damit sie glänzen. (R. Baumann, Neusattl und Altsattl.) In Znaim und Umgebung wird neben gekaufter Farbe, Zwiebelschalen und schwarzem Kaffee auch Krepppapier zum Färben benutzt, das ausgekocht wird, wozu man die Eier in die Flüssigkeit gibt. Damit die mit Nadeln eingeritzten, mit Messern geschabten oder mit Linenblei eingeschriebenen Verse und Figuren recht deutlich zum Ausdruck kommen, behandelt man die gefärbten Eier auch mit Salzsäure. (Jgnaz Göth.)

123. Umfrage. Die auf bairischem Stammesgebiet im Böhmerwalde und in Südmähren häufigen Aufschriften und Reime auf den Ostereiern sind in der Gegend von Elbogen unbekannt. (R. Baumann.)

124. Umfrage. Die Eier werden den Kindern und Burschen geschenkt. (J. Göth für Znaim.)

125. Umfrage. Die Burschen erhalten die Eier am Ostersonntag nachts. Dafür beschenken sie die Mädchen am Kirchweihitag mit einem Reiter oder einem Herz aus Lebkuchen. (J. Göth.)

127. Umfrage. Jeder Bursch erhält ein bis zwei Eier. (J. Göth.) Im südlichen Böhmerwald eins, drei, fünf usw.; hier dürfen sie nicht paarweise beschenkt werden.

129. Umfrage. In ganz Westböhmen ist das „Tippen“ üblich, das eingeschlagene Ei gehört dem, dessen Ei ganz bleibt. Ferner ist das Einwerfen von Gelbmünzen (Zwanzihellern oder eine Krone) in das in der Hand gehaltene Ei gebräuchlich. Bleibt das Geldstück im Ei stecken, so gehört das Ei dem Werfer, wenn nicht, so gehört das Geld dem, der das Ei hält. Es gehört ihm auch dann, wenn er das nur lose im Ei steckende Geldstück heraus schleudern kann. Dem Werfer gehört das Geldstück dann, wenn er es versteht, die vom Ei abspringende Münze in der Luft aufzufangen. Oft wird das Ei auch auf den Boden gelegt. (Dr. A. Bergmann.) Das Eiertippen und das Eintwerfen in ein auf den Fußboden oder auf den Tisch gelegtes Ei ist auch um Elbogen üblich. In Altsattl wird auch das „Badln“, das Eiertollen, betrieben. Man legt ein Ei

in die Mitte der Stube. Auf dieses rollen die Kinder ihre Eier. Wer es zuerst trifft, kann es behalten. (H. Baumann.) In der Znaimer Gegend verzehren die Burtschen die erhaltenen Eier im Gasthaus. Hier ist neben dem wie im Böhmerwalde „Becken“ genannten Tippen und dem Gimmerfen von Geldmünzen auch das folgende Spiel gebräuchlich. Man wirft ein Ei in die Höhe und fängt es mit dem Hute auf oder schießt mit einem anderen Ei darauf und sucht es zu treffen. (S. Göth.)

130. Umfrage. Es werden auch Eier aus Holz, Stips oder Blech verwendet. (S. Göth, der für den Iglauer Eierbrauch auf die 2. Folge, Ostern 1920, der „Heimatsfreude“, Blätter für die Schuljugend der Iglauer Sprachinsel aufmerksam macht, wo H. Ulricher das Osterei behandelt.)

Umfragen

131. Welche Ausdrücke und Redewendungen, die deutlich Wiener Herkunft sind, werden im Volke noch verwendet?

132. Welche Dreischlegelreime sind noch üblich? (Diese Reime sind seit Einführung der Drechsmaschinen im Verschwinden.)

133. Welche volkstümlichen Vorstellungen und Überlieferungen knüpfen sich an den hl. Johann von Nepomuk?

134. Wo besteht noch der von Prof. Th. Schmela für Malsching (Südböhmen) bezeugte Brauch, sich beim Kornschnitt, bzw. beim Maudeln auf die letzte Garbe zu setzen? Was führt man zur Begründung an?

135. Was bedeutet es, wenn sich die Kaxe am Besen die Krallen schärft?

136. Wird Veichenfett als Heilmittel verwendet? Bei welchen Krankheiten?

137. Welche Arten von Schubkarren gibt es und wie lauten die Namen?

138. Wo und bei welchen Gelegenheiten tanzt man im Freien?

139. Welche Arten von Wildstöcken sind in Ihrer Gegend üblich?

140. Wo gibt es, außer im östlichen Südmähren, Kirchtürme mit gemauerten Lurmhelmen? Sind diese sechs- oder achteckig oder rund¹⁾?

Beisprechungen

Bücher

Biesel Hanika-Otto, Sudetendeutsche Volksrätsel. XIX. Band der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen † und Prof. Dr. Gustav Jungbauer. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1930.

Das dem Andenken Adolf Hauffens gewidmete Werk ist die Frucht mehrjähriger Sammel- und Forschungsarbeit auf dem Gebiet der deutschen und slawischen Volksrätsel. Es faßt in 656 Nummern die bisher bekannt gewordenen sudetendeutschen Volksrätsel zusammen, von welchen ein Großteil zum erstenmal veröffentlicht wird. In den Anmerkungen werden zu Vergleichszwecken auch die wichtigsten tschechischen Volksrätselsammlungen herangezogen, die aber verhältnismäßig wenig Parallelen zu den deutschen Rätseln bieten. Um den Unterschied zwischen dem deutschen und tschechischen Volksrätsel noch mehr zu veranschaulichen, wurde im Anhang eine Auswahl von 110 tschechischen Rätseln, zu welchen sich überhaupt keine deutschen Seitenstücke nachweisen lassen, abgedruckt. Sehr lehrreich ist die dem Buche beigegebene „Übersicht über die geographische Verbreitung“ der Rätsel nach Stammesgebieten und deren landschaftlichen Niederungen. Was

¹⁾ Die 132. Frage stellt R. Eßlinger, Postdirektor a. D., Nürnberg-Ebensee; die 133. Frage Prof. Dr. F. Hanika, Reichenberg; die 138.—140. Frage Prof. F. J. Beranet, Raßowitz.

den Reichtum an Märchen anbelangt, steht hier an erster Stelle der Böhmerwald, während das Erzgebirge und sein Vorland schwach vertreten ist und aus dem Preßburger Gebiet außer dem Oberuferer Märchenlied überhaupt nichts vorliegt.

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde I. (Das Volkslied in der Cechoslovakischen Republik. Herausgegeben von der Staatsanstalt für das Volkslied in der ČSR. C. Deutsche Lieder. III. Teil. Volkslieder aus Böhmen). Lieferung 1. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1930. Preis 25 Kčsch.

Die große Ausgabe aller Volkslieder der Tschechoslowakei durch die Staatsanstalt erfolgt in Lieferungen zu je 6 Druckbogen. In der Reihe C (Deutsche Lieder) sind folgende Teile vorgesehen:

1. Geschichtliche Lieder und Soldatenlieder.
2. Geistliche Lieder.
3. Volkslieder aus Böhmen (mit einzelnen Bänden, z. B. Volkslieder aus dem Böhmerwalde, Egerlande u. a.).
4. Volkslieder aus Mähren und Schlesien.
5. Volkslieder aus der Slowakei und Karpathenrußland.
6. Kinderlieder.

Bei der Ausgabe der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ mußte wegen des großen Umfangs (700 Lieder mit Singweisen und 3049 Schnadaßpfeil mit 115 Singweisen) der Stoff auf zwei Bände verteilt werden. Dem zweiten Bande werden Verzeichnisse der Anfangszeilen, der Singweisen, der Gewährleute, der Fundorte, der Dichter und Liedichter, der Eigennamen, der mundartlichen Ausdrücke und ein Sachverzeichnis angeschlossen werden. Die vorliegende 1. Lieferung des 1. Bandes enthält eine umfangreiche Einleitung, welche über die Geschichte des deutschen Volksliedes im Böhmerwalde berichtet und die einzelnen Gruppen kennzeichnet, und die wichtigen, daher an die Spitze gestellten „Sagenlieder“, worunter bei einzelnen, neueren Stücken die Entstehung im Volke selbst nachgewiesen wird.

Heimatkunde des Bezirkes Grasslitz. Herausgegeben vom Bezirks-Bildungsausschuß Grasslitz. 1. Band. Grasslitz 1929.

Die von Gymn.-Direktor Dr. Gustav Treigler sachverständig und gewissenhaft geleitete Heimatkunde bietet auf 392 Seiten eine Fülle von Stoff. Sie gliedert sich in die Abschnitte: 1. Die Natur. 2. Erwerbsverhältnisse. 3. Der Mensch. Volkstümlich wichtig sind besonders die zwei letzten Abschnitte, für welche Treigler selbst die meisten Beiträge geliefert hat. Auch der Aufsatz von R. Schopf, Sitte, Brauch und Aberglaube unserer Heimat, wurde von ihm ergänzt. Die Abhandlung „Die Grasslitzer Mundart“ von Dr. Josef Rößlich hebt besonders die Merkmale der Wischmundart heraus.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft des ersten und im 4./5. Heft des zweiten Jahrgangs).

Zur Zeit liegen neu vor mit der 8.—11. Lieferung der ganze II. Band (bis Frautragen) und die 1. Lieferung des III. Bandes (Freibrief—Frosch). Zu manchen Artikeln liefern die Antworten auf unsere Anfragen neuen Stoff, so zur „Fallen“ (35. Umfrage), „Fallfucht“ (37. Umfrage, wonach das Begehren mit kaltem Wasser doch das häufigste Heilmittel zu sein scheint), „Fastnacht“ (16. Umfrage, zum hohen Springen beim Tanz, um langen Flachs zu erzielen), „Fenster“ (als Flugloch der Seele, 8. Umfrage, als Mittel zur Krankenheilung 87. Umfrage; zum Fensterpfusch vgl. die 96. Umfrage), „Fett“ (48. Umfrage), „Feuer“ (46. Umfrage), „Finger“ (zum 8. Abschnitt vgl. die 112. Umfrage), „Fisch“ (zum 2. Abschnitt vgl. die 94. Umfrage), „Flechte“ (96. Umfrage), „Fledermaus“ (in der Bedeutung Schmetterling, vgl. die 41. Umfrage) u. a. — Auch diese Lieferungen zeichnen sich durch Gründlichkeit aus, von Heft zu Heft zeigt sich immer deutlicher, daß dieses Handwörterbuch eine der hervorragendsten Leistungen der deutschen Volkskunde und Wissenschaft ist. Zu einzelnen Stichwörtern ist zu bemerken: *Fahren-*

des Volk bringt, da hier Aberglaube spärlich überliefert ist, mehr Annahmen als Tatsachen, besonders auf Sp. 1148. Farbe: Zur Terminologie ist zu verweisen auf das nicht benützte Buch von M. Gehne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen (III. Band der Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Leipzig 1903. S. 237ff.), wo die richtige Erklärung des Wortes Farbe gegeben wird. Die Unterscheidung von schwarzen, weißen und roten Krankheitsdämonen und das Betonen dieser drei Farben in Krankheitsregeln erklärt der Urstand, daß diese Farben in der Reihenfolge rot, weiß, schwarz den drei Stufen einer Entzündung (Röte, Eiterung, Brand) entsprechen. (Vgl. Höfler, Besegnungsformeln; Mkv. 6, 1903, S. 168 = Sehfarth Sachsen S. 21). Fastenzeit: In katholischen Gegenden, z. B. im Böhmerwald, wird wie im Advent so auch in der Fastenzeit nach dem Abendessen von allen Hausangehörigen ein Rosenkranz gebetet. Fastnacht: Diese Bezeichnung ist auf einem ziemlich großen süddeutschen Gebiet östlich einer Linie von Regensburg nach Ruffstein, wo man nur das Wort Fasching kennt, unbekannt (vgl. Beschjarland 1929, Heft 2). Feder: Zum Aberglauben beim Federschleifen vgl. unsere Zeitschrift II. S. 186. Feind: Es fehlt der Volksglaube von den Blasen auf der Zunge (vgl. Wuttke, §§ 309, 421, 626). Fell: Auch nach der heutigen Sage schreibt der Teufel die Namen der nicht aufmerksamen Kirchenbesucher auf eine Haut (vgl. Jungbauer, Böhmerwald, S. 191). Fernzauer: Neben den angeführten vier Sagenmmlungen liefern fast alle anderen Sagenwerke Beispiele. Fesse: Tritt jemand einem auf die Fesse, so sagt man im Böhmerwald, er tritt ihm das Heiratsgut ab, d. h. er bringt ihn darum. Feste: Dieser Artikel wäre richtiger unter der Überschrift „Festertag“ zu bringen. Der Ausdruck Fest umfaßt überdies mehr als hier behandelt wird. Auch die Hochzeit, das Nichtfest u. a. sind Feste. Flecht: Hier wird wichtige Literatur, z. B. Sehfarth Sachsen, gar nicht beachtet. Fliege: Das Sp. 1623 angeführte „ländliche Tischgebet“ — vornehmlich bei Bauernhochzeiten üblich — wird nie im Ernst gebetet, sondern nur scherzhaft, z. B. vom Brautführer vor Beginn des Hochzeitsessens, vorgebracht. Flug: Zur Bestrafung des Flüchters durch den Teufel bietet ein gutes Beispiel Jungbauer Böhmerwald 190f. Sehr anregend ist der Artikel Flug von Dostor L. Perold. Ausführlich und aufschlußreich sind ferner die Artikel Frau, Freischütz, Freimaurer, Freitag. Unter den Ausdrücken für Fraus heißt es: „deutschböhm. s' fraas“. Erstens gibt es nur eine bairische, oberbayerische oder schlesische Mundart in Deutschböhmen und keine deutschböhmerische Mundart und zweitens ist diese Form in keiner dieser Mundarten üblich. Zu Franzosen I. vgl. auch Sehfarth Sachsen 180, 185. Friedhof: Auch am Mittwoch (s. d.) ist es gefährlich, ihn zu betreten. Friedrich der Große: Bei Ann. 26 wäre wohl W. Anderson, Kaiser und Abt (ZfC. Nr. 42) zu nennen.

Leonhard Franz, Vorgeschichtliches Leben in den Alpen. Verlag A. Schroll u. Co., Wien 1929. Preis geheftet 48 Ksch., geb. 60 Ksch.

Das mit 82 Abbildungen auf 23 Tafeln und 9 Abbildungen im Texte ausgestattete Buch des Vertreters der Urgeschichte an der Deutschen Universität in Prag behandelt in fesselnder und vollstündlicher Darstellung das Leben der zwischenzeitlichen Jäger und das der Bergleute in der Jungsteinzeit und Bronzezeit (Gewinnung von Kupfer, Salz, Eisen, Gold und Blei). Aus den Ausführungen ergibt sich, daß die vorgeschichtliche Besiedlung der Alpen vor allem durch die Bergschätze veranlaßt wurde, während Viehzucht und Ackerbau weniger bedeutend waren. Bei den engen Beziehungen zwischen Volkskunde und Vorgeschichte, die erst vor kurzem wieder eine eingehende Behandlung im Jahrgang 1929 der Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde gefunden haben, versteht es sich von selbst, daß der Volks- und Heimatforscher gerade solchen lehrreichen Neuererscheinungen wie dem vorliegenden Buche erhöhte Aufmerksamkeit schenken wird.

Југословенска народна ношња. (Volkstrachten der Jugoslawen.) Belgrad 1930.

Das vom Direktor des Ethnographischen Museums in Belgrad Dronjalović herausgegebene Werk bringt nach einer kurzen Einführung in serbischer und französischer Sprache 15 prächtige Farbtafeln nach Aquarellen von Nikola Arsenović (1823—1885) und 4 Stichbilder, die uns die bunte Vielgestaltigkeit der südslawischen Volkstrachten ausgezeichnet veranschaulichen.

Der große Brodhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 3. Bd. (Me—Che). Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig 1929. Preis 26 Mark.

Von umfangreichen Artikeln dieses Bandes sind zu nennen: Blut, Blutkreislauf usw., Böhmen, Brandenburg, Brasilien, Braunschweig, Britisches Weltreich, Brücken, Buch, Buchdruck, Buchhandel usw., Bulgarien, Byzantinisches Reich, Chemie. Auf die Volkskunde beziehen sich: Bloßberg, Blutaberglaube, Blutende Postie, Blutbarren der Kinder (hier bloße Erklärung, ohne daß der Übergang angeführt wird), Blutrache, Blutregen (bloße Erklärung), Bödel Otto (der verdiente Volksliedforscher), Bohnenfest, Böhmenlied, Bolke Johannes, Böser Wlad. Von Südend Deutschen sind vertreten: Maximiliane Bleibtreu, Schauspielerin (geb. 1870 in Prettburg), Eugen Böhm-Bawerk, Staatsmann (geb. 1851 in Wien), Bernhard Bolzano, Philosoph und Mathematiker (geb. 1781 in Prag), Johann Karl Ritter von Braunthal, Schriftstellername Jean Charles (geb. 1802 in Eger), Gustav Brecher, Musiker (geb. 1879 in Schwald bei Teplitz), Bertold Bretholz, Geschichtsforscher (geb. 1862 in Freiberg), Max Brod, Schriftsteller (geb. 1884 in Prag), Ferdinand Maximilian Brodthoff (Prolof, Protop), Bildhauer (geb. 1688 in Nordwestböhmen), August Brömse, Maler und Graphiker (geb. 1873 in Franzensbad), Moritz Brosch, Historiker (geb. 1829 in Prag), Ignaz Brüll, Lieddichter (geb. 1846 in Proßnitz i. M.), Arthur Graf Wlhandl-Rhehdt, Staatsmann (geb. 1854 in Prag), Arnaldo Cantani, Mediziner (geb. 1837 in Sainspach), Casanova (gest. 1798 in Dux). Selbstverständlich werden in bezug auf die Personen, die Aufnahme fanden, und in bezug auf ihre Bedeutung die Meinungen geteilt sein. Mancher würde an Stelle des einen oder anderen Staatsmannes, dessen Bedeutung fraglich ist, lieber andere Männer sehen, in diesem Bande etwa den Wlkippenforscher Ferd. Blumentritt (geb. 1853 in Leitmeritz), den Anglisten Dr. Rudolf Brotanel (geb. 1870 in Troppau) u. a. Zum Artikel „Böhmer-Wald“ — man schreibt gewöhnlich „Böhmerwald“ — ist zu bemerken, daß das tschechische Wort Sumava nicht „Waldgebirge“, sondern der „Rauchende“ bedeutet. Es muß heißen Untermoldau oder Untermoldau, nicht Untermoldau, denn der Ort hat von der Moldau den Namen. Das Böhmerwaldmuseum befindet sich nicht in Blau — dieser Ort liegt bei Marienbad im Egerland —, sondern in Oberplan, dem Geburtsort A. Stifters. In dem Artikel wird ferner die Graphitgewinnung in Schwarzbach und die Großindustrie des Böhmerwaldes (Krummuni-Pfätschmühle, Rtenberg usw.) gar nicht erwähnt. Bei „Böhmische Weine“ steht der ebenfalls ungenügende geographische Kenntnisse verratende Satz: „Erwähnenstwert sind das Gebiet von Leitmeritz an der Elbe und das von Melnik (Tschernosek) an der unteren Moldau.“

Zeitschriften

Deutsche Arbeit. Grenzland-Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hermann Mümann. Deutscher Buch- und Kunstverlag W. Berger, Dresden.

Das 7. Heft (April) 1930 bringt einen von E. Lehmann geschriebenen Nachruf auf A. Hauffen.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau). Aus dem Inhalt des 30. Bandes (1929) sind hervorzuheben: E. Boehlich, Vorgeschichte und Volkskunde; R. Nöblich, Der katholische Geistliche im Volksglauben; F. Schneider, Vom deutschen Kästel, besonders vom schlesischen; F. Klapper, Mittelschlesische Schnittriefte und Schnittriefte; F. Nöblich, Die Typen der schlesischen Dorfkirchen; W. Steller, Der deutsche Volksstudenatlas u. a.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Das 1. Heft (Feber) 1930 bringt einen willkürlichen Beitrag von F. Rarg über „Sächsischen Volks-

wik", ferner Sagen aus Bräunsdorf bei Freiberg im Erzgebirge von R. Janscher, Wandlungen thüringischer Ortsnamen von M. Wähler, Berichte der Landesstellen Leipzig (Freihaat Sachsen) und Halle (Provinz Sachsen), des Atlas der deutschen Volkskunde u. a. Das 2. Heft (April) bietet einen etwas gewagten methodologischen Versuch „Urich von Lichtenstein in Zerbst“ von O. Görner u. a., ferner die Beilage „Heimatmuseum“. Auf S. 57 wird das Ergebnis der 38. Umfrage unserer Zeitschrift zusammengestellt. Auch dieses Heft veröffentlicht die Berichte der zwei Landesstellen, wobei die Leipziger das Verzeichnis der Mitglieder des Repräsentativen, Wissenschaftlichen und Arbeits-Ausschusses veröffentlicht. Neu ist der Bericht der Landesstelle Erfurt (Land Thüringen).

Deutsche Gauen (Kaufbeuren). Die 2. und 3. Lieferung 1930 enthalten die Vorträge: Fastenzeitbräuche und Oster- und Pfingstzeitbräuche.

Donauezeitung (Passau). Die von M. Peintner geleitete Beilage widmet die Folge 10/11 vom 29. März A. Stifter mit Beiträgen von J. Bindtner (Wien), G. Micho (Berlin), der bisher unbekanntes Gedichte und Briefe Stifters mitteilt, J. Hofmüller (Hofenheim), und M. Stefl (München), der die wichtigsten „Bücher für den Stifterfreund“ bespricht.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Aus dem Inhalt des 1./2. Heftes 1930 sind zu nennen: Bily Weiser-Mall, Die Badenschlange (eine solche befindet sich auch im Riesengebirgsmuseum in Hohenelbe); Gisela Mayer-Pitsch, Volkskundliches aus dem Müritztal und Arbeitslied beim Pilotenschlagen; M. Haberlandt, Prof. Dr. A. Hauffen.

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 3. Heft (März) enthält vorwiegend Beiträge aus dem sudetendeutschen Gebiet: L. Kwidela, Osterprüdche und Wankungen in Nordmähren; A. Worresch, Pfingstkönigin. Ein Frühlingsbrauch in Oberfröschau (Südmähren); G. Kratschmann, Das Pfingstklingerverien in der Znaimer Gegend; A. Pöschl, Zwei Volkslieder aus der Gegend von Mähr.-Schönberg; J. Gutwillinger, Hochzeitsumzug in Pulgram (Südmähren); M. Schönmwälder, Sieder und Reime aus St. Georgen bei Preßburg. Dieser Beitrag Schönmwälders wird im Aprilheft beendet, das außer anderem „Volkskundliches aus Magyars-Diozseg“ (bei Preßburg) von R. Zoder und einen Nachruf auf A. Hauffen bringt.

Osterreichische Gemeinde-Zeitung (Wien). Die 4. Folge des 7. Jahrgangs (15. Feber 1930) berichtet über die am 1. und 2. Feber in Linz erfolgte Tagung der Gemeinden, welche Archive und Museen besitzen, und veröffentlicht die bei diesem Anlaß gehaltenen Vorträge von Dr. Karl Helleiner, Die Aufgaben und Ausgestaltung der kommunalen Archive, und Ferdinand Wiesinger, Die Aufgaben der Ortsmuseen.

Deutsch-ungarische Heimatblätter (Budapest). Aus dem Inhalt des 2. Heftes 1930 ist besonders auf den Beitrag „Die Volkstracht“ (der schwäbischen Siedlungen in Ungarn) aufmerksam zu machen.

Čestí Krahva Muzejumi Mastaraamati V. Band. Tartu 1929. Das V. Jahrbuch des Estnischen Nationalmuseums in Dorpat verzeichnet wieder mehrere gediegene Beiträge, vornehmlich zur gegenständlichen Volkskunde: M. J. Eisen, Hochzeitssagen; A. Tilt, Estnische Schneeschuhe; R. Poldmäe, über estnischen volkstümlichen Hausrat; J. Reinbock, Verschlüsse an Türen und Pforten; G. Rant, Das Ohjensjoch; G. Kurrit, Rana (= Dalken), ein südestnisches Nationalgericht u. a.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Geleitet von W. Wofstr. Das 3./4. Heft des 67. Jahrgangs (1929) enthält die Beiträge: R. Siegl, Aus dem Briefwechsel der Städte St. Joachimsthal und Eger in älterer Zeit; J. Schreiber, Geschichte der Papiermühle zu Rositz; P. Kettl, Alten zur Geschichte und Organisation der Prager Kirchenmusik im 18. Jahrhundert. Die „Beilage für Archiv- und Museumswesen und für Denkmalpflege“ bringt: G. Sturm, Vereinigte Westfälische Adelsarchive; R. Wemisch, Bericht über die Teilnahme der nordwestböhmischen Museen an der gotischen Ausstellung in Brüx und Komotau; Verzeichnis der sudetendeutschen Stadtdachware und Museumsleiter, wozu für Oberplan zu berichtigen ist, daß das Böhmerwaldmuseum nicht im Stifterhaus, sondern im eigenen Gebäude untergebracht ist.

Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Geleitet von W. Wofsch. 2. Jahrgang 1929. Von den gebiegenen Beiträgen seien genannt: E. Hoyer, Das Sprachenrecht des Sachsenspiegels; F. Rapp, Düne, Jaun, řič, tyn, ihre ursprachliche Verwandtschaft sowie ihr Verhältnis zum Namen der Burg Karlstein; R. Siegl, Das älteste Pfarrinventar der St. Nikolaikirche in Eger; Lj. Wotšček, Urkunden zur Reformationsgeschichte Böhmens und Mährens u. a.

Sudetendeutsche Familienforschung (Auffig a. G.). Das 3. Heft des 2. Jahrgangs bringt u. a.: R. Siegl, Das Egerer Landsteuerbuch vom Jahre 1392 mit den ältesten Personennamen in den Dörfern des Egerlandes (Abdruck aus dem Kalender für das Egerland 1930); J. Šndt, Die charakteristischen Familiennamen in Frůhřub von 1532—1750; R. Dörre, Alte Familiennamen aus Bodenbach und Umgebung; R. Würfel, Harbauer Familiennamen von 1692—1860; F. Fiřer, Ahnentafel U. Stiffers.

Hochschulwissen (Warnsdorf). Das 4. Heft (April) veröffentlicht die bei der Beisehung Prof. Gauffens gehaltenen Gedenkrede.

Heimatbildung (Reichenberg). Das 4./5. Heft des 11. Jahrgangs enthält den 248 Fragen umfassenden, für eine einmalige Befragung zu umfangreichen Fragebogen zum Bauernhaus der Sudeten- und Karpathenländer von B. Šdier, ferner eine Übersicht über den „Stand der Heimatforschung im deutschen Gebiete Ostböhmens“ von R. Šneider. Im 6. Heft gibt J. Štřh einen Überblick über das neuere Schrifttum zur Weihnachtstrippe.

Die natürliche Erziehung (Brünn). Im 4. Heft 1930 veröffentlicht J. Pfau (Kotenmann in Steiermark) einen Aufsatz „Zur Sagenforschung“. Pfau, der den Stoff zu den „Sagen aus dem Palantale“ (Wien 1928) von R. Geißler sammeln half, erörtert auch die Frage, warum gerade die „natürliche Schule“ Sagen erzählen und sammeln soll.

Deutscher Glaube. Monatschrift für die deutschen evangelischen Gemeinden in den Sudetenländern. St. Joachimsthal.

Einen Beitrag zur Rimmernforschung liefert im 28. (12.) Jahrgang (1930) der Pfarrer von St. Joachimsthal Lic. Otto Waiřkat.

Waldheimat (Budweis). Das Aprilheft bringt: R. Brblit, Die neuen vorgeschichtlichen Funde im südlichen Böhmerwalde; A. Šacharcl, Die Ortsnamen in Südböhmen; F. Fiřer, Ahnentafel für U. Stiffers; J. R. Růmiger, Die „weiße Frau von Neuhaus“ nach der Geschichte und Sage (mit manchen Irrtümern, weil nur alte Quellen benutzt werden); Franz Steinto — 80 Jahre u. a. Im Maiheft macht F. Šrank auf einen für die Siedlungsforschung wichtigen Umstand aufmerksam: Der Deutsche bevorzugt Hügel und Hänge, der Slawe Talniederungen. Bei dieser Frage muß natürlich auch die zeitliche Abfolge berücksichtigt werden. Franden neue Siedler die günstigen Talflächen bereits besetzt, so mußten sie ihre Anlagen auf die Berge verlegen.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Kčř, in Halbleinen gebunden 35 Kčř, nachgeliefert. Mittellose Gemeindegereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungefempelt) an den statlichen Bücherinstanstor Dr. Anton Moucha in Prag III., Málteřské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift jurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Kčř, bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung. Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Bemerk „Postfreie Zeitungsbefchwerte“ steht.

Einsendungen zum nächsten Heft bis zum 15. Juni.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10. Druck von Heinr. Wercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlař Nr. 1806—VII—1928.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocołova 10

3. Jahrgang 1930

4. Heft

Sprachinselvolskunde

Von Gustav Jungbauer

Die volkskundliche Forschung kann am frühesten zu gesicherten Ergebnissen gelangen, wenn sie eine zeitliche und räumliche Beschränkung des zu untersuchenden Stoffes vornimmt, zeitlich in der Weise, daß sie zunächst — wie dies bei den Umfragen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ geschieht — nur den Bestand an geistigen und gegenständlichen Volksgütern heranzieht, den die Gegenwart und mit ihr die jüngste Vergangenheit darbietet, und räumlich dadurch, daß sie ein möglichst enges Beobachtungsfeld wählt, das sich leicht übersehen läßt.

Auf den so gewonnenen Ergebnissen kann die weitere Forschung mit Erfolg aufbauen, die dann einerseits die Erscheinungen zeitlich zurückverfolgt, ihren Ursprung und ihre geschichtliche Entwicklung klarlegt, und sie andererseits aus dem kleinen Blickfeld auf den großen Volksraum hinausträgt und feststellt, inwieweit das für den engen Umkreis Beobachtete auch für das Volksganze zutrifft.

Diese zeitliche und räumliche Beschränkung des Stoffes ist von selbst gegeben bei der Sprachinselvolskunde, besonders dann, wenn die Forschung von den kleinen und jungen, im 18. und 19. Jahrhundert gegründeten Sprachinseln ausgeht. In diesen, von einem fremden Urvolk umschlossenen Räumen lassen sich die Erscheinungen nicht allein gut überblicken, sondern es ist dort, wo es sich um Siedlungen der letzten zwei Jahrhunderte handelt und die volkskundlichen Verhältnisse in der alten und neuen Heimat der Siedler bekannt sind, auch möglich, die alten und neuen Formen zu vergleichen und die bei der Fortpflanzung der Überlieferungen und ihrer Umbildung wirksamen Kräfte aufzudecken.

Diese Sprachinselvolskunde hat man auf sudetendeutschem Boden, wo sie mit der Grenzlandvolkskunde allein in Betracht kommt, in ihrer Bedeutung bereits erkannt. Namentlich in den letzten Jahren hat die Erforschung der in der Tschechoslowakei gelegenen deutschen Sprachinseln, aber auch der in anderen Ländern des Ostens, besonders in Polen, Jugoslawien, Ungarn, Rumänien und Rußland von sudetendeutschen Auswanderern begründeten Siedlungen einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Hierzu hat die Erkenntnis nicht wenig beigetragen, daß gerade in der Sprachinselvolskunde die Volkskunde im Vordergrund stehen muß. Nach

Walter Ruhn¹⁾, dem bahnbrechenden Sprachinselforscher des Ostens, vollzog sich die Erforschung des galizischen Deutschtums in den folgenden fünf Zeitabschnitten: 1. Die Zeit der Reisebeschreibungen (1781—1812). 2. Die völlig literaturleere Zeit (1813—1868). 3. Die Zeit der protestantisch-kirchlichen Statistik (1869—1902). 4. Die Zeit des nationalen Erwachens und der vorwiegend geschichtlichen Forschung (1903—1920). 5. Die Zeit der volkswissenschaftlichen Forschung (seit 1921). Andere Sprachinseln zeigen ein anderes Bild. Doch dürfte für die letzten dreißig Jahre überall das Gleiche zutreffen, daß die geschichtliche Forschung nach und nach von der volkswissenschaftlichen abgelöst wird. H. F. Raindl, der die Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern schrieb, hat mit seinen volkswissenschaftlichen Arbeiten diesen Übergang vorbereitet. Bei den Sprachinseln, die keine bewegte Geschichte haben, vermochte eben, wie W. Ruhn²⁾ für Galizien betont, „die rein geschichtlich arbeitende Forschung die wirklichen Lebensprobleme des Stammes nicht zu erfassen. Sie beschränkte sich im wesentlichen auf die Darstellung der Ansiedlungszeit, in der allein die schriftlichen Quellen reichlicher fließen. Das Schwergewicht aber ruht in Galizien, weit mehr noch als bei der Bielitzer Gruppe, auf volkswissenschaftlichem Gebiete.“

Das Schwergewicht muß aber auch deshalb hier liegen, weil die Sprachinseln nicht selten einen volkswissenschaftlichen Untersuchungsstoff darbieten, der durch sein Alter, seine Urprünglichkeit, seine Sonderart und dort, wo sich Siedler aus verschiedenen Stammesgebieten zusammensanden, durch seine Vielseitigkeit von höchstem Werte ist. So gibt es bei einer Gruppe der von 1804 an aus Westpreußen ausgewanderten Mennoniten an der Molotschna im Schwarzmeergebiet³⁾ Sprachformen, die heute in ihrem preussischen Stammesland nicht mehr leben, aber für die Zeit der Auswanderung gerade durch das Weiterleben in Rußland erschlossen werden können.⁴⁾ Die gleichen Erfahrungen wird man auch in anderen Sprachinseln machen, in welchen die Sammelarbeit erst in den Anfängen steht.

In den Sprachinseln ist sogar die Möglichkeit gegeben, sprachliche Entwicklungsvorgänge, die sich vor Jahrhunderten abgespielt haben, noch heute mitten in der Bewegung zu verfolgen. In den deutschen Sprachinseln Galiziens haben die Teilmundarten ihre Auseinandersetzungen noch nicht abgeschlossen, die endgültige Sprache der Siedlungen ist erst im Werden. „Es spielen sich solcherart in der Gegenwart, gleichsam unter den Augen des Sprachforschers, Vorgänge ab, die z. B. für das ostdeutsche Siedlungsgebiet im 13. und 14. Jahrhundert anzunehmen sind und heute aus ihren Ergebnissen mühsam erschlossen werden müssen. Trotzdem hat die Forschung

¹⁾ Die Erforschung der jungen deutschen Sprachinseln Galiziens (Karpathenland I. 1928, S. 102).

²⁾ Das Deutschtum in der Bielitzer Sprachinselgruppe und in Galizien. (Ebd. S. 54.)

³⁾ Leider beachten die bisher erschienenen Arbeiten, z. B. R. Stumpp, Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet (Stuttgart 1922); J. A. Malinowski, Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meere (Stuttgart 1927) und die Planerkolonien am Njowischen Meere (Stuttgart 1928) die Volkswunde fast gar nicht.

⁴⁾ W. Mijska, Volkswunde und Auslandsdeutschtum. (Deutsche Forschung. Heft 6. Berlin 1928. S. 139.)

diesem Sprachgeschichtlichen Laboratorium' bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt, während dies z. B. in den deutschen Siedlungen in Südrußland und an der Wolga bereits geschehen ist¹⁾, für die die Arbeiten von W. Unwerth, G. Dinges, B. Schirmunski u. a. grundlegend sind²⁾.

Bei den 15.000 Deutschen Karpathenrußlands lassen sich dreizehn verschiedene Mundarten, vorwiegend bayrischer und fränkischer Herkunft nachweisen³⁾. Eine Vielseitigkeit der Sprachformen weist auch die Sprachinsel Gottschee in Jugoslawien auf, in der fünf Mundarten festgestellt wurden, von welchen eine schriftdeutsches Gepräge, eine andere slowenischen Einschlag zeigt⁴⁾. Noch bunter ist das Bild dort, wo fast jedes Dorf von andersstämmigen Ansiedlern begründet wurde, was noch nach Jahrhunderten trotz aller An- und Ausgleichung deutlich merkbar ist, wie z. B. in der Sprachhalbinsel Neuhaus-Neubistritz im südöstlichen Böhmen.

Auch das Volkslied und das Volksschauspiel ist in den Sprachinseln zuweilen besser bewahrt worden als in der alten Heimat. Wenn etwa einmal der volle Bestand an Volksliedern und Schnaderhüpfeln in der Sprachinsel Deutsch-Mokra (Karpathenrußland), aus der sich ein von dem Siedler Leopold Holzberger 1835 niedergeschriebenes Schwerttanzspiel erhalten hat⁵⁾, gesammelt sein wird⁶⁾, wird sich feststellen lassen, wie viel davon noch in der Urheimat um Gmunden und Jschl bekannt ist. Die älteste Fassung des Böhmerwald-Weihnachtsspiels mit Singweisen besitzen wir jetzt aus Sinjak (Karpathenrußland), wohin sie von den um 1835 aus dem Böhmerwalde Ausgewanderten mitgenommen wurde⁷⁾. In diesem Dorfe verfertigen sich heute noch die Einwohner auf die gleiche Weise und mit demselben Werkzeug wie im Böhmerwald ihre Holzschuhe (vgl. unser Bild).

Was das Volksgut der Sprachinseln betrifft, so kann man nach der Herkunft unterscheiden zwischen *Altgut*, das aus der alten Heimat mitgenommen wurde, *Neugut*, das entweder selbst geschaffen oder von der Oberschicht der eigenen Sprachinsel, wenn eine solche vorhanden ist, oder auf Umwegen von der Oberschicht des Gesamtvolkes übernommen wurde, und *Lehngut*, das aus gleichvölkischen Nachbarinseln oder aus der fremdvölkischen Umwelt stammt. Dieses fremdvölkische Lehngut nimmt im deutschen Gebiet der Tschechoslowakei an Umfang zu, je weiter man von Westen nach Osten geht und je kleiner und daher abhängiger vom umwohnenden Fremdvolk die Siedlung ist. So bildet die deutsche Sprachinselvölkerkunde in der Tschechoslowakei geradezu die Brücke zwischen dem deutschen Westen und dem slawischen Osten, aber auch dem magyarischen

¹⁾ W. Ruhn im Karpathenland I. 1928, S. 55.

²⁾ Vgl. die Bibliographie bei W. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine (Chartow 1928) S. 161.

³⁾ Karpathenland II. 1929, S. 136.

⁴⁾ H. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895, S. 31f.

⁵⁾ Vgl. F. Arnold Mahler, Ein deutsches Schwerttanzspiel aus Ungarn. (Zeitschrift für Völkerversychologie und Sprachwissenschaft XIX. Leipzig 1889, S. 204—263.)

⁶⁾ Einige Bierzeiler veröffentlichte F. J. Beranek im Karpathenland II. 1929, S. 138f. Eine größere Anzahl von Liedern wurde vom Verfasser im August 1929 aufgezeichnet.

⁷⁾ A. Korn, Das Bethlehemspiel. Oberplan 1929.

und rumänischen Südosten. Ihre Ergebnisse sind nicht allein volkstudlich, sondern auch nationalpolitisch von größter Bedeutung.

Die Sprachinselvolkstudie wird vor allem die Lösung der folgenden Fragen anstreben:

W a r u m ist dieses Volksgut (Altgut, Neugut, Lehngut) weiter überliefert, bzw. neugebildet, übernommen und entlehnt worden und warum sind bestimmte Überlieferungen verloren gegangen?



Rudolf Weigert, Richter (Vorsteher) von Sinjak (Karpathenrußland), beim Holzschmieden. Nachkomme von Auswanderern aus Oberjassau bei Wallern (Böhmerwald).

W i e ist das erhaltene Volksgut im Laufe der Überlieferung verändert worden? Welche bewegenden Kräfte waren am Werke und nach welchen Grundsätzen und Gesetzen sind die Umformungen erfolgt?

Das sind Fragen, die sich heute, wo die Sammelarbeit in vielen Sprachinseln erst beginnt, noch nicht erschöpfend beantworten lassen. Nur im allgemeinen können die Grundzüge der deutschen Sprachinselvolkstudie umrissen, die besonderen Voraussetzungen und die ursächlichen Zusammenhänge besprochen werden.

Hierbei sind bestimmte, grundlegende Gesichtspunkte voranzustellen, wobei die fruchtbaren Ergebnisse der Arbeiten von W. Ruhn¹⁾ besonders zu berücksichtigen sind.

¹⁾ Vor allem: Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinseln. (Deutsche Blätter in Polen III. Posen 1926. S. 65—140); Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Münster i. W. 1930.

Den Ausgangspunkt muß das Erfassen der geistig-feelischen, zum Teil auch körperlichen Eigenart des Sprachinslers bilden, wobei man zweckmäßig vom Auswanderer überhaupt ausgeht, seine Eigenart feststellt und danach erst die engere, zu Sprachinselnbewohnern gemordene, meist Landwirtschaft betreibende Gruppe zu bestimmen sucht.

Bei dieser sind die folgenden Punkte¹⁾ in ihrer volkswissenschaftlichen Auswirkung zu erörtern:

1. Die Herkunft und Stammesart der Siedler.
2. Der Auslesevorgang bei der Schaffung der neuen Heimat.
3. Der Einfluß des neuen Umlandes (Bodenbeschaffenheit, Klima u. a.).
4. Der Einfluß des Umvolkes, der hauptsächlich von dem Kulturgefälle zwischen Siedlern und Umwohnern bestimmt wird.
5. Der Einfluß der neuen Staatszugehörigkeit²⁾.

Aus diesen Grundlagen erwächst die neue Eigenart des Sprachinselmenschen, die ihn vom Binnendeutschen unterscheidet und die in ihrer volkswissenschaftlichen Ausprägung besondere Eigenheiten aufweist.

Der Auswanderer

In unserem Falle haben wir es in der Regel mit dem körperlich und geistig gesunden, schlichten Landmenschen zu tun, nicht mit jenen Ausnahmen, mit jener Art von Auswanderern, die meist aus städtischen Familien stammen und nicht selten ausgesprochene Neurotiker sind, die meist schon in ihrer Kindheit etwas abwegig sind, Eltern und Geschwistern fremd gegenüberstehen, sich nicht in die übrige Gemeinschaft einfinden können, die als Erwachsene vielleicht in der übertriebensten Weise politische und soziale Hochziele zu verwirklichen suchen, die ursprünglich mit quälenden Minderwertigkeitsgefühlen belastet, im Laufe der Zeit das Gegenteil, einen riesigen Ehrgeiz und ungehemmten Tatendrang entwickeln³⁾.

Denn die Volkswissenschaft hat sich weniger mit den neueren deutschen Minderheiten in fremdsprachigen Großstädten zu beschäftigen, denen das Merkmal der geschlossenen Entstehung in einem Zuge und der Neugründung fehlt, die „sich einzelweise, mehr oder weniger zufällig, angesammelt, kein neues Gemeinwesen auf früher unbefiedeltem Boden geschaffen, sondern sich in ein schon bestehendes, vom Wirtsvolke bewohntes, eingefügt haben“⁴⁾. Sie kann zunächst nur die „echten“ Sprachinseln berücksichtigen, die W. Ruhn als „die durch geschlossene Kolonisation neugeschaffene Siedlung eines Volkes im Sprachgebiete eines anderen“ bezeichnet⁵⁾. Nach ihm sind solche echte Sprachinseln aus jüngerer Zeit z. B. die Bauernsiedlungen in Ost-

¹⁾ Für einzelne Punkte wird das in nächster Zeit erscheinende Buch von Doktor Hans Schmid zur Volkswissenschaft von Machliniec in Galizien, der von Auswanderern aus der Gegend um Tscharn und Plan in Westböhmen 1823 begründeten Siedlung, gute Beispiele liefern.

²⁾ Vgl. G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkswissenschaft. (3. f. Bf., Neue Folge I. Heft 3, Berlin 1930.)

³⁾ Vgl. Severus, Die Außenleiter der Gesellschaft. (Prager Montagsblatt vom 25. November 1929.)

⁴⁾ W. Ruhn, Naturgeschichte S. 69f.

⁵⁾ Ebd. S. 70.

galizien, Südungarn und Südrußland, aber auch in Brasilien und Argentinien, aus früherer Zeit die deutschen Gaue in Oberungarn und Siebenbürgen. Von Städten gehören nur die deutschen Gründungen des Mittelalters dazu, die deutschen Sprachinsellstädte im Baltenslande, in Polen und Ungarn.

Bei der Auswanderung der letzten zwei Jahrhunderte nach Osten, die uns hier am nächsten liegt, haben wir es vorwiegend mit ländlichen und bäuerlichen Schichten zu tun, die auch in ihrer neuen Heimat Landwirtschaft betrieben und so an die Scholle gebunden blieben. Damit war eine der wichtigsten Vorbedingungen für die Erhaltung des Volkstums gegeben. Denn von der Entnationalisierung wird vor allem der nicht mit dem Boden verwachsene Arbeiter und Angestellte bedroht, zumal wenn er in eine städtische Umwelt gerät. Denn hier wirkt sich der zweite wichtige Gesichtspunkt aus, das Kulturgefälle, die in diesem Falle höhere Stadtkultur, die den primitiveren Menschen aufsaugt und dem fremden Volke einverleibt.

In dieser Beziehung haben unsere bäuerlichen Auswanderer im flawischen Osten günstige Verhältnisse gefunden. Während von den Millionen deutscher Volksgenossen, die in den letzten Jahrhunderten nach Amerika ausgewandert sind¹⁾, eigentlich nur ein verschwindender Bruchteil deutsch geblieben ist, ist im Osten die Masse der Auswanderer ihrem Volkstum erhalten geblieben. Dort kam eben der Deutsche mit einer gleichen oder auch höheren Kultur in Berührung, hier aber war er der Überlegene und hat daher die Oberhand behalten. Eine Rolle spielt natürlich auch die stärkere oder schwächere Einflußnahme von Seiten des Staates. Sie mag z. B. in Australien nur zu oft bewirkt haben, daß der Deutsche sich bald in einen Engländer verwandelte²⁾. In Rußland aber war auch schon zur Zarenzeit im allgemeinen ein freies Ausleben der Völker möglich. Versuche der Russifizierung in der Vorkriegszeit waren meist nur vereinzelt und bei asiatischen Völkern, z. B. in Turkestan, unternommen worden und sind nahezu erfolglos geblieben.

Die Besiedlung des Ostens durch deutsche Auswanderer war durch zwei Umstände veranlaßt worden. Einerseits benötigte man dort geeignete Arbeitskräfte für die Urbarmachung des Bodens und in der Landwirtschaft, andererseits waren diese im Westen in Gegenden mit einem Bevölkerungsüberschuß, aber ohne freien Boden zur Genüge vorhanden.

Und so vollzog sich fast zur gleichen Zeit wie in Rußland im großen, so in den Karpathenländern, im Banat usw. im kleinen der gleiche Vorgang. In Rußland, wo die Ausländer als Kulturbauer der riesigen, unbefiedelten Gebiete notwendig waren, kam es zu den drei deutschen Einwanderungswellen, die B. Schirmunski³⁾ unterscheidet: 1. Die Kolonisation unter Katharina II. (1764—1774), hauptsächlich an der Wolga. 2. Die

¹⁾ Eine umfassende Statistik der Auswanderung hat 1929 das Internationale Arbeitsamt in Genf in New York herausgegeben: *International Migrations*, Vol. 1. Imre Ferenczi, *Statistics* (Nr. 14 der Publications of the National Bureau of Economic Research).

²⁾ Vgl. *Der Auslandsdeutsche* XII. Stuttgart 1929, S. 458f.

³⁾ Die deutschen Kolonien in der Ukraine (Chartow 1928) S. 15f.

Kolonisation unter Alexander I. (1803—1823), vorwiegend im Schwarzmeergebiet (Ukraine, Krim, Westarabien, Transkaukasien). 3. Die Kolonisation unter Nikolaus I. und Alexander II. (1830—1870), jetzt besonders in Wolhynien. Schirmunski führt auch die wichtigsten Ursachen dafür an, warum gerade Deutsche in dieser Zeit als Siedler berufen wurden¹⁾. Deutschland hat durch seine ungünstige Lage keine Siedlungskolonien in neuentdeckten Weltteilen, wie etwa Spanien, Portugal, Holland und England, wohin der Überschuß der Bevölkerung seinen natürlichen Ausweg finden kann. Zudem war vor 1870 die deutsche Industrie noch nicht so entwickelt, daß sie und damit die Stadt den Überschuß der ländlichen Bevölkerung in sich aufnehmen konnte.

Dieser Überschuß war vor allem im Westen und Süden Deutschlands immer vorhanden. Und gerade diese Gegenden hatten seit Ende des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriege mit den französischen Nachbarn, dann durch Kriegsabgaben, Einquartierungen, Rekrutenaushebungen, aber auch durch Mißwachs und Hungersnot zur Zeit Napoleons zu leiden. Gut kennzeichnet die Verhältnisse ein Augenzeuge G. Walter im „Unterhaltungsblatt für deutsche Ansiedler im Südlichen Rußland“ (1849, Nr. 6), der den Auszug einer Gruppe von Auswanderern in der Zeit von 1802—1823 schildert und dabei einen Jungen zur weinenden Mutter sprechen läßt: „Mutter, mißcht nit heule, lom-mer bald zum Russe-ma, der hat viel Brod und Salz, Gelt, Mutter, dort finde uns d' Franzose nit, der Russe stot vor der Türe na, und laßt se nit rei, derno derse-mer unser eins selber esse“²⁾. Nicht wenig hat auch die Rechtlosigkeit in den deutschen Staaten zur Zeit des Absolutismus zur Auswanderung beigetragen.

Der Drang nach Freiheit und Selbständigkeit war überhaupt ein häufiger Beweggrund zum Auswandern. Dieses Freiheitsgefühl ist eine der wichtigsten Wesensseiten des Sprachinselmenschen geblieben. Es entstand oft auch aus der durch die Abhängigkeit vom Großbauern oder Großgrundbesitzer gegebenen wirtschaftlichen Notlage, die zumeist für das Verlassen der Heimat ausschlaggebend war. So waren die aus dem Gebiet um Wallern, Prachatitz und Winterberg stammenden Böhmerwäldler, die um 1837 Einjak und Unter-Hrabowitz bei Munkatsch besiedelten, daheim meist „Inleute“ gewesen³⁾, die mit ihrer Familie bei einem großen Bauern wohnten, von ihm etwas Wiese und Feld zur Nutznießung zugewiesen hatten, ihm aber dafür auch Arbeit leisten mußten. Und wenn es Kleinhändler und Waldarbeiter waren, so hatte die Abhängigkeit vom Brotherrn und seinen Angestellten ebenfalls ihre trüben Seiten. Der herrschaftliche Heger war allmächtig und konnte dem armen Mann, der zu wenig unterwürfig war, jede Verdienstmöglichkeit entziehen.

Auch für die 1827 aus der Gegend um Neuern im Böhmerwald nach dem damals ungarischen Banat Ausgewanderten führt P. Graßl⁴⁾ als

¹⁾ Ebd. S. 14ff.

²⁾ Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 25.

³⁾ Nach mündlichen Mitteilungen.

⁴⁾ Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat. V. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1904. S. 12.

wichtigste Ursache die drückenden Verhältnisse an, in welchen sie als Inleute zu ihren Bauern standen: „Der J'mo' (Jnmann) erhielt vom Bauer ein kleines Häuschen (Jmohäusl)¹⁾ als Wohnung, Stall und Futter für eine Kuh, einige Bisonge (Streifen) Feld und hie und da auch Brennholz. Dafür ward er und sein Weib verpflichtet, für den Bauer jederzeit gegen einen Taglohn von 5 bis 7 Kreuzern W. W. (= 3.5 bis 4.9 fr. ö. W.) nebst der Kost, diese nur an Arbeitstagen, zu arbeiten. Arbeitsunfähige Kinder mußten die „J'leute“ selbst verpflegen. Nur an solchen Tagen, an denen der Bauer keine Arbeit für sie hatte, konnten und durften sie sich anderweit nach solcher umsehen. Bei den Arbeiten im Ochsenstalle mußte der „Jmo“, bei jenen im Kuhstalle das „Jwei“²⁾ jahraus, jahrein ohne Entgelt täglich mithelfen. Letzteres hatte allwinterlich noch ein Schoß (60 Strähnen, à 9 Widl zu 60 Fäden) „wirchanes“ Garn zu spinnen. Die Kinder der „Jleute“ wurden frühzeitig in den Dienst der Bauern getan als Viehhüter und brachten es nach und nach zum Klein-, Groß- und Oberknecht, beziehungsweise zur Klein-, Groß- und Oberdirn. Dabei wurden die Knechte 30 und mehr, die Mägde 25 und mehr Jahre alt, bis sie endlich an's Heiraten denken konnten.“ Und dies war meist auch nur möglich, wenn der Knecht einen Platz als „Jnmann“ bekam. Sonst konnte nur noch jener, der ein Handwerk erlernt, die vorgeschriebene Wanderzeit zurückgelegt und in der Gemeinde als zünftiger Meister Aufnahme gefunden hatte, an die Gründung einer Familie denken. Ferner weist Graß noch darauf hin, daß vornehmlich die heranwachsenden Söhne der Jnwohner für den Militärdienst eingefangen wurden, was meist der Gemeinderichter und seine Beisitzer, ebenfalls Großbauern, bei Nacht und Nebel mit Hilfe von herrschaftlichen Amtspersonen besorgten. Neben heiratslustigen jungen Leuten waren daher auch nicht wenige, von solchen Aushebungen bedrohte Burschen unter den Auswanderern.

(Fortsetzung folgt.)

Zephyrin Zettl, der Mundartdichter des Böhmerwaldes

Von Dr. Eduard Eifenmeier

Sinnfällige Schilderung mit einer Lebendigkeit gegeben, die mit plastischer Wirkung gewiß nur durch die Mittel der Mundart gebracht werden kann, die große, unerschütterliche, wahrhafte Liebe zur Heimat zu schildern, das kann am besten Zephyrin Zettl, der fruchtbare und bis heute kaum erreichte Mundartdichter des Böhmerwaldes.

Z. Zettl hat Natur und Mensch seiner Heimat in seinen Gedichten und Erzählungen verbunden und gibt somit gleichsam Züge aller großen Böhmerwaldschriftsteller kund. Im Vergleiche mit anderen sudetendeutschen Mundartdichtern nimmt er eine gewisse Mitte zwischen dem Lyriker des

¹⁾ Im südlichen Böhmerwald auch ein „Stübl“ im Bauernhause.

²⁾ Jmweib, das Weib des Jnwohners.

Erzgebirges Anton Günther und dem Ostböhmen Anton Kahler ein, dessen Dichtungen mehr für den Vortrag berechnet sind.

Es ist alter, historischer Boden, auf dem der Dichter das Sicht der Welt erblickte, nämlich das Gebiet der sogenannten künischen Freibauern. Sie besiedelten die Landschaft zwischen den Gefilden und dem Angesttal und unterstanden lange unmittelbar der königlichen Kammer [zu ihrer Geschichte vgl. Kubitschek, Die Mundarten des Böhmerwaldes, Pilsen 1927, S. 54f.; Waldheimat II¹), S. 125]. Mitten in diesem Gebiete in Stadln



ist Zephyrin am 14. Juli 1876 geboren worden. Bald aber übersiedelten seine Eltern nach Wien, ihm jedoch wurde, zurückgelassen bei den Großeltern, die heimische Mundart zur eigentlichen Muttersprache [über seine Kinderzeit vgl. z. B. Waldlerisch²), S. 10, Woldgschichtn³), S. 5]. Und später kam er jedesmal in der Ferienzeit in den Wald. Die harte Not und eine zahlreiche Familie zwangen seine Eltern, ihn das Buchdruckerhandwerk lernen zu lassen. Er wurde Schriftsetzer, war aber dabei eifrigst auf seine Bildung bedacht. Zu dieser Zeit schon war er Mitarbeiter bei einem Witzblatte und im Jahre 1895 Mitbegründer des literarisch-gefelligen Vereines

¹) Waldheimat. Monatschrift für den Böhmerwald, „Moldavia“, Budweis, I.—V. Jahrgang.

²) Z. Zettl, Waldlerisch, Gedichte in der Böhmerwaldmundart. Wien 1919. 2. Aufl. Wien 1921.

³) Z. Zettl, Woldgschichtn, erzählt in der Mundart des oberen Böhmerwaldes. Wien 1925.

„Theodor Körner“, wobei er Gelegenheit hatte, als Schauspieler, Rezitator und Autor hervortreten. In diese Zeit fällt auch der im Böhmerwald, 5. Jg.⁴⁾ erschienene Einakter „Der Dämmer friagt's Haus“. Aber seine ersten dichterischen Versuche reichen mit dem für ihn bezeichnenden Liede „An die Heimat“ in sein 13. Lebensjahr zurück. — 1904 erhielt er eine Beamtenstelle in der österreichischen Staatsdruckerei. Trotz seiner ehrenvollen Stellung fühlt er sich jedoch wie der gefangene Zeisig. Am liebsten wäre er Waldschulmeister geworden. „Was wäre für mich die ständige Fühlung mit Heimat und Volk geworden“, so schreibt er in einem Aufschrei, der ihm aus tiefster Seele in die Feder floß⁵⁾.

Zettl spricht und schreibt die echtste Sprache seiner Heimat. Es ist kein Gemisch zwischen Mundart und Schriftsprache, wie wir es bei Jeremias Gotthelf, Anzengruber, Ganghofer und Rosegger finden. Armüchtige Kraftworte, eine derb-realistische Wiedergabe der Lokalsprache ist ihm eigen. Weniger trägt er zur Bereicherung der Sprache durch eigene Wortbildung bei. Seine Sprech- und Anschauungsweise ist vollkommen den unteren Schichten entnommen. Der Humor nimmt in seiner Dichtung einen breiten Raum ein, und das ist sein volles Recht. Sind auch die Böhmerwäldler, insbesondere die Bewohner der höheren Lagen, wortfarg und gegen Fremde verschlossen, so besitzen sie doch Humor, der sich in ihren Redensarten, lustigen Bierzeilern, Erzählungen und losen Streichen offenbart. Dem Humor der Wäldler haftet ein gewisser Sarkasmus an. Das versteht auch Zettl in seiner Dichtung darzutun. Wir wünschen uns auch jenen Humor, der launig und freudig die Menschenschwächen belächelt, nicht aber verletzenden, bitteren Spott. Solcher Humor muß also im Ton der ganzen Dichtung, nicht erst in der Schlussspitze liegen. Und wenn Humor die Kunst bedeutet, Schmerzen lächelnd zu überwinden, so ist der mundartliche Kunstdichter in hohem Maße dazu berechtigt.

Seine Gestalten sind wurzelecht und bodenständig. Zettl ist ein getreuer Beobachter heimatlischer Volksgestalten. Er geht den durch die Situation bedingten Derbheiten nicht aus dem Wege. Er ist kein Darsteller phantastischer Idealisierung seines Volkes, sondern stellt es ganz realistisch dar. Hierin hat er auch einen Vorzug vor Stelzhamer, der die Mitte hält zwischen dem derben Realismus und dem schwärmerischen Idealismus⁶⁾. Wir sehen das Waldvolk bei der Arbeit und in der Muße, im Lieben, beim Tanz, im Wirtshaus und beim Kaufhandel.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die unser Dichter besungen hat, ist begrenzt durch den Anschauungs- und Gefühlskreis einer beschränkten Lebenslage, über die hinaus die mundartliche Dichtung sich nicht leicht erheben kann⁷⁾. Die geringere Schmiegsamkeit der Mundart macht die Schranken, die der Dialektpoesie in stofflicher Hinsicht nach oben gezogen

⁴⁾ Böhmerwald, I.—IX. Jg., 1899—1907.

⁵⁾ Brief vom 31. VII. 1928.

⁶⁾ Oesterr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, Bd. Oberösterreich-Salzburg, Wien 1889, S. 177.

⁷⁾ Vgl. L. Hörmann, Biographisch-kritische Beiträge zur österr. Dialektliteratur. Dresden, Leipzig, Wien 1895. S. 22.

sind, merklich fühlbar. Unser Dichter bescheidet sich auch mit den jener Lebenssphäre angemessenen Verhältnissen, Erscheinungen und Geschehnissen und erweitert nicht die Zahl der Gegenstände, die sonst in der Dialektpoesie besungen werden. Nach dieser Richtung mag Zettls dichterische Tätigkeit einer kleinen Betrachtung unterzogen werden.

Die Liebe zur heimatlichen Erde wurde bisher in jeder Mundartdichtung besungen. Hierher gehört eine Reihe seiner Lieder. In dem Gedichte „Waldlerische Weis“⁸⁾ ist ihm die Heimat alles. Er stellt die Wälder so dar, wie sie sind. Alle ihre Merkmale zeichnet er in seiner kurzen, markanten Art. Seine Anhänglichkeit an die Heimat kommt zum ergreifenden Ausdruck in „Wieda dahoam“⁹⁾. Auch die Heimwehlieder gehören dieser Stoffgattung an. In letzter Zeit scheint die Sehnsucht nach der Heimat bei ihm noch größer geworden zu sein, da sich die Heimweh-Gedichte immer mehr häufen. Das Leberwohltagen von der Heimat fällt ihm am schwersten¹⁰⁾. Zettl dürfte von einem Sommerurlaub, den er in seiner Heimat zubrachte, in Amt und Würde zurückgekehrt sein. Behmütig nimmt er von der Heimat Abschied, wie wenn es das letztemal sein sollte. Krank, vielleicht feilisch erkrankt, ist er in seine geliebten Wälder und Täler gekommen. Frisch, strotzend vor Kraft, gesundet entläßt ihn die Heimat. Er ist nicht pessimistisch. Aber es ist Fortuna, die dem Menschen sein Schicksal zugebracht hat. So ist es bestimmt, so muß es sein. Man sieht den Kampf des Dichters, er möchte gerne hier bleiben, sein Pflichtgefühl ruft ihn aber zurück zur Arbeit¹¹⁾.

Die Lieder, welche des Dichters Lust und Leid erklingen lassen, vertragen, daß ihm ungezwungene Heiterkeit und Fröhlichkeit nicht fremd sind. Das gilt schon für seine Kinderzeit (vgl. „Ma Kinderzeit“¹²⁾). Was er hier von seinen Kinderjahren schreibt, das gilt auch für sein späteres Alter. Diese Frohnatur Zettls tritt uns besonders in dem längeren Gedicht „’s Fuchzga Gsangl“ mit dem Untertitel „Anlässlich meines 50. Geburtstages am 14. Juli 1926“ vor Augen¹³⁾. Der Dichter kann es fast nicht glauben, daß „da Fuchziga scho’ do is“. Zettl bekräftigt humorvoll sein eigenes Leben und stellt in groben Zügen philosophierend einen Rückblick auf sein verflorrenes Leben an.

Auch dem Leben des Reichthumes, des leichtlebigen Gefellen, der dem Trunke und dem Spiele nachgeht, schenkt er seine Aufmerksamkeit. Im Gedichte „Der Lüaderlich Boder“¹⁴⁾ kehrt das alte Lied vom Hausvater wieder, der sein Hab und Gut im Gasthause verspielt und vertrinkt. Ansonsten aber scheint er es niemandem zu verargen, wenn er „oamol a Glasl

⁸⁾ Waldlerisch, S. 77f.

⁹⁾ Woldgsangla, S. 7; J. Zettl, Woldgsangla, Gedichte in der Mundart des oberen Böhmerwaldes, Wien 1922.

¹⁰⁾ Vgl. dazu „’s Obfüatgsangl Pfüat dih Gott, Hoamat!“ in der Waldheimat III, S. 111, Juli 1926.

¹¹⁾ Vgl. noch das Gedicht „’s Pfüat-dih-Gott-fogn“ in Waldlerisch, S. 13.

¹²⁾ Waldlerisch, S. 10f.

¹³⁾ Abgedr. Waldheimat IV, Jännerheft 1927.

¹⁴⁾ J. Zettl, Bon uns dahoam, Gedichte in der Mundart des oberen Böhmerwaldes, Wien 1923, S. 67.

z'viel" hinter die Binde gegossen hat, und ruft im Gedichte „Wo'gngsangl für mein Bu^{abn}"¹⁵⁾ dem Kinde zu:

„Lusti mei Bu,
Bübal, trink zu!“

Wenn schon sonst überall von Alkohol und Nikotin in einem Atemzug gesprochen wird, so soll es auch hier sein. Eine lustige Geschichte, diesmal in Prosa bietet er uns in der Erzählung „U' Schwefelhölzl"¹⁶⁾. Der Dichter schildert da ein Erlebnis aus seinen Mannesjahren. Er geht mit seinem Better von Gutwasser nach Stadln. Auf dem Wege bemerkt er, daß er kein Streichholz bei sich habe. Da erzählt ihm sein Begleiter eine Geschichte aus seiner eigenen Studienzeit. Auch ihm ging es einmal so. Stundenlang begegnet er niemandem. Schließlich trifft er einen Bauern und bittet ihn um Feuer. Doch dieser gibt ihm die Mahnung: „Zh wir Cah' eps sogn, junga Herr. Schaunt S, bol ih Cah' ejs a' Hülzl gib, aft werden S es ondamol wieda draf vogessin, daß S Cah' oi' ei'steckant. Bol ih 's oba net tua, aft wernd S Cah' des mirka und af an Ordnung holtn lerna. Des muaf ma' in olle Stuckan, ah bon Raucha. Ninks für unguat, junga Herr“, sagt er, „bleibnt S' recht gfund!“

In den Naturliedern besingt Zettl stille Plätzchen seiner Heimat oder die Natur im allgemeinen (vgl. z. B. eines seiner ersten Mundartgedichte „Entathol n Bachla"¹⁷⁾, ferner „Am Urber"¹⁸⁾). Den Herbst besingt er in dem Liede „Sirgst mirds"¹⁹⁾. Er sehnt sich nach dem Frühling in dem Liede „Um an Auswärts tuat s mar ont . . .“²⁰⁾. Das letzte Gedicht ist wohl tendenziös aufzufassen, indem er seine Heimat mit einem Winter vergleicht, der über dem Lande liegt. Er möchte seinen geliebten Bergen den Frühling bringen, und wenn er ihn aus dem Boden mit blutigen Fingern herausgraben müßte. Er liebt die kleine Tierwelt. Diese Liebe kehrt in einigen Gedichten wieder. Besonders schön ist dieses Verhältnis in der Idylle „Vo'n Bogerla wos in' Himml kömma is“²¹⁾ gezeichnet. Diese Liebe offenbart sich auch zu dem Zeisig, der eingesperrt ist. Auch Zettl muß in der Stube sitzen. Er singt zwar in seinem Käfig „Liabsgsangla“, aber:

„Bessa tats ma taugn,
Hätt i um an Holz mein Schoß
Frisch mit braune Augn“²²⁾.

Das Lied erscheint uns als die reinste und tiefste Offenbarung des inwendigen Menschen. Dadurch kommt Zettl der Volksdichtung sehr nahe²³⁾.

¹⁵⁾ Wäldlerkalender. Jahrbuch des Vereines für Volkskunde und Volksbildung im Böhmerwalde, Staab, Bd. II, S. 63.

¹⁶⁾ Woldgschichtn, S. 26ff.

¹⁷⁾ Wäldlerisch, S. 12.

¹⁸⁾ Woldgsangla, S. 52.

¹⁹⁾ Woldgsangla, S. 22.

²⁰⁾ Von uns dahoam, S. 7f.

²¹⁾ J. Zettl, Vo'n Bogerla wos in' Himml kömma is. Ein Kindererlebnis in der Mundart des Böhmerwaldes erzählt. Mit Bildern geschmückt von Reinhold Koeppel-Waldhäuser. Wien 1923.

²²⁾ Wäldlerisch, S. 20.

²³⁾ E. S. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1928, S. 313.

Vielleicht haben wir es hier mit einer Beeinflussung durch den oberösterreichischen Mundartdichter Karl Adam Kaltenbrunner²⁴⁾ zu tun (vgl. sein „s' Böggl in 'n Häusl“ in „Oberösterreich. Lieder“, S. 59f. und „Der eing'spörrt Vogel“ in „Mm und Zither“, S. 50f.).

Am meisten kommt bei Zettl die Liebe in all ihren Phasen, in all ihren Arten zum Ausdruck. Es kehren alle Motive wieder: Liebesbegehren und Abweisung; Anknüpfung eines Liebesverhältnisses — Geständnis der Herzensneigung, Versprechen der Treue, Liebesbotschaft, Stolz des Mädchens auf den Stand seines Liebhabers, Besuch in der Nacht, Tanz in der Schenke, friedlicher Abschied vom Mädchen; sogar Betrachtungen über die Liebe selbst stellt der Dichter an.

Eine solche Betrachtung über die Liebe in philosophierender Art ist das Gedicht „Wo da Liab“²⁵⁾. Es beginnt gleich in der Einleitung mit der Beantwortung der Frage, was Liebe ist:

„Wos ma d Liab a so nennt,
Is a Böiht, des wos brennt.“

Dieser Vergleich wird, wie es Zettl gern tut, weiter gesponnen:

„Gh ma s glaubt, eh ma s kennt,
Is ma ganze vobrennt.“

Er warnt vor der Liebe mit den Worten:

„Drum gib acht, liaba Bua,
geh net z nouhad dazua.“

Und doch kommt sie über jeden:

„Dan is s zwida, oan druckt,
Dan den krallts und oan juckt,
Dan den gfreuts und oan bangts,
Ob'r an nejdn daglangts.“

Die drei Perioden der Liebe nennt er nach dem Blühen dreier Blumen „s Weigerl“, „s Maiglöckl“, „s Nagerl“ in dem Liede „Drei Bleamla“²⁶⁾. Es muß immer die echte Liebe sein²⁷⁾. Einen Liebesantrag bringt uns das Gedicht „D unnöti Möih“²⁸⁾. Ausfühlich und in der echten Art des Böhmerwäldlers kommt solch ein Liebes- und Heiratsantrag zum Ausdruck in der Prosaerzählung „Wöi d Onamirl und da Girgl zjommkömma hand“²⁹⁾. Das Mädchen ist recht „gshami“. Sie weiß auf alle Fragen, die ihr der Bursch stellt, nichts anderes zu antworten, als „J-ja!“, „N-na!“, „M-hm!“. Doch der Bursch ist mit dem, was er erfahren hat, zufrieden und heiratet sie. — Trennung der Liebe bekundet er im Gedichte „Liabstret“³⁰⁾. Außerlich ein paralleler Aufbau von Rede und Gegenrede, gekennzeichnet durch das längere, ausholende Reden des Mädchens,

²⁴⁾ Josef Bihan, Karl Adam Kaltenbrunner als mundartlicher Dichter, Simg 1904.

²⁵⁾ Waldlerisch, S. 23ff.

²⁶⁾ Waldlerisch, S. 29.

²⁷⁾ „Holzäpfel“ in Waldlerisch, S. 30f.

²⁸⁾ Waldlerisch, S. 33.

²⁹⁾ Waldgeschichten, S. 62ff.; Wäldlerkalender, III, S. 77.

³⁰⁾ Waldlerisch, S. 37.

durch das kürzere des Burschen. Innerlich sind die Gegenworte des Burschen viel schärfer gemünzt. Wir müssen uns dabei eine längere Streitszene denken, die vor den Beginn des vom Dichter erfassten Zwiegesprächs fällt. — Ein typisches Liebeslied, das uns zugleich ein Stück scharfen Humors des Böhmerwäldlers dartun soll, ist das Gedicht „Gschriebn und druckt“³¹). Ein Bursche schrieb seinem Liebchen einen Brief, sie will aber lieber „s Druckte“. Der Bursch umarmt sie und

... hot ihr viel Bußla
af s Goscherl draß druckt —
stat hot sa sih gholtn
und hot sih net gmuakt!“

Die Neigung zur Reflexion und zum Moralisieren drängt sich bereits in den Liebesliedern hervor; die rein poetische Wirkung der Gefühlsergüsse kommt durch die Einmischung nüchtrner Erwägung manchmal zum Schaden. Ein solches fast ausschließlich moralisierendes Gedicht ist „Bua, höit di!“³²). Eine Art Lehre wird auch am Schlusse des Märchens „s Marl vo'n vorunschna Gschloß“³³) gebracht. Immer aber werden diese Lehren nicht angenommen, wie uns das Gedicht „Von fröiha Affstehn“³⁴) zeigt. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, so oder ähnlich raunt man dem faulen Buben zu. Dann wird ihm noch eine Geschichte erzählt, wie ein Bauer, weil er vor Tagesgrauen aufs Feld hinausging, einen Beutel voll Gold gefunden habe. Aber der Bursch ist auch jetzt schon in der Früh in seinem Witze recht schlagfertig, wenn er sagt:

„Konn o eh sa
War der onda länga liegn blieb'n,
Hätt er n Beutl net voloarn.“

So hat uns Zettl das Leben und Treiben im Walde geschildert. Auch einige Volksgestalten hat er uns teils in prosaischer, teils in gebundener Form geschenkt. „n Martin sa' Weltrois“³⁵) hat einen Knecht zum Helden, der nicht glaubt, daß die Erde rund sei. Er soll in die Mühle um Mehl fahren. Am Wege zündet er sich seine Tabakspfeife an, da ihm aber der Wind das Feuer ausbläst, dreht er den Wagen um. Freilich fährt er jetzt wieder der Heimat zu, ohne daß er es recht merkt. Schließlich meint er zum Bauern: „Gjßa glaub' ih s völli ah, daß d Welt kugrund sa' muaß. Oba, daß ma' so hol ummakümmt, des hät ih mir net dentt!“ Es ist ein echtes Hirschauerstückl, das uns da Zettl erzählt. — Bauern im Wirtshause schildert er uns in „Stands dafür?“³⁶). Eine Szene beim Dorfrichter „Von Dorfrichta“³⁷) führt uns einen Bauern als Ankläger vor. Daneben wird immer die Gestalt des Prozeßhansls in den Vordergrund gerückt. Diese Figur wird wohl im Böhmerwald nie aussterben. In der Prosa-

³¹) Von uns dahoam, S. 39; Wälderkalender II, S. 62.

³²) Von uns dahoam, S. 42.

³³) Woldgschichtn, S. 65ff., besonders S. 75f.

³⁴) Wäldlerisch, S. 57.

³⁵) Woldgschichtn, S. 44ff.; Wäldlerkalender, III, 75ff.

³⁶) Wäldlerisch, S. 53.

³⁷) Von uns dahoam, S. 45f.

erzählung „Wej se da Dreiküni-Baua 'n Luifla vofchriebln hod“³⁸⁾ zeigt sich wieder so recht, daß die ganze Wirtschaft wegen eines leidigen Streites unter den Hammer kommen kann. Es ist ein Stück Fauststoff, wenn der Bauer seine Seele dem Teufel verschreibt, damit er wieder zu seinem Besitze komme.

Wir vermiffen eine öftere Verwirfung der Sitten und Gebräuche der Heimat in den Dichtungen Zettls. Die Kritik an nationalen Zeitverhältnissen kommt weniger zu Worte. Versuche, große Begebenheiten der Weltgeschichte in den engeren Rahmen der Mundartdichtung zu pressen, hat Zettl — wie es ihm sein richtiges Empfinden eingab — niemals gemacht. Er ist sich wohl bewußt, daß ihm durch die Mundart gewisse Grenzen gesetzt sind, über die ein Hinausschreiten nur Unheil stiften könnte.

Seine Darstellungsmittel sind mannigfaltig. Vergleiche sind bei ihm an der Tagesordnung. Er liebt es, mit dem Empfinden des Sängers des Volksliedes durch Hinweise auf verwandte Vorgänge in der Tierwelt auf allgemein menschliche Verhältnisse aufmerksam zu machen oder in Spannung zu versetzen. Diese Art Stilmittel ist uns auch aus den Volksliedern bekannt. Freilich ist es dann oft in das vierzeilige Lied zusammengedrückt. So kommt er dem Volksliede sehr nahe. Volkstümliche Redensarten werden öfters aufgenommen. Das Volk läßt er gerne in Kern- und Kraftworten reden, in Aussprüchen, die nur dem Landbewohner eigen sind. Er liebt die Personifikation der leblosen Natur. Ureigen ist ihm die Verknüpfung zweier Strophen durch die ganze oder teilweise Wiederaufnahme des Schlußverses. Dieses Stilmittel ist dem Schnadahüpfel entnommen und besonders von Stelzhamer mit größter Vorliebe gehandhabt worden.

Ob Zettl von irgendwelchen Heimatdichtern oder den nachbarlichen oberösterreichischen Dichtern Beeinflussung erfahren hat, werden wohl spätere Untersuchungen lehren müssen. Immerhin lassen sich wohl heute schon in manchen Gedichten Verhältnisse aufdecken, die eine gewisse Richtschnur bilden werden. Freilich würde an diesem Orte eine eingehendere Untersuchung zu weit führen und wir wollen uns nur mit dem Hinweise begnügen, daß ihm besonders Anzengrubers Volksstücke und Stelzhamer sehr früh zum Vorbild geworden waren. Vielleicht liegen auch schon leise Beeinflussungen aus seiner Jugendzeit vor (Castellis „An d' Sunn“, der Schulvortrag der Mundartidylle „Da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui geht in d Fremd“, der herumfahrende Böhmerwaldsänger Friß Frißl. Fäden ziehen sich auch hinüber zum Oberösterreichischen K. A. Kaltenbrunner). Ein abschließendes Urteil aber kann erst gegeben werden, bis Zettls Lebenswerk vollendet und er im vollsten Sinne historisch geworden sein wird.



³⁸⁾ Böhmerwald, VI, S. 176.

Der Handel unserer Vorfahren vor dem Eisenbahnbau

Von Gustav Haas, Freudenthal

Durch die Lage unseres gegenwärtigen Staates im Herzen Europas war seit den ältesten Zeiten die Richtung der kulturellen Entwicklung zwischen den verschiedenst gearteten Völkern gegeben. Infolge der zahlreichen Einflüsse, die der Handelstrieb bedingte, wurden diese Länder frühzeitig ein Durchzugsgebiet für die von Nord nach Süd und umgekehrt ziehenden Karawanen. Schon zur Zeit der Kimbern- und Teutonenkriege (113 bis 101 v. Chr. G.) ging der Nord-Südweg Europas geradewegs durch Böhmen, den auch sie nehmen wollten, ehe sie, von den Bojern zurückgeschlagen, eine weiter westwärts gelegene Route einschlugen, um im heutigen Steiermark bei Norĕja den Römern die erste schwere Niederlage beizubringen. Die Siedlung im Herzen des Landes, dessen von Randgebirgen geographisch umschlossene Einheit schon früh zu einer politischen geworden war, dort, wo der Handelsweg vom Donautal längs der Moldau zur Elbe und mit ihr zur Nordsee sich schon im grauen Altertum mit dem von Franken gegen Osten kreuzte: diese Siedlung — das spätere Prag — hatte seit jeher bestanden. Weiter östlich, fast parallel mit dem Weg in Böhmen, führte durch das heutige Mähren-Schlesien die uralte Bernsteinstraße von der rauhen Nordküste nach dem sonnigen Süden. Aus der Zeit um Christi Geburt stammende Funde, wie Münzen u. dgl., die auch in den von Urwäldern ehemals eingenommenen Gebieten zum Vorschein kommen, weisen auf alte Verkehrsstraßen hin, die auf einen schwunghaften Handel schon vor den Markomannen und Quaden schließen lassen. So führte z. B. ein Weg von den Markomannen in Böhmen zu den Vandalen in Oberschlesien, ein anderer von der Stätte des späteren Prag über Selĕan, Tabor nach Wessely und weiter in die Alpenländer. Gleichwohl darf man, wenn man sich das von Sümpfen und Morästen, einem vielverästelten Wasserneß, von Teichen und Seen durchzogene Landschaftsbild jener Lage vergegenwärtigt, nicht beliebig viele Straßen annehmen, um so mehr, als die Siedlungsfläche auch wegen der endlosen Wälder viel kleiner war. Gewiß waren diese nur in den Randgebieten mittels schmaler Pfade zugänglich und strenge Vorschriften regelten seit alters den Verkehr mit den Nachbarn: nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Stellen durften sie unbewaffnet herüberkommen und bestimmte Plätze besuchen, an denen sie ihre Landeserzeugnisse gegen jene des Nachbarn, wohl auch schon gegen Geld, namentlich gegen römisches, umtauschten.

Nach der Christianisierung kamen viele deutsche Geschlechter ins Land und bauten sich auf hochragenden Bergen mächtige Burgen. Fast gleichzeitig trafen deutsche Benediktiner aus dem Rheinland ein, die die Umgebung ihrer Sitze urbar machten, deutschen Handel und deutsches Gewerbe einführten und die angelegten Siedlungen mit einfachen Wegen verbanden. Dabei mochten sie sich — zumal bei der Anlage der gegen Süden führenden Kommunikationen — an die Handelsverbindungen gehalten haben, die

vielleicht Jahrhunderte vor dem Erscheinen der Römer an der Donau bereits bestanden hatten. Dies gilt gewiß hinsichtlich der „goldenen Steige“ im Böhmerwald, die sich bei Frehung in drei Äste gabelten, deren westlicher über Finsterau und Außergefeld nach Bergreichenstein, der mittlere über Kuschwarda und Obermoldau nach Winterberg, der östliche über Böhmischnöhren und Wallern nach Prachatitz ging. Dieser als der älteste wird 1086 in einer Urkunde als *via iuxta Prachatitz* erwähnt. Die Namen zahlreicher Ortschaften, die ganzen Wege entlang, sprechen von den Stationen, wo die Säumer einst rasteten und die Tragtiere tränkten: Röhrenbach, Schönbrunner Häuser, Hohenröhrn, Heinrichsbrunn (Bayern), Röhrenberg, Böhmischnöhren. Die Bezeichnung „Salzwege“, die diese Pfade südlich von Winterberg und nördlich von Passau noch heute aufweisen, zeugt von ihrer eigentlichen Bestimmung. Denn für das in den Bergwerken von Hall, Hallein und Hallstadt erworbene Salz wanderten Leinenzuge, Getreide, Getränke, Holz für Resonanzböden musikalischer Instrumente usw. als Gegenwerte ins Ausland. Gleich diesen schmalen Steigen, auf denen kaum zwei beladene Saumtiere aneinander vorbeigehen konnten, gab es im bewohnten Land überall Verbindungen, deren Strecken meist mit gefällten Baumstämmen belegt waren. So ging durch Nordböhmen der alte Handelsweg von Nürnberg in die Lausitz. Er führte von der Bodenbacher Ueberfuhr nach Lettschen zum Elbetor, von da über Losdorf nach Böhmischnamitz einerseits, ins Eulautal andererseits, kreuzte in Königswald den uralten Salzweg Prag—Dresden und ging über Urbesau ins Egerland.

Udeligen und Klöstern, auf deren Grund und Boden sich Wege und Brücken befanden, oblag die Erhaltung, aber nur so lange, als ihnen der Ertrag der Zölle zusfloß. Die Brücken waren anfangs ganz aus Holz, so z. B. nicht nur die über die Moldau zwischen Wallern und Böhmischnöhren, sondern auch die Prager Brücke, über die man die Leiche des hl. Wenzels heimbrachte (932). Es läßt sich nicht genau sagen, wo sie stand, zumal sie später durch eine Überschwemmung vollständig hinweggefegt wurde (1159). Auch der an ihrer Statt über Wunsch des Herzogs Wladislaw von deutschen Baumeistern in drei Jahren aufgeführte mächtige Steinbau, der nach des Herrschers Gemahlin Judithbrücke hieß, fiel einer Überschwemmung zum Opfer (1342). Da die Stadt einer dauernden Verbindung der beiden Moldauufer nicht mehr entbehren konnte, schlug man eine hölzerne Interimsbrücke, über die noch 1367 der Verkehr geleitet wurde. Erst seit den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts ging er über die „neue steinerne Brücke“ Karls IV., wiewohl an ihr noch hundert Jahre später die Brückenbauhütte (*fabrica pontis*) arbeitete. Entstanden nach der Judith-, der Piseker und Raudnitzer Brücke, war sie die vierte Steinbrücke in Böhmen und als ihr Erbauer gilt nach dem Triforium im Sankt Veitsdom Peter Parler aus Gmünd in Schwaben.

Wie in Prag, das nach dem Bericht des arabischen Kaufmannes Ibrahim ibn Jakub (um 965) der vermittelnde Handelsplatz zwischen Ost- und Westeuropa war, alle Straßen von den Randgebieten Böhmens mündeten, so gingen alle Verkehrswege in Mähren und Schlessien, die einerseits Prag,

andererseits Oberschlesien und Krafau als Zielpunkte hatten, nach Olmütz. Die nächste Verbindung von Prag zur mährischen Landesgrenze führte von Mähr.-Erübau als Triebetelweg zum Triebitzer Sattel ins Erübetal über Bittau nach Olmütz. Eine andere, die durch die Eisenbahnstrecke Olmütz—Böhm.-Erübau wieder in Aufnahme kam, war der Johseweg, in der Richtung Böhm.-Erübau, Hochstein, Müglitz, Olmütz. Die Straße Prag—Leitomischl ging über Gewitsch, Hausbrünn, Konitz als Kaufensteiner oder Altstraße ebenfalls nach Olmütz und auch die sogenannte neue Straße über Bittau, Mähr.-Neustadt nach Mähr.-Erübau, die sich hier an die Altstraße angeschlossen und Verbindung nach Böhmen hatte, läßt sich — allerdings erst seit 1364 — mit Sicherheit nachweisen. Die Gräzer Straße (1078 zum erstenmal erwähnt, seit 1215 als *via publica versus Opaviam* ausdrücklich genannt) führte von Olmütz ins Betschwatal und die alte Bernsteinstraße entlang über die mährische Pforte ins Obertal. Ein anderer Weg ging von Olmütz über Siebau nach Polen, wieder ein anderer nach Keobschütz und ein Karrenweg von Mähr.-Neustadt über das Gesenke in der Richtung Römerstadt, Freudenthal, Bennisch nach Troppau, der von Freudenthal nach Reife, Breslau abzweigte. Gegen Süden führte von Olmütz, wohl an der Burg Pustomirz vorbei, eine Straße nach Brünn, die aber lange nicht so bedeutungsvoll war wie der uralte Weg längs der March über Preraw, Hullein, Napajedl, Straßnitz zur Olawa bei Ung. Brod und Banow einerseits nach Ungarn, über die Thahabrücke bei Sundenburg andererseits nach Österreich.

Frühzeitig erkannte man auch die Bedeutung der Flüsse als natürlicher Handelswege. Die Thaha, seit alters die Hauptschlagader Südmährens und mit ihren Zuflüssen in vorgeschichtlicher Zeit wie im Mittelalter Grenzgebiet, war eine vielbefahrene Wasserstraße. Auch die March eignete sich nach Urkunden im Olmüzer Stadtarchiv schon um 1089 zum Flößen und in ihrem Unterlauf gestattete sie von dieser Stadt an, die bereits ein angesehenener Marktplatz (*forum*) war, den Verkehr mit Frachtschiffen, die meist Öl und Wein geladen hatten. Ebenso künden alte Chroniken bezüglich der Moldau und Elbe, daß sie schon im 12. Jahrhundert zum Holzflößen verwendet wurden, wobei man auch Waren auf den allereinfachsten Fahrzeugen beförderte. Der häufigeren Schifffahrt auf der Elbe von Leitmeritz an wird seit 1283 öfter Erwähnung getan, denn damals bereits standen die Elbestädte in Handelsverkehr mit vielen norddeutschen Städten bis nach Hamburg.

Seit dem 12. Jahrhundert lebte in diesen Gebieten ein hochentwickeltes Deutschtum, das sich in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht mächtig entfaltete. Überall, wo natürliche oder von Menschenhand angelegte Wege zu den gemeinsamen Straßenzügen gegen die Grenzen führten, entstanden Städte, die im Zeitalter der Przemisliden eine große Blüte erlebten. Denn zu Ackerbau und Gewerbe gesellte sich nun ein reger Handel, den vor allem die brauberechtigten Bürger oder Biereigen im großen ausübten, wofür sie die Ertrasteuern aufzubringen hatten. Die mit dem Rechte der Branntweinerzeugung begabten Unbraubürger waren mehr zum Kleinhandel berechtigt, während die Vorstädter oder Mitbürger außerhalb der Stadt-

mauer wohl ein Gewerbe aber keinen Handel treiben durften. Nun entwickelten sich allmählich die einst nur aus der nächsten Umgebung beschickten Märkte zu regelmäßig wiederkehrenden Jahrmärkten, zu denen die bäuerliche Bevölkerung kam, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse gegen die der Handwerker einzutauschen. Damit begann der Handel die ursprüngliche Stufe der geschlossenen Wirtschaft zu überwinden, obwohl die Waren vom Erzeuger bis zum Verbraucher noch immer keinen weiten Weg zurücklegten. Als sich das Landvolk daran gewöhnte, die Märkte regelmäßig zu besuchen, wählte man die Markttage zu der ihm gelegentsten Zeit, wie Frühjahr und Herbst, und gab ihnen regelmäßig wiederkehrende Termine sowie eine bestimmte Zeitdauer. Besonderen Marktprivilegien zufolge waren die Marktbesucher in vielen Städten oft auf Wochen von allen Abgaben befreit, so daß sich nun Kaufleute nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern auch aus weiter und weitester Ferne einfanden.

Das Reisen war wegen des schlechten Zustandes der Wege oft sehr beschwerlich, ja in den unruhigen Zeiten seit dem Aussterben der Přemysliden bis zum Tode Johanns von Luxemburg (1306—1346) mit den größten Gefahren verbunden. Da die Staatsgewalt gegenüber dem Raubrittertum fast ohnmächtig war, sahen sich mehrere Nachbarstädte zuweilen genötigt, Bündnisse zum Schutze gegen räuberische Überfälle untereinander zu schließen. Das taten damals u. a. Mähr.-Neustadt, Bittau und Olmütz, deren Bund „ad resistendum maleficis predonibus“ vermöge seiner militärischen Kraft für einen ungestörten Handelsverkehr im eigenen Machtbereich bürgte. Karl IV., der noch als Markgraf von Mähren auch diesen Städtebund neuerlich bestätigte (1346), war später als böhmischer König stets bemüht, das Los seiner Kaufleute möglichst angenehm zu gestalten. Bahnbrechende Arbeit wurde damals im Verkehrsweisen geleistet, der Herrscher ließ die großartige Prager Brücke über die Moldau bauen und ausgezeichnete Straßen, wie die von Prag nach der Feste Karlstein, anlegen, ja er dachte sogar an einen Moldau-Donau-Kanal. Als die Krakauer infolge politischer Verwicklungen mit den Luxemburgern die Handelszüge aus Böhmen und Mähren aufhielten, durften Kaufleute aus Polen sein Staatsgebiet so lange nicht bereisen, bis seinen Händlern der Durchzug durch Polen nach Preußen und Rußland wieder gestattet war (Urkunde vom 18. Juli 1350). Da der Auslandhandel nicht durch Verträge, sondern nur durch Gnadenbriefe geregelt wurde, dürfte diese Maßregel ihren Zweck kaum verfehlt haben. Tatsächlich wurden die alten Beziehungen wieder aufgenommen und bald reichte der böhmische Handel im Nordosten nach Preußen und Rußland, im Westen bis an den Rhein und nach Flandern. Um die an den Haupt Handelsstraßen gelegenen Städte gewissermaßen zu Magazinen für alle fremden Waren auszugestalten, errichtete man Niederlagen, die Kaufhäuser und Kaufmannshöfe. Eine solche depositio rerum vendibilium wurde u. a. für Olmütz mit 1. Jänner 1351 angeordnet und in Prag entstand durch die tatkräftige Hilfe deutscher Kaufleute unter Peter Parlers genialer Leitung neben der Kirche Maria am Rhein der denkwürdige Kaufmannshof „zum alten Ungelt“, wo noch heute hinter dem Hochchor der Kirche eine deutsche Inschrift — die tschechische Tafel

daneben berichtet, daß es aus historischen Gründen geschehen sei! — den Namen „Ungelstshof“ verkündet. Das „Ungeld“ waren die auf der Einfuhr und dem Warenverkauf lastenden Abgaben, die die Städte nach einem Einheitsfuß, abgestuft nach der Anzahl der Wagen und der Art der Waren, in Geld einhoben und zum Straßenbau im eigenen Bannkreis sowie zur Bestreitung der Pflasterungskosten der Stadtgassen und Plätze verwendeten. So zahlte man für eine Wagenladung Feldfrüchte einen Heller, für einen Wagen Honig, Hopfen oder Salz sechs Heller, für Wein, Fische, Kaufmannswaren, für Ruzmetalle und Maun einen Prager Groschen, für Leder zwei Groschen usw.

Stapelrecht und Straßenzwang, die heute schwere Hindernisse für einen erfolgreichen Handel wären, wurden für die damit ausgestatteten Städte hervorragende Quellen des Wohlstandes. Da dem ersteren zufolge die fremden Kaufleute ihre Waren feilbieten mußten, ehe sie weiterfuhren, verwandelte sich die Einfuhr gewissermaßen in einen Innenhandel und in ein eigenes Ausfuhrgeschäft. Auch sanken die Preise der Waren, wenn mehrere Händler in derselben Branche gleichzeitig oder bald nacheinander in dieselbe Stadt kamen. Noch lästiger war das Gebot des Straßenzwanges, das ständig erneuert und verschärft wurde. Eine Art Straßenpolizei (*custodes viarum*) hatte den Handelsverkehr auf den Zufahrtstraßen zu den bevorrechteten Städten nicht so sehr zu schützen als vielmehr auf die Einhaltung des Straßenzwanges zu sehen. Darnach mußten alle Kaufleute bestimmte Straßenzüge einhalten, z. B. die aus Polen auf der Hin- und Rückreise durch Mähren die Route Olmütz—Sittau—Mähr.—Neustadt nehmen, trotzdem sie dabei einen großen Umweg machten, weil sie die March zweimal übersehten. Doch galt diese Verfügung, die infolge der Wegverlängerung die Waren verteuerte, nicht für die einheimischen Händler, die jeweils den kürzesten und bequemsten Weg nahmen.

Neben dem Inlandhandel von Stadt zu Stadt blühte ein weit ausgedehnter Auslandhandel, zu dem schon in den ältesten Zeiten der völlige Mangel an Salz geführt hatte. Im 14. Jahrhundert reichte er im Süden bis über die Donau hinaus, und Wien, wo man Salz, Wein und Spezereien bezog, galt als der Hauptpunkt der Handelsfahrten. Unter den Luxemburgern wurden von Prag aus rege Geschäftsbeziehungen mit Oberitalien angeknüpft, von wo Südfrüchte, Seiden- und Luxuswaren hereinkamen. Im Norden und Nordosten erstreckten sich die Handelsfahrten über Polen hinaus ins Ordensland Preußen, an die Gestade der Ostsee und nach Rußland. Für die im Land erzeugten und an der Donau erstandenen Waren brachte man Salz für den eigenen Bedarf wie für den Weitertransport nach Sachsen, ferner Flach, polnische Tücher und Pelzwerk heim. Nach Ungarn gingen die in Polen erhandelten Tücher, sowie getrocknete und gesalzene Fische, wofür als Rückfracht Wein, Vieh, Getreide, vielleicht auch orientalische Erzeugnisse, die aus Konstantinopel dorthin gelangt waren, ins Land kamen. Im Westen reichten die Handelsbeziehungen bis zum Rhein und nach Flandern, Köln stand mit den nordböhmischen Städten, mit Eger, Prag, Olmütz usw. in regem Warenaustausch, in

Flandern außer den alten Tuchmacherstädten, insbesondere Ypern, Gent und Brüssel.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts wurden die Bestimmungen über Straßenzwang und Mautabgaben gemildert, was eine bedeutende Verbilligung der Waren mit sich brachte. So entrichteten die Kaufleute bei ihren Fahrten nach Oesterreich seit 1373 in Mönitz bei Auesee in Mähren keine Maut mehr und mußten sich auch nicht mehr an die ehemals vorgeschriebenen Wege halten. Viele Städte befreiten die in ihren Mauern beschäftigten Kaufleute von dem lästigen Gästerecht, nach dem sie verpflichtet waren, an bestimmten Orten innerhalb der Stadt ihre Waren feilzubieten und zu wohnen. In den damals neu erstehenden Rathhäusern befanden sich besondere Räume für die Tuchhändler, -schneider und -macher, für die Kürschner, Lederer und andere Gewerbe, wo sie an Markttagen ihre Waren zum Verkaufe auszustellen hatten. Hier wurden die Erzeugnisse von eigenen Organen geprüft, hier einigten sich die Händler über die Preise. Obwohl man aus jener Zeit keine Warenpreise besitzt, läßt sich gleichwohl aus gewissen Anhaltspunkten schließen, daß die Kaufleute zum Zweck der Preisfestsetzung offenbar kartelliert waren. Dagegen hatten die Käufer das Recht nach allerbesten Ware. Dies galt vor allem von jenen Erzeugnissen, die ins Ausland gingen. Sie mußten einwandfrei sein, damit dem Lande „nicht unere zugezahlt werde“, weshalb sie daheim einer Beschau unterzogen wurden, ehe man sie in die Fremde brachte. Nur aus diesem Grunde scheint man schon eine Art Schutzmarke gefannt zu haben. So durften die Tandler Mährens nur solche Kleider verkaufen, die nach der Beschau mit der üblichen Marke versehen worden waren.

Infolge der Wirren im 15. Jahrhundert nützte es kaum mehr, daß König Wenzel vielen Städten die alten Rechte und Freiheiten bestätigte und neue dazu verlieh. Der ausbrechende Hussitensturm vernichtete den einst blühenden Handel fast ganz. Als die schauerliche Zeit überstanden war, fehlte es an Geld wie an Kraft, um ihn in seiner ehemaligen Größe aufzurichten. Erst im Reformationszeitalter begannen sich die Städte, trotzdem sie mit ihren Herren meist in ständiger Fehde lebten, auf ihre eigentliche Bestimmung wieder zu besinnen. Seit etwa 1530 wurden die Kaufleute aus den Städten an der Elbe die wichtigsten Vermittler des Verkehrs zwischen Böhmen und Deutschland. Auf der überaus günstigen Fahrstraße des Stromes herrschte von Leitmeritz an das regste Treiben und die Handelsbeziehungen der Bündner, Werner, Horsch, Beutel, Töpfer von Lattenberg aus Tetschen u. v. a. reichten weit über die Landesgrenzen. Auch die Städte des Egerlandes nahmen einen neuen Aufschwung, selbst „Ellenbogen, ein Schlüssel des teutschen Landts zu der Cron von Behem“ (1542), wurde ein außerordentlich wichtiger Handelsplatz. In Südböhmen, wo die goldenen Steige selbst „wenn der König von Böhmen mit dem Bischofe oder Kapitel (von Passau) in Zwist gerieth und Krieg führte“, stets geöffnet blieben und von keiner Partei zu feindlichen Unternehmungen benützt werden durften, blühten die Städte von neuem auf. Prachatitz erlebte Zeiten, wo in der Woche mehr als tausend Saumtiere zu seinen Toren hereinkamen, Brünn, Znaim und Jglau entwickelten sich zu rich-

tigen Handelsplätzen. In den Städten kümmerte man sich um eine ordentliche Pflasterung und verband durch Flüsse getrennte Ortschaften durch Brücken. Damals wurde die steinerne Brücke in Altbrünn, die Altstädter Brücke in Tetschen (1567) u. m. a. angelegt. Trotzdem blieb der Handel ein gefährliches Unterfangen, da Wegelagerer, die auf festen, unzugänglichen Plätzen hausten, allenthalben den Schrecken der Kaufleute bildeten. Ihr Unwesen nahm im Dreißigjährigen Kriege noch zu, sie trieben sich vor den Toren sogar der größten Städte herum und verhinderten die Abhaltung der Märkte. Als dann die Friedensglocken läuteten, waren Arbeitsfreudigkeit, Frohsinn und Wohlstand geschwunden. Weit und breit sah man keine jener Karawanen, die einst die Straßen belebt hatten, nur die Schifffahrt auf der Elbe ging noch einigermassen. Aber selbst sie war ungenügend beschäftigt und diente nicht einheimischem Bedarf, sondern den Kaufherren von Dresden und Magdeburg. Die Märkte trugen sehr wenig ein, die Dorfbewohner, die unter der Geißel des Krieges furchtbar gelitten hatten, zeigten sich als Feinde des Fortschritts und der Städte, die Verbindungswege und Beförderungsmittel, früher schon unzureichend, waren völlig unbrauchbar geworden. Unter dem Drucke jener ganz Osterreich beherrschenden Mächte wurden die Städte, selbst Prag, Brünn und Olmütz, stille Provinznester. Mit der ängstlichen Absperrung der Landesgrenzen gegen das protestantische Deutschland ging die Lahmlegung von Handel und Verkehr Hand in Hand. Die alten Handelsstraßen von Norden gegen Süden, sogar der über Prag zur Donau, verödeten, Seuchen, Überschwemmungen, Judenheken und große Brände waren durch Jahrzehnte die einzigen Ereignisse, die die Chronisten verzeichneten. Als die Herrscher von Osterreich die Einfuhr von Salz über Passau verboten, wurde der Handel in Südböhmen fast ganz vernichtet. Wie den goldenen Steigen, die dadurch ihre einstige Bedeutung einbüßten, erging es vielen anderen Handelswegen. Die Zeit verwehte ihre Namen und bald konnte sich kaum ein Mensch in der weiten Umgebung der an ihnen gelegenen Städte erinnern, welcher Segen von ihnen ehemals ausgegangen war.

Gleichwohl wurde in Nordböhmen während des entsetzlichen Religionskrieges der Keim zu einer neuen und regen Handelstätigkeit gelegt. Nach einer Chronik aus Steinschönau soll der Erbschenker und Richter Andreas Knechtel schon um 1623 einen schwunghaften Glashandel in seiner Heimat betrieben haben. Wenige Jahrzehnte später lassen die Steuerrollen des Leitmeritzer Kreises (1652—54) auf den ausgedehntesten Glashandel in diesem Gebiet schließen und gegen Ende des Jahrhunderts hatte sich das böhmische Glas bereits ganz Europa erobert. Trotz seinen ausgezeichneten Eigenschaften wäre dies kaum möglich gewesen, wenn nicht Unternehmungsgeist und seltene Geschäftstüchtigkeit den Kampf mit den fremden Glaswaren aufgenommen hätten. Mit dem armseligsten Detailhandel, wie ihn da und dort durchs Land ziehende Krämer mit einem Korb voll Waren auf dem Kopfe noch heute betreiben, begannen jene Kaufleute. In der Nähe der Glashütte verluden sie das Glas in Körbe, später in Karren oder Wagen und begaben sich auf die Wandererschaft. Fast ein halbes Jahrhundert war es ein bloßer Hausierhandel, womit sich die

„Lantdgänger“ genannten Händler durchbrachten. Denn nach einer im Schloß zu Rammitz vorhandenen Ergänzung zur Bekenntnistabelle mußten sie „mit Lantdgehen vor Weib und Kindt daß Stück Brot in fremden Lantden suchen und sich also kümmerlich und elendiglich ernehren und erhalten“.

Bald genügte manchem kühnen Manne die Enge der Heimat nicht mehr und er begab sich auf weite Reisen. Fast alle lenkten ihre Schritte nach Deutschland, von dort wandten sie sich entweder gegen Osten, nach Polen, Litauen und Rußland, oder gegen Norden, nach Dänemark, Scandinavien und Holland; hier setzten sie nach England über, manche sogar nach Spanien und Portugal, kamen nach Italien und Malta, in die Wallachei und nach Kleinasien. Der mutigste und erfolgreichste „Lantdgänger“ ist wohl Georg Franz Krehbich aus Steinschönau. Er, der zum Bahnbrecher des nordböhmisches Ausfuhrhandels wurde, lernte in seiner Heimatstadt (* 1662) das Malen und Glasschleifen, belud — kaum zwanzig Jahre alt — noch als Gefelle einen Karren mit gewöhnlichem Marktglas und zog nach Bayern, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Laibach. Über Wien, das er wegen der Türfengefahr vorzeitig verließ, wandte er sich nordwärts, arbeitete anderthalb Jahre zu Rybná in Mähren und kehrte dann in die Heimat zurück. Auch auf die zweite Reise, die ihn bis nach Rußland führte, begab er sich mit einem Karren, schaffte sich aber noch während derselben Pferd und Wagen an. Von da an ist sein weiteres Leben sozusagen eine einzige Reise. In 38 Jahren (1682—1720) machte er 30 Reisen, hatte anfangs kein Glück, da niemand böhmisches Glas kaufen wollte; mußte, als er sich durchgesetzt hatte, in England mit der Konkurrenz des einheimischen Glases, in den nordischen Staaten mit den hohen Zöllen kämpfen; zog notgedrungen mit aufständischen Bauern gegen die Herrschaft, fiel in Schlessien Werbem, in Tokaj Soldaten, in Ragh Banya Räubern und nach der Schlacht bei Lug beinahe den Türken in die Hände; erlebte in London die Revolution, die Jakob II. den Thron kostete (1688) und wäre das Jahr darauf in Petersburg fast umgebracht worden.

Krehbich fand bald viele Nachfolger, die sich freilich zunächst mit Handelsfahrten nach Dresden, Leipzig, Hamburg und ins Rheinland begnügten. Schon um 1686 drangen die biederen Deutschböhmen mit Fuhrwerken, die von vier bis sechs Pferden gezogen wurden, auf den sehr schlechten Straßen weit ins Deutsche Reich hinein und machten gute Geschäfte, obwohl „zur selben Zeit bei uns noch kein gut Glas gemacht war, als nur Schockglas“. Wo es ging, benützten sie die Wasserstraße der Elbe, an deren beiden Ufern sich wegen der großen Holzniederlagen überall Landungsmöglichkeiten befanden. Der alte Schiffbauplatz aus der Zeit der Herren von Salhausen (um 1520) wurde etwa in der Nähe der gegenwärtigen Nordbahnbrücke in Tetschen-Bodenbach neu errichtet und der Gulaubach von Allgersdorf bis zu seiner Einmündung in die Elbe wegen des Holzlieferungsvertrages zwischen der Herrschaft Thun und der Meißner Porzellanfabrik flößbar gemacht. Denn außer Glas und Holz bahnten sich nun auch andere Schätze des Landes, wie Leinenzeuge, Tuche und das vorzügliche nordböhmisches Bier den Weg ins nahe Ausland. Glas blieb

allerdings der Hauptausfuhrartikel, im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts wurden in wenigen Jahren von Archangelst „viele hunderttausend Glas“ in das Innere Rußlands vertrieben und gleichzeitig verkaufte man es auf der Pyrenäenhalbinsel und zeigte, da man der Sprache nicht mächtig war, einen Piaster zum Zeichen dafür, daß jedes Glas soviel koste. In Cadix, dem damaligen Hauptausfuhrhafen nach Amerika, trafen nordböhmisches Kaufleute 1691 ein, also etwa um dieselbe Zeit, da „die Gebrüder Sturm aus Italien so schwer Silber zurückbrachten als Glas hin“.

Im 18. Jahrhundert wurden in den wichtigsten Häfen und in geeigneten Binnenstädten Handelshäuser errichtet. Solche Niederlassungen oder Faktoreien entstanden in Petersburg, Kopenhagen, Amsterdam, London, Haag, Leiden, Bordeaux, Cadix, Oporto, Sevilla, Genua, Venedig, Neapel, Konstantinopel, Frankfurt, Paris, Lyon, Nancy, Brüssel usw. Ihre reich versorgten Lager, die mehr und mehr auch andere Waren zu führen begannen, versahen die ganze Umgebung der einzelnen Städte mit böhmischem Glas, dem sie ständig neue Absatzgebiete eroberten. Ein so organisiertes Geschäft trug auch dort Früchte, wo man die Kaufleute mit scheelen Blicken ansah. Das war u. a. in der Lagunenstadt der Fall, deren einst weltberühmtes venetianisches Glas den schwersten Schlag erhielt. Trotz den lauten Klagen in den Eingaben an die Signoria „über die skandalöse und verfluchte Einfuhr des böhmischen Glases“ gingen in einem Jahre (1725) zwanzig venetianische Glashütten ein. Auch anderwärts entfaltete sich der Handel immer mehr, zumal die Händler statt des Geldes Waren und Rohstoffe der betreffenden Länder an Zahlungsstatt nahmen, die sie in der Heimat gewinnbringend verkauften. So kam durch ihre Vermittlung genug Baumwolle für die damals im Entstehen begriffene Textilindustrie herein, trotzdem die herrschende volkswirtschaftliche Lehre des Merkantilismus für eine Industrie, die ihre Rohstoffe im Ausland bezog, kein Verständnis hatte. Da sie aber für die Schiffe eine höchst willkommene Rückfracht bot und einen netten Gewinn versprach, wußte man bei ihrer Beschaffung alle Regierungsverordnungen geschickt zu umgehen.

Die Kenntnis verschiedener Länder und Völker, ihrer Sitten und Gewohnheiten erweiterte den Gesichtskreis der Kaufleute und ließ sie auf eine sachgemäße, einwandfreie Ausbildung ihr Augenmerk richten. Die jungen Kaufleute sollten die musterhafte Ordnung, die in den Auslandsniederlassungen herrschte, schon in der Schule lernen und darum entstand im Herzen des großen Glasezportes die erste Handelsschule. In Haida, das nach dem begonnenen Bau der Landeshauptstraße Leipa—Rumburg (seit 1753) und nach seiner Erhebung zur Stadt zum Mittelpunkt dieses Handels wurde, gestalteten die Piaristen den Unterricht in diesem Sinne. Außer dem Lateinischen, das den Schülern als Grundlage für die romanischen Sprachen dienen sollte, lehrten sie Buchhaltung, Korrespondenz und andere ins Handelsfach einschlagende Gegenstände. Streng war die Erziehung im Glauben und in der Ordnung. Denn sie wurde in den Handelshäusern in der Arbeit wie in der Muße peinlichst beobachtet: im geschlossenen Zuge gingen die jungen Handelsvertreter zur Messe und auf die Spaziergänge, mußten sorgfältig auf ein sittlich geregeltes Leben achten und jedes Viebes-

abenteuer meiden. Gleich nach der Ankunft in der Faktorei mußte jeder Jüngling die Hausordnung unterschreiben und sich verpflichten, ihren Satzungen gemäß zu leben. Wer sie nicht einhielt, wurde mit dem nächsten Schiffe heimgeschickt.

Während bei dem Hausierhandel ein Mann allein die ganze Arbeit verrichtete, indem er Sommers reiste und im Winter daheim für neue Waren sorgte, bedurfte die Niederlassung einer ständigen Beamtenschaft und bedeutender Geldmittel. Diese waren um so notwendiger, als die Geschäfte nicht mehr bloß gegen Barzahlung, sondern auch auf Borg getätigt wurden. Unter dem Zwange der größeren kaufmännischen Schwierigkeiten schritt man zur Bergesellschaftung, d. h. man gründete sogenannte Handelskompagnien, die die Unterwerfung des einzelnen Gesellschafters unter den Willen aller, wie er in den Satzungen und den darin vorgeesehenen Abstimmungen zum Ausdruck kam, verlangte. Zu den genannten Faktoreien, die sich nun in Handelsgesellschaften umwandelten, kamen solche in fernen Weltteilen, wie in Smyrna, Behrut, Kairo, Mexiko, Baltimore, New York usw. Diese führten nicht nur Glas eigener Erzeugung, sondern auch fremdes, das sie billig aufgekauft hatten, ferner einheimische Luche, Leinwand, Tomwaren, Getränke u. a. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschlimmerte sich die günstige Lage des Ausfuhrhandels infolge der Kriegswirren in der Heimat. Johann Schürer aus Waldheim, einer der ersten Glaseportureure seiner Zeit, schreibt: „Mein lieber Sohn hat sich zum drittenmal auf Reisen begeben. Gebe ihm Gott Glück und Segen! Ich konnte ihm nichts geben, es waren schreckliche Zeiten und kein Verdienst. Kein Meister konnte einen Gefellen halten . . .“ (16. Juli 1771). Mit der Wiedertehr ruhiger Zeiten blühte das Geschäft wieder auf und hielt sich bis in die Koalitionskriege auf beachtenswerter Höhe. Aus einer Eingabe des Steinschönauer Glashändlers Franz Vogel an das Zeitmerizer Kreisamt mag man sich eine Vorstellung machen, welchen Umfang der Glashandel, der noch immer an erster Stelle stand, um die Wende des 19. Jahrhunderts angenommen hatte: vom 1. März 1804 bis Mitte August 1807 versandte er — abgesehen von dem Glas, das im Inland, dann in Triest, Mailand und Verona abgesetzt wurde — an seine Niederlassungen in Wien, Smyrna und Konstantinopel Waren im Werte von über 183.000 Gulden.

Unter Maria Theresia nahm der Handel Südmährens einen großen Aufschwung. In Brünn, das im 17. Jahrhundert der ehemaligen Landeshauptstadt Olmütz auch in Handel und Industrie den Rang abgelassen hatte, wurde eine Börse errichtet (1762) und die Stadt durch die Eröffnung mehrerer Tuchfabriken ein Haupthandelsplatz in dieser Branche.. Obwohl sie sich mit Prag und den gewaltigen Handelsplätzen Deutschlands nicht messen konnte, besaß sie „doch viele wohlhabende Kaufleute und einige sehr reiche Bankiers, hatte jährlich vier Märkte, die einer Messe sehr ähnlich sahen“ (Zeitungsbericht von 1777). Znaim, seit alters einer der wichtigsten Handelsmittelpunkte von Mähren mit blühendem Tuch-, Getreide- und Weinhandel, gewann damals eine neue Bedeutung, die ihm zur Weltberühmtheit verhelfen sollte. Die schlesischen und nordböhmischen Weber,

die ihre Waren hierher zum Verkauf brachten, um für den Erlös Getreide und Wein einzukaufen, lernten die Znaimer Gurken kennen und brachten sie als besondere Spezialität in ihre Heimat. Infolge der regen Nachfrage entstanden einige Gurfeneinlegereien, die alle an den Reichsstraßen gelegenen Städte der Monarchie mit diesem wichtigen Artikel versahen. In den Jahren 1770—80 wurden die Gemeinden verpflichtet, „die Wege und Straßen ringsum, soweit ihre Grenze gehet“, zu erhalten, für die Pflasterung der Straßenstrecken in der Stadt und für ihre Schotterung außerhalb der Mauern zu sorgen. Doch nützte das nicht viel, weil die benachbarten Marktflecken und Dörfer sich mit der Anlage von Straßengräben begnügten, ja oft nicht einmal diese herstellten, wodurch sich in der Regenzeit sumpfige Stellen bildeten, die das Befahren der Straßen fast unmöglich machten. Weil sich niemand verpflichtet fühlte, die Wege instandzuhalten, befanden sich namentlich die vom schweren Fuhrwerk befahrenen Straßen in einem trostlosen Zustand, der sich mit jedem Jahr verschlimmerte, zumal viele Ortschaften an den zu Ende des Jahrhunderts begonnenen Heer- und Reichsstraßen kein Interesse nahmen, sobald sie nicht direkt durch ihr Gebiet führten.

In den napoleonischen Kriegen konnten die Händler ihre Waren nicht mehr geradeaus zum Käufer bringen, sondern mußten warten, bis Bestellungen einliefen. Damit begann die Zeit des Auslieferungsgeschäftes. Infolge der ungewöhnlichen Verhältnisse beschränkte sich die Erzeugung auf das im Inland Absatzfähige und Billige und der kaufmännische Betrieb war in der Weise geregelt, daß die Händler mit ihren Wagen in die Fabriken kamen und die bar bezahlten Waren verfrachteten. In Tuch, Leinwand, Glas und der eben erstandenen Steingutwarenindustrie des Egerlandes wurde der Handel saisonweise geführt: in den Wintermonaten stapelte der Kaufmann die Waren auf, im Sommer trachtete er sie an die Kunden zu bringen. Gegenden wie Nordböhmen, Brünn, Mähr.-Schönberg, die durch den Zuzug hervorragender Fachleute aus dem Ausland zu Mittelpunkten des Handels geworden waren, litten schwer unter den außergewöhnlichen Zeiten, die die Ausfuhr nahezu ganz unterbanden, ja stellenweise ihren völligen Zusammenbruch herbeiführten. Auch nach Napoleons Sturz wurde es zunächst nicht viel besser. Aus den „Kommerztabelleu der Glasversendung“ in Steinschönau (1820—25) ersieht man, daß der Wert des ausgeführten Glases in diesen Jahren etwa 142.000 fl. W. W. betrug, daß also in fünf Jahren der Gesamtexport eines ganzen Ortes bedeutend geringer war als der des Franz Vogel in vier Jahren (1804—07). Das Auslieferungsgeschäft erlebte erst in der Wiedermeierzeit, wo insbesondere für Nordböhmen die Leipziger Messe eine Rolle zu spielen begann, eine Besserung.

Nun wurde die Warenverfrachtung von gemieteten Fuhrwerkern besorgt, den Vorläufern der späteren Spediteure. Sie zogen nach ihren Bestimmungsorten, wo sie je nach Bedarf blieben, ehe sie sich mit Ladungen der verschiedensten Art wieder auf den Heimweg machten. Aus Böhmen wie aus Mähren und Schlesien kamen sie nach Leipzig, Krakau, Semberg, Breslau, Berlin, Wien, Salzburg und Graz. Manche von ihnen hielten

30—50 Pferde, mit denen sie bis an die Adria Fahrten unternahmen, die im Sommer sieben bis acht, im Winter elf bis zwölf Wochen dauerten. Namentlich die aus Nordböhmen verfrachteten auf der Rückfahrt Baumwolle für Reichenberg und Südfrüchte für Prag, die von hier nach allen Richtungen gingen. Wegen der größeren Inanspruchnahme wurden auch die Landstraßen „nach den neuen Vorschriften der allerhöchsten gesetzlichen Bestimmungen“ in Stand gesetzt (seit 1818 in Böhmen, seit 1827 in Mähren-Schlesien). Alle Gemeinden und herrschaftlichen Verwaltungen hatten „die Post- und Kommerzialstraßen chausseemäßig zu erbauen und im besten fahrbaren Zustand zu erhalten“.

Wo es möglich war, bediente man sich der Flüsse als Verkehrswege. Bald nach den napoleonischen Kriegen wurden sie, soweit sie versandet waren, gereinigt und die Schifffahrt auf ihnen ganz freigegeben. Der Schiffbau, der schon um 1789 um Bodenbach kunstgerecht betrieben worden war, gestaltete sich mit der zeitgemäßen Schiffbarmachung immer mehr aus. Bald nach den Elbeakten (1822), die Tetschen-Bodenbach zum Hauptstapelplatz für die Ein- und Ausfuhr erhoben, nahm der Handel einen neuen, kaum geahnten Aufschwung. Der Holzexport, der bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege nach Sachsen sehr lebhaft gewesen war, wurde von der Regierung endgültig freigegeben (1824) und nun gingen Brennholz für Dresden, Bau- und Kuchholz sowie Bretter für Hamburg auf Flößen aus dem Böhmerwald, nachdem man auch die Moldau zum großen Teil in ihr heutiges Bett gezwungen hatte. Auch der Getreide- und Kohlenhandel ins Ausland entwickelte sich gewaltig. Die Prager Dampf- und Segelschifffahrt (1822) bemühte sich, mit ihren Rähnen, die nur geringen Tiefgang hatten, den Moldau-Elbe-Transportdienst klaglos durchzuführen. So wurde die Elbe in wirtschaftlicher Hinsicht zur ersten Mittlerin zwischen dem Sudetenland und dem Reich. Von Dresden aus nahm man die Personenschifffahrt auf ihr auf. Im Jahre 1838 kam das erste Dampfschiff auf böhmischem Boden an, landete beim Obergrunder Gasthaus „Zur böhmischen Schweiz“ und setzte seine Probefahrt bis nach Auffig fort. Die eben gegründete Elbe-Dampfschifffahrtsgesellschaft wollte dem Bahnbau, mit dem man allenthalben einsetzte, zuvorkommen und eröffnete einen fahrplanmäßigen Verkehr zwischen Dresden und Tetschen (1839), der trotz dem anfangs ablehnenden Verhalten der Reisenden bald genug bis nach Leitmeritz ausgedehnt wurde. Die Eröffnung der Frachtdampfschifffahrt (1846), die moderne Ausgestaltung des Postwesens, die politischen Umwälzungen (1848—51), die Verbilligung und allgemeine Einführung der Kohle sowie der Dampfmaschine, nicht zuletzt die längst ersehnten Bahnverbindungen wirkten im höchsten Maße fördernd auf die großartige Entwicklung des modernen Handels in diesen Gebieten.

Eingesehene Literatur:

Beschreibung der königl. Hauptstadt Prag. Welche hauptsächlich ein ausführliches Verzeichnis aller Plätze, Straßen und Häuser samt Anzeige ihrer Inhaber, Schilde und Nummer Bey Jos. Ferd. Edl. v. Schönfeld 1774.

J. Kzika: Die ehemalige Judithbrücke zu Prag, 1878.

U. Niegler: Die spätromische Kunstindustrie in Österreich-Ungarn, 1901.

3. Winter: Dějiny řemesel a obchodu v Čechách ve XIV. a XV. století. 1906.
 Derselbe: Remeslnictvo a živnosti XVI. věku v Čechách. 1909.
 V. Vojtíšek: Z historie cla a celnice (Samostatnost 1911, Nr. 1).
 Ernst v. Rischer: Die goldenen Steige in Böhmen (Donauland 1917).
 Karl R. Rischer: Beiträge zur Geschichte der Gablonzer Glas- und Schmuckindustrie 1912.
 Derselbe: Die Schürer von Waldheim. Beiträge z. Geschichte eines Glasmachergeschlechtes 1924.
 Derselbe: Die alte Kreibitzter Glashütte. 1919.
 Karel B. Mádl: O českém skle. 1890.
 Sieber: Geschichte der Stadt Gaida. 1924.
 Schreck: Böhmens Glasindustrie und Glashandel.
 Strehblow: Geschichte der Glasindustrie Nordböhmens (Höherfeuer I. 12. Heft).
 M. Hein: Die Geschichte des Handels von Olmütz im Mittelalter. 1929.
 Festschrift zum 125jähr. Jubiläum der Feinmischfabrik Johann Heinrich Offermann. Brünn 1912.
 G. Haas: Zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen, Mähren und Schlesien (Heimatbildung 1929—30).
 Emil Lehmann: Feste der Sudetendeutschen Heimatgaue.
 75 Jahre „Lagesbote“ (29. November 1925).
 50 Jahre „Prager Tagblatt“ (6. Dezember 1925).
 100 Jahre „Bohemia“ (30. Jänner 1927).
 Festschrift anlässlich des 75jährigen Jubiläums des „Nordböhmischen Tagblatts“ (1. Jänner 1930).

Ferner wurden außer den einschlägigen Geschichtswerken, wie insbesondere den grundlegenden Arbeiten zur historischen Verkehrsgeographie von W. Friedrich (Böhmen) und G. Gassinger (Mähren-Schlesien) allerlei Zeitschriften wie „Deutsche Heimat“ (Plan); „Deutschmährische Heimat“ (Brünn); „Ostböhmische Heimat“ (Trautenau) usw., dann die in den Bezirken meist monatlich erscheinenden „Ländchen“ (Kömerstädter, Freudenthaler, Braumauer usw.) sowie Aufsätze in Kalendern und Fachzeitschriften, so in der „Wirtschaft“ eingesehen.

Kleine Mitteilungen

Schimpf im südlichen Egerland

Schimpfwörter sind Ausdrücke für etwas Verächtliches, Geringses, Schlechtes, Ärgerliches. Sie gelten zumeist dem Menschen — doch nicht ihm allein — und sind Übertragungen aus der Tier- und Pflanzenwelt, Personen-, Berufs-, Volks- und Dingnamen und andere Ausdrücke. Zur besonderen Bekräftigung werden noch verschiedene Beifügungen hinzugenannt, die alle schlechtesten und unangenehmsten Eigenschaften bezeichnen können.

In dem Aufsatz „Auf die Kirchweih laden“ von Dr. R. Kubitschek im letzten Heft unserer Zeitschrift heißt es: „..... in den egerländisch-oberpfälzischen Landschaften, wo ja bekanntlich nicht die höflichsten Leute wohnen: Die „gvoam Egerland“ nennen sie sich selbst.“ Es ist wahr, der Egerländer ist um ein gut Teil unhöflicher als der Deutsche anderer Landschaften. Das bezeugt am besten der Reichtum seiner Mundart an Schimpfwörtern, wie aus der folgenden Zusammenstellung ersichtlich ist.

Um häufigsten sind Übertragungen aus der Tierwelt:

Du Sau! (zu einem schmutzigen oder unsittlichen Menschen gesagt). Du drectata, varsluchta, dumma, fandumma, hundsdumma, buclata, blöda (= blöde), ungschichta, italenda (= elende), zornecha, potschata (zu einem Unbeholfenen), fala (= faule), debbata, döarta, hatšata (= hinken), wompata (zu beleidigten Menschen), damišča, stinkata, polnišča, ščivilata (= schief), gřeckta (= verreckte), krumma
 Sau! Du olts (bedeutet ewig, immerwährend), drectats, varsluchts, vomolebeits

Schwein! Du olta, varfluchta Bär, Saubär, Schweinigl, Saurigl, Saulhund, Mist-
sau, Erdäpflsau! Du varfluchta Tschuntsch! (tschsch. cunče = Spanferkel). Du
blöida, varfluchta, fala, poschata, debbata, döiarta, wompata, damiſcha Dreckſau! Du
olta, vamoledaita, varfluchta Dreckbär! Du varfluchts Säuwöich (= Säuwiech)!
Schweinljund, ūalenda! Olta, döiarte Wildſau, varfluchta! Miſſſau, gfredta! Du olta,
varfluchta, polniſcha Fettſau! Du Sakramentsſau! Du olta Saummogn (= Saumagen)!
Du Säuwuapf, Säuwöiart (= Saumant), Stochſau (= Stachſau), Saukeitl,
Sautmittl, varfluchta Säudreck! — Du varfluchta, dumma, gfredta, damiſcha, ſau-
blöida, drectata, täppſcha, debbata, ſchöilata, kripplata, ſaudumma Hund, vamo-
ledeita! Du Himmelhund! Varfluchta Hundsfreda, Hundpriſch! Du Sakraments-
hund, du! Du Krutzfighund! Du olta Dreckhund, du vamoledaita! Du varfluchta,
olta Saulhund, Miſſhund, Sauhund! Du Hundstrüppl, du Hundsbüzn, Hundean,
Hundſp. .! Du blöida Mops, Mopp! (zu verſtockten Menſchen). — Du varfluchts,
olts, narreſchs, dumms, debbats Kindböich! Du olta, blöida, dumma, varfluchta
Och! Du Ochſnuapf! Du olta Gewoch! Du blöida, dumma, olta (bedeutet jezt
alt), tromplata (von trompeln) Rouh (= Rauh)! Du olta Rouhſchuwanz! Du olts
Pſa (= Pferd) (zu einem Schmerzfälligen). Du Pſafouß (= Pferdewuß), Pſauapf!
Du varfluchts, olts, dumms Käbl! Du olta, narreſcha Bumm! (zu beleibten Per-
ſonen). Du Bummelgriech (= Griech = Geſicht), Bummſau, Smoibumm! Du olta,
dürta, dumma Ziech (= Ziege), Goß (= Geiß), Schmolgoß (= Schmalgeiß)!
Du varfluchts Hebl (= Zidel; zu kleinen, ſchwachen Perſonen)! Du olta Haml
(= Hammel), Dreckhaml, olta, du Heibhaml! Du blöids, döiarts (= verwirrt),
olts, dumms Schoaf! Du Schoafſkuapf! Du dumma, debbata, olta (bedeutet alt),
varfluchta Jaſl (= Geſel) — Du varfluchta, olta Rotera (= Rater), Roß (zu weib-
lichen Perſonen), Roußkoter (= Rußlater)! Du Ram(e)l, Maloff (= Maulaſſe),
Oſſ! Du Hoſnuak! (zu einem Furchtſamen, aber auch zu Dummen). Du olts Kar-
niccl (= Karminchen; zu älterer Perſon)! Du varfluchta Goß! Jgl, varfluchta! (zu
Ductmäſtern) Nigl! Du varfluchta Spizmauz! (zu einem, der überall ſein muß).
Du varfluchta Fruaſch (= Froſch), großgöina! (zu einem Grulſchnabel). Du olta
Tämplſtruat (= Tämpelſtröte)! Varfluchta Kruat! (zu häßlichen Menſchen). —
Weps (= Weſpe), varfluchta, böiſal (zu Kindern). Du varfluchta, gwauwa (= grobe)
Wonz! — Du dumma, olta (zu alten Frauen), blöida, ſaudumma, döiarta Guans
(= Gans) (nur zu weiblichen Perſonen). Du olta, varfluchta Genna! (zu ſchwäch-
lichen Weibſperſonen). Varfluchta, olta Gockl, döiarta! Varfluchta Sougockl! Du
Hohnwoccl! Du varfluchta, olta Taubnſchädl, Taubnuapf! (zu Dummen). Du
dumma, ſaudumma, blöida, olta Gimpl! Kraoa (= Krähe), ūalenda! (zu hageren
Perſonen), Varfluchta Spaos (= Spatz; meiſt zu Kindern), Fink!

Du olta, dumma, blöida Gurtn! (zu weiblichen Perſonen). Du olta Schuand
(= Schote)! (zu alten weiblichen Perſonen). Varfluchta Roumſchädl (= Rüb-
ſchädel)! Dorſchnſchädl, Dorſchnuapf! Varfluchts Unkraut! Varfluchta, olta Krot-
ſtaudn (= Krautſtaude)! (zu hageren Perſonen).

Du varfluchta Gudnhaml (= Judenhammel; meiſt zu dummen Leuten)! Pol-
laſt, varfluchta, vardoamnta! (zu Begriffsloſigen). Du Woſſapollaſt, Indiana,
Chineſ, Rümmlkürl, Krowot, Koſak!

Du blöida, dumma, olta, neigſcheita (= neunmalgeſcheit), hundsdumma, ſau-
dumma Joſcl (= Jakob)! Du döiarts, narreſchs, dumms Hamerl! Du blöida,
dumma Honſgirt! (Girtch = Georg). Du olta Honſwureſcht! Du olta, blöida,
dumma Honas (= Johann)! Du olta, varfluchta Koſpa! Du Koſper! Du varfluchta,
olta Grappnkoſpa! Du dumma, döiarta, olta Waſtl, Woſtl! Du döiarta Moß
(= Matthias)! Du dumma, narreſcha Juſl (= Suſanna), Moviä, Mabſch (= Bar-
bara), Gaſſcha (= Katharina, tschsch. káča)! Du Höiwabſch! (zu lärmenden Weib-
perſonen). Du Gwanwabſch, du varfluchta! (Goea = Geget, Güter). Du dumma Diwa
(= Eva)! No, du olta, dumma, varfluchta Marchat (= Margaretha)!

Schinda, olta, varfluchta, vamoledaita! Varfluchta Schlaotſcha! (zu einem
ſchmutzigen Menſchen). Schouſta, du! (zu einem Pfuſcher). Göita (= Güter), döiarta!
Varfluchta Säuwöita! Du Leimſöida (= Leimſieder)! Du olta Dreckſöida! Olta
Schwommara (= Schwämmefucher, zu einem Nichtſtuer).

Du varfluchta, olta Flamendra, Friedlungaß, Rujon, Rumb, Tachantera (zu einem Nichtstuer), Vachabumb, Flöttera (= Flatterer), Grundgrota (= Grundgrober; zu einem, der allem auf den Grund kommen will), Scheißa! (zu einem, der nichts zuwege bringt).

Du fala, vandommita, varfluchta Strick! Du fala, gruavoa Sock (= Sack)! Du Gundsstrüttl, Gundsstrüttl! Varfluchta, olta, fala, dumma, dviarta, blvida, saudumma, elllonga, debbata, gruavoa, zornecha, schvilita, ungschicka, Ding, Dingavich! Müßl, varfluchta, olta, ialenda! (zu beleibten Personen). Varfluchta, olta Bürschtn (= Bürste)! (zu weiblichen Personen). Varfluchta, floana Stöpsl! Du olta, varfluchta Kartätschn (zu alten Weibspersonen), Kanon, dumma Kragn, Büzn, Mist, Jungl (= Lampe), Klumpn, Fettklumpn, Fettschwarte (zu besonders beleibten Personen), du Haubnstuack (= Haubenstock), Säufstaudl (= Schweinetrog), Hopfnstonga, Knüttl, Kneittl, Laußstrüttl, Laußkneittl, Schwartn (zu älteren Personen). Krautmaia (= Krautmann, Hofenscheuche), Lämpfl (= Lämpel; meist zu Trinker), Sakrament, Kreisakrament, Wianst (= Wanst; zu dicken Personen), Wompn (= Wampe), Schwuanz (= Schwanz), Pimpl, Gipskuapf (zu Dummen), varfluchta Schäd! (zu einem Hartkopf), Schnobl (zu einem, der den Mund nicht halten kann), Hafschäd! (= Heuschäd!), Dreckschleidan, Kallisa, Katschn! (zu einem, der immerfort redet). Varfluchta Gröi(n)schnobl (= Grünschnabel; zu naseweisen Jungen), Zolln, Kuachlössl (= Kuchlöffel; zu naseweisen Jungen), Kuachbuttn, Drecksbuttn, Guschn (zu einem, der nicht schweigen kann), Woffabauch (zu beleibten Personen), Bodschübl (= Bachschübel) und Kofstn (zu beleibten Personen), Zau(n)stetn (zu dünnen Menschen), Schnolln (= Schmale; zu weiblichen Personen)! Du varfluchta, olta, floana Dreck! (zu kleinen Leuten). Varfluchts Dreckl, olts, stinkats Nas, Nos! Varfluchta Furz! (zu kleinen Leuten). Varfluchta, olta, dumma Lartschn! Du Derschluach! Du narrescha Zwickl! Du varfluchta, olta Dumpp, Fodallump, Wolg (= Balg), Zuadl (= Zottel), Pritschn (zu weiblichen Personen), Paotichn (= Pötsche)! Varfluchts Griefß, Gsicht, Hoaretsia!

Du varfluchts, olts, sakramenteschs, blvids, kravats, hatschats, schvilitats, narreschs, vartuckts, graoßkopfsats, stinkats, neigschets, dameschs, dreckats, zornechs, ungschicks, fals, potschats, wompats, debbats, graoßguschats, dumms, saudumms, vomoledeits, vandommits Gouda (= Guder)! Du Scallouda! Du olta, fala, floana, varfluchta, vomoledeita, zornecha, blvida, stinkata Froß! Du varfluchta Kaufa, Freda (bedeutet etwas Kleines, Geringes), Krepiera, Wildling, Wildsong, olta Stinka, Stinkian! Varfluchta, olta Her, Teisl, Kreizteisl, Kneipteisl, Kanale (= Kanaille), dumma Narr, Värmamuzn (Wuzn = Würze), Potja (= Pager), Duovstn (zu schwerfälligen Personen), Questera, Kneistera, Dnestera (nestern = weinen, schreien; zu Kindern), Dustera (zu Kindern), Krautera (= langsamer Mensch), Göhsht-her (zu einer Jammeregestalt), Trompl (zu einem Tolpatsch, auch zu Kindern), Tolpotsch, Debb, Böibl, Böpp (= Bapp), Duavglä (zu einem Schreihals), Honßdampfl (= Hansdampf; zu dummen Menschen, nicht wie in manchen Gegenden zu Leuten, die überall sein müssen), Schnottan (= Schnotterer), Paffa (= Paffer), Daml (von dämlisch), Löpfl, Duavtschn (quavtschn = schwerfällig gehen, auch treten), Duavtscha, Klach (zu Erwachsenen, die eine Dumtheit begingen), Bacl (zu starken Personen), Schmufla (= Schnüffler), Dummiran, Laußbou (= Lausbub), Höimua (zu einem Värmenden), Baotichn (= schwerfällig gehender Mensch), Hatschn (= Hintender), Schelchn (schelchen = trumm gehen), Schloepfn (schloepfn = schleifen), Schlorpan (= schlürfen; zu einem, der beim Gehen schlürft, auch zu Leuten, die beim Essen schmaßen), Wurschtle (zu Leuten, die nichts zustande bringen), Schlingl, Klotzschürzn (= Klotzschürze), Foodean, Foodeal, Kappl, Kapps, Unflaot (= Unflut), Scheißterl (zu einem, der nichts vermag), Kerl, Ra(r)l, Brenna (zu einem Wildfang), Quabratschäd! (zu Dummen), Dummkuapf, Blöidl, Zornpimpl, Schuß (zu einem Wildfang), Loffl, floana Stampava, Stampas, Knirps, Pumpas! Du olta Hemstuack (= Hemdstock), Klach (z'vachelt = verwirrt, das Haar), Warla (vielleicht ein Name?)! Du Krüppl, du ialenda! Du (varfluchta, olta) Zempena (= Mensch mit zerrissnen Kleidern, auch Nitolo), Mama (= eigentlich Großmutter; zu alten Weibspersonen), Truwont, Strieje! Du Latramann!

Es kommt auch vor, daß der Schimpfer keinen der hier angeführten Ausdrücke gebraucht, sondern einfach den Namen oder Beruf des zu Beschimpfenden mit einem „verflucht“ davor nennt: du verfluchte Schmieb, Seff, Kraus! usw.

Der Schimpf gilt nicht bloß dem Menschen, sondern allem, was dem Menschen unter die Hände kommt und worüber er sich ärgert. Tiere schimpft er „Bouda, Kragn, Trampfl“, stets mit den bekräftigenden Beifügungen, leblose Dinge „verfluchts Glump, Kragn, Zeich (= Zeug) usw. Wolf G ü d l h o r n.

Ostereierreime aus dem Böhmerwalde¹⁾

1. Auf die schöne Osterzeit
wünsch ich dir die größte Freud.
2. Es läuten die Glocken viel heller
am Osterfest,
weil uns der Heiland selbst hat
erlöst.
3. Die Ostern sind gekommen,
der Rosenkranz ist aus;
jetzt gebe ich den Scheckl²⁾
beim Fenster hinaus.
4. Wenn die Osterglocken klingen
und die Vöglein fröhlich singen,
da freut sich jung und alt
im schönen Böhmerwald.
5. Dieses Schecklein gehört in das
Haus.
wo mein Schatz geht ein und aus.
6. Diese Eier schenk ich dir,
du schenkst mir dein Herz dafür.
7. Dieses Schecklein gib ich dir,
weil du hast getanzt mit mir.
Und soll ein Tanz wiederum
wer(d)n,
geh ich dir wiederum gern.
8. Aus Liebe und aus Treu
schenk ich dir dies rote Ei.
9. Dies kleine Angebenten
will ich dir zu Ostern schenken.
10. Es hat mich noch nichts so sehr
gefremt
als wie die schöne Osterzeit.
11. Dieses Schecklein soll Zeuge sein,
daß ich dich liebe ganz allein.
12. Freue dich, liebs Rindelein,
es werden schon bald Ostern sein.
13. Nehmt mit freundlich mildem
Sinn
diese kleine Gabe hin.
14. Nehmt vorlieb mit dieser kleinen
Gabe
es ist die schönste, die ich habe.
15. Zwei Ostereier schenk ich dir,
Darunter meinen Namen;
und wenn es Gottes Wille ist,
so kommen wir zusammen.
16. Drei Nuß und a Kern,
mei Blatwei macht wer(d)n.
Wannst es glei no(ch) net bist,
wer(d)n macht es gwiß.
17. Ich will dir die Ostereier
vergönnen,
aber du mußt mich zum Tanzen
nehmen.
18. Weil alte Liebe nicht verrost,
drum send ich dieses durch die Post.
19. Das Schecklein ist so zart und fein;
es spricht so leise: Pecks nicht ein!
Da würde ein Specktafel draus,
es käm ein junger Hahn heraus.
20. Oh du wirfst alt und grau,
nimm dir eine Frau!
21. Es lebe die Liebe, es lebe die Treu,
der Teufel hole die Heuchelei.
22. Ich lieb nur einen, der lustig ist
und auf andre Madeln vergißt.
23. Es ist nichts so traurig und
betrübt,
als wenn sich der Schatz in a andre
verliebt.
24. O Freund, nimmst den Wunsch doch
hin,
sei so beglückt als ich es bin.
25. Wenn ich keinen andern find,
soumme ich zu dir geschwind.
Mein Geliebter sollst du werden,
wenn sonst keiner ist auf Erden.
26. Einen Gruß aus weiter Ferne
senden dir zwei Augensterne.
Meinen Namen nenn' ich nicht,
wenn du mich liebst, so kennst du
mich.
27. Es gibt viele Herzen in der Welt,
aber nur eines, was mir gefällt.

¹⁾ Diese Sprüche hatte eine Frau aus Neuberg bei Tlich, die selbst „Schedln kratt“, in einem Büchlein aufgeschrieben. Darin waren ferner enthalten die Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 10, 11, 13, 16, 22, 32, 72, 73 und 77 der Ostereierreime bei Jungbauer, Volksdichtung aus dem Böhmerwalde (Prag 1908) S. 176 ff.

²⁾ So wird das gefärbte und außerdem mit Sprüchen oder Figuren gezierte Ei genannt.

28. Du bist so stolz und magst mich nicht;
ich lach dazu und brauch dich nicht.
29. Ich will dir mein Herz
verschreiben,
dir immer treu zu bleiben.
30. Bist du nah oder fern,
ich hab dich immer gern.
31. In meinen Herzen wächst ein Zweig.
Er gehört dein, aber treu mußt
mir sein.
32. Treue Liebe welket nicht,
bis der Tod das Auge bricht.
33. Ich liebe dich immer und hab dich
recht gern,
denk alle Tag deiner, wenn's Abend
tut wer(d)n.
34. Früh, noch eh die Sonn' erwacht,
hab ich schon an dich gedacht.
35. Keine Rose kann so schön blühen,
als wenn zwei einander lieben.
36. Mein Herz ist treu,
is a Schloß bei
und grad nur oa Bua
hät das Schloß bei dazua.
37. Ein Körbchen voll Rosen, zwei
Taubchen dazu,
die Liebe daneben, die Freude bist
du.
38. Eine reine Liebe nimmt nicht ab,
ein treues Herz bleibt bis ins
Grab.
39. In meinem Herzen hat niemand
Platz,
als ich und du mein lieber Schatz.
40. Mein Herz glüht wie Blut;
ich weiß nicht, was das Deine tut.
41. Du liegst mir im Herzen, du liegst
mir im Sinn.
O möchtest du wissen, wie gut ich
dir bin!
42. Es lobe, wer wie du und ich
vergüßt, verliebt und wiederlich.
43. Ein liebend Herz, treu und rein,
ist ein kostbarer Edelstein.
44. Wo ich weile, wo ich bin,
hab ich dich im Herz und Sinn.
45. Der Frosch auf dem Stein,
er sitzt ganz allein.
Ein Beutel voll Geld
ist a Freund auf der Welt.
46. Lieben und küssen ist alles erlaubt,
wenn man dem Dornal die Unschuld
nicht raubt.
47. Lieben ist kein Verbrechen,
wenn zwei in der Unschuld
sprechen.
48. Ich lieb dich so innig und treu
wie der Esel den Bund Heu.
49. Diese Rosen welken nicht,
bis der Tod die Liebe bricht.
50. Schönster Engel, Liebster mein,
ich schenke dir zwei Adselein.
51. Schönster Schatz, ich bitte dich,
vergesse dein Versprechen nicht.
52. Du herzig schöns Biatwei,
du liegst mir im Sinn;
du kannst es nicht glauben,
wie gut ich dir bin.
53. Gedenke nah, gedenke fern,
gedenke meiner oft und gern,
gedenke noch an meinem Grab,
wie treu ich dich geliebet hab.
54. Ich dank dir für d' Semmel,
ich dank dir fürs Bier,
ich dank dir fürs Fäsching,
weilst tanzt hast mit mir.
55. Dich zu lieben und zu ehren
ist täglich mein Begehren.
56. Wo ich gerne wär und doch nicht
bin,
schick ich viel tausend Seufzer hin.
57. Vogel, flieg über Berg und Tal,
gruß mir mein Schatz zu
tausendmal.
58. Ich liebe dich nur in der Still,
es mag verdrießen, wen da will.
59. Ich wünsche dir das größte Glück
und freu mich stets in deinem Glück.
60. Sollte eine dich verschmähen, die du
liebst,
so laß sie gehen.
61. Ich habe fröhliche Gedanken
und darf mit keinem Mann mich
zanken.
62. Dieses Blümlein will ich dir
schenken
aus meinem Herzen zum
Angedenken.
63. Komm morgen, eh die Sonn'
aufgeht,
Daweil die Blum' im Tau am
schönsten steht.
64. Willst du mit mir Rosen brechen,
so achte nicht, daß Dornen stechen.
65. Sollte alles auch vergehen,
unsere Liebe wird bestehen.
66. Wenn Freundschaft sich die Hände
reicht,
ist der Weg durchs Leben leicht.

67. Büawei, wie häst is denn, sag's
nur grad aus:
Häst es im Herzen oder lächst mi
mir aus?
68. Du herzig schöns Büawei, i hätt'
di recht gern,
i möcht ja nichts Liaba, als dein
Weiberl wer(d)n.
69. Wenn ich möcht dein Weiberl
werden,
so wär ich die Glücklichste auf
Erden.
70. Holder Engel, süßer Kern,
dummer Gsel, hästst mi gern.
Solche Lumpen, wie du einer bist,
find ich täglich auf dem Mist.
71. A Kistl voll Geld und a Faßl voll
Bier
ist ma lang nicht so liab wie a
Büßerl von dir.
72. Keine Liebe blüht so schön,
als wenn zwei Geliebte beisammen
stehn.
73. Du bist ein Kerl, der viel
verpricht,
aber 's Wort halten, das kannst du
nicht.
74. Ich liebe dich herziniglich,
wie lang es dauert, weiß ich nicht.
75. Dein Herz ist weit, dein Herz ist
breit,
steht jedem Mädchen offen.
Die mit dir teilet Freud und Leid,
kann alles Süße von dir hoffen.
76. Ein Mund, der nicht küßt, und ein
Herz, das nicht liebt,
weiß nicht, was für selige Stunden
es gibt.
77. Wie könnt ich dein vergessen,
dein Denk ich allzeit,
ich bin mit dir verbunden
in Freude und in Leid.
78. Lieben ist eine große Freud,
das wissen ja fast alle Leut.
Draun lieb ich dich so stark ich kann
und schau keinen andern an.
79. Gar viele Mädchen wirst du finden,
aber ich versichere dich:
Unter diesen vielen Mädchen
liebt dich keine mehr als ich.
80. Es grüßen alle die Blumen dich
und bitten leise: Vergiß mein nicht!
81. Wie glänzen die Rosen,
wie glänzen die Stern;
wie hätt' doch die Kestl
den Johann so gern.
82. Treu geliebt und still geschwiegen,
treue Liebe spricht nicht viel.
83. Es lebe die Liebe, es lebe das Leid!
Nur du bist allein meine einzige
Freund.
84. Was das Herz zufrieden stellt
und dem Himmel wohl gefällt;
was wir uns versprochen,
das werde nie gebrochen.
85. In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
da scheint hinein auch Sonn und
Mond;
und ist es noch so ärmlich klein,
es kommt der Frühling doch
hinein.
86. Wenn du glaubst, ich lieb dich nicht
und treib mit dir nur Scherz,
so zünd eine Laterne an
und leuchte mir ins Herz.
87. Gräßgroa is d' Hullaustaudn,
schneeweiß is d' Blüa (Blüte).
Büawei, i liab di sehr,
wie is denn dir?
88. Wie klein auch diese Gabe scheint,
sie ist doch treu und gut gemeint.
89. Ich will dich zärtlich lieben,
mein Herz bleibt dir verschric'eu.
90. Zwei Rosen im Garten, zwei
Läuchchen dazu,
mein einzig Geliebter bist du.
91. Was ich wünsche: Liebe mich,
holder Knabe, wie ich dich!
92. Andre mögen anders denken,
ich will gern mein Herz dir
schenken.
93. Schön blühen die Rosen und fallen
ab;
ich lieb dich von Herzen bis an das
Grab.
94. Mein Leben sei ein Blumengarten,
wo nichts als Freuden deiner
warten.
95. So lang ich lebe, lieb ich dich,
wenn ich sterbe, bet für mich!
96. Liebe mich wie ich dich!
Hopfassa! Gedankenstrich!
97. Was ich dir sag', ist keine Lug
(Lüge):
Zum Heiraten hab ich noch Zeit
genug.
98. Ich habe nichts und küsse gern.
Ein Kuß schmeckt wie ein
Mandelkern.
99. Ein Gruß, der treu von Herzen
stammt.
dringt auch ins Herz hinein.

- Drum soll ein Gruß aus meiner Hand
- ein Angebind dir sein.
100. Vom Schildhahn die Federn,
vom Hirschslein die Oweih;
vom Gamsfel die Krickerln,
vom Dirnal die Treu.
101. Bua du bist a Diab,
stiehlst ma mei Herz und Diab.
102. Bleibe heimlich du der meine,
ist genug, wenn ich es weiß.
So bleib ich auch die deine
so wahr ich Kesi heiß.
103. Ich lieb dich so zärtlich
ich bin dir so gut,
mein Herz brennt aus Liebe
so heiß wie die Blut.
104. Du alter Egel,
bleib zu Haus!
Ich geb dir a Paar Schjedd
die Siebe ist aus.
105. Steig net affi afs Kellerdachl
sonst fallst oba du Menschalachl.
106. Unstre Liebe hat die Raß gefressen,
ich will jetzt auf dich vergessen.
107. Wenn der Mond scheint,
scheint er übers Dachl,
wenn kein Junger kommt,
kommt ein alter Klachl.
108. Schön blau ist der Himmel,
schön weiß ist der Schnee;
mein Schatz hat a andre,
mein Herz tut mir weh.
109. Herzerl du floans,
häst a Haus oda toans,
häst a Geld oda nit,
lässn tua a di nit.
110. Vergiß mein nicht im Leben,
vergiß mein nicht im Tod,
vergiß mein nicht im Wohlergehn
und auch nicht in der Not!
111. Buawei, i liabat di,
säg ma's, wie kriag a di!
I säg da's, wiaßt mi kriagst:
Wannit mi treu liabst.
112. Buawei, i liab di treu,
äba net ällewei(!);
ällewei(!) kãnn 's net sei(n),
bild da 's net ei(n)!

Frauenthal bei Prachowitz.

Franz Meisinger.

Aus der Volkssprache des oberen Schönhengstgaues.

Pflanzennamen: Stuaomort (Mauerpfeffer), Bimfüß (Bovist, Stäubling), Stuaapelz (Steinpilz), Fielich (Eierschwamm), Dual (Quendel), Laumkrupf (Prinzel), Rön (Kornrade), Wölfrusn (Klatzschmohn), Getzschnogn (Chrenpreis), Hofenhörlisch (Schattendäumchen), Böppelich (Malve), Mariamantala (Frauenmantel), Zigeunermädel (Belargonie im Fenster), Dittterlich (Trollblume), Gieft (Schöllkraut), Kuafl (Kainfarn), Bünamehn (Löwenzahn), Schmirbalich (Sahnensfuß), Suhlquachn (Wurzeln vom Alderhohlzahn), Baakler (Natternkopf), Bohawentl (Jimmergrün), schworza Beer (Heidelbeere), ruta Beer (Erdbeere), Gempflbeer (Simbeere), Kroißlbeer (Brombeere), Stuabeer (Preißelbeere), Quabuttu (Hagebutte).

Tiernamen: Farflich (Ferkel), Bär (Eber), Star (Widder), Möder (Marder), Gläner (Iltis), Mölkwürf (Maulwurf), Fehsch (Kröte), Schiemoadlich (gefleckter Salamander, Mollch), Beerstänker (Wanze auf der Heidelbeere), Bram (Pferdebromse), Hirnig (Hornis), Mölkenstar (weißer Schmetterling), Robhjelich (Robhühner), Dmesler (Umsel), Driehschl (Wachholderdrossel), Druhshl (Drossel), Dönersperking (Dovndreher), Ushiptala (Veinzeisig), Ihar (Häher), Uglaster (Uster).

Ausdeutungen von Vogelrufen: Zum Wachtelschlag: Wüpprawüpp, wüpprawüpp (in Nordmähren: Vottberott, vottberott). Zum Finkenschlag: Vögala, Vögala in Bröschirm (Watzfauue). Zum Gesang des Spottvogels (Gartengräsmücke): Vetter Jirg, Vetter Jirg. Zum Gesang der Goldammer: Moadla, geh mer mit dr Siehl in Schniet? (Mädchen, gehen wir mit der Siehl in den Schmitt?) Der verbreitete Spruch aus der Pestzeit¹⁾ lautet hier:

Ußt Binahwüngl un Telscheibn, (Eßt Binahwurzel und Dillscheiben),
ju wann noch wella inorig sein (so werden noch welche übrig bleiben).

Andere Ausdrücke: Sommerfladla (Sommerprossen), Schnüser (Strauchen), Zar (Träne), Jugl (Abfall beim Flachsdreheln), Fürtig (Schlinge), Frusch-

¹⁾ Vgl. Jungbauer Bibl. Nr. 2687; Dobovla und Kronfeld, Volksmedien I. S. 68 f. (Kibernet).

würger (billiges Taschenmesser), Gemüßl (Brotkrümchen), Untermalla (Zwischenmahlzeit am Vormittag), Kirtmachgahl (Safran), Böllkaplich (Palmtäschchen), Pilsköwala (eine Art Omelette aus der ersten Milch nach dem Abfalten, die besonders fett ist), Wehtig (ein Schmerz), ein krummer Fuß (ein schmerzender Fuß), Greibiala (Ellenbogenfortsatz), Etig (Brei), Meser (Mörser), Schmetakumma (Butterfass), Töllkumma (Nestkästchen für die Dohle, die aber hier nach dem Tschechischen Kaffa heißt), Trna (Sarg), Trhalarüdscheib¹⁾ (Radstiebe mit Rasten), Schwenter (Pendel), Gemüßel (undeutliches Sprechen), Gemäßer (wertlose Sache oder Rede), Flansen (Rippen), Musch (Ruß), Luchwaba (Gugelhupf), Luetschet (linkisch), bastelhaft (kränzlich), omedig (ohnmächtig), sönts (abends), watn (voriges Jahr), öwatig (sehr in Anspruch genommen), wager (brav), bloaten (begleiten), heitschen (warten), haschen (niesen), krapisch (lebhaft), geführig (geschickt), üslatig (roh), uosfällich (elend aussehen), süst (konst), schmödern (wenn Frauen plaudern).

W ä h r - R o t h m ü h l.

Eduard B ö h s.

Der Bauer als Erzieher

Mit seinem Beitrag „Etwas aus Weitendorf im Teßtal“ in der „Münchelerute für 1930“ liefert Dr. Rudolf S a d w i c h ein Muster, wie der Heimatforscher die Geschichte eines Dorfes lebendig erfassen und darstellen kann. Ein Abschnitt daraus, der so recht die deutsche Bauernart kennzeichnet, sei hier wiedergegeben:

„Wenn Mann und Weib nichts taugen, kann die Wirtschaft nicht gedeihen. Wenn ein Teil tüchtig und zuverlässig ist, bleibt immer noch für gute Hoffnung Raum, ja, es kann der eine der Erzieher des andern werden. Ein junger Bauer bewarb sich um ein schönes, wohlhabendes Mädchen. Er wurde aufmerksam gemacht, daß sie verzoogen und verwöhnt sei und nicht ordentlich zu arbeiten verstehe. Er ließ sich nicht beirren und führte sie trotzdem heim. Da lag sie nun den ganzen Tag in der Schaukelwiege und las oder verändelte sonstwie die Stunden. Der Bauer sagte kein Wort dazu, schalt nicht und mahnte nicht. Aber jedesmal zur Essenszeit trat er unter die Haustür und rief mit eindringlicher Bedeutung: „Alle, die gearbeitet haben, kommt essen!“ Natürlich setzte sich auch die junge Frau mit zu Tisch. Wochen hindurch trieb sie es so. Aber allmählich müssen ihr doch die Worte des Mannes zu denken gegeben haben, es mochte ihr peinlich sein, daß er sie nie rügte, sie mochte sich schämen, daß sie als Nichtstuerin mit den fleißigen abgewackerten Leuten die Mahlzeiten teilte, kurzum, sie begann bei der Arbeit zuzugreifen, sie lag immer weniger in der Wiege und wurde eine Hausfrau, wie sie der Bauer sich nicht besser wünschen konnte.“

Der zweite Volkskunstkongreß

Nach dem großen Erfolg des 1. Internationalen Volkskunstkongresses in Prag (7.—14. Oktober 1928) wurde an den festen Ausbau der Organisation geschritten. Die C. J. A. P. (Commission Internationale des Arts Populaires) hielt ihre erste Vollversammlung in der Zeit vom 25.—31. Oktober 1929 in Rom ab. Die Leitung besteht aus den folgenden Herren:

Präsident: Otto Lehmann (Deutschland).

Vizepräsident: Emilio Bodrero (Italien).

Mitglieder: Albert Marinus (Belgien). Gustave G. J. Julien (Frankreich). Hisya Homma (Japan). J. Schrijnen (Holland). Lubov Ruba (Tschechoslowakei). Daniel Baud-Bobv (Schweiz).

Generalsekretär: Richard Dupierreux (Brüssel).

Der 2. Volkskunstkongreß findet vom 28. August bis 7. September in Antwerpen statt. Die letzten fünf Tage werden die Teilnehmer in Bütlich und Brüssel verbringen. Die tschechoslowakische Volkskunstkommission wird bei dieser Gelegenheit

¹⁾ Im südlichen Böhmerwald heißt der gleiche Schublatten „Scheibtrube“.

vollständliche Filme vorführen, darunter auch solche aus dem Volksleben der Deutschen. Einstweilen sind folgende Filme in Aussicht genommen: Das Heimatfest der Wischauer Sprachinsel (vgl. unser Bild). Der Jglauer Berghäuerzug. Sudeten-



Trachtenbild von einer Wischauer Bauernhochzeit. (Bittfrau und Bittbirn). Einsender: Bürgerchuldirektor Ernst Ehler, Biffowitz.

deutsche Volkstänze (vorgeführt vom Bund der Böhmerländischen Freischaren und der Akademischen Singsgemeinde in Prag, aufgenommen beim Kulturverbandsfest in Auffig).

Papst Pius XI. als Schätzer der Volkstunde

Seinen auf der 5. Tagung der „Woche für Religions-Ethnologie“ in Luxemburg (September 1929) gehaltenen Vortrag „Volkstunde und religiöse Volkstunde“, der in der Zeitschrift *Anthropos* XXV. Heft 1/2, Jänner—April 1930 erschienen ist, begann Prof. J. Schrijnen (Holland) mit dem Hinweis, es sei der persönliche und ausdrückliche Wunsch des Papstes Pius XI. gewesen, daß bei dieser Tagung auch die Volkstunde in das Programm der zu behandelnden Themen mit aufgenommen werde.

Atlas der deutschen Volkstunde

Bis Ende Juni wurde der 1. Fragebogen an alle in Aussicht genommenen Anschriften versandt. Die Beantwortung ist bis spätestens Ende September erwünscht, da dann der 2. Fragebogen an die Reihe kommt.

Ausgefüllte Fragebogen sind ferner eingelaufen von: Bürgerfchuldirektor i. R. Franz Fischer, Oberplan; Oberlehrer Karl Sedel, Grünau bei Mähr.-Erbau; Schulleiter Rudolf Neudek, Höggart (Slowakei); Landwirt Karl Hübl, Dreihöf; Lehrer Andreas Korn, Sinjal (Karpathenrußland); Schulleiter Ferdinand Jelinek, Pratsch bei Znam; Fachlehrer Heinrich Lipfer, Lürmitz; Gymn.-Direktor Dr. Anton Altrichter, Mikolzburg (für Smilau); Lehrer Josef F. Sacke, Graumbach bei Neubitz; Lehrer Otto Steinig, Schmiedshäu (Slowakei); Professor Dr. Franz Pechel, Freiwaldau (für Miklasdorf); Oberlehrer Franz Meisinger, Frauenthal bei Prachatz; cand. phil. Maria Machatzki, Jglau; Schriftsteller Anton Günther, Gottesgab; Fachlehrer Gustav Hoier, Kopsbach; Lehrer Emil Zelonek, Wagstadt; Gymn.-Direktor Vinzenz Mairwald, Braunau; Professor Dr. Adolf Martin, Mch; Bürgerfchuldirektor Eduard Scharloth, Jechnit; Bürgerfchuldirektor Ernst Epler, Biffowitz; Prof. Dr. Karl Winter, Troppau (für Karlsdorf bei Kömerstadt i. M.); Lehrer Oskar Pettsch, Königsfeld (Karpathenrußland); Baumeister Ernst Hofknecht, Friedeberg; Kaplan P. Viktor Krüttner, Stift Tepl; Oberlehrer Rudolf Gruschka, Alt-Hart bei Zlabings; Schulleiter Fritz Sander, Kunzendorf bei Wlten; Fachlehrer Gustav Rohut, Tschsch.-Leschen; Bürgerfchuldirektorin Amalie Kerad, Auffig a. G.; Oberlehrer Otto Klos, Groß-Raden; Sekretär Robert Kinscher, Markt Weißwasser; Oberlehrerin Franziska Greipl, Friedberg; Schulleiter Josef Gröger, Maria Sorg bei St. Joachimsthal; Oberlehrer Franz Klemm, Seifen bei Bergsd. Kl.; Oberlehrer Franz Füssel, Schönwald bei Zellmitz; Lehrer Richard Baumann, Neusattl bei Elbogen; Bürgerfchuldirektor Josef Bösch, Pödersam; Oberlehrer Adolf Gröschel, Schwaderbach; Schulleiter Karl Migl, Groß-Kammerschlag; Lehrer Rudolf Sauer, Groß-Tajar; Lehrer Alfred Loßmann-Kraus, Gradzen; Schriftsteller Josef Benneisch, Haindorf; Oberlehrer Franz Götz, Pöschkau; Oberlehrer Ferdinand Pfoh, Dörnberg bei St. Joachimsthal; Oberlehrer Johann Zuma, Wiltschen; Oberlehrer Franz Preinigl, Stein im Böhmerwald; Stadtarchivar Anton Wässerle, Deutsch-Proben (Slowakei); Fachlehrer Adolf Weßinger, Pernel bei Oberplan; Schulleiter Karl Skrabák, Limbach (Slowakei); Schulleiter Waldemar Fritz, Schaboglück; Schulleiter Franz Fiedler, Záhosi bei Tisch; Oberlehrer Alfons Widenstky, Rettendorf; Oberlehrer Franz Gröbner, Weiskensulz; Schulleiter Richard Theml, Schrenz bei Deutschbrod; Lehrer Johann Süka, Heilbrunn; Museumsvorstand Gustav Laube, Wlitz; Oberlehrerin Marie Hauschwiz, Heiligentkruz; Oberlehrer Josef Grund, Banggrün; Volkfchuldirektor i. R. Johann Micko, Mutterdorf; cand. phil. Hans Fischer, Graslit; Lehrer Franz Wolbrich, Neugebäu; Fachlehrer Friedrich Puz, Mch; Bürgerfchuldirektor i. R. Ferdinand Schamala, Liebenau bei Reichenberg; cand. phil. Dr. Josef Böhm, Brand bei Tachau; Lehrer Anton Pollak, Bohnau; Lehrerin Ivona Wölffel, Bößing (Pezinok) bei Preßburg; Oberlehrer Leopold Richter, Prahlitz; Lehrer und Bürgermeister Josef Quaiser, Dirschberg; Bürgerfchuldirektor Josef Prost, Mtscha; Oberlehrer Josef Metelka, Konzberg; Lehrer Oswald Kaller, Einriedel in Schlesien; Lehrer Wilibald Wolff, Engelhaus; Lehrer Ferdinand König, Deutsch-Mokra (Karpathenrußland); Lehrer Josef Turba, Russisch-Mokra; Lehrer Franz Pettrisch, Bokau bei Auffig a. G.; Lehrer Raimund Wilscher, Erwinzdorf (Karpathenrußland); Lehrer Anton Schöttner, Puznial (Karpathenrußland); Prof. i. R. Dr. Julius Gréb, Mszód (Ungarn) für Großlumnitz (Slowakei).

Dem Weirat der Arbeitsstelle gehören ferner an: Fachlehrer Josef Niktsche, Freiwaldau; Stadtarchivar Anton Wässerle, Deutsch-Proben; Prof. Dr. A. Bergmann, Neutitschein; Schulleiter Johann Wollner, Blausuß (Slowakei).

*

Antworten¹⁾

(Einlauf bis 30. Juni)

20. Umfrage. Die „Siechabänt“ genannte Siebel kommt hier häufig vor (R. Baumann, Doglasgrün bei Chodau).

24. Umfrage. Ein Messer darf mit der Schneide nicht nach oben liegen, weil man dem Herrgott die Augen aussticht. Aus demselben Grunde darf man keinen Rechen so liegen lassen, daß die Zähne nach oben schauen; auch keine Sense darf mit der Schneide nach oben liegen (R. Baumann, Doglasgrün).

38. Umfrage. Warzen, die es früher sehr häufig gab, die aber jetzt immer seltener werden, behandelte man mit dem „Christenschweiß“ genannten Saft des Mauerpfeffers (J. Maschel, Holeischen).

41. Umfrage. Manche Schmetterlinge heißen hier „Feiasäl“ (R. Baumann, Doglasgrün).

48. Umfrage. Hundefett ist ein Heilmittel gegen Halsschmerzen, gegen den „Schleim“ im Halse. Es wird entweder gegessen oder aufgelegt (R. Baumann, Doglasgrün).

68. Umfrage. Man soll Schuhe nicht auf den Tisch stellen, weil auf diesem oft Geld liegt und man so auf dem Gelde herumtrampelt (R. Baumann, Doglasgrün).

70. Umfrage. Als Haarmuchsmittel dienen der im Frühjahr durch Anbohren der Birken gewonnene Birkenast und Rosenwasser. Hierzu kocht man Rosenblätter in Wasser und läßt das Gefochte einige Tage stehen; dann wird der Saft in die Haare geschmiert (R. Baumann, Doglasgrün).

76. Umfrage. Aus neuerer Zeit stammen die Bublikopfreime: „Bublikopf hat Dreck im Kopf“, „Bublikopf, Bublikopf, laß (kauf) da Löiwar an Untarod!“ (R. Baumann, Doglasgrün).

104. Umfrage. Ein bemerkenswertes deutsch-tschechisches Mischlied (Eheklage: „Ach, ich elend armer Mann“, mit Rehrheim in tschechischer Sprache „A já člověk ubohý, pomoch jsem si na nohy“) findet sich in einer von A. Bückhorn eingesandten Sammlung von Volksliedern aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

114. Umfrage. Daß die am Knie kitzliche Person das Heiraten nicht lassen kann, gilt hier für beide Geschlechter und für jedes Alter. Ferner besteht die Meinung, daß Frauen mit roten Waden nur Knaben zur Welt bringen (J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt).

116. Umfrage. In Pattersdorf bei Deutschbrod tragen die Männer hohe Schuhe (Schoug); Halbschuhe (Holbschoug) sind erst seit einigen Jahren üblich. Frauen und Mädchen haben an Sonntagen schwarze Luchschuhe, sofern sie Jglauer Tracht tragen, sonst moderne Schuhe. Männer tragen zur Jglauer Tracht hohe Stiefel mit steifen Schäften; an Wochentagen werden auch Stiefel mit weichen Nöhren getragen. Der Lederpantoffel heißt „Pantoffel“, der Holzpantoffel „Lotšch“ (A. Bückhorn, Prag). Hier trägt man Stiefel, Schnürschuhe, Halbschuhe, Niederschuhe, Pötschen, Hauschuhe, Sandalen, Holzlatschen (Holzpantoffel); sehr selten Stiefletten (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

119. Umfrage. Die im letzten Heft erwähnte Heilige Stiege in Passau führt zur Wallfahrtskirche Maria Hilf. Sie ist gedeckt; über dem Eingang steht die Jahreszahl 1627. Es führten etwa 340 Stufen hinauf. Im oberen Teil der Stiege sind an den Wänden Kreuzwegbilder angebracht. Wie ich im Juli 1929 beobachtete, verrichteten die Leute, hauptsächlich Weber, auf jeder Stufe ein Gebet. Manche beteten auch so, daß sie Stufe für Stufe verkehrt abstiegen (R. Baumann).

120. Umfrage. Hier sind Sterbebilder nur in Ausnahmefällen, z. B. beim Tode eines Geistlichen, üblich (J. Bernard, Nieder-Mohrau).

¹⁾ Aus Raumangelegenheit mußten Antworten hier weggelassen und dem Archiv übergeben werden, darunter besonders viele, die R. Baumann aus seinem neuen Wirkungsort Doglasgrün eingesandt hat.

121. Umfrage. In Bauernkreisen kennt man den Osterhasen nicht (S. Matschek, Goleischn). Dagegen glaubt man in Doglasgrün (H. Baumann) und in Nieder-Mohrau (S. Bernard), daß der Osterhase die Ostereier bringt.

122. Umfrage. In Südböhmen heißen die Ostereier allgemein „rovidi Dar“ (rote Eier). Früher färbte man sie mit Zwiebelshalen und Fernambukholz. Heute werden vorwiegend die beim Kaufmann erhältlichen Farbpächten benützt. In die gefärbten Eier läßt man meist durch bestimmte Personen, die darin große Erfahrung und Geschicklichkeit haben, Figuren und Verse schreiben. Die so gezeichneten Eier heißen „Schedeln“. Sie werden mit einer kleinen Feile oder mit dem Taschenmesser getraht oder die Zeichnung wird vor dem Färben mit flüssigem Wachs aufgetragen. Früher wurden die „Schedeln“ auch so gemacht, daß man um das Ei Zwiebelshalen band und es dann erst in die rote Lösung legte oder daß man kleine Blüten oder hübsch geformte Blättchen um das zu färbende Ei band (Th. Schmela, Prag). Außer diesen, auf gleiche Art hergestellten Eiern erhalten in der Umgebung von Prachatitz die Burschen von den Mädchen noch Zuckerschedeln, Schotoladeeier oder „Zuilschedeln“, die aus farbigen Bändchen und sehr dünnem Draht gemacht werden (S. Weisfinger, Frauenthal). Die Eier werden in Milikau bei Mies und in Pattersdorf bei Deutschbrod mit gekaufter Farbe oder mit Zwiebelshalen, in Milikau auch mit Gras gefärbt, vereinzelt auch „gewischelt“ (M. Südlhorn, Prag). In Doglasgrün schmirt man die mit gekaufter Farbe, mit Zwiebelshalen oder auch in Kaffeelauge gefärbten Eier mit Fett ein, damit sie glänzen (H. Baumann).

123. Umfrage. Die im südlichen Böhmerwald und in Südmähren (vgl. kleine Mitteilungen), wie auch in der Jglauer Sprachinsel so beliebten Eierverse sind in der Gegend von Mies unbekannt (M. Südlhorn, der aus Pattersdorf den Reim mitteilt:

So süß sei dein Leben
Wie Zucker und Zibeben.)

124. Umfrage. Die Ostereier erhalten: 1. Kinder von den Taufpaten (am Ostermontag, zuweilen auch noch am Weißen Sonntag) und von Bekannten (vom Gründonnerstag an). 2. Für das Matschen erhielten die „Matschenbuben“ früher von jeder Bäuerin je ein gefärbtes Ei. 3. Die Burschen von den Mädchen. 4. Die Diensthöten, die sich oft die schon beim Dienstantritt ausbedungene Zahl von Eiern roh geben lassen und verkaufen. Am Charfamsstag gibt die Bäuerin dem Knecht und der Magd je 20 Eier, der Hüblube oder das Schulkind, das am Palmsonntag den „Weihpalm“ getragen hat, bekommt 8 Eier (in Malsching). (Th. Schmela für die Gegend um Ottau und Malsching). Ebenso erhalten um Prachatitz die Kinder von der Mutter, den Taufpaten und Verwandten, die Matschenbuben von den Bäuerinnen, die Burschen von den Mädchen Eier. Den Kindern gibt man meist nur einfach gefärbte Eier, den Burschen getrahte Schedeln oder Wachsschedeln (S. Weisfinger, Frauenthal). In Milikau bei Mies erhalten meist nur die Kinder und die Matschenbuben (diese am Charfamsstag) gefärbte Eier, den Erwachsenen im Hause gibt man ungefärbte. In Pattersdorf verteilt man gefärbte und ungefärbte Eier an alle im Hause. Am Ostermontag bekommen die Schmectosterbuben von der Hausfrau, am Nachmittag desselben Tages die Dorfburschen von den Mädchen nebst Schnaps Eier (M. Südlhorn). In Nieder-Mohrau bei Römerstadt ist das Schenken von gefärbten Eiern schon seit Jahren ganz abgekommen; dafür gehen die Burschen zu den Mädchen, oft von Haus zu Haus, Osterschmapps trinken, und man hat Mühe, diese Unsitte von den Schulknaben fernzuhalten (S. Bernard).

125. Umfrage. Die Mädchen von den Burschen die „Schedeln“ als Gegengabe für den Faschingstanz in der Nacht vom Ostersonntag auf Ostermontag beim Fensterln (Th. Schmela für Ottau, Südböhmen). Dies geschieht in der gleichen Nacht um Prachatitz, wo aber Vereilige auch schon am Samstag um die Schedeln gehen (S. Weisfinger). (Um Oberplan holt man sich die Eier aber gewöhnlich schon in der Nacht von Samstag auf Sonntag.) In den deutschen Dörfern bei Deutschbrod erhalten sie die Burschen am Ostermontag. In Mudenbrunn bei Stecken bekommen auch die Schulbuben von den Schulmädchen Ostereier als Gegengabe für die ihnen am Josefsitage geschenkten Lebkuchenherzen (M. Südlhorn).

126. U m f r a g e. Der bevorzugte Liebhaber erhält in der Nacht zum Ostermontag ein Osterpackl, in dem sich außer Scheckeln noch andere Gaben, je nach den Vermögensverhältnissen des Mädchens, befinden, z. B. ein gefädelter Tabakbeutel, Pfeifenbandl oder derzeit gewöhnlich Zigaretten, manchmal auch eine Krawatte und Krapsen; früher gab es auch kostbarere Geschenke, z. B. eine Samtweste oder eine Hoje (F. Meisinger, Frauenthal). In der Jglauer Sprachinsel ist es vereinzelt üblich, daß der Liebhaber ein besonderes Ostergeschenk, meist Taschentücher oder eine Halsbinde erhält (M. Süclihorn).

127. U m f r a g e. Der Bursche erhält ein Paar Scheckl, der Liebhaber mehr (F. Meisinger).

128. U m f r a g e. Unpaarig werden die Eier nicht gegeben (F. Meisinger).

129. U m f r a g e. Um 1900 waren in der Gegend um Ottau (Südböhmen) drei Arten von Spielen üblich, das Pecken, das Einschießen und das Rei(n)ln. Beim Pecken wurde „Spiz auf Spiz“ und „Da(r)sch auf Da(r)sch“ aneinandergeschlagen. Das zerbrochene Ei gehört dem Gewinner. Um sich zu vergewissern, daß der Gegner keinen „Pechspiz“ oder kein Ei von einem Verstoßhuh genommen, probierte man die Härte der Eier an den Zähnen. Das Einschießen bestand darin, daß man trachtete, eine Münze (meist ein Kreuzerstück, später ein Zweifellerstück) in das Ei zu werfen. blieb die Münze stecken, so hatte man das Ei gewonnen, wenn nicht, war das Geldstück verloren. Es gab zwei Arten des Einschießen auf der „Tred“ (Erde), wobei das Ei auf den Boden gelegt wurde, und in die Hand, wobei das Ei zwischen Daumen und Zeigefinger so gehalten wurde, daß nur ein schmaler Spalt freiblieb. Oft bemühte man für das Einschießen „eingepfecke“ oder zererschlagene Eier (Schmederlinge), in denen die Münze nur schwer haften blieb. Zum Rei(n)ln wurden im Obstgarten oder auf einer Wiese zwei Pecken aneinandergelegt. In den Stielen ließ man die Eier in einer bestimmten Reihenfolge herunterrollen. Wer das Ei eines anderen anstieß, hatte es gewonnen (Th. Chmela). Am Ostermontag wird auf dem Kirchplatz „gepeckt“ oder „gehackt“ (= eingeschossen) (F. Meisinger). Das „Pecken“ heißt in Milikau bei Mies „Bocken“. Auch hier pflegte man früher Geldstücke in die Eier zu werfen. Ferner rollen die Kinder die Eier einen Hang hinab oder sie rollen die Eier gegeneinander, bis eins zererschlagen ist (M. Süclihorn). Auch in Doglasgrün ist das „Lippen“ genannte Pecken mit den Eiern üblich, ferner das Einwerfen eines Geldstückes (einer Krone) in das Ei (H. Baumann).

130. U m f r a g e. „Pechspitze“, ausgeleerte Eier, deren Spitze innen mit eingelassenem Pech verstärkt wird, sind im südlichen Böhmerwald (Th. Chmela für Ottau; F. Meisinger für Frauenthal, wo auch Eier aus Holz verwendet werden) üblich.

131. U m f r a g e. A u s d r ü c k e und Redewendungen Wiener Herkunft sind in Südböhmen: Pilscher, Striezi, Bazi; Spurt (Sport-Zigaretten), Fläschn (Ohrfeige). Von einem Ungehörten sagt man: Der hat an Schwäuma, an Fäu(n) (Fahne), an Affn, an Spiz (Th. Chmela). Das Wort „Strieze“ ist auch um Deutfchbrod bekannt (M. Süclihorn). Pilger (arbeitschauer Bursche), Schurl (lustiger Bursche, aus Georg) und die Redensart „Gengans bäd'n (Gehen Sie fort; Lassen Sie mich in Ruhe!) teilt Franz Andrez aus Dobrgan bei Pilsen mit.

132. U m f r a g e. D r e s c h f l e g e l r e i m e aus der Gegend um Ottau und Malsching in Südböhmen: 3 und du, i und du (bei 2 Dreschern), Schind d' Räk aus (bei 3 Dreschern), Fleisch und Knödl (bei 4 Dreschern). Die Dreischer selbst pflegten oft folgende Reime zu sagen:

Knödl und Kraut, drischl nit laut!

Fleisch und Kno(u)dn geht zu Vo(u)dn.

Um 1880 war in Rosenberg üblich: Ptike take (Th. Chmela). Um im Takte zu bleiben, wird besonders von Anfängern an den Spruch gedacht: Wenn Gott ga(h), daß Nächst wa(r)! (F. Andrez, Dobrgan). Aus Nieder-Mohrau verzeichnet J. Bernard die folgenden Worte: Fehlt einzl! (Zweischlag), Koch Grapsupp (Graupensuppe) (Dreischlag), 's geht ein Scheffel (Viererschlag), Rühndreck und Butter (Fünfschlag), Wie jüct mich der Buctell! (Sechschlag) Ähnlich lautet es um Mär.-Neustadt

(Johann Dolaf, Bürgerfchuldirektor): Lunkplaz (2), Koch Grappfupp! (3), Bett an Scheffel (4), Züdt dich der Puckel? (5), Kaß, runder vom Balken! (6), Ungroßvaters Zipfelmütz (7), Du waßt an Dreck, wie schwer es geht (8).

133. Umfrage. Johann von Neponuk gilt als Patron gegen Wasser-gefahr. Daher werden ihm auf Brücken Statuen oder Bildtafeln, am Ufer Kapellen aufgestellt. Zum 16. Mai werden sie mit Birken und Blumen geschmückt. Durch eine Woche hindurch dauert dann das „Johannibeten“, bei dem eine alte „Vitanei zu Ehren des hl. Johann von Neponuk“ und viele Vaterunser gebetet werden. Nach dem in der Kirche am Abend stattfindenden Johannissegen wird unter allgemeiner Beteiligung der Bevölkerung eine Partikel zum „Büssen“ (Küssen) herumgereicht. In Rosenberg war es um 1900 noch üblich, daß die am Moldanufer wohnenden Leute oder die Flößer am 16. Mai auf der Moldau Lichter schwimmen ließen. Auf Brettchen wurden harzgetränkte Sachen angezündet. Die Lichter waren oft in Kranzform angeordnet. Den Kindern wurde dabei die Legende erzählt, daß der Leichnam Johanns so gefunden wurde, daß Flammen im Wasser die Stelle bezeichneten. Auch die Überlieferung, daß der Heilige dafür in die Moldau gestürzt wurde, weil er das Beichtgeheimnis nicht brechen wollte, war allgemein bekannt (Th. Chmela). In einem 1722 von einem gewissen Christian von Chotieschau herausgegebenen Kalender, den der hiesige Arzt Dr. Bergmann besitzt, wird das Leben und Leiden des hl. Johann von Neponuk ausführlich geschildert (J. Andreeß, Dobrzan). Aus meiner Kindheit kann ich mich an eine alte Gänsehirtin erinnern. Sagte sie die Gänse auf der einen Seite aus dem Bach heraus, so liefen sie auf der anderen Seite wieder hinein. Da stellte sich das alte Weib vor den Brückenheiligen und schrie ihn an: „O du heilicha Johann va Neponuk, stähst aa af dera Bruck und hilfst ma niat!“ (J. Mascheß, Poletschen). R. Baumann teilt die folgenden Spottreime auf den Heiligen mit: Johannes von Neponuk is ins Wassa ghupft; häut'n a Frauach bissn, häut ar in d' Huan ghchiffn (Neusattel bei Elbogen). Johann von Neponuk häut d' Kaß in Dreck ei(n)druckt (Doglasgrün). Johann von Neponuk is zruchwarts in Bach ei(n)ghupft, häut a die gånzn Fiesch zadruckt (Doglasgrün).

134. Umfrage. In Malsching (Südböhmen) setzt man sich beim Mandeln schnell auf die letzte Garbe, damit das Brot beim Backen nicht auf- fahre (Th. Chmela). Zu einem anderen Brauch, der im 2. Fragebogen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ vertreten sein wird, gehört die Mitteilung, daß der, welcher die letzte Garbe zum Mandel trug, Kornmann genannt wurde und zum Spotte jemanden auf dem Rücken heruntertragen mußte (J. Andreeß, Dobrzan).

135. Umfrage. Wenn sich die Rahe am Wesen die Krallen schärft, so ist ein Wettersturz oder ein unangenehmer Besuch zu erwarten (M. Südkhorn). Wenn sie am Stuhl- oder Bankfuße kratzt, was man als „Hwolzhocken“ bezeichnet, so soll ein anderes Wetter, namentlich Kälte, eintreten (J. Andreeß, Dobrzan).

136. Umfrage. Nach Mitteilung einer alten Bäuerin aus Malsching (Südböhmen) gilt Leichenfett als Heilmittel bei Weinbruch (Th. Chmela).

137. Umfrage. Um Ottau in Südböhmen gibt es zwei Arten von Schu- bkarren, den Tragatsch (tsched. trakač) und die Scheibtruhe. Der Tragatsch, dessen Tragfläche und Stützen aus Latten gebildet ist, wird zum Fortschaffen von Gras, Stroh, Säcken u. a. verwendet, die schwerere Scheibtruhe zum Fortschaffen von Sand, Steinen, Mist u. a.; sie wird manchmal auch gezogen. In Malsching (Südböhmen) ist noch ein höherer, zweirädriger Karren, der Soaban, in Gebrauch¹⁾. Zwischen seinen Rädern ist eine Art Kiste. Zwei Holzstangen, mit einer Quer- stange verbunden, dienen dazu, diesen Karren zu ziehen; gelegentlich wird er auch geschoben (Th. Chmela). In Dobrzan kennt man: Schubkarren, Steinkarren, Voivern und Scheibtruhl (J. Andreeß), in Militau bei Mies: Schu(b)karrn für Gras, Heu u. a., Kovarrn oder Kadvarrn für Dünger, Erde u. a. (M. Südkhorn). In Poletschen wird der zum Grasführen dienende Schubkarren gegenwärtig von den

¹⁾ Diesem entspricht im südlichen Böhmerwald, z. B. in der Gegend um Oberplan, das „Soi- wagerl“ (Schwagerl).

kleinen Handwagerln verdrängt, der Mistkarren heißt Zuvorn, in manchen Orten der Umgebung Zuvorn, auch Scheibtruhl, in der Komotauer Gegend Kollwa (J. Mašket). In Neufattl bei Elbogen wird Heu und Stroh mit „Schubfärn“ und „Leiterfärn“, Dünger mit „Mistfärn“ befördert, in Douglasgrün unterscheidet man zwischen „Schubfärn“ und „Lafffärn“ (H. Baumann). In Nieder-Mobrau bei Römerstadt gibt es „Bahnrapper“ (von Lehne, Stütze) und „Kastelrapper“ (J. Bernard), um Mähr.-Neustadt führt der kurze, mit einem Kasten versehene Schubfärn die Namen: Kästleschieb, Kastlarschieb, Kastlarodschieb, Kopper, Rodschieb, Karre; der lange Schubfärn mit Lehne und ohne Kasten heißt: Trogatsch, Trogatsch, longa Rodschieb, lange Schieb, Schieber, Bahnrodschieb (J. Dolak).

138. Umfrage. Außer bei Waldfesten tanzt man nur bei der Maibaumfeier im Freien (J. Andraš, Dobružan; H. Baumann, Neufattl).

140. Umfrage. Hierzu tragen wir eine von F. J. Beranek zur Verfügung gestellte Aufnahme der Kirche in Rašchitz bei Mähr.-Kromau in Südmähren nach.



139. Umfrage. Die in der Gegend zwischen Krumnau und Rosenberg in Südböhmen vorhandenen Bildstöcke stammen alle aus alter Zeit. Es gibt verschiedene Arten: Steinmarterln, in denen hinter einer Drahtgittertür ein auf Blech gemaltes Heiligenbild ist. Steinsäulen mit einem hölzernen Bildstöckel darauf, Eisenkreuze auf Steinfußel. Bilder, die auf Holz gespannt und durch einen kleinen dachartigen Vorsprung geschützt sind, werden oft nur an Bäumen am Wegrand angebracht (Th. Schmela¹⁾). Vorherrschend sind prismatische Säulen aus Holz, mit Nische versehen und pyramidenförmigem Abschluß. Beim Spitale in Dobružan befindet sich an einem solchen Denkmal ein auf Holz gemaltes Bild, welches den hl. Martin darstellt, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte teilt und die Hälfte dem armen Manne überläßt. Bei Schlowitz steht auf einem Felde eine zwei Meter hohe, vierantige Marter aus Holz, welche am Aufsätze in Holz geschnitten „Jesus in ruhender Gestalt“ (18 cm × 30 cm) aufweist. Neben dem von Dobružan nach Czernotin führenden Fußwege steht die aus Holz hergestellte und rot angestrichene „rote Marter“, die 170 cm hoch, 12 cm lang und 16 cm breit ist. Im oberen Teile befindet sich in einer kleinen Nische ein geschnitztes Bild (Jesus in ruhender Gestalt

¹⁾ Prof. Th. Schmela regt zugleich an, von diesen Bildstöcken, die nach und nach verschwinden, Aufnahmen zu machen, eine Arbeit, die in Südböhmen zum Teil bereits durch Jugendwandergruppen, z. B. Staffelseiner, besorgt wurde. Auffällig ist die Verwandtschaft der Martern auf deutschem und angrenzendem tschechischem Gebiet (vgl. dazu die 13 Abbildungen von Kapellen und Martern aus dem tschechischen Vorland des Böhmerwaldes im *Národopisný věstník československý* XXIII, 1930, Heft 1.

und ein Buch lesend). Ein 22 cm hohes Kreuz aus Eisenblech bildet den Abschluß dieses Denkmals, das die Begräbnisstätte von mehreren Soldaten andeuten soll (F. Andref). In der Gegend von Elbogen und Falkenau sind die Bildstöcke gewöhnlich schlanke, vierkantige Steinsäulen von durchschnittlich 1 m 50 Höhe. Sie tragen im oberen Teile eine Flachnische, in dem sich ein Bild befindet (H. Baumann, der zugleich Skizzen von zwei Martern aus der Umgebung von Königswertth a. d. Eger einsendet, bei welchen die Nische des einen Bildstockes früher ein Blechbild der hl. Rotburga enthielt). Im Nieder-Mohrau gibt es nur Bilder an Bäumen oder Holzsäulen, bzw. Holzkreuze mit Bildern (J. Bernard).

Umfragen

141. In Laßwitz (Südmähren) singt man, wie J. Göth berichtet, beim Marsche:
 Linka, rechta, allaweil schlechta,
 Ka Geld, ka Brot, ka Rauchtobak.
 Eins, zwei, drei, vier,
 Is das nicht das Schnabeltier?

Wer kennt die gleichen Reime?

142. Macht man einen Unterschied zwischen Stuhl und Sessel?

143. Was bedeutet der erste K u d u c s r u f im Frühjahr und was hat man dabei zu tun?

144. Wo zieht man noch heute Traumbücher zu Rate?

145. Wann hat ein Jäger Pech?

146. Welche Tiere erreichen nach der Meinung des Volkes ein sehr hohes Alter?

147. Nach einer Mitteilung von Frau Maschel (Holeischen) bezieht sich das folgende Lied auf Seiffenmersdorf i. S. (bei Rumburg):

In Hennersdorf, in Hennersdorf,
 Da wirken sie Kattun.
 Da wirkt der Mann,
 Da wirkt die Frau,
 Da wirkt der große Sohn.
 Und wenn der große Sohn nicht wirkt,
 So hom se fen Kattun.

Auf welche Weberorte wird der Spruch sonst noch bezogen¹⁾?

148. Wo ist es tatsächlich alter Volksbrauch, über das Sonnwendfeuer zu springen?

149. In welchen Klöstern werden Rosenkränze aus den Früchten der Wassernuß (Trapa natans) hergestellt?

150. Nach einer Angabe ist das folgende Lied, gesungen nach der Weise des Großmütterchenliedes²⁾, in der zweiten Hälfte des Krieges aufgetonnen:

Marschkompagnie, Marschkompagnie,
 Führest uns hinaus in Kampf und Tod.
 Marschkompagnie, Marschkompagnie,
 Führest uns ins Morgenrot.
 Dort wo die Kugel pfeift,
 Die Knochenhand dir an dein Herze greift,

¹⁾ In Rumburg lautet das Lied:
 A Rumburg un a Hennersdorf,
 Do wirken se Kattun.
 Wenn a ne wirkt un se ne wirkt,
 Do wirkt der große Sohn.
 Un wenn der große Sohn ne wirkt,
 Do hom se nisch zu tun.
 A Rumburg un a Hennersdorf,
 Do wirken se Kattun.

²⁾ Ländler „Großmütterchen“ von Gustav Langer, op. 20.

Dort wo Kanonen krachen früh und spät,
Wo mancher Komrad schlafen geht.

Marchkompagnie, Marchkompagnie,
Mutter, Kinder, könntet ihr uns sehn.
Marchkompagnie, Marchkompagnie,
Wie wir klaren Auges gehn.
Gehts auch zu hartem Strauß,
Es nützt ja nichts, wir halten, halten aus.
Und unser Lohn mög Sieg und Friede sein,
An dem wir uns recht lange freu'n!

Marchkompagnie, Marchkompagnie,
Einmal wirds auch nach der Heimat gehn.
Marchkompagnie, Marchkompagnie,
Ach, das gibt ein Wiedersehn.
Weib und Kinder warten schon,
Vieb Vater, Mutter, wartet auf den Sohn,
Und manches Mädchen, nett und zart und fein,
Das wartet auf ihr Schätzein.

Wer kann Auskunft über Entstehung, Verbreitung usw. geben?

Besprechungen

Bücher

Walter R u h n, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien, Heft 26/27 von „Deutschum und Ausland“, herausgegeben von Georg Schreiber. Münster i. W. 1930.

Das mit 5 Textarten, 11 Tabellen und mehreren Lichtbildern ausgestattete Buch ist ein unerlässliches Handbuch für jeden Sprachinselforscher. Von der Tatsache ausgehend, daß die jungen Sprachinseln geschichtslos im westlichen Sinne sind und „das Schwergewicht des Geschehens bei ihnen in den biologischen Vorgängen liegt“, werden nicht, wie in früheren Arbeiten, schriftliche Quellen und trockene Akten allein zugrundegelegt, sondern die mündliche Überlieferung und der gegenwärtige Bestand kommt zur Geltung, die volkstümliche und statistische Methode tritt gegenüber der früher allein herrschenden historischen in den Vordergrund. Leider war es nicht möglich, wie ursprünglich geplant, ausführliche volkstümliche Abschnitte, die H. Karasok und J. Lang hätten bearbeiten sollen, einzuschließen. Dafür dürfte in späterer Zeit ein eigener Band zur Volkskunde des Deutschtums in Galizien erscheinen. Der Hauptwert des Buches liegt in dem richtigen Erfassen der Kernpunkte, die eben für die Volkskunde aller Sprachinseln entscheidend sind. Dies sind die Unterschiede in der Herkunft der Siedler und die Unterschiede in der Umwelt. Immer wieder wird gezeigt, welcher Unterschied darin liegt, ob die deutsche Siedlung Polen oder Ukrainer als Ummwohner hat. Und immer wieder wird nachgewiesen, daß von den zwei großen Gruppen, den aus Südwestdeutschland und vornehmlich aus der Rheinpfalz stammenden „Pfälzern“ und den aus dem Böhmerwald und dem Egerland stammenden „Deutschböhmern“, die zweite ihre hervorragende Eignung für den Sprachinselpfanz dargestellt hat. Seit 1846 sind die Deutschböhmern auf das Dreieinhalbfache angewachsen, von 2000 auf 7000, die evangelischen Pfälzer haben nur wenig zugenommen, von 23.600 auf 27.400, und die katholischen Pfälzer zeigen sogar einen Rückgang, von rund 13.800 auf 11.000. Am stärksten sind die Verluste der eingewanderten Schlesier, die von 900 auf kaum 200 zusammengeschmolzen sind.

Der Gegensatz zwischen Pfälzern und Deutschböhmern äußert sich auch in volkstümlicher Hinsicht. So überwiegt z. B. beim Volkslied bei jenen das zerlungene Modelied aus früheren Zeitabschnitten der bürgerlichen Gesellschaft. „Bei den

Deutschböhmen ist diese Art von Liedern wohl auch zu Hause, daneben aber ist das primitive Gemeinschaftslied, die Bierzeiler, Lang- und Spottverse („Truggsangln“) voll und ganz lebendig und wird ständig umgeschaffen und erneuert. Sie haben ihre eigenen Musikapellen, während sich die Pfälzer meist slawischer und jüdischer bedienen und vor allem im letzteren Falle den modernen Langweisen Eingang gewähren.“

Zu dem gediegenen Buche hat Dr. E. Winter ein kurzes gehaltvolles Vorwort geschrieben, in dem er betont, daß es Pflicht des Mutterlandes ist, die Stammesgenossen in den Sprachinseln des Ostens, die eine wichtige Brücke zu den slawischen Völkern bilden, nicht untergehen zu lassen, und in dem er besonders den Sudetendeutschen die Aufgabe zurweist, hier alte Schicksalsverbundenheit systematisch zu pflegen. Hier ergibt sich eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten, „die unseren Horizont erweitern und die uns durch diesen selbstlosen Blick in die Weite aus unserer eigenen Kleinlichkeit und Uneinigkeit herauswachsen lassen.“

Die W ü n s c h e r t e. Jahrbüchlein der „Heimatbildung“ für 1930. Reichenberg 1930.

Diesmal ist das beliebte Jahrbuch zum zehnjährigen Bestand des Sudetendeutschen Verlages Franz Kraus in dem Umfange von 160 Seiten und in vornehmer Ausstattung erschienen. In dem Abschnitt „Dichterische Beiträge“ sind vertreten: A. R. Serft, E. Klee, W. Pleyer, E. Lehmann, A. Wildner, J. Parfische, R. Herzog, J. Köppler, A. Turmwald, H. Sauer, R. Kreisker, S. Bospischil und O. Arnold. Der nächste Abschnitt „Aus dem Reiche der Wissenschaft“ bringt: J. E. Sibsch, Die geologische Erforschung des Böhmisches Mittelgebirges; G. Preidel, Ein germanisches Brandgrab des 2. Jahrhunderts v. Ch. aus Bodenbach; E. Gierach, Vom Sinn der sudetendeutschen Geschichte; E. Schwarz, Beiträge zur Wortgeographie in Westböhmen (1. Donnerstag—Pfinztag, 2. Dienstag—Ertag, 3. Hefe—Serben); G. Kollibabe, Böhmerwald-Sagen und -Märchen (drei Proben); G. Jungbauer, Die Entwicklung einer Böhmerwaldsage durch hundert Jahre (Stilzelsage); A. John, Zur Volkskunde des Egerlandes; A. Oberschall, Der Statistiker als Pfadfinder; J. Zmavc, über das Werden der Soziotechnik. Ein weiterer Abschnitt „Zur Heimatbildung und Volksgestaltung“ enthält Beiträge von R. Schneider, J. Göth, E. Lehmann (Bei Betrachtung der Ahnentafel und A. Hauffen), G. Waplik, J. Blau (Festrede zur Hans-Waplik-Feier), R. Herzog, A. Sauer, R. Vochnier, G. Leutelt und J. Kraus, der über die Entstehung und Entwicklung des Sudetendeutschen Verlages berichtet.

Ludwig H o i d n, Deutsche Volkstänze aus dem Böhmerwald. 8. Band der „Bunten Tänze“, herausgegeben von Anna Helms und Julius Blasche. Verlag von Friedrich Hofmeister, Leipzig 1930. Preis 3 Mark 50.

Nicht weniger als 49 Volkstänze bietet das köstliche und preiswerte Buch. Es beginnt mit Tänzen, die „zum Anfangen“ passen, wie der „Jägermarsch“ u. a., bringt dann eine Reihe von Ländlern und im Abschnitt „Aus der Arbeit“ das Urreigene und Urwüchsige, das den Volkstanz vor allem kennzeichnet, der so gern seine Motive aus dem Arbeitsleben und aus der nächsten Umwelt holt. Es folgen dann die Abschnitte „Abermut“ und „Gnütlichkeit“ mit Tänzen voll ergöglicher Eigenart, Frische und zum Teil auch Verbbheit. Den Abschluß dieser stilvollen Anordnung macht der „Ausseher“. Jedem Tanz ist eine genaue Beschreibung beigegeben, außerdem klären 14 reizende Lichtbilder über einzelne Stellungen und Figuren auf. Hoffentlich findet das Buch eine so gute Aufnahme, daß eine erweiterte zweite Auflage oder ein ganz neuer zweiter Band, zu dem Hoidn noch genug Stoff vorliegen hat, bald notwendig wird.

Ernst C z u c z k a, Notjahre im Erzgebirge. Verlag: Union der Textilarbeiter, Reichenberg 1930.

Wer sich mit Volksmedizin auf sudetendeutschem Boden beschäftigt, der weiß, daß die reichsten und vielseitigsten Überlieferungen das Erzgebirge bietet. Denn hier lebt ein seit Jahrhunderten durch Hunger und Unterernährung geschwächter

Menschen-schlag, der immer wieder mit Krankheiten zu kämpfen hat und ihnen — vielleicht eben deswegen, weil nur zu oft die völlige Armut das Rufen eines Arztes verhindert — mit den altüberlieferten Volksmitteln zu begegnen sucht. Die gediegene und aufschlussreiche Schrift von E. Czuczka gibt ein anschauliches Bild der Entstehung und des Verlaufes der Notjahre und der noch heute ebenso elenden Erwerbs- und Lebensverhältnisse im Erzgebirge.

Emil M a u d e r, Chronik von Bodenbach. Verlag der Stadtgemeinde Bodenbach, 1930.

Die vorliegende 1. Lieferung der vom Stadtchronisten E. Mauder unter Mitarbeit einiger Heimatforscher verfaßten Chronik befaßt sich nach einer kurzen Einführung „Allgemeine Lage, Klima und Witterungsverhältnisse“ und einer Darstellung des „Erdegeschichtlichen Werdeganges des Stadtgebietes“ (von R. Pring) eingehend mit der Vorgeschichte und Frühgeschichte von Bodenbach. Der Text findet durch Bilder und durch zehn Tafeln eine anschauliche Ergänzung.

Anton V r b k a, dem Heimatforscher des Znaimer Ländchens. Herausgegeben mit Unterstützung der Stadtgemeinde Znaim von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde“. Znaim 1930.

Am 17. Mai feierte der verdiente südmährische Heimatforscher und Schöpfer des Znaimer Stadtmuseums A. Vrška seinen 70. Geburtstag. Die Festschrift bietet nach einleitenden Worten von J. Göth eine liebevolle Würdigung der Lebensarbeit Vrškas von Dr. J. Blöchl, ferner eine eingehende Beschreibung des Znaimer Stadtmuseums von F. Bornemann und eine Bibliographie der schriftstellerischen Arbeiten Vrškas.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 4. Bd. (Chi—Dob). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. 824 Seiten. Preis in Ganzleinen 26 Mark.

Die besondere Bedeutung dieses Bandes liegt darin, daß er das Stichwort „Deutsch“ enthält, das mit allen seinen Zusammengehörigen 180 Druckseiten umfaßt. Von anderen größeren Artikeln sind hervorzuheben: China, Dampf (Dampfmaschine, Dampfturbine usw.), Dänemark. Dem Artikel „Deutsches Reich“ sind auch zwei Tafeln „Volkstunde“ mit 16 Bildern zur Volkstracht und mit 8 Bildern zu Sitte und Brauch beigegeben. Aufschlussreich sind ferner die Karten „Deutsche Mundarten“ und „Dorf- und Bauernhausformen in Mitteleuropa“. Auch sonst findet die Volkstunde stets entsprechende Berücksichtigung; namentlich werden alle Lieferungen des Handwörterbuchs „Aberglaube“ sofort verarbeitet, so z. B. beim Stichwort Dachs u. a. Bei Colomanus würde der verbreitete Colomanus-legen eine Erwähnung verdienen.

Von Südetendeutschen verzeichnet dieser Band: Rudolf Chrobak, Mediziner (geb. 1843 in Troppau), Franz Chvostek, Mediziner (geb. 1835 in Mistek i. M.), Eduard Graf von Clam-Gallas, General (geb. 1805 in Prag), Wilhelmine Clauß-Szárvady, Pianistin (geb. 1834 in Prag), A. R. J. Corda, Botaniker (geb. 1809 in Reichenberg), Richard Graf von Coudenhove-Kalergi (geb. 1894 in Lofio), Herbert Cysarz (geb. 1896 in Oberberg), Friedrich Czapel, Botaniker (geb. 1868 in Prag), Johann A. Czermak, Physiolog (geb. 1828 in Prag), Vinzenz Czerny, Chirurg (geb. 1842 in Trautemau), Karl Ritter von Czihlarz, Jurist (geb. 1833 in Lobositz), Christian David, Herrnhuter (geb. 1690 in Senftleben i. M.), J. J. David, Schriftsteller (geb. 1859 in Mähr.-Weißkirchen), Rudolf Dellinger, Ländlicher (geb. 1857 in Grassitz), Christoph Demantius, Kirchenmusiker (geb. 1567 in Reichenberg), Hans Dernschwam, Orientreisender (geb. 1494 in Brüx), Ernst Deutsch, Schauspieler (geb. 1890 in Prag), Diepenschmidt (A. F. Schmidt), Schriftsteller (geb. 1893 in Tepliz-Schönan), Karl Ditters von Dittersdorf, Ländlicher (geb. 1739 in Neuhof i. Böhmen).

Zeitschriften

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Das 3. Heft 1930 enthält bemerkenswerte „Beiträge zum Aberglauben im oberen Mühlviertel“ von H. Jungwirth und eine ergebnisreiche Untersuchung über „Volksreligiöse Opfergebräuche in Jugoslawien“ von R. Kriß.

Das deutsche Volkslied (Wien). Im Maiheft, das sich wieder durch Reichhaltigkeit auszeichnet, veröffentlicht F. Schmachtl zwei Volksstänge aus dem Kurländchen (Lüchletanz, Wineth). Besprochen werden die „Schönhengster Volksstänge“ (1928) von J. Janiczek und die „Böhmerwälder Volksstänge“ von A. Hilgart und F. Bruckdorfer.

Heimatgäue (Winz). Im 4. Heft 1929 betont H. Ubell die Bedeutung der Keramik in Oberösterreich und H. Commenda setzt seine „Volkskundlichen Streifzüge durch den Vinzer Alltag“ (Kinderlieder) fort. Von kleineren Beiträgen sind zu nennen die über „Augenstoan und Feldstoan“, über den „Totenwagen“ und über „Verstüacht“.

Der Bayerwald (Straubing). Im Maiheft 1930 berichtet R. Klotz über das Lied vom Hiasl („Nagst hat ma mei Deandl a Briafel zuaagschriebn“) und teilt mit, daß nach Angabe von Adolf Pichler, der schon zu Anfang der 60er Jahre dem Liede nachgepöht hatte, der Verfasser ein Knecht beim Jägerbauern in Fall namens Matthias Rupprechtler gewesen sein soll. Das weiterverbreitete Lied (vgl. Jungbauer, Bibliographie Nr. 419 und Volkslieder aus dem Böhmerwalde, 2. Lieferung, mit 6 Fassungen), das auch als fl. Blatt erscheint und dessen Singweise in einem Winkeltanz wiederkehrt, sollte in einer eigenen Arbeit untersucht werden.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Aus dem Inhalt des 3. Heftes (Juni) ist die gediegene Abhandlung „Mundartliche Rückzuggebiete im ostmitteldeutschen Raume östlich der Elbe“ von E. Schwarz herauszuheben.

Der Auslandsdeutsche (Stuttgart). Im 1. Aprilheft wird das Lebenswerk des Geschichtsforschers und Führers der Karpathendeutschen R. F. Rindl, der am 14. März in Waltendorf bei Graz gestorben ist, eingehend gewürdigt und eine Bibliographie seiner Schriften gegeben. Das 1. Juniheft ist anlässlich der Jahresversammlung des Deutschen Auslands-Institutes als Festschrift „Strukturwandlungen in Wirtschaft und Volkstum“ erschienen. Es bringt auch Beiträge der Sudetendeutschen G. Peters (Auslandsdeutschtum und Reich, Gedanken über Wirtschaftsbeziehungen) und F. Jesser (Die soziale Umschichtung des deutschen Volkes).

Germanisch-Romanische Monatschrift (Heidelberg). Im 3./4. und 5./6. Heft 1930 verfolgt B. Schirmunski, der verdiente Erforscher der deutschen Mundarten in Rußland, in einer Untersuchung „Sprachgeschichte und Siedelungsmundarten“ die Entwicklung der deutschrussischen Mundarten und stellt den methodisch wichtigen Unterschied von sekundären und primären Merkmalen fest, der nicht nur für die Wechselwirkung von Schriftsprache und Mundart, sondern auch für die Entwicklung von Mischmundarten und Gemeinsprache grundlegend ist.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde (Basel). Das 1. Heft des 30. Bandes enthält „Notes de folklore lunnézien“ (= das Graubündner Alpenal Lugnez) mit Lichtbildern und Skizzen, besonders zum Bauernhaus und Hauszinn, ferner die so einfache, aber doch überraschende Erklärung der Redensart „Das Blatt hat sich gewendet“ von R. Meuli, die von der Tatsache ausgeht, daß einzelne Laubbäume nach der Sommerjohannisnacht ihre Blätter umkehren und so auf die Wendung im Jahreslauf vom schönen Sommer zum Herbst hinweisen.

Heimattbildung (Reichenberg). Im Aprilheft berichtet A. Prause über die „Heimatkundliche Tätigkeit im Brauner Ländchen“, im Mai-Juniheft setzt J. Böth seine „Ruppen-Mundschau“ fort und würdigt das Schaffen des Zwiemer Heimattforschers Anton Urbfa.

Volksbildungsarbeit (Teplitz-Schönau). Im 2. Heft 1930 behandelt E. Mauder die nordböhmisches Mundartdichter J. R. Grunert, Julius Watter und Karl Baier, im 3. Heft setzt sich E. Pilz für die Gründung von Ortsmuseen ein.

Natur und Heimat. Sudetendeutsche Vierteljahrsschrift für Pflanzen- und Tierkunde (Aussig a. G.). Diese neue, von der botanischen Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung herausgegebene und von G. Ripper geleitete Zeitschrift wird auch die vollstündliche Arbeit in der Richtung ergänzen, daß sie Namenkunde und Brauchtum, so weit sie sich auf Tiere und Pflanzen beziehen, ebenfalls berücksichtigt. Aus dem reichen Inhalt des Heftes sind die folgenden Beiträge zu nennen: B. Rindermann, „Die Verbreitung der Eibe in Böhmen“; K. Loos „Der Uhu im tschechoslowakischen Staate und im angrenzenden deutschen Reichsgebiete“ (in der Tschechoslowakei gibt es heute nur noch ungefähr 30 Uhu-paare); K. Landrock „Fliegenlarven als Pilzzerstörer“.

Der Pilsner Kreis (Pilsen). Im 2. Heft 1930 setzt F. Blöchl seine Arbeit über Südnestkreuze usw. fort. Bemerkenswert sind die von J. R. König gemachten Mitteilungen über Blindenheilungen in der Kirche zu St. Johann bei Plan in den Jahren 1664 und 1697.

Unser Egerland (Eger). Das 2./3. und 4./5. Heft 1930 bringen die Fortsetzungen der Abhandlung „Aufriß der Sprachgeschichte des Egerlandes“ von H. Kapmann, im 3. Heft würdigt A. Krauß die Verdienste A. Johns und von A. John selbst stammt ein liebevoller Nachruf auf A. Hausjen.

Beiträge zur Heimatkunde des Aussig-Karbiher Bezirkes (Aussig a. G.). Das 1. Heft 1930 enthält u. a.: F. J. Unlaust, A. Marian (ein Lebensbild des verdienten Aussiger Heimatforschers J. Weyde, Aussiger Zeitungs-weisen; E. Richter, Schreckensteiner Anfähigkeiten im Jahre 1532; B. Rindermann, Bemerkenswerte Bäume unseres Bezirkes.

Die böhmische Heimat (Trautenau). Neben Beiträgen zur Flurnamen- und Ortsnamenkunde bringt das 4. und 5. Heft 1930 die Fortsetzung des Beitrages „Wilderhsatz der heimlichen Mundart“ von F. Meißner.

Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens (Brünn). Das 1. Heft des 32. Jahrganges enthält den vortrefflichen Beitrag zum Volksrecht von A. Ultrichter, Das Weinbergrecht von Unter-Tannowitz.

Das Ruhländchen (Neu-Titschein). In der 10. Folge (Jänner) des 11. Bandes berichtet J. Böhm über „Drauer Krippengut“, in der 11. Folge teilt J. Kitz ein Hungerlied mit, in der 12. Folge bespricht L. Schjchor 11 Flurnamen der Gemeinde Senftleben.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindebibliotheken können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltzkyßé nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung. Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbefehrerbe“ steht.

Die Bezieger in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postfachamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassensamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben, liegen diesem Heft Eragtscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint im Oktober. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. September.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10.
Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Boceloba 10

3. Jahrgang 1930

5. Heft

Emil Lehmann

Zum 50. Geburtstag



Am 18. November wird der Gründer des „Deutschen Verbandes für Heimatforschung und Heimatbildung“, Prof. i. R. Dr. Emil Lehmann, derzeit Geschäftsführer der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung“ in Reichenberg, 50 Jahre alt. Dieser Tag ist zugleich ein Festtag für die sudeten-

deutsche Volkskunde, die dabei dankbar der Verdienste dieses vorbildlichen Arbeiters gedenkt.

Zur Volkskunde kam Lehmann, wie er selbst in einem Nachruf auf A. Hauffen erzählt, gegen das Ende seiner Studienzeit, im Verkehr mit dem Freund und Landsmann Hauffens, dem aus Gottschee stammenden Dr. J. Tschintel, der vor einigen Jahren als Direktor des deutschen Mädchengymnasiums in Prag gestorben ist. Dieser führte ihn auf die Bedeutung der Volkskunde. „In anregendem Gespräch ging der Blick von der Gottschee zu Lage und Volkstum des gesamten Sprachinselgürtels im Osten und zum Grenzland und Binnenvolk. Und der Wert der Volkskunde für die Schule tauchte auf und für die Selbsterfassung wie für die Volkserhaltung. Es waren herrliche Stunden! Und zwei Jahre im südöstlichen Alpenland, in der schönen Landeshauptstadt Graz brachten nicht nur greifbareres und abgrenzbareres Volkstum, sondern auch die volkskundlichen Ausgangspunkte näher. Die Versekung darauf und die Einwurzelung in der großen Schönhengster Volksinsel ließ das alles wachsen und reifen ...“¹⁾

In Landstron hat Lehmann den Grund gelegt zu einer musterhaften volks- und heimatkundlichen Bücherei der Schönhengster und insbesondere an der Hebung des Sagengutes der Sprachinsel mitgearbeitet. Hier formte sich auch seine große, Hauffens gewidmete „Sudetendeutsche Volkskunde“ (Leipzig 1926), ein Werk, das sich sowohl durch stoffliche Gründlichkeit wie auch durch sprachliche Schönheit auszeichnet, das nicht allein die volkskundlichen Tatsachen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit verzeichnet, sondern den Blick auch auf die Zukunft richtet. Denn „wenn wir lebendige Volkskunde betreiben wollen, können wir vor diesen flutenden Erscheinungen des Gegenwartslebens nicht haltmachen. Und wir dürfen nicht einfach in die Klagen einstimmen, die gerade in der Volkskunde allzu oft erhoben wurden, daß nun alles niedergerissen, ausgeglichen und abgekliffen wird. Es ist doch immer zugleich ein Umbau und Neubau. Es handelt sich um neue Stellungen und Einstellungen, aus denen neue volksmäßige Prägungen erwachsen. Wir müssen ihnen, auch wenn wir sie noch nicht im einzelnen erfassen können, doch wenigstens durch Aufstellung neuer volkskundlicher Gesichtspunkte gerecht zu werden suchen“²⁾. Volksforschung und Volkserhaltung, Volkskunde und Volksbildung sind für Lehmann, der stets das große Ganze vor Augen hat, untrennbare Begriffe. Wohl selten kann ein Mann auf so viele Verdienste für Heimat und Volk zurückblicken wie dieser feinsinnige Dichter, dieser gedankenreiche Volkskundler, dieser zielbewußte und wegweisende Jugendführer und Volksbildner, dieser ehrliche und treue Kulturwart und Volkswart der Sudetendeutschen.

¹⁾ Die Wünschelrute für 1930. S. 112.

²⁾ Sudetendeutsche Volkskunde S. 189f.

Das Gedächtnis des Volkes

Die Vergangenheit in der mündlichen Überlieferung der Deutschen des
südwestlichen Böhmen

Von Rudolf Kubitschek

Was weiß das Volk von der Vergangenheit: von Dingen, die sich in unseren Dörfern und Kleinstädten abgespielt haben, und von Ereignissen, deren Kunde aus der Welt bis zu uns gedrungen ist, von der Vergangenheit, die von Mund zu Mund überliefert wird und also bewußt oder unbewußt im Gedächtnis des Volkes lebt?

Unsere Leute sind nicht unhistorische Menschen, sie reden oft und gern von früheren Zeiten; sie wissen aber nicht gerade viel, haben sich doch keine großen Ereignisse bei uns und in unserer Nähe abgespielt und die Vorfahren sind fast ohne Zusammenhang mit der Welt im Gängel des Alltags ihrer Arbeit in Feld und Wald nachgegangen. Die geschichtlichen Erinnerungen in einem Dorfe und in der näheren Umgebung sind zahlreich und lebendig, reichen aber nicht gar weit zurück; kennen doch viele Leute kaum noch ihre Großeltern. Unsere Ortsgeschichtsschreibung sollte nicht nur Akten und Bücher einsehen, sondern auch die Tradition des Volkes hören; fast jedes Dorf hat sogenannte „Gedenk männer“, die über Vorkommnisse der letzten Menschenalter Bescheid wissen. Manches örtliche Ereignis hat im Wandel der Überlieferung freilich eine Umbildung zur Sage erfahren, besonders alles, was von Herren, Burgen und Ruinen erzählt worden ist. Viel weiter zurück reicht natürlich die Kenntnis von Gestalten und Ereignissen der allgemeinen Geschichte, die ihre Schatten auch in unsere Wälder geworfen hat, denn mit Brettern verschlagen war die Welt auch in früheren Zeiten nicht.

Wenn in einer Gesellschaft einfacher Dorfmenschen von den alten Zeiten gesprochen wird, da sitzen wohl noch Leute beim Tisch, die von der Zeit vor zwei Menschenaltern erzählen können; da weiß mancher alte Mann etwas vom Bosnischen Feldzug zum besten zu geben; hie und da läuft noch bei uns einer um, dem der Name irgend eines Bandenführers als Spottname anhaftet, und mancher verrufene Winkel trägt heute noch einen serbischen oder türkischen Namen. Nur wenige Dorfleute kennen bei uns den Namen Bismarck. Vom Sechszundsechziger Krieg wird dagegen noch oft erzählt. Da sagt wohl mancher, daß sein Vetter oder Ahnel mitgetan habe. „So schnell schießen die Preußen nicht“, hört man noch oft sagen. Auch von den Kämpfen mit den Wälfchen in Italien wird noch viel gesprochen und „der Radeky“ ist den Leuten noch wohl vertraut. Von der Achtundvierziger Revolution sind recht viele örtliche Ereignisse, meist heiterer Natur, lebendig geblieben: Nationalgarde, harmlose Schießereien, Paraden.

In Rede und Lied ist Napoleon dem Volke gut bekannt. „Der hat Herr sein wollen über die ganze Welt“, geht die Meinung über ihn; auch sonst weiß das Volk noch mancherlei von den Franzosen, besonders von Durchmärschen, zu erzählen. Maria Theresia und Josef sind Gestalten, von denen man oft und gerne im Volke spricht; in vielen

Anekdoten, Schwänke und Geschichten bleiben beide dem Volke immer wieder gegenwärtig. Besonders Josef ist immer noch ein Volkslieblich; nicht selten findet man auf unseren Dörfern noch alte Anekdotenbüchlein über ihn. Alte Leute reden oft: „Der hat die Robot abgebracht“ oder „Das war ein Mann, der hat ein Herz für die kleinen Leute gehabt“. Nach dem Zeugnisse des Geschichtsforschers Pangerl wird in einem Dorfe des Böhmerwaldes bei Prozessionen und ähnlichen Gelegenheiten nie unterlassen, für Kaiser Josef ein Vaterunser aufzuopfern.

Die Robotzeit ist vielfach noch nicht dem Gedächtnis des Volkes entschwunden und die Dorfleute wissen viele und schöne Einzelheiten zu berichten, die nicht vergessen werden sollten. Auch von den alten Säumerwegen wird noch einiges erzählt; die Säumerglocken allerdings haben mit den Säumern nichts zu tun, hier ist ein alter Brauch: die Bierglocke umgedeutet worden, wohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nicht vom Volk, sondern von romantisch angehauchten Seelen¹⁾. Viel weiß das Volk auch von den alten Glashütten und Bergwerken, die im 18. Jahrhundert in Blüte waren. Auch wie unsere Dominikaldörfer „eingebaut“ wurden, ist nicht ganz unbekannt. Etliche berühmte Mordgesellen und Wildschützen aus nah und fern sind immer noch Volksliebliche. Die Erinnerung an die Pestzeit um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts endlich wird durch viele Pestsäulen, Marterteln, Sagen und Flurnamen im Volke lebendig gehalten. „Der stinkt wie die Pest“, ist bei uns noch eine häufige Redensart.

Je weiter wir nun in die Vergangenheit zurückblicken, um so mehr verblaffen Gestalten und Ereignisse. Bei Napoleon und Josef weiß das Volk noch, daß sie vor vielleicht hundert, hundertfünfzig Jahren gelebt haben, von den folgenden Ereignissen nun fehlt jede Zeitvorstellung und die Ereignisse geraten funterbunt durcheinander. Nur wenig weiß man bei uns noch von der Zeit, wo die Leute „Lutherisch gewesen sind“; hie und da geht die Rede in unseren Märkten und Kleinstädten, daß in dieser Kirche die Katholischen, in jener Kapelle die Evangelischen ihre Andachten abgehalten haben; vielleicht erinnert auch der Haus- und Spottname Luthier an diese Zeit. Kaum denkt das Volk an den Sinn der Worte aus der Gegenreformation, wenn es noch oft sagt (sogar zum Vieh): „Wart', ich will dich katholisch machen!“

Tief in das Gedächtnis des Volkes eingegraben hat sich der Dreißigjährige Krieg, die sogenannte „Schwedenezeit“; war das Ereignis so gewaltig oder sollten nicht alle späteren Kriege mit dem Namen der Schweden verknüpft worden sein? Da gibt es Schwedensprüchlein, die weit und breit (auch in anderen Landschaften), meist als Kinderschreck, bekannt sind:

„Bet', Kindei, bet',
 hiazt kimmt da Schwed',
 hiazt kimmt da Dyensterna,
 wird 's Kindei bet'n lerna.“

¹⁾ Vgl. Josef Meßner, Prachatitz. Ein Städtebild, S. 71.

dann Schwedenkreuze, Schanzen und Gräber; Acker, die oft kurz „d' Schwedin“ benannt sind. Alles, was die Leute in Wald und Feld an Gewaffen finden, stammt aus der „Schwedenzeit“. Ja, sogar von der Anwesenheit der Schweden da und dort wissen die Leute Bescheid und mancher Bauer redet oft also: „Über unsern Acker ist auch der Schwed' gezogen.“ Daß unsere Ahnen mit den Schweden auch auf gutem Fuße gestanden haben, bezeugen die Redensarten: „Grüß dich, alter Schwed'!“ und „Der fauft wie ein Schwed'“. Vielleicht reicht auch der Familienname Schwed in diese Zeit zurück. Über den Dreißigjährigen Krieg hinaus kennt unser Volk nur noch die Gestalt Luthers: aus Schmähliedern, komischen Wirtshauszeremonien und obszönen Sprüchen; hie und da weiß einer auch, „daß der Martin Luther einen neuen Glauben aufgebracht hat“.

Aus Zeiten vor Luther hat unser Volk gewöhnlich keine Kenntnis mehr. Vier Jahrhunderte also umfaßt das Gedächtnis des Volkes bei uns; ebenso weit in die Vergangenheit zurück reichen auch die volkstümlichen Überlieferungen: bis zu Faust, Culuspiegel und den Schildbürgern.

Scheinbar weiß mancher im Volk, besonders bei den jüngeren Geschlechtern, mehr und auch aus älteren Zeiten, aber das ist dann sicher Schul-, Zeitungs- oder Bücherweisheit und nicht Tradition von Mund zu Mund. Ähnlich steht es mit geschichtlichen Überlieferungen von der Art: die Polletitzer Kirche heißt als die älteste weit und breit „Ähnlkirche“ oder: der hl. Adalbert hat die Friedhofskirche von Prachatitz eingeweiht, endlich: der Steig, der von Bayern durch die Senke von Eisenstein nach Böhmen führt, ist von Günther angelegt worden. Solche Geschichten sind von der Kanzel herab, besonders von den Jesuiten zur Zeit der Gegenreformation, immer und immer wieder dem Volke gepredigt worden, so daß das Volk sie schließlich übernommen und von Geschlecht zu Geschlecht weitererzählt hat. Auch die alten Schulmeister haben manche ähnliche Geschichte dem Volke übermittelt. In so ferne Zeiten reicht die Überlieferung von Mund zu Mund im Volke nicht zurück; wir bezeichnen solche Erzählungen im Volksmunde, die deutlich von einzelnen Männern ausgehen, nicht als Tradition, auch wenn ein geschichtlicher Kern zugrunde liegt, sondern eher als geschichtliche Sagen. In unseren Kleinstädten allerdings dürften die geschichtlichen Erinnerungen etwas weiter zurückreichen, da die Bevölkerung beim ständigen Anblick der historischen Denkmäler und im gelegentlichen Gespräche mit Kundigen zu allen Zeiten manches in die Überlieferung übernimmt; so wissen auch die unteren Schichten unserer Kleinstädter etwas von Huss, den Hussitenkriegen und den Rosenbergnern und vielleicht noch mancherlei anderes.

Wie steht es in anderen Landschaften? Abgesehen davon, daß der Inhalt oft ein anderer ist, dürfte eine Untersuchung der geschichtlichen Tradition in anderen Landschaften wohl zu ähnlichen Ergebnissen führen wie bei den Deutschen des südwestlichen Böhmen, wenn auch das Gedächtnis des Volkes in Mitdeutschland etwas weiter zurückreichen mag¹⁾ als in einem, wenn auch alten, Kolonisationslande.

¹⁾ Vgl. die ähnliche Arbeit: Geschichtliche Erinnerungen in Bistaler Redensarten von Hans Schlappinger in den „Ostbairischen Grenzmarken“, 1925, 2. Heft.

Sprachinselvolkskunde

Von Gustav Jungbauer

(Fortsetzung.)

Auswanderung kann auch jene besondere Form des Erbrechtes verursachen, bei der alle Kinder gleichmäßig beteiligt werden, was zu einer allgemeinen Verarmung führt, zumal dann, wenn der Boden wenig ertragsfähig ist. Dies trifft besonders für den mittleren Böhmerwald zu, wo die Gegend um Rehberg und Stubenbach¹⁾ seit langem eine starke Abfiedlung zeigt. Hier entstehen durch die fortwährenden Teilungen der ohnehin nicht großen Wirtschaften Viertel-, Achtel- und sogar Sechzehntelbauern und damit Zwergwirtschaften, die eine Familie nicht mehr zu ernähren vermögen. Im südlichen Böhmerwald, wo das Anerbenrecht herrscht und der ganze Besitz stets nur auf einen, meist den ältesten Sohn, vererbt wird, der durchaus nicht immer die Geschwister „auszuzahlen“ braucht, ist die Auswanderung viel schwächer.

Sonst hat im Böhmerwald die Einstellung des Betriebes von Glashütten schon im 18. Jahrhundert zu Auswanderungen geführt. Solche erfolgten im Gebiete der Herrschaft Winterberg, als diese um 1826 alle Servitute und Rechte der Ansiedler abbringen wollte und als in den Jahren 1839—1844 die Prozesse in dem sogenannten Bauernstreit — zum Teil durch Vergleich — für die Herrschaft günstig endeten²⁾.

Für die Sudetenländer kommen als Ursache des Abwanderns in den letzten zwei Jahrhunderten kaum religiöse Gründe in Betracht. Das Streben, ungehindert der religiösen Überzeugung nachleben zu können, hat neben wirtschaftlichen Gründen hauptsächlich die Anhänger religiöser Sekten zu Auswanderern gemacht, so die Mennoniten, die etwa von 1800 an nach und nach von Preußen, wo man sie zum Militärdienst zwingen wollte, nach Rußland übersiedelten³⁾, oder die Separatisten, die nach Mißernten in die Ukraine auswanderten⁴⁾. Bei diesen, die zum überwiegenden Teile jetzt wieder mit der lutherischen Kirche vereinigt sind, hat die kirchliche Selbständigkeit den städtischen Einfluß durch Kirche und Schule gehemmt und so dazu beigetragen, daß in diesen Siedlungen sich eine gewisse volkskundliche Eigenart erhalten hat⁵⁾. Es scheint, daß Sekten wegen ihres abgeschlossenen Lebens besonders alten und reichen volkskundlichen Stoff darbieten, wie dies z. B. auch die Sekte der russischen Sippowaner in der Bukowina beweist⁶⁾.

¹⁾ Aus diesem Gebiet sind 1835 viele Leute in die Bukowina ausgewandert (vgl. R. F. K a i n d l, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. III. S. 379.)

²⁾ Vgl. Franz Jlg, Deutsche Stammesbrüder aus dem Böhmerwalde in Galizien und der Bukowina. (Mitte des Deutschen Böhmerwaldbundes Nr. 54 vom November 1911, S. 8f.)

³⁾ Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 21f. Zu ihrer teilweisen Rückwanderung aus Sowjetrußland vgl. Der Auslandsdeutsche XII. 1929, S. 776ff.

⁴⁾ Vgl. G. Reißbrandt, Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816—1823. Stuttgart 1928, S. 28ff.

⁵⁾ Vgl. Schirmunski a. a. O. S. 31f.

⁶⁾ Vgl. FöW. II. 1896, S. 69f., 107f.

Abschließend kann man sagen, daß hauptsächlich wirtschaftliche Gründe neben den angeführten zeitlichen und zufälligen Erscheinungen (Kriege, Missernten, politischer und religiöser Druck) die Auswanderung veranlassen. Rasche Volksvermehrung führt gewöhnlich dazu, daß der ohnehin beschränkte Siedlungs- und Lebensraum, namentlich dort, wo der Großbauer und Großgrundbesitzer alles Land in Händen hat, nicht mehr ausreicht.

Dies gilt auch für die Tschechen. Die Behauptung, daß es keine tschechischen Sprachinseln gibt¹⁾, ist unrichtig. Auch bei den Tschechen setzt die Auswanderung schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. So wurden



Deutsch-Modra (Karpathenrußland), nach 1770 entstanden. Muster eines planmäßig angelegten Straßendorfes. Zu beiden Seiten der Straße laufen Wassergräben, zwischen diesen und den Häusern liegt ein 2—3 Meter freier Raum.

1823—1830 im Banat neun Orte mit Tschechen aus Böhmen besiedelt²⁾. Im Jahre 1837 kamen neue tschechische Einwanderer in die Gegend von Karansebesch, wo sie mit der Zeit so wohlhabend wurden, daß sie um 1900 schon die ersten schwäbischen Ansiedler unter Maria Theresia überholt hatten³⁾. Ein anderer Strom tschechischer Auswanderer ging von 1861 an nach Rußland⁴⁾.

Zu bestreiten ist die Ansicht, als ob es sich bei allen Auswanderern um ein unüberlegtes Verlassen doch etwas gesicherter Verhältnisse und um ein blindes Hinausziehen aufs Geratewohl handelt. Das mag bei

¹⁾ Kuhn, Naturgeschichte S. 76.

²⁾ Graßl a. a. O. S. 3. Vgl. auch J. Auerhan, Čechoslováci v Jugoslavii, v Rumunsku, v Maďarsku a v Bulharsku. Prag 1921. S. 64f., 82f.

³⁾ Graßl a. a. O. S. 48.

⁴⁾ Vgl. J. Auerhan, České osady na Volyni, na Krymu a na Kavkaze. Prag 1920. Vgl. auch unsere Zeitschrift II. 1929, S. 15ff. (Johannson, Eine Schönbergster Sprachinsel in der Krim.)

den Ausnahmen, bei den Abenteurern zutreffen, ist aber nicht der Fall bei den bäuerlichen Auswanderern. Diese gingen meist bedächtig und mit Vorsicht zu Werke. So haben die 1827 aus dem Böhmerwald in das Banat Ausgewanderten vorher zwei Bauern als Rundschafter dorthin geschickt, die freilich nach ihrer Rückkehr alles im rosigsten Licht darstellten¹⁾. Auch vor der Auswanderung aus dem Schönhengst (1862) war ein Mann zu Erkundungszwecken nach Rußland gefahren²⁾.

Allerdings haben dort, wo überraschend große Begünstigungen in Aussicht standen, diese nur zu oft ein ruhiges und nüchternes Überlegen verhindert. Den in das Banat Auswandernden wurden außer anderem 9 Joch Acker und 3 Joch Wiesen versprochen. Dazu schreibt Graßl: „Und zwölf Joch Grund unentgeltlich! Das hatte nicht bloß die armen besitzlosen Leute, sondern auch Handwerker, Kleinhäusler und selbst einige Bauernhofbesitzer schwindelig gemacht; sie alle konnten den Tag des Auszuges aus Böhmen kaum erwarten“³⁾.

Wo Werber im Auftrag der Regierung oder der Herrschaftsbesitzer, die Siedler benötigten, tätig waren⁴⁾, ist es natürlich, daß sie die neuen Verhältnisse in das beste Licht rücken und den Auswanderungslustigen das Blaue vom Himmel versprachen. Diese trügerischen Verheißungen gewissenloser Agenten haben oft zu schweren Enttäuschungen geführt, so auch bei den tschechischen Familien aus der Gegend um Pilsen und Klattau, die ein „Holzmanipulations-Pächter“ Magharly aus Drawiža 1823 nach dem Banat gelockt hatte. Schon 1827 entzog er ihnen die zugesicherten Holzarbeiten und verweigerte ihnen auch jede anderweitige Unterstützung, so daß sie gezwungen wurden, um Aufnahme in den Militär-Grenzverband anzufuchen⁵⁾.

Die geistig-seelische Eigenart der Auswanderer läßt sich etwa folgendermaßen bestimmen.

Es sind vor allem Leute, die einem ärmlichen, unselbständigen Leben entfliehen und für sich und ihre Angehörigen ein schöneres, freieres Dasein anstreben. Das Loslösen von der alten Heimat erfordert eine große Willenskraft, es hat ferner zur Voraussetzung, daß verstandesmäßige Überlegung vorherrscht und alle gefühlsmäßige Verbundenheit mit der alten Heimat und mit den dort zurückbleibenden Angehörigen, Verwandten und Freunden in den Hintergrund tritt. Der Auswanderer weiß, daß er sie kaum mehr im Leben wiedersehen wird, wie dies in dem von S. F. Sauter 1845 nach Schubarts Kaplied verfaßten Auswandererlied⁶⁾, das im Böhmerwald stark verbreitet ist, ebenfalls zum Ausdruck kommt:

¹⁾ Vgl. Graßl a. a. O. S. 2.

²⁾ Vgl. unsere Zeitschrift II. 1929, S. 17f.

³⁾ Graßl S. 4.

⁴⁾ Vgl. besonders G. Bonwetsch, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919, S. 20ff.

⁵⁾ Graßl S. 1. Vgl. J. Muerhan, Čechoslováci v Jugoslavii, v Rumunsku, v Maďarsku a v Bulharsku. Prag 1921. S. 65.

⁶⁾ Vgl. G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. XI. Band der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1913. S. 296 Nr. 1972.

Zeit und Stunde ist schon da,
Wir ziehen nach Amerika.
Der Wagen ist schon vor der Tür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Ihr Freunde, die mit uns bekannt,
Gebt uns zum letztenmal die Hand!
Ihr Freunde, weinet nicht so sehr,
Wir sehen uns doch nimmermehr¹⁾.

Der Blick der Auswanderer ist nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft gerichtet. Schwarzseher und in ihrem Denken und Entschließen schwankende, schwache Gestalten werden in ihren Reihen selten zu finden sein. Vorwiegend sind es weltfreudige und hoffnungsvolle Schönseher, zu denen sich vielleicht auch vertrauensfelige Träumer und Schwärmer, aber auch unruhige Geister, die Wanderblut in den Adern haben, gesellen. Die bei Sprachinselleuten beobachtete Wanderlust²⁾ dürfte in einzelnen von solchen „Wandervögeln“ abstammenden Familien erblich sein. Doch darf keineswegs der Wandertrieb, der sich beim Binnendeutschen ebenfalls findet, als allgemeines und typisches Kennzeichen der Sprachinseldeutschen aufgefaßt werden. Vielleicht kann die sich entwickelnde Familienforschung sowohl bei Binnen-, wie auch bei Sprachinseldeutschen feststellen, daß es sich hier um Erbanlagen bestimmter Familien handelt.

Daß unter den Auswanderern beschauliche Geister, theoretische und philosophische Naturen, deren Gedankentkreis aus dem Gebiete des praktischen und Erwerbslebens ins Geistige hinübergerückt ist, Gelehrte und Künstler, ganz fehlen³⁾, möchte ich nicht behaupten. Sie mögen unter den Führern der Wanderbewegung fehlen, aber finden sich sicher in der Masse, etwa als Kind oder als Bruder oder auch als Vater in einer Familie, deren Auszug vielleicht die erwerbstätigere, praktischer veranlagte Mutter veranlaßt hat. Im übrigen ist künstlerische Betätigung auch schon bei den ersten Siedlern nachgewiesen. In Machliniec hat einer der Einwanderer mit Namen Schneider nicht allein das Standbild des hl. Johann von Nepomuk, sondern auch die Standbilder der Apostel Petrus und Paulus, die in der Kirche beiderseits des Hochaltars stehen, verfertigt⁴⁾.

Minderwertige Elemente und Abenteuer⁵⁾ werden sich mehr dort unter die Auswanderer mischen, wo es sich um große Massen handelt, und nur ausnahmsweise dort sein, wo rechtschaffene und arbeitame Landleute aus Nachbardörfern, die sich gegenseitig kennen und verstehen, sich zu einer Auswanderergruppe zusammenschließen. Bloß unter den Begründern der

¹⁾ M. Urban, Notizen zur Heimatskunde des Gerichtsbezirkes Plan. Tschau 1884. S. 339. In der hier mitgeteilten Fassung folgen noch drei weitere Gesänge. (Das Gebiet um Plan und Tschau hat den Grundstock der Besiedler von Machliniec in Galizien geliefert.)

²⁾ Vgl. W. Kuhn, Naturgeschichte S. 84f.

³⁾ Ebda. S. 79.

⁴⁾ H. Schmid, Machliniec (Hs.).

⁵⁾ Vgl. B. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine S. 18f.

Wolgafiedlungen waren, aber kaum „zum großen Teil“, wie Ruhn¹⁾ bemerkt, sondern „mitunter“, wie Schirmunski²⁾ schreibt, Leute, die als „herabgekommen“ bezeichnet werden können, nämlich abgedankte Soldaten und andere Abenteuerer, die von der Landwirtschaft nichts verstanden. S. Bonwetsch³⁾ meint: „Solange nicht nachgewiesen wird, daß eine erhebliche Anzahl der Ansiedler mit beträchtlichem eigenen Kapital an die Begründung einer neuen Existenz gegangen ist, solange wird man es dabei bewenden lassen müssen, in den Begründern der deutschen Kolonien an der Wolga sehr minderwertige Vertreter ihres Volkes, ja zum Teil Gesindel zu sehen.“ Dies ist eine sehr merkwürdige Ansicht. Von dem gefüllten Geldbeutel hängt doch kaum die Vollwertigkeit des Menschen ab, ganz abgesehen davon, daß es der Besitzer eines beträchtlichen Kapitals im allgemeinen nicht notwendig hat, in die Fremde zu ziehen. Diese Bemerkung paßt wenig zu dem von Bonwetsch weiter Gesagten: „Um so mehr gereicht es diesen Deutschen zum Ruhme, daß trotz aller äußeren Hemmnisse, trotz der fremdartigen klimatischen und Bodenverhältnisse unter ihren Händen doch schließlich lebensfähige Siedlungen erwachsen. Mag auch die unerhörte Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens, der kaum bearbeitet zu werden brauchte, einen wesentlichen Anteil daran haben, das Hauptverdienst kommt doch den Ansiedlern selbst zu, bei denen unter dem Zwang der Not und Gefahr der gute Kern zäher deutscher Arbeitskraft wieder zum Durchbruch kam.“ Dies wäre aber kaum möglich gewesen, wenn nur „sehr minderwertige“ Leute in Betracht gekommen wären, es müssen von Anfang an auch hochwertige Menschen dabei gewesen sein, die außerdem von der Landwirtschaft etwas verstanden. Das „Gesindel“ unter den Auswanderern pflegt sich meist selbst zu allem Anfang abzustreifen, indem es rückwandert oder weiterzieht und dabei nicht selten, wie in den ersten Jahre der Wolgafiedlung umkommt⁴⁾. Im übrigen waren doch unter den ersten Wolgafiedlern 60% Bauern⁵⁾; andere gehörten zum Handwerkerstand und mußten die Landwirtschaft erst erlernen. Man wird sie aber keineswegs von Anfang an als „gescheiterte Existenzen“ bezeichnen. Die bisherige Literatur scheint meist auch nicht zu wissen, daß der Dorfhandwerker gewöhnlich auch Kleinlandwirt ist und daß seine Kinder ebenfalls mit den landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut zu sein pflegen. Wenn gerade beim Dorfhandwerk der Nachwuchs auswandern mußte, so erklärt sich dies daraus, daß für jedes größere Dorf ein einziger Schmied, Tischler, Schneider, Schuster usw. genügte und der Nachwuchs hier eher gezwungen war, in die Fremde zu ziehen, als beim Bauern, wo der nicht erbberchtigte Sohn auch als Diensthote bei dem Bruder, der Hoferbe war, verbleiben konnte.

Der Umstand, daß sich Bauern und Handwerker unter den Auswanderern und Siedlern mischten, war für das Ganze nur von Vorteil. Gerade

¹⁾ Naturgeschichte S. 78.

²⁾ N. a. D. S. 18.

³⁾ Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga. Stuttgart 1919. S. 38.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Ebd.

⁶⁾ Schirmunski a. a. D. S. 18.

in den ersten Siedlerjahren benötigte der Bauer den Handwerker und dieser konnte wieder bei jenem den Lehrmeister für die landwirtschaftliche Arbeit finden. Nicht unwichtig ist endlich, daß unter den Dorfhandwerkern Personen mit künstlerischen Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht selten sind und daß sie in vielen Gegenden mehr als der Bauer die Träger der volkstümlichen Überlieferungen sind.

Es sind also keine gescheiterten Existenzen, sondern wagemutige und unternehmungslustige, vielleicht auch eigenwillige Personen, welche die Kerntruppe der Auswanderer bilden. Es ist eine Auslese, die dem trägen Dahinsiechen in unleidlichen Verhältnissen entflieht und den Kampf um ein besseres Los aufnimmt, es sind „Menschen der Gegenwart und der Tat“¹⁾, die hier führend auftreten, die aber auch weniger tatkräftige, mehr beschauliche Naturen mit sich reißen.

Bei allen aber ist es selbstverständliche Vorbedingung, daß sie körperlich gesund und leistungsfähig sein müssen. Darauf wurde schon von den ansiedelnden Stellen gesehen. So heißt es in einem Bericht des Generalkommandos in Temeschwar vom 23. Feber 1828, daß alte gebrechliche Ansiedler keinen Vorteil bieten²⁾. Solche kamen ja auch nur in Ausnahmefällen, wenn sich etwa der auswandernde Sohn nicht von seinen Eltern trennen konnte und sie mitnahm, in Betracht. Im allgemeinen sind stets nur in den besten Lebensjahren stehende Menschen ausgewandert. Von 50 männlichen Auswanderern, die 1836 aus dem Böhmerwald in die Bukowina zogen, waren 5 unter 30 Jahren, 35 zwischen 30 und 45 Jahren und 10 über 45 Jahre³⁾.

Bei diesen Einwanderern in die Bukowina wird als auffällige Erscheinung ihr Kinderreichtum hervorgehoben⁴⁾. Dieser kennzeichnet eben nicht erst den Sprachinselnbewohner, sondern den Auswanderer, denn gerade kinderreiche Familien waren in erster Reihe zum Auswandern gezwungen.

Der Sprachinselmensch

Mit der gegebenen Darstellung des aus ländlichen und bäuerlichen Kreisen stammenden und in der neuen Heimat wieder Landwirtschaft treibenden Auswanderers stimmen im allgemeinen die Wesenszüge des Sprachinselmenschen im Osten überein.

Allerdings zwischen Auswanderer und Sprachinsler liegt noch ein weiter Weg. Der Auswanderer muß sich erst in die neue Heimat einleben und mit dem neuen Boden verwachsen. Fast alle Schilderungen der Anfänge einer neuen Siedlung bieten das gleiche Bild: Getäuschte Hoffnungen, Entbehrungen, Hungersnot, Krankheiten und Tod⁵⁾. Nicht selten ist die Folge

¹⁾ R u h n Naturgeschichte S. 79.

²⁾ G r a ß l a. a. D. S. 9.

³⁾ R a i n d l a. a. D. III. S. 379.

⁴⁾ Ebd.

⁵⁾ Vgl. z. B. G r a ß l a. a. D. S. 29ff.; S c h i r m u n s k i a. a. D. S. 32ff.; R u h n, Naturgeschichte S. 80ff. und besonders Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 51ff. (Die Jahre des Sprachinselwerdens); G. B o n n e t t s c h, Geschichte der deutschen Kolonien an der Wolga S. 34ff. (Die Jahre der Not); Deutsch-Ungarische Heimatblätter II. 1930, S. 212ff. u. a.

eine Abwanderung in bessere Gegenden. W. Ruhn¹⁾ scheidet diese Wiederabwanderung unmittelbar nach der Ansiedlung, die eine Teilercheinung der Sprachinselwerdung ist, von der regelrechten Auswanderung, die in festgewordenen Sprachinseln später als natürliche Folge des Menschenüberschusses erfolgt.

Gewöhnlich ist der Werdegang einer Sprachinsel so, wie er von J. A. Malinowski für die „Planerkolonien am Afowischen Meere“²⁾ geschildert wird: „Die erste Generation der Ansiedler mußte sich opfern, um den nachfolgenden den Weg zu einer besseren Zukunft zu bahnen. Die auf dem neuen Boden und in den neuen Verhältnissen aufgewachsene zweite Generation wurzelte schon fester in der Steppe. Es wurde jung geheiratet und große Familien wuchsen heran. Schon in der dritten Generation reichte das Land nicht mehr aus für die zahlreichen Söhne.“ Es kommt dann zur Gründung von Tochteransiedlungen, die sich rasch vermehren, da der Bevölkerungszuwachs meist sehr stark ist.

Nicht überall aber ist der gleiche wirtschaftliche und der diesem folgende kulturelle Aufstieg zu beobachten, wenn auch der deutsche Siedler sich für gewöhnlich durchsetzt. Dort, wo ein schlechter Boden, ungünstige klimatische Verhältnisse und andere Hindernisse auftreten, kann auch ein Abstieg, ein Niedergang oder zumindest ein Stillstand in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung bemerkt werden. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn Schule und Aufklärung fehlen. So sind etwa die meisten deutschen Siedler in Kongreßpolen auf der Stufe stehen geblieben, auf der der Bauer Deutschlands vor etwa 50 Jahren stand. „Die neue Zeit im reichsdeutschen Bauerntum, das gewaltige, vielverzweigte Genossenschaftswesen, die Aufklärungsarbeit zugunsten neuer Arten der Bodenbehandlung, ist dem deutschen Kolonistentum in Polen ferngeblieben.“ Am schlechtesten sind die Verhältnisse dann, wenn der Siedler nicht von Ackerbau und Viehzucht lebt, sondern sein Leben als Arbeiter im Walde, beim Bergbau oder in der Industrie fristen muß. Geht der Arbeitsplatz verloren, so sinkt auch seine ganze Lebenshaltung. So trat mit dem Niedergang des Bergbaues eine solche Verarmung unter den Deutschen einzelner Dörfer der Sprachinsel Kremniß—Deutsch-Proben in der Slowakei ein, daß ein Übergang zu der billigeren und einfacheren slawischen Wohnweise erfolgte. So besteht das fast ganz deutsche Dorf Fundstollen vorwiegend aus ärmlichen slowakischen Holzhütten³⁾.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß aber auch dort, wo gleiche Verhältnisse und Lebensbedingungen vorhanden sind, sich doch die Entwicklung in verschiedenen Bahnen vollziehen kann. Es spielen hier noch weitere Umstände mit, die wir bereits erwähnt haben und nun kurz darlegen wollen.

¹⁾ Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 111f.

²⁾ Stuttgart 1928. S. 48.

³⁾ A. Eichler, Das Deutschtum in Kongreßpolen. Stuttgart 1921. S. 76.

⁴⁾ J. Machatschek, Landeskunde der Sudeten- und West-Karpathenländer. Stuttgart 1927. S. 154.

1. Die Herkunft und Stammesart der Siedler.

Daß dies entscheidende Punkte sind, hat W. Ruhn in seinem ergiebigen Buche „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien“ anschaulich dargestellt, indem er die Unterschiede zwischen den zwei Hauptgruppen von Siedlern, den aus Südwestdeutschland und im besondern aus der alten Rheinpfalz und ihrer Umgebung stammenden, von ihm „Pfälzer“ genannten und den aus dem Böhmerwald und dem Egerland stammenden „Deutschböhmen“ vorführt¹⁾.

Wichtig ist, daß die Pfälzer aus dem kulturell ältesten und reifsten Teile Deutschlands, die Deutschböhmen aus einem jüngeren Kulturgebiet kamen, daß für jene die Auswanderung den „jähren Abbruch einer langen Entwicklung, das Zurückfallen von einer hohen, städtisch gewordenen, teilweise schon ausgelebten und individualisierten Kultur in rein bäuerliche, primitive Verhältnisse“ bedeutete²⁾, während die Deutschböhmen von Haus aus primitiver eingestellt und an die harte Arbeit des Roders und Waldarbeiters gewöhnt, sich leichter in die neuen Verhältnisse hineinfanden.

Noch wichtiger aber ist die verschiedene Stammesart, dort vorwiegend der Franke, hier der Bayer. Sie tritt hier besonders klar zu Tage und widerlegt die Behauptung³⁾, daß fast alles, was in deutschen volkstümlichen Monographien über die Eigenart der deutschen Stämme gesagt wird, „nicht über handgreifliche äußerlichkeiten und allgemeine Redensarten hinauskommt, die zudem noch häufig von der volkstümlichen Klischeierung beeinflusst sind, oder bestenfalls da, wo es sich um selbständige Gedanken handelt, in bloßen Vermutungen stecken bleibt.“ Denn einerseits trifft das von W. S. Kiehl in seinem Buche „Die Pfälzer“ (1857) und von U. Becker in der „Pfälzer Volkskunde“ (Bonn und Leipzig 1925) entworfene Bild für den heutigen Pfälzer Galiziens zu und „diese Übereinstimmung geht bis zu Kleinigkeiten herunter“⁴⁾. Und dasselbe ist der Fall, wenn man etwa die Kennzeichnung des Böhmerwäldlers bei J. Schramek⁵⁾ mit der bei W. Ruhn vergleicht. Die Grundzüge sind geblieben.

Der Pfälzer in Galizien ist „beweglich, aufgeschlossen, geistig reicher, aber auch unvorsichtiger und unzuverlässiger; der Deutschböhme starr, charakterfest und vorsichtig, aber oft plump, geistig anspruchslos und im ganzen primitiver. Es ist die beiderseitige Stammesgeschichte, die in Jahrhunderten den Charakter so formte und auch in der neuen Heimat weiterwirkt“⁶⁾. Die durchschnittlich wohlhabenderen Pfälzer haben in ihrer Lebensweise vielfach städtische Formen angenommen, die anspruchslosen Böhmerwäldler und Egerländer haben ihre bäuerliche Art bewahrt, mit Ausnahme der Bewohner von Machliniec, das eine Mittelstellung zwischen beiden Gruppen einnimmt. Im Verkehr mit den Behörden zeigen die

1) U. a. D. S. 175ff.

2) Ebd. S. 176.

3) U. S p a m e r, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. Leipzig 1928. S. 14f.

4) R u h n a. a. D. S. 45.

5) Der Böhmerwaldbauer. XII. Band der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1915. S. 1ff.

6) R u h n a. a. D. S. 177.

Pfälzer kluge Politik, diplomatischen Takt, aber auch oft allzugroße Nachgiebigkeit und geringe Widerstandsfähigkeit, während die mißtrauischen Deutschböhmen eine gerade Haltung und ehrliche Gegnerschaft aufweisen und es nicht verstehen, sich mit den Beamten „zu stellen“¹⁾. Sie sind auch durch Siedlungs- und Wirtschaftsweise weit mehr von der Umwelt abgeschlossen als die Pfälzer und daher sind bei ihnen auch Mischehen seltener. So bewahren sie auch ihr Volkstum viel besser und dauernder. Wenn auch den Pfälzern infolge ihrer geistigen Reife im allgemeinen die Führerstellung unter den Deutschen Galiziens zufällt, so sind doch die Verhältnisse der Deutschböhmen bescheidener und schlichter, daher auch viel sicherer, „und sie bieten für die Zukunft die besseren Voraussetzungen“²⁾.

Die Starrheit und Unnachgiebigkeit des Böhmerwäldlers oder Egerländers den Behörden gegenüber fließt nicht selten aus dem scharf ausgeprägten Rechtsinn des bairischen Stammes, der auch beim Sprachinselmenschen, trotzdem dieser schmiegsamer geworden ist, in voller Stärke vorhanden ist. Im Sommer 1929 weilte in der Böhmerwaldsiedlung Sinjaf (Karpathenrußland) eine behördliche Kommission wegen Zuweisung einer Waldweide aus dem Herrschaftsbesitz, der früher dem Grafen Schönborn gehörte und jetzt Eigentum der Gesellschaft „Latorica“ geworden ist. Als der Weideplatz bestimmt war und die Bauern gefragt wurden, was sie dafür bezahlen wollten, antwortete ihr Sprecher: „Nichts!“ Denn sie hatten vor Jahren, als die heute noch im Betrieb stehende Waldbahn angelegt wurde, ebenfalls ohne Entschädigung ihre besten Gründe hergeben müssen. Da die Bauern bei ihrer Weigerung beharrten, mußte die Kommission unverrichteter Dinge wieder abziehen³⁾.

Diese erwähnten Stammeseigenheiten wirken sich nun auch volkstumlich aus. Nach allen bisherigen Beobachtungen bewahren die Angehörigen des bairischen Stammes ihr Volksgut viel reiner und länger als andere. Begünstigt wird dies auch durch die meist abgeschlossene Lage der Siedlungen, aber maßgebend ist doch auch hier die absondernde und abschließende Art der Bayern. Dies zeigt sich im Brauchtum ebenso wie bei der Sage⁴⁾, beim Volkslied und beim Tanz⁵⁾. Die Deutschböhmen in Galizien haben ihre eigenen Musikkapellen, während „sich die Pfälzer meist slawischer und jüdischer bedienen und vor allem im letzten Falle den modernen Tanzweisen Eingang gewähren“⁶⁾.

(Schluß folgt.)



¹⁾ Gbd.

²⁾ Gbd. S. 181.

³⁾ Nach mündlichen Mitteilungen.

⁴⁾ Vgl. A. Karasiek, Das Sagenut der deutschböhmischn Siedlungen Galiziens (Karpathenland I. 1928, S. 126ff.).

⁵⁾ Vgl. Karpathenland I. S. 55.

⁶⁾ R u h n, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 179.

Kleine Beiträge zum süd-mährischen Hochzeitsbrauchtum

Von Franz Breiner

1. Der Hochzeitsmorgen im Hause der Braut

Am Hochzeitsmorgen kommt der Beistand des Bräutigams mit diesem und dessen Kranzelherren in das Haus der Braut und spricht: „Gelobt sei Jesus Christus! Im Namen der Dreifaltigkeit treten wir in das Haus herein und wünschen allen lieben Freunden einen guten Tag. Es wird wohl allen bekannt sein, daß hier vor einiger Zeit eine Hochzeit ist abgeredt worden und so kommen wir heut an, unseren Beruf zu bestätigen und bitten daher, uns die Braut vorzuführen.“

Nun führen sie dem Bräutigam zuerst ein oder mehrere alte Weiber zu, und fragen ihn, ob dies die Rechte sei. Erst nach langem Suchen im Hause wird die richtige Braut gefunden.

Dann spricht der Beistand der Braut: „Nun führe ich dem Herrn Bräutigam und Herrn Beistand sein Begehren zu. Ich glaube und hoffe, daß dies diejenige sei, welcher sich unser Jungherr Bräutigam lebenslänglich verbinden will; so gelobe ich es Ihnen und bezeuge es vor der ganzen Freundschaft. Reichet beide einander die rechte Hand. Wir wollen Euch aus diesem Hause in das Haus Gottes führen, zu der seligen Jungfrau Marie, allorten werdet Ihr empfangen das heilige Sakrament der Ehe, dazu helfe Euch Gott der Allmächtige, Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen.“

Nun tritt die Kranzeljungfer vor und übergibt der Braut einen Rosmarinstrauß, dem Bräutigam ein Taschentuch und spricht: „Jetzt ist sie da, die wichtige Stunde, wo ihr nicht nur Vater und Mutter, Bruder und Schwester, sondern auch das elterliche Haus verlassen müßt und einander in Kreuz und Leid und allerlei Widerwärtigkeit verbunden seid. Da fordere ich Sie auf, Herr Bräutigam, mir vor allen Hochzeitsgästen zu sagen, ob diese diejenige ist, die vor Ihnen steht.“

Nachdem der Bräutigam die Frage bejaht hat, spricht die Kranzeljungfer: „Nun so übergebe ich Ihnen diese liebe Braut aus ihres Vaters Hand in eure Hand, aus ihres Vaters Brot in euer Brot, mögt sie führen über Weg und Steg, über Straßen und Gassen, über Wasser und Land, so wie auch heute zu dem christlichen Ehestand, wo ihr werdet verbunden sein mit einem starken Band, das durch keine Menschenhand kann aufgelöst werden als durch den grimmigen Tod.“

Dann kommt beiderseits die Abbitte an die Eltern.

Ähnlich dieser aus Philippsdorf-Borotitz mitgetheilten Form vollzieht sich die Brautübergabe auch in anderen süd-mährischen Orten, wenn auch die altherkömmlichen Ansprachen vielfach schon vergessen worden sind und dem Bräutigam die Sträuße in aller Stille von der Kranzeljungfer an Hut und Rock genäht werden. Doch war dem nicht immer so, wie aus einem von Marie Lattus in Tasowitz aufgezeichneten, bei der Übergabe

von Kranz, Tuch und Zweig früher üblichen Sprüche hervorgeht, der folgendermaßen lautet:

Kranzjungfer: „Ist das die Jungfer Braut, die Ihr Euch auserwählt habt? Sie steht in eurer Eltern Macht und Kraft. So übergebe ich sie in Eure Macht und Eure Gewalt.“

Zum erstenmal verehrt Euch die Jungfrau Braut einen **K r a n z**¹⁾. Dieser Kranz ist zart und fein, aber ich sage Euch, in diesem Kranz werden viele Disteln und Dornen verborgen sein, wie schon manche Eheleute aus Eurer Verwandtschaft und Bekanntschaft erfahren haben.

Zum zweitenmale verehrt Euch die Jungfer Braut ein weißes **T u c h** zur Freud und Erinnerung an das Kleid ihrer Keinheit und Unschuld, welches sie heute bringet vor Gottes Hochaltar, daß Euer Wandel unbeschleckt und Euer Ehestand ein heiliger sei. Dies vermögt ihr nicht allein durch Eure Macht, sondern nur durch Hilfe und Beistand Gottes. Wenn er Euch schickt Kreuz und Leid und allerlei Widerwärtigkeit, so tragen Sie es mit Geduld und denkt, wir haben es verschuldt. Denkt aber auch dabei, daß Gott jene liebt, die er heimsucht und betrübt.

Zum drittenmal verehrt Euch die Jungfrau Braut einen **S t r a u ß**, damit ihr für sie waltet und streitet, sie führt über Wasser und Land, so wie ihr sie führet zum christlichen Ehestand.

Es segne Euch Gott, der Allmächtige, Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen.“

2. Rückkehr ins Hochzeitshaus nach der Trauung

Braut und Bräutigam gehen an der Spitze des Zuges. Sie finden das Haustor verschlossen. Auf ihr heftiges Pochen kommt von drinnen die Frage: „Wer ist draußen?“ — „Mir, machts auf!“ Rührt nichts. „Wer seid 's denn?“ — „Des kennt's uns eh, machts auf!“ Endlich besinnt sich die Braut, daß sie ihren neuen Namen sagen muß. Nun wird das Tor aufgemacht, aus dem Hause kommt eine Frau und trägt zwei „Häferln“ in Händen, von dem das eine Wein, das andere Wasser enthält. Wer von den beiden Brautleuten den Wein erwischt, wird ein Lump, sei es nun Mann oder Frau. —

Dann wird der Braut ein Laib Brot zur Tür herausgereicht, dazu ein hölzernes Messer, mit dem sie den Laib anschneidet. (Natürlich ist der Anschnitt schon vorher mit einem scharfen Messer geschehen.) Den Anschnitt, in dem oft ein Geldstück steckt, schenkt sie einem Armen, den verbleibenden Teil hebt sie oft durch Jahrzehnte sorgfältig auf, „damit das Brot im Hause nicht ausgeht“. Sodann bekommt die Braut noch einen Besen, um vor der Tür zu kehren. Kehrt sie nach der Gasse zu, so kehrt sie das Glück aus dem Haus, kehrt sie gegen die Türe, so kehrt sie es ins Haus hinein. Zuletzt reicht man der Braut noch einen Teller voll Zuckern und Backwerk, die sie unter die herbeigelaufenen Kinder auswirft; das soll die Freigebigkeit der Frau zeigen. Die angeführten Bräuche finden sich in einigen Orten vollzählig (Borotitz — Philippstorf), in anderen nur zum

¹⁾ Gemeint ist der kleine Myrtenkranz, den der Bräutigam bei der Trauung auf dem Kopfe trägt.

Teile. Die Darreichung von Wasser und Wein konnte ich beispielsweise für Poffitz, Borotitz, Philippisdorf, aber nicht für Hódniß und Laßwitz feststellen.

3. Bräuche beim Hochzeitsmahle

Suppenspruch

Beim Auftragen der Suppe spricht der Speisenträger (Hochzeitsbursch) in Laßwitz:

„Da bring ich die Suppn voll Fliegen und Muckn, voll Würmer und Offn, wem s' z' heiß is, soll sich's blof'n. Und Gott der allmächtige Vater g'seg'n uns die Suppn vor Fliegn und Muckn und daß uns kein Singawitz in der Suppn herumspringt!.“

Das Lichtauftragen

Bei Anbruch der Nacht kommt ein Hochzeitsbursche mit einer brennenden Kerze, um damit die Lampe anzuzünden. Das ist nicht leicht, da die schlimme Jugend die Kerze immer wieder ausbläst. Der schöne alte Spruch des Lichtaufträgers, den Brbka in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, II., 1896, mitteilt, ist auch heute noch in vielen Orten, wenn auch mit Abweichungen, gebräuchlich. In Borotitz heißt er:

Der helle Tag hat sich geneigt,
Die finstere Nacht hat sich gezeigt.
Da hat mir Gott einen Stern gesandt,
Den soll ich nehmen in meine Hand,
Da hat mir Gott einen Stern gegeben,
Den soll ich auf die Tafel heben,
Auf die Tafel heben mit allem Fleiß,
Damit man sieht alle Nicht und Speiß.
Alle Nicht und Speiß nicht nur allein,
Sondern auch das Glas mit Wein,
Drum sollen alle Hochzeitsgäste recht
[fröhlich und lustig sein!
Musikanten, spielt's auf!

In Laßwitz ist außer diesem noch ein anderer Spruch gebräuchlich, der wohl in Analogie zu dem obigen gebildet wurde (statt des Vergleiches des Lichtes mit dem Sterne finden sich Beziehungen zwischen Nicht und Mond), und der in Bau und Ausdrucksweise seinen jüngeren, eigenpersönlichen Ursprung noch deutlich erkennen läßt. Er heißt:

Weil's ollawal so finsta is
Do draußn bei da Nocht,
So hod unsa Herrgod mit klor'n Bastond
Den Mond am Himml gmocht.
Denn, geht ma aus dem Wirtshaus z'haus,
So guckt der Mond von Himml raus,
Doß is am freilich recht.

¹⁾ Vergleiche: Anton Brbka, Sitten und Gebräuche im südwestlichen Mähren. 3fW., II., 1896.

Weils in da Stum so finsta is,
 Drum wollt i den Mond schei n holn;
 Derwal sogt unfa Herrgott glei:
 Bei uns, da wird nix gestohl'n.
 Do bin i holt zum Fürnberg¹⁾ gerennt
 Und ho ma um a Bierkreuzastück
 Die schöne Kerz do kauft.

Und hob' s' in Beuchta einigstecht
 Und hob' s' a onzündt schnell,
 Wal i hob ma denkt, der Herr Bräutigam
 Got grad ka Strashölzl,
 Wal dem in Herzn brenna duat
 A Feua, gwalltig groß;
 Die Braut hot von den Feua gsongt,
 Die Gschicht, die wird famos.

Drum wünsch i, daß dos Feua brennt;
 Und immerhin a guats,
 A langes, schöns und glücklich's Leb'n,
 Solang ihr leben duats."

Noch ein dritter Spruch ist in Taswiz gebräuchlich, der gleichfalls zweifellos jüngeren Ursprungs ist:

„Hier bring ich ein Dicht mit einem Spruch und was ich sag, ist alles Sug. Drum ist er auch sobald nicht gar und ist davon kein Wort nicht wahr. Zu Gerstenfeld und Raschetiz und Raufenbruck und Grillowitz, in diesen Ländern war ich schon, die fangen dort bei Rußland on. Und wann in diesen Ländern Hochzeit is, so weiß ich auch ganz gewiß die Speisen aufzuzähl'n. Wenns die Hochzeitsgäst grad wissn woll'n:

Hemdnöpf (nach einer andern Aufzeichnung: „Henntröpf“) in der Suppn, einen gebratenen Hasen in der Butten. Heringsleber mit Fisol'n essen am liebsten die Polen. Krebsnian tuan d' Italiener liabn, windverdrahte Somstanocka tuan uns die Leut zaunlocka (?). Zum Trinken ist genug vorhanden, doch am meisten saufen die Musikanten. Den Wein, den hom s' weit hergeführt, dos hob i gleich beim erstn Biter gespürt; daß er sauer is, dos muß man schon sagn, i hob glaubt, af Fraunzn geht mein Magn. Hätt i um fünf Biter mehr getrungen, wär' ich wirklich aufgesprungen. Meine Schuldigkeit hab ich getan, mit weiten sangt ein andrer an.“

Die verbrannte Schürze der Röchin.

Während des Hochzeitsmahles kommt einer der Hochzeitsgäste mit einem glimmenden Lappen und einem Teller (oder einem Schöpflöffel)

¹⁾ Fürnberg = Führenberg, der Name einer im Bezirke ziemlich verbreiteten jüdischen Kaufmannsfamilie.

zur Stube herein, teilt mit, daß sich die Köchin die Schürze („Fürsted“) verbrannt habe und fordert die Gäste auf, Spenden für eine neue zu geben. In Tasowitz ist hiebei folgende Ansprache üblich:

„Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen! Ihr werdet Euch wohl zu erinnern wissen, daß ins hat die Köchin viel Speisen kocht und hat ins alls recht gut gemacht. In die Suppn hat s' ins was eintocht, zum Fleisch hat s' ins a Zuspeis gmacht, der Gans hat s' die Haut ognoscht, oft hat s' as holt af d' Roß gebn — no, do hot s' holt was plauscht —, das Bacht hot ihr a nid grodn (— wer keins ist, dem kann 's nid schodn! —), oft hot s' 9 Seidl Wein trunkn, oft hot s' a bißl an Spiß kriagt, oft hot s' en Sportherd für an Sessel gholtn und hot si draufgsetz und hot ihr das Orschloch verbrennt, osta hot s' ihr en Fürsted vabrennt. So tat s' ent schön bitten, ihr möchts ihr was schenka, sunst tat sa sie no bei da Oyl aufhंगा. Sands Guldn oda Tola, das is ihr a Rußn und euch a Ehr, sunst gibt s' moring af sa Glasel Branntwein her und sechs enga Lebtag tan Kreuza mehr.“

Die verdeckte Schüssel

Aus Possitz und Großgrillowitz wurde mir mitgeteilt, daß beim Hochzeitmahle der Braut eine verdeckte Schüssel zugeschoben wird, in der sich die „Ganshutschn“, also das Brustbein der Gans, befindet. Man sieht darin eine Anspielung auf die im Volksmunde „Hutschn“ genannte Kinderwiege und es gibt immer ein großes Hallo, wenn die Braut die Schüssel mit gut gespielmtem Unwillen zur Seite schiebt. In Borotitz und Philippsdorf enthält die Schüssel zwei kleine Püppchen, ebenso in Tasowitz. Auch Kinderwäsche schiebt man der Braut auf diese Weise zu oder ein Spanferkel aus gebacknem Ruchenteig, durch das oft eine Stricknadel gezogen wurde. (Borotitz und Philippsdorf.) Aus der Art und Weise, wie die Braut dieses Backwerk anschneidet, schließt man, ob sie klug oder unklug ist. Die Unkluge schneidet den Kopf ab, die Kluge den Hinterteil; die Kluge zieht vor dem Anschneiden die Stricknadel heraus, die Unkluge sägt erst lange darauf herum, zum großen Gelächter der Gäste.

Das Handwasser

Um Mitternacht wird die Tafel abermals gedeckt. Das Hauptgericht bei dieser Mahlzeit, dem „Truchsoßessen“, ist saurer Gase mit Knödeln. Vor dem Gasenessen wird in vielen Orten (Possitz, Grillowitz, Borotitz, Philippsdorf seien als Beispiele genannt) von einem Hochzeitsburschen das „Handwasser“ mit folgender Ansprache gereicht:

Alle meine Herren, Frauen und Jungfrauen! Ihr werdet euch wohl zu erinnern wissen, daß ich euch verschiedene Speisen aufgetragen habe, gesalzene, geschmalzene, gefottene, gebratene; jezt bringe ich euch noch eine Speise, die ist nicht gesalzen, nicht geschmalzen, nicht gefotten, nicht gebraten, sondern nur helles, klares Brunnenwasser. Sollten sich meine lieben Hochzeitsgäste die Hände besudelt oder beschmudelt haben, so bitte ich sie, dieselben in meinem Handwasser abzuwaschen und an meinem Handtuch abzutrocknen. Nun bitte ich, mit ein paar Zehnerln oder Fußzagerln

hineinzuworfen. Gibt einer oder der andere mehr, so ist's mir vom Nutzen und ihm zur Ehr¹."

Noch eine interessante Einzelheit möchte ich hier erwähnen: Eine alte 80jährige Frau in Borotitz erzählte, daß Hirsebrei früher bei jeder Hochzeitstafel ausgeteilt wurde, und zwar folgendermaßen: Aus dem heißen Brei wurde mit einem Löffel eine Nocke herausgestochen, rasch in geriebenem Lebkuchen gewälzt und dem nächsten Gast sofort in die bloße Hand gelegt. Dieser warf sie seinem Nachbar zu, der wieder seinem Nebenmann usw., von einer Hand in die andere, bis der Brei endlich so weit erkaltet war, daß er zum Munde geführt werden konnte. Das erregte die größte Neugier bei den Gästen; eine besondere Bedeutung wurde diesem Brauche jedoch nicht beigemessen. Jedenfalls wäre es wichtig, festzustellen, ob von diesem Brauche auch in anderen Gemeinden Südmährens etwas bekannt ist. Merkwürdig ist, daß die Einhebung der Sammelspenden für die Köchin, gleichgültig, ob sie mit dem Schöpflöffel oder mit dem Teller geschieht, auch heute fast überall der „Breilöffel“ heißt. Es ist leicht möglich, daß da irgendwelche Zusammenhänge bestehen. Wer könnte zu deren Aufklärung beitragen?

Die Wunderlampe

Märchen aus Ober-Turitz in der Kremnitzer Sprachinsel (Slowakei),
aufgezeichnet von Alfred Karafel-Ranger.

Es war ein Drache und der ist kommen auf ein Feld zu die Hirten, und hat gefragt zu die Buben, welcher von ihnen sechs Jahre alt ist. Hat sich einer gemeldet, daß er ist sechs Jahre. Jetzt hat der Drach ihn gefragt, ob er nicht möchte zu ihm in Dienst kommen. Hat der Bub gesagt: ja, er möchte gehn, er hat so niemanden, nur die Mutter allein und sie sind sehr arm. „No also dann“, sagt der Drach, „komm, gehn wir zu deiner Mutter!“ Jetzt hat er ihn schon ausgefragt, den Bub, über den Weg, ob er wirklich keine Verwandten nicht hat. Hat er gesagt, er hat niemanden, nur die Mutter allein. Also sie sind hingekommen, hat der Drach gesagt: „Grüß dich Gott, Schwägerin!“ Sie hat ihn angeschaut und hat ihm gesagt, sie kennt ihn nicht. Da hat er gesagt: „Ja, du warst sehr klein, wie ich bin fort von da und jetzt bin ich wieder kommen!“ Dann hat er sie gebittet, ob sie ihm nicht möchte den Buben in Dienst geben. Da hat sie gesagt, sie hat auch so nichts zu essen, und wenn es ihm wird gut gehen, so möchte sie ihn hingeben.

¹) Vergleiche auch Wbrta, Sitten u. Gebräuche im südwestlichen Mähren, 350Bf., II., 1896, der den Brauch ausführlicher schildert und den Spruch in einer abweichenden Form wiedergibt.

²) Die Mitteilungen über die geschilderten Hochzeitsbräuche aus Borotitz und Philippsdorf erhielt ich von Frau Maria Müllner, Beamtensgattin in Philippsdorf bei Znaim, 58 Jahre alt; die Mitteilungen über Laßwitz und Possitz stammen von meiner Schwester, Lehrerin Ottilie Breiner in Hódmitz, 42 Jahre alt.

Dann ist er fort mit dem Buben, sind sie weit gereist, und über den Weg hat er ihm erzählt: sie werden kommen zu einem Stein, der Stein wird sein über die Mitten auf zwei Teile geteilt, dort wird ein Loch sein und daß er ihn wird dort hereinlassen. Er hat dem Buben noch gesagt, daß er ihm einen Ring wird übergeben, den soll er dort reiben. Dann werden sechs Geister zu ihm kommen, die werden fragen, was er wünscht, und die soll er bitten um ein Licht. Dort werden viele Lichter brennen und über die Mitte wird sein eine Lampe, die wird nicht brennen. Die soll er herunternehmen und sie dann herausbringen. Also das hat er alles zugehört, der Bub, und wie sie sind hingekommen zu dem Stein, da war auch der Stein schon offen auf zwei Teile. Da hat ihm der Drach auf einen Strich heruntergelassen, und den Ring hat der Bub bei sich gehabt auf seinem Finger. Wie er unten war, hat er dran gerieben, da sind die sechs Geister zu ihm gekommen geloffen: „Mein junger Herr, was wünschen sie?“ Er hat gesagt, er möchte sich wünschen ein Licht, da haben die Lichter gebrannt und die schwarze Lampen hat nicht gebrannt. Da ist er hingegangen und hat sie sich heruntergenommen, und wie er sie einsteckt, da hat er gesehen viel Gold, Silber und Diamanten drinnen in der Höhle, daß alles hat geglangt. So hat er sich gedacht, er ist arm, er wird sich was hereinstechen, hat sich sein Rock ausgezogen, die Armele zugebunden und viel hereingesteckt von dem Gold und dem Silber.

Der war lange drinnen in der Höhle und der Drach oben hat immer gerufen: „Heraus, heraus!“ und durch diese Zeit ist wohl die Stunde aus, ist das Loch zugegangen und mein Bub ist drinnen geblieben in dem Loch. Jetzt war er lange Zeit drinnen, dann hat er dort gearbeitet über die Erde, hat aber heraus nicht können, und nicht öffnen, und zu essen hat er doch genug gehabt. Ist ihm in Sinn gekommen, er wird probieren über den Ring zu reiben, ob die sechs Geister wo noch zu ihm kommen. Und richtig sind sie auch zu ihm gekommen und haben wiederum gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie sich?“ Er hat gesagt, er ist da herein und er möchte gern wollen zu Haus, zu seiner Mutter, und er kann nicht. Da haben die sechs Geister gesagt: o ja, was er wünschen wird, das werden sie ihm tun. Dann haben sie das Loch geöffnet und durch die Luft sind sie mit ihm bis zu seiner Mutter Haus geloffen, und haben ihn hingestellt. Er hat das Silber und das Gold mitgehabt, und die Geister sind wiederum verschwunden. Wie er ist hineingekommen, hat er schön gegrüßt die Mutter, aber die Mutter hat ihn schon bald nicht mehr erkannt, weil er schon so stark war. Und sie hat geweint, die Mutter, weil sie hat gedacht, daß er schon tot ist, weil sie so lange Zeit nichts gehört hat gehabt von ihm. No, dann hat er ihr schon gegeben von dem Gold, und sie soll gehen einkaufen. Da haben sie schon besser gelebt mit der Mutter, und den Ring und die Lampe hat er dann schon bei sich behalten.

Von dort nicht weit, in der Hauptstadt, dort hat der König gewohnt. Einmal hat der König lassen austrummeln, daß er mit seiner Tochter in das Bad geht und daß sie niemand darf anschauen. Er hat das gehört, der Burfche, und dann hat er gerieben über den Ring, sind seine sechs Geister gekommen und haben wiederum gefragt: „Mein junger Herr, was wünschen

sie?" Dann hat er gesagt: er wünscht sich, ob er nicht könnte dem König seine Tochter anschauen, sie ist grad jetzt im Bade drinnen. Sagen sie: ja, was er sich wünscht, das können sie tun. Dann haben sie ihn genommen und haben ihn in das Bad hin, in einer Eck hinein. Sie hat ihn nicht gesehen, die Königstochter, aber er hat sie gesehen, wie sie sich hat hingestellt und wie sie sich hat gebadet. Er hat sie ganz angeschaut, und wie sie fertig war mit dem Baden, da haben ihn wiederum die Geister genommen und haben ihn zurückgetragen in sein Haus. Da war er ganz verliebt in ihre Schönheit. Da hat er sich nur noch gedenkt, was er soll tun, daß er sie möchte zur Frau bekommen, dem König seine Tochter. Dann ist ihm eingefallen, er wird wiederum reiben über den Ring, und wird sich bitten, ob er nicht wird bekommen so eine Tasse (= Tasse oder Schale), was noch nie ein König hat gesehen, so eine schöne Tasse. Und er wird sie dem König bringen und ihn bitten, ob er nicht wird seine Tochter bekommen zur Frau. Wieder hat er gerieben über den Ring, und richtig sind die sechs Geister gleich dagewesen und haben gefragt: „Mein junger Herr, was wünschen sie sich?“ Er hat ihnen gesagt, ob er nicht könnte so eine Tasse bekommen, was noch nie ein König hat gesehen. Da haben die sechs Geister gesagt: ja, er kann so eine Tasse bekommen, und jetzt hat er bald vor sich gehabt die Tasse. Dann hat er gesagt zu seiner Mutter: also sie soll zum König gehen und ihm das Geschenk hingeben, und soll ihn bitten, ob ihr Sohn nicht möchte bekommen die Tochter zur Frau. Dann hat die Mutter gesagt: „Mein Sohn, wir sind ja sehr arm und du möchtest wollen eine Königstochter heiraten?“ Hat er drauf gesagt: „Das macht nichts liebe Mutter! Geh'ts nur und ihr werdet schon hören, was er euch wird sagen!“

Dann ist sie gegangen und hat mitgenommen die Tasse, aber sie hat nicht gewußt, was dort drinnen ist. Sie ist bis hingegangen zum König sein Schloß, da haben sie sie nicht wollen hereinlassen. Drauf hat sie gesagt: daß ihr Sohn hat geschickt ein Geschenk dem König, und sie sollen ihm melden, daß sie hier ist. So sind sie gegangen melden und hat er auch gleich erlaubt, sie soll hinaufkommen zu ihm. Dann ist sie hinaufgegangen, und wie sie ist zur Tür gekommen, ist sie auf die Knie gefallen, und kniend ist sie bis zu ihm seinen Tisch gegangen. Dort hat sie ihm gesagt, wie sie ihn getitelt hat, weiß ich nicht, daß ihr Sohn hat ein Geschenk geschickt, und hat gefragt, ob er nicht möchte die Königstochter können zur Frau bekommen. Da hat der König die Tasse übernommen. Wie er sie hat aufgemacht, da hat das ganze Zimmer geglanzt von der Tasse, so schön war sie. Drauf hat der König gesagt, wenn ihr Sohn noch solche zwölf wird schicken, dann wird er die Tochter bekommen, aber früher nicht. Das hat er sich dann behalten, die Tasse, und die Frau ist zu Haus gegangen.

Dort hat sie dem Sohn gesagt, wenn er solche zwölf wird schicken, dann bekommt er die Frau, aber früher nicht. Drauf hat er gesagt zu der Mutter, ach, ist gut, er wird schon trachten, daß es wird gut werden. Darauf hat er sich gedenkt, jetzt wird er sich probieren über die Lampe, was das bedeutet. Die Lampe war noch einmal so stark wie der Ring, und anstatt sechs sind zwölf Geister gekommen und haben wiederum

gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?“ Er hat sich schon gehabt ausgespekuliert, was er sich soll wünschen. Da hat er sich gewünscht zwölf Rutschertutschen, zwölf Paar Pferde, zwölf Frauen, und eine jede Frau soll solch eine Tazze in der Hand haben. Auf der Elften Rutsche sollen zwei Frauen sitzen und auf der zwölften Rutsche, daß er soll allein sitzen. Das hat nicht lange gedauert, abends hat er gerieben, und in der Früh war alles vorbereitet, waren schon die zwölf Rutschen, die zwölf Paar Pferde, die zwölf Frauen da und jede hat gehabt so eine Tazze in der Hand. No, dann, wie das alles fertig war, hat er sich hineingesetzt in die erste Rutsche, und die andern sind nach. Dort war schon in der Burg der Posten, daß er kommt, und hat alles schon aufgemacht, und er ist hineingefahren. Der König hat die Tazzen übernommen und hat ihm auch schon seine Tochter übergeben, und es war auch gleich die Hochzeit.

Da haben sie gelebt a Zeit. Auf einmal sagt er zum Schwiegervater, zum König, er soll mit dem Nachbarn einen Krieg anstellen. Der Schwiegervater hat ihm gesagt: „Ja, mein Kind, wir sind zu schwach, wir können gar keinen Krieg machen, wir möchten alles verlieren!“ Da hat er gesagt, er soll sich nicht fürchten, er soll nur den Krieg ansagen, und es hat wiederum gesagt der Schwiegervater: „Nein, wir können nicht, wir sind zu schwach!“ Da hat er gesagt, wenn sie sind zu schwach, dann wird er allein gehen und wird allein Krieg führen, und so hat sich dann der Schwiegervater eingestimmt auf das. Man hat ihm alles gerichtet, daß er allein geht, und es ist auch gewesen bestimmt der Tag, die Stunde, wo er wird losgehen. Er hat sich lassen ein Pferd satteln und zwei Säbel, auf jede Seiten einen, und so ist er abgereist von der Stadt. Wie er ist auf das Feld kommen, die Lampe hat er bei sich gehabt und auch den Ring, wie er schon in die Not ist gekommen, wo der Feind war, da hat er gerieben über die Lampe. Sind die zwölf Geister über ihn gekommen: „Mein junger Herr, was wünschen sie?“ Er wünscht, ob er nicht das ganze Militär, was auf ihn warten tut, es nicht könnte erobern. Da haben sie ihm gesagt: „O ja, mein junger Herr, was sie sich wünschen, das werden wir ihnen können tun!“, und er ist schon drauf losgeritten. Der Feind hat auch nicht viel Militär aufgestellt, weil sie haben gewußt, daß nur ein Mensch kommt, da brauchen sie nicht so viel Militär. Wie er ist in die Nähe gekommen, hat er die zwei Säbel gezogen und wie er ist geritten und hat gefechtet, so sind die Soldaten alle hingefallen, weil die Geister sind vor ihm geritten und haben gespießen Feuer herunter, und die Soldaten sind alle gewesen tot.

No, dann hat er alles erobert, da hat ihn der Schwiegervater gleich zum Kronprinzen gemacht, durch das, weil er hat so ein großes Stück Land erobert. No, dann haben sie gelebt mitsammen im Königreiche lange Zeit. Einmal sagt der Schwiegervater zum Schwiegersohn: „No, die Burg ist zu klein für uns zwei, wir werden eine größere bauen. Dort ist ein Platz, dort möcht es gut sein, wo wir eine frische Burg bauen!“ Dann hat der Schwiegersohn gesagt: „Bis wann wird die Burg fertig sein?“ Der Schwiegervater hat gesagt: daß sie die Burg haben 50 Jahre gebaut und war noch nicht fertig, und es wird noch längere Zeit dauern, bis die neue Burg wird fertig sein, weil sie soll sein noch viel größer. Drauf sagt der

Schwiegersohn: „Lieber Schwiegervater, ich hab bis morgen früh noch tausend Mal eine schönere fertig, nicht aber noch bis fünfzig Jahre!“ Da hat der Schwiegervater gesagt, das kann nicht möglich sein, der Schwiegersohn aber hat gemeint, er wird es ja morgen sehen.

So sind sie gegangen schlafen, aber der Schwiegersohn ist weg und hat die Lampe genommen, hat gerieben über die Lampen. Dann sind die zwölf Geister gekommen geloffen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie sich?“ Hat er gesagt, er möchte sich wünschen eine Burg, tausend Mal schöner als der König hat, und auf dem Platz, was dafür bestimmt war. Haben die Geister gesagt: „Ja, mein junger Herr, das werden wir ihnen tun!“ und dann ist er schlafen gegangen. In der Früh ist er zeitlich aufgewacht und ist gegangen schauen, ob schon das Haus steht, und richtig hat schon das Haus gestanden auf dem Platz. Er ist gleich herunter, hat sich angezogen, und wie er ist herunter gekommen zum Tor, haben sämtliche Schlüssel gesteckt. Er hat aufgemacht und ist gleich gegangen alles anschauen, und wie er alles hat gesehen, da hat er alles abgesperrt, die Schlüssel zu sich genommen und ist zurückgegangen in sein Zimmer, aber schlafen ist er nicht mehr gegangen. Hat gewartet, bis der Schwiegervater schon bald wird aufstehn, vor Freude. Wie er hat gehört, daß er schon auf ist, ist er gleich hingeloffen und hat sagt, er soll schauen das neue Haus. Dann hat der Schwiegervater gesagt: das ist nicht möglich, das ist nicht wahr, was er ihm sagt. Drauf hat er gesagt: „Ja, ja, ja, es ist fertig!“, er soll nur kommen schauen! „Es ist nicht möglich!“ „Wenigstens kommen sie zum Fenster schauen, ein bißl herauschauen!“ Da ist er doch bis zum Fenster hingegangen und hat gesehen, daß richtig das Haus fertig war. So hat er sich schnell angezogen und dann ist der Schwiegersohn mitgegangen und sie haben alles angeschaut. Der hat schon gewußt, was alles drinnen ist, und der Schwiegervater war voller Freude, was er sich alles hat können zeigen lassen. Dann ist der Junge gleich gegangen dorthin wohnen, der Kronprinz, und der Schwiegervater ist im alten Schloß geblieben. Wie er schon dort wohnt, hat er sich gedenkt, jetzt wird er sich ein Zimmer auswählen für die Lampe, die alte, schwarze Lampe, und hat sie nicht mehr bei sich herumgetragen. Dann haben sie lange noch gewohnt drinnen.

Einmal hat der alte Drache das gehört, daß dort und dort einer ist so reich geworden und hat können bekommen die Königsstochter zur Frau. Er hat sich gedenkt: wer weiß, ist das nicht der Spießbub, was er hat dort hineingelassen in das Loch, und was ist nicht mehr zu ihm herausgekommen. Da ist der alte Drache gegangen bis zu der Stadt dorthin und hat alles ausgefragt, und ist in ein Lampengeschäft hineingegangen, und hat Lampen gekauft, viele neue. Wie er die Lampen hat gehabt, ist er hingegangen zu dem Haus und hat geschrien: „Wer will neue Lampen für alte, wer will neue Lampen für alte!“ Der Kronprinz war gerade nicht zu Haus, wie er ist dorthin. Er ist ums Haus rumgegangen und hat gerufen, er gibt neue Lampen für alte. Die Frau hat schon gehabt die Lampe gesehen, weil sie alle Zimmer ist gegangen anschauen. So hat sie gewußt, daß dort ist eine alte Lampe, und der hat immer um das Haus herum

gerufen, er gibt neue Lampen um alte. Ihr ist das in Sinn gekommen und hat der Köchin gesagt, sie soll runter gehen, sie hat eine alte Lampe, sie wird sie ihm geben, daß er aufhört zu schreien. Und ist gangen in das Zimmer, hat die Lampe runtergenommen, und hat sie rausgebracht. Wie er hat gesehen die Lampe, war er voller Freude und hat ihr dann die schönste Lampe gegeben für die alte. Wie er die hat gehabt, ist er gleich fort und hat nicht mehr nichts geschrien: um alte Lampen gibt er neue, und sie haben ihn auch nicht mehr gesehen dort mit die Lampen.

Abends, wie der Kronprinz ist nach Haus kommen, hat ihm schon die Frau erzählt, was für eine schöne Lampe sie für die abgerauchte alte bekommen hat. Er hat sie gleich auf den Kopf geschlagen: „Schau, was hast du gemacht!“ und ist umgekehrt, und nicht mehr in das Haus hinein, und ist fortgegangen, auch nicht mehr in der Stadt geblieben. Er ist von Dorf zu Dorf gegangen und in einem Dorf hat er übernachtet. In der Früh stehen sie auf, in der Stadt, war kein Haus, keine Bedienung, keine Frau nicht mehr da, der Platz war so wie früher. Jetzt hat der König nachgefragt, weil sie haben gehört, daß er weg ist, der Kronprinz, ob sie nicht wissen, wo er ist. Sie haben gesagt, dort und dort, und daß er auch übernachtet hat da, so haben sie ihn aufgefunden, gefangt und gleich zum König gebracht. Da hat der König gesagt, wenn seine Tochter ist umkommt, so muß auch er umkommen. So hat er ihn verurteilt zum Galgen, hat ihn gleich lassen einsperren. Wie sie ihn schon haben wollen zum Galgen führen, da hat er gebittet, sie sollen ihm wenigstens noch vierundzwanzig Stunden frei geben, und wenn die vierundzwanzig Stunden werden rum sein, wird er selbst her kommen und dann sollen sie ihn aufhängen. Da hat ihm der König auch erlaubt das, dann haben sie ihn freigelassen und er ist weggegangen.

Er ist gegangen in eine Apotheke und hat sich gekauft Schlastrunk. Wie er das hat gehabt, ist er hinaus aufs Feld. Wie er am Feld war, da hat er gerieben über den Ring, drauf sind die sechs Geister zu ihm gekommen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?“ und er hat gesagt, er wünscht sich das Haus wiederum zurück auf den Platz, wo es hat gestanden. Da haben sie ihm gesagt: „O nein, das können wir nicht, wir sind zu schwach dazu!“ Dann hat er gesagt: ob sie ihn dorthin möchten bringen können, wo seine Frau ist. Da haben sie gesagt: ja, ihn können sie hin, aber das Haus nicht mehr zurück. Drauf haben sie ihn gepackt und sind gleich weg, es hat sich die Erde zerteilt, und sie sind in das Loch hinein, dort war alles, das Haus, die Frau, die Bedienung und alles war drinnen. Damals war grad der alte Drach nicht zu Haus, der war draußen. So ist er halt hinein und er ist gleich zu seiner Frau gegangen, und wie sie ihn hat gesehen, hat sie gleich angefangen zu weinen. Sie hat ihn gesagt: wo er ist hingekommen und daß jetzt der Alte will, daß sie ihn soll die Frau sein, und muß sein, und sie kann ihn nicht anschauen, den Drachen. Da hat er ihr gesagt: sie soll jetzt schnell in zwei Glas Wein eingießen, und hat genommen den Schlastrunk, und hat ihr gegeben, sie soll sich gut merken, in welches Glas sie das hinein-

gießt, und das Glas soll sie dann dem Drach geben. Ihn aber soll sie in den Kasten einsperren, derweil.

Also dann ist der Drach gekommen, und sie ist ihm gleich entgegengekommen und hat ihn gepackt, geküßt und hat ihn gesagt: no, von jetzt ab wird sie schon sein seine Frau und sie werden gut leben zusammen. Er war darüber sehr froh, und sie hat ihn genommen bei der Hand und ist hingegangen zu die zwei Gläser, und hat gesagt: „Also, jetzt werden wir lustig sein“, und wer von ihnen früher das Glas wird haben ausgetrunken. Jetzt hat er genommen sein Glas und jetzt hat sie genommen ihr Glas und haben ausgetrunken alle zwei. Wie das war ausgetrunken, ist er gleich am Rücken gefallen, und sie ist hingelassen zum Kasten und hat aufgesperrt, wo er eingesperrt war, ihr Mann im Kasten. Er ist herausgekommen und ist hingegangen, hat den Säbel gezogen und hat dem Drach gleich den Kopf heruntergehauen. Er hat ihm den Rock aufgemacht, dort hat er die Lampe drinnen gehabt, und hat sie rausgenommen und zu sich genommen. Dann hat er ihm herausgenommen die Zunge und hat sie auf neun Hötter (= Hutweiden) zertragen, auf jeden ein Stückl, und ihn hat er lassen begraben.

Danach hat er gleich gerieben auf der Lampe und sind die zwölf Geister gekommen und haben wieder gesagt: „Mein junger Herr, was wünschen sie?“ No, jetzt hat er wieder gewünscht, das Haus soll dort stehen, wo es ist gestanden. Sie haben gesagt: „Ja, mein junger Herr, was sie wünschen werden wir tun!“ und bei der Nacht ist das wiederum zurückgegangen auf den alten Platz. In der Früh sind sie aufgestanden in der Stadt, sehen — ah, das Haus steht schon wiederum wie früher. Da ist er hingegangen zum König und ist auf die Knie gefallen und hat gebittet ihn, er soll ihm das alles verzeihen, und dann haben sie dem König das alles erzählt, was ist gewesen mit der Lampe und dem Drach. Das hat der König verziehen, und weil der Drach ist tot gewesen, haben sie glücklich gelebt bis an ihr Ende und haben keine Not mehr gehabt¹⁾.

Die Bräuche und der Aberglaube bei dem Bau eines Hauses in Karpathenrußland

Von Petr Bogathreb

Die mit dem Bau eines Hauses verbundenen Bräuche und der Aberglaube wurden von mir im Dorfe Horincevo (früher Gau Marmaros) am 11. Jänner 1930 von zwei Personen, von einem schriftkundigen 56 bis 57jährigen Bauern, Kanjufa Miter, und vom schriftkundigen Richter des Dorfes M. Bobyk mit Spitznamen Kusnir aufgezeichnet. Ich führe zuerst die Mitteilungen von Kanjufa an und bringe dann als Ergänzung die Mitteilungen vom Dorfrichter Bobyk.

¹⁾ Zur arabischen Erzählung von Aladdins Wunderlampe vgl. die Stt. bei Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, II. Bd., S. 547ff. Vgl. ebd. S. 205f.

Bei der Befragung dieser zwei Bauern benützte ich ein Programm, das dem Artikel von Djudmyla Ševčenko: Zvyčaji, zvjazani z zakladynami budivli beigegeben worden ist. Außerdem ergänzte ich mein Material mit Aussagen über die Bräuche beim Bau eines Hauses, die ich i. J. 1923 in Karpathenrußland von den angeführten Personen aufzeichnete: von dem Priester Bačinstij des Dorfes Ljuta (im früheren Ungvarer Gau), der im Dorfe geboren wurde und von dem Lehrer des Dorfes Bžska und dem Lehrer Boň, der i. J. 1923 in Hušt wohnte, aber bis dahin in vielen Dörfern Karpathenrußlands unterrichtete, so daß ich seine Aussagen nicht auf Hušt allein bezogen wissen will.

Anmerungsweise führe ich noch die Aussagen über die Bräuche in der Slowakei an, die ich Ende Dezember 1929 im Dorfe Važec von einem Bauer aufzeichnete. Die Quelle ist immer vermerkt.

In den Anmerkungen zitiere ich die letzten Arbeiten und Materialien, die sich auf die von mir behandelten Fragen beziehen. Leider waren mir zwei Arbeiten von den ostslawischen Bräuchen bei dem Bau eines Hauses unzugänglich: „Verchne-Volzskaja etnologičeskaja ekspedicija“, 1926, S. 65—66, 13 und Seržputovſki: Prymchi i zabony belarusav paljašukov: Mensk. Belaruskaja Akademiija Navuk. (Vorzeichen und Aberglauben der Polesje — Weißrußen.) 8°, VII + 276.

Ich beginne mit den Aussagen Ranjutas.

Man nimmt etwas Erde vom Platze, auf dem das Haus gebaut werden soll, und bringt es zu einer Wahrfagerin (prujma). Diese gießt geschmolzenes Wachs in das Wasser und sucht auf diese Weise zu erfahren, ob die Wahl des Platzes richtig sei¹). Denn es ist wichtig zu wissen, ob der Platz, auf welchem das Haus erbaut werden soll, „gut“ ist, denn die bösen Menschen verunreinigen den Platz, auf welchem das neue Haus stehen soll²).

Im allgemeinen darf man das Haus an einer Stelle erbauen, wo früher das Haus eines anderen stand.

Auf einem Wege baut man kein Haus, weil auf einem Wege auch jedes unreine Wesen geht³).

Man darf das Haus auch nicht auf einer Stelle erbauen, wo früher ein oboroh⁴) stand.

Es ist besser, das Haus auf einem Boden zu bauen, welcher schon geackert war. Als Ranjuta sein Haus erbauen sollte, baute er erst Hafer an, weil der Boden noch nicht geackert war. Er hat aber diesen Hafer nicht geerntet.

¹) Vgl. Djudmyla Ševčenko: Zvyčaji, zvjazani z zakladynami budivli. Per-visne Hromadžanstvo ta joho perežytky na Ukrajinі. Naukovyj ščoričnyk. Vyp. 1 i 2. 1926. S. 88—89; Dmitrij Zelenin. Ruſsiſche (Oſtſlawiſche) Volkſtunde. Berlin und Leipzig. 1927. S. 287; Jan Staņiſław Bžſtron. Studya nad zwyczajami ludowymi. 1. Zakładziny domów. Rozprawy Akademii Umiejętności. Wydział Hystoryczno-filozoficzny. Serya II. Tom XXXV. (Ogólnego zbioru tom 60.) W Krakowie. 1917 S. 4—5.

²) Vgl. Bžſtron. S. 2—3.

³) Vgl. Ševčenko. S. 88; Zelenin. S. 287; Bžſtron. S. 3.

⁴) Eine Art gedeckter Schöber.

Man darf ein Haus nicht an einer Stelle erbauen, wo früher ein Friedhof stand.

In einem Dorfe starben in einem Hause Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Im Hause trieben von nun an Gespenster ihr Unwesen. Deshalb verließen auch die Besitzer das Haus und niemand will seither den Platz kaufen⁶⁾.

Das Bauholz von einem Hause, in welchem ein großes Unglück geschehen ist, wird nicht mehr als Bauholz verwendet, sondern es wird nur, wenn das Haus abgerissen wird, als Heizholz verkauft.

Wenn an einer Stelle, wo man ein Haus bauen will, ein Baum steht, so soll man diesen Baum mit seinen Wurzeln ausroden, denn ein Mensch will dort wohnen und Wurzel schlagen, darum dürfen dort keine Baumwurzeln sein⁶⁾.

Das Haus darf man zu beliebigen Jahreszeiten bauen: im Winter, im Sommer, im Frühling und im Herbst.

Mit den Bauarbeiten soll man in einer Morgenstunde beginnen.

Man darf die Bauarbeiten an einem Montag, Dienstag, Mittwoch, sogar am Donnerstag anfangen, nicht aber an einem Freitag oder Samstag, also am Ende einer Woche⁷⁾.

Als Bauholz nimmt man bloß jene Bäume, die beim Holzfällen auf die Erde niederfielen; falls ein gefällter Baum auf einen anderen Baum niederfiel, wird er nicht als Bauholz verwendet⁸⁾. Ein vom Blitz gefällter Baum wird auch nicht für den Bau verwendet⁹⁾.

Am Anfang der Bauarbeiten wird in zwei Ecken des Bauplatzes Geld gelegt, Silber- oder irgendein „blankes“ Geld. Das Geld wird in die Ecken vom „gazda“, vom Hausherrn also, selbst gelegt.

Bobyt (der Dorfrichter) hat über diesen Brauch folgendes erzählt: Man legt in die Erde, etwa in die Mitte des Platzes, wo das neue Haus erbaut werden soll, ein aus Holz gefertigtes Kreuz¹⁰⁾; dann wird eine Krone, eine Münze, in vier Teile geschnitten und man legt in jede Ecke eins von diesen vier Stücken¹¹⁾. (Bobyt.)

Man besprengt den Platz, auf dem das Haus erbaut werden soll, mit Weihwasser¹²⁾. In jede Ecke des zukünftigen Hauses legt man Münzen und in die Mitte des Hausplatzes ein Kreuz. (Boñ.)

⁶⁾ Vgl. Steban Lanović. Srpski narodni običaji u Djevdjelijskoj kazi. Srpski etnografski zbornik izdaje Srpska Kraljevska Akademija. Knjiga XL. II od. Život i običaji narodni. K. 16. Beograd-Zemun. 1927. S. 295; Pierre Bogatyrev. Actes magiques, rites et croyances en Russie Subcarpathique. Travaux publiés par l'Institut d'études slaves. — XI. Paris. 1929. S. 132.

⁷⁾ Vgl. Lanović. S. 295.

⁸⁾ Vgl. Sebčenko S. 89; Bystroń. S. 2.

⁹⁾ Vgl. Federowsti M. Lud białoruski na Rusi litewskiej. Kraków. 1897. I. 358.

¹⁰⁾ Vgl. Sebčenko. S. 89; Kolberg. Poznańskie. VII. S. 124.

¹¹⁾ Vgl. Sebčenko. S. 89; P. Bogatyrev. S. 50; Bystroń. S. 17—18.

¹²⁾ Vgl. in der Slowakei (Važec). Der Besitzer dieses Hauses legt Geld unter den Grundstein, das die Maurer nehmen und vertrinken. Vgl. auch Sebčenko. S. 89 bis 90; Zelenin. S. 288; Lanović. S. 295.

¹²⁾ Bystroń. S. 17.

Wenn das Haus fertig geworden ist, hängt man oben auf den Bau ein rotes Tuch aus und legt 5 Kronen dazu. Das Geld nimmt der Zimmermeister. Man pflegt auch ein rotes Tuch aus dem Fenster zu hängen, wenn im Hause ein Kind geboren wurde. Im letzteren Falle tut man das, um den bösen Blick zu entkräftigen. Beim Hausbau wird aber das rote Tuch nicht deswegen ausgehängt¹³⁾. (Ranjuka.)

Wenn man mit dem Aufstellen des Hausdaches beginnt, so stellt man auch ein „grünes“ Bäumchen auf und trinkt darauf, daß das Haus unter Dach ist. (Dorf Byšta.)

Auf den Dachstuhl stellt man eine Fahne und ein Lannenbäumchen oder irgend ein grünes Bäumchen auf. (Boň.)

In einem neuerbauten Hause läßt man eine Katze und einen Hahn zurück. Diese Tiere dürfen dann vom Hausherrn nicht verkauft werden und leben somit bei ihm bis zu ihrem Tode. (Ranjuka.)

Man sperrt in ein Haus für eine Nacht eine Katze und einen Hahn ein, am besten schwarze, weil die „Schwarzen die besten sind“. Falls es keine schwarzen gibt, nimmt man die Tiere in beliebiger Farbe. „Man darf diesen Hahn weder schlachten noch verkaufen“. „Bei mir“, erzählte der Dorfrichter, „lebte so ein Hahn vier Jahre lang, dann wurde er mir gestohlen.“ Der Hahn und die Katze werden eingesperrt, damit das „Unreine“ im Hause an ihnen haften bleibt. (Bobyk.)

Durch das Fenster des neuen Hauses läßt man einen schwarzen Hahn und eine schwarze Katze (eine nichtschwarze Katze ist zwar auch gestattet, die schwarze ist aber besser) in das Haus hinein. Der Hahn darf nicht geschlachtet werden. (Priester Bačinskij.)

Beim ersten Betreten des Hauses wirft man einen Hahn hinein — nach dem Volksglauben muß der erste Mensch im neuen Hause sterben —, dieser Hahn darf nicht geschlachtet und nicht verkauft werden¹⁴⁾. (Boň.)

¹³⁾ Vgl. in der Slowakei (Važec). Wenn das Haus fertig gebaut ist, stellen sie ein Bäumchen darauf und auf das Bäumchen hängen sie ein Tuch auf. Vgl. auch Sedčenko. S. 90; Zelenin. S. 288; Bystron. S. 15—16.

¹⁴⁾ Vgl. die Beschreibung einer ähnlichen Handlung in einem anderen Dorf Karpathenrußlands im Artikel von P. Světlík: Narodně pověry, vorožki, primovki i obyčaje sela Imstičeva, — Bez. Verchovina. — „Podkarpatska Ruś“ Roč. VI, č. 6. Užhorod. Junij 1929. S. 146:

Wenn das neue Haus fertig und eingerichtet ist, so daß man es beziehen kann, läßt man in der ersten Nacht einen Hahn im Haus, damit er dort übernachtet. Er erlöst vom nahen Tod und wenn ihm während der ersten Nacht nichts geschah, so kann man das Haus ruhig beziehen, weil es dort kein unreines Wesen gibt. Den Hahn darf man nicht schlachten, er muß selbst zugrunde gehen. Geschah aber etwas mit dem Hahn, daß dieser während der Nacht verschwand, so zeigt das, daß das Haus unglücklich ist. Wenn jemand den Wunsch hat, daß im neuen Hause nur Zwist in der Familie herrsche, so wird ein Hund und eine Katze in einen Sack gebunden und durch ein Fenster in das Haus gesteckt, wobei man sagt: „Es möge unter Euch kein Frieden und keine Liebe herrschen, wie sie unter Hunden und Katzen auch nicht ist.“ Vgl. mit dem letzten Satze eine großrussische Liebes-entzauberung. Wenn man vom Hunde und von der Katze Haare nimmt, spricht man folgende Zauberformel dabei: „... Wenn Katze und Hund zusammenkommen, so schlagen sie sich, daselbe geschieht, wenn ein Gottesflabe und eine Gottesflavin zusammentreffen, sie prügeln und schlagen sich gleichfalls...“ (Mansikka. Zagovory

Beim Umzug in das neue Haus trägt der erste, der das Haus betritt, einen warmen Brotlaib¹⁵⁾. Der Hausherr richtet es so ein, daß ein Fremder das Haus als Erster betritt, damit der Hausherr nicht selbst nach dem Umzuge sterbe; falls aber kein anderer Mensch das Haus als erster zu betreten bereit ist, muß der Hausherr selbst der erste sein¹⁶⁾.

Um das Haus einzuweihen, wird ein Priester eingeladen¹⁷⁾. Nach der Weihe wird ein Mahl veranstaltet, zu welchem „die Witwen und die Armen“ eingeladen werden¹⁸⁾. (Kanjuka.)

Wenn der Hausherr Geld hat, so läßt er sich einen Priester kommen, der ihm das Haus einweihet, hat er aber kein Geld, so beneht er das Haus selbst mit dem Weihwasser. (Bobyt.)

Die Reichen laden zum Einweihen des Hauses einen Priester ein, was den Armen aber nicht gut möglich ist. (Boň.)

Kleine Mitteilungen

Die weibliche Volkstracht in der Wischauer Sprachinsel¹⁾

Die Frauen tragen hohe oder niedere Schuhe aus schwarzem Samt oder Tuch, die mit hellblauen Bände (Reinesch) gefnüpft sind, orangegelbe Strümpfe, zwei bis drei Unterröcke aus weißer, gestärkter Leinwand, einen Oberrock aus rotem, gemustertem oder dunklem Stoffe; zum Kirchgang sind die Oberrocke aus schwarzer, glänzender Leinwand. Wochentags tragen sie breite Schürzen aus blauem Stoff oder schwarzem Cloth, die besseren Schürzen sind aus schwarzer Leinwand genäht. Die Schürzengürtel und Schürzenbänder werden mit farbiger Wolle gestickt. Um den Hals liegt eine hohe gehäkelte oder gestickte Halskrause (Tagl), die an einem „Niederl“ angenäht ist. Über dasselbe kommt ein rot- oder mehrfarbiges „Janferl“, das vorn durch „Reineschbänder“ zusammengehalten ist. Diese „Halsl“ tragen nur erwachsene „Dirndeln“, während die Schulmädchen die Ränder des Janferl übereinandergeknüpft tragen. Die Kopfbedeckung ist ein rotes oder schwarzes Tuch (Udvent, Fasten, Trauer), das um den Kopf geschlungen oder rückwärts gebunden ist. Bei schlechter Witterung werden Lederstühle getragen und eine gewöhnliche schwarze Jacke aus Tuch. Im Winter vervollständigt ein mit Schaf-

Pudožskago uěžda Oloneckoj gubernii. Sbornik filologický. Vydává III. tr. České Akademie věd a umění Sv. VIII. č. I. V Praze 1926. S. 222. Nr. 179. Vgl. auch Nr. 180 und 182.) Vgl. in der Slowakei (Bažec). Diesen Brauch machten früher alle mit, jetzt aber nur einige. Aus Angst, daß der die erste Nacht im neuen Hause Schlafende sterbe, sperren sie einen Hund und eine Rahe die ganze Nacht über ein. Vgl. auch Jelenin S. 287 und 288; Bystroň. S. 6—7, 9, 11—12.

¹⁵⁾ Vgl. in Smiččeva: An dem Tag, an dem man das fertiggestellte Haus wirklich beziehen will, muß man von vornherein ein Brot, Kerzen und Münzen in die Mitte des gedeckten Tisches aufstellen. Das Brot bedeutet, es möge nie daran im Hause fehlen, die brennende Kerze bedeutet die Aufklärung im Hause und die Münzen, sie mögen im Hause immer anzutreffen sein. „Podkarpatska Rus“ Roč. VI. č. 6. S. 146. Vgl. auch Sevdenco S. 92; Jelenin. S. 288; Bystroň S. 22—23; Tanović. S. 300.

¹⁶⁾ Vgl. Bystroň. S. 6.

¹⁷⁾ Vgl. Sevdenco. S. 90—91 und 92; Bystroň. S. 16; Tanović. S. 300.

¹⁸⁾ Vgl. in der Slowakei (Bažec). Wenn das Haus fertig dasteht, laden sie — damit das Haus auch glücklich sei — ihre Bekannten, Freunde und Verwandten ein und bewirten sie mit einer ganz gewöhnlichen Mahlzeit. Vgl. auch Sevdenco S. 90; Bystroň. S. 19—20; Tanović. S. 301.

¹⁾ Vgl. die Abbildung im letzten Heft.

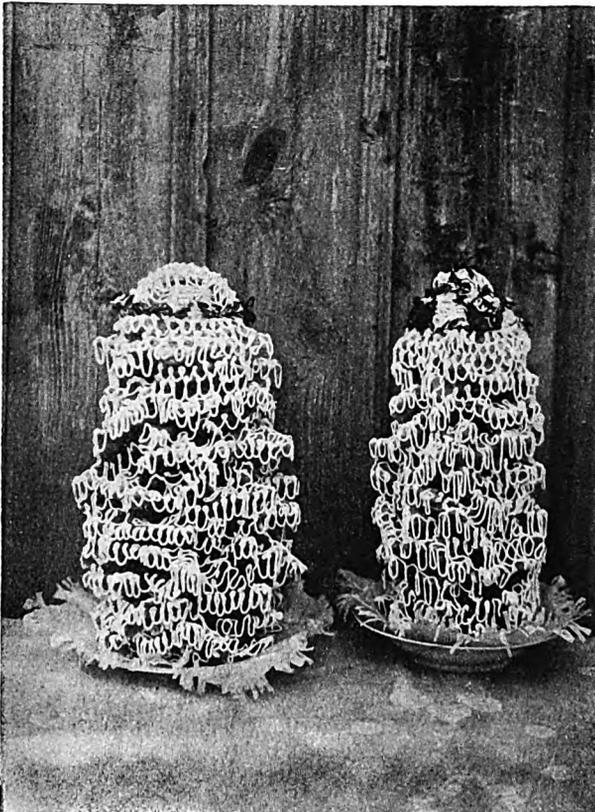
fell gefütterter Pelz, der ringsum verbrämt ist, die Kleidung. Außerdem nehmen die Frauen zum Kirchgange ein grünes Tuch um, das auch bei Regenwetter getragen wird. Die verheirateten Frauen und ledigen Mütter tragen unter dem Kopftuche eine Haube, deren viereckiger Rahmen sich rückwärts durch das Kopftuch abhebt. Die ledigen Mädchen haben im Zopfe ein prächtiges Band eingeflochten. Von rückwärts sind also Frauen und Mädchen wohl zu unterscheiden. Die Tracht ist ein ungeschriebenes Gesetz, dem sich alle fügen; Ausnehmungen dagegen kommen nicht vor. Frauen, die nach den Dörfern Gumbau und Tscheben heiraten, Mädchen, welche ins Studium zur Stadt müssen, legen die Tracht ab.

Siffowik.

Ernst Epler.

Der Prügelkrapfen

Das ist ein eigenartiges südmährisches Gebäck, das auf offenem Herde gebacken wird. Über einem Brunnengestell liegt eine Holzwelle, in die seitliche Stäbe eingesteckt sind. Die eingefettete Welle wird gedreht und der Teig wird langsam



längs der Welle daraufgegossen, so daß der Krapfen immer dicker wird. Nach dem Backen zieht man die Stäbchen heraus, auch die Welle wird entfernt. Ist der Krapfen ausgekühlt, wird er beießt und verzert.

Jglau-Znaim.

Jgnaz Göth.

Zum südböhmischen Volksglauben

(Umgebung von Kaplitz)

Daß der Landmann gegen das Überschreiten seines Kornfeldes im Herbst nichts einwendet, sagt die Redensart: Gehst dir einer im Herbst übers Kornfeld, so trage ihm ein Stück Brot nach; geht er dir im Frühling übers Kornfeld, so geh' ihm mit einem Stecken nach.

Daß auf einem ungedüngten Acker die Kartoffeln nicht gedeihen, sagt der Spruch: Wo sich keiner niederlegt, dort steht auch keiner auf.

Von einem Baume, der zum erstenmal Früchte trägt, soll diese eine schwangere Frau pflücken, damit der Baum auch ferner fruchtbar bleibe.

Schließlich noch ein Heilmittel: Ein Überbein auf der Hand ist zu vertreiben, indem man am Friedhof von einem frisch geöffneten Grabe einen Menschenknochen nimmt und damit das Überbein dreimal kreuzweise bestreicht. Der Knochen muß genau so hingelegt werden, wie er genommen wurde. Dabei darf nicht gesprochen werden und beim Fortgehen darf man sich nicht umschauen.

Gr a þ e n.

Augustin G a l f e.

Der erste deutsche Volkskundetag

Dieser fand unter zahlreicher Beteiligung vom 22. bis 24. September in Würzburg statt. Eingeleitet wurde er durch die Jahresversammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, dem derzeit 164 Vereine und wissenschaftliche Anstalten als Mitglieder angehören. Aus dem Bericht des Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. John Meier war ersichtlich, welchen gewaltigen Aufschwung die Arbeit des Verbandes und die deutsche volkskundliche Forschung nimmt. Von den Vorträgen des ersten Tages sind zu nennen: Prof. Dr. Lehmann, Der Wert der Flurkarten für volkskundliche Forschungen; Domkapitular Prälat Dr. Hindringer, Pferdesegnungen und Leonhardifahrten im Lichte der Religionsgeschichte; Pfarrer Lic. Dr. Jacoby, Die Zauberbücher vom Mittelalter bis zur Neuzeit, ihre Sammlung und Bearbeitung. Am gleichen Tage erfolgte eine Besichtigung der einzig-schönen Residenz unter der sachkundigen Führung des Konservators Dr. J. M. K i s, der am Festabend, nach einer einleitenden Rede John Meiers über die Aufgaben der deutschen Volkskunde einen prächtigen Lichtbildervortrag über „Fränkische Volkskunst“ hielt. Den zweiten Tag eröffneten sehr anregende und weiterweisende Vorträge von Prof. Dr. A. Helbock (Zur Frage der Ermittlung der Räume der Niederlassung und des mittelalterlichen Landesausbaues in Süddeutschland und den Sudetenländern) und von Dr. B. Schier (Kulturgeographie der Feuerstätten in den Sudeten- und Karpathenländern), zu welchen sich auch der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und Förderer des Atlas der deutschen Volkskunde, Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott, als Zuhörer eingefunden hatte. Weiter sprachen an diesem Tage Prof. Dr. Mikla (Das Schiff und die Volkskunde), Dr. F. Riers (Die Totenbretter in Bayern), Dr. M. Kumpf (Vergangenheitsvolkskunde und Gegenwartsvolkskunde) und Prof. Dr. Waehler, der sich in seinem Vortrag „Volkskunde oder soziologische Gegenwartskunde im Vorlesungsplan der Pädagogischen Akademien“ entschieden für die Volkskunde einsetzte. Der dritte Tag vereinigte die Leiter der Landesstellen des Atlas der deutschen Volkskunde bei wichtigen Beratungen, denen ein Vortrag des Leiters der Zentralstelle, Dr. F. Boehm, und ein ausführlicher Bericht J. Meiers über das Unternehmen voranging. Die nächste Tagung findet in zwei Jahren, wahrscheinlich in Innsbruck, statt, die übernächste wird sich an die Internationale Volkskundestellung 1934 in Bern anschließen.

Vorbildliche Sammelarbeit

Unser Mitarbeiter Alfred Karasfel hat im Juli d. J. in der Kremnitzer Sprachinsel gegen 700 Sagen aufgezeichnet, so daß seine handschriftliche Sammlung von deutschen Sagen aus der Slowakei und den Karpathenländern bereits

ungefähr 2500 Stück umfaßt. Außerdem vermehrte er seine früher gesammelten Volkschauspiele (Samson, Genoveva) um ein „Einsiedlerpiel“ mit Singweisen aus Johannesberg. Endlich zeichnete er mehrere Märchen auf. Diese und Märchen aus der Deutsch-Probener Sprachinsel, gesammelt von Lehrer Richard Zeisel in Zsche, werden in unserer Zeitschrift veröffentlicht.

Der zweite Volkstunftsongref

Die in unserem letzten Heft angekündigte Beteiligung der Tschechoslowakei und damit auch der Sudetendeutschen an dem Kongreß in Antwerpen mußte leider unterbleiben, da hierzu keine Mittel zur Verfügung gestellt wurden. Bei der Neuwahl der Hauptleitung in Antwerpen trat an die Stelle der Tschechoslowakei (Ludvik Ruba) Polen (Dr. Fischer, Professor der Semberger Universität).

Eugen Diederichs †

Im September ist der große Freund und Förderer der Volkskunde im 63. Lebensjahre gestorben. Im Verlage Eugen Diederichs in Jena hat die Volkskunde seit Jahren eine hervorragende Stelle eingenommen. Aus den zahlreichen Veröffentlichungen heben sich insbesondere die zwei großen Reihemwerke „Deutscher Sagenschatz“ und „Die Märchen der Weltliteratur“ heraus. Von sudetendeutschen Verfassern sind in dem Verlage erschienen: H. Wählik, Stilkel, der Robold des Böhmerwaldes; A. Wesselski, Angelo Polizianos Tagebuch; G. Jungbauer, Böhmerwaldsagen und Märchen aus Turkestan und Tibet.

Atlas der deutschen Volkskunde

Bis Ende September ist weit über ein Viertel der ausgefüllten Fragebogen eingelaufen. Eine schwere Störung und Schädigung erfuhr der Einlauf durch das Vorgehen der Prager Postdirektion, die im August eine diesbezügliche Eingabe der Arbeitsstelle dahin erludigte, daß die ausgefüllten Fragebogen nicht als „Geschäftspapiere“, sondern als „Briefe“ zu frankieren seien. Zu gleicher Zeit begann man beim Postamt 31 in Prag, bei dem die Sendungen einlaufen, alle Einkäufe als nicht genügend frankiert an die Absender zurückzuschicken, was eine nicht geringe Verwirrung und Unsicherheit hervorrief und viele Mitarbeiter veranlaßte, mit dem Absenden der ausgefüllten Fragebogen noch abzuwarten. Die Arbeitsstelle hat durch ein Rundschreiben in den Tageszeitungen alle Mitarbeiter ersucht, einstweilen den Mehrbetrag an Postgebühren, der ihnen sofort nach Einlauf der Sendung von der Arbeitsstelle ersetzt wird, zu tragen. Ferner hat sie beim Postamt 31 erwirkt, daß die einlaufenden Sendungen nicht mehr zurückgeschickt, sondern der Arbeitsstelle gegen Leistung des Strasportos übermittlelt werden. In dieser Angelegenheit wurden Schritte beim Postministerium unternommen, die den Erfolg hatten, daß die Sendungen von nun an als „Geschäftspapiere“ befördert werden. Bemerkenswert ist, daß die Bestimmungen über „Geschäftspapiere“, nach welchen sich die tschechoslowakische Post zu richten hat, fast gleichlautend sind mit denen in Österreich, Deutschland und anderen Ländern und daß in allen Ländern, in welchen die Aufnahmen zum Volkskundenatlas erfolgen, die ausgefüllten Fragebogen als „Geschäftspapiere“ angesehen werden.

Da der 2. Fragebogen vor der endgültigen Drucklegung durch die Leiter der Landesstellen noch einmal überprüft wird, wird er wahrscheinlich erst zu Beginn 1931 versandt werden. Er wird besser ausgestattet sein als der 1. Fragebogen und vor allem ein brauchbares Durchschlagpapier enthalten.

Un neuen Einkäufen sind vom 29. Juni bis 30. September zu verzeichnen:

Oberlehrer R. Rohan, Broitenbach; Postbeamter i. R. S. Korn, Schönficht; Lehrerin B. Göhl, Althattl; Beamter R. Haas, Prag (für Hartmann); Lehrer E. Bergmann, Witkowitz (Niesengebirge); Lehrer E. Wolf, Saubornitz; Beamter J. Reppsch, Maltschen; Archivalistent J. Frejina, Grazen (durch Vermittlung von J. Kloyber); Fachlehrer S. Erler, Vidherich; Oberlehrer R. Fra-

net, Seitendorf bei Neutitschein; Handelschülerin M. Kanstler, Söhle (durch
 Vermittlung von Prof. Dr. W. Wolf); Bürgerschuldirektor J. Farmer, Stadt
 Liebau; Lehrer W. Kuzula, Reichenau bei Mähr.-Tribau (für Hinter-Ehrndorf);
 Lehrer A. Gücklhorn, Prag (für Militau); Prof. Dr. R. Unger, Graslitz
 (durch Vermittlung von Gynn.-Direktor Dr. G. Treigler); Lehrerin J. Winter,
 Blasdorf; Lehrer E. Wiedermann, Polom; Oberlehrer A. Fischer, Wasser-
 suppen; Oberlehrer E. Kraus, Steingrün; Fachlehrer R. Kowalik, Freistadt;
 Oberlehrer J. Langer, Milbes; Oberlehrer G. Braun, Melmschloß; Oberlehrer
 G. Rudlos, Berg; Oberlehrer Th. Bartl, Döfchen; Lehrer A. Müller, Bibo-
 wis; Lehrer W. Richter, Himmlichs-Rybnai; Landwirt J. Koralka, Nedweis;
 Schulleiter G. Grill, Platten bei Friedberg; Oberlehrer R. Fuhrmann, Ober-
 Hillersdorf; Schulleiter A. Gorenz, Beznesgrün; Schulleiter A. Gökner,
 Hundsnursch; Oberlehrer A. Bertl, Duppau (mit Oberlehrer i. R. R. Kühn);
 Lehrerin M. Marz, Mogoizen; Landwirt J. Maschel, Holeischen; Oberlehrer
 W. Erhart, Auherzen; Lehrerin M. Wiesent, Franzensbad; Lehrer J. Boh-
 wasser, Luppelsgrün; Fachlehrer J. R. Kogler, Uch (für Schönbad); Lehr-
 körper der Volksschule Dangenau bei Haide; Fachlehrer A. Schicketanž,
 Raspenau; Oberlehrer E. Schloßhauer, Ullersdorf; Lehrer A. Weigel, Meedl;
 Oberlehrer i. R. R. Geldner, Seifersdorf; Oberlehrer A. Schlesinger,
 Spornhau; Oberlehrer J. Bender, Knieschitz; Bürgerschuldirektor i. R. W.
 Hanisch, Hofititz; Oberlehrer H. Brandl, Rothau; Lehrer J. A. St. Franz-
 thal-Allgersdorf; Schriftsteller R. Nidel, Lobnig; Lehrerin A. Böniš, Sedniz;
 Lehrer R. Kohleder, Groß-Gernosek; Lehrer J. Zabel, Kitzdorf; Oberlehrer
 R. Faltis, Qualitz; Lehrer R. Stonner, Bazdorf bei Braunau; Fachlehrer
 R. Gruber, Kopfhaupt; Schulleiter J. Goblirsch, Melmitz; Oberlehrer J.
 Weber, Nizhau; Oberlehrer A. Gruber, Sicz; Oberlehrer J. Walter,
 Dobraten; Oberlehrer J. Jahnel, Strašnitž; Oberlehrer i. R. J. Friedrich,
 Leichstätt; Oberlehrer W. Singe, Milešhau; Bürgerschuldirektor A. Walter,
 Klostergrab; Prof. Dr. J. J. Umlauf, Ruffig a. G. (für Spandorf); Landwirt
 J. Grubizer, Schiltorn; Lehrer J. Salzer, Weipert (für Sagau); Oberlehrer
 R. Nedwidel, Kofen; Lehrer L. Seidl, Reichenau bei Gablonz a. R.; Kauf-
 mann H. Rosenkranz, Humburg; Fachlehrer J. Bezdek, Reichenau bei
 Mähr.-Tribau; Oberlehrer A. Benesch, Kleinschjernitz; Oberlehrer S. N. hmann,
 Güntersdorf; Oberlehrer J. Schudał, Fratting; cand. med. H. Englisch,
 Mähr.-Kopendorf; Oberlehrer F. Start, Oberbrand; Lehrer H. Nürnberger,
 Sichtenstätt; Direktor i. R. A. Kahler, Prag (für Weckersdorf); Oberlehrer
 J. Kurzweil, Welomin; Lehrer H. Pfrogner, Zwodau; Lehramtszögling
 A. Kaser, Pfefferschlag; Lehrer A. Karwath, Wöb; Oberlehrer F. Böhmer,
 Wiesen bei Halbstadt; Oberlehrer L. Satke, Altstadt bei Wagstadt; Schulleiter J.
 Keininger, Paulus; Geometer J. Bradač, Winterberg; Lehrer A. Dimter,
 Schönau bei Braunau; Oberlehrer E. Krolow, Gillewühl; Lehrer G. Hanke,
 Brasdorf; Oberlehrer F. Babel, Dessendorf; Lehrer W. Stianžh, Schrittenz;
 Oberlehrer R. Heinekt, Groß-Stohl; Oberlehrer G. Tilšcher, Kornitz; Schul-
 leiter D. Steiner, Kriegsdorf; Lehrer B. Bauer, Sauerjad; Oberlehrer
 J. Dlouh, Deschne; Oberlehrer R. Just, Libochowan; Lehrer H. Meister,
 Mühlfraun; Oberlehrer A. E. Kohž, Unter-Heinzendorf; Schulleiter J.
 Schreiber, Grosse; Landwirt E. Seidl, Weiskast (durch Vermittlung der
 Direktion der Bürgerschule); Oberlehrer J. Schicketanž, Lobendau; Oberlehrer
 M. Grünwidl, Klein-Mohrau bei Mähr.-Altstadt; Oberlehrer J. Wasel,
 Friedrichswald im Adlergebirge; Lehrer F. Merl, Neunwaldorf (Slomakei); Ober-
 lehrer R. Siewald, Runnersdorf im Erzgebirge; Oberlehrer Ph. Lanzer,
 Schneiderschlag; Kaplan Dr. J. Friedrich, Heinrichsgrün; Oberlehrer J.
 Stopfer, Lohm; Uhrmacher A. Brosch, Eger (für Matersgrün); Lehrer
 E. Hieke, Kupferberg; Oberlehrer F. Pullek, Baumitz; Bezirksarzt Dr. A.
 Herrmann, Neurode; Lehrer A. Lohauer, Pilsstein; Oberlehrer A. Stui-
 ber, Eisenstratz; Lehrer W. Loischer, Pobitz; Oberlehrer W. Kasper, Rudels-
 dorf bei Landskron; Lehrer R. Meißner, Sichtenau; Oberlehrer A. John,

Weikersdorf; Oberlehrer F. Merl, Neudorf a. d. Biela; Fachlehrer L. Hoidn, Teplitz-Schönau (für Stubenbach); Staatslehrer L. Povážay, Hohen; Schulleiter J. Beran, Petchen; Oberlehrer J. Růba, Hermannseifen; Lehrer A. Polner, Ober-Mehemseifen (Slowakei); Schulleiter A. Saliger, Bettelsdorf (Slowakei); Bürgererschuldirektor R. Höß, Feldsberg; Oberlehrer F. Simon, Niegerschlag; Lehrer J. Ehinschmidt, Groß-Schlagendorf (Slowakei); Oberlehrer J. Pufanagl, Heiligentraub bei Plan; Oberlehrer F. Hanke, Schwabitz; Lehrkörper der Volksschule Göttersdorf; Lehrer A. Bauer, Klein-Grillowitz; Lehrer V. Arzt, Nitzl; Schulleiter J. Meißner, Arndorf bei Pennerzdorf in Schlesien; Oberlehrer O. Herdina, Tschentowitz; Oberlehrer R. Feld, Seidowitz; Oberlehrer J. Mikolajschek, Sporitz; stud. ev. theol. J. Gurka, Preßburg (für Bauschendorf, Slowakei); Oberlehrer i. R. J. Wittmann, Wildschütz; Oberlehrer O. Frömel, Hohenseibersdorf; Prof. Dr. R. Hadwisch, Karlsbad (für Reitendorf); Lehrer S. Zahorka, Hodowitz; Volksschuldirektor i. R. F. Werlein, Fischern; Oberlehrer J. Steinsdörfer, Böhmischdorf; Lehrer S. Nitsche, Bauschung (Karpathenrußland); Oberlehrer J. Dudycha, Alt-Vogelseifen; Lehrer J. Moder, Obrowitz; Schulleiter J. Wollner, Blaufuß (Slowakei); Oberlehrer F. Kopp, Schürerhof; Oberlehrer F. Jlg, Brenntenberg; Lehrer G. Rodinger, Dgfoldehaid; Oberlehrer F. Schent, Heingendorf bei Groß-Petersdorf; Fachlehrer A. Kohler, Schwag; Lehrer A. Mayer, Lubenz; Oberlehrer J. Rositschka, Sindenau; Kaufmann und Schriftsteller A. Hilgart, Teplitz-Schönau (für den Hausbauernhof bei Markt Eisenstein); Lehrerin A. Flamm, Deutsch-Kalup; Bürgererschuldirektor F. Prozel, Müglitz; Prof. Dr. V. Karell, Zettlitz; Fachlehrer A. Riedel, Tschirn; Oberlehrer O. Hoffmann, Giobau; Hochschüler A. Bang, Zeisau; Lehrer R. Schreiber, Pechbach; Fachlehrer A. Hiersche, Karbitz (durch Vermittlung von Realschuldirektor B. Rindermann, Müßig); Oberlehrer F. Jordan, Schönfeld in Westböhmen (mit dem Lehrkörper der Volksschule); Oberlehrer E. Kauer, Rudelsdorf bei Zäptau; Oberlehrer M. Weilschmidt, Thonbrunn; Lehrer E. Plawath, Klosterle a. d. Eger (durch Vermittlung von Direktor F. Viererbl); Schulleiter W. Seitz, Tschlowitz; Oberlehrer J. Widtmann, Kottifen; Oberlehrer R. Feil, Unter-Teschau; Oberlehrer i. R. J. Krenz, Liebotitz; Oberlehrer E. Seemann, Liebshausen; Oberlehrer L. Matzel, Grumberg; Lehrer O. Eschig, Groß-Herlitz (mit Oberlehrer B. Endlicher); Schulleiter R. Rudolf, Mladetzko; Ingenieur G. Stumpf, Neutitschein (mit Prof. M. Jünger); Schulleiter V. Böhm, Seelenz; Lehrerin M. Vongin, Klein-Umlowitz; Gbang, Lehrer J. Kenner, Eisdorf (Slowakei); Lehrer J. Wagner, Georgswalde; Lehrer J. Haase, Jungbuch; Oberlehrer F. Steffan, Halbstadt; Oberlehrer R. Franz, Alt-Rognitz; Oberlehrer A. Waidhas, Großsichdichfür; Schulleiter R. Hala, Gibian; Schulleiter O. Böhm, Neuthal; Lehrer E. Klein, Malthern (Slowakei); Oberlehrer P. Molyka, Warta a. d. Eger; Oberlehrer F. Wankler, Gurschdorf; Lehrer J. Beher, Heidenpitzsch; Oberlehrer F. Werani, Ziernetschlag; Schulleiter F. A. Weber, Pomnitzsch; Distriktsarzt Dr. S. Seidl, Wolframitz; Lehrer E. Wittner, Königswald bei Bodenbach; Fachlehrer F. Hala, Stadt Tuschlau; Oberlehrer F. Lohel, Schwarzwasser; Lehrer A. Howorka, Krasch; Fachlehrer R. Krumpholz, Oskau; Oberlehrer O. Raab, Ebersdorf; Oberlehrer G. Bikan, Kapellen; Fachlehrer J. Frodl, Dürnholz; Lehrer O. Wanschura, Krzeschitz; Oberlehrer A. Tölg, Nieder-Adersbach; Oberlehrer A. Fischer, Deutsch-Mattha; Lehrer W. Pilwouset, Elhoten; Oberlehrer R. Siegel, Gurschthal; Oberlehrer E. Böschl, Oberlichtbudeitz; Oberlehrer F. Gllinger, Hermannschlag; Gemeindefekretär F. Hiebsch, Tissa; Prof. Dr. J. Ling, Reichenberg (für Nieder-Chrenberg); Schulleiter J. Thumerner, Pawlowitz bei Josefsbütte; Oberlehrer E. Böhs, Mähr.-Mothmühl; Lehrer F. W. Dittlich, Weipert-Neugeschrei; Fachlehrer S. Rastl, Deutsch-Reichenau bei Friedberg; Oberlehrer J. Breuer, Engelsberg; Oberlehrer S. R. Seliger, Lupadel; Oberlehrer F. Handschig, Kauf; Lehrer R. Wolek, Stangendorf; Schulleiter S. Königbauer, Mhlitzthal; Oberlehrer Fr. Gregor, Stuben; Oberlehrer i. R. J. Leberl, Neumarkt bei

Laus; Oberlehrer P. Deibl, Bichtenstein; Oberlehrer G. Theinl, Zech; Prof. Dr. R. Göb, Banška Bystrica (für Schindwald); Fachlehrer E. Ritschel, Duz; Lehrer J. Schanta, Wernstadt; Schulleiter R. Gickisch, Stimmersdorf; Oberlehrer F. Ruffler, Ringenhain; Oberlehrer i. R. G. Jahne, Rumburg; Oberlehrer i. R. A. Senger, Sandau bei Böhm.-Geiße; Lehrer F. Piesche, Marfersdorf; Oberlehrer i. R. A. Runze, Großmergthal; Beamteungattin E. Vesl, Lauterwasser (durch Vermittlung von Frau E. Hofer); Oberlehrer J. Hampel, Dittersbach bei Halbstadt; Oberlehrerin R. Palk, Rudig; Oberlehrer F. D. Kurzweil, Trebnitz; Oberlehrer J. Mertlik, Oberprausnitz; Oberlehrer J. Pekal, Raile; Bürgerischullehrer E. Müller, Mähr.-Kothwasser; Oberlehrer J. Weiser, Friedrichsdorf; Lehrerin G. Hoffmann, Winkelsdorf (mit Forstadjunkt W. Kollth); Lehrer J. König, Ebersdorf; Fachlehrer J. Ritsche, Freiwaldau; Schulleiter J. Fritsch, Ritschel; Schulleiter J. Hofbauer, Buchen; Pfarrer L. Brba, Alt-Petroin; Oberlehrer G. Fischer, Mostowitz (mit Lehrer G. Kotscha); Lehrer R. Storch, Mürchan; Lehrer J. Krombholz, Trebeschitz; Oberlehrer F. Strala, Pawlowitz bei Neugarten; Oberlandesgerichtskrat i. R. J. Seidler, Hof; Lehrer W. Willischer, Bautsch; Prof. J. Protsch, Troppau (für Simmersdorf); Lehrer F. Sattler, Groß-Zmetsch; Schulleiter E. Strunz, Scheureck; Oberlehrer J. Werner, Wolfsgrub; gymn. abit. D. Cipin, Hörtz; Bürgerschuldirektor R. Gaier, Wallern; Beamter R. Spitzenberger, Prag, (für Deutsch-Reichenau bei Friedberg); Oberlehrer J. Fleischmann, Schüttarschen; Oberlehrer R. Uchatius, Zebau; Oberlehrer F. Kubbach, Donawitz; Lehrer R. Scheit, Köstelwald (durch Vermittlung von Oberlehrer A. Müller); Oberlehrer J. Reihig, Christoffhammer; Landwirt W. Müller, Lohau; Lehrer A. Ulrich, Rosendorf; Oberlehrer i. R. A. Wiechowitsch, Niemes (mit Sekretär i. R. J. Tille); Oberlehrer J. Anders, Bad Biebramda; Lehrerin A. Marx, Lühau; Schulleiter G. Futtera, Alt-Kalken; Schulleiter R. Tiez, Zbier; Pensionist W. Preihaler, Reichenau bei Gablonz a. N.; Lehrer J. Pfeifer, Dörfel; Oberlehrer J. Röltscher, Unter-Polaun; Schulleiter J. Bensch, Hadersdorf; Oberlehrer R. Fleischer, Johnsdorf bei Braunau; Lehrer A. Jenisch, Langenlutsch; Oberlehrer W. Beith, Raase; Oberlehrer A. Fiala, Pohl; Oberlehrer W. Richter, Groß-Petersdorf; Schulleiter R. Pittsch, Grottsch; Lehrer Dr. F. Gallistl, Ottau; Zollamts-Oberinspektor i. R. A. Müller, Stannern (durch Vermittlung von Oberlehrer A. Fider); Schulleiter J. Zettl, Zuggers; Lehrer L. Furch, Tracht; Tischler R. Göllner, Gimödel an der Göllnitz (Slowakei); röm.-kath. Pfarrer Dr. J. Zeisel, Sajdel (Slowakei); Lehrer R. Bauer, Hödnitz; cand. jur. D. Gallistl, Aueras; Oberpostmeister i. R. J. Schuster, Unterreichenstein; Oberlehrer G. A. Viehweber, Johnsdorf im Erzgebirge; Schulleiter H. Baier, Epperswagen; Schulleiter S. Rohl, Blattendorf; Müller und Schriftsteller A. Siegl, Deutsch-Giechhübel bei Jglau; Lehrer A. Holzinger, Honetschlag; Lehramtskandidat E. Braun, Gjudina; Oberlehrer J. Böw, St. Katharina; Oberlehrer A. Draxler, Pürschau; Oberlehrer E. Beher, Theussau; Fachlehrer J. Kern, Leitmeritz; Industriemaler H. Müller, Wiesenthal a. N.; Fachlehrer F. Mah, Hohenelbe; Oberlehrer W. Nimsch, Hauptmannsdorf; Oberlehrer E. Friedrich, Märzdorf bei Braunau; Bürgerschuldirektor J. Dolak, Mähr.-Neustadt; Schulleiter A. Repler, Pittarn; Lehrer F. Schauer, Oberhaid bei Kaplitz; Prof. J. J. Beranek, Neuhaus (für Voitelbrunn, mit Richteramwärter Dr. A. Holzer); Oberlehrer F. Polick, Pausram; Schulleiter R. Unger, Jasterdorf; Oberlehrer J. Budwig, Zottig; Lehrer J. Repler, Petersdorf bei Hennersdorf; Schulleiter Th. Schabitsch, Wesla (mit Ausgebinger C. Anderer); Oberlehrer J. Pekal, Kleinborowitz (mit den Lehrern S. Kaimund und A. Jirshizka); Schulleiter G. Müller, Daletschitz; Oberlehrer R. Schott, Groß-Fürwitz; Lehrer A. Lippert, Zettlitz; Fachlehrer E. Zintl, Brud a. H.; Oberlehrer Th. Böttsch, Prag (für Schamers); Oberlehrer E. Günstl, Pochlowitz; Oberlehrer F. Prodl, Miltigau; Oberlehrer F. Schmieb, Nieder-Preichau; Bürgerschuldirektor J. Bächer, Silberbach; Oberlehrer St. Franze, Höflich bei Benssen; Lehrer F. Segger, Lattentitz; Oberlehrer M. Paulusch, Nieder-

laungarten; Lehrer A. Maschke, Königswalde; Oberlehrer F. Klima, Rothen-
 baum; Lehrer E. Günter, Blottendorf; Oberlehrer A. Biener, Hohlen; Schul-
 leiter W. Fuchs, Girschdorf; Oberlehrer J. Harlaß, Labant; Oberlehrer W.
 Riedl, Kobyla; Schulleiter F. Mid, Girschbergen; Oberlehrer F. Rankl, Out-
 hausen; Lehrer J. Auer, Rindl; Schulleiter R. Wurzberger, Ring bei Mt-
 Pöfzigtau; Lehrerin G. Weigel, Mödlau; Lehrer F. Staberey, Unterreichenau;
 Lehrer E. Breuer, Bernsdorf bei Trautenau; Oberlehrer F. Koith, Blšowa;
 Oberlehrer F. Plach, Polletih; Lehrer M. Kunze, Deutsch-Paulowitz; Prof. Th.
 Chmela, Prag (für Ottau); Wirtschaftsgehilfe S. Dolešal, Laubendorf
 (durch Vermittlung der Volksschulleitung); cand. phil. R. Pompe, Thomasdorf;
 Fachlehrer A. Bayer, Chodau (mit Fachlehrer A. Klein); Oberlehrer M. Sückel-
 horn, Nebanitz; Lehrer E. Nefelšky, Mühlenbach (Slowakei); Oberlehrer O.
 Hofmann, Oberdorf (Bez. Friedland i. B.); Lehrer J. Heršmann,
 Sachjengrün; Oberlehrer J. Lamm, Könighan; Lehrer E. Werner, Deutsch-
 Rutschowa (Karpathenrußland); Oberlehrer F. Kuhn, Tšhermna; Fachlehrer R.
 Liebš, Groß-Schnau i. B.; Schulleiter A. Frišch, Pällna; Schulleiter G.
 Sall, Glashütten bei Winterberg; Bürgerschuldirektor Franz Böh, Weidenau;
 cand. phil. J. Wiesner, Dittershof bei Freiwaldau; Lehrer A. Nowak,
 Ruschwarda; Staatsvolksschullehrer E. Bartholy, St. Georgen (Slowakei);
 Platzmeister A. Fuchs, Bohorsch bei Odrau; Oberlehrer A. Sperlich, Markers-
 dorf i. M.; Prof. J. Harniš, Oberleutensdorf; Direktor J. Göpfert, See-
 städtl. bei Komotau; Oberlehrer F. Müller, Neudorf bei Grazen; Bürgers-
 chuldirektor J. Rarger, Peterswald; Lehrer A. Gžizel, Malšing; Prof.
 i. R. Schulz J. Hofmann, Raaben; Lehrer A. Groß, Deutsch-
 Wernersdorf; Oberlehrer J. Schöwel, Spindelmühle; Lehrerin B. Krause,
 Wolfersdorf; Lehrer J. Walenta, Weßrowa; Lehrer F. Bonaventura,
 Stiedra; Oberlehrer J. Mühlbauer, Petersdorf bei Trautenau; Oberlehrer A.
 Hausdorf, Dittersbach bei Friedland i. B.; Schulleiter Bruno Walliš,
 Wöllsdorf; Lehrer J. Stich, Neuhäusl bei Roshaupt; Lehrer F. Márton,
 Sosiendorf (Karpathenrußland); Lehrer E. Smel, Saar bei Duppau; Oberlehrer
 A. Feinzel, Oberberg; Lehrer J. Salzer, Weipert; Lehrer R. Dörre, Kofa-
 witz-Bodenbach (mit Schreiber F. Gähnel, Seldniz); Bürgerschuldirektor A.
 Schwab, Odrau; Lehrer A. Wüst, Gengsterben; Lehrer E. Rippler, Buchers;
 Oberlehrer J. Rössenthaler, Grünlas; Oberlehrer R. John, Pržichowitz;
 Oberlehrer R. Lreml, Wainn; Lehrer A. Rührtreiber, Schönau bei Znaim;
 Lehrer A. Milošowitsch, Bürgerhof (Slowakei); Oberlehrer J. Flachšl,
 Uršchitz; Oberlehrer R. Hoher, Rešchowitz; Bürgerschuldirektor J. Pilz, Neudek;
 Oberlehrer J. Schrott, Gumplich; Dr. J. Hille, Wöllmsdorf; cand. phil. F.
 Böh, Dotternwies; Oberlehrer J. Gert, Jonsdorf.

Antworten

(Einlauf bis 30. September)

26. Umfrage. Ein Kreuzstein mit eingemeißelter Gacke befindet sich in der Nähe von Bohm bei Schneising. Nach der Sage soll dort ein Zimmermann einen andern im Streit erschlagen haben. (A. Gückhorn, Miltkau bei Mies.)

30. Umfrage. Eine Kapelle mit Vordach steht an der Staatsstraße von Eger nach Waldsaffen, und zwar an der Kreuzungsstelle mit der Bahn Eger—Nürnberg. (R. Baumann, Neurohau.)

55. Umfrage. Auf nahes Regenwetter deutet das übermäßige Krähen der Gähne. (F. Göb, Pöschlau bei Bodenstadt.)

68. Umfrage. Der Glaube, daß man keine Schuhe auf den Tisch stellen darf, bezieht sich in der Mark Brandenburg ausdrücklich nur auf gebrauchte, nicht auf neue Schuhe. (J. Schunke, Idice.)

76. Umfrage. Der im letzten Heft mitgeteilte Bublikopfreim lautet in Miltkau bei Mies:

Shimant, Shimant, ffem,
 Raf da Wüwa a Hem(d)!
 Raf da Wüwa an Untarock,
 Ich sch... da af dein Bubitopf!

86. Umfrage. Scherzweise sagt man, wenn einer immerfort pfeift (d' Starl singt), daß schönes Wetter wird. Regenwetter tritt ein, wenn der „Friedl“ (Wauer) den Garten mäht. (U. Südlhorn, Wilkau.)

110. Umfrage. In Bodersstadt i. M. sind die zwei Röhrbrunnen aus Holz nach dem großen Brande am 28. August 1866 durch einen neuen Röhrkasten aus Stein ersetzt worden. (F. Göb, Pöschkau.)

112. Umfrage. Sowohl in Pöschkau wie auch im tschechischen Proßnitz trachten Kinder den Hund die Notdurft zu erschweren, indem zwei ihre Zeigefinger ineinander einhaken und in entgegengesetzter Richtung ziehen. (F. Göb.)

114. Umfrage. Zeitungsnachrichten melden von Beobachtungen des New Yorker Frauenarztes A. Schilling's, nach welchen sich tatsächlich im Knie der Charakter der Frau spiegeln soll. Nach innen gewandte Knie zeigen Schüchternheit und Zagheit an, nach außen gewandte Ungelenktheit und Blumpheit. Auf einen energischen und festen Charakter läßt schließen, wenn Frauen ihre Knie steif halten, lange Knie beweisen ein zärtliches und mitfühlendes Gemüt. (1)

116. Umfrage. In Pöschkau werden nachstehende Arten von Schuhen getragen: Stiefel, Stieflein, Schnirrschuh, Bundschuh. Arme Leute tragen Holzschuh, Pantoffeln und Schloppn, auch Holzschuh. Im Winter tragen sie Schneeschuh oder mit Fäden umgewundene alte Schuhe, „Kroempn“ (Krampen) genannt. (F. Göb.)

120. Umfrage. Fünf Sterbebilder, drei holländische aus 1889 und zwei tschechische aus Mähren (1929) fandte F. Göb ein.

121. Umfrage. Im Riesengebirge wurde der Osterhase erst durch die Osterkarten und das Schrifttum bekannt. (F. Meißner, Niederlangenau.) In Pöschkau bringt er die Ostereier, die er in einem Nest unter einem Gartenstrauch versteckt. (F. Göb.) Auch in Norddeutschland bringt der Osterhase die Eier, die er am Oster Sonntag unter Gartensträucher oder an sonstige geschützte Stellen legt. Den Kindern legt er oft auch ein buntes Ei ins Bett, das sie beim Erwachen vorfinden. (J. Schunke.)

122. Umfrage. Im Riesengebirge werden die Ostereier mit Zwiebelschalen, Kaffeelauge, gekaufter oder aus Krepppapier ausgekochter Farbe gefärbt. (F. Meißner.) In Pöschkau färbt man sie ebenfalls mit Zwiebelschalen oder Kaffeefatz, man kratzt aber auch auf den rot gefärbten Eiern Figuren, z. B. Hasen, Rädchen oder Sprüche aus, oder beschreibt vor dem Färben die gefochten Eier mit ausgelassener Butter. Auch Abziehbilder oder das Belieben der Eier mit Wappen und Kriegslaggen — dies war besonders im Krieg der Fall — ist üblich. Manche Leute färben die Eier mit dem ausgekochten roten Papier der Zichorienhülle. Selbe Farbe liefern ausgekochte Brennessel. (F. Göb.)

124. Umfrage. Gefottene und gefärbte Eier erhalten die Burschen von den Mädchen, wenn sie bei diesen in der Nacht zum Ostermontag mit List oder Unterstützung einer Hausperson eindringen und sie „schmedustrn“, d. h. durch Poitichen mit aus Weidenruten geflochtenen „Schmedustrn“ (im Gebirge „Strempln“) aus dem Bett jagen. Auch mit Getränken, meist Schnaps oder Wein, und Eßwaren werden sie bewirtet. Am Morgen des Ostermontags ziehen Knaben von Haus zu Haus, versehen den Hausfrauen und deren Töchtern einige Schläge mit der Schmedofstern und werden dafür mit Eiern, Süßigkeiten und Geld beschenkt. Die Eier sind in jüngerer Zeit auch aus Zucker, Schokolade oder Pappe (mit Zucker gefüllt). Beim Schmedofstern sind verschiedene Sprüche üblich. Werden die Burschen nicht ins Haus gelassen, so singen sie in Lauterwasser:

Ne pfoi, du konnst dich schama,
 Ne pfoi, dos is ne schin!
 U su a jonges Wajla,
 An mir mißn wieda gih'n!

Im Gebirge (Pommerndorf) gehen die Burschen erst Ostermontag nachmittags in die Häuser, wo erwachsene Mädchen sind, um rohe Eier einzuschmeckostern. Bei der abends im Gasthause stattfindenden Tanzmusik werden die gesammelten Eier ins Bier eingewirkt oder in einer Pfanne gebraten und gemeinsam verspeist. (F. Meißner, der zugleich mehrere Schmeckostersprüche mitteilt.) In Pöschkau kommen die Burschen um Mitternacht vom Ostersonntag auf den Montag in die Häuser, um zu schmectostern, wobei sie verschiedene Sprüche sagen und mit Schnaps bewirtet werden. Der bevorzugte Liebhaber bleibt gewöhnlich bis zum Morgengrauen beim Mädchen, während die andern weiterziehen. Hat das Mädchen unter Musikern einen Geliebten, so geht zuweilen eine ganze Musikbande schmectostern, die in dem betreffenden Hause dann bewirtet wird, was in einem Falle bis 11 Uhr vormittags dauerte. Sonst gehen nur Kinder schmectostern, die Knaben am Ostermontag, die Mädchen am Osterdiesstag. Die Kinder haben einfache Weidenruten, die Burschen aber Wacholderruten. (F. Göß.)

125. U m f r a g e. Als Gegengabe für die Ostergeschenke bekommen die Mädchen von den Burschen beim nächsten Kirchenfeste (Fahrt) ein Stück „Marzipan“, ein mit einer Zuckerglasur überzogenes Honiggebäck. (F. Meißner, Niederlangenau.)

126. U m f r a g e. Der bevorzugte Liebhaber oder Verlobte wird meist besser bedacht. (F. Meißner.) In Pöschkau kommt er gewöhnlich nicht mit den anderen Burschen. Das Mädchen schickt ihm ein Osterpäckel (flache Schnaps, dazu eine Halsbinde oder Zuckerwert) entweder durch einen Boten oder mit der Post. (F. Göß.)

127. und 128. U m f r a g e. Die Eier werden in belobiger U n z a h l verschenkt. Sind mehr Burschen, so erhalten sie weniger, und umgekehrt. (F. Göß, Pöschkau.)

129. U m f r a g e. Von E i e r s p i e l e n ist hier auch das Einwerfen von Geldstücken üblich. Bleibt das Geld im Ei stecken, so gehört dies dem Werfer. Oder man wettet, daß man ein der Länge nach zwischen den Handflächen gelagertes Ei zerdrückt. Nicht selten bewirft man sich mit den Eiern oder steckt anderen Burschen rohe Eier an Stelle der gefochten in die Taschen und zerquetscht sie. (F. Göß.) In der Mark Brandenburg kennt man das „Eiertrubeln“. Die Kinder veranstalten dies Wettrubeln an einem Abhang. Nur die zerbrochenen Eier dürfen gegessen werden. Dies Spiel wird so lange fortgesetzt, bis kein Ei mehr vorhanden ist. (J. Schunke.)

130. U m f r a g e. Mitunter werden die Eier ausgeblasen, mit Sägespänen gefüllt und dann sorgfältig bemalt. Solche falsche Eier verschenkt oft eine Wadg einem Knechte, auf den sie böse ist. (F. Göß.)

132. U m f r a g e. In Kurfürstentum bei Leßkau (Westböhmen) waren vor 50 Jahren folgende Dreschflügelreime üblich: Fleischloupf (2 Drescher), Fleisch in Loupf (3 Drescher), Fleisch in Lüpfla (4 Drescher), Fleisch in Loupf, in Lüpfla (6 Drescher), Fleisch in Loupf, in Lüpfla Drinna (8 Drescher). (Josef Bösch, Wodersham.) In der Gemeinde Pöschkau haben sich vereinzelt noch die nachstehenden Reime erhalten:

Einschlag: Schwob—schwob—schwob . . .

Zweischlag: 1. Drisch—hopp, drisch—hopp. 2. 's fehlt ans, 's fehlt ans. 3. 's fällt aans, 's kimmt laens. 4. Twest laetn, twest laetn! 5. Rouch Grapp, fouch Grapp!

6. Paffe Ruchn, Paffe Ruchn.

Dreischlag: 1. Supp un Grapp, Supp un Grapp. 2. 's fehlt noch wa, 's fehlt noch wa. 3. Pfloc Holfneß, pfloc Holfneß! 4. Louß 's Affn sein, louß 's Affn sein!

5. Rouch Grappsupp, fouch Grappsupp!

Vierschlag: 1. Passäfuchn, Passäfuchn. 2. Dreza, vierza; dreza, vierza. 3. Rucha bada, Rucha bada. 4. Traob dä Sau naus, traob dä Sau naus! 5. Hout Leimetheslen (Leimwandhöslein) on, hout Leimetheslen on.

Fünfschlag: Nenn 's Sacla, geh batton (betteln), nenn 's Sacla, geh batton!

Sechsschlag: 1. Steßla fette Ruchn; Steßla fette Ruchn. 2. Rouch Fleisch un fouch Knödln; fouch Flaesch un fouch Knödln! 3. Rouch Grappsupp und Kleslän; fouch Grappsupp un Kleslän! 4. Vettä, leih mäs Zeppotichla; Vettä, leih mäs Zeppotichla!

183. Umfrage. In Patersdorf bei Deutschbrod singt man den Vierzeiler:

Johann von Nepomut,
Gib ma mein Krejza zrud!
Johann von Nepomut,
Gib ma'n zrud!

(M. Stülhorn.)

185. Umfrage. Wenn die Rake am Besen kraht, ist Regen zu erwarten. (F. Meißner, Niederlangenau.) Dasselbe bedeutet in Pöschlau, wenn sich die Rake am Besen oder sonstwo, z. B. an einem Fische, die Krallen schärft, oder wenn sie Gras frißt. (F. Götz.)

187. Umfrage. In Niederlangenau kennt man von Schubarren: 1. Rōpa = Radbahnre, Schubarren mit Lehne. 2. Rōsparōpa = Kastenradbahnre, Schubarren mit Kasten zum Düngerfahren. 3. Stāenrōpa = Schubarren ohne Lehne zum Fahren von Steinen. (F. Meißner.)

188. Umfrage. Auch im Riesengebirge tanzt man im Freien nur bei Wald- und Wiesenfesten und da meist auf einer aus Brettern hergestellten, einfachen Diele. (F. Meißner.)

189. Umfrage. über weitere Bildstöcke und Gedenksteine im Gerichtsbezirke Dobrzan berichtet eingehend Franz Andref.

141. Umfrage. In Neufattl bei Elbogen waren die Marschreime „Wink, rechta, allamal schlechta, loo Geld, loo Bräut, loo Rauchtowa!“ und im Kriege „Wink, rechts, hinkan Hauptmann stinkt's recht“ üblich. (H. Baumann.) Der erste Reim ist auch in Nordmähren bekannt, wo ihn die Knaben beim Marschieren singen. (J. Dolaf, Mähr.-Neustadt.)

142. Umfrage. In der Gegend um Ottau (Südböhmen) macht man einen Unterschied zwischen Stuhl und Sessel. Der Stuhl ist meist ein altes Erbstück, aus hartem, rohem Holz. Die „Füße“ sind rund und in das Sitzbrett eingeseht, die Lehne ist ein Brett, aus dem oft eine Herzform herausgeschnitten ist, und hat „Hörner“. Der Sessel ist gewöhnlich aus weichem Holz und braun gestrichen. Eine kleine schmelähnliche Sitzgelegenheit auf vier Beinen, ohne Lehne, heißt „Stühlai“. (Prof. Theodor Chmela, Prag.) Die altertümlichen Stühle mit den durch Ausschmittle oder Schnitzerei verzierten Holzlehnen haben ihren Namen beibehalten, neuere Sitzgelegenheiten werden meist Sessel genannt. (F. Andref, Dobrzan.) Ähnlich gebraucht man um Podersam für die alten einfachen Formen aus Holz das Wort Stuhl, während Sessel Formen aus gebogenem Holz mit Rohrgeflecht oder mit Leder überzogen oder gepolsterte Formen bezeichnet. (J. Bösch.) Dagegen sind in Mähr.-Neustadt die Kennzeichen eines Sessels: einfache Arbeit, gerade Füße und Lehne, ungepolstert; die des Stuhles: bessere Arbeit, verziert, gebogene Füße und Lehne, zuweilen gepolstert. (J. Dolaf.) Um Pöschlau macht man keine Unterschiede zwischen Stuhl und Sessel. (F. Götz.) Im Böllnitztale in der Slowakei ist der Stuhl von Holz allein, der Sessel von gebogenem Holz und Rohr. (L. Gruf, Böllnitz.) In Norddeutschland bezeichnet man mit Sessel eine Sitzgelegenheit mit Armlehnen und Rückenlehne, ein Stuhl hat nur Rückenlehne und keine Armlehnen, ein Schemel hat weder Rücken- noch Armlehnen. (J. Schunke.)

143. Umfrage. Beim ersten Kuckuckruf im Frühjahr soll man das Geld in der Tasche oder Börse schütteln, dann hat man immer Geld. (M. Stülhorn, Misklau) oder das ganze Jahr über Geld (H. Baumann, Neufattl bei Elbogen; F. Meißner, Niederlangenau; Th. Chmela für Ottau und Malsching in Südböhmen; J. Schunke für Norddeutschland), oder überhaupt Glück (F. Andref, Dobrzan). Es genügt auch, auf die Tasche zu schlagen. (J. Böth, Jglau.) Endlich ist wieder ein Schütteln noch ein Schlagen notwendig, sondern wer dabei überhaupt Geld bei sich trägt, hat es das ganze Jahr. (J. Dolaf, Mähr.-Neustadt; L. Gruf, Böllnitz; F. Götz, Pöschlau, wo auch der, welcher dabei Brot in der Tasche hat, das ganze Jahr daran keinen Mangel leiden wird.) — Ferner zählt man die Rufe des Kuckucks. So viele Rufe, so viele Jahre lebt man noch. (F. Meißner; J. Bösch; J. Dolaf; F. Götz; J. Schunke für Norddeutschland.) Es heißt auch allgemein: Je länger er ruft, desto länger wird man noch leben. (J. Böth, Jglau.) — Ledige

Mädchen zählen die Rufe. Sie bedeuten die Jahre bis zu ihrer Heirat. (J. Dolak; F. Göß.) In Pöschlau (F. Göß) ist der folgende Spruch bekannt:

Kuckuck, du Junge,
Zeig mir die Zunge!
Zeige mir deine schneeweiße Haut
Und sage mir, wann ich werde sein eine Braut!

Ferner wälzt man sich beim ersten Kuckucksruf auf der Erde, um Kreuz- und Rückenbeschwerden für das laufende Jahr zu vertreiben. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt.) — Der erste Kuckucksruf bedeutet endlich, daß nun warmes Wetter kommt. Solange der Kuckuck nicht gerufen hat, ist warmes Wetter von keiner langen Dauer. (Th. Schmela für Ottau und Malsching.)

144. Umfrage. Traumbücher werden von manchen Leuten noch immer benutzt und in Buchhandlungen gekauft (Th. Schmela für den Bezirk Krumnau; F. Andref, Dobzjan; A. Gückhorn für die Umgebung von Mies; F. Göß, Pöschlau; L. Gruf, Göllnitz). Meist sind die Benutzer alte Leute und vornehmlich Frauen. (F. Weiskner für das Riesengebirge; J. Dolak, Mähr.-Neustadt.)

145. Umfrage. Der Jäger hat Pech, wenn ihm beim Verlassen des Hauses ein altes Weib begegnet (Th. Schmela für Ottau; F. Andref; A. Gückhorn; J. Bösch; J. Dolak; L. Gruf) oder wenn ihm jemand Glück wünscht (Th. Schmela; R. Baumann für Elbogen und Komotau; F. Weiskner für das Riesengebirge; L. Gruf) und noch mehr, wenn ihm ein altes Weib Glück wünscht (J. Dolak); um Jglau, wenn man ihm einen anderen Gruf als „Weidmannsheil“ zuruft, wenn ihm eine Rahe über den Weg läuft oder wenn er beim Jagdgang zuerst ein altes Weib oder eine Nonne erblickt (J. Göth). Nach Mittheilung von F. Andref und A. Gückhorn kehren manche Jäger tatsächlich um, wenn ihnen beim Verlassen des Heimes ein altes Weib begegnet, und unterlassen an diesem Tage die Jagd. Wie Th. Schmela für Ottau berichtet, darf man an bestimmten Tagen des Jahres (Beornhardstag, Allerseeelen) nicht jagen gehen, während es Brauch ist, am Weihnachtsfasttag (24. Dezember) wenigstens für ganz kurze Zeit mit dem Gewehr ins Revier zu gehen.

146. Umfrage. Ein sehr hohes Alter erreichen die Krähen (L. Gruf), außer diesen aber auch die Karpfen (F. Andref), ferner die Rapsen. Von diesen sagt man in Ottau in Südböhmen, daß sie einen „Leuteverstand“ bekommen, wenn sie 20 Jahre alt werden; deshalb müssen sie dann weggeräumt werden. (Th. Schmela.)

148. Umfrage. Das Springen über das Sonnwendfeuer ist in der Gegend um Ottau, Malsching und Rosenberg in Südböhmen alter Brauch. Die Leute sagen zwar, es solle nicht gemacht werden, weil dabei leicht ein Unglück geschehen könne, sie sprechen aber doch mit Hochachtung von dem alten Brauch. Man springt über das Feuer, solange noch der „Kini“ (= König, der in der Mitte des Heisighaufens aufgeflossene Baum, dem ober der Wipfel belassen wird) steht. (Th. Schmela.) In Dobzjan wurde das Springen vor etwa 30 Jahren von den Burschen (Turnern) wieder eingeführt. (F. Andref.) Im Riesengebirge war es früher allgemeine Sitte und ist es vereinzelt noch heute, in Harta angeblich, damit der Flachs recht lang werde. (F. Weiskner.) Üblich ist es in der Gegend um Bodenstadt (F. Göß) und im Göllnitzale (L. Gruf). In Nordmähren springen Burschen und Mädchen Hand in Hand über das Feuer. (J. Dolak, Mähr.-Neustadt.) Im Oberharz ist es ein alter Brauch. (J. Schurke.)

149. Umfrage. In Wilitau bei Mies wurden früher Rosenkränze aus den Früchten des Eschen-Diptams (Dictamnus albus) hergestellt. (A. Gückhorn.)

Umfragen

151. Wird das Wort Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht oder hat es vorwiegend, besonders in Zusammenfassungen (Wasserschädel, Dickhädel u. a.), eine verächtliche Bedeutung?

152. Gilt ein Grübchen im Rinn als etwas Schönes und ist es Brauch, daß die Hebamme dem Kinde gleich nach der Geburt ein solches Grübchen eindrückt?

153. Im südlichen Böhmenwalde werden die Miteffer zuweilen auch „die essenden Kindeln“ genannt. Wo findet sich der gleiche Ausdruck?

154. Nach einer Mitteilung von Franz Göb (Pöschkau i. M.) werden dort noch heute Igel gegen das Reiben im Haare gehalten, die nach der Volksmeinung schon durch die bloße Anwesenheit das Reiben aus dem Körper herguziehen. Wo dient der Igel dem gleichen Zweck? Wo treten andere Tiere an seine Stelle?

155. Besteht der Glaube, daß Heilmittel in ungerader Zahl angewendet eine besondere Wirkung haben und daß giftige Heilmittel in ungerader Zahl angewendet „nichts schaden und doch helfen“*?)

156. In Dobruza steht nach Berichten von Franz Andrej ein 1657 zu Ehren der Pestheiligen Rochus und Sebastian errichtetes Kreuz. Wo befinden sich ähnliche Erinnerungen an dieselben Heiligen? Welche anderen Pestheiligen kommen für unser Gebiet in Betracht?

157. Wo werden noch heute Allerseeleengebäcke an Arme verteilt und wie heißen sie?

158. Wo verwendet man Kerbhölzer zur Berechnung der geleisteten Arbeitstage, der gelieferten Fuhrn u. a.?

159. Welche Spielkarten (Tarockkarten oder Vierfarbenkarten) bevorzugt man in Ihrer Gegend und welche Kartenspiele sind bei Verwendung von „deutschen Karten“ am beliebtesten?

160. Viele Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde haben bei Beantwortung der 35. Frage (Rummeltopf) des 1. Fragebogens ein ähnliches volkstümliches Musikinstrument beschrieben, das in mannigfaltigen Formen vom einfachen Brett mit Schweißblase und darübergespanntem Spagat bis zum klingenden Schellenbaum in ganz Böhmen vorkommt. In Südböhmen an der Sprachgrenze zwischen Kalsching und Prachatic hat es den aus dem Tschechischen entlehnten Namen Bugatsch (verstümmelt auch Makatsch), in Nordwestböhmen (Ronsperg bis Warta a. d. Eger) heißt es Sauggeige, im Erzgebirge (Seifen bei Bergstadt Platten) Teufelsgeige (Teifelsgeich), in Nordböhmen (ungefähr von Bilin im Westen bis Reichenberg im Osten) Schweinsgeige. Neben diesem Worte trifft man in Engelsberg bei Krakau die Bezeichnung Lante Marie oder Trumpte Marie**). Dasselbe Wort begegnet als Trumptemarie in Obersdorf (Bez. Friedland). In Nordostböhmen (Dessendorf, Kleinborowitz) erscheint der Name Bombas, in Roken bei Königshof a. E. und Johnsdorf bei Braunau Bumbas. Der Ausdruck Bombas ist auch für Stadt Tepl in Westböhmen belegt. Als schriftdeutsche Form führt „Der große Duden“ (10. Aufl., 1929) „Bumbas“ an. Wer kann weitere Angaben (Zeichnungen oder Lichtbilder) zu diesem Musikinstrument machen? Ist es auch in Mähren und Schlesien bekannt?

Besprechungen

Bücher

Deutsche Volkskunde im außerdeutschen Osten. Vier Vorträge von G. Brandsch, G. Jungbauer, B. Schirmunski und E. von Schwarz. Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930. Preis 5 Mark.

Das Buch vereinigt vier Vorträge, die bei der Tagung des Verbandes im Oktober 1929 in Berlin gehalten wurden und über den derzeitigen Stand der volkskundlichen Forschung bei den Deutschen in Siebenbürgen, in der Tschechoslowakei, in der Sowjet-Union und in Ungarn unterrichten.

*) Diese Umfrage stellt Dr. G. Marzell, Gunglshausen (Bayern). **) Aus Tromba marina.

Alfred Karasik-Langer und Elfriede Strzygowski, Sagen der Westdeutschen. 3. Band der Ostdeutschen Heimatbücher, herausgegeben von B. Kauder. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1930. Preis 7 Mark, in Seinen 9 Mark.

Das mit 8 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski geschmückte Buch bringt das Sagenut der Bielitz-Bialaer Sprachinselgruppe und ihrer in Polnisch-Oberschlesien gelegenen Tochteriedlungen, wozu noch einzelne Sagen der städtisch-deutschen Minderheiten und der schlesischen Neusiedlungen im Beskidenvorlande kommen. Fast alle Sagen sind erst in den letzten sieben Jahren aus dem Volksmund aufgezeichnet. Das Buch, das von etwa 850 gesammelten Sagen eine Auswahl von rund 600 bietet, gliedert den Stoff in die drei Gruppen „Landschafts- und Naturfagen“, „Toten-, Seelen-, Zaubern-, Teufels- und Schatzfagen“ und „Geschichtsfagen“. Eine gehaltvolle Einführung von A. Karasik-Langer untersucht die Entwicklungsgefesse des Sagenut der ostdeutschen Sprachinseln. Da es sich hier um schlesisches Stammgut handelt, werden im Anhang die schlesischen Sagenfassungen von R. Kühnau und W. E. Peuckert zum Vergleiche herangezogen. Die Benützung dieses Werkes, dem eine Karte der Bielitz-Bialaer Sprachinsel beigegeben ist, wird dem wissenschaftlichen Forscher sehr erleichtert durch das sorgfältig gearbeitete, 22 Seiten umfassende Schlagwortverzeichnis.

Dr. Norbert Zimmer. Die deutschen Siedlungen in der Bufowina. Mit einer Karte und drei Plänen. Verlag Günther Wolff, Plauen i. V., 1930. Preis 2 Mark.

Auf 42 Seiten behandelt der Verfasser nach einer kurzen landeskundlichen Einleitung Geschichte und Bestand der Siedlungen, ihre landschaftliche Verteilung, ferner Wirtschaft und Volkstum, Haus- und Dorfanlagen, Bevölkerungsbewegung und endlich die politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisation der Deutschen des Buchenlandes. Die volkskundliche Forschung würde es begrüßen, wenn bei einer Neuauflage der Schrift auch die Herkunftsorte der Ansiedler angegeben würden. Dies ist besonders bei den deutschböhmisches Siedlern notwendig, bei welchen bloß betreffs der Schwarzwälder mitgeteilt wird, daß sie 1834 aus der Leininger Gegend ausgewandert sind. In der überwiegenden Mehrzahl stammten sie aber aus dem Böhmerwald, waren daher Angehörige des bairischen Stammes.

Eberhard Bollacher, Das Gultschiner Ländchen im Versailler Friedensvertrag. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. V. Rechts- und staatswissenschaftliche Reihe, Band 4. Stuttgart. 1930.

Das die einschlägige Literatur gründlich benützendes Buch zerfällt in vier Teile: 1. Das Gultschiner Ländchen. (Wirtschaftliche und geographische Lage, Geschichte, Vorgeschichte der Wtrennung des Ländchens vom Deutschen Reich.) 2. Das heutige Regime im Gultschiner Ländchen. (Die Inbesitznahme und ihre Auswirkungen, die tatsächliche Gestaltung der öffentlichen Verwaltung, die Gesetzesverletzungen im einzelnen.) 3. Der Minderheitenschutzvertrag und seine Beziehungen zum Gultschiner Ländchen. 4. Die Verwaltungsreform der Tschechoslow. Republik.

W. E. Peuckert, Leben im Volk. Grundfähliches zur Frage der Volkserziehung. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M. 1930. Preis 75 Pfennig.

Diese als Antrittsvorlesung an der Pädagogischen Akademie in Breslau am 1. Mai 1930 gehaltene Rede verdient volle Beachtung nicht allein des Volkserziehers, sondern auch des Volkswunders und Volkswirtschaftlers. Die darin ausgesprochenen Gedanken behandelt der Verfasser ausführlich in seinem Aufsatz „Der Untergang des Bauerntums“ (Jahrbuch für Verwaltung, Wirtschaft und Kultur Schlesiens I. Breslau 1930).

Anny Schantoch und Dr. Oskar Raschauer, Flechten und Weben. Heft 7—9 von „Gestaltende Arbeit“, herausgegeben von Richard

Rothe. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig 1929. Preis 9 Schilling 60.

Die neuen österreichischen Lehrpläne für Haupt- und Mittelschulen, die auf verschiedenen Stufen Flecht- und Bearbeiten fordern, haben die Herausgabe dieses Buches veranlaßt, das sich aber nicht auf die bloße Darstellung der Arbeitsvorgänge beschränkt, sondern auch Abschnitte über den kulturellen, praktischen und wirtschaftlichen Wert und über die volkstümliche Bedeutung der Bearbeiten enthält. Eingefügt sind 34 Abbildungen und 20 Farbtafeln.

Konrad M a u r e r, Die deutsche Sprache. Eine Bedeutungslehre. Verlag der Fehr'schen Buchhandlung, St. Gallen 1930. Preis 3 Mark 50.

Das Buch, das Phonetik und Stilistik grundsätzlich ausscheidet und Mundart und Sprachengeschichte nur in besonderen Fällen heranzieht, bietet vor allem das, was die formalistische Sprachlehre nicht kennt oder nur nebensächlich behandelt: die Bedeutungen der sprachlichen Formen, der Wort- und Satzformen, streng begrifflich entwickelt.

Dr. Willy K l a w i t t e r, Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870, bzw. bis zur Gegenwart. 32. Band der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens. Verlag Trewendt & Granier, Breslau 1930.

Diese sorgfältige und erschöpfende Zusammenstellung ist nicht allein für das schlesische, sondern für das ganze Zeitungswesen und seine Geschichte von Bedeutung. Die Entwicklung der Zeitungen und Zeitschriften wird in der „Einleitung“ ausführlich behandelt. Die besprochenen Zeitschriften werden außerdem in einem besonderen Sachverzeichnis übersichtlich angeordnet, wozu noch ein alphabetisches Verzeichnis kommt. Beigegeben ist überdies ein alphabetisches Verzeichnis der Personennamen.

J a h r b u c h d e s D e u t s c h e n R i e s e n g e b i r g s - V e r e i n e s (Sitz Hohenelbe) 1930. 19. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Karl Wilhelm Fischer und Dr. Karl Schneider.

Anlässlich des 50jährigen Bestandes des Vereines ist dieses Jahrbuch besonders reichhaltig. Die Geschichte und die Kulturarbeit des Riesengebirgsvereines behandeln G. Brath und K. W. Fischer. Von den übrigen Beiträgen sind volkstümlich wichtig „Der Hezenabergglaube in Ostböhmen“ von R. Wagner und besonders „Rübezahl und der Bergbau“ von W. Weizsäcker. Hier überprüft ein ausgezeichnete Fachmann den Rübezahlstoff auf seinen Zusammenhang mit Bergbau und Bergrecht und kommt zu dem Ergebnis, daß die Ansicht, die Rübezahl als Bergmännlein auffaßt, unhaltbar ist, daß die Verbindung der Sagengestalt mit einem bösen Bergwerfgeist erst später, wohl im 16. Jahrhundert, durch deutsche Bergleute bewirkt wurde, und daß endlich der bisher weit überschätzte Einfluß der Walenfrage auf die Rübezahlsage nur so weit in Betracht kommt, als dadurch der Stoff in dieser Richtung hin eine Veränderung erfuhr.

Hans K o l l i b a b e, Der Ranfl-Sepp, der letzte Riese des Böhmerwaldes, und andere seltsame Waldleute. Selbstverlag. Bergreichenstein 1930. Preis 8 K.

Eine hübsche Zusammenstellung der Geschichten, die über den bärenstarken Mann, der eigentlich Josef Klostermann hieß und von 1819—1888 lebte, in der Gegend von Bergreichenstein im Umlauf sind. Andere Gebiete des Böhmerwaldes haben wieder andere, wegen ihrer Körperkraft weithin bekannte Männer, die teilweise noch heute am Leben sind. Bei einer Neuauflage des Büchleins wären einzelne mundartliche Formen, die im Böhmerwald nicht gebräuchlich sind, zu ändern, so S. 19 „Büschla“, S. 21 „un“ (für „und“), S. 43 „nur floas Büabei“ (richtig „nur a floas Büabei“). Das Wort „Trämel“ (nicht allein „Sebebaum“, sondern auch überhaupt „Brügel“) auf S. 39 hat männliches Geschlecht, daher im

4. Fall „einen“ und nicht „ein“. Das Wort „laud“ (= schön, auch im übertragenen Sinne) wird man nicht mit „heillos“ (S. 38) erklären. Für Nichtböhmerwälder wären die Ausdrücke „Käferjahre“ (S. 33) und „Kipf“ (S. 36) zu erklären.

Festschrift zur Sechshundertjahrfeier der königl. freien Goldbergstadt Bergreichenstein im Böhmerwalde. Selbstverlag der Stadtgemeinde Bergreichenstein, 1930.

In dieser schön ausgestatteten, 103 Seiten umfassenden Schrift bespricht G. Jungbauer „Die volkskundliche Umsichtung des Böhmerwaldes“, die, durch die neue Staatszugehörigkeit bewirkt, bereits nach 11jährigem Bestande der Tschekoslowakischen Republik deutlich sichtbar ist. G. Kollibabe liefert einen Beitrag: Die St. Nikolauskirche und der Friedhof zu St. Anna in der Volkslage. In der Abhandlung „Vom St. Guntheri-Kirchlein in Gutwasser bei Hartmanitz“ von P. J. Schwarzmeier werden die „Böhmerwaldsagen“ von G. Jungbauer irrtümlich unter dem Titel „Paul Zaunert, Dtsch. Sagenschatz“ zitiert.

Dr. Ovidius Faust, Bratislava. Kunst- und Geschichtsdenkmale. Verlag der Stadt Bratislava, 1930.

Eine Fülle prächtiger Aufnahmen auf 182 Seiten, dazu eine kurze Geschichte der Stadt Preßburg und ihrer wichtigsten Denkmäler als Einleitung. Diese wie auch die Beschriftung der Bilder ist in fünf Sprachen (slowakisch, deutsch, magyarisches, französisches, englisches) gehalten. Dem Namensforscher wird die gleichzeitig erschienene Schrift des Stadearchivars von Preßburg, D. Faust, willkommen sein, die alle Namen der Gassen, Bezirke, Riede sowie anderer topographischer Plätze der Stadt von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit verzeichnet. Die ältesten Namen, darunter z. B. „Nonnenperint“, stammen aus 1439.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Vgl. die Anzeigen im 1., 3. und 5. Heft des ersten, im 4./5. Heft des zweiten und im 3. Heft dieses Jahrgangs).

Neu erschienen sind die 2.—5. Lieferung des III. Bandes (fruchtbar—Geschenk). Besonders eingehend sind die Artikel Frühling, Fuchs, Fuhrmann, Fuß, Galgen, Gebet, Gebärdrote, Geburt, Geist, gelb, Geld, germanisch. Zu bestreiten ist bei „fruchtbar“ (Sp. 152), daß das Werfen von Schuhen bei der Hochzeit mit Fruchtbarkeitssymbolen nichts zu tun hat, sondern eine Opfergabe darstellt, durch welche man sich von feindlichen Zaubermächten loskauft. Man erklärt überhaupt in der deutschen Volkskunde noch immer viel zu viel mit „feindlichen Dämonen“ und „Opfern“. Der besonders in England, Schottland und Dänemark gepflegte Brauch, Neuvermählten ein Paar alte Schuhe nachzuwerfen, bezweckt in erster Reihe eheliche Fruchtbarkeit, dann auch Glück auf den Weg in die Ehe, wie sonst auch Schuhe Angehörigen, die sich auf Reisen begeben, nachgeworfen werden, da ja für eine Wanderung oder Reise Schuhe sehr wichtig sind. Endlich mag man darin, daß nicht ein Schuh, sondern ein Paar Schuhe den Brautleuten nachgeworfen werden, einen Hinweis auf die rechtliche Bedeutung der Ehe und die Gleichstellung von Mann und Weib erkennen. Zu Fuhrmann (8. Rummet) vgl. unsere 17. Umfrage. In dem sehr lehrreichen Artikel „Gebärdrote“ soll es Sp. 389 richtig „das“ (nicht „der“) Kipfel heißen. Bei „Geisterhaus, -zimmer“ wäre ein Hinweis auf das gleiche Märchenmotiv (vgl. etwa Volke-Polivka 1, 22ff.) am Platze, bei „geisterföchtig“ auf das Buch „Das zweite Gesicht“ von Friedr. zur Bonsen (5. Aufl., Köln 1921). Zu Geldmännlein Ann. 10 und 11 ist zu bemerken, daß ein Irrtum vorliegt. In der Quelle (Joh. Westböhmen, 2. Aufl., S. 217, 223) ist an der zweiten Stelle nur von einer am Georgitag gefangenen Hummel die Rede.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 5. Bd. (Doc—Gz). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1929. 784 Seiten. Preis in Ganzleinen 26 Mark.

Auch dieser Band, der unter anderem alle mit „Elektrizität“ zusammenhängenden Artikel bringt, berücksichtigt die Volkskunde, z. B. in den Artikeln Dorf (mit Kennzeichnung der wichtigsten Formen), Dornröschen, Drache, Drosselbart, Ehe,

Eierfeste, Erbschüssel (Diobssieb), Erntebrauch, Gelsfest (mit dem Bild des Palmesels aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin), Eulenspiegel u. a. Von berühmten Sudetendeutschen werden genannt: Raoul Ritter von Dombrowski, Jagdschriftsteller, geb. 1833 in Prag; Alfons Dopfch, Wirtschafts- und Kulturhistoriker, geb. 1868 in Bobotitz; Matthias Amos Orbal, Philosoph und Pädagog, geb. 1829 in Prödlitz i. M.; Karl Egon Ritter von Ebert, Dichter, geb. 1801 in Prag; Marie von Ebner-Eschenbach, geb. 1830 in Zdislawitz (mit dem reizenden Jugendbildnis der Dichterin); Christian Freiherr von Ehrenfels, Philosoph, Prof. der deutschen Universität in Prag (seit 1929 im Ruhestand); Rudolf Eitelberger von Edelberg, Kunsthistoriker, geb. 1817 in Olmütz; Christian Ritter d' Elvert, Geschichtsforscher, geb. 1803 in Wünn; Stephan Ladislaus Endlicher, Botaniker und Sprachgelehrter, geb. 1804 in Preßburg; E. S. Engelsberg (Deckname für Eduard Schön), Ländlicher, geb. 1825 in Engelsberg in Schlesien, gest. 1879 in Deutsch-Jahns i. M.; Karl Eppinger, Politiker, geb. 1853 in Braunau; Heinrich Wilhelm Ernst, Violinvirtuos, geb. 1814 in Wünn; Karl Gsmarck, Jurist und Dichter, gest. 1887 in Prag; Ignaz Gtrich, Flugzeugkonstrukteur, geb. 1879 in Trautenau; Oskar Gwald, Philosoph, geb. 1881 in St. Georgen bei Preßburg; Wolk Gzner, Jurist, geb. 1841 in Prag. — Beim Artikel „Eger“ ist zu berücksichtigen, daß das dortige Mädchenlyzeum seit 1920 ein Mädchen-Reform-Realgymnasium ist.

Hans F. R. G ü n t h e r, Rassenkunde des deutschen Volkes. Vierzehnte, umgearbeitete Auflage. Mit 29 Karten und 564 Abbildungen. Verlag J. F. Lehmann, München 1930. Preis 12 Mark, geb. 14 Mark, in Halbleder 18 Mark.

Das Werk des nunmehrigen o. ö. Professors für Sozialanthropologie an der Universität Jena hat auch in dieser neuen Auflage wieder eine Vermehrung seiner Bilder erfahren, während der Text einerseits an notwendigen Stellen, z. B. in den Abschnitten über die fälische (daltische) Rasse, eine Erweiterung erfahren hat, wofür wieder weniger wesentliche Abschnitte gekürzt wurden, so daß der Umfang des Buches und damit auch der Preis unverändert bleiben konnte. Die volkswissenschaftliche Bedeutung der Rassenkunde und dieses bahnbrechenden Buches von Günther haben wir schon bei früheren Anlässen betont. Die in unserer Zeitschrift (1. 1928, S. 88) gebrachten Bemerkungen zur 12. Auflage wurden bei der Neuauflage berücksichtigt. Auf S. 291 heißt es nun statt „Deutschböhmen“ das „deutsche Sprachgebiet in Böhmen und Mähren“. Auch diesmal richten wir an unsere Leser das Ersuchen, selbst an der Verbesserung der „Rassenkunde des deutschen Volkes“ durch Zusenden von Bildern (Köpfe männlicher und weiblicher Personen, die für ein Gebiet besonders kennzeichnend sind) an den Verfasser oder Verlag mitzuwirken. Solche dürften namentlich aus dem tschechoslowakischen Schlesien und aus den deutschen Sprachinseln der tschechoslowakischen Karpatenländer (Slowakei und Karpatenrußland) willkommen sein.

Johannes B r e n d e l, Aus deutschen Kolonien im Kutschurganer Gebiet. Geschichtliches und Volkskundliches. Stuttgart 1930.

Dieses in den Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart (A. Kulturhistorische Reihe. Band 26) erschienene Werk verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil es aus eigener Beobachtung geschöpften, trefflichen volkswissenschaftlichen Stoff enthält. In den Einwanderungslisten der Dörfer sind auch zwei Deutschböhmen vertreten, ein 1808 aus Pstertroth (Böhmen) nach dem Dorfe Baden eingewandelter katholischer Maurer mit Namen Joseph Maszinn und ein aus Böhmischscheibe (Böhmen) stammender katholischer Landmann Wendelin Kidart, der sich um dieselbe Zeit in dem Dorfe Selz niederließ. Beide Ortsnamen sind verstimmt, beim ersten handelt es sich wohl um Voiterbreuth (Bez. Wildstein) oder Friedersreuth (Bez. Asch).

Gustav L e u t e l t, Die Königshäuser. Eine Erzählung aus dem Jfergebirge. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. 3. Auflage, 1922. Preis 20 Rtsch.

Am 21. September feierte der feinsinnige Dichter des Ffergebirges seinen 70. Geburtstag. Was er für das deutsche Schrifttum und insbesondere für das Sudetendeutschtum bedeutet, hat Robert Herzog in dem im gleichen Verlage erschienenen, ausgezeichneten Buch „Gustav Dautels, sein Leben und Schaffen“ geschildert. Leider scheint es, als ob die aus dem unmittelbaren Heimatlebens entsprungene, in der seelischen Erfassung des Volksmenschen einzigartigen Werke Dautels noch viel zu wenig bekannt sind. Für ihre Verbreitung in der Schule und Öffentlichkeit zu sorgen, ist eine Ehrenpflicht der Sudeten-Deutschen. Der in seinem innersten Wesen, aber auch in dem langsamen und sorgfältigen Schaffen, das nichts Unreifes und Unfertiges kennt, mit A. Stifter so eng verwandte Dichter, der sich selbst mit volkstümlichen Forschungen befaßt, bietet vor allem auch dem volkstümlich eingestellten Leser eine reiche Fülle von Anregung. Von seinen großen Werken „Die Königshäuser“, zuerst 1906 erschienen, „Das zweite Gesicht“ und „Hüttenheimat“ ist das erste in der angezeigten billigen Ausgabe mit einem Nachwort versehen, das auch kurze Angaben über das Leben Dautels bringt.

Zeitschriften

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). Das 3. Heft des 39. Jahrgangs (Neue Folge Band I.) enthält die Abhandlungen: R. Jarauisch, Der Zauber in den Isländerfagas; F. Dhrt, Zu den Jordansegen; W. Maas, Über deutsche Dorfbräute in Posen und die deutsch-polnische Sprachgrenze dortselbst. Aus den „kleinen Mitteilungen“ sind zu nennen: G. Jungwirth, Das Spandrehen im oberen Mühlviertel; † R. F. Raimdl, Beiträge zur Volkskunde Ostetropas. Eine reichhaltige Bücherchau und Nachweise von Fritz Boehm auf A. Hauffen und R. F. Raimdl beschließen das Heft. — Heft 1/2 des 40. Jahrgangs (Neue Folge Band II.), als Sonderdruck „Volkstümliche Studien“ dem hochverdienten Präsidenten der Rottegemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott zum siebzigsten Geburtstage dargebracht, vereinigt die Arbeiten von 36 volkstümlichen Forschern in den Abschnitten „Glaube, Brauch und Art des Volkes“, „Mündliche Überlieferung, Sprache“, „Namen“, „Volkskunst“, „Volkskunde und Auslandsdeutschum“ (G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkskunde; M. Miška, Volkskunde von Kolonie und Heimat) und „Volkstümdegeographie“.

Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Nr. 40 (Juni 1930) bringt die aufschlußreiche Rede „Fünfundzwanzig Jahre Verband deutscher Vereine für Volkskunde“, gehalten von John Meier in der Festigung des Verbandes am 21. Oktober 1929 in Berlin, ferner einen ausführlichen Bericht über die Berliner Tagung des Verbandes und eine eingehende Übersicht über die großzügige Tätigkeit des Verbandes (Sammlung der deutschen Volkslieder, Volkstümliche Bibliographie, Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde, Atlas der deutschen Volkskunde, Veröffentlichungen des Verbandes u. a.).

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bremen). Vom 8. Jahrgang (1930) liegen die ersten zwei Hefte vor. Aus den gediegenen Beiträgen seien erwähnt: W. Jasse, Bauopfer und Totenopfer; J. Konieho, Die volkstümliche Kultur der Halligenbewohner; J. H. Folkers, Zur Entwicklungsgeschichte des friesischen Hausbaues (mit dem Ergebnis, daß das in Nordwestdeutschland uraltheimische dreischiffige und einräumige Herd-Hallen-Haus sich frühzeitig differenziert haben muß in das Haus der friesischen Fischer und Viehzüchter, die nur geringen Sommergetreidebau trieben, und in das Haus der sächsischen Viehzüchter und Ackerbauer, dessen wichtigste Errungenschaften die „Grottdör“ und die befahrbare Diele anstatt der schmalen Stallgasse und der alten „Loosdör“ waren).

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). Aus dem Inhalt des 4. Heftes (August 1930): L. Woldert, Volksglaube und Astrologie in sächsischen Kalendern des 18. Jahrhunderts; G. Krawolle, „Es war einmal ein treuer Husar“ (Volkslied und Schlager), der zwei Eigenheiten des Schlagers feststellt: seine Eintropfigkeit und seine starke Bindung an den Tanz, welche bewirkt, daß seine Melodie der Zersingung meist widersteht und daß er — entsprechend der Tanzmode — nur eine kurze Lebensdauer hat.

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). Aus dem Inhalt des 28. Bandes (1929) sind die Beiträge hervorzuheben: R. G. Walter Best, Flurnamenforschung im Rahmen der modernen Volkskunde (der 1. Teil einer Frankfurter Doktorarbeit, mit einem Nachwort von Hans Naumann); Friedrich Maurer, Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen (von uns bereits im 2. Heft angezeigt); Walter Hegar, Die Verwandlung im Märchen (Zur Deutung der Abwehr- und Opferbräuche); Adolf Jacoby, Zur Geschichte der Osterfeier (mit vielen, neuen Belegen). In der „Bücherschau“ bespricht W. Anderson auf acht Seiten unser 1. Beiheft „A. Wesselsti, Der Knabenkönig und das kluge Mädchen“. Zugleich ist das sehr übersichtlich angeordnete Register zu Band XI bis XXV, zusammengestellt von J. Giesler, erschienen.

Das deutsche Volkslied (Wien). Das 6. Heft 1930 bringt Lammhäuserlieder aus Steiermark und aus Niederösterreich. Zeitgemäß ist der Beitrag von Rlier „Von Wunderdoktoren und von der Volksmedizin“, der Belege für die große Volkstümlichkeit des Wunderdoktors von Gallspach, Zeileis, bietet. Diesen besingen bereits Wiener Vieder auf fliegenden Blättern. So lauten zwei Gesänge aus einem von Fred Balan verfaßten, nach der Weise von „Kuckuck, Kuckuck, ruck's aus dem Wald“ zu singenden Liede:

6. Zeileis, Zeileis, dir liegt nix dran.

Die Int'ressenten und Patienten
Brauchen bald a — Zeileisenbahn!

7. Zeileis, Zeileis! brüll'n s' auch in Wean (Wien).

Man sagt: „Ein Star is's“ oder: „A Narr is's,
Der uns ausbind't an Zeil-Gisbär'n!“

Auch die Sagenbildung beschäftigt sich mit dem Wunderdoktor. Weil die in Stein gehauene Nachbildung eines einbigen Herrn des Gallspacher Schlosses in der Kirche des Dorfes an den vollbärtigen Wunderdoktor erinnert, ist unter den Bauern der Gegend der Glaube entstanden, daß Zeileis — in Wirklichkeit der Sohn eines Kesselflickers aus Mitteldeutschland und ehemaliger Metallarbeiter der „Wiener Werkstätte“ — der direkte Nachkomme des ersten Ritters von Gallspach ist. — Im 7. Heft teilt M. Wiezapret „Vier Volkslieder aus Braunau i. B.“ mit. A. König berichtet über die Förderung, die er beim Sammeln der nordböhmischen Volkslieder durch Dr. J. Pommer erfuhr, und R. Zoder bespricht eingehend neben anderen Neuererscheinungen auch die 1. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem ermäßigten Preise von 25 Ktsch., in Halbleinen gebunden 35 Ktsch., nachgeliefert. Mittellose Gemeindegemeinschaften können den gleichen Jahrgang unentgeltlich erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungestempelt) an den staatlichen Büchereinstruktur Dr. Anton Moucha in Prag III., Maltézské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft kann um den Preis von 20 Ktsch. bezogen werden.

Probehefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung. Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Briefumschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbestellung“ steht.

Die Bezieher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht, daß beim Postcheckamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben, liegen diesem Heft Erlagscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint im Dezember. Beiträge hiezu erbittet die Schriftleitung bis 15. November.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10.
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber und Leiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Bocelova 10

3. Jahrgang 1930

6. Heft

Sudetendeutsche Kolonisten in Oberflawonien

Von Egon Lendl

Bei der langsamen systematischen Erforschung unseres Südostdeutsch­tums ergibt sich die Tatsache, daß nicht nur Bewohner der Landschaften am Ober- und Mittelrhein, Elfaß-Lothringens und Württembergs Träger der deutschen Kolonisation nach den Südosten Europas gewesen sind, sondern daß auch Bayern aus allen Stammesgebieten und Schlesiern einen wesentlichen Bestandteil der Ansiedler gestellt haben. Einer größeren Unter­suchung wäre es wert, einmal den Anteil des Sudetendeutsch­tums an der deutschen Südostkolonisation festzustellen. An der Anzahl der Kolonisten steht das Sudetendeutschtum anderen Herkunftsgebieten weitaus zurück. Diese Erscheinung hängt mit der Tatsache zusammen, daß die Sudeten­gebiete vielleicht zu den jüngsten geschlossenen deutschen Volksböden gehören und daher noch nicht so durchkolonisiert sind wie andere binnendeutsche Herkunftsgebiete deutscher Kolonisten¹⁾. Eine besondere Bedeutung gewinnt aber das Sudetendeutschtum hinsichtlich der Art seiner Kolonisten, die, obwohl aus verschiedenen Stammesgruppen kommend, eine Reihe von seelischen Voraussetzungen gemeinsam haben. Dies ist vor allem die Tat­sache, daß sie in diesem Falle Grenzdeutsche sind, die erst auf verhältnis­mäßig jungem deutschem Volksboden gelebt haben. Im weiteren, daß gerade der Sudetendeutsche eine starke geschichtliche Wechselbeziehung zu einem slawischen Volkskörper, den Tschechen, hat und ihm daher die anders­sprachige Umwelt nicht so fremd ist wie einem westdeutschen Ansiedler.

An der Ostkolonisation beteiligen sich verschiedene sudetendeutsche Stammesgruppen. Die erste Stelle nimmt der bairische Stamm ein. Hier­her gehören die Siedler aus dem Böhmerwald, dem Egerland und aus Südmähren. Nordostböhmen, das ehemalige Österreichisch-Schlesien und Nordmähren stellt die zweite Siedlergruppe, die alle dem schlesischen Stamme angehören. Diese stammlichen Unterschiede zeigen sich deutlich in der mehr oder minder großen Fähigkeit dieser Menschen, an der deutschen Ostkolonisation mitzuwirken. Soweit wir heute sehen können, ist bei den Schlesiern als Neukolonisten ein relativ starkes Versagen zu bemerken, während die Böhmerwäldler und Egerländer durchaus ein geeignetes

¹⁾ Vgl. R u h n W., Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Münster 1930. S. 47.

Siedlerelement darstellen²⁾). Doch ergeben sich in dieser Hinsicht von vorne herein in den verschiedensten Gebieten Südosteuropas die mannigfachen Verschiedenheiten. Es besteht ein großer Unterschied, ob unsere sudetendeutschen Auswanderer mit anderen Deutschen, die schon eine Entwicklung als Menschen einer Sprachinsel mitgemacht haben, zusammenstoßen, oder mit Menschen, die unmittelbar aus ihrer Heimat im geschlossenen deutschen Sprachgebiet ausgewandert sind, zusammenkommen. Im ersten Falle werden unsere Sudetendeutschen die Träger der fortgeschritteneren Kultur und Zivilisationsentwicklung sein, im zweiten Falle die erst eingewanderten Binnendeutschen. — Walter Ruhn weist in seinem Buch über die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien diesen Gegensatz an dem Verhältnis zwischen Pfälzern und Deutschböhmen nach und zeigt, wie die primitiveren Deutschböhmen das völkisch und sprachinsel-biologisch sicherere Element sind. Sie zeichnen sich durch eine größere Selbsttätigkeit aus und erliegen nicht so sehr dem Drange stets neuen Boden zu erwerben, der sie oft dazu führt, in andersvölkischen Gemeinden auch als einzelne Familie Grund zu erwerben und in dieser Vereinzelung völkisch zugrunde zu gehen. Die Deutschböhmen breiten sich langsamer aus und besiedeln aber dann nur die nächsten Ortschaften um ihre Stammkolonie, so daß hiebei größere Sprachinseln entstehen, was für die weitere Entwicklung der deutschen Kolonien von großer Bedeutung ist. Während die Pfälzer, aus einer stark proletarisierten Landschaft kommend, wenig religiöse Menschen waren, treffen wir bei den Deutschböhmen eine tiefgläubige Bauernfrömmigkeit. Dies sind alles Momente, die uns in diesem Fall die größere Wertigkeit der Deutschböhmen gegenüber den Pfälzern klarlegen.

An einem Beispiel aus einem anderen Gebiet des Südostdeutschums soll nun der Fall besprochen werden, daß sudetendeutsche Kolonisten gegenüber anderen Deutschen das fortgeschrittenere Element darstellen. Es sind dies die sudetendeutschen Ansiedler in Oberflawonien.

In diesen Teil des kroatisch-slawonischen Zwischenstromlandes wanderten besonders nach dem Jahre 1865 zahlreiche Ansiedler der verschiedensten Nationen ein, darunter auch sehr viele Deutsche, die wir — abgesehen von einigen verschwindend kleinen Gruppen — in die ungarländischen „Schwaben“ und in die Sudetendeutschen trennen können. Für den im ganzen Südosten Europas gebräuchlichen Ausdruck „Schwaben“ wollen wir auch hier die Bezeichnung „Pfälzer“ für die aus Südwestdeutschland stammenden Siedler einführen, da diese Bezeichnung am ehesten der Wirklichkeit nahekommt³⁾). Das Verhältnis der Reise und die größere Fähigkeit, ein Kolonistenleben zu führen, ist in diesem Falle durchaus anders als in Galizien. Wenn wir nach den Gründen suchen, müssen wir vor allem feststellen, daß die Pfälzer schon Sprachinselmenschen gewesen sind, als sie nach Slavonien auswanderten. Die erste Auswanderung der Pfälzer aus ihrer Urheimat in die „schwäbische Türkei“ hatte

²⁾ Karascl A., Die Ansiedlung deutschböhmischer Waldarbeiter in unseren heimischen Westiden; „Heimat und Volkstum“, Beilage der Schlesischen Zeitung, Bielitz 1928, Nr. 49, 56 und 63.

³⁾ Vgl. Ruhn W. a. a. O. S. 43.

schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts eingeseht. In diesen 150 Jahren bis zur weiteren Übersiedlung nach Oberflawonien war es für die Pfälzer möglich, diese Umwandlung vom stark proletarisierten, innerlich ausgereiften Volkstum der rheinischen Landschaft zur primitiveren rein bäuerlichen Volksstruktur des ungarländischen deutschen Kolonisten zu vollziehen. Diese Veränderung des Lebensraumes brachte natürlich eine starke Auslese innerhalb des Volkskörpers mit sich, so daß alle Elemente, die zu schwach waren, sich in die neue Lage einzufügen und umzustellen, ausgeschieden wurden. Durch das Abreißen jedes Zusammenhanges mit der alten Heimat war auch eine langsame Einordnung in die primitive Wirtschaftsstruktur des europäischen Südostens klar gegeben. Für unsere Siedler aus Ungarn, die vor ungefähr 50 bis 60 Jahren weiter nach Slavonien zogen, bedeutete diese neuerliche Abwanderung ein Herausgerissenwerden aus der eben erst beginnenden Sprachinselreise der „schwäbischen Türkei“. Sie wurden wieder in eine noch primitivere Umgebung hineinversetzt, als es Ungarn gewesen war, in dem man — für den ganzen Volkskörper gesprochen — erst jetzt gerade langsam heimisch zu werden begonnen hatte. Diese Umsiedlung erforderte eine neuerliche seelische Umstellung und brachte eine weitere Auslese mit sich, wenn auch die Spannung zwischen alter und neuer Heimat in diesem zweiten Fall nicht so groß gewesen ist. Zu diesen ungarländischen Ansiedlern treten nun als zweite deutsche Kolonistengruppe die Sudetendeutschen. Diese sind Menschen aus dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet, wenn auch aus dem Grenzland. Zum Unterschiede von den Menschen der südosteuropäischen Sprachinseln sind sie weit mehr Träger westlicher Zivilisation und Wirtschaftsgeistes und daher mit den Lebensformen des Südostens nicht vertraut. Die südbungarischen Pfälzer waren daher befähigter, sich in die fremde Umgebung einzugewöhnen, die Rückständigkeit des Landes und seiner Wirtschaft auf sich zu nehmen und eine deutsche Dorfgemeinschaft aufzubauen. Sie erliegen auch weniger den Einflüssen ihrer Umwelt als die Sudetendeutschen. — Diese müssen eben erst Sprachinselmenschen werden, während die Pfälzer schon als solche ins Land gekommen sind. Bei der Frage des verschiedenen Verhaltens dieser beiden Siedlergruppen spielt sicher die verschiedene stammliche Grundanlage der Pfälzer und der Bayern, bzw. Schlesier auch eine Rolle, doch ist über diese Fragen erst bei einer größeren Stoffkenntnis über die einzelnen deutschen Siedlungen in Südosteuropa eine weitere und größere Untersuchung möglich.

Es dürfte bis jetzt noch wenig bekannt sein, daß unter den ungefähr 150.000 Deutschen in Kroatien-Slavonien eine große Anzahl Sudetendeutscher anzutreffen ist. Der Großteil der Deutschen stammt allerdings aus den benachbarten Gebieten der „Schwäbischen Türkei“, der Bačka und des Banates. Die Ausforschung der sudetendeutschen Siedler ist noch lange nicht abgeschlossen. Die hier gemachten Angaben beschränken sich nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet Oberflawoniens und des anschließenden Kroatiens, das wir am besten als die Flawasenke bezeichnen. Es ist dies das Land zwischen dem Moslavačka und dem Papukgebirge im Flußgebiet der Flowa, in der Umgebung der bekannten Badeorte Daruvar und Lipik.

In diese von katholischen Kroaten und orthodoxen Serben bewohnte Gegend wanderten besonders zahlreiche deutsche, tschechische, magyarische, slowatische und italienische Kolonisten ein, die nun seit 50 bis 60 Jahren in zum größten Teil vollklich gemischten Ortschaften leben. Der Anteil der Deutschen war von vorne herein ein bedeutender. Unter diesen stellen die Sudetendeutschen eine besondere Gruppe dar. Die Zahl ist gegenüber den Pfälzern weit geringer. Es gibt, soweit wir bis jetzt sehen können, auch keine Ortschaft, in der sie heute noch die Mehrheit der Kolonisten erreichen. Die sudetendeutschen Einwanderer sind heute fast ausschließlich Bauern mit mittlerem Besitzstand, nur an einigen Stellen treffen wir kleinere oder Zwergbesitze. In den Marktorfen treffen wir auch hier, wie im ganzen Südosten, aus den Sudetenländern stammende deutsche Handwerker und Gewerbetreibende.

In fast allen deutsch-katholischen Ansiedlungen leben Sudetendeutsche. Auch in ganz überwiegend slawischen Orten treffen wir oft eine oder die andere sudetendeutsche Kolonistenfamilie. Nur in wenigen Orten wohnen katholische Sudetendeutsche mit evangelischen Pfälzern beisammen. Die Sudetendeutschen sind im ganzen Gebiet unter dem Namen „Böhmen“ bekannt, wobei man erst bei näherer Fragestellung die Unterscheidung zwischen Deutschen und Tschechen zu treffen gewohnt ist. Übersieht man die Herkunftsgebiete unserer Kolonisten, so zeigt es sich, daß der Böhmerwald die größte Anzahl gestellt hat. Gerade im vorigen Jahrhundert sind viele Böhmerwäldler durch die Notlage in der Heimat gezwungen worden, auszuwandern. Der Großteil wandte sich allerdings nach Amerika. Heute treffen wir in der Flowasenke Leute aus der Umgebung von Winterberg, so in Miljanovac, und einige meist schon kroatisierte Familien in Trojeglava. Aus der Umgebung von Prachatitz stammende Siedler wohnen in Erbsto Seliste, Antunovac und Kutina. Nach Kapetanovopolje kamen die Leute aus Luffet und Wallern, aus Abrechtsried im Bezirk Schüttenhofen nach Filippovac. Die Anzahl der Böhmerwäldler ist schwer einzuschätzen, da noch zu wenig Angaben bekannt sind. Neben diesen bäuerlichen Ansiedlungen entstand schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Daruvar die Glashütte Johannesfeld-Ivanopolje, in der wahrscheinlich auch Glasarbeiter aus dem Böhmerwald arbeiteten. Überhaupt entstanden um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert in diesen innerflawonischen Waldbergen mehrere Glashütten, die vermutlich alle deutschböhmische Glashüttenarbeiter beschäftigten. — Es wäre einmal einer Untersuchung wert, wie weit die südosteuropäische Glashüttenindustrie auf Deutsche und besonders Sudetendeutsche sowohl als Unternehmer wie auch als Arbeiter zurückzuführen ist. Diese Glashüttenarbeiter waren in vielen Fällen die ersten Bahnbrecher der Kultur in den riesigen Urwäldern Südosteuropas¹⁾.

Eine weitere Gruppe sudetendeutscher Siedler, ebenfalls Angehörige des bairischen Stammes, sind die Südmährer. Sie kamen aus der Umgebung von Znaim, Nikolsburg und Auspitz und sind heute verstreut in

¹⁾ Vgl. Ra i n d l's Ansiedlungsgeschichte der Bukowina.

Dobrovac, Antunovac und in einigen Gemeinden um Bjelovar anzutreffen. Sie sind, soweit wir bis jetzt sehen können, die kleinste Gruppe sudetendeutscher Siedler.

Eine dritte Gruppe stellt der schlesische Stamm. In Blagorodovac leben einige Familien aus Nordböhmen, aus der Gegend von Braunau und Friedland. In Sirač treffen wir Nordmährer aus der Umgebung von Olmütz, ebenso in Miljanovac und Rutina. — In einer Anzahl von Orten ist mir das Vorhandensein von Sudetendeutschen bekannt, aber ihre nähere stammliche Einordnung war mir bisher nicht möglich. So zum Beispiel in Herzegovac, Daruvar, zum Teil in Antunovac, Dobrovac und Mjanit. Es scheint jedoch, daß westböhmisches Landschaften keine Siedler gestellt haben. Über die Entstehungsgeschichte ist im einzelnen noch nicht viel bekannt. Von den deutschböhmisches Glashüttenarbeitern, die schon vor 1865 ins Land kamen, wollen wir hier absehen. Die ersten bäuerlichen Ansiedelungen beginnen erst mit dem oben erwähnten Jahre. In diesem Jahre erscheint der Aufruf des Graf Janakovičischen Güterdirektors Stein, eines evangelischen Deutschen, der tüchtige Ansiedler, namentlich Deutsche, zum Roden der Wälder ins Land rief. Seit dieser Zeit strömen in besonders starkem Maße bis zur Jahrhundertwende Ansiedler ins Land, die nicht nur neue Siedlungen gründeten, sondern sich auch bald in alte slawische Dörfer, meist um geringes Geld, einkauften. Unter den ersten, zum größeren Teil aber unter den zweiten treffen wir bald auch Sudetendeutsche. Schon um 1870 sind Sudetendeutsche in Sirač und Miljanovac. Im Herbst 1882 kommen 17 Familien aus dem bairischen Wald aus der Umgebung von Frehung nach Rapetanovopolje, eine damals neu gegründete Ansiedlung. Von diesen bleibt nur eine Familie zurück; alle anderen ziehen wieder fort. 1883 kommen Böhmerwäldler aus Tuffet und Wallern. Von diesen kehren viele wieder in die alte Heimat zurück, so daß, um die Ansiedlung deutsch zu erhalten, 1886 ungarländische protestantische Pfälzer nachrückten. Jede Familie erhielt bei der Ansiedlung eine Hofstelle mit 8 Joch Grund, das Joch zu 40 fl. Im Jahre 1878 kamen 20 nordböhmisches Familien (meist Herrschaftskutscher und Tagelöhner) aus der Umgebung von Braunau und Friedland nach Blagorodovac, einer in der Flowaniederung neu angelegten Kolonie. Sie blieben nicht alle im Orte selbst, die Mehrzahl hat es jedoch zu rechtem Wohlstand gebracht. Um 1885 kommen auch die Südmährer ins Land. Zur selben Zeit wurde Dobrovac und Filipovac gegründet, wo sich auch Böhmerwäldler, Südmährer und andere Sudetendeutsche niederließen. In diesen beiden Orten herrscht Kleinbäuerlicher Besitz vor. Von den anderen Ansiedlungen deutschböhmisches Kolonisten fehlen noch nähere Angaben. Erst in den 90er Jahren kamen die Deutschböhmen nach Erbslo-Seliste und sogar noch 1920 werden 20 deutschböhmisches Vorarbeiter in der Glasfabrik in Daruvar angestellt. Als diese ihren Betrieb wieder einstellte, zog ein Teil fort, der Rest blieb aber im Land.

Neben diesen wenigen Angaben über die Entstehungsgeschichte der Ansiedlungen soll hier noch einiges über das Verhältnis der Sudetendeutschen zu ihren Umwohnern gesagt werden. Zu der anderen großen

deutschen Siedlergruppe, den Pfälzern, bestehen stärkere Beziehungen nur bei den Katholiken. Von den evangelischen Deutschen halten sich besonders die Böhmerwäldler aus religiösen Gründen streng getrennt. Sie gehen oft eher mit einem katholischen Tschechen oder Italiener eine Ehe ein als mit einem protestantischen Deutschen. In Kapetanowopolske ist auf diese Weise ein fremdes Bevölkerungselement in den sonst rein deutschen Ort eingerückt. In einigen Orten ist überhaupt die Tatsache festzustellen, daß die Sudetendeutschen zu den Tschechen, mit denen sie teilweise zusammen ins Land kamen, stärkere kulturelle Bindungen besitzen als z. B. zu den anderen Slawen^o). In Dörfern, wo sie mit einer größeren Anzahl von Tschechen beisammen wohnen, sind sie eher der Gefahr der Tschechisierung als der Kroatifizierung ausgesetzt. Es ist dies dieselbe Tatsache, die wir bei den schwedischen Kolonisten in Südrußland, bei den Franzosen im Banat, die zu Deutschen wurden, sehen. Übrigens kann man auch bei den ungarländischen Pfälzern in Slawonien, die mit Magyaren zusammenwohnen und magyarisiert werden, dasselbe beobachten, daß nämlich eine Entnationalisierung vorerst eine gewisse seelische Gleichstellung und gleiche kulturelle Höhe voraussetzt. Das Verhältnis zum slawischen Wirtsvolk ist, besonders den orthodoxen Serben gegenüber, ein ablehnendes, doch lange nicht so stark und schroff wie das der evangelischen Deutschen, die sich überhaupt als die besonderen Vertreter des Deutschtums fühlen. Betreffs der Anzahl der Sudetendeutschen in dem von uns besprochenen Gebiete läßt sich feststellen, daß von den 8000 deutschen Ansiedlern der Nowasjenke ungefähr der dritte Teil aus den Sudetenländern stammt. Auch in anderen Teilen Oberflawoniens, in der Drauebene, im Požeganer Feld und in der Umgebung von Slatina, gibt es Sudetendeutsche. Über diese Ansiedlungen soll später berichtet werden.

Sprachinselvskunde

Von Gustav Jungbauer

(Schluß.)*)

Verfehlt wäre es, den größeren oder geringeren Reichtum an Volksüberlieferungen aus der jeweiligen Stammeszugehörigkeit allein zu erklären. Hier spricht auch das Alter der Sprachinsel mit. Ältere Siedlungen werden im allgemeinen ärmer an volkskundlichen Erscheinungen sein als jüngere, die noch aus dem Born der alten Heimat schöpfen können. Und im Leben der Sprachinseln selbst wird die Stammsiedlung gewöhnlich die Volksüberlieferungen besser erhalten als die spätere Tochterfiedlung oder gar die Einsiedlung in einer andersvölkischen Ortschaft.

Man wird nicht selten auch eine Abschwächung von Stammeseigentümlichkeiten im Verlaufe des Sprachinsellebens beobachten können. Die

^o) Vgl. Ruhn W., „Die deutschen Siedlungen bei Kamionka Strunilowa“ in den Deutschen Blättern für Polen, V. Jahrg., 11. Heft. Franze G., Die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland in „Karpathenland“, III. Jahrg., 2. Heft.

*) Aus Raummangel stark gekürzt.

Besiedler von Sinjat hätten seinerzeit fruchtbaren Boden in der Ebene um Munkatsch erhalten sollen. Als sie die ungewohnte Ebene und in der Ferne das schöne, an die verlassene Böhmerwaldheimat erinnernde Waldgebirge sahen, beharrten sie in echter Böhmerwäldler Eigentöpferei auf Zuweisung von Grundstücken im Bergwalde, wo sie, wie sie angaben, auch frisches Trinkwasser hätten. Denn das Trinkwasser der Ebene war ihnen von Anfang an widerlich. Heute wäre den Sinjatern die fruchtbare Ebene lieber.

2. Der Auslesevorgang bei der Schaffung der neuen Heimat.

Dieses Beispiel zeigt uns, wie der Sprachinselmensch gezwungen war, sich an die neue Heimat anzupassen. Anderswo mußte sich eben der Auswanderer, der in seiner Berglandheimat frisches, rinnendes Wasser aus dem Röhrbrunnen zu trinken gewohnt war, an das stehende, geschmacklose Trinkwasser des Flachlandes gewöhnen. In seiner Ernährung trat gar oft eine Veränderung ein, indem ihm etwa bisher nicht gekannte Bodenerzeugnisse und Früchte zu wichtigen Nahrungsmitteln wurden. Oder es zwang ihn das ganz andere Klima zu einer Änderung in seiner Bekleidung.

Die ersten Siedlerjahre, in der diese Anpassung an die neue Heimat besonders auch in körperlicher Beziehung erfolgen muß, sind in fast allen Sprachinseln von den gleichen traurigen Erscheinungen begleitet. Krankheiten und Entbehrungen bringen den Schwachen, wenn sie nicht rechtzeitig in die alte Heimat zurückwandern, den sicheren Tod. Nur die Gesunden und Starken erhalten sich. Dieser Auslesevorgang ist sehr wichtig. Denn wenn die Notjahre vorbei sind, bleibt ein „gestählter und geläuterter Menschenschlag“ übrig, der körperlich und geistig allen Vorbedingungen für einen Aufschwung der Siedlung entspricht. Es stehen auch da wieder die kinderreichen Menschen an erster Stelle, was in der Folge fast immer zur baldigen Gründung einer Tochterfiedlung und zu den alle Sprachinseln, die ihren Überschuß in keine Stadt abgeben können, kennzeichnenden Bodenhunger führt¹⁾.

Die oft Monate dauernde Zeit der Auswanderung und diese ersten Notjahre sind eine volkshundlich schwerwiegende Übergangszeit. Denn hier vollzieht sich die Verkümmernng und oft auch der völlige Schwund volkshundlicher Erscheinungen. Dies wird besonders im Brauchtum offenbar. Jahresbräuche, die mit kirchlichen Festen verbunden sind und daher fester im Gedächtnis haften, können sich erhalten, während andere, bei welchen diese Vorbedingung fehlt, leicht verloren gehen. Die Armut und Not dieser Übergangszeit verhindert Brauch und Prunk bei Geburten (Läufen), Hochzeiten und Begräbnissen. Bei dem in dieser Zeit nicht seltenen Massensterben an epidemischen Krankheiten war ein feierliches Beerdigen geradezu unmöglich. Als im Winter 1805/06 mehr als die halben Bewohner von Neuburg bei Odessa durch die Ruhr dahingerafft wurden, war an eine Leichenzeremonie nicht zu denken: „... die Toten wurden in ihre gewöhnlichen Kleider, andere in ein Stück Leinwand gewickelt, sieben bis zehn auf einen Wagen geladen, auf den Begräbnisplatz gebracht, und ohne Sarg der Erde

¹⁾ Vgl. R u h n, Naturgeschichte S. 80f.

übergeben.“¹⁾ Von der Siedlung Zürichtal in der Krim wird überliefert, daß in wenigen Jahren die Hälfte der Einwanderer zu Grunde ging. „Namentlich starben im Frühjahr 1812 nahe an 40 erwachsene Personen am hitzigen Fieber, und zu arm, um den Toten die letzte Ehre zu erweisen, wurden sie ohne Bahre und Reichenzug in Lumpen der Erde übergeben.“²⁾

Es ist begreiflich, daß auch die mitgenommene Tracht in solchen Notjahren verloren geht. Die Deutschböhmen im Banat hatten in den ersten Jahren bald einen solchen Mangel an Kleidern, daß sie „aus Lein- und Tischtüchern Hemden, und aus den dunkelfärbigen, kaltenreichen Wollentitteln, die noch aus der alten Heimat stammten, Spenzer und Westen verfertigten.“³⁾ Im Wohnwesen führte die erste Notzeit den Auswanderer gewöhnlich in ganz urtümliche, einfache Verhältnisse zurück. So sahen sich die aus Hannover und Oldenburg von 1858 an nach Tschermani (Slowakei) Eingewanderten anfangs unter freiem Himmel gestellt „als Besitzer eines Gebietes, dessen größter Teil bis zur Undurchdringlichkeit mit Wald und Gestrüpp überwachsen war, ein Teil Weide und nur wenige Gründe Ackerland.“⁴⁾ Man mußte Notwohnungen errichten. Die aus dem Böhmerwald Ausgewanderten, z. B. in Sinjač, pflegten Dachhütten zu erbauen, wie sie die Holzhauer des Böhmerwaldes, die eine ganze Woche im Walde verbringen, als Behausung benutzen. Man kann wohl annehmen, daß Menschen, die monatelang in solchen Unterkünften oder in Erdhütten⁵⁾ zugebracht haben, beim Beziehen und Bewohnen der nach und nach errichteten Häuser nicht die gleichen Ansprüche stellen wie der an eine Wohnkultur geringerer oder höherer Art gewöhnte Altsiedler.

Wenn auch in manchen Fällen die ersten Siedlerjahre Vorteile mit sich brachten — die Sinjačer durften z. B. in den ersten Jahren frei der Jagd und dem Fischfang nachgehen und konnten sich Holz nach Belieben aus dem Walde holen —, so waren sie doch eine Zeit der härtesten Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, eine Zeit des zähesten Kampfes mit Wildnis, Wald und hartem Boden, zuweilen auch mit Lug und Trug der Vorgesetzten und Behörden. Die Urbarmachung des Bodens und der Aufbau neuer Siedlungen wurde meist durch den Mangel an geeignetem Werkzeug und Gerät erschwert. Und da hat sich immer wieder die Wahrheit des Wortes „Not macht erfinderisch“ gezeigt. Der Jungsiedler lernte den Blick schärfen und die scheinbar nutzlosesten Dinge für sich zu gebrauchen. Die Not zwang ihn zu neuen ausgeflügelten Arbeitsweisen. So kamen die Böhmerwäldler im Banat, nachdem sie zuerst den Urwald auf eine unpraktische Art gerodet hatten⁶⁾, zu dem folgenden Vorgehen: „Alle Bäume auf der niederzuliegenden Waldfläche wurden talaufwärts nur bis zur Hälfte

¹⁾ G. Reibbrandt, Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien. Stuttgart 1926. S. 48.

²⁾ B. Schirmunski, Die deutschen Kolonien in der Ukraine. S. 33.

³⁾ Graßl a. a. D. S. 54.

⁴⁾ G. Willischer, Cermanh. Prag 1928. S. 13.

⁵⁾ Vgl. W. Kuhn, Die Entstehung der deutschen Siedlungen. Deutsche Blätter in Polen. III. Posen 1926. S. 536 (Vom Deutschtum in Wolhynien). Hier (S. 533 Anm.) berichtet Kuhn auch über die tschechischen Siedler in Wolhynien.

⁶⁾ Graßl a. a. D. S. 30.

ihrer Dide so eingehauen, daß sie beim Fallen den zunächst untenstehenden treffen und niederdrücken mußten. Die zuhöchststehenden wurden dann möglichst gleichzeitig zum Fallen gebracht, und eine oft Fochse messende Waldfläche auf einmal niedergelegt.“¹⁾

Die seelische Umformung des Jungfiedlers erfolgt so mehr in der Richtung, daß seine Findigkeit und Fertigkeit, seine Latkraft, sein Fleiß und sein praktischer Sinn gesteigert werden. Der Sprachinselmensch wird nach außen hin härter, strenger und rücksichtsloser, was nicht zum mindesten auch durch „das Fremdbleiben im fremden Volke, die bittere Trennung von der Gemeinschaft mit dem Muttervolke, die stetige Kampfbereitschaft und Spannung“²⁾ verursacht wird.

Andererseits führt dieses Alleinsein inmitten einer fremden Welt auch zu einer Verinnerlichung und Vertiefung, die sich vor allem im religiösen Leben äußert. Der fromme Gottesglaube ist ein besonderes Kennzeichen des Sprachinselmenschen. Und die Religion ist eine der stärksten erhaltenden Mächte bei zahlreichen Volksgütern. Das geistliche Volksslied und Volksschauspiel, das beim Binnen- und Grenzlanddeutschen im Absterben oder schon ganz verschwunden ist, lebt in vielen Sprachinseln ungeschwächt fort. Auch im religiösen Leben ist in der Übergangszeit das Zurückgreifen auf urtümliche Formen zu beobachten. Die Egerländer, die von 1823 an die Gegend um Machliniec in Galizien besiedelten, schmückten in den ersten Jahren, als sie weder ein Gotteshaus noch einen Geistlichen besaßen, eine mächtige hohle Eiche mit Bildern und beteten dort an Sonn- und Feiertagen den Rosenkranz³⁾.

Das gemeinsame Gebet ist überhaupt in Sprachinseldörfern ohne Kirche oder ohne Geistliche üblich. Gewöhnlich betet der Vorsteher oder eine ältere Person vor. An diesen Andachten nehmen alle teil, sie fördern nicht wenig das in Sprachinseln ohnehin stark vorhandene Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl. In Deutsch-Mokra, wo man daheim vor der Frühsuppe den Englischen Gruß und dann das Morgengebet verrichtet und wo bei jeder Mahlzeit vor und nach dem Essen gebetet wird, beten die Waldarbeiter im Holzschlag abends zusammen verschiedene Gebete. Früher pflegten sie zur Zeit der Messe einen Rosenkranz zu beten. Das gemeinsame Gebet mag hie und da auch die Erscheinung erklären, daß Sprachinselmenschen zur religiösen Settenbildung neigen. Doch müßte hier in jedem Falle auch die Stammeszugehörigkeit berücksichtigt werden. Neigung zur Settenbildung dürfte beim Schwaben oder Schlesier früher vorkommen als etwa beim Bayern.

Sinn für Kunst und Wissenschaft wird auch bei gar manchen Jungfiedlern vorhanden sein, aber es fehlt die Zeit und Ruhe zur Betätigung. Und diese erscheint allzuerst wieder auf religiösem Gebiete. So hat der schon oben (S. 199) erwähnte Anton Schneider in Machliniec, der noch in der alten Heimat, in Michelsberg bei Plan (Westböhmen) geboren worden war,

¹⁾ Ebd. S. 55.

²⁾ R u h n Naturgeschichte S. 96.

³⁾ R. F r i s c h, Egerländer Sprachinseln in Galizien. Halbmonatsschrift Win-
telried. 7 (1928) S. 37—41.

neben mehreren Kreuzigten auch den Marienaltar in Machliniec und die Figuren über der Kommunionbank in Felizienthal geschnitzt. Den hl. Johann von Nepomuk, der in einem später errichteten Häuschen zwischen zwei Bauerngehöften in Machliniec steht, schnitzte er in den 50er Jahren, die



Werke des Bildschnitzers Anton Schneider in Machliniec.

Standbilder des Petrus und Paulus, die ursprünglich weiße Gewänder mit goldenen Borten hatten und vor vier Jahren auf Geheiß des Pfarrers braun und rot lackiert wurden, weil die Juden damals Kleider in solchen Farben getragen hätten, erst in den 80er Jahren¹⁾. Im Laufe der Entwicklung einer Sprachinsel und bei Eintritt eines entsprechenden Wohlstandes ändern sich sonst im allgemeinen die Verhältnisse. Es erwachen geistige Bedürfnisse und es kann, wie im heutigen Machliniec, endlich der Fall eintreten, daß die mündlich fortgepflanzte Volkserzählung (Sage, Märchen u. a.) ganz verschwindet, weil die Bevölkerung nichts mehr erzählt, sondern lieber die aus der Ortsbücherei entlehnten Bücher liest. Allerdings ist Machliniec als eine derzeit mehr bürgerlich-städtisch eingestellte, wohlhabende Siedlung eine Ausnahme. In den meisten deutschen Dörfern der Karpathenländer sind Bücher oder Zeitungen eine Seltenheit.

3. Der Einfluß des neuen Umlandes.

Die geographische Lage der Siedlung kann für ihren Bestand selbst entscheidend sein. Von den deutschen Siedlungen in der Slowakei haben sich die von Natur aus geschützten um Kremnitz und Deutsch-Proben fast

¹⁾ Nach Mitteilungen des Herrn cand. phil. Franz Böhm (Prag), von dem auch die beiden Aufnahmen beige stellt wurden.

ungefchmälert bis auf unsere Tage erhalten, während die Verflorung der deutschen Oberzips neben anderen Gründen auch auf ihre offene und dem Verkehr günstige Lage zurückgeführt werden kann¹⁾.

Deutlicher als in diesen alten Sprachinseln lassen sich in den jungen Siedlungen der letzten zwei Jahrhunderte die Veränderungen beobachten, welche im wirtschaftlichen und kulturellen Leben durch die Bodenbeschaffenheit und das Klima verursacht werden. Oft war die Übergangszeit eine bittere Lehrzeit. Die Banater Siedler fanden erst nach einigen Jahren, daß in ihrer neuen Heimat die Viehzucht viel lohnender sei als der Ackerbau. Sie stellten sich dementsprechend um und das von ihnen gezüchtete Vieh wurde bald dem rumänischen vorgezogen²⁾. Die Auswanderer aus dem Schönhengst wieder erkannten erst nach vielfachen Mißerfolgen, daß der schwere südrussische Steppenboden sich besser für Winterweizen als für Roggen eignet, keinen Dünger, der besser als Heizstoff verwendet wird, verträgt und das Jauchensaß unnötig macht, ferner daß das reichlich vorhandene Weideland gestattet, von der Stallhaltung des Viehes abzusehen³⁾. Umgekehrt haben die deutschen Siedler in Galizien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die dort bis dahin unbekannte Düngung, sowie die Stallhaltung und ordentliche Wartung des Viehes erst eingeführt und außerdem auch als erste Erdäpfel gesetzt, weshalb diese bei den Einwohnern den Namen „Schwabst“ erhielten⁴⁾. Auch im Banat wurden die „böhmischen“ Erdäpfel erst von den Siedlern eingeführt⁵⁾.

Solche Umstellungen im Wirtschaftsleben, etwa vom Ackerbau zur Viehzucht oder von der anfangs vielleicht vorherrschenden Waldarbeit oder vom Bergbau zur Landwirtschaft allein, äußern sich volkstündlich darin, daß die mit der aufgegebenen Wirtschaftsform verbundenen Erscheinungen eine Änderung erfahren oder auch ganz verloren gehen können. Namentlich im Hausbau, im Ausbau der Scheuern oder Stallungen, dann aber auch in der Nahrung und Kleidung werden solche Veränderungen offenbar, nicht weniger aber auch im Sprachlichen, da bei einer Übernahme von Wirtschaftsformen und allem damit zusammenhängenden Stoff und Gerät auch die Ausdrücke entlehnt zu werden pflegen.

Neben der Art des Erwerbslebens, dann auch neben den eine ebenfalls nicht geringe Rolle spielenden Verkehrsverhältnissen und der damit zuweilen gegebenen Abhängigkeit von einer in der Nähe liegenden Stadt ist für die Sprachinsel von besonderer volkstündlicher Bedeutung, ob sie im Gebirge oder in der Ebene liegt. Schon von vornherein ist es schwer denkbar, wie etwa aus einer Gebirgs- oder Waldlandschaft erwachsene Sagen der Siedler in der neuen Heimat weiterleben können, wenn diese in einer baumlosen Ebene liegt. Es läßt sich aber auch feststellen, daß das Leben im

¹⁾ Vgl. R. Eckert, Die deutschen Siedlungen in der Slowakei. (Karpatenland 1 [1928] S. 8ff.)

²⁾ Graßl a. a. O. S. 55, 73f.

³⁾ Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 21.

⁴⁾ R. F. Kaundl, Die deutsche Kulturarbeit in Galizien. (Karpatenland 1 [1928] S. 59.)

⁵⁾ Graßl a. a. O. S. 72. Es zeigte sich aber bald, daß der neue Boden für diese „böhmischen“ Erdäpfel ungeeignet war.

Gebirge und in der Ebene im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage — dort meist Armut, hier Wohlstand — auf den Charakter des Sprachinselmenschen abfärbt, daß sich auch hier die Gegensätze ergeben wie sonst in der Welt zwischen den Gebirgsbewohnern und Flachlandmenschen. Den Unterschied zeigen gut die drei deutschböhmisches Siedlungsgruppen in Ostgalizien. In der Ebene am unteren Strh (Hauptort Machliniec) leben aus dem Egerlande stammende behäbige und schwerfällige, wohlhabende Bauern, im Gebirge am oberen Strh (Hauptort Felizienthal) und an der oberen Swica (Hauptort Sudwitowka), besiedelt von Böhmerwäldlern und Egerländern, ist ein lustiger, etwas weicher Menschenschlag daheim. Man singt gern in diesen armen Gebirgsdörfern, trinkt und raucht aber auch zuweilen, z. B. in Sudwitowka, und ist im ganzen viel lebhafter und beweglicher als in der fruchtbaren Ebene¹⁾. Die Gebirgler haben auch bedeutend höhere Geburtsziffern²⁾.

Die Fruchtbarkeit des Bodens bewirkt, daß sich in Sprachinsellorten der Ebene nicht selten mit der Zeit ein größerer wirtschaftlicher Fortschritt und Wohlstand entwickelt als in der alten Heimat. Machliniec ist hiefür ein treffliches Beispiel. In Zarewitsh in der Krain stellte man schon sieben Jahre nach der Einwanderung (1869) die erste Puzmaschine ein und schon 1882 — früher als in den Mutterdörfern des Schönhengstgaaues — besaß der Ort die erste Dreschmaschine³⁾.

4. Der Einfluß des Umbolkes.

Dieser wird hauptsächlich von dem Kulturgefälle zwischen den Siedlern und dem Umbolke bestimmt. Dort wo die wirtschaftlich und kulturell rückständige einheimische Bevölkerung in den neuen Siedlern selbst „Herren“ sah — im Banat z. B. wurden die angekommenen Deutschen von den Rumänen mit „Jugune“ (Herr) angesprochen⁴⁾ —, ist es selbstverständlich, daß sich bei den Siedlern ein ausgesprochenes Herrengefühl entwickeln mußte, das bei beginnendem Wohlstande und dann, wenn das ganze Gefinde der bodenständigen Bevölkerung angehörte und der Besitzer nur „Herr“ und nicht auch Arbeiter oder Mitarbeiter war, noch mehr verstärkt wurde. Aus diesem Herrengefühl und dieser Überlegenheit erklärt sich das Schwinden oder Verkümmern mancher volkstümlicher Überlieferungen, so insbesondere aller Bräuche, die mehr oder minder Bettelbräuche sind, wie Umzüge bei verschiedenen Anlässen u. a.⁵⁾

Andererseits wird dort, wo ein großer Abstand zwischen den deutschen Siedlern und der einheimischen Bevölkerung besteht, seltener eine Beeinflussung und ein Übernehmen von sprachlichen und sachlichen Volksgütern stattfinden als dort, wo eine annähernd gleiche Kulturhöhe vorliegt. Diese begünstigt auch Mischeiraten und kann so nicht allein zur Vermischung

¹⁾ Nach Mitteilungen von Herrn cand. phil. Rudolf Schreiber (Prag).

²⁾ Vgl. W. Ruhn, Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien, S. 105.

³⁾ Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 21.

⁴⁾ Graßl a. a. O. S. 7.

⁵⁾ Vgl. G. Jungbauer, Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei. (Deutsche Volkskunde im außereuropäischen Osten. Berlin u. Leipzig 1930). S. 14j.

volkstümlicher Überlieferungen, sondern schließlich zur völligen Entnationalisierung führen.

An sprachlichen Ausdrücken übernimmt der Sprachinseldeutsche von den fremdvölkischen Ummwohnern zunächst ihre Lieblingswörter, die so häufig gebraucht werden, daß sie ihm vom ersten Tage an auffallen. Die Einwanderer nach Rußland haben in einzelnen deutsch-russischen Mischliedern selbst Verzeichnisse solcher Alltagswörter geliefert¹⁾, die auch allen, die in russischer Kriegsgefangenschaft waren, noch heute bekannt sind. Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland gebrauchen auch heute noch solche Wörter der magharischen Sprache, z. B. das Flickwort „hät“ oder das Wort „bacsí“ (Onkel), mit dem jeder ältere oder verheiratete Mann bezeichnet wird. In der Böhmerwaldsiedlung Sinjak wird es fast im gleichen Sinne gebraucht wie das Wort „Bekter“ im Böhmerwald, mit dem man nicht allein einen Verwandten, sondern auch ältere Männer anspricht.

Ferner übernimmt der Sprachinseldeutsche neben Flurnamen besonders oft Tier-, Rose- und Schimpfnamen, dann Ausdrücke für Geräte und Nahrungsmittel²⁾. In Deutsch-Motra haben die Rühje meist slawische (ruthenische), die Pferde magharische Namen³⁾. Wenn in den nordungarischen Siedlungen die ehemaligen Böhmerwälder den Kumpf (Weßsteinbehälter) „Tschot“ (nach maghar. tok = Futteral, Gehäuse) benennen, so beweist dies, daß die Einwanderer bei ihrer Ausreise den Kumpf mit anderen, nicht unmittelbar notwendigen Geräten und Werkzeugen zurückließen und in der neuen Heimat mit der Sache auch den neuen Namen übernahmen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß der Sprachinseldeutsche, bei dem sich stets eine ganz besondere Fähigkeit im Erlernen von Fremdsprachen, die den Bewohnern seiner Stammheimat zuweilen abgeht, entwickelt, der meist drei bis vier Sprachen gut beherrscht, seine Muttersprache trotzdem ziemlich rein bewahrt. Eine Eigentümlichkeit, die z. B. auch beim Besen des Märchens „Die Wunderlampe“ im letzten Heft auffällt, ist die besondere Wortstellung im Satze und vor allem das Voranstellen des Zeitwortes nach slawischem Vorbild.

In der Volksdichtung zeigt sich der sprachliche Einfluß der Umwelt nicht selten in der Kinderdichtung, die besonders dort, wo die Kinder eine nichtdeutsche Schule besuchen, Ausdrücke der fremdvölkischen Bevölkerung aufnimmt⁴⁾. Beim Volkslied ist die Übernahme von Weisen häufiger als die von ganzen Liedern. Fremdsprachige Lieder werden aber auch in manchen Sprachinseln gesungen, wenn der vorhandene Liederschatz nicht mehr genügt⁵⁾. In fast allen Sprachinseln des Ostens aber äußert sich ein starkes Vorwiegen der slawischen oder magharischen Tanzmusik, die vor allem dort verständlich ist, wo der wohlhabende Deutsche es als

¹⁾ Vgl. G. Schünemann, Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland. München 1923. Nr. 264 u. bes. Nr. 265.

²⁾ Vgl. R. Gusiñde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien. Breslau 1911. S. 141.

³⁾ Vgl. unsere Zeitschrift 3 (1930) S. 86.

⁴⁾ Vgl. Jungbauer, Die deutsche Volkskunde in der Tschechoslowakei S. 11f.

⁵⁾ Vgl. Ruhn Naturgeschichte S. 105f.

ungehörig und erniedrigend betrachtet, eigenen oder gar fremden Deuten etwas vorzuspielen. Dies gilt übrigens auch für binnendeutsche Landschaften mit einem ausgeprägten Großbauernstand, wo der stolze Bauer sich von Musikern aus dem Handwerker- oder Häuslerstande aufspielen läßt. Nur tritt hier an deren Stelle der fremdvölkische Musiker, der damit auch seine Volksmusik zur Geltung bringt.

Natürlich kommt es gerade beim Volkslied und der Volksmusik darauf an, mit welchem Umwelt es der Deutsche zu tun hat. Die Schönhengster in der Krim haben viele Volkslieder bewahrt, die man in der alten Heimat heute nicht mehr hört¹⁾. Diese war den Einflüssen der ausgleichenden modernen Kultur ausgesetzt, jene aber mußten das alte Erbgut festhalten, weil es keinen Zustrom aus dem Mutterlande gab und weil eine Entlehnung von Sanggut bei den umwohnenden Tataren nicht in Frage kam.

Sehr stark ist der Einfluß der Umwelt bei den Sagen. Über die entwicklungsgeschichtlichen Grundlagen des Sagenausgleiches zwischen Sprachinsel und Umwelt hat A. Karafat wertvolle Untersuchungen geliefert²⁾. Gleiche Untersuchungen über das Märchen stehen noch aus, ebenso vergleichende Arbeiten zum Rätsel, Sprichwort und zu anderen Arten der Kleindichtung, ferner zu der im Sprachinselleben besonders wichtigen Volksmedizin und zum Volksglauben.

Am stärksten ist die Entlehnung bei der gegenständlichen Volkskunde. Haus und Siedlung sind durch die Bodenbeschaffenheit, durch den vorhandenen Baustoff, durch das Klima und die besonderen Wirtschaftsformen bedingt. Hier mußte der deutsche Siedler nicht selten bei den Umwohnern die Muster suchen. So haben die Bewohner von Tschermani die Strohdachbauten ihrer Heimat aufgegeben³⁾. Die deutschen Siedler von Hirschendorf südöstlich von Riga haben manches von den lettischen Bauern übernommen, um als Süddeutsche mit dem schwierigen Klima fertig zu werden⁴⁾. Im Wirtschaftsleben ist zu beachten, daß dort, wo nichtdeutsche Arbeiter beschäftigt werden, diese die Arbeit, z. B. die Aufstellung der Getreidegarben, in der daheim gewöhnten Weise machen und so bei den deutschen Besitzern dauernd einführen können⁵⁾.

5. Der Einfluß der Staatszugehörigkeit

Es ist richtig, daß Schicksal und Entwicklung des Auslandsdeutschtums und damit auch der Sprachinseln vor allem durch die jedem Volkstum innewohnenden biologischen Kräfte bestimmt werden und daß im besonderen alle politischen Kräfte nicht beständig wirken und nicht aus dem Wesen der Sprachinsel selbst erwachsen⁶⁾. Und rein geschichtlich gesehen, mag die jeweilige Staatszugehörigkeit wenig bedeuten, zumal dann, wenn es sich um große geschlossene Massen, wie bei den Deutschen in Siebenbürgen, und nicht um eigentliche Sprachinseln handelt. Volkskundlich aber ist der Einfluß der jeweiligen Staatszugehörigkeit von einer Bedeutung.

¹⁾ Vgl. unsere Zeitschrift 2 (1929) S. 23.

²⁾ Vgl. ebd. 3 (1930) S. 59.

³⁾ Vgl. Jungbauer a. a. O. S. 15.

⁴⁾ Mißla, Volkskunde und Auslandsdeutschtum a. a. O. S. 140.

⁵⁾ Derselbe, Volkskunde von Kolonie und Heimat, (ZfVf. 40 [1930] S. 207.)

⁶⁾ Vgl. R u h n Naturgeschichte S. 68f.

die nicht unterschätzt werden darf. Mögen es zum Teil nur Außerlichkeiten sein, die da zunächst in die Augen fallen, so sind solche doch auf die Dauer auch bestimmend für die geistig-feelische Eigenart des Sprachinselmenschen. Man darf ferner nicht übersehen, daß der Einfluß des Staatsvolkes auf die Minderheiten in früheren Zeiten, in welchen die Schule noch keine Rolle spielte, weniger bedeutete als heute, wo das Schulwesen ausgebildet ist und Gelegenheit gibt, das heranwachsende Geschlecht in oft entscheidender Weise nach dieser oder jener Seite hin zu beeinflussen¹⁾.

In den deutschen Sprachinseln des ehemaligen Oberungarn fehlte — von der Zips abgesehen — eine deutschbewusste, führende geistige Oberschicht. Das nordungarische Deutschtum hatte wohl eine Reihe tüchtiger Männer hervorgebracht, die aber, durch und durch magharisch eingestellt, dem eigenen Volkstum wenig Verständnis und Liebe entgegenbringen konnten. Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß geistige Begabungen in solchen Sprachinselgruppen selten ein Feld der Betätigung finden und geistig wieder zu Binnendeutschen werden oder, was gewöhnlich der Fall ist, zu dem fremden Volke übergehen, „besonders wenn dieses, wie Polen und Magyaren, in seinen städtischen Schichten Glanz und gesellschaftliche Anziehungskraft zu entfalten imstande ist“²⁾ oder bessere Möglichkeiten zum Vorwärtkommen bietet³⁾.

Überhaupt offenbart sich der Einfluß der Staatszugehörigkeit vor allem bei der männlichen Bevölkerung, deren Arbeit sich mehr in der Öffentlichkeit abspielt, die während der militärischen Dienstzeit und im Verkehr mit den gewöhnlich dem Staatsvolk entnommenen Beamten manches übernimmt, wovon der ans Haus und Heim gebundene weibliche Teil der Bevölkerung unberührt bleibt. Diese Anpassung gerade von männlicher Seite zeigt sich in den ehemaligen ungarischen, jetzt tschechoslowakischen Karpathenländern am deutlichsten darin, daß die Mädchen und Frauen fast durchwegs deutsche Taufnamen haben, während bei den Männern magharische (Lajos für Ludwig, Ferencz oder Feri für Franz, Pista = István für Stephan u. a.) sehr beliebt sind. Und es ist wahrscheinlich, daß im Laufe der Zeit an Stelle dieser magharischen Namen slawische treten werden. Denn immer mehr beginnt jetzt der Tscheche an die Stelle des früher herrschenden Magyaren zu treten. So werden z. B. die früheren magharischen Bezeichnungen auf den Geschäften auch in Gegenden, in welchen man noch vor 12 Jahren von den Tschechen überhaupt nichts wußte, durch tschechische abgelöst. Das Gasthaus und Gemischtwarengeschäft des Franz Oberbüchler in Deutsch-Mokra hat heute die Aufschrift:

František Oberbüchler
obchod hostinec
Geschäft Gasthaus.

¹⁾ Für die deutschen Sprachinseln im ehemaligen Oberungarn wurde namentlich das Appontische Schulgesetz vom Jahre 1907 verhängnisvoll, das die Magharisierung des ganzen Schulwesens in Ungarn zum Ziele hatte.

²⁾ W. R u h n, Die Erforschung der jungen deutschen Sprachinseln Galiziens, (Karpathenland 1 [1928] S. 101.)

³⁾ Vgl. E. W i n t e r, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland, Münster i. W. 1926. S. 13f.

Dieser Wandel erstreckt sich sogar auf die Schreibung der Familiennamen. Im gleichen Orte schrieb sich die Familie Zauner im alten Ungarn Czauner, woraus jetzt die dem Tschechischen angepasste Form Cauner wurde. In gleicher Weise wurde aus dem deutschen Ziller über Cziller ein Ciller, aus Zepezauer über Cepezauer ein Cepecauer.

Ein Wechsel der Staatszugehörigkeit kann auch auf religiösem Gebiete Folgen nach sich ziehen. In einem deutschen Dorfe Karpathenrußlands klagten mir die älteren Männer, daß sich ihr Geistlicher nicht mehr traue, den hl. Stephan zu „vermelden“. Der Tag des hl. Stephan (20. August), des Landespatrons und Nationalheiligen der Magyaren, war auch bei den nichtmagyarischen Bewohnern des alten Ungarn ein hoher Festtag. Heute wagt es nun der Ortsgeistliche — ein Magyare — nicht mehr, den Tag des Heiligen in der Kirche vorher zu verkünden, wahrscheinlich um nicht in den Verdacht eines Magyarophilen zu kommen¹⁾.

Kurz sei noch der Einfluß auf die Umwelt betont, der wirtschaftlich und kulturell, aber auch volkskundlich in den Sprachinseln zutage tritt. Im ganzen Osten war der Deutsche der Kulturträger. Von ihm haben die Gastvölker das oberdeutsche Zweifuerhaus und eine höhere Wohnkultur übernommen, er ist ihnen zum Muster und Vorbild geworden im Wirtschaftsleben²⁾ und insbesondere in der Ausnützung moderner Hilfsmittel, Geräte, Werkzeuge und Maschinen, von ihm haben sie gar manches Brauchtum entlehnt. In Machliniec z. B. war es früher Brauch, daß bei einer Hochzeit die nicht eingeladenen Kameraden des Brautpaares im Vorhaus, also wie Bettler bewirtet wurden. Ferner pflegten früher die Gäste die Reste des Essens, das „Proventl“, in einem Tüchlein nach Hause zu tragen. Von beiden heute noch in der westböhmisches Urheimat dieser Siedler üblichen Bräuchen ist man abgekommen, dafür haben sie sich bei den umwohnenden Ruthenen eingebürgert.

Der Einfluß des seiner Umgebung überlegenen Deutschen kann dazu führen, daß diese seine Sprache annimmt. In Ostgalizien gibt es Dörfer, wo mit dem slawischen Gefinde pfälzisch gesprochen wird oder zumindest in einem Gemisch von Pfälzisch und Ruthenisch³⁾. Von dem Lande Osheth-Issu, dem früheren Semiretschije, in Turkestan wird erzählt, daß viele Kirgisen dieses Gebietes infolge des nachbarlichen Verkehrs mit deutschen Kolonisten geläufig deutsch reden, russisch aber nicht verstehen⁴⁾. Unter ganz besonders günstigen Umständen kann endlich auch in Sprachinseln der Fall eintreten, daß eine andersvölkische Minderheit der nächsten Umgebung ganz im Deutschtum aufgeht. So wurden die tschechischen Siedler in den Krivdörfern Zarewitsch und Kirej nicht etwa zu Russen, sondern von den

¹⁾ Zum ganzen Abschnitt vgl. G. Jungbauer, Staatsgrenzen und Volkskunde. (ZfVl. 40 [1930] S. 196—201.)

²⁾ Vgl. dazu Kuhn Naturgeschichte S. 111ff.

³⁾ Derselbe. Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien S. 143.

⁴⁾ W. Jmiele-Sentimur, Das Nationalitätenproblem der russischen Revolution. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie. 5 [1929] S. 427.)

deutschen Nachbarn germanisiert¹⁾). Ebenso wurden die Franzosen in drei Dörfern des Banats germanisiert²⁾).

Auf zwei Erscheinungen im Sprachinselleben sei endlich noch aufmerksam gemacht. In kleineren, von Angehörigen gleicher Stammeszugehörigkeit besiedelten Sprachinseln läßt sich am besten beobachten, daß sich im Verlaufe der Zeit eine volkstündliche Angleichung, ein *Ausgleich* der Erscheinungen vollzieht. Die aus dem oberen Böhmerwald und aus Westböhmen stammenden Bewohner der Dörfer Weidenthal, Wolfsberg, Alt-Szadowa und Bindensfeld im Banat neckten sich noch jahrzehntelang wegen der mundartlichen Unterschiede, wobei die „Diapla“, die statt „ös“ oder „dös“ (= Ihr) „diap“ sagen und die „Göigaga“, die „gehört“ als „ghöiat“ aussprechen, eine besondere Rolle spielten. Um 1900 waren diese Unterschiede schon geschwunden. Um die gleiche Zeit war in denselben Orten von den ursprünglich verschiedenen Trachten, die ebenfalls Anlaß zu allerlei Necknamen gaben, nichts mehr vorhanden³⁾.

Ist dieser Ausgleich innerhalb Angehöriger desselben Volkes eine mehr oder minder natürliche Erscheinung, so ist das Gegenteil, die bewußte *Absonderung* von der andersvölkischen Umwelt ebenso verständlich, weniger aber die besonders in Sprachinseln mit einer größeren Anzahl von Dörfern bemerkbare Tatsache, daß sich die Bewohner der einzelnen deutschen Siedlungen auch äußerlich voneinander abzuondern trachten. Hier liegt das bei jeder Gemeinschaft und auch bei der kleinsten Gruppe sich offenbarende Bestreben vor, sich von der Umgebung abzuheben und ihre Zusammengehörigkeit zu betonen. Diese Absonderung wird namentlich in der Tracht zum Ausdruck gebracht. Ein gutes Beispiel ist die etwa drei Stunden nordöstlich von Bielsitz-Biala in Galizien liegende, katholische Altsiedlung aus dem 13. Jahrhundert Wilmesau. Hier zeigt sich auch klar, daß diese Absonderung in der Tracht nicht etwa aus Nationalstolz, sondern aus Dorfstolz erfolgt. Auch der im Orte sesshaft gewordene Pole fühlt sich als Mitglied einer höheren, besseren Gemeinschaft. Dabei ist diese Tracht durchaus nichts Festes und Starres, sondern sie bildet sich ständig weiter⁴⁾. Von der weiblichen Tracht in der Kremnitzer Sprachinsel wird berichtet, daß sie, die auch am Alltag bei der Arbeit getragen wird, in den einzelnen Dörfern im Grunde dieselbe ist, daß es dieselben Kleidungsstücke sind, die in derselben Ordnung getragen werden. „Dabei haben sich aber in den einzelnen Orten in bezug auf Schnitt, Farbe, Stoff und kleinere Zutaten Eigenheiten entwickelt, so daß der Kenner, wenn die Menge auf dem Markt in Kremnitz durcheinander wogt, oft nach der Tracht beurteilen kann, in welches Dorf ein Weib oder Mädchen gehört⁵⁾.“

¹⁾ J. Auerhan, *České osady na Volyni, na Krymu a na Kavkaze*. Prag 1920. S. 43.

²⁾ R. F. Raindl, *Geschichte der Deutschen in Ungarn* S. 61.

³⁾ Graßl a. a. O. S. 123f.

⁴⁾ Ruhn *Naturgeschichte* S. 116f.

⁵⁾ J. Hanika, *Die Kremnitzer Sprachinsel*. (E. Winter, *Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland*. Münster i. W. 1926.) S. 57.

Der vorliegende Beitrag zur deutschen Sprachinselvölkerkunde ist nur als Anfang und Versuch zu betrachten. Endgültige Ergebnisse wird die wissenschaftliche Forschung erst buchen können, wenn die Stoffsammlung in den Sprachinseln großzügiger durchgeführt wird und damit die notwendigen Grundlagen für vergleichende Untersuchungen schafft. Hierzu kann die Bestandsaufnahme zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ viel beitragen, wenn sie alle Sprachinseln erfasst, was allerdings gar oft mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Zum deutschen Volkstanz

Von Karl M. Klier

Wissenschaftliche Forschung und praktische, auf Erhaltung und Wiederbelebung gerichtete Tätigkeit haben sich besonders im letzten Jahrzehnt dem deutschen Volkstanz zugewendet. Zahlreiche Sammlungen, Zeitschriftenaufsätze und Einzelaufzeichnungen liefern der ersten willkommenes Rohmaterial, der zweiten immer reicheren Übungs- und Lehrstoff. Die selbständigen Ausgaben der letzten Jahre werden beinahe lückenlos in den Besprechungen von Raimund Zoder erfasst¹⁾. Die verstreuten sonstigen Arbeiten wird man am ehesten im Abschnitt „Volkskunde“ des literarischen Zentralblattes finden. Seit dem Jahre 1925 erscheint eine Monatschrift „Der Volkstanz“, geleitet von Elfriede Ritter-Cario, die bereits einige Beiträge von wissenschaftlicher Bedeutung gebracht hat. Als vorbildlich in ihrer Verbindung von Tanzbeschreibung und Forschung können R. Zoders „Österreichische Volkstänze“ bezeichnet werden²⁾. Neuerdings wird eine Reihe „Deutsche Volks tänze“ im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde von O. Fladerer, John Meier, W. Stahl und R. Zoder herausgegeben, in der bereits vier Hefte mit sudetendeutschen Volkstänzen erschienen sind³⁾.

Forschende Arbeiten haben bereits in Teilgebieten das vorliegende Material gesichtet, geordnet und bearbeitet und zu wichtigen Einzeldarstellungen geformt. Die älteste Arbeit dieser Art ist die von E. Hermann über den „Siebensprung“⁴⁾. Johannes Bolte verdanken wir die beiden zusammengehörigen Aufsätze „Der Stiefelnechtgalopp, ein Lied der Biedermeierzeit“ und „Der Hallische Stiefelnechtgalopp“⁵⁾. Der gleiche Verfasser trug alles Erreichbare über den „Bandtanz“ zusammen⁶⁾. Eine Reihe von einander ergänzenden Arbeiten über die taktwechselnden Tänze („Dreifache“) faßte R. Zoder zusammen: „Bemerkungen zu den taktwechselnden Tänzen aus der Oberpfalz“⁷⁾. Klarzustellen wären noch die

¹⁾ Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, Wien; neuerdings im „Jahrbuch für Volksliedforschung“ II, 1930, S. 169—170.

²⁾ Wien, Bundesverlag, I. Teil 1922 (1924), II. Teil 1928.

³⁾ Bärenreiter-Verlag, Rassel 1927—1930.

⁴⁾ Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde Berlin XV (1905), S. 282—311 und XVII (1907), S. 81f. u. 447.

⁵⁾ Mitt. d. Vereins f. d. Geschichte Berlins 1925, Nr. 4—6; 1926, Nr. 10—12.

⁶⁾ Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde Berlin XXXV—VI (1925/26), S. 37—38.

⁷⁾ Das deutsche Volkslied XXX (1928), S. 59—64.

Beziehungen zu den tschechischen Tänzen der gleichen Art; schon in der Sammlung „České národní písně“⁹⁾ erscheinen deutsche und tschechische Zwiefache¹⁰⁾. Aber den, auch in den Sudetenländern vertretenen „Judentanz“ handelt in einer unlängst erschienenen Arbeit R. Zoder¹¹⁾.

Diese fünf Einzeldarstellungen behandeln Volkstänze der verschiedensten Art: Siebensprung und Wandltanz haben Beziehungen zu alten kultischen Handlungen, der Judentanz, bis zum Jahre 1562 zurückzuerfolgen, ist als eine Parodie aufzufassen, der Zwiefache ist der echte Bauertanz, der an die alten Verbote, die Tänzerinnen umzuwerfen, erinnert, der Stiefelnechtgalopp ist das volkstümliche Kind der Neuzeit. Als die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschungen finden wir, daß das Hauptmerkmal eines Volkstanzes die Bewegung ist, nach ihrer Wichtigkeit folgt die Musik, zuletzt kommt der Tanzname in Betracht. Wer sich auf ein Einzelmerkmal verläßt, wie gelegentlich J. Bloch auf die Tanznamen, geht irre¹²⁾. Wie das Volkslied, so wandert auch der Volkstanz, wobei die drei Wesenskennzeichen verändert werden können, Verbindungen mit nahestehenden anderen Formen entstehen (Kontamination), um schließlich im Kinderspiel als mitunter fast unkenntliche Reste zu enden, ein Vorgang, ähnlich dem Zerfallen von Liedern bis zur Schnadahüpfelform. Verbindungen über die Volksgrenzen hinweg können nachgewiesen werden, wie auf so vielen anderen Gebieten der Volksüberlieferung.

Am fruchtbarsten für die Tanzforschung dürften vorläufig weitere Einzeldarstellungen sein. So wäre eine Zusammenfassung über den Schwerttanz (Reiß-, Schöfflertanz und Verwandtes) wünschenswert. Aber schon eine einfache, in erster Linie gar nicht für wissenschaftliche Zwecke bestimmte Sammlung kann uns anregen, verschiedenen Einzelfragen nachzugehen und deren Lösung zu versuchen. In einer unlängst erschienenen Sammlung deutscher Volkstänze aus dem Böhmerwald¹²⁾ finden wir als Nr. 9 einen Tanz mit dem Namen „Vierzwenger“. Aber diese Bezeichnung erfahren wir vom Herausgeber nichts Näheres. Nun hat aber schon Zoder im II. Teil seiner Altösterreichischen Volkstänze die folgende Stelle aus einem Ende des 18. Jahrhunderts gedruckten Volkslied in bairisch-österreichischer Mundart angeführt:

Tanzen kann' f' aus da Kunst, mei liaba Bua,
Recht wirst ihr um und um, schauft ihr gern zu,
Walzt Furtwengerisch, glaub, a Minet...

Hier ist das Wortbild schon ein ganz anderes; der Tanzname sollte also richtig „Fürtwenger“ statt Vierzwenger geschrieben werden, denn er hat weder mit der Zahl vier noch mit zwängen etwas zu tun. In Grimms

⁹⁾ Prag 1825, anonym (Verfasser J. Ritter von Rittersberg).

¹⁰⁾ Abgedruckt auch bei Klier, Einige Bemerkungen zu den taktnwechselnden Volkstweifen. Neue Musik-Zeitung, Stuttgart, XLVIII (1927), S. 161f.

¹¹⁾ Jahrbuch für Volksliedforschung II (1930), S. 122—139.

¹²⁾ Der deutsche Volkstanz der Gegenwart, Hess. Bl. f. Bde. XXV (1926), S. 124—180, XXVI (1927), S. 26—80. Dazu Zoder im Jb. f. Blg. II, S. 122.

¹²⁾ Deutsche Volkstänze a. d. Böhmerwald, gesammelt von Ludwig Hödön. Klavierfabrik von Friß Arenfeld (Bunte Tänze: Achter Band). Verlag F. Hofmeister 1930.

Wörterbuch suchen wir den Ausdruck vergeblich, obwohl Ortsnamen (Fürtwangen a. d. Brege, Baden) und Familiennamen (Fürtwängler, Fortwängler im Wiener Einwohnerverzeichnis) offenbar im Zusammenhang damit stehen. In einem alten Gesetz, in der Holzordnung vom 27. März 1698 für Nieder- und Oberösterreich, finden wir die Erklärung und alte Verwendung von „Fürtwänger“; es heißt dort:

„Fünstens/ die doppelt- und einfache Gaden-Trauner/ wie auch all andere Holzwerk/ welches auffer ihrer Holz-Gandler Absendung durch die F ü h r t w ä n g e r mit Wagner-Zeug geführt wird . . .“

Fürtwänger waren also Holzfuhroleute, Fürtwänglerisch tanzen hieß, in der Art tanzen, wie es bei diesen üblich war; so, wie etwa die Leute von den Salzpflanzen des innerösterreichischen Salztammergutes „Pfannhauserisch“ tanzten, wie aus Tanzhandschriften aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts hervorgeht. Wir können annehmen, daß es auch im Böhmerwald Fürtwänger gab und der Tanz nach ihnen benannt wurde; von dem heute verschollenen Wort kann ein Schluß auf das Alter des weiterlebenden Tanzes gezogen werden.

Nr. 44 finden wir bei Goidn einen „Schwedischen Walzer“. Diese Tänze mit der Bezeichnung „Schwedische“ wären auch für eine zusammenfassende Arbeit zu empfehlen. Man kann sie schon 1629 in einer süddeutschen Orgeltabulatur antreffen¹³⁾. Goidn's Weise ist ganz ähnlich der steirischen bei Zoder¹⁴⁾; sie wird von diesem noch in Schwaben und in der Schweiz nachgewiesen und auf einen Tanz Josef Lanners zurückgeführt. Möglich, ja wahrscheinlicher ist das Umgekehrte: daß Lanner eine weitverbreitete Volksweise verarbeitete. Diese Weise treffen wir in Verbindung mit den verschiedensten Tanzliedern, z. B. in *S r u s c h k a - T o i s c h e r s* Deutschen Volksliedern aus Böhmen, Nr. 123: „Bei mein Dirndl ihrn Fenster scheint niemals koan Sunn“, in den Volksliedern aus der Badischen Pfalz von M. G. *M a r r i a g e*, Nr. 244: „Fällt m'r jetzt wieder mei' Hauschlüssel ei“, bei J. B. *W e c k e r l i n*, *Chansons populaires de l'Alsace* II, 102: „Dü einfältig Birschle, was bilsch dü dir ein?“, aus *Donnersbachwald* (Steiermark) bei *B l ü m m l - K r a u ß*, *Auffeer und Mäyler Schnaderhüfel*, S. 123. — Verwandt ist ferner die Weise bei *D u n g e r* aus dem Vogtlande Nr. 16: „Ich will m'r mei Madel scha selber hamführ'n“, die zu der gleichgebauten, aber entfernteren bei *Z a c k*, *Heiderich* und *Peterstamm* II, Nr. 20 führt: „Mir san halt die lustigen Hammerschmiedg'sell'n“, die schon vor 1848 nachgewiesen werden kann.

Auf alte Beziehungen zu Innerösterreich weisen die „*S i n z e r P o l k a*“ und „*T i r o l e r S c h ü ß e n*“ hin. Jene gemahnt an die Zeit, da die Hauptstadt Oberösterreichs vor mehr als hundert Jahren durch die Pferdeisenbahn mit dem Böhmerwald auf das engste verbunden wurde. „Mir san Tiroler Schützen, mir habn an frischen Muat“ ist der Text des anderen Tanzliedes. Auch dieses ist weit verbreitet, bis ins Reich, und geht auf ein

¹³⁾ Hier in der Wiener Ztschr. f. Vöde. XXXIII (1928), S. 75.

¹⁴⁾ *Altösterr. Volkstänze* I, Nr. 2.

Soldatenlied zurück, das J. N. Vogl im Jahre 1848 dichtete¹⁵⁾. In musikalischer Beziehung wären hervorzuheben: Nr. 1, Jägermarsch, dessen erster Teil im Marschtakt, dessen zweiter im Dreivierteltakt geht, und zwar ist die Tonfolge nahezu die gleiche, eine Rhythmusänderung, die im 16. und 17. Jahrhundert gang und gäbe war; der gerade Teil hieß „Tanz“, der ungerade „Nachanz“ oder „Proportio“. Unerwartlich scheinen auch Weisen mit geringem Tonumfang und einfachem Bau zu sein, die also auf dem Dudelsack gespielt worden sein konnten und sich trotz anderer verbesserter Instrumente bis heute erhielten. So bewegt sich der Tanz Nr. 25 „Druck nur zu“ innerhalb von sechs Tönen. Die Tanzsammlungen werden gerade für Arbeiten über den Bau der deutschen Volksweisen und ihre Beziehungen zu den alten Volksinstrumenten wertvolles Material liefern. Vorläufig kann bloß auf zwei größere Aufsätze dieser Art hingewiesen werden: „Über die Volksmusik in den deutschen Alpenländern“ von R. H o h e n e m s e r¹⁶⁾ und „Montafoner Volkstänze aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts“ von R. Z o d e r¹⁷⁾.

Der Dumme hat's Glück

Märchen aus Zechen in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei),
aufgezeichnet von Richard Zeisel, Lehrer in Zechen*

Einmal war ein Vater und eine Mutter, sie hatten drei Söhne. Der jüngste war der Dümme, weil mit diesem hat niemand nichts können machen. Jetzt haben sie jene zwei Brüder abgenommen zu den Soldaten. Hat er gesagt: „Vater und Mutter — jetzt werde ich einrücken statt diese zwei. Geht aufs Stadthaus und meldet mich ein. Was diese zwei sollen dienen, das werde ich allein abdienen und diese zwei sollen zu Hause bleiben bei der Wirtschaft. Das seht ihr, ich arbeite nicht gerne bei der Wirtschaft, ich werde lieber zum Militär gehen.“ Haben sie es ihnen erlaubt jenen zu schicken für alle zwei. Jener hat geheißsen Wilusch¹⁾, jener Jüngste. Wie er ist eingedrückt, haben sie ihn zum Kommando genommen — aber Geld hat ihm der Vater viel mitgegeben, weil er ein reicher Kumpel war. Gleich am Abend hat er sich zusammengenommen den Gefreiten, den Korporal und den Feldwebel, hat ihnen gezahlt, was sie nur haben wollen trinken. Jetzt in der Früh wie es ist gekommen auf den Exerzierplatz, hat ihn der Gefreite genommen zwei Stunden, der hat nichts können mit ihm machen. Hat er ihn geführt zum Korporal. Hat gesagt: „Herr Korporal, ich kann mit ihm nichts machen.“ Nachmittag nimmt ihn der Korporal in die Hände, hat aber auch nichts mit ihm können machen. Jetzt führt er ihn hinein zurück, sagt er zum Feldwebel: „Jetzt nehmt ihr ihn in die Hände.“ Der Feldwebel hat sich nicht viel mit ihm abgegeben. Hat er zum Feldwebel gesagt: „Gehen wir lieber hinein in das Wirtshaus, und schrei-

¹⁵⁾ E. R. Blümmel, Quellen u. Forschungen VI, S. 72; Marriage Nr. 152; Das deutsche Volkslied XXXI, S. 119.

¹⁶⁾ Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft XI (1910), S. 324—395.

¹⁷⁾ Ztschr. f. Musikwissenschaft X (1928), S. 223—234.

*) Erzählt von Josef Schön, Landwirt in Zechen, 78 Jahre alt.

¹⁾ Wilhelm.

ben sie meinem Vater, daß ich schon Gefreiter bin, er soll mir Geld schicken.“ Jetzt wie der Vater den Brief bekommen hat, hat er gesagt zu seinen zwei Söhnen: „Seht ihr es, zuhause war er der Dumme und dort ist er so geschick.“ Haben die zwei gesagt: „Schickt ihm nur Geld!“ Haben sie ihm also Geld geschickt. Wie er das Geld hat bekommen, hat er zusammengenommen den Gefreiten, den Korporal, den Feldwebel und auch seine Kameraden und wieder alles mit ihnen verlumpt, wegen das haben sie ihn auch gerne gehabt. Als dieses Geld zu Erde war, sagt er: „Schreiben sie um Geld und daß ich schon Korporal bin.“ Als der Vater den Brief bekommen hat, hat er sich gefreut. Hat ihn wieder seinen Söhnen zum Lesen gegeben und sie sagten: „Schickt ihm nur Geld.“ Hat er ihm wieder eine Menge Geld geschickt. Er hat wieder alle Unteroffiziere zusammengenommen, auch den Leutnant mit. Bis acht Tage hat er jenes Geld wieder mit diesen verpußt. Auf kein Exerzieren hat er nicht müssen gehen, nur daheim hat er sich herumgeschleppt. Jetzt sagt er zum Leutnant: „Schreibt meinem Vater, daß ich schon Leutnant bin, und er soll selber herkommen mit Geld.“ Vom Leutnant hat er die Kleider ausgeborgt und hat seinen Vater in dessen Zimmer gewartet. Der kommt mit viel Geld — und die Unteroffiziere und der Leutnant, sein Sohn hatten schon auf ihn gewartet. Was für eine Freude hat er gehabt, als er sah, daß sein Sohn Leutnant ist und hat sein Geld dort gelassen und ist heimgereist. Wie er ist heimgekommen zu seinen zwei Söhnen, hat er gesagt: „Daheim war er der Dumme, jetzt seht was für ein Herr er ist!“ Nun gut — als das Geld zu Erde war, das ganze Geld, hat er sich nichts können einbilden, was er soll machen. Haben sie ihn in der Kaserne auf die Wache gestellt. „Da wirst können aushalten!“ — hat er sich gedacht — und zertrennte Kleider hat er angehat. Wie er eine Stunde hat gestanden, da wird es ihm zu dumm. Nicht weit von jener Stadt war ein großer Wald — legt sein Gewehr hin — und marschierte weg. Kommt er in den Wald hinein — und reiste drinnen drei ganze Tage und hat nicht herausgefunden. Auf einmal abends — kam er zu einem großen Kastell, dort standen alle Türen offen — und Hunger hatte er auch schon tüchtigen gehabt. Kommt er in das erste Zimmer hinein, dort stand auf dem Tisch eine Flasche voll Schnaps und ein Bissen Brot. Den Schnaps trank er behend aus, das Brot aß er dazu, damit er zum Weitergehen Curasche krieger. Kommt er in das andere Zimmer, dort findet er ein Scheibe voll Gulasch und einer Becher Wein dazu. Behend hatte er auch das verschlungen, war aber noch immer nicht satt. Kommt er in das dritte Zimmer. Dort waren schon Bachhändel, Enten, Gähner, ein Glas Bier — dem war er aber nicht mehr Herr. Hat er sich gedacht: „Das wirst dir lassen aufs Frühstück.“ Als er in das vierte Zimmer kommt, dachte er sich: „Da möchte ich gerne rauchen.“ Da fand er eine Meerfchaumpfeife und ein Sädel Tabak, aber sehr feinen. Damals gab es noch keine Zündhölzer — hat er sich gedacht: „Wie kannst du dir dieses anrauchen?“ Er ging herum und findet den Feuerzeug: Stahl, Feuerstein und Zünder. Dort war ein Kanapee, streckte sich darauf aus und dampfte aus der langen Pfeifenröhre. Um zehn Uhr ist gekommen eine schwarze Jungfrau, schwarz wie die Kohle, und sie hat gesagt: „Also bist du schon da Wilusch, ich habe

„Schon auf dich dreihundert Jahre gewartet!“ Sagt er nur: „Was willst denn von mir?“ Sagt sie: „Nicht viel. Heute in der Nacht werden Musikanten kommen und werden mit mir tanzen, aber nicht lasse dich mit ihnen ein, mit keinem nicht.“ Wie es auf elfe ist gekommen, ist ein Krummer — auch ein Schwarzer hereingekommen, und hat zwölf Behnstühle reingebracht. Der ging zu ihm und wollte ihn wegzagen. Aber er sagte: „Was?“ und legte sich auf die andere Seite und passete aus seiner Pfeife weiter. Bald kommen jene zwölf Musikanten und zwölf Tänzer, schwarz wie die Kohlen, solche Knechte und tanzen mit ihr. Jeder hat mit ihr ein „Ortel“ getanzt, sie ließen sie nur so fliegen, bis von ihr etwas hängen blieb. Das haben sie eine Stunde gemacht. Wie es vorüber war, da mußten sie weg und einer sagte: „Dort liegt einer auf dem Bett, da sollen wir ihn morgen nicht finden, sonst werden wir mit ihm tanzen.“ Wie sie weg waren, kommt wieder jene schwarze Jungfrau und bringt ihm Wein und Backhändel und ist darauf verschwunden. Er hat sich gut angeessen — angetrunken und ist eingeschlafen. In der Früh, als er erwachte, stand sie bei ihm und führte ihn zum Frühstück. Nachher zeigte sie ihm alles im Kastell und sagte, daß in der Nacht wieder die Musikanten kommen, und sie wird wieder tanzen müssen — und dann ist sie verschwunden. Um zehn Uhr sind sie wieder eingerückt, er ist auf dem Kanapee gelegen, hatte die Pfeife im Munde. Sie tanzen wieder einer nach dem andern mit ihr, und da bemerkte er, daß sie bis zum Knie schon weiß ist. Wie es vorüber war, geht einer nahe zu ihm und sagt: „Wenn du noch bis morgen da bist, so schmeißen mir dich beim Fenster hinaus!“ — aber getan hat er ihm nichts. Bald kommt diese schwarze Jungfrau wieder zu ihm, brachte ihm ein gutes Nachtmahl und eine Kanne Wein. Das hat ihm gefallen. Sie sagte zu ihm: „Morgen werde ich schon mehr Zeit haben, ich werde dir den ganzen Tag erzählen“ und ist verschwunden. In der Früh, als sie zu ihm kam, brachte sie ihm ein gutes und feines Frühstück. Als er aß, dachte er bei sich: „Da hast ein Leben, das paßt mir!“ Sie war aber schon bis zum Gürtel weiß. Den ganzen Tag sind sie herumspaziert, und sie hat ihm alles im Kastell gezeigt. Als es Abend wurde, da sagte sie zu ihm: „Heute werden sie mir nichts mehr antun können, aber sie werden über dich kommen. Sie werden dich ausfragen, was du suchst. Aber sage kein einziges Wort, sonst sind wir verloren. Dann werden sie zu dir kommen, dich mit dem Bett zum Fenster tragen, dich über dem Fenster schaukeln, als ob sie dich in den Bach, der unter dem Fenster fließt, schmeißen wollten. Laßt ihn fliegen! — werden sie schreien — aber du nicht melde dich — sie wollen dich nur erschrecken. Dann werden sie alles wieder auf den Platz stellen, und mich zu dir schicken, aber auch dann sollst du dich nicht melden. Und wenn sie sehen, daß sie mit dir nichts ausrichten können, so werden sie fortgehen müssen. Aber einer wird zurückbleiben, wird zu dir treten und sagen: „Also komm! Bis heute waren wir da die Herren, und von heute an wirst es Du sein.“ Er wird dich in ein großes Zimmer führen und wird sagen: „Stecke in das Schloß diesen Schlüssel und mache das Zimmer auf!“ Du aber sage: „Habe ich es bis jetzt nicht aufgemacht, werde ich es auch jetzt nicht aufmachen.“ „Aha! jetzt kannst du schon sprechen!“ wird er sagen — und wird die Türe aufschließen. Im

Zimmer werden drei Haufen Gold liegen. Er wird dich dazu führen und fragen: „Was wirst mit dem Geld machen, denn dieses soll dir gehören?“ Du sage: „Einen Haufen bekommt die Kirche, einen die Armut und einen behalte ich für mich.“ Wie du das sagen wirst, wird jener zerplagen — und ich werde schon bei dir stehen.“ „Nun gut!“ sagte er und sie verschwand. Wieder kam der Abend und nach dem Abendmahl paffte er wieder aus der Pfeife und wartete auf das, was kommen sollte. Und bald kommt schon wieder der Krumme mit den zwölf Stühlchen, dann die zwölf Musikanten, aber sie konnten nicht mehr spielen, dann die zwölf Tänzer, aber sie konnten nicht mehr tanzen. Nun machten sie sich über ihm und schrien: „Wir werden es dir zeigen, nehmt ihn mit dem Bett, werft ihn in den Teich, er wird sich schon melden!“ Aber er rauchte nur ruhig weiter. Wie sie ihn schon ergreifen wollten, rief der Größte: „Unsere Zeit ist schon vorüber!“ Auf das verschwinden alle, nur einer ist zurückgeblieben, und der führte ihn in das Zimmer, wo das Gold lag. Als er sagte: „Einen Haufen bekommt die Kirche, einen die Armut und einen behalte ich für mich!“ ist jener wirklich zerplatzt und Schwefel und Pech ist aus seiner Wampe gekommen, und die schwarze Jungfrau stand auch gleich bei ihm, aber sie war schon schneerweiß, so daß sie ihm sehr gefallen hat. Nun hatten sie eine große Freude. Sie haben ein gutes Nachtmahl gegessen und haben sich schlafen gelegt. Am anderen Morgen erwachte er zeitlich, denn draußen hörte er ein großes Getu. Da sagte sie zu ihm: „Stehe nur auf und schaue hinaus!“ Da war kein Wald mehr dort, sondern eine große Stadt, die wie sein schönes Weib bis gestern vernunfchen war. Sie lebten nun lange Jahre mit einander sehr gut. Aber eines Tages sagte sie zu ihm: „Hörte nur du Wilusch, ist deine Heimat sehr weit? Komm, fahren wir einmal hin!“ „Gar zu weit ist sie ja nicht“, sagte er, „aber ich werde vorausgehen, werde dann schreiben, und du wirst dann mit Militär nachkommen.“ Er machte sich also auf den Weg zu seinen Eltern und noch dazu in seinen alten, zerrissenen Kleidern. Wie er so heimkam, wurden seine Brüder sehr zornig, schlugen ihn und sagten: „Du hast uns um viel Geld gebracht, du warst doch ein Leutnant und jetzt kommst wie ein Hund zertrennt nachhause?“ Auch seine Eltern wollten von ihm nichts mehr wissen und schickten ihn in den Dienst. Er wurde Schweinehirt. Gleich am Abend hat er seiner Frau geschrieben: „Dort war ich ein König, da bin ich nur ein Schweinehirt. Komme nur bald!“ So geschah es, und sie machte sich mit viel Soldaten auf den Weg. Als sie zum Hause kam, wo er diente, verlangte sie Nachtherberge. In der Nacht erzählte er ihr, wie es ihm da geht. Nun schickte er sie zu seinen Eltern und sagte, sie solle dort auf ihm warten, bis er wieder heimkommt. Am anderen Morgen ging sie zu seinen Eltern und nahm dort Quartier. Bald kam er nach und fragte seinen Vater, ob eine Frau da ist. Er sagte: „Ja, was geht sie dich an, laß sie nur zufrieden!“ Er ging auch zu ihr hinein, aber sagte den Eltern nicht, wer sie ist. Darauf geht er in das andere Zimmer, zog sich die prächtigen Königskleider, die sie ihm brachte, an und ging mit ihr zu seinen Eltern in die Stube, die jetzt eine große Freude hatten. Der Vater hat auch seine zwei anderen Söhne hereingerufen und sagte: „Kinder, jetzt seht was für ein Herr unser Wilusch ist!“

Bald kam die Musik und es wurde erst jetzt Hochzeit gemacht. Dann nahmen sie ihre Eltern in ihre Heimat und die anderen zwei Söhne blieben bei der Wirtschaft. Und wenn sie bis heute noch nicht gestorben sind, so werden sie noch sicher leben*).

Zum Hausbau in Karpathenrußland

Von Franz J. Beranek

Das Dorf Palanof bei Munkatsch ist die älteste deutsche Dorfsiedlung in Karpathorußland. Im 17. Jahrh. wurden hier zur Verteidigung und Instandhaltung der Burg Palanof Soldaten und Maurer angesiedelt. Über ihre Herkunft sind keine urkundlichen oder überlieferungsmäßigen Nachrichten erhalten. Die stark gegen die Schriftsprache hin entwickelte Mundart dieser Siedler zeigt jedoch deutlich bairisch-österreichische Grundlage. Palanofer Familien siedelten sich später auch im benachbarten Kroatendorf (Budhorod) und in Klutscharke an. Palanof hat heute unter rund 1300 Einwohnern 1000 Deutsche, Kroatendorf unter 900 Einwohnern 300 Deutsche, Klutscharke nur eine verschwindende deutsche Minderheit. Ihrem Berufe nach sind die Palanofer und Kroatendorfer dem Handwerke ihrer hier angesiedelten Ahnen treu geblieben: sie sind Maurer, deren Saisonarbeitsgebiet ganz Karpathenrußland und Teile der Slowakei umfaßt.

Die letzte Folge dieser Zeitschrift brachte S. 216ff. eine Aufzählung der z. T. abergläubischen Bräuche und Meinungen, die bei den slowakischen Bewohnern Karpathenrußlands mit dem Bau eines Hauses verbunden sind. Eine kleine Ergänzung dieses Aufsatzes, dahingehend, wie es um diese Dinge bei ihren deutschen Landsleuten steht, dürfte nicht unangebracht sein. Die Maurer von Palanof sind für solche Dinge sicherlich die maßgebendste Quelle. Die folgende diesbezügliche Erzählung stammt aus dem Munde des 22jährigen Maurers Johann Lepach aus Palanof. Sie wurde übrigens nicht zu sachvolkskundlichem Zwecke aufgenommen, sondern lediglich als Mundartprobe und erhebt deshalb keinen Anspruch auf sachliche Vollständigkeit, wie sie ja auch den Bau eines Hauses mehr vom Standpunkt des Maurers als des Bauherrn aus schildert.

„Wenn me baud a Haus, donn lecht de Hauswirt in Ejd ein poor Krone und a Hondvoll Waz himunte. Donn, wenn de Zoel is aufgemauert, kriegme ein Aldomasch¹⁾. Dos is ein Fassl Bier von die Leid zu Trintn. Donn wiederum, wenn die Gleichn is, dann kriegme es zweitimol ein Aldomasch und a Schnupftichl wodj ode²⁾ ein Koupftichl. Wenn se gonz fertich is, kriecht me es drittimol. No is die Orbeit von die Maure fertich.

*) Zum 2. Teil (Erlösung der Jungfrau) vgl. J. Bolte und S. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, III. 1918, S. 1f. Erzähler des im letzten Heft abgedruckten Märchens „Die Wunderlampe“ war ein 28 Jahre alter Kleinhausler, der die magharische einklassige Volksschule in Mlinichowies besucht hatte und des Lesens und Schreibens nur wenig kundig ist.

¹⁾ Aus maghar. *aldomás*.

²⁾ „Ober“ kann ausgedrückt werden durch: 1. ode (oder), 2. obe (beeinflusst von „aber“), 3. wodj aus maghar. *vagy*, 4. die Doppelform „wodj ode“.

Dann kommen die Zimmeleid in Doch aufstilln. Wenn de Doch is aufstillt, donn kriegn die Zimmeleid ach ein Aldomasch. Noch n Zimmemonn kommt de Klompfne mit Blech ode Eternit zum Obbejdn, obe mocht dejs selbe de Zimmemonn mit Schindln wodj mit Scherbm¹.)“

Kleine Mitteilungen

Ein Hirtenspiel aus Reichenberg

Ein Hirtengespräch mit Engelgesang, dargestellt und vorgetragen noch zu Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts in der Abventzeit.

Darstellende:

Andreas, ein alter Hirte.
Valentin, ein junger Hirte, des ersteren Nefte.
Der hl. Josef.
Engelstimmen.

B.: Na, Sevottr, ward't 'r denn heute eure Samml of die Faldr treibn, und ward't 'rs euch ou besahn und zahl'n, ob euch fejs tut fahln?

A.: Nu, ich war meine Samml ou of die Faldr treibn und war mr se besahn und zahl'n, ob mr fejs tut fahln.

Es, zwee, drei ... a Schout!

Es, zwee, drei ... wieder a Schout!

Es, zwee? — Halt, od halt! Dar verdamnte Wolf hout mr a Samml gefraßn. Ich schrie ömmer: Boß od lieg'n! Boß od lieg'n! Du, Loft'r, du! Wb'r eh' ich 'n konnte drsohn und drschlohn, und dos Faal zum Roeschnr trohn, lief 'r halt mit dan Samml hintern Boßche naus. —

Na, ich war od lossn dos Geplaudr sein und war liebr giesn zu man Affn nei. Ich ho man Butschterle besouln, sie soll mr en Loup Wörfn koch'n und dos word gut fein! Dou war ich of dos Samml, dos mir hout dar Wolf gefraßn ganz und gur vragassn.

(Sie essen.)

B.: Na, Sevottr, ich dächte, mr tätn uns a böhl streckn!

A.: Hu! Ich ou!

(Sie legen sich nieder.)

Chor der Engel.



Auf, auf, ihr Hir - ten und säu - met euch nicht! Ich

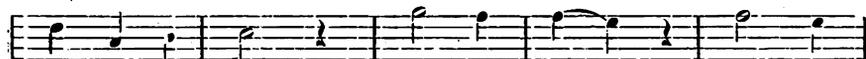


bin von Gott zu euch ge - schickt, euch zu ver-

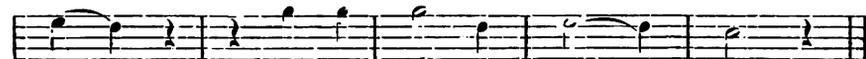
¹) Ungefähre Übertragung: „Wenn man ein Haus baut, legt der Hausherr in die Ecke ein paar Kronen und eine Handvoll Weizen hinein. Dann, wenn der Sockel gemauert ist, bekommen wir ein Aldomasch. Das ist ein Faß Bier für die Leute zum Trinken. Dann wieder, wenn die Gleiche erreicht ist, bekommen wir zum zweitemal ein Aldomasch und ein Taschentuch oder ein Kopfstuch. Wenn das Haus ganz fertig ist, bekommt man zum drittemal. Jetzt ist die Arbeit der Maurer beendet. Dann kommen die Zimmerleute den Dachstuhl aufsetzen. Wenn der Dachstuhl aufgesetzt ist, bekommen die Zimmerleute auch ein Aldomasch. Nach dem Zimmermann kommt der Klempner mit Blech oder mit Schiefer zum Decken, oder der Zimmermann macht das selbst mit Schindeln oder mit Dachziegeln.“



kün = den den neu = en Herrn, daß ihr das Kin = de = lein



mö = get ver = ehr'n. Glo = ri = a, glo = ri =



= a in ex = cel = sis De = o.

- B.:** Horch, horch, Gebottr, und ne schnorch! Mr deucht', ols tätn die Engl sing'n.
A.: Du böst wul ai dan Koppe vrrich? Es warn wul od die Schouffschell'n kling'n.
B.: Nej, nej, Gebottr, horch, horch! Von Himml lohn dar Engl Schur, befuhl uns
 Fortn olzumoul, mir sölln noch Bethlehem gieh'n an Stol, dort ös a neuer
 Künich gebur'n, und dan sölln mir vrühn!
A.: Och, battln gieh ich ne!
B.: Nu, ich ou ne! Ab'r noch Bethlehem sölln mr kumm, dort ös a neu'r Künich
 gebur'n und dan sölln mr vrühn!
A.: Nu, dou gieh'n mr!

(Untertwegs.)

- B.:** Gah't od Nächste, Gebottr! Dou ös a Moltvorfhäußl und ej Staig, daß ihr ne
 sollt ai dan grußn Drajfl!
A.: Du host mich ou dan wajch'n Wajg geführ't. Ich ho mr man ganz'n Zöpppelz
 beschmier't. Na, ich war dr 's ou ne schenk'n, ich war dr 's bahle wiedr gedenk'n!
 (Ankunft vor der Geburtshöhle.)
A.: Dos ös nu des Allrhichst'n sei Suhn! Und leit nu su dou of dan bößl Struh!
 Hätt' mr dos ej labend'schr Mensch gesoh't, dou hätt' 'ch'n ou en Ziegnpelz oder
 en andern Boltr mitgebrosch't. Weil ich's ober ne ho gewoß't und ho's vergass'n,
 dou worf't mr 's ne zum ärgsten orechn.
B.: Na, Gebottr, ich war ou neigreis'n ai man Saak, ob 'r denn noch wos vrnag.
 Dou ho ich noch ej Stöckl Fricht, ej Stöckl Hounichbrut und en Struhwidch; dos
 war ich ihm ols Opfr schenk'n, daß 'r meiner soll gedenk'n.
A.: Ich dächte, mr tätn dan Kinde zuliebe ejs bloufn!
B.: Nej sing'n!
A.: Nej bloufn!
B.: Na, heb du o!
A.: Nej, heb du o!



Du, du = del du. Du = del du. Du = del,



du = del du.

- A.:** O halt, o halt! Od ne zu hoch naus! „Od ömmer hübsch noch'n Routh, noch'n
 Knouth, noch'n Lakt!“ spröcht dr Kantr.
Der heilige Josef: Habet Dank, habet Dank, ihr Hirten alle beid, daß Jhr gesegnet
 kommt nach Haus zu euren Herden groß und klein!

Zuhörer: Siehste, dort ziehn sel

Mitgeteilt vom Fachlehrer i. R. Gustav Blischke in Reichenberg, dessen Mutter das „Hirtengespräch“ ihren Kindern zur Weihnachtszeit vorzutragen pflegte. Dasselbe taten um jene Zeit (um 1855) auch andere Mütter in Reichenberg.

Reichenberg.

Adolf König.

Zukunftserforschung in der Weihnachtszeit

Als großer Kostag gilt bei der Bevölkerung Südböhmens der Thomastag (21. Dezember). An diesem Tage beteten früher die Mädchen:

Bettstättl, i tritt di,
Heiliger Thomas, i bitt di,
Laß mir erschein',
Den Herzliebsten mein!

Aber auch an den Weihnachtstagen wurde und wird heute noch Verschiedenes unternommen, um über Gegenwart und Zukunft etwas in Erfahrung zu bringen.

Die jungen Leute nehmen am hl. Abend schon vor dem Essen mehrere kleine Holzstücke und werfen sie bei der Tür ins Zimmer. Dann werden die Holzstücke abgezählt, ergibt sich eine gerade Zahl, so steht eine Hochzeit in Aussicht.

Setzen sich die Angehörigen zu Tisch, schaut man auf den Schatten jedes Einzelnen an der Wand. Fehlt der Kopf eines Anwesenden, so wird dieser bald sterben.

Oder man läßt kleine Bichtlein auf einer Anzahl Nußschalen in einem Gefäß mit Wasser schwimmen. Die Mädchen wählen je eins davon und die übrigen Schalen gelten jenem jungen Manne, den sie sich heimlich denken. Sobald die Schalen in Bewegung gesetzt werden, beobachtet man, ob sich jene Schale des gedachten Verehrers jener des Mädchens nähert. Geschieht dies, kommt bald eine Hochzeit ins Haus.

Weiters werden kleine Nußballen (Flachs) angezündet und aus dem Aufsteigen oder Biegenbleiben der Ballen schließen die Mädchen, ob sie das nächste Jahr heiraten werden.

Grahen.

Johann Brejina.

R. Slawitschets Anastasius Razenschluder und die Volksüberlieferung

Ein treffliches Beispiel für die oft seltsame Wechselwirkung zwischen Kunstdichtung und Volksdichtung bieten die folgenden Angaben, die R. Slawitschet unserem Schriftleiter übermittelt hat. Sein „Anastasius Razenschluder, der große Zauberer. Ein frühliches Märchenbuch für kleine und große Leute“ ist 1928 im Verlage des Deutschen Kulturverbandes in Prag erschienen. Der Schauplatz der Handlung ist vor allem Budweis und Prachatitz. Der Verfasser berichtet nun folgendes:

„Wie ich Ihnen wohl seinerzeit erzählt habe, ist mein „Razenschluder“ meine vollkommen freie Erfindung, für die ich keine Quellen verwendet habe. Einzelne Dinge, wie z. B. den Erdbiegel, habe ich ja gewiß aus Sagenbüchern und ähnlichen Werken kennen gelernt, das ist aber auch alles. Die einzige Anregung für die Gestaltung der Handlung hat mir Kühnau (Schlesische Sagen) gegeben, bei dem ich eine Sage von einem Hezenmeister las, der aus einem Gefäß Soldaten herauskittete, die dann rasch groß wurden.

Sie können sich daher mein Erstaunen denken, als mir vor kurzem (Herbst 1930) Major Zdiarstky aus Prachatitz erzählte, daß sich dort noch manche Leute an den Razenschluder erinnern können; er hätte tatsächlich Anastasius geheißen, nur der Name Razenschluder sei hinzugegedichtet; er wäre auf allen Kirchweihen und Märkten gewesen und hätte manden Streich aufgeführt, so z. B. auch die Geschichte mit den in Hasen verwandelten Razen, die aber nicht in Budweis, sondern in Prachatitz selbst passiert sei. Man nehme es mir dort bei aller Dankbarkeit ein wenig übel, daß ich gerade diese Geschichte ihnen sozusagen weggenommen und den Budweisern gegeben hätte. Ein Herr sei jetzt eifrig dahinter und gehe von Haus zu Haus, um die noch feststellbaren Erinnerungen an Meister Anastasius zu sammeln.

Nun, was sagen Sie dazu und wie erklären Sie sich das? Ich für meinen Teil habe die Sache gar nicht übelgenommen, im Gegenteil. Rein objektiv betrachtet, sehe ich hier einen Fall (wahrscheinlich nicht den ersten seiner Art, aber vielleicht läßt sich kein ähnlicher Fall so schön gleich bei der Entstehung nachweisen), wo ein Produkt der Kunstfälschung fast automatisch zur Heimatsforschung anregt, indem es parallel verlaufende Erinnerungen lebendig macht. Daß sich dann die Leute dabei an manches zu erinnern glauben, wovon sie vorher keine Ahnung hatten, ist eine psychologische Erscheinung, die insbesondere dem praktischen Kriminalisten bekannt ist. Das dürfte in erster Linie von dem Namen „Anastasiuß“ gelten. Es wäre ein ganz unglaublicher Zufall, wenn jene nunmehr aus der Vergessenheit auftauchende Gestalt wirklich diesen Namen gehabt hätte. Ich selbst pflegte, aus mir heute nicht mehr erinnerlichen Gründen, früher meinen Jungen im Spaß so zu nennen, und von daher hat ihn dann der Kapenschlucker übernommen.“

Wenn auch festgestellt werden sollte, daß in Prachatitz tatsächlich ein Mann gelebt hat, von dem — ähnlich wie vom Vater Hahn des Erzgebirges — auch Zauberfagen überliefert werden, so ist doch diese erste vorliegende Mitteilung ein deutlicher Beweis dafür, daß das Buch Slavitscheks nicht allein auf diese Volksüberlieferung aufmerksam gemacht, sondern sie bereits auch beeinflusst hat.

Trußgangln aus Annaberg (Ostgalizien)

Annaberg gehört zu einer Gruppe deutscher Siedlungen am oberen Strh (Bezirk Stole), die 1835 angelegt wurden und in Felizienthal ihren Hauptort haben. Die Siedler stammten aus dem Böhmerwald und aus Westböhmen, zum Teil auch aus dem angrenzenden Bayern. Die Scheidung zwischen Böhmerwäldler, die die „Sakrischen“ — wohl nach einem Lieblingsswort — heißen, und Egerländer, die als „Hodalumpen“ bezeichnet werden, ist noch heute üblich. Die folgenden Vierzeiler, entnommen aus Einsendungen von Josef Lang und Alfred Karascl, sind vorwiegend Böhmerwaldgut und in gleicher Form auch im Böhmerwald daheim. Umbildungen sind einstweilen — von Ortsnamen wie Smorze abgesehen — noch nicht bemerkbar.

Sakrisch schejn Dienerl,
 hot sakrisch schejn Schuah;
 's kon sakrisch schejn tonzn,
 i schau sakrisch gern zua.

Mei Schopz is a Jaga,
 a tragt an grean Quat;
 A tonzt amol unti,
 Doß es Göld schöbern tuat.

Mei Schopz is a Schmied,
 Got a Gürterl um d' Mitt'
 hot a weiß's Leiberl on,
 oba wiaßi wiad's schon.

Gohn i hinti, gehn i füri,
 Vom Nochyban lehr i ein;
 wos i onschau, is 's Nochyban,
 und 's Diendl is mei.

Won i af Smorze (gesprochen Smorſche) geh,
 Is a Reif und a Schnee;
 won i zrud außageh,
 blüacht da weiß' Klee.

Drei schneeweißi Gäns
 und a blauaugatz Mensch (Mädchen)
 und a bisserl a Göld,
 is a Freud' af da Wölt.

Dort dauabm afm Berg
is a weiße Schimm'l;
der d' Menscha net liabt,
der kimmt nejt in Simm'l.

Diandl, du liabst,
wonnst ma du amol stiabst,
wiasst ma du amol kronf,
ast leb i a neama long.

Dirnei, du floans,
host a Haus oda foans,
host a Geld oda nejt,
baloffn tuar i di nôt.

Diendl mogst heirotn,
daß i di kriag;
mir brauchn ton Kreiger Göld,
mir lebn wo dar Siab.

Daß 's im Wold finster is,
Doß machen d' Bam;
und daß mei Schoß untreu is,
doß glaurb i kam.

Daß 's im Wold finster is,
doß machen d' Nest (Aste);
und daß mei Schoß untreu is,
doß glaurb i fest.

Zwischn zwoa Steinerla
hör i 's Woffa fliehn;
do löst mi mei olda Schoß
wieda grißn.

Man i a so schejn war
wia d' hintern Menscha,
jo ließt du ma oans geign
ban Kammosensta.

D' Vögl singent, d' Vögl singent
am Reifighafm;
won i groß wiar, won i reich wiar,
wiar i Häuser kafm.

Drei Wochn vor d' Ostern,
do geht der Schnee weg;
do heirat ma Diendl,
ast hon i an Dreck.

Dort unt bei da Bumpn,
wo 's Woffa g'rinnt,
durt tonzt da Herr Pforra,
daß d' Ruttn umspringt.

Hopsasasa,
sogt da Besnbinda;
a Wei muaf a hobm,
weil eahm is tolt im Winda.

Hopsasasa,
sogt da Maura zan Stoan;
und a Wei muaf a hobm,
weil er bleibst net alloan.

Man i a so schejn war
wie der Apfel am Bam,
so steiget i affi,
daß i a zu eahm kam.
Und wal i niet so schejn bin,
so laß i mi moln;
jo muaf i zum Leigl
an jedn Buabm gfoln.

Marie nei, schöns Dirnei,
mogst heirotn oda niet;
du host jo toa Polsterl,
foan überzug niet.
Zueg aus dei gstreifts Ridei
und füll 's oa vull Heu;
do host jo a Polsterl,
an überzug glei(ch).

Dienei sieh, sieh,
und dei Ridei geht für!
Geh außi, zwig's affi,
ast tonz i mit dir.

Geberg bin i gongen,
getol bin i grennt;
und do hout mi mei Dirnei
in Fuchizn lennt.
In Fuchizn lennt
und in Karbat rauschn —
Geh her mei schöns Dirnei,
wier ma Herzal tauschn.

Bei der Gigeritschn, bei da Gogeritschen,
bei da Gullastau(w)n bin i glegn;
und do hot mir mei Wuada
mit da Mistpirtschn'oani gebn.

Drei Wochn vor da Ostern
geht 's Weibatschmoß o;
sogt oani zu da andern:
Mei Hena legn scho.

's Bieserl hot 's Bieserl gmaht,
's Riederl hot sie affi draht;
's Gruemet hot's eine brocht
hübsch bei dar Nocht.

Dreschlegelreime aus dem Schönhengstgau

Einschlag: Os, os, os.

Zweischlag: Eins, zwei; Klipp, Klapp; Koch Krat; Fehlt os.

Dreischlag: Drei Faula; Drei Toltin; Koch Krat jau; Hons Koch Krat; Krat un' Klies; Pod Schlästn.

Vierschlag: Biar Flaifige; Lona noch af; Ro Gald, fo Schnops; Klara, du Lofch; Kud in Tippa; Puttatropfn; Tida, tada.

Fünfschlag: Hons Koch Krat un' Wiarscht! Nih traig Pachwihlig; Seß Haut un' Kopp of! Gemma d' Schnopsflosch! A Gläschla vul Schnops; Hanna, du Lofch dul Himm! tu dich auf! Mutta, pod Kropfn! Juckt dich der Pudl?

Sechschlag: Geputtata Rascha; Gieh, putta bei Rascha! Nemm's Säckla, gieh pättln! Wie juckt dich (mich) der Pudl?

Siebenschlag: Koch geputtata Rascha! A Rodschaid vul Stockata.

Die obigen Nachahmungen werden auch durch Klatschen begleitet, was eine gewisse Fertigkeit erfordert. Wenn man z. B. das Dreschen von sechs nachahmt, so schlägt man zuerst mit der linken und dann mit der rechten Hand auf die Oberschenkel, dann auf die Brust und zuletzt auf die Stirn und spricht dazu „Geputtata Rascha, geputtata Rascha...“.

Wer erst dreschen lernt, muß viel Spott über sich ergehen lassen. Wenn ein Drescher z. B. beim Dreischlag nicht eintrifft, heißt es gleich: „Es dreschen Drei Faule of d' Gard un' d' Dritte ait (ist) niz weart.“

Grünau bei Mähr.-Erzbau.

Karl Ledel.

Wie man Ertrunkene findet

Herr Franz Kratky aus Pattersdorf (Nr. 9) bei Deuschbrod erzählte mir folgendes: Wenn man einen Ertrunkenen trotz eifrigen Suchens mit Stangen usw. im Teiche nicht finden konnte, holte man eine große Lär oder ein Lor, legte darauf einen Laib Brot, in dem eine brennende Kerze stecken mußte, und schob das seltsame Fahrzeug ins Wasser. Es schwamm langsam weiter und weiter. Dort, wo es stehen blieb, fand man den Ertrunkenen. Man hat das oft schon gemacht und stets so die Leiche bergen können, wenn sie anders nicht zu finden war. Und man würde es auch heute noch machen. (Vgl. Sv. Uberglaube II. Sp. 985ff.)

Prag.

Wolff Güclhorn.

Die Flußmuschel in der Volksmeinung

Im Flußschlamm der Thaya (Unterlauf) kommen große Mengen von Flußmuscheln (Unio) vor, die gesammelt werden und als Entensfutter Verwendung finden. Der Volksmund kennt sie nur unter dem Namen „Froschbacherln“ (= Froschbecher). Es herrscht unter der Bevölkerung die feste Meinung, daß aus jedem „Froschbacherl“ ein Frosch wird. So erklärt sich der sonderbare Name der Flußmuschel. Die irrige Meinung, daß die Flußmuschel ein Entwicklungsmitglied des Frosches sei, beruht nur auf einer falschen Verknüpfung von Beobachtungen. Ein verfolgter Frosch sucht sich mit Vorliebe im Schlamm zu verbergen, in dem auch die Muschel lebt. Es ist daher einzusehen, daß dann die Muschel leicht mit dem Frosch in Zusammenhang gebracht werden kann. Diese Verknüpfung der beiden Tiere ist mir derzeit nur aus P u l g r a m (Gerichtsbezirk Mikolzburg, Südmähren) bekannt, doch glaube ich, daß diese Volksmeinung nicht bloß auf diese Ortschaft beschränkt ist.

Brünn-Czernewitz.

Hans Freising.

Merkwürdige Tiernamen

Wenn manchmal Tieren, besonders Hunden, die Namen von großen Personen oder wichtigen Dingen gegeben werden, so will man damit etwas, was man haßt, dem Spott und der Verachtung preisgeben; denn in den meisten Fällen gelten Tiere als verächtlich.

Wie Jaussen in seiner Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters (3. B. S. 647 nach G. L. Schmidt, Justus Menius, der Reformator Thüringens, 1867) berichtet, gaben die Protestanten im Kampfe um die Anerkennung ihrer Religion mit den Katholiken Hunden und Raben den Namen „Interrim“, um die verhaßte Vereinbarung, die „einzwelven“ gelten sollte, herabzusetzen. Dieselbe Sache erzählt Johannes Voigt von den Bürgern der Stadt Magdeburg in Friedrich von Raumers Historischem Taschenbuch (9. B. S. 452).

Daß man in früheren Jahrhunderten aus Abneigung gegen die Juden Ziegenböcke „Moses“ benannte, erfahren wir aus dem Ehe- und Namenskapitel der Geschichtsklitterung, wie Haussen in seinem großen Fischartwerke (2. B. S. 331) anführt: „Ein Jud wollt darumb mit Moses heißen, weil wir die Böck also heißen.“

Friedrich Wendel erzählt in seiner kleinen Sammlung geschichtlicher Anekdoten (S. 55), daß die ungarischen Bauern lange Zeit ihre Hunde „Hahnau“ zu benennen pflegten und erklärt die Namensgebung also: Als der österreichische Feldzeugmeister Hahnau, der mit entsetzenerregender Grausamkeit die ungarische Revolution des Jahres 1849 niedergeschlagen hatte, gestorben war, empfahl man in Budapest, ihm folgende Grabchrift zu machen:

„Nicht sollte Ungarland die Freiheit haben:
Das Schicksal wollt' es nicht —
Hier liegt der Hund begraben!“

Ein nicht seltener Name für Hunde in Süddeutschland war vor noch nicht langer Zeit „Bismarck“; bekannt ist, daß die Bayern ihre Hunde mit Vorliebe „Bismarck“ genannt haben. Ein lustiger Schwabe hat mir einmal die folgende Anekdote erzählt: Bismarck ging einmal in Bayern mit einigen Freunden zu Fuß über Land; als sie an einer Sauherde vorbeikamen, gerieten die Säue in Unordnung und der Hirt rief dem Hunde zu: „Bismarck, Bismarck!“ Bismarck ließ den Sauhirten zu sich rufen und fragte ihn, ob in Bayern alle Hunde Bismarck hießen. „Naa“, gab dieser zur Antwort, „sched (nur) d' Sauhund!“

In der Kriegs- und Nachkriegszeit sind „hüben und drüben“ solcherlei Hundennamen gang und gäbe gewesen; noch heute laufen vielleicht Hunde mit Namen führender Männer aus jenen Tagen um, die auch der Volksmundler aus einleuchtenden Gründen für sich behalten muß. Festgehalten soll werden, daß nicht selten hierzulande die Polizei in Sachen politischer Hundennamen eingeschritten ist.

Eger.

Rudolf Kubitschel.

Bei- und Spottnamen aus Grulich und Umgebung

- Honsheinnrich = ein Grundbesitz in Grulich, ehemals Eigentum des Johann Heinrich in Grulich.
 Duort-Bene = Frau Magdalena Wagner in Grulich, die mit Duort (Lopfen) haufierte.
 Sibarih — ocht Hofa¹⁾ =
 Benta Feueresse²⁾ =
 Popiera Seitnant³⁾ =
 Woffermoon⁴⁾ = } Raimund Weber in Grulich, Tagarbeiter und
 Hadermsammler; war bekannt als Aufschneider.
 Häuslaphilippajentschajulle = war die Tochter Julia des Häuslers Philipp Jentschke.
 Urnergrin = ein Bauer namens Schmidt in Oberlipfa.
 Fernandaserdasernd = Ferdinand Rotter, Sohn des Ferdinand Rotter und Enkel des Ferdinand Rotter, genannt „Stollapauer“ (Stollenbauer⁵⁾) in Oberlipfa.
 Honschristawenzel = Wenzel Schwarzer in Oberlipfa, Sohn des Christoph Schwarzer und Enkel des Johann Schwarzer.
 Schulzkarlapeter = Peter Schmidt in Oberlipfa, Sohn des Karl Schmidt und Enkel des Dorffschulzen Schmidt.

¹⁾ Sieben Hehe, acht Hagen. ²⁾ Leinwandene Feueresse. ³⁾ Papiercner Seutnant. ⁴⁾ Wassermann.
⁵⁾ Auf seinem Grundbesitz waren die „Hofestollen“, die Überreste des ehemaligen Silberbergwerkes in Oberlipfa.

Sonatonaserdazängla = Franz Kotter in Oberlipfa, Sohn des Ferdinand Kotter, Enkel des Anton Kotter, Urenkel des Johann Kotter.

Karnazaton = hieß Anton Raßer in Niederheidiß, Sohn des Ignaz Raßer (Klar?).

Schienstochla = war der Leinwandfaktor namens Bergmann in Lichtenau; hat für die Leinwandhändler den Hausarbeitern — den Handwebern — die Werkten und den Schuß zugeteilt und bei der Ablieferung der Arbeit diese streng gemustert. Es wurden Stücke zu 60 Ellen angefertigt, ein „Schod“. War ein Stück schön gearbeitet, lobte er mit: „a schien Schodla!“

Christonafess = Josef Stepan in Wöllsdorf, Sohn des Anton Stepan und Enkel des Christoph Stepan.

Dr kleine Bender = war der vor etwa 50 Jahren verstorbene Bindergeßelle und Ofenpußer namens Gyner in Obererliß, der von kleiner Statur war. Folgendes Sprüchlein hatte er selbst verfaßt:

Wöllersch wessa, war ich bien? (Wolltet Ihr es wissen, wer ich bin?)

ich bin dr kleine Bender, (ich bin der kleine Bänder)

ich seß' mich uf a Ufatoop (ich seß' mich auf den Ofentopf)

on sah am Nehra abender^o). (und schau [siehe] durch's Rohr nach hinten.)

Butterfinde = Frau Wittner in Gerauß, die mit Butter, Käse und Eiern in der ganzen Umgebung haufierte, sehr rasch sprach. Sie öffnete die Tür, sagte: „Christ — Ger, Käse — mischt? Ei Gotts Nama!“ und schloß die Tür.

Hildra = war ein Flachshändler in Schildberg, der unter seinem Namen Becker fast nicht bekannt war. Wollte er von einem Bauern den Flachß kaufen und der Bauer verlangte zuviel Geld dafür, sagte Becker, sich zum Weggehen ansetzend, nur rasch: „Hildra, hildra!“ (behalt dir ihn, behalt dir ihn!)

Prag.

Gemma S a g l.

Von den deutschböhmischem Siedlern im Banat

Schon vor zwei Jahren hat der Deutsche Böhmerwaldbund den aus dem Böhmerwald und aus Westböhmen stammenden Siedlern im heute rumänischen Banat¹⁾ eine Geldspende zur Durchführung von Tuberkuloseimpfungen übersandt. In diesem Jahre betheilte er die Gemeinde Weidenthal mit Büchern und insbesondere mit Schriften des Mundartdichters Z. Zettl. Er erhielt im Oktober das folgende, auch in volkstündlicher Hinsicht sehr bemerkenswerte Dankschreiben.

Löbl. „Deutscher Böhmerwaldbund“,

B u d w e i ß.

Sehr geehrter Herr Altbürgermeister Taschet!

Mit Freuden haben wir erhalten die Büchersendung. Noch mehr freuten wir uns hier in Weidenthal, Wolfsberg, Alt-Szadova und Bindensfeld, daß wir die Verbindung bekamen mit jener Gegend, von wo unsere Ureltern auswanderten.

Wir haben noch immer denjenigen Böhmerwalddialekt, welchen wir gelesen haben in den von Ihnen zu uns gesandten Heften und Büchern. Besonders das „Wolbdrüml“-Gedicht entspricht rein unserem Dialekt.

Wir sind hier Mitglieder der „Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft“ und gehören damit zum Gesamtdeutschtum der Welt.

Doch unsere größte Freude wäre, wenn wir uns in der Zukunft durch die Bevollmächtigten unserer Organisationen noch näher, vielleicht auch persönlich herzlich begrüßen könnten.

Als Obmann der Ortsgemeinschaft begrüß i ent mit dö Woart zön Zoida, das mia no ollawal dößjwä Wuadaschprach redn wöi ös in Büm dahom. Abahaupt ist dö Lebenswes dur 100 Joar döselwe wöi va ent. Milßupn in dö fröi, am Mitto an Storz oda Gadäpßbotßch is allgemein. Neugirci won mia nur ob in Wasserßuppen

^o) Der Eingang ist dem in Ostböhmen verbreiteten Liedchen „Welt ersch wessa, war ich bin“ (vgl. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen, Nr. 2078) nachgebildet.

¹⁾ Gelobt sei Jesus Christus! Eier, Käse — nichts! In Gottes Namen!

²⁾ Genaue Angaben über diese 1827 und 1828 entstandenen Siedlungen bietet P. G r a ß l, Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat. V. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Prag 1904.

die Gruber, Hafelbach dō Kunzfamilie, in Schmalzgrubn dō Meizensberger, in Roten-
baum die Heimerl zu finden wären in den dortigen Pfarrämtern.

Nach ich begrüße euch als Schulpräses Josef Hausner, da Ich sehe in die zuge-
sandten Bücher auch meinen Namen, das Gasthaus dor Glencs (Klentisch), wo
hoffentlich meine Ahnen herkommen.

Die herzlichsten Brüdergrüße senden wir:

Johann Jacobi, Pfarrer.

Michael Heimerle, Obmann.

Josef Hausner, Schulpräses.

Sudetendeutsches Mundartentwörterbuch

Das von Dr. E. Gierach und Dr. E. Schwarz geleitete Wörterbuchunternehmen
kann nur dann einen vollen Erfolg haben, wenn sich zahlreiche Mitarbeiter in allen
deutschen Bezirken finden, welche die Fragebogen beantworten und die zur Auf-
zeichnung mundartlicher Worte und Wendungen auszugebenen Zettelblocks ausfüllen.
Anmeldungen sind zu richten an die Mundartabteilung des Seminars für Deutsche
Philologie der Deutschen Universität in Prag XII.-974.

Volkstümliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag

Im Winterhalbjahr 1930/31 liest G. Jungbauer über: „Das deutsche Volks-
lied“ (dreistündig) und „Märchenkunde“ (zweistündig) und hält im Seminar für
deutsche Volkskunde „Übungen am Volkskundeatlas“ ab.

Atlas der deutschen Volkskunde

Um festzustellen, welche Fragen des Gesamtarbeitsplanes am wichtigsten und
ergiebigsten sind und daher schon in die nächsten Fragebogen aufgenommen werden
sollen, wurde der Arbeitsplan allen Landesstellen zur diesbezüglichen Begutachtung
überandt. Die drei unserer Arbeitsstelle zugekommenen Arbeitspläne wurden von den
Mitgliedern des Beirates Ggmn.-Direktor Dr. A. Ultrichter in Nikolsburg und
Oberlehrer J. Meißner in Niederlangenau und von Ggmn.-Professor Dr. J.
Ganika begutachtet.

Auf Ansuchen unserer Arbeitsstelle wurde ihr vom Ministerium für Schulwesen
und Volkskultur für das Jahr 1930 eine Subvention im Betrage von 15.000 K
bewilligt.

Als wissenschaftliche Hilfskraft der Arbeitsstelle wurde mit 1. Oktober Dr. J.
Ganika bestellt.

Vom 1. Oktober bis 20. November sind die ausgefüllten Fragebogen der folgen-
den Mitarbeiter eingelaufen:*)

L. J. Jantsch, Sobochleben; L. E. Bittermann, Ober-Schönborn bei Munkatsch;
L. A. Hammer, Mühlbach; DL. A. Zörner, Koflau; DL. A. Litlbach, Willomitz;
En. A. Bergmann, Schmolau; En. M. Kaiser, Unter-Lannowitz; SL. J. Kolar, Haid
bei Schweinitz; DL. L. Papez, Tschihana; DL. J. Buchhücker, Andreasberg; DL. M.
Wirtner, Stolzenhain; DL. E. Knobl, Föhau; SL. K. Thomayer, Dianaberg;
DL. J. Janka, Dreihacken; Techn. Beamter M. Wollner, Rierberg; BD. i. R. K.
Würsel, Haida; L. J. Appelt, Bielai; L. K. Feider, Hagersdorf bei Preßburg; DL. J.
Gamenit, Köstldorf; DL. K. Richter, Landet; FL. A. Marek, Frain; Arzt Dr. L.
Wieder, Alt-Schallersdorf (für Schattau); L. A. König, Reichenberg; SL. A. Ellenka,
Sofienwald; SL. J. Nadler, Beneschau bei Kladrau; En. L. Müller, Groß-Kunzen-
dorf; L. A. Amöler, Lippin; DL. i. R. A. Gifelt, Fugau; L. D. Börner, Ober-Mardorf;
Prof. Dr. E. Jungwirth, Römertadt; FL. A. Baier, Heimerdorf a. T.; DL. J.
Siebert, Alt-Schallersdorf; DL. M. Schichor, Zauditz; L. A. Zeischka, Puschowitz;
DL. J. Seltner, Georgendorf; FL. E. Közl, Buchau; L. A. Lippelt, Markausch; DL. J.
Müller, Söflitz bei Niemes; DL. A. Lomische, Triebitz; DL. J. Weps, Styril; DL. M.

*) Abkürzungen: BD. = Bürger Schuldirektor; FL. = Fachlehrer; L. = Lehrer; DL. = Ober-
lehrer; SL. = Schulleiter. (Bei weiblichen Lehrkräften durch ein n ergänzt.)

Micko, Unterhaid; DL. W. Schröter, Widim; L. A. Kreuz, Schlappenz; DL. E. Mitsch, Groß-Dtschehau; L. G. Pollak, Neuhammer; BD. J. Thomayer, Haid bei Lachau; DL. D. Franz, Sebuslein; L. R. Schreiber, Bernau; SL. J. Sabathil, Konradsgrün; DL. J. Brabež, Rosenberg; L. F. Maier, Neulosimthal; DL. F. Meißner, Niederlangenau; SL. A. Zohart, Woten bei Niemes; S. D. Boog, Ullersdorf; L. A. Klier, Absroth; DL. J. Bodel Pethwing; FL. F. Girich, Neubistritz; DL. G. Schloßhauer, Dönitz; Un. G. Reimann, Wiese; DL. i. R. R. Köhler, Telnitz; L. E. Lust, Altwaldorf bei Groß-Gonnitz; Un. M. Korb, Bergstadt Platten; BD. M. Frisch, Königsberg a. d. E.; L. W. Gottwald, Alt-Ehrenberg; DL. M. Klima, St. Katharina; DL. G. Schödlbauer, Grafenried; DL. J. Urban, Wanow; SL. R. Kreuz, Hochtann; FL. R. Schlein, Weheditz; DL. G. Hammerl, Dschelin; SL. G. Gröbner, Lannawa; DL. G. Böhl, Weißkirchly; L. R. Garner, Kriegern; FL. F. Knarschner, Preßnitz; L. G. Wild, Eisendorf; DL. R. Reiminger, Christianberg; L. G. Neumann, Rochlitz a. d. Jfer; BD. G. Jüffel, Aulus; DL. F. Petter, Oberhaid bei Prachattitz; DL. R. Proßsch, Braunsdorf; Un. M. Poforny, Gurwitz; L. A. Büchinger, Groß-Ofrowitz; DL. F. Vaier, Wolta; DL. E. Müller, Pitschkowitz; DL. J. Schuster, Frühbusz; L. J. Heitel, Raikau; DL. A. Augustin, Wollmersdorf; DL. F. Werbš, Jaltanau-Kittlitz; DL. G. Ruz, Spachendorf; SL. J. Horatschke, Hütten; DL. J. Gall, Schwarzentel; DL. J. R. Pahnel, Schwarzbach; L. A. Storm, Lang; L. A. Steinert, Platten bei Komwtaw; DL. J. Hadwiger, Allstadt bei Freudenthal; DL. R. Schroll, Dittersbach bei Laubendorf; DL. D. Finsterle, Saiz (mit dem Lehrkörper der Volksschule); L. R. Zettl, Stubenbach; SL. G. Bösel, Webruß (mit J. Zaum, Landwirt); L. E. John, Schlada; L. J. Malz, Ujezd bei Mähr.-Neustadt; DL. J. Seidel, Soor; DL. J. Steinbach, Luschau Dorf; FL. A. Heller, Pfrauemberg; DL. R. Schneider, Römersdorf (mit M. Sanger, Landwirt); Un. M. Scheinwein, Frischau; FL. W. Schuster, Thewising; L. F. Krombholz, Mergdorf bei Niemes; SL. R. Papelt, Krausebarden; Prof. Dr. J. Güdelhorn, Olmütz; DL. A. Jatsch, Ober-Wölzsdorf; DL. R. Schicht, Petersdorf bei Deutsch-Gabel; L. E. Balzer, Briesen bei Kröna; L. A. Lerch, Hohenfeld; DL. G. Pascher, Glöckelberg; DL. F. Tengler, Gottsdorf; Landwirt F. Müller, Brännlich; SL. F. Hammer, Brod bei Kladvau; BD. A. Kopatta, Westädtl; DL. i. R. F. Richter, Oberaltstadt; SL. F. Reckziegel, Großherrndorf; DL. J. Schwarz, Girich; DL. A. Milt, Schweg; L. E. Buchalla, Schmöllnitz; SL. J. Kitzko, Gottschallings; FL. J. Schindler, Altröhlau; L. R. Paschel, Meinerschlag; DL. F. Nach, Soborten; DL. R. Kühnel, Schöba; DL. A. Ender, Kulan; DL. A. Wll, Goldenstein; L. L. Wapl, Deutsch-Weichenau bei Grazen; SL. L. Hawelka, Bergersdorf; SL. J. Gutter, Ferbka; L. F. Drecher, Schöbritz; L. F. Nähring, Straupitz; SL. F. E. Köpner, Neueigen; Prof. Dr. A. Bergmann, Mähr.-Osttau (für Staab); DL. R. Weber, Postitz (mit L. A. Kratschmann); DL. R. Gareis, Wittnitz; SL. J. Hörl, Böhm.-Vorau; SL. R. Klement, Deutsch-Thomaschlag; L. F. Lang, Manetin; L. J. Oswald, Grasseth; SL. G. Walenta, Retton bei Zauchtel; Un. G. Peltsarsky, Zuckerhandl; L. R. Melker, Meierhöfen (Slow.); FL. i. R. A. Seidl, Gulau (durch FL. J. Rottler, Arbeitsgem. f. Heimatforschung); DL. J. Schwab, Steinaujezd; SL. G. Klimm, Breitenstein; L. J. Jurán, Nehre bei Rásmart; DL. W. Burghardt, Siboch; L. G. Laube, Linsdorf; L. J. Bugent, Aulm; DL. J. Thuma, Hawran; DL. F. Schjmo, Mugaau (mit Landwirt F. Wapl); Un. E. Köhlich, Dauritz; L. A. Rieslinger, Mühlspreng bei Stubenbach; Un. M. Mersert, Groß-Walterdorf; DL. A. Kleiner, Niederkupai; DL. M. Reiminer, Veimgruben; Arzt Dr. F. Rottler, Mähr.-Schönberg (für Hermesdorf, durch die Schulleitung Hermesdorf-Oberort); SL. E. Stanger, Johnsdorf bei Deutsch-Gabel; DL. R. Hohnel, Udwitz; SL. B. Rubin, Chrises; Landwirt J. Schauer, Böh.-Wiesen; L. G. Wilberg, Deutschbeneschau; DL. R. Fotr, Friedrichswald (mit L. F. Schubert); L. J. Thamm, Lauterbach bei Leitomischl; DL. P. Bergmann, Triebendorf; DL. R. Frischka, Ratsch; DL. W. Cermak, Wezdák; SL. W. Fritz, Pressern; Lehrkörper der deutschen Volksschule Sidlitz; Un. M. Koiffer, Laucha; DL. F. Groß, Siebenthal; DL. J. Herbst, Weißstatten; DL. A. Seibt, Kleingrün; Prof. i. R. Dr. Th. Deimel, Zlabings (durch BD. R. Kleiner); L. G. Berg, Leutschau; DL. Th. Schuster, Hundorf; SL. F. Wittenbeck, Altenbuch-Döbernei; DL. A. Glöckner, Grünwald bei Moldau; SL. W. Müller, Kropitz; L. G. Sandner, Weisenbach; L. J. Herzog, Wierereinfiedel; SL. G. Widenfky, Krenzáhn; DL. F. Goll, Liebthal; Landwirt J. Winter, Ober-Wernersdorf; DL. J. Lorenz, Mertelsdorf; DL. R. Weber, Troffau; DL. R.

Schubert, Nieggersdorf bei Bodenbach; Dr. G. Böhmer, Deutsch-Panitzsch; Dr. F. Frbath, Nieder-Bindewiese; Landwirt F. Thum, Posttrum (mit S. R. Meschner); An. W. Primosich, Michelsdorf (Slow.); Sr. J. Müller, Neuwald; Dr. J. Holoda, Groß-Steurowitz; S. S. Jternitschka, Peraus; Gemeindefchreiber A. Großmann, Senffleben; Dr. A. Gebauer, Switschin; S. J. Bosner, Söberle; An. Th. Peuter, Schönbach bei Ringelsbain; Dr. F. Siedert, Nieder-Dichtenwalde; Sr. J. Briz, Hoppendorf; S. R. Bod. Mändrit; An. A. Diehl, Pihanten; Leitung der deutschen Volksschule in Niedergrund bei Warnsdorf; Sr. W. Jboril, Wofen bei Daurba; Sr. J. Girsch, Kallitz; Sr. J. Puchtinger, Neutaumitz; S. D. Falb, Pirten; Dr. S. Prosch, St. Adalbert; Sr. A. Schloßbauer, Prochomuth; S. J. Schw. Schönthal bei Tepl; Dr. G. Niedl, Oberlohma; S. E. Kallaus, Frauenreuth; Dr. A. Filz, Altenreich; Dr. F. Fischer, Zwitterau (für Hilbeten); Leitung der deutschen Volksschule in Zizalitz bei Saaz; Dr. F. Schuster, Großschernitz bei Saaz; Sr. J. Quittner, Fürtthel; Sr. J. Quittner, Donau; J. Wittmann, Kopperitz bei Brütz; S. R. Köhler, Glasert; Dr. J. Wenzel, Selbich; Sr. S. Kurz, Emmern; stud. phil. M. Rober, Pennerdorf bei Hohenelbe (durch die Schulleitung); S. E. Richter, Brunnersdorf; Sr. J. Sacher, Nieggersdorf bei Politzschka; Sr. A. Kahler, Altalbenreuth; Dr. J. Boruffa, Hermanitz a. E.; Dr. S. Wallner, Mies bei Landet; Sr. J. Schubert, Neu-Weila; stud. phil. E. Knoll, Bergstadt; Dr. A. Schladner, Böhm.-Rahn; Dr. F. Groß, Krombach i. B.; Dr. J. Werner, Lämberg; A. Hanslik, Lang-Ilgest; F. Tschiedel, Weißbach a. L.; Fr. W. John, Unter-Lannewald; Dr. E. Köhler, Seidenschwanz; Dr. J. Schubert, Pirtenhammer; S. A. Koft, Sobenitz; S. R. Kaupa, Jansdorf; Dr. J. Baumgartl, Böhm.-Domaschlag; Dr. J. Mulzer, Neudorf bei Rutenplan; S. F. Mrazek, Witofes; Dr. A. Lurich, Stankowitz; Dr. J. Jettl, Stabln; Sr. A. Meiser, Godrusch; Sr. S. Seiz, Ullerskreith; Sr. F. Gebert, Maschalotten; S. E. Schneider, Ringelsberg; Dr. R. Kroha, Sorghof; Dr. J. Svehla, Unter-Liefenbach; Sr. A. Grund, Neufreith; Fr. M. Powirschil, Mähr.-Alstadt; S. F. Kaschl, Tresslowitz; S. W. Regenfuß, Hrabova bei Muntatsch; Dr. J. Forster, Reichersdorf; cand. phil. F. Böhm, Prag (für Maschinenic in Oßgaltzien); Fr. W. Böbl, Eger; Sr. J. Verch, Jeschtau; Dr. S. Müller, Hinter-Paulusbrunn; Landwirt R. Voigt, Strojitz (mit Dr. R. Punzl); Dr. F. Gerstner, Damrau; Dr. A. Scheiter, Raschitz; Sr. J. Köhler, Arnitzgrün; Dr. R. Böhl, Unterneugrün; Sr. A. Ziegler, Saluschitz; Sr. W. Zachleder, Gadelhof; Landwirt R. Jedlitschka, Golau; S. D. Behr, Bohm bei Tachau; Sr. A. Blumtritt, Schwoita; Dr. F. Melischel, Oberkreith; Dr. W. Peter, Lischowitz; Dr. S. Grillmeier, Hartenberg; Leitung der deutschen Volksschule in Tschedon; Dr. W. Nitsche, Telsch bei Buchau; Dr. J. Sittne, Windisch-Kommitz; Dr. A. Ingvisch, Tschetowitz; Dr. W. Dittmann, Wiese bei Oberleutensdorf; Sr. J. Nähring, Priesen bei Postelberg; Dr. i. R. F. Sturm, Schlaggenwald; Dr. S. Hochberger, Rojetitz; Dr. B. Krobot, Klublitz; Dr. F. Schwarzer, Brattersdorf; Dr. S. Schrup, Niedermühl; S. A. Bachmann, Gängerhof; Dr. J. Domandl, Rodowitz; Fr. F. Gerstenberger, Hohenploh (mit Fr. J. Böhm); S. A. Seiz, Weigelsdorf; Bauengutsbesitzer A. Schwind, Engelsdorf; Sr. J. Beer, Triefl; Sr. J. Schaffer, Großpropitzreith; S. J. Gumpert, Bürgstein; Dr. F. Schneider, Modlan; Sr. A. Hamisch, Ubein; S. D. Verch, Vochotin; Sr. E. Lederer, Schirnit; S. D. Reichel, Ebin; Dr. R. Pietrzyt, Ober-Gostitz; S. W. Awerenz, Galtenhof; Sr. R. Keiz, Milles; Sr. J. Knoch, Minitz; Dr. J. Radel, Wiese bei Ebersdorf; Dr. J. Jenker, Neustadt bei B.-Leipa; Dr. F. Spazal, Postenthal I.; Sr. R. Langer, Wrbitz bei Polep; Dr. R. Zimmermann, Breitenau.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 20. November)

Nr. 80. Franz S ö h, Postschau: Ortskittanei von Postschau. Drei holländische (aus 1889) und zwei tschechische Sterbebilder (aus 1926 und 1929).

Nr. 81. Richard Baumann, Neufattl bei Elbogen: Patentsbrief aus dem Jahre 1845.

Nr. 82. Fanni G re i p l, Friedberg: Handschriftliche „Sammlung von beliebten Liedern mit Begleitung der Guitarre“, niedergeschrieben von einem aus Wallein

gebürtigen, später in Ungarn dauernd sesshaft gewordenen Mann namens Sauheitl (in Ungarn ausgesprochen Sohetl). 28 Lieder mit Singweisen, 6 Lieder ohne Singweisen.

Nr. 83. Hans Krcal, Jglau: Bild einer kleinen Jglauer Krippe mit alten Figuren.

Nr. 84. Josef Maschel, Goleischen: Auszüge aus den volkskundlich wichtigen Verordnungen der weltlichen und kirchlichen Behörden von 1782—1829.

Nr. 85. Alfred Karascl, Brünn (Wien): 59 Vierzeiler mit 7 Singweisen aus Annaberg und 20 Vierzeiler und Kinderlieder mit 5 Singweisen aus Felizienthal, beides deutschböhmisches Siedlungen im Bezirke Stole in Ostgalizien. — Samsontspiel aus Honesshäu (Slowakei), wo es 1866, 1912 und 1922 von der deutschen Bevölkerung gespielt wurde. Nach Ansicht des Einsenders geht es wahrscheinlich auf ein Kremnitzer Schuldrama zurück. — Zwei Märchen aus Zsche bei Deutsch-Pröben, aufgezeichnet von H. Zeisel. — 5 Singweisen zum Samsontspiel.

Nr. 86. Ignaz Götth, Jglau (Znaim): Lichtbilder zum südmährischen Volksbrauch (Kirchweih Tanz, Hochzeitsgebäude, Brauttisch). 6 scherzhafte Kindergebete, zum Teil Vaterunser-Parodien aus Südmähren.

Nr. 87. Josef Ranz, Neudorf bei Drohobycz (Galizien): 35 Lieder, zum Teil Vierzeiler, mit 13 Singweisen aus dem Egerländer und Böhmerwälder Siedlungen in Ostgalizien.

Nr. 88. Franz Meißner, Niederlangenau: Mehrere Schmeckosterreime.

Nr. 89. Dr. Johann Hille, Böhmendorf: 4 Lieder mit Singweisen.

Nr. 90. Adolf Gückhorn, Prag: 30 Vierzeiler und kürzere Lieder aus der Mieser Gegend. — Die Hofnamen und Flurnamen der Gemeinde Miskau bei Mies. — 29 Lieder mit 4 Singweisen aus Pattersdorf bei Deutschbrod.

Nr. 91. Emma Szil, Prag; 2 Lieder mit Singweisen, ferner Sprüche und Auszählreime aus Grulich und Umgebung.

Nr. 92. Johann Schreiber, Grosse (Schlesien): Das Brauchtum am Vorabend des 1. Mai und 24. Juni.

Nr. 93. Dr. Ernst Jungwirth, Römerstadt: Zwei umfangreiche Handschriften, „Geistliche Wallfahrtsgebete und Gesänge zum Gebrauche des bürgerlichen Webermeisters Aloisius Schertel in Römerstadt“ (1835) und „Liederbuch ausserlesener Lieder und Gebethe für mich Johann Thiel“ (1862), ferner die Jahrgänge 1928 bis 1930 der von ihm geleiteten heimatkundlichen Beilage zur Römerstädter Bezirkszeitung „Römerstädter Bändchen“, endlich verschiedene Volksreime, Rätsel, Beiträge zum Volksglauben u. a.

Antworten

(Einlauf bis 20. November)

121. Umfrage. Der Osterhase war auch im Schönhengstgau früher unbekannt. (R. Ledel, Grünau bei Mähr.-Erbau.)

122. Umfrage. Die Eier werden mit gelauster Farbe oder mit Aufstrich von Kaffee, Zwiebelschalen und färbigem Papier gefärbt, in neuerer Zeit auch mit Abzählbildern geschmückt. Eier mit Figuren und Versen sind nicht üblich. (R. Ledel.)

124. Umfrage. Ostereier (ein bis zwei Stück) erhalten die Kinder und die Burschen am Ostermontagsmorgen für das Schmeckostern, das Gesinde von der Bäuerin neben Bäckerin und einem Osterlaib (Weißbrot) als Ostergabe. Die Burschen fordern von den Mädchen, die sie schmeckostern, zumeist im Spaß ein Osterei, lehnen aber, wenn sie ein solches erhalten, die Annahme ab und nehmen es höchstens von jenen an, mit denen sie es sich nicht verderben wollen. (R. Ledel.)

126. Umfrage. Nur in manchen Orten erhalten die Mädchen von den Burschen mit farbigen Mäschchen geschmückte Osterpäckchen, die vielfach Zuzfassen enthalten, unter einem Decknamen mit der Post zugesandt. (R. Ledel.)

129. Umfrage. Die Ostereier werden mit Salz und Brot gegessen. Eierspiele sind hier unbekannt. (R. Ledel.)

132. Umfrage. Siehe die „Kleinen Mitteilungen“.

135. Umfrage. Wenn die Rahe am Befen kratzt, kommt Besuch. (R. Ledel.)

137. Umfrage. Im Schönhengstgau sind zwei Schubfarren gebräuchlich, die Rastlschieb—Rastlaschieb—Hodlschieb und die einfache Schieb—Schieb (mit Satten). (R. Ledel.)

139. Umfrage. Der Schönhengstgau ist an Bildstöcken nicht allzu reich. Man findet gemauerte mit einem Dach, seltener aus Stein gemeißelte mit einer oder mehreren Nischen, worin gewöhnlich hinter einem Drahtgitter oder hinter Glas ein gemaltes oder als Ersatz auch gedrucktes Heiligenbild angebracht ist; ferner Bilder auf Blech gemalt oder auf einem Brett gespannt, mit einem kleinen dachartigen Vorsprung oder in einem kleinen Holzkästchen mit Glas- oder Gitterverschluß untergebracht, die an einer Holzsäule, an einem Baum oder an einem Hause befestigt sind. Sie wurden zumeist zur Ehre Gottes von frommen Leuten, mitunter aus einem besonderen Anlasse, oder, was seltener ist, an der Stelle eines Unfalles von Angehörigen des Verunglückten oder vom Besitzer der Unfallstelle errichtet. Bilder, auf denen auch die Art des Unfalles dargestellt ist, sind äußerst selten. (R. Ledel.)

141. Umfrage. Nach Elbogen ist der Marschweim erst 1919 durch Wandervögel gekommen. (Dr. A. Bergmann, Mähr.-Df. Frau.) In Lundenburg lautete er während des Krieges:

Sinter, rechter, alleweil schlechter,
ka Geld und ka Brot und ka Rauchtabak.
Gins, zwei, drei, vier,
kennst du nicht das Schnabeltier?
Ein Paar Strümpf und zwei Paar Strümpf,
das macht zuhahmen drei Paar Strümpf.

Dazu kam später die Fortsetzung:

Wenn ich an (nämlich Strumpf) verlier,
bleiben ma nur vier.

Wahrscheinlich handelt es sich bei diesen Reimen um eine Nachahmung oder Textierung eines Trommelmarschsignales. (F. J. Beranek, Neuhaus.) Im Schönhengstgau heißt es: Linka, rechta, ollweil schlechta. Linka, links, hintern Hauptmann sinkts, stinkts. — Im Freudenthaler Bezirk ist wieder der Reim üblich: Linka rechta, ollweil schlechta, kein Wein, kein Bier, kein Rauchtabak. (R. Ledel.)

142. Umfrage. Der Stuhl (Stuhl) hat vier runde, in ein nicht allzu großes Sitzbrett schief eingesezte Füße und eine eigenartig geformte, aus einem Pfosten gesägte Lehne, in der in der Mitte des oberen Drittels ein gewöhnlich herzförmiger Ausschnitt zum Anlassen sich befindet. Alle anderen neueren Formen werden gewöhnlich als Sessel bezeichnet. Vielfach wird aber kein Unterschied gemacht. Ältere Leute kennen zumeist nur einen Stuhl, jüngere einen Sessel. Ein Sessel ohne Lehne ist ein „Stocala“, ein Fußschemel ein „Schomala“. (R. Ledel.)

143. Umfrage. Hat man beim ersten Ruck uckruf Geld in der Tasche, so hat man es das ganze Jahr. (F. J. Beranek für Lundenburg; R. Ledel, der ferner anführt, daß man so viele Jahre lebt, als man Rufe hört.)

144. Umfrage. Auch im Schönhengstgau werden Traumbücher und Punktbücher noch jetzt benützt. (R. Ledel.)

145. Umfrage. Eberda hat der Jäger ebenfalls Pech, wenn ihm ein altes Weib begegnet, wenn ihm eine Rahe oder ein Hase über den Weg läuft und wenn man ihm Glück wünscht. (R. Ledel.)

146. Umfrage. Ein hohes Alter erreichen die Krähen. (R. Ledel.) Neben diesen aber auch die Schlangen. (Dr. E. Jungwirth.)

148. Umfrage. Das Springen über das Sonnwendfeuer hat sich im Schönhengstgau (R. Ledel) und in Neutittschin (Dr. A. Bergmann) erhalten.

149. Umfrage. Zur Antwort im letzten Heft teilt R. Storch (Mürschan) mit, daß Dictamnus albus im Mieser Bezirke nicht wächst, die Früchte dieser Pflanze zur Herstellung von Rosenkränzen ungeeignet sind und eine Verwechslung mit dem Wimpernußstrauch vorliegt.

151. Umfrage. In Südböhmen wird das Wort Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, z. B. in Wendungen wie „Mir tut der Schädel weh“ oder

„Wenn ich nur einen andern Schädel hätte!“ Es findet sich auch in verächtlicher Bedeutung, z. B. „Der hat einen Schädel!“ In derselben Bedeutung sagt man „Dickschädel“ oder „böhmischer Schädel“. Die Studierten heißen gelegentlich in verächtlichem Sinn die „Großschädelern.“ (Th. Schmela, Prag.) Um Staab ist Schädel der gewöhnliche und allgemeine Ausdruck für Kopf. (Dr. A. Bergmann.) Ebenso wird um Mies Schädel gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, sowohl allein als auch in Zusammensetzungen. Eine verächtliche Bedeutung hat Schädel in Wendungen wie „Du host an Schädl“. Dies kann bedeuten, daß jemand einen besonders großen oder einen schmutzigen Kopf hat, daß seine Haare in Unordnung sind, daß er eigensinnig ist u. a. (A. Gückhorn, Prag.) Bei lebenden Personen hat das Wort Schädel allein oder in Zusammenfügung (harter Schädel, Dickschädel, Eisenschädel u. a.) einen tadelnden, herabsehbenden, verurteilenden, auch verächtlichen Beigeschmack, z. B. „Es geht nicht in seinen Schädel hinein“ u. a. In gutem Sinne, wenn man körperliche oder geistige Vorzüge bildlich andeuten will, gebraucht man das Wort Kopf, z. B. feiner Kopf, Feuerkopf, Charakterkopf, Engelsköpflein u. a. Für den Skelettkopf dagegen wird allgemein das Wort Schädel oder Lotenschädel ohne jede Nebenbedeutung im guten oder schlimmen Sinne gebraucht. (J. Bösch, Podersam.) Im Riesengebirge ist das Wort „Schädl“ für Kopf allgemein üblich, aber stets eine derbere Bezeichnung als „Köp“ und birgt zumeist auch einen durch nähere Bestimmungen noch besonders betonten verächtlichen Sinn, z. B. Nordstrumschädl u. a. (F. Meißner, Niederlangenau.) Im Schönhengstgau wird der Kopf zumeist „Schädl“ genannt. (K. Ledel.) Um Groste in Schlesien wird Schädel meist im verächtlichen Sinne gebraucht, besonders zur Bezeichnung eines Eigensinnigen, z. B. „Dar hot en ägena Schadel“ oder „A hot en Schadel wie a Urbsgebond“ oder „Doas is a verwemmerter Schadel“ u. a. (Johann Schreiber, Groste.) Um Znaim wird Schädel meist als Schimpfwort gebraucht, z. B. Urbauer Mofschädl, Tapwitzer Krautschädel, Gipschädel, Dunstschädel, Kapuzenschädel u. a. (Ignaz Göth, Jglau.) Auch in Lundenburg wird das Wort stets in verächtlichem Sinn verwendet. (F. J. Veranek.) Ebenso wird es in Deutsch-Proben (Slowakei) vorwiegend als Schimpfwort und als Bezeichnung eines abnormalen Kopfes gebraucht. (Loni Wässerle, Deutsch-Proben.)

152. U m f r a g e. Ein Grübchen im Rinn gilt allgemein als etwas Schönes. (Südböhmen, Mieser Gegend; F. Meißner für das Riesengebirge; Schönhengst; J. Schreiber, Groste; Deutsch-Probener Sprachinsel.) Es wird dem Kinde bei der Geburt von der Hebamme eingedrückt (L. Wässerle, Deutsch-Proben). Die Hebamme soll dies beim ersten Bad tun, und zwar mit dem Daumen ins Rinn und mit Zeigefinger und Mittelfinger in die Wangen drücken, damit im Rinn und in den Wangen die Grübchen entstehen (Th. Schmela für Ottau, Südböhmen). Wer beim Waschen Grübchen in den Wangen hat, der hat die Mädchen, bzw. die Putschgen gern (A. Gückhorn für Miklau bei Mies; K. Ledel für den Schönhengst.) Von einem Mädchen mit Grübchen in den Wangen sagt man, sie hat eine der sieben Schönheiten. (Dr. E. Jungvirth, Römerstadt.)

153. U m f r a g e. Von einem schlechtgepflegten Säugling wurde einmal gesagt, er habe die Rindln. Gezeigt wurden kleine, nicht entzündete Pusteln, die den Rücken herauf bis zum Nacken gingen. Die Härchen auf den Pusteln wurden Neidhaare genannt. Behandelt wurde das Kind, indem man ihm „brauchen“ ließ. (Th. Schmela für Südböhmen.)

154. U m f r a g e. Bei älteren Leuten geht auch hier die Rede, daß der Jgel das Reiben anzieht; er muß dann daran zu Grunde gehen. (J. Schreiber, Groste.) Hier wird der Jgel Säunegel oder Stachelschwein genannt. Unter dem Bett des Kranken werden Meeresschnecken gehalten, die eingehen, wenn der Kranke gesund wird. (L. Wässerle, Deutsch-Proben.)

155. U m f r a g e. Beim „Braucher“ in Straphäusl (bei Krummau) mußten die Patienten die Vaterunser in ungerader Zahl von 3 bis 9 zunehmend und abnehmend beten. (Th. Schmela.) Beide Arten des angeführten Glaubens bestehen um Deutsch-Proben. (L. Wässerle.)

156. U m f r a g e. In Rosenberk und Ottau (Südböhmen) werden Rochus und Sebastian als Pestheilige verehrt. Seit einer Ruhrepidemie im Jahre 1918 haben die Bewohner des Dorfes Stömnitz bei Ottau zu Sebastian eine Prozession

mit darauffolgendem Amt. In Krummau gilt Franz Xaver als Schutzpatron gegen die Pest und bis nach dem Umsturz wurde der 3. Dezember als Feiertag gehalten. (Th. Chmela.) In Rudig bei Podersam wurde nach dem Erlöschen der Pest 1714 am Ringplatze eine Pestsäule errichtet, die auf den vorstehenden Capfeilern des Unterbaues die Heiligen: Fabian, Sebastian, Rochus und Kofalia trägt, während aus der Mitte eine zierlich gearbeitete Säule mit dem Steinbilde der schmerzhaften Mutter des Herrn mächtig emporragt. Der verbürgten mündlichen Überlieferung zufolge mußten sich bei Errichtung dieser Pestsäule zwölf Jünglinge eiblich verpflichten, dafür zu sorgen, daß für immerwährende Zeiten jährlich der 20. Jänner (Fabian und Sebastian) in Rudig als Geldbristag feierlichst gehalten werde, was auch bis heute geschieht. (J. Bösch, Podersam.) Den hl. Rochus als Pestheiligen hat die Stadt Turn bei Teplitz-Schönan. W. Biscan, der auf seinen Beitrag „St. Rochus und Mt-Turn“ im „Teplitz-Schönaner Anzeiger“ vom 16. August 1928 verweist.) Die auf dem Marktplatze (Ring) in Arnau aufgestellte Pestsäule aus dem Jahre 1678 wird „Kenglopell“ genannt. Im Unterbaue ist die Pestpatronin, die hl. Kofalia, schlafend dargestellt. Auf der Decke des Unterbaues stehen rundherum die Standbilder der Heiligen: Sebastian, Rochus, Johannes, Franziskus, Antonius, Ignatius. In ihrer Mitte erhebt sich die Säule, auf der die Jungfrau Maria, mit ausgebreitetem Mantel einige Kinder schützend, thront. In Höhenelbe steht auf dem Kirchplatze ebenfalls eine Pest- oder Mariensäule (aus dem Jahre 1696), auf der ein Standbild der Muttergottes angebracht ist. (F. Meißner.) Rochusstatuen finden sich in einzelnen Orten um Mähr.-Ertzbau, z. B. in Neuborf und Rattendorf. Statue und Sockel sind aus Sandstein. Kleinere geschnitzte Statuen findet man auch hie und da in Hausmischen. (R. Wedel.) In Schattau bei Znaim hat die Rochusstatue die Inschrift: „Bitten wir den hl. Rochus, er möge für uns bitten bei Gott das Er uns behüte vor allen Krankheiten der Seele und des Leibes. Amen.“ In Oblas haben sich die Rochusprozessionen erhalten, die durch den ganzen Pfarrsprengel gehen. Auf der Znaimer Pestsäule stehen neben Rochus und Sebastian noch der hl. Florian und St. Nikolaus, auf der Jglauer Pestsäule neben jenen noch der hl. Josef und Franz Xaver. (J. Göth.) Im Hundenburger Park steht eine Kapelle, die den Heiligen Sebastian, Rochus und Kofalia geweiht ist. Alljährlich am Kofalia (4. September) finden dort Abendandachten statt. Vor der Anlegung des Parks befanden sich diese Heiligenbilder in einer kleineren Kapelle an der Thahabrücke, die als Erinnerung an die Pestzeit galt. (F. J. Beranek, der auf die 1919 erschienene Schrift von A. F. Faber, „Die Pest in Südböhmen und dem niederösterreichischen Waldviertel in den Jahren 1678 bis 1683“ verweist, in der über ein Altarbild der drei genannten Heiligen in Langenlois (N.-D.), über Kirchenbilder des hl. Sebastian und Rochus in Neubaus u. a. berichtet wird.) Unter dem Dorf Sajdel stehen auf der Vorderseite der Kapelle des hl. Josef die Standbilder der Pestheiligen Rochus und Sebastian, die als solche auch heute noch verehrt werden. Rochus ist außerdem Schutzpatron der Maurergilde. (L. Wäfflerle, Deutsch-Pröben.)

157. U m f r a g e. Nach dem bisherigen Einlauf ist das Verteilen von A l l e r - seelengebäcken nur auf bairischem Siedlungsgebiet und in der Sprachinsel Deutsch-Pröben daheim. Um Grazen bitten die Kirber schon zeitlich früh um einen „Heiligenstriezel“, wozu sie früher sagten:

Ich bitt' schön um an Heiligenstriezel!
 Gebts ma an weißen,
 den schwarzen kann i mit weißen!
 Gebts ma an langen,
 den kurzen kann i mit g'langen!

Darauf werden sie mit verschiedenen Gaben (Sommeln, Brot, Geld) beschenkt. (Johann Brezina, Grazen). Um Ottau ist der Brauch, „Heiligenstriezel“ zu verteilen, in der Kriegsnöte abgenommen. (Th. Chmela.) Allerseelengebäcke, und zwar „Allerseelensommeln“ und „Allerseelerln“ wurden hier noch vor wenigen Jahren hergestellt. (F. Andreß, Dobrujan, der seinerzeit für M. Höfler einen Bericht über die Gebäckbrote der Gegend lieferte.) In Wies heißen die Allerseelengebäcke, die man jetzt beim Bäcker kauft, „Sellala“. (M. Gückhorn.) Im Znaimer Bezirk werden die „Heiligenstriezel“ noch heute verteilt. Die Kinder gehen von Haus zu

Haus und sagen die Bitte: „Gelobt sei Jesus Christus um einen Heiligenstriezel!“ In Schönau werden die Striezel auch im Gasthause ausgespielt. Da kommen die Männer alle zusammen und würfeln. Wer dreimal 6 wirft, gewinnt einen kleinen Striezel, wer sechsmal 6 wirft, zwei kleine oder einen größeren. Wer neunmal 6 wirft, gewinnt den ganz großen Heiligenstriezel. Dieser ist fünf Viertelmeter lang und entsprechend breit. Er ist mit Rosmarin geschmückt, auf dem rosa und blaue Bänder gebunden sind. (J. Göth.) Meine Groß- und Urgroßeltern beschenken zu Allerseelen immer 7 Bettler mit kleinen Kornbrötchen, den „Damaschenrichnala“ (Armeeseelenklein). Sieben arme Seelen sollen damit erlöst werden. Die alten Bürgerfamilien backen noch heute 7 Brötchen aus Kornmehl und verteilen sie an die vor der Kirche hockenden Armen und Bettler, nie aber an Zigeuner. Auch die Bäuerinnen aus Benschhau und Bettelsdorf bringen jede 7 solche „Richnala“. (E. Wäfferle, Deutsch-Proben.)

158. Umfrage. Kerbhölzer wurden hier früher in Gasthäusern beim Bezuge des Bieres verwendet, welches von den Landwirten während der Ernte abgenommen und erst nachträglich bezahlt wurde. Jeder halbe Liter Bier wurde durch eingeritzte Striche in beide Teile des Kerbholzes verzeichnet und ein Teil stets der Partei übergeben. (J. Andreß, Dobrzan.) In den Gemeinden des südmährischen Jaispitztales trägt der „Altbursch“ beim Ritztag (Kirchweih) einen besonderen Stod, der „Kowisch“ genannt wird. In manchen Orten ist dieser nur das Abzeichen der Altburschenschaft, in einigen jedoch wird die Anzahl der von der Burschenschaft ausgetrunkenen Liter Wein durch Kerben auf dem Stod vermerkt. (J. J. Beranek.) Kerbhölzer verwenden ältere Leute in Fundstollen, Benschhau und auch in Deutsch-Proben. (E. Wäfferle.)

159. Umfrage. Um Ottau in Südböhmen sind deutsche Karten gebräuchlich. Beliebte Spiele sind: Mariage, Preferanz (Présérence), Oberln, Zwid, Färbeln und Einundzwanzig. (Th. Schmela.) Hier benützt man Tarockkarten und deutsche Karten. Bei diesen bevorzugt man die Spiele: Mariage, Preferanz, Färbeln und Einundzwanzig, sowie als Gesellschaftsspiel „Der schwarze Peter“. (J. Andreß, Dobrzan.) Um Mies bevorzugt man deutsche Karten. Die beliebtesten Kartenspiele sind: Siebzehnbundvier, auch Einundzwanzig oder Hoppm genannt, Raffin (Kaufen) oder Raffwin, Zwidn, Bauamfonga, Mariage. Nicht um Geld spielt man: Schwarzpaeta, Tural, Dz, liach del Schwindl, Lebni und Laod, Scheißhäusl. (A. Süßhorn.) Hier gibt es deutsche, französische und Tarockkarten. Tarock wird zu dritt und zu viert gespielt; mit deutschen Karten, die den französischen vorgezogen werden, wird meist gespielt: Mariage mit Bettel und Durch, Preferanz, frische Biere und Tural. (K. Vobal, Grünau.) Hier sind außer Tarockkarten die deutschen Vierfarbentarten im Gebrauch. Man-spielt: Sechsbundsechzig, Schnapsen, Solo, Spitze, Preferanz und Schaflop. (J. Schreiber, Grosse.) Mit deutschen Karten spielt man zu dritt: Mariage, Färbeln, Schnapsen, Feuer-schnapsen, Kaufzwidn, frische Biere. (J. Göth.)

160. Umfrage. Eine solche Geige ist auch in Eger bekannt. (Dr. A. Bergmann.) Auch in Arnau, Vangenanu und Umgebung kennt man den Bum b aß (Schweinsblase mit darübergespannter Saite an einem langen Stöcke, der oben mit Schellen versehen ist und während des Spielens aufgestoßen wird, damit die Schellen klingen). In Arnau wurde er vor etwa 40 bis 50 Jahren noch „Trompffmarie“ genannt. (F. Meißner.)

Umfragen

161. Wo wird in alten Urkunden der Vollbauer gegenüber dem Häusler stets mit dem Namen *W i v t* bezeichnet?

162. Gibt es für den *P i m p e r n u ß s t r a u c h* (*Staphylea pinnata* L.) auch Paternosterbaum, Klappernuß, Blasenstrauch, Blasenmuß, wilde Bistazie genannt, neben dem Namen *Logotisch* (aus tschech. klookoč) auf sudetendeutschem Gebiete deutsche Bezeichnungen?

163. Wird die auffällige *A u s s p r a c h e D e s r* in einzelnen Ortschaften und Gegenden von den Nachbarn durch Spottwörter, z. B. Gelharzroller, oder Sätze

und Sprüche außs Korn genommen? R. Sedel (Grünau bei Mähr.-Trübau) teilt folgenden Übungssatz für die „Ratscher“ des Freudenthaler Bezirkes mit: Mein Urgroßvater hat 333 Koparadln repariert.

164. Von demselben Einfender stammt das folgende Liedchen:

Hinaus in die Ferne
um drei Kreuzer Spect;
den ess' ich so gerne,
den nimmt mir niemand weg.
Und wer das tut,
der kriegt ein paar am Hut,
der kriegt ein paar am Schädln,
daß alles scheppern tut.

Wer kennt weitere Scherzumdichtungen von Schulliedern?

165. Werden biblische Rätsel auch heute noch im Volke erzählt? Beispiele: Warum kommen die Frauen nicht in den Himmel? (Weil in der Bibel steht „Dort war eine Stille bei einer halben Stunde“. Dies wäre dann aber nicht möglich.) Weshalb taugte David nicht zum Geschäftsmann? (Weil er ein Schleuderer war.) Was für eine Landsmännin war die Frau Potiphars? (Eine Schleswig-Holsteinerin. Sie wollte mehr umschlungen — Meer umschlungen — sein.)

166. Verbindet sich mit dem Lucia tag, den man früher für den kürzesten Tag des Jahres hielt, und dem Thomastag, dem wirklich kürzesten Tag, ein diesbezüglicher besonderer Überglaube?

167. Seit wann ist in Ihrer Gegend der Weihnachtsbaum üblich?

168. Wo wird das Gertraudenbüchlein als volkstümliches Gebetbuch verwendet?

169. Welche Heiligen helfen bei Augenkrankheiten?

170. Wo ist das alte Bauerngerät (Pflug, Egge u. a.), Werkzeug und Geschirr schon völlig durch Maschinen und moderne Fabrikware verdrängt und es daher dringend notwendig, diese Gegenstände wenigstens im Sichtbilde und in Zeichnungen für die Zukunft festzuhalten?

Anzeigen

Bücher

Handwörterbuch des deutschen Märchens. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von J. Bolke und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von L. Macanzen. Band I. 1. Lieferung (Abend-Amor). Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1931.

Diese 1. Lieferung des großen Wertes bringt das „Vorläufige Verzeichnis der wichtigsten Abfäzungen“, eine „Übersichtstafel der Grimm'schen Märchen“ und von längeren Beiträgen „Abend“ (Jungbauer), „Ablen“ (Peudert), „Ägyptische Motive“ (Pieper), „Wege zur Altersbestimmung der Märchen“ (Kahlo). Beim Artikel „Verse vom Alter des Waldes“, der im übrigen weniger für das Märchen als für die Sage in Betracht kommt, fällt auf, daß wohl betont wird, „Böhmerwald“ (Ich bin so alt wie der Böhmerwald) sei der Primärname, daß aber die diesbezügliche Literatur aus dem Böhmerwalde gar nicht beachtet wird. Eine gute Zusammenstellung der Überlieferungen bietet der bei Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 243 (Das erstaunte Holzweiblein) angeführte Aufsatz von L. S. Mallh, Die Sage vom Alter des Böhmerwaldes (Südböhm. Volkszeitung vom 13. August 1922).

Anton M a i l h, Deutsche Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum. Nr. 19—20 der Kleinen historischen Monographien, hg. von R. Fovorka. Reinhold-Verlag Wien 1929. 252 S.

Das mit 26 reizenden Holzschnitten von Rose Reinhold geschmückte Buch überreicht durch seine Reichhaltigkeit. Von den einzelnen Abschnitten seien bloß erwähnt: Von rechtlichen Mäßen und Symbolen. Zur Symbolik der Bekleidung. Das Aussehen der Kinder und das Töten der Greise. Freiheitsstrafen, Bann und das Asylrecht.

Das Recht in der Ehe. Die Sage von den trauen Weibern. Gottesurteile. Rechts-wahrzeichen. Ausführliche Anmerkungen geben Aufschluß über die Quellen und führen weiter, außerdem ist ein Sachverzeichnis dem Buche beigegeben, das seinen Wert behält, wenn auch die Rechtsliteratur wenig berührt ist, was zu mancherlei Mängeln führt.

Karl Lucas, Volkspflanzen. Volkstündliche Streifzüge durch die Pflanzenwelt Sachsens und seiner Grenzgebiete. Mit 8 Federzeichnungen des Verfassers. Heft 4 von „Sächsisches Volkstum“, hg. von A. Spamer und A. Zirkler. Verlag Friedrich Brandstetter. Leipzig 1929. Preis geheftet 2 Mk. 50.

Das Büchlein behandelt Namen, Stellung in Sage, Sitte und Brauch und volks-medizinische Verwendung der Pflanzen Hirse, Wegerich, Wegwarte, Himbeere, Brombeere, Heidelbeere, Erdbeere, Guter Heinrich, Ampfer. Das einschlägige Schrift-tum wird ausgiebig herangezogen.

Alfred Müller, Die sächsischen Weihnachtsspiele nach ihrer Ent-wicklung und Eigenart. Heft 7 derselben Sammlung. Derselbe Verlag, 1930. Preis 3 Mk.

Dieser treffliche Beitrag zur deutschen Volkskunde zerfällt in einen darstellenden Teil, in dem über die Entstehung und Entwicklung der Weihnachtsspiele im allge-meinen und über die sächsischen Spiele im besonderen gehandelt wird. Davan schließen sich Spieltexte. Zugleich damit sind zwei Sonderhefte mit den ausführbaren Spielen „Volkstümliche Christspiele aus Sachsen für Haus-, Schul- und Vereins-aufführungen“ (Preis je 60 Pfg.) im gleichen Verlage erschienen.

Walburg Unger, Heimat- und Volkskunde als Grundlage einer volkstümlichen Bildung. Derselbe Verlag, 1929. Preis 2 Mk. 50.

Die in manchen Abschnitten sich eng an Arbeiten A. Spamers anschließende Abhandlung bespricht Begriff und Wesen einer volkstümlichen Bildung, stellt als deren Voraussetzung die Forschungsarbeit von Heimatkunde und Volkskunde hin und zeigt die Bedeutung dieser Forschungsarbeit. Von sudetendeutschem Schrifttum wird bloß die 1. Ausgabe von Blau's „Der Heimatforscher“ angeführt.

Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde I. 2. Liefe-rung. Prag 1930. Preis 25 Křřh.

Die 2. Lieferung bringt Schwanlieder und einen Teil der Liebeslieder. Bei diesen ist besonders bemerkenswert das Lied Nr. 104, das auf ein Lied des Erz-gebirglers Anton Günther zurückgeht und beweist, wie schnell das Volk über-nommenes Gut seiner eigenen Mundart und Denkart anpaßt.

Oswald Fladerer, Deutsche Volkstänze. Heft 5/6. Die sudeten-deutschen Volkstänze, 3. und 4. Teil. Bärenreiter-Verlag Kassel, 1930. Preis geheftet 1 Mk. 60.

Dieses Heft enthält 20 Tänze aus dem gesamten deutschen Gebiet der Tschecho-slowakei, darunter mehrere dem Buch von F. Kubiena entnommene Kuhländler Tänze. Bei einzelnen Tänzen ist als Quelle angegeben der Nachlaß J. Gőh-Zal und dazu gesetzt „Germ. Seminar, Prag“, bei andern ist als Quelle das Volkslieder-Archiv in Prag angeführt. Es handelt sich hier in beiden Fällen um das Volks-liedarchiv des Arbeitsausschusses für das deutsche Volkslied in der Tschecho-slowakischen Republik (Staatsanstalt für das Volkslied), das jetzt im Seminar für deutsche Volkskunde der deutschen Universität untergebracht ist. Dies sollte bei einer Neuauflage des Heftes berichtet und außerdem erwähnt werden, daß der ver-storbene Prof. Dr. A. Hauffen als Vorsitzender des Arbeitsausschusses Fladerer ganz ausnahmsweise die Benützung des Volksliedarchivs, das damals noch in der Wohnung Hauffens untergebracht war, gestattet hat.

Emil Strauß, Bauernelend und Bauernaufstände in den Sudeten-ländern. Verlag des Parteivorstandes der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Prag 1929. 143 S.

Das verdienstvolle Werk ist die erste zusammenfassende Behandlung dieser Frage, für die an guten Vorarbeiten eigentlich nur R. Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlichen-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien (Leipzig 1893/94), in Betracht kam. Mit Heranziehung des ganzen einschlägigen deutschen und tschechischen Schrifttums hat der Verfasser nicht allein ein geschichtlich getreues Bild der Bauernaufstände, sondern eine Geschichte, die Leidensgeschichte des Bauernstandes der Sudetendländer geliefert. Unter dem in Umfang abgedruckten Dokumenten findet sich auch der „Strafbefehl gegen Andreas Stelzig“, den Schmied aus Rüdgersdorf bei Friedland, den weitsichtigen und unerschrockenen Bauernführer Nordböhmens bei dem großen Aufstand von 1680, und das „Gnadengesuch der Anna Marie Stelzig vom 16. Juni 1682“ um Freilassung ihres eingekerkerten Mannes. Es ist auffällig, daß es noch keinem sudetendeutschen Dichter eingefallen ist, diesen seine Umwelt weit überragenden Bauernrebell und sein Leben im Roman oder Drama zu behandeln. Für eine Neuauflage des Buches wäre die Streichung der Anmerkung auf S. 93 zu empfehlen. Wie auch aus der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen“ (11. Band der Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde) Nr. 2113 ersichtlich ist, handelt es sich um weit verbreitete Gesänge eines Langliedes, die mit den Choden nur in der Phantasie M. Urbans in Verbindung gebracht wurden. Eingegen könnten bei einer Neuauflage auch die Volksüberlieferungen (Sieder, Reime, Bräuche u. a., die sich auf die Zeit der Unterdrückung der Bauern beziehen) berücksichtigt werden.

Heimatkunde des Bezirkes Aussig. 2. Teil. 2. Auf den Spuren der alten Siedler. Verlag des Aussig-Rabitzer Lehrervereines, Aussig 1929. 277 S. Preis 20 Křf.

Auch der 2. Teil dieser Aussiger Volkskunde überrascht durch seine Gebiagenheit. Ausgezeichnete Sachmänner behandeln die einzelnen Gebiete, so G. Raube Vorgeschichtliches, W. Schuster die Ortsnamen des Bezirkes, G. Bypfer die Flurnamen, G. Jabini die Mundart, J. J. Umlauf die Siedelungs- und Hausbauformen, R. Köhler die ländliche Kost in früheren Tagen, J. Dreißler die alten Volkstrachten und J. Fleischmann den Volksglauben und die Volksheilkunde. Auch dieser Band kam anderen Bezirks- und Heimatkunden als Vorbild bestens empfohlen werden.

Kalender des Auslanddeutschtums 1931. Hg. vom Deutschen Ausland-Institut Stuttgart. Preis 2 Mř.

Dieser prächtige Wochenabreißkalender verdient weiteste Verbreitung, weil die durchwegs ausgezeichneten Lichtbilder der einzelnen Blätter eine Rundschau über das gesamte Auslanddeutschtum bieten. Aus der Tschechoslowakei sind im Bilde vertreten der Stadtplatz von Neutittschin, das Bauernhaus des Gultschiner Ländchens, Resmark, die Wallfahrtskirche Mariaschein, Zlabings, Strobniř, das Bauernhaus des böhmischen Mittelgebirges und die Hochzeitstracht der Niederrzips.

Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. 6. Bd. (F—G). Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1930. 792 S. Preis in Ganzleinen 26 Mř.

In diesem Band sind von größeren Artikeln zu nennen: Flug, Flugzeug u. a., Forst u. a., Frankreich, Frau, Frauenfrage u. a. Von volkskundlichen Stichwörtern seien erwähnt: Fabel, Fachwerk, Fahrende Leute, Fasten, Fastnacht, Faust, Feuerkultus, Fliegende Holländer, Flurform, Flurnamen, Fortunatus, Freischütz, Fruchtbarkeitssymbol u. a. An berühmten Sudetendeutschen verzeichnet der Band: Norbert Fall, Schriftsteller, geb. 1872 in Mähr.-Weißkirchen, Fidelio Finkle, Lonsdichter, geb. 1891 in Josefthal, Alfred von Fischel, deutschmährischer Politiker, geb. 1853 in Jungbunzlau, Victor Fleischer, Schriftsteller, geb. 1882 in Komotau, Wendelin Foerster, Romanist, geb. 1844 in Wildschütz bei Trautenau, Ludwig August Frankl, Ritter von Hochwart, Dichter, geb. 1810 in Chrast, Paul Frankl, Kunsthistoriker, geb. 1878 in Prag, Siegmund Freud, Nervenarzt, Begründer der Psychoanalyse, geb. 1856 in Freiberg i. M., Emmy Freundlich, Führerin der österreichischen Arbeiterinnenbewegung, geb. 1878 in Aussig, Friedrich Friedländer, geodet 1889 als „von Malheim“, Maler, geb. 1825 zu Rohlsjanowitz i. B., Karl Fritsch, Geo-

physiker und Meteorolog, geb. 1812 in Prag, Joseph Führiß (Ritter von), Maler, geb. 1800 in Kragau. — Bei Feldsberg heißt es „3260 Einwohner (⅔ Deutsche)“. Im Jahre 1921 wurden 2657 Deutsche und 600 Tschechen gezählt, daher wäre besser zu schreiben „3260 größtenteils deutsche Einwohner“. — Die Stadt Fergana (Neu-Mangelan) hieß schon im alten Rußland nach dem Eroberer des Landes Stobelewo amtlich Stobelewo. — Bei Gajda sollte der Satz „Politisch galt er als kommender Führer der tschechischen Faschisten“, geändert in „ist mit Bergler und Stříbrný Führer der tschechischen Faschisten“, an das Ende des Artikels gerückt werden.

Froh es Schaffen. Band VII. Das Buch für jung und alt. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien und Leipzig 1930. Preis in Ganzleinen 7 Mf. 50.

Das 500 Seiten starke Buch, für dessen Schriftleitung Prof. Dr. E. Barm zeichnet, ist ein wahres Schatzkästlein. In geschickter Auswahl und Sichtung vereinigt es eine Reihe spannender Erzählungen mit Beiträgen, die über die Fortschritte der Technik, über ferne Länder und Völker, über Sport und Touristik, über Kunst und Musik u. a. unterrichten. Unerklärlich ist, wie der Verlag ein solches Prachtwerk, das mit 300 Bildern und 4 Farbtafeln geschmückt ist, um den Preis von 7 Mf. 50 liefern kann, wo doch Bücher im gleichen Umfange und in gleicher Ausstattung gewöhnlich doppelt so hoch zu stehen kommen. Dieser Band der empfehlenswerten Reihe „Froh es Schaffen“ kann daher als das beste und billigste Weihnachtsgeschenk für unsere deutsche Jugend bezeichnet werden.

Zeitschriften

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. — Das 4./5. Heft 1930 ist zur Gänze dem von N. Haberlandt verfaßten „Führer durch die Sammlungen des Museums für Volkskunde“ eingeräumt, der insbesondere auch von sudetendeutscher Seite stärkste Beachtung verdient. Die größtenteils unter „B. Sudetenländer“ angeführten Gegenstände des Wiener Museums bilden für sich ein Museum für sudetendeutsche Volkskunde.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Verlag Konordia N. G. Bühl in Baden). — Im 1. Heft 1930 der jährlich zweimal erscheinenden Zeitschrift jesselt neben vielen anderen Beiträgen vor allem die Untersuchung „Gefuntenes Kulturgut? Musikalische Wandlung des Liedes im Volksmunde“ von E. G. Meher, der die durchaus stimmungsmäÙe und selbständige Umgestaltung einiger Stillsieder seitens des Volkes nachweist und sich dagegen wendet, daß man bei einem solchen Vorgange von einem „Abfinden“ spricht.

Schweizer Archiv für Volkskunde (Archives suisses des traditions populaires), Basel). — Das 2./3. Heft 1930 enthält unter anderem die Beiträge: E. Tappolet, Vom Schicksal der armen Seelen in den Walliser Sagen; M. Sis, Die magische Flucht und das Wettberwandeln.

Die Singgemeinde (Kassel). — Aus dem Inhalt des 1. Heft des 7. Jahrgangs (Okt.-Nov. 1930): Olga Hensel, Die Stimmbildung in der Singbewegung; G. A. Fehlbehr, Instrumentalmusik auf Singwochen. Beigegeben ist „Das Quempas-Heft“. Auslese deutscher Weihnachtslieder. Im Auftrage des Finckensteiner Bundes hg. von W. Thomas und R. Ameln, mit Bildern geschmückt von W. Harwerth.“ Hier sind alle Kernlieder der deutschen Weihnacht vereinigt mit Einschluß der deutschen Übertragung des Liedes Quem pastores laudavere, nach dem die Überschrift gewählt wurde.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde (Wuppertal-Elberfeld). Das 1./2. Heft 1930 enthält neben anderen die folgenden Beiträge: Dr. Labbert, Der Kreis im Kult und im Zauber; G. Lehnen, Ist unser Volkslied tot? — O. Kunkel, Volkstümliche Spiele Westfälischer Kinder (es werden die Klückerpiele, Figurenspiele, Suchspiele und Lauf- und Fangspiele behandelt, andere Spiele werden in den nächsten Heften folgen).

Völkereunde. Beiträge zur Erkenntnis von Mensch und Kultur. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien. — Die bisher erschienenen Hefte 1—3, 4—6 und 7—9 des 6. Jahrgangs (1930) bieten auch zahlreiche Beiträge zur deutschen

Volkskunde, so: Das Pilotenschlagen im Pinzgau; Das Schwert auf dem Brautlager; Weihnachtstrübsche aus dem Salzammergute u. a. Der Schriftleiter der Zeitschrift R. Lang verfolgt in einer durch alle Hefte gehenden Abhandlung die „Grußsitten“ der Völker. Welche Bedeutung man der Volkskunde in Rätienland beimißt, beleuchtet der Bericht über die Ethnographische Hochschule in Leningrad in Heft 4—6.

Volk und Rasse (München). Im 2. Heft 1930 veröffentlicht Alfred Karascl-Sanger eine ergebnisreiche Untersuchung „Von Sagenut der Vorkarpathendeutschen“. Nach allgemeinen Ausführungen zur Entwicklung des Sagenut in den deutschen Sprachinseln des Ostens werden die Unterschiede im Sagenut der einzelnen Siedlungsgruppen erörtert und Tabellen des Sagenutges verschiedener Siedlungstypen, solche der jungen galizischen Sprachinseln und ihrer deutschen Nachbarn vorgeführt und die Schlussfolgerungen daraus gezogen.

Der Auslandsdeutsche (Stuttgart). Eine im 2. Juliheft abgedruckte Zuschrift eines deutschen Pfarrers in Brasilien betont eindringlich die Bedeutung der Mundart für die Erhaltung des Auslandsdeutstums. Im 2. Augustheft unterrichtet G. Peters an der Hand der vom Tschechoslowakischen Ausland-Institut in Prag herausgegebenen Schrift über „Das Auslandsdeutstum und seine Pflege“. Ein Aufsatz „Der deutsche Gewerbestand als Hort deutschen Volkstums im Ausland und seine Erfordernisse“ vom Abgeordneten E. Ederer steht im 1. Septemberheft, das auch Bilder von Holzschuhmachern aus dem Böhmerwald und von der Werkstatt eines Kunstgeigenbauers in Schönbach bei Eger bringt. Im 2. Septemberheft, das Sichtbildaufnahmen von der 700-Jahresfeier der deutschen Einwanderung in die Pils bringt, schreibt E. Wehrensenf über „Evangelische Arbeit im Sudetendeutschum“. Ein Bild des Deutschen Hauses in Prag mit den durch die Demonstrationen am 25. September zer Schlagenen Fensterscheiben enthält das 1. Novemberheft.

Deutsch-Ungarische Heimatblätter (Budapest). Im 3. Heft 1930 behandelt H. Schmidt „Haus und Hof der Donauschwaben“ und E. von Schwarz macht treffliche Vorschläge zur „Zeitschrift für deutsche Mundarttexte aus Ungarn“. In dem Beitrag „Über die ungarische Germanistik“ wird ein Brief abgedruckt, den August Sauer am 26. Juni 1918 dem Herausgeber der „Arbeiten zur deutschen Philologie“ (Német Philologiai Dolgozatok) Prof. J. Bleher schrieb. Sauer bedauert, daß er die ihm zugesandten Hefte nicht lesen könne und meint: „Nun können Sie zu mir sagen: Lernen Sie ungarisch. Verehrter Herr Kollega! Ich habe zweimal in meinem Leben Ungarisch gelernt. Einmal im Gymnasium; da mein in Schemnitz studierender Bruder etwas Ungarisch gelernt hatte, wollte ich es auch können. Dann 1878, als ich als Reserveoffizier mit einem ungarischen Regiment im Okkupationsfeldzug war. Aber erlernt habe ich die Sprache nicht; dazu ist sie zu schwierig. Auch bin ich von jedem Chauvinismus frei; ich habe es z. B. durchgesehen, daß im vorigen Jahre an unserer Fakultät ein Lektor für die magyarische Sprache bestellt wurde.“ Sauer empfiehl eine deutsche Ausgabe aller oder der wichtigsten Hefte der erwähnten Zeitschrift. Aus dem Inhalt des 4. Heftes sei herausgehoben: R. Hartmann, Das Lüttöser Adam- und Evaspiel; E. von Schwarz, Eine volkstümliche Abteilung des „Germanistischen Institutes“ an der Universität Budapest.

Sudetendeutsche Familienforschung (Aussig). Aus dem Inhalt des 4. Heftes 1929/30: J. Ulrich, Die Familiennamen aus dem Behebuch der Stadt Tepl vom Jahre 1551—1583; J. Richter, Verzeichnis der Zunamen in den Kirchenmatriken von Rangenau bei Böhm.-Leipa bis 1784; A. Dietl, Ahnentafel; Alois John; F. Fischer, Ahnentafel; A. Stifter (Fortsetzung, VI.—VIII. Geschlechterfolge). Aus dem Inhalt des 1. Heftes 1930/31: J. Bezdek, Die Kirchenbücher der Schönhengster Sprachinsel; R. Siegl, Die ältesten Familiennamen in Eger; E. Kober, Zur Namensdeutungssache; F. Bohl, Zu meiner Bilderahnentafel; F. Fischer, Ahnentafel des Dr. A. M. Pleischl.

Walde Heimat (Budweis). Das Septemberheft 1930 bringt eine geschichtliche Darlegung „Geistliche Volksschauspiele“ von F. Th. Panz und einen Abdruck des bekanntesten Feuerlegens „Bist mir willkommen, feuriger Gast“ mit Mitteilungen

aus der Chronik von Strobniß, wonach hier ein Brand im Jahre 1694 durch in das Feuer geworfene Agabenzettel gedämpft wurde. Im Oktoberheft widmet R. J. Beppa einen eingehenden und liebevollen Aufsatz dem Mundartdichter J. Zettl, F. Pröll berichtet über Überglauben, Besprechungen und Sympathie im Böhmerwalde (leider ohne Angabe der Quellen), G. Waszl teilt das Märchen vom närrischen Jögl in einer Fassung aus der Throbolder Gegend mit. Vom Novemberheft an veröffentlicht die Zeitschrift unter „Bausteine zur Heimatkunde“ kürzere belehrende und unterhaltende Beiträge.

Der Pilsner Kreis (Staab). Aus dem Inhalt der von Dr. A. Bergmann unsichtig geleiteten Zeitschrift (3./4. Heft 1930) seien die folgenden Beiträge hervorgehoben: A. Flopmann-Kraus, Die Familie Linhart in Gradzen (Aufstieg einer Familie: Ahnen Volksheilkünstler, Nachkommen Ärzte); J. Andreeß, Die Wenzlics (Ahnenafel und Familiengeschichte, verfaßt von Dr. William Wenzlic, Arzt in Dos Angeles); A. Güdthorn, Das alte Bauernhaus in der Umgebung von Mies; S. Fröhlich, Vom alten Bildbaum bei Lochuzen.

Unser Egerland (Eger). Im 6. und 7./8. Heft setzt G. Haszmann seine fleißige Untersuchung „Aufriß der Sprachengeschichte des Egerlandes“ fort; im 6. Heft veröffentlicht G. Treizler „Graßlicher Spitz- und Hausnamen“. Im 9. Heft beendet Haszmann seine Arbeit und J. Dorsch bemerkt zu dem Lied „Gäwe mit da Durl“ in den Egerländer Volkslieder von A. John und J. Czerny (2. Heft, Nr. 6), daß Czerny die ihm seinerzeit von Dorsch vorgelegene Weise des Liedes eigenmächtig zu dem in der Sammlung von A. Hruschka und W. Toischer „Deutsche Volkslieder aus Böhmen“ S. 150, Nr. 70, ohne Weise stehenden Lied „Bäu is ma Bbivl“ herangezogen hat.

Beiträge zur Heimatkunde des Auffsig-Karbiher Bezirkes (Auffsig). — Im 2. Heft 1930 berichtet J. Weyde über das Auffsiger Zeitungswesen, F. J. Umlauf setzt seine Geschichte der Burg Blantenstein fort, wozu eine Reihe weiterer, vorwiegend geschichtlicher Beiträge kommt. Aus dem 3. Heft ist namentlich die Untersuchung von W. Schuster über den Ortsnamen Auffsig, der wahrscheinlich sorbischer Herkunft ist, zu nennen.

Die böhmische Heimat (Trautenau). — Im 6. Heft 1930 handelt A. Kahler über die Entstehungsgeschichte von Wedersdorf und J. Meißner berichtet ausführlich über die Vorträge von E. Gierach, E. Schwarz, G. Jungbauer und B. Schier bei dem Kurs für Heimatforschung, der am 3. Mai in Hohenelbe stattfand. Im 7. Heft bespricht J. Mühlberger das Aukuser Heimatmuseum. Die Beiträge von G. Herrmann (Weihnachtsspiele) und J. Meißner (Bilderbuch der Mundart) finden ihre Fortsetzung im 8. Heft.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). Aus dem Inhalte des 1./2. Heftes 1930 sei herausgehoben: E. Dieß, Alter bäuerlicher Besitz und alte Bauerngeschlechter im Zwittauer Gebiete. — Rüstet zum Osterreiten! — G. Nerad, Die Dorfbühne. — G. Schwarzer, Ein Brief aus Karpathenrußland. — Im 3./4. Heft, das J. Staeger gewidmet ist, schildert G. Felll die Verhältnisse in der Brünner deutschen Sprachinsel. Nicht bloß für Deutschmährer, sondern für das ganze Deutschtum gilt das trübe Bild, das G. Preibsch, ausgehend von dem unheilvollen Geburtenausfall der letzten Jahre, im 5./6. Heft für „Die Zukunft Deutschmährens“ entwirft, wozu sein Aufsatz in der „Familienkundlichen Beilage“ des 7./8. Heftes über „Die Bevölkerungsverchiebungen im Schönhengstgau“ eine Ergänzung bildet. Dieses Heft enthält ferner einen Abdruck des von uns im 2. Heft veröffentlichten Beitrages von H. Hruschka „Eine Bauernhochzeit in Südwestböhmen“. Das reich mit Bildern versehene 9./10. Heft ist der Sprachinsel Wischau gewidmet und enthält unter anderm eine genaue Bestandsaufnahme der deutschen Bevölkerung vom Mai 1930.

Das Ruhländchen (Neutittschheim). Aus den bisher erschienenen acht Folgen des 12. Bandes (April—Oktober): Th. Schuster, Geschichte der Arbeiterbewegung in Neutittschheim; J. Riß, Kinderreime; B. Willcher, Sprüche und Redensarten aus Bautsch und Umgebung; Das Haus und seine Aufschriften im Ruhländchen (aus dem Nachlasse von St. Weigel); J. Göß, Etwas aus der Geschichte der Pöschlauer Dorfkirche; E. Hausotter, Ein Erbgerichts-Privilegium aus dem Jahre 1797.

Witteilungen zur Volks- und Heimatkunde des Schön-
hengster Landes (Mähr.-Krübau). Diese Zeitschrift erscheint nun wieder als
Vierteljahrsschrift. Das 1. Heft des 26. Jahrgangs (1930) bringt eine gewissenhafte
Arbeit „Die Kirchenbücher der Schönhengster Sprachinsel“ von J. Bezdek und vier
Heden, die der „Kuchenprediger“ oder „Freimon“ bei Hochzeiten in Kornitz hielt,
mitgeteilt von G. Tilscher. Im 2. Heft beginnt R. Bedel mit einer umfangreichen
Stoffsammlung „Volkskündliches“ und teilt zunächst zahlreiche Kinderdichtungen mit.
Im 3. Heft teilt A. Jensch sieben zumeist in Ober-Heimgendorf aufgezeichnete Sagen
mit und liefert einen Beitrag zur Flurengeschichte der Dörfer der ehemaligen Herr-
schaft Mähr.-Krübau und Türau. Endlich trägt G. Tilscher zu den früher ver-
öffentlichten Liedern aus Runarz noch fünf Lieder nach.

Karpathenland (Reichenberg). Im 2. Heft 1930 gibt G. Franze eine
treffliche Übersicht über die deutschen Siedlungen in Karpathenrußland, A. Daker
bietet ein geschichtlich treues Bild der Barbara Köhl in Schemnitz (gest. 1575), die
in der Sage als „Hexe vom Jungfernschlößel“ weiter lebte, J. Gréb berichtet und
ergänzt den früher an gleicher Stelle erschienenen Aufsatz zum Oberzipfer Bauern-
haus von B. Wschenbrenner, St. M. Richter teilt Frühlingsgedächtnisse und Volks-
sprüche aus Deutsch-Pröben mit, J. Hanika bespricht ein Pfannen-Dörrhäuschen
in Deutsch-Pröben, L. Wässerle veröffentlicht Sagen und Volkskündliches aus
dem gleichen Orte, A. Karasetz-Danger macht auf die Sage von der Sandfrau in
Schmiedshäu aufmerksam und F. Kreysler schildert die Verhältnisse in der platt-
deutschen Siedlung Tschermant bei Neutra. Das 3. Heft enthält die Beiträge: E.
Gierach, König Gebortius; R. Zeisel, Die ältesten Nachrichten über die deutschen
Siedlungen und den Goldbergbau, bzw. die Goldwäscherei an der oberen Neutra;
J. Hanika, Häu oder Hau? und Die Herkunft des Namens Kolbenheher; St. M.
Richter, Die Ernte in Deutsch-Pröben; J. Grmehy, Hochzeitsbräuche aus der Um-
gebung von Kremnitz; J. Gréb, Bibliographie der Zipser Volkskunde.

Zipfer Heimat. Heimatkundliche Beilage der Karpathenpost (Räsmart).
Die 1. Folge 1930 dieser von Bruno Bene geleiteten Beilage enthält eine Würdigung
des Zipser Mundartdichters Dr. Aurel Jensch (1858—1921) von J. Vojsch,
ferner Hochzeitsprüche aus Einsiedel, die 2. Folge einen umfangreichen Beitrag
mit Bildern von E. Közogh über „Die Denkmäler der Untenker in Drouh“,
ferner eine kurze Darstellung des bei Hochzeiten in Einsiedel üblichen Fah-
schlagens u. a.

Zur Beachtung

Neuen Abnehmern wird der Jahrgang 1929 der Zeitschrift zu dem er-
mäßigten Preise von 25 Křsch., in Halbleinen gebunden 35 Křsch., nachgeliefert.
Wittellose Gemeindegliedereien können den gleichen Jahrgang unentgeltlich
erhalten, wenn sie ein diesbezügliches Ansuchen (ungekoppelt) an den staatlichen
Büchereinstruktor Dr. Anton Moucha in Prag III., Malbëžské nám. 1, richten.

Das 6. Heft des I. Jahrganges (1928) ist vollständig vergriffen. Es wird zum
vollen Preise von der Verwaltung der Zeitschrift zurückgekauft. Das 1.—5. Heft
kann um den Preis von 20 Křsch. bezogen werden.

Probesthefte zur Werbung neuer Abnehmer stehen jederzeit zur Verfügung.
Nachforderungen nicht erhaltener Hefte sind postfrei, wenn auf dem Brief-
umschlag der Vermerk „Postfreie Zeitungsbeschwerde“ steht.

Die Bezueher in Deutschland und Österreich werden darauf aufmerksam gemacht,
daß beim Postschekamt Leipzig das Konto Nr. 28.668 und beim Österreichischen
Postsparkassenamt in Wien das Konto Nr. 103.119 für unsere Zeitschrift eröffnet
wurde.

Für jene Abnehmer, die für 1930 noch keine Bezugsgebühr entrichtet haben,
liegen diesem Heft Eragsscheine, bzw. Zahlkarten bei.

Das nächste Heft erscheint Ende Jänner. Beiträge hiezu erbittet die Schrift-
leitung bis 31. Dezember.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Bocelova 10.
Druck von Heinz Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag. Erlaß Nr. 1806—VII—1928.

3. Jahrgang 1930

6. Heft



Gudetendendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben von
Dr. Gustav Jungbauer

Mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur
und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die
Tschechoslowakische Republik in Prag

Jährlich 6 Hefte

Einzelpreis: 6 Ktsch. — Jahrespreis: 30 Ktsch.

Prag 1930

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Beiträge, bei welchen ersucht wird, einseitig beschriebene, lose Quartblätter mit Rand zu verwenden, Tauschschriften, Besprechungsstücke, Bestellungen, wie auch alle anderen Zuschriften sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII. Vocelova 10.

Nachdruck der Beiträge ist nur mit Bewilligung des Herausgebers gestattet. Unverlangt eingeschickten Arbeiten müssen Rückmarken beigelegt werden.

Bezugspreise: Das einzelne Heft 6 Ktsch., für Deutschland 1 Mk., für Österreich 1'60 S., für das übrige Ausland 1'40 Schw. Fr. — Jahrespreis: 30 Ktsch., für Deutschland 5 Mk., für Österreich 8 S., für das übrige Ausland 7 Schw. Fr. — Postcheckkonto Prag Nr. 207.729. — Leipzig Nr. 28.668. — Wien Nr. 103.119.

Kirchenkunst

Osterreichische Zeitschrift für Pflege religiöser Kunst

Im Auftrage der österreichischen Leo-Gesellschaft
herausgegeben von Anselm Weipenhofner und Josef Ringler

Die Zeitschrift „Kirchenkunst“ nimmt regen Anteil an den Fragen des Neu- und Ausbaues, der Anschaffung und Erneuerung und erschließt das unbergängliche Gut der Vergangenheit.

Die reich illustrierte Zeitschrift wird vier Mal im Jahre in Heften von 24 bis 32 Seiten Umfang in Quartformat erscheinen. — Der Bezugspreis für das ganze Jahr beträgt S 8.—, der Einzelpreis des Heftes S 2.50.

Probeheft S 1.— **Krhital-Verlag G.m.b.H., Wien** Prospekt gratis

Kennen Sie schon

DIE BROCKHAUS-

ILLUSTRIERTE



Kostenlose Mittelungsblätter
des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig

Sie wird Ihnen viel Anregungen geben können. Nummer 1 mit zahlreichen Abbildungen und Aufsätzen soeben erschienen. Verlangen Sie das Heft kostenlos und unverbindlich in einer Buchhandlung oder direkt vom Verlag

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG

Der Unterzeichnete ersucht um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der „Brockhaus-Illustrierten“

Name u. Stand:

Ort u. Wohnung:

Volksebildungsarbeit

Mitteilungsblätter für die deutsche öffentliche Bildungspflege.

Herausgeber: Sonderausschuß des Verbandes der deutschen Selbstverwaltungskörper in der Tschechoslowakischen Republik für das gesamte Volksebildungswesen in Teplitz-Schönau, Schulplatz.

Schriftleiter: Prof. Oskar Dreyhausen, Teplitz-Schönau, Goethegasse 28.
Jährlich 10 Hefte, ein Heft Ktsch. 3.—, Jahresbezug Ktsch. 20.—

Bestellungen bei der Verwaltung in Teplitz-Schönau, Schulgasse 14.

Der Deutsche Kulturverband

ist der einheitliche Schulschutzverein der Sudeten- und Karpathendeutschen.

Er erhält derzeit 33 eigene Schulen und 107 eigene Kindergärten und kommt in 17 Orten zur Gänze für den häuslichen Privatunterricht auf.

Er gewährt in mehr als 600 Fällen jährlich Beiträge für die Schulerhaltung, für Bauten und Bauserstellungen, für Lehr- und Lernmittel, für Suppenanstalten, für die Bekleidung armer Kinder, für Weihnachtsbescherungen und dgl.

Er schützt den bedrohten Unterbau unseres volkseigenen Kulturlebens.

Gründet Ortsgruppen! Werbet Mitglieder! Veranstaltet Feste!

Betreuet die Sammeltürme! Führet die Zehnminutensammlung durch!

MEYERS LEXIKON



EIN GRIFF GENÜGT

**12 BÄNDE VON A-Z
VOLLSTÄNDIG**

Ausführlicher, illustrierter Prospekt
kostenlos durch jede Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis:

- Egon Lendl**, Sudetendeutsche Kolonisten in Oberflawonien.
Dr. Gustav Jungbauer, Sprachinselvölkerkunde. (Schluß.)
Karl W. Klier, Zum deutschen Volkstanz.
Richard Zeisel, Der Dumme hat's Glück. Märchen aus der Deutsch-Probener Sprachinsel.
Franz J. Beranek, Zum Hausbau in Karpathenrußland.

Kleine Mitteilungen.

- Adolf König**, Ein Hirtenspiel aus Reichenberg.
Johann Vlezina, Zukunftserforschung in der Weihnachtszeit.
M. Slawitschek, Anastasius Kafenjchluder und die Volksüberlieferung.
Truhfangln aus Annaberg (Ostgalizien).
Karl Redel, Dreschflegelreime aus dem Schönhengstgau.
Adolf Glütelhorn, Wie man Ertrunkene findet.
Hans Freising, Die Flußmuschel in der Volksmeinung.
Dr. Rudolf Kubitschek, Merkwürdige Tiernamen.
Emma Saxl, Bei- und Spottnamen aus Grulich und Umgebung.
Von den deutschböhmisches Siedlern im Banat.
Sudetendeutsches Mundartenwörterbuch.
Völkstündliche Vorlesungen an der Deutschen Universität in Prag.

- Atlas der deutschen Volkskunde.
Einlauf für das Archiv.
Antworten.
Umfragen.
Anzeigen: Bücher, Zeitschriften.

Hochschulwissen

Monatschrift für das deutsche Volk und seine Schule.

Erscheint unter dem Protektorate der Prager deutschen Hochschulen.

Inhalt: Aufschlußreiche, allgemein verständliche Darstellungen aus allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur. Illustriert.

Mitarbeiter: Hochschulprofessoren.

Bezugspreis: Einzelheft Ktsch. 6.—, jährlich Ktsch. 60.—. (Probehefte kostenlos.)

Verlag **Ed. Strache, Wernsdorf, Nordböhmen.**

